


# Ethische Kultur

## Wochenschrift

zur

Verbreitung ethischer Bestrebungen

1894



# Ethische Kultur

## Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Herausgegeben

von

**Dr. Georg von Gizycki,**
Professor der Ethik an der Universität Berlin.

Zweiter Jahrgang.

**1894.**



**Berlin.**
Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

# Autoren-Register 1894.

Adams-Walther.
Adler, Felix.
Albrecht, W.
Andrea, Ant.
Auerbach, Albert.
Baader, Gustav.
Baader, Ottilie.
Bender, Hedwig.
Berlin, Fanny.
Bernstein, Recha.
Bernstorff, Andreas Graf von
Blöker, E. E.
Bohl, Johannes.
Bolberitz, Georgine von.
Bolin, Wilhelm.
Bonghi, R.
Büchner, Ludwig.
Bülow von Dennewitz, Gertrud Gräfin.
Bunsen, Georg von.
Castner, Elvira
Cathrein, Victor.
Cauer, Minna.
Clemens, P.
Cobbe, Frances Power *
Colomb, M. von.
Curasso, Arthur.
Danziger, Hermann.
Dodel, A.
Döring, A.
Eberle, A.
Ebner-Eschenbach, Marie von.*
Egidy, M. von
Engell-Günther, J.
Evers, Franz
Foerster, Friedrich Wilhelm.
Foerster, Wilhelm.
Gavanescul, J
Gebauer, Olga.
Gerhard, Adele.
Gerhard, Stephan.
Gizycki, Georg von.
Gizycki, Lily von.
Gizycki, Paul von.
Guttzeit, Johannes.
Hahnemann, Max
Harmening, Ernst.
Harrison, Frederic.
Hennig, Richard.
Henning, Richard.
Hennings, Heinrich.
Herold, F.
Himmelbaur, J.
Höffding, Harald.
Horinek, B.
Horn, Ewald.
Hübbe-Schleiden.
Ignotus.
Jodl, Friedrich.
Kombli, C. W.
Keibel, Martin.
Köppen, W.
Krapotkin, Fürst Peter.*
Kroll, Elsa.
Kurella, Hans.
Kurella, Marie
Landmann, Th.
Liers, Ernst.
Lindner, B
Lindsay, A. C.
Maier, Gustav.
Mangasarian, M. M.*
Mießner, Elisabeth
Moyseowicz-Uhlmann, Agathe.
Natorp, Paul
Naumann, Fr.*
Nerlich, A
Neumann, Wilhelm
Neupauer, Joseph Ritter von.
Pastor, Willy.
Paulsen, Friedrich.
Peiser, Bona.
Penzig, R.
Petersen, Georg Paysen.*
Pfungst, Arthur.
Platter, J.*
Polenz, Wilhelm von.
Rebe, Eugenie.
Reich, Emil.
Renker, Felix.
Rheinhold, Hugo.
Römer, A.
Rueprecht, Chr.
Runze, Georg.
Sodinus, Paul
Salter, William Mackintire.
Schiff, Ludwig.
Schmidt, Conrad.
Schultze, Ernst.
Schulz, Karl Th.
Somerset, Lady Henry.
Strich, Klara.
Suttner, Baronin Bertha von.
Thurow, H.
Tiburtius, Franziska.
Tönnies, Ferdinand.
Tolstoy, Graf Leo.
Troll-Borostyáni, Irma von.
Villard, Fanny Garrison.
Weiß, Berthold
Willard, Frances.
Wille, Bruno.
Wislicenus, Walter F.
Woltmann, L.
Wulckow, Richard.

Artikel von Autoren, deren Namen mit einem * versehen sind, sind keine Originalbeiträge.

# Inhalt des zweiten Jahrganges.

## Abhandlungen.

## Äußerungen über die sittliche Bestimmung der Frau.



## Biographische Essays.



## Skizzen und Erzählungen.



## Lebensbilder.



## Gedichte



## Sprüche.



## Vermischtes.

## Bücherbesprechungen.



## Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.



## Die ethische Bewegung im Ausland.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährl. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2092.

# Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

## Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Herausgegeben von
**Dr. Georg von Gizycki,**
Professor der Ethik an der Universität zu Berlin.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

| II. Jahrgang. | Berlin, den 6. Januar 1894. | Nr. 1. |
|---|---|---|





### Die ethische Lebensansicht.

Von William Mackintire Salter in Philadelphia.*)

Unsere Lebensweise wird in weitem Umfange durch unsere Gedanken über das Leben bestimmt. Hierunter verstehe ich nicht die Gedanken, welche uns dann und wann kommen, einen Augenblick bei uns weilen und dann verschwinden, sondern unsere zur Gewohnheit gewordenen Gedanken, die Gedanken, welche eine feste Ueberzeugung werden, welche die Verfassung unseres Geistes ausmachen. Marc Aurel erklärt, wir seien das, was unsere gewöhnlichen Gedanken sind, denn die Seele werde von den Gedanken gefärbt. Welches sind nun unsere gewöhnlichen Gedanken über das Leben, was ist unsere Lebensansicht? Keine Frage ist von entscheidenderer Wichtigkeit, keine geht tiefer und berührt uns inniger.

Ich möchte Sie für diejenige Auffassungsweise gewinnen, welche ich der Kürze wegen die ethische Lebensansicht nennen werde. Ich will dieselbe entwickeln und in ihren verschiedenen Beziehungen darstellen.

Einige von Ihnen werden sie bereits haben, und diese werde ich durch meine Wiederholung hoffentlich nicht langweilen, sondern nur in ihrer Überzeugung bestärken; Andere werden über diese Dinge nur schweifende Gedanken haben, oder wenn sie überhaupt eine bestimmte Ansicht hegen, kann dieselbe von ganz anderer Art sein. Möchte ich es wenigstens vermögen, Sie klar sehen zu lassen, was ich meine, und Ihre ernste Aufmerksamkeit auf diese Frage zu richten!

Vielleicht kann ich zu Beginn nichts besseres thun, als, um die Sache durch ihren Gegensatz deutlicher zu machen, die gewöhnlich von den Menschen gehegte Ansicht kennzeichnen, — die Ansicht, zu welcher sie durch tief wurzelnde Instinkte geführt werden; wir wollen sie die instinktive Lebensansicht nennen. Goethe findet einen glücklichen Ausdruck für sie, wenn er sagt, daß die letzten Beweggründe der Thätigkeit des Individuums von dreierlei Art seien: „Es will sich ernähren, Kinder zeugen und die nähren, so gut es vermag.“ Goethe ist so kühn zu sagen: „Weiter bringt es kein Mensch, stell' er sich, wie er auch will.“ Und ob dies nun eine übertriebene Behauptung sein möge oder nicht, — niemand wird die mächtige Natur dieser instinktiven Begierden in Frage stellen. Es ist möglich, daß es Menschen giebt, deren gesamte Thätigkeit aus der einen oder anderen dieser Quellen entspringt — aus dem Wunsche zu leben, oder dem Wunsche, Nachkommenschaft zu haben, oder dem Wunsche, für ihre Nachkommenschaft alles, was sie thun können, zu leisten. Hierin liegt ohne Zweifel das Motiv eines großen Teiles der in der Welt gethanen Arbeit; hieraus entspringt gewöhnlich die Thätigkeit im Geschäftsleben, hieraus Fleiß und Sparsamkeit; ja selbst die Gesetze und Regierungen, so weit sie für unseren persönlichen Schutz und die Sicherheit unseres Eigentums notwendig sind, haben keinen anderen Ursprung. Und doch geht alle diese mannigfache Thätigkeit nicht über uns selbst hinaus. Unsere Kinder sind, wie die Väter und die Mütter wissen, nur ein Teil, eine Erweiterung unserer selbst; und auch unser Interesse an einem geordneten Gemeinwesen kann nur darauf ausgehen, daß wir und die Unsrigen in der Verfolgung unserer Privatzwecke beschützt werden. Es ist nicht so leicht, die Menschen zu benennen und zu charakterisieren, wie die Meinungen; und doch kennen Sie Alle vielleicht Personen, deren Gedanken, allem äußeren Anschein nach wenigstens, sich nicht über diesen engen Interessenbereich hinaus erstrecken. Sie beziehen sich auf Erfolg und Wohlleben der eigenen Person und der Kinder; was sie in diesen Punkten berührt, das fesselt ihre Aufmerksamkeit; sie sind fleißig, meist ehrlich und friedfertig und lieben ihr Heim; — aber über ihr Geschäft und ihre Familie hinaus geht ihre Sorge nicht eben sehr. Der Wahlspruch der Leute dieser Art ist: Lasset uns für uns selber und die anderen lasset für sich sorgen. — Ich habe keine grobe Selbstsucht im Sinne, keine Geneigtheit, Andere zu schädigen, sondern einfach die Gewöhnung, sich den anderen vorzuziehen, sich an die erste Stelle zu setzen, das Leben vom Standpunkte unseres persönlichen und — was dazu gehört — unseres Familieninteresses aus zu betrachten und alles nach seinem Verhältnis hierzu zu beurteilen. Niemand wird mich so verstehen, als wollte ich, indem ich dies sage, die Thätigkeiten, die in uns selbst ihr Ziel haben, irgendwie tadeln. Zu streben, sich am Leben zu erhalten und das Dasein sich angenehm zu machen, zu arbeiten, um ein Heim und Kinder zu haben, und für seine Kinder alles, was man kann, zu thun, — das sind nicht nur unschuldige und natürliche, sondern sogar würdige Gegenstände; unwürdig wäre nur dies: bei ihnen stehen zu bleiben, keine Interessen über sie hinaus zu haben, von unserm Bewußtsein alle die weiteren Ausblicke fernzuhalten, welche jeder Mensch haben sollte. Und doch, fürchte ich, ist diese engherzige Lebensansicht die in der Welt herrschende; die Gattung als Ganzes scheint noch in ihrer Kindheit zu sein und diese Phase festhalten zu wollen; und die, welche an höhere Dinge denken und durch diese ihre Lebensansicht gestalten lassen, sind in der Minderheit.

*) Vortrag, in englischer Sprache gehalten in der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, Abteilung Berlin, am 25. November 1893; autorisierte Übersetzung vom Herausgeber d. Bl.

Ein Schritt über die instinktive Auffassung hinaus, von der ich soeben geredet habe, wird von denjenigen gethan, welche die Welt zu erforschen wünschen, — von den Männern der Wissenschaft. Der wissenschaftliche Trieb führt den Menschen aus sich heraus und erweitert seine Seele. Nicht mehr auf persönlichen Vorteil bedacht, beobachtet, untersucht und zergliedert der wissenschaftliche Forscher die Dinge; nur die Wahrheit sucht er zu erkennen, die genaue, vollkommene Wahrheit. Ja, die Welt des Menschen, der Gesellschaft, der Geschichte, und die Erscheinungen des eigenen Geistes kann man erforschen, nicht um irgend welche Vorteile dadurch zu erlangen, sondern aus reinem, uninteressiertem Wissenstriebe, aus dem Verlangen, keinen Winkel des Daseins unergründet zu lassen. Das Leben des Forschers, des Gelehrten mag uns seltsam erscheinen in seiner Zurückgezogenheit und Weltverlorenheit, seiner Gleichgiltigkeit gegen äußeres Glück und Vorwärtskommen, seinen ihm ganz eigentümlichen Freuden und Befriedigungen; aber es ist eine willkommene Erinnerung daran, daß der Mensch nicht immer vom Brot allein lebt, daß er eine höhere Natur hat, welche sich zuweilen zur Geltung bringt.

Und doch befriedigen die wissenschaftlichen Bestrebungen nicht den ganzen Menschen, — doch ist die Lebensansicht, welche sie entstehen lassen, nicht die höchste. Es gehört zur eigensten Natur der wissenschaftlichen Forschung, daß wir bei der Untersuchung eines Gegenstandes alle Ideen und Ideale, alle vorgefaßten Meinungen und Forderungen unseres eigenen Geistes bei Seite lassen; wir haben bei den Thatsachen Belehrung zu suchen, wenn wir uns zum Reiche der Natur oder der Geschichte wenden, und unser eigener Geist kann nichts lehren. Ideen darüber, was die Welt sein sollte, haben in der Physik oder Biologie keine Stelle. Wir haben die Thatsachen anzunehmen gerade so wie sie sind. Vorstellungen darüber, was das Schicksal eines Volkes hätte sein sollen, was es zu leiden oder zu genießen verdiente, haben keinen Wert, wenn wir ausfindig zu machen suchen, was die wirkliche Geschichte des Volkes war. Ideale Vorstellungen davon, was Jesus oder andere Religionsstifter gewesen sein müssen, was sie gesagt haben können und was nicht, weil sie von göttlicher Natur oder unter göttlicher Leitung gewesen seien, sind in der gesunden historischen Kritik nicht am Platze; vielmehr haben wir uns aus den vorliegenden Datis ein Bild zu machen, — wir dürfen uns nicht eines im Voraus entwerfen und dann die Data ihm entsprechend auslegen. Mit einem Worte: in der Geschichte ist der Idealismus nicht am Platze. Und so ist es denn nicht sonderbar, daß Menschen mit ausschließlich wissenschaftlichen Bestrebungen, Menschen, deren Neigung und Sinnesart durch sie bestimmt worden ist, auch Idealen berechtigter Art mehr oder minder zweifelnd gegenüberstehen. Sie fühlen sich in dieser Region oft nicht heimisch; sie sind, wie die ausschließlich mathematischen Geister, daran gewöhnt, bei Allem Beweise zu verlangen, wenn Wahrscheinlichkeiten oder Aussichten ihnen vorliegen — der Kompaß, an dessen Benutzung sie gewöhnt sind, hilft ihnen hier nicht. Wenn unsere ganze Arbeit die gewesen ist, unsern Geist zu einem Spiegel für die Thatsache zu machen, so sind wir naturgemäß etwas in Verlegenheit, wenn wir den Prozeß umzukehren und erst zu entscheiden haben, was die Thatsache sein sollte. Aber dies ist, wie einige Überlegung uns zeigt, eben das, was wir bei allem Handeln thun müssen. Denn in diesem Falle folgt nicht das Bild oder die Vorstellung der Thatsache, die Vorstellung wird nicht durch die Beobachtung der Thatsache gewonnen, sondern sie geht ihr voran und entscheidet, was die Thatsache sein soll. Nachdem eine Handlung gethan ist, dann kann sie natürlich, wie jede andere Thatsache der Natur, beobachtet werden; aber zuvor existiert sie noch nicht, und ich habe die Weise ihrer Existenz zu bestimmen; und wenn meine ganze Geistesneigung und Gewöhnung wissenschaftlich ist, so kann es leicht geschehen, daß ich mich abgeneigt fühle, neue und unerprobte Wege zu betreten. So entsteht naturgemäß eine Disposition, sich an das, was bereits ist, zu klammern, eine Abneigung zu wagen, eine Neigung, die Welt und die Gesellschaft zu nehmen, wie wir sie finden, und zu glauben, daß die Zukunft von der Vergangenheit nur wenig verschieden sein kann. Der rein wissenschaftliche Mann ist geneigt, den Charakter für fest zu halten und Ideale, welche von der Wirklichkeit weit abweichen, utopisch zu nennen. Es ist für die Menschen überhaupt am leichtesten, es verlangt die geringste Anstrengung des Verstandes und der Einbildungskraft, in den alten Geleisen zu verbleiben und dem Herkommen zu folgen; aber was ich jetzt sage, ist dieses, daß, selbst wenn ein Geist hochgebildet ist, doch, falls er in jener Weise nur in einer Richtung entwickelt ist, in ihm die natürlichen konservativen, dem Fortschritt abgewandten Tendenzen der Gattung verstärkt werden.

Indem ich dies sage, will ich natürlich nicht wissenschaftliche Individuen, sondern nur eine Geisteshaltung schildern, welche von den einzelnen Personen vollkommen angenommen werden kann oder nicht, und welche bei den meisten wahrscheinlich nur eine Tendenz ist. So auch ist die Lebensansicht, von der ich zuerst gesprochen habe, nur eine Tendenz; vielleicht giebt es in Wirklichkeit keinen Menschen, welcher nicht bisweilen an etwas denkt, was über sein persönliches oder Familieninteresse hinausgeht; aber bei alledem ist sie eine wirklich bestehende Tendenz, und sie kann in einem Leben thatsächlich herrschen. In England, wo ich soeben war, sympathisiert von den großen Naturforschern — außer vielleicht Wallace — meines Wissens keiner mit dem Reformgeiste der Zeit. Es würde absurd sein zu sagen, daß sie ohne ideale Impulse seien; aber diese Impulse haben sich niemals so bethätigen können, sind niemals so gepflegt und durch ihre Lebensgewohnheiten so verstärkt worden, daß sie machtvolle, herrschende Kräfte geworden wären.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Religion und Moral.

Von Graf Leo Tolstoy. (Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Zum Verständnisse der Philosophie und der Wissenschaft bedarf es der Vorbereitung und des Studiums; für den religiösen Begriff ist solches nicht notwendig; er ist sofort jedem zugänglich, sei es auch dem begrenztesten und ungebildetsten Menschen.

Damit der Mensch seine Beziehung zu der ihn umgebenden Welt oder zu deren Ursprunge erkenne, bedarf er weder philosophischer noch wissenschaftlicher Kenntnisse; der Überfluß an Kenntnissen kann vielmehr die Erkenntnis hemmen, indem er sie durch Überlastung versperrt; notwendig ist bloß: eine, wenn auch nur zeitweise, Entsagung gegenüber den Eitelkeiten der Welt, eine Erkenntnis der eigenen materiellen Nichtigkeit, und eine Wahrhaftigkeit, die, wie es auch im Evangelium heißt, öfters in Kindern und in ganz einfachen, am wenigsten gebildeten Menschen zu finden ist. Deshalb sehen wir auch, daß oft die einfachsten, ungelehrten und ungebildeten Leute vollkommen klar, bewußt und leicht die höhere christliche Lebensanschauung annehmen, während die gelehrtesten und kultiviertesten Leute fortfahren, in dem rohesten Heidentume zu verharren. So sehen wir z. B., wie die verfeinertsten und hochgebildetsten Leute den Sinn des Lebens im persönlichen Genusse oder in der Befreiung ihrer selbst vom Schmerze sehen, wie es der höchst kluge und höchst gebildete Schopenhauer gethan hat, oder in der Rettung der Seele vermittelst der Sakramente und der Gnade, wie es höchst gebildete Leute geglaubt haben und glauben, während der russische Bauer-Sektant, der kaum zu lesen und zu schreiben versteht, ohne die geringste geistige Anstrengung den Sinn des Lebens gerade in dem erkennt, worin ihn die größten Weisen der Welt, Epiktetos, Marcus Aurelius und Seneca, erkannten: in der Erkenntnis seiner selbst als eines Werkzeuges des Willens Gottes — als des Sohnes Gottes.

Sie werden mich jedoch fragen: Worin besteht denn das Wesen dieser nicht wissenschaftlichen und nicht philosophischen Art der Erkenntnis? Wenn diese Erkenntnis keine wissenschaftliche und keine philosophische ist, was ist sie dann für eine? Wodurch wird sie bestimmt? — Auf diese Fragen kann ich nur Folgendes antworten: Da die religiöse Erkenntnis diejenige ist, auf welcher jede andere sich gründet, und die jeder andern Erkenntnis vorangeht, können wir sie nicht präzisieren, da uns das Werkzeug dazu fehlt. In der theologischen Sprache wird diese Erkenntnis Offenbarung genannt. Und diese Benennung, wenn man dem Worte Offenbarung keinerlei mystische Bedeutung beilegt, ist vollkommen richtig, weil die Erkenntnis weder durch Studium, noch durch Bemühungen eines einzelnen oder mehrerer Menschen, sondern dadurch gewonnen wird, daß einzelne oder mehrere Menschen jene Äußerung der unendlichen Vernunft, die sich allmählich den Menschen offenbart, in sich aufnehmen.

Weshalb konnten die Menschen vor zehntausend Jahren nicht begreifen, daß der Sinn ihres Lebens nicht erschöpft wird durch das Wohl des Individuums, worauf eine Zeit kam, wo die Erkenntnis des Lebens als Familie, Gemeinschaft, Volk und Staat sich den Menschen offenbarte? Weshalb that sich in unserem historischen Gedächtnisse die christliche Lebenserkenntnis den Menschen kund? Und weshalb offenbarte sie sich gerade diesem oder diesen Menschen und gerade zu dieser Zeit und gerade an diesem und nicht an einem andern Orte, gerade in dieser und nicht in einer andern Form? Wenn man sich bemühen wollte, diese Fragen zu beantworten, indem man die Ursachen davon in den historischen Bedingungen der Zeit, des Lebens und des Charakters jener Menschen sucht, die sich zu allererst diese Lebensanschauung angeeignet haben, welche sich sodann in den besonderen Eigenschaften dieser Menschen kund gethan hat, so wäre es dasselbe, als wollte man sich bemühen, die Frage zu beantworten, weshalb die aufgehende Sonne zuerst gerade diese und nicht andere Gegenstände beleuchtet. Die Sonne der Wahrheit steigt immer höher und höher über dem Weltall auf, erleuchtet es immer mehr und spiegelt sich in den Gegenständen wieder, welche zu allererst der Beleuchtung der Sonnenstrahlen ausgesetzt und am meisten fähig sind, dieselben zurückzuwerfen. Die Eigenschaften aber, welche diese oder jene Menschen mehr als andere befähigen, diese aufgehende Wahrheit in sich aufzunehmen, sind nicht irgend welche aktive Eigenschaften des Verstandes, sondern vielmehr die passiven Eigenschaften des Herzens, die selten mit einem großen und bedeutenden Verstande zusammenfallen: Entsagung gegenüber den Eitelkeiten der Welt, Erkenntnis der eigenen materiellen Nichtigkeit, Wahrheitsliebe, — wie wir es auch an allen Religionsstiftern sehen, die sich nie, weder durch philosophische noch wissenschaftliche Kenntnisse ausgezeichnet haben.

Meiner Meinung nach besteht der Hauptirrtum, der mehr als alles andere den wahrhaften Fortschritt unserer christlichen Menschheit hemmt, gerade darin, daß die Männer der Wissenschaft unserer Zeit, die sich jetzt auf den Stuhl Moses' gesetzt haben, geleitet von der zur Zeit der Renaissance wiederhergestellten heidnischen Weltanschauung, die roheste Verunstaltung des Christentums für das Wesen des Christentums ansehen und feststellen, daß dies ein von den Menschen bereits durchlebter Zustand sei, und behaupten, daß im Gegenteil jene heidnische gemeinschafts-staatliche, alte, thatsächlich von der Menschheit überlebte Lebensanschauung, an der sie festhalten, gerade die höchste und zwar eine derartige Lebensanschauung ist, an der die Menschheit unabweichbar festhalten muß, — daß sie das wahre Christentum, welches jene höchste Lebensanschauung bildet, der die ganze Menschheit entgegengeht, nicht nur nicht verstehen, sondern sich auch gar nicht bemühen, es zu verstehen.

Die Hauptursache dieses Mißverständnisses liegt darin, daß die Männer der Wissenschaft, nachdem sie mit dem Christentum zerfallen sind und die Nichtübereinstimmung desselben mit ihrer Wissenschaft erkannt haben, die Schuld davon nicht ihrer Wissenschaft, sondern dem Christentum zugeschrieben haben, d. h. sie haben geglaubt, nicht was thatsächlich der Fall ist, nämlich daß ihre Wissenschaft um 1800 Jahre vor dem Christentum, das bereits den größten Teil der gegenwärtigen Gesellschaft umfaßt, zurückgeblieben ist, sondern das Christentum sei um 1800 Jahre vor der Wissenschaft zurückgeblieben. Aus dieser Verwechselung der beiderseitigen Rollen entsteht auch die auffallende Erscheinung, daß es keine Menschen mit verworreneren Begriffen über das Wesen des wahren Wissens, über Religion, über Moral und über das Leben giebt, als die Männer der Wissenschaft; und eine noch auffallendere Erscheinung ist die, daß die Wissenschaft unserer Zeit, während sie wahrhaft große Fortschritte auf ihrem Gebiete der Erforschung der Bedingungen der materiellen Welt vollbringt, sich in dem Leben der Menschen als vollständig unnütz oder in ihren Folgen schädlich erweist.

Und deshalb glaube ich, daß keinesfalls, weder die Philosophie noch die Wissenschaft die Beziehung des Menschen zum Weltall feststellt, sondern nur die Religion. (Forts. folgt.)

## Kinderglaube.

Von Arthur Pfungst.

Wißt Ihr noch, wie wir als Kinder saßen
Um den runden Tisch zur Abendzeit
Und die lange Winternacht vergaßen
Bei den Märchen der Vergangenheit?

Wißt Ihr noch, wie uns einst tiefes Weh,
Wundersames Mitgefühl erfaßte,
Als wir hörten von der bösen Fee,
Die das Königskind so grimmig haßte,

Daß sie zornig trat an seine Wiege
Und ihm fluchte laut in ihrem Grolle,
Daß es nie des Lebens Leid besiege,
Daß es nimmer glücklich werden solle?

Und wir hörten es mit tiefen Schmerzen,
Dachten nicht an Geister mehr und Elfen,
Trauernd frugen wir in unserm Herzen:
„Wer vermag dem Königskind zu helfen?“

Ach, wie oft erbleicht der Völker Hoffen,
Wenn sie hilflos blicken auf ihr Weh
In dem Wahn, es habe sie getroffen
Solch ein Fluch der mitleidlosen Fee!

Und doch können wir das Schicksal zwingen
Und erhellen uns're Lebensnacht:
Menschenwille kann das Kraut erringen,
Das den alten Fluch zu nichte macht.

## Shake hands.

Am Schlusse der Gerichtsverhandlung, die in Leipzig gegen zwei Franzosen stattfand, drückten die zur Sitzung zugeladenen militärischen Sachverständigen den des Urteils harrenden Angeklagten plötzlich die Hand. Die Franzosen hatten das Verbrechen des Landesverraths gegen Deutschland verübt und die deutschen Offiziere den Schuldbeweis gegen die Fremdlinge führen helfen. So hatten beide Teile ihre Pflicht gethan, jene als Spione, diese als Gutachter, und jeder für sein Vaterland. „Heute mir, morgen Dir“, mochten die Franzosen denken, und: „wie ich Dir, so Du mir“ die Deutschen für den Fall eines Prozeßverfahrens mit ausgetauschten Rollen wünschen.

Ob wohl Einer der Prozeßbeteiligten dem gehäuften Widersinn nachgedacht hat, der durch das „shake hands" mit dem Mantel der höflichsten, aber auch oberflächlichsten Nächstenliebe zugedeckt wurde?

Um dieselbe Zeit veranstaltete der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes in Berlin eine Abendfestlichkeit, zu der außer anderen Gästen auch der Botschafter der französischen Republik erschienen war. Die beiden Spione waren mit Wissen und auf Kosten ihrer Regierung gereist. Doch weiß man selbstverständlich in den Kreisen der offiziellen Staatsvertretung von solchen Dingen nichts, und wenn auch die Emissäre mit mehrjähriger Festungshaft bestraft werden — welche Ahndung nach allgemeinen Strafrechtsgrundsätzen auch den Emittenten als Anstifter oder Gehilfen treffen müßte, wenn er dem betreffenden Landesstrafrecht unterworfen werden könnte —, so steht das einer ungetrübten Fortsetzung der sogenannten freundschaftlichen Beziehungen nicht im Wege. Shake hands drüber — über die Unwahrhaftigkeit im Völkerverkehr! — Wird jemals Ehrlichkeit die beste Politik werden? und wann?

Ein königlicher Erlaß vom 4. Januar 1882 ist durch den preußischen Minister des Innern unterm 20. Dezember v. Js. bei den Regierungspräsidenten und deren untergebenen Beamten wieder in Erinnerung gebracht. Die damals und jetzt wichtigste Stelle des Erlasses besagt, daß für diejenigen Beamten, welche mit der Ausführung der Regierungsakte betraut sind und deshalb ihres Dienstes nach dem Disziplinargesetze enthoben werden können, die durch den Diensteid beschworene Pflicht sich auf **Vertretung der Politik der Regierung auch bei den Wahlen erstreckt.**

Es bedeutet unnütze Mühe, den Erlaß einer für alle Beteiligten und alle Zeit befriedigenden Auslegung zu unterwerfen. **Er war verfehlt und ist es heute noch.** Man macht gewissen Beamtenklassen die **Vertretung der Regierungspolitik auch bei den Wahlen zur Pflicht.** In unserer von politischen und sozialen Fragen übersättigten Zeit verlangt man sonach von gewissen einflußreichen Beamten nicht nur die Hintanstellung der persönlichen Überzeugung und Einsicht hinter die der Regierung, sondern begehrt sogar eine thätige Propaganda für die Wahlwünsche der Staatsleiter, richtiger: **der jeweiligen Staatsleiter.** Ist es schon schlimm, seine Überzeugung für sich behalten zu müssen, so kommt es der Heuchelei nahe, eine von der eigenen abweichende fremde Meinung hervorzukehren. Das ganze Thun aber erscheint charakterlos, wenn heute diese und — nach dem Wechsel der Regierungsklugheit — morgen jene Auffassung vertreten wird. Eine getreue Befolgung des Erlasses würde die Regierung stets im Unklaren darüber lassen, wie maßgebende Kreise über die wichtigsten Fragen eigentlich denken, und im Augenblicke einer ungewollten Machtänderung geradezu die Felonie als Pflicht diktieren.

Ja, wenn die Staatsangehörigen noch des Glaubens sein könnten, daß die bessere Einsicht immer im Haupte der Regierung säße, so ließe sich der Inhalt des Erlasses als Macht der Vorsehung rechtfertigen. Über solchen Glauben sind wir aber glücklich hinaus, und für der konstitutionelle Staat setzte das Mit-Raten und -Thaten des Volkes an die Stelle der landesväterlichen Fürsorge. Vermeint ein Staatsleiter der Neuzeit, daß eine Maschinerie von nicht bloß uniform gekleideten, sondern auch uniform denkthätigen Beamten die Gründe der Staatsweisheit überzeugender gestaltet, als sie an sich sind, so darf er, wovon der Erlaß ein Zeuge ist, zu einer Einwirkung auf die Beamten seine Zuflucht nehmen. Ob freilich auf die Dauer der Erfolg beim regierten Volke den gehegten Wünschen entspricht, das ist eine große Frage; die Antwort hängt von der Wertschätzung ab, die sich ein Landrat oder sonstiger Beamter bei der Wählermasse dadurch zu erringen weiß, daß er heute für den Schutzzoll und morgen für den Freihandel shake hands austeilt.

Weihnachten ist die Zeit, wo der Mund der Christenheit von den schönsten Worten überfließt, und Neujahr der Tag des Beglückwünschens und Händeschüttelns ohne Ende.

Leider ist die Hilfe am geringsten, wo die Freigebigkeit der Rede am größten. „Friede auf Erden" und „Glück zum neuen Jahre" triefen von den Lippen. Wir aber fordern weniger schöne Worte und mehr aufrichtiges Herz, mehr mutige That und weniger gedankenlose shake hands!

Jena, den 28. Dezember 1893. Ernst Harmening.

## Volkslesehallen.

*Von Bona Peiser in Berlin.*

In den Arbeitsplan der Abteilung Berlin der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur ist seit einiger Zeit schon die Gründung einer Volkslesehalle aufgenommen. Das Interesse, welches diese Schöpfung erwecken sollte und zweifellos erwecken wird, dürfte wärmer angeregt werden durch einen Blick auf England, das uns nach dieser Richtung hin weit vorangegangen ist, und speziell auf Manchesters Lesesäle, der Stadt, die ihren Namen für Alles gegeben hat, was rücksichtsloses Streben im Kampfe ums Dasein heißt, und welche doch in der Erziehung des erwachsenen Volkes bahnbrechend und stets führend gewesen ist.

Auf eine vierzigjährige Epoche des Volksbibliothekswesens blickt Manchester zurück. Es war im Jahre 1850, als auf Anregung des derzeitigen Bürgermeisters von M., **John Potter**, im Parlament der Gesetzentwurf vorgelegt und angenommen wurde, nach welchem aus den Armensteuern (rates) ein kleiner Bruchteil (5 Pf. auf 20 Mk.) zur Errichtung von Bibliotheksgebäuden verwendet werden durfte; nur zu den Gebäuden — Bücher mußten durch freiwillige Schenkungen beschafft werden. Und bereits im Jahre 1852 eröffnete Manchester seine erste Volks-Bibliothek. Der Vorteil, den englische Wohnungsverhältnisse vor den unsrigen haben, kommt auch diesen Instituten zu gute, denn die Bibliothek im eigenen, eigens dafür errichteten Hause verfügt vor allem über einen zweckentsprechenden, mit besonderer Sorgfalt ausgestatteten Lesesaal. Ja, es scheint, als ob dem Lesesaal fast mehr Bedeutung beigemessen wird, als der Leihbibliothek; denn bei Neugründungen beginnt man mit der Einrichtung des Lesesaales und aus diesem heraus erwächst die volle Bibliothek.

Bereits im ersten Jahre wurde der Lesesaal von ca. 61 000 Besuchern benutzt, bei einer Bevölkerungszahl von ca. 300 000 Menschen und 20 Jahre vor der Zeit, in welcher die Volksschule in England obligatorisch wurde. Im Jahre 1892 bei einer Bevölkerung von ca. 400 000 Menschen ist der Lesesaal von über 3 000 000 Lesern aufgesucht worden. Freilich nicht mehr der erste Saal allein, sondern es sind seitdem in jedem Stadtteil solche Free-libraries entstanden, jetzt neun an der Zahl und drei im Entstehen begriffen in den neuesten Vorstädten, die incorporirt worden sind, und welche zunächst den Lesesaal erhalten haben.

In diesen Sälen finden sich Journale und Zeitschriften, Tagesblätter jeder Richtung zum freien Gebrauch; Tische und Stühle in gediegener Ausstattung, an den Seiten hohe Pulte, auf denen die großen Tageszeitungen fast aufrecht stehen, um stehend durchgesehen zu werden, an den Wänden meist gute Bilder, teils Eigentum, teils geliehen und von Zeit zu Zeit durch neue ersetzt. Eine Handbibliothek für Bücher ist gleichfalls zur Benutzung offen, und zwar kann man jedes Buch ohne andere Formalität entnehmen, als daß man einen Schein ausfüllt. Das weitgehende Vertrauen, das in die Besucher gesetzt wird, wird durch die sehr geringe Anzahl fehlender oder beschädigter Bücher glänzend gerechtfertigt. Die Säle sind teils für Männer und Frauen ohne Unterschied geöffnet, teils finden sich noch getrennte Zimmer für weibliche Be-

sucher. Seit 1878 sind besondere Zimmer für Knaben eingerichtet worden, und jetzt zählt Manchester sechs solcher Knabenabteilungen, die mit je 500 Büchern und Zeitschriften, sorgfältig für das jugendliche Alter gewählt, ausgestattet sind. Nicht weniger als ca. 450000 Knaben füllten diese ihre eigenen Räume im letzten Jahre, und der Bibliothekar spricht mit Rührung von dem Eifer und dem wohligen Gefühl, mit dem die Burschen über ihren Büchern sitzen, oft Knaben aus den ärmsten Schichten des Volkes und sonst darauf angewiesen, verwahrlost und jedem schlechten Einfluß ausgesetzt, auf der Straße zu liegen. Hier besonders sind weibliche Hilfskräfte thätig, welche die Bücher ausgeben, die Aufsicht führen und Rat und Antwort auf wißbegierige Fragen erteilen, — wie man in England und Amerika gern die heranwachsende männliche Jugend von weiblichen Lehrkräften erziehen läßt. Auch im Anstellen weiblicher Bibliothekare ist Manchester die erste Stadt gewesen, und jetzt sind in den 12 Bibliotheken 60 weibliche Angestellte thätig, die ihren Platz trefflich ausfüllen. Noch ein großer Fortschritt wurde im Jahre 1878 gemacht. Die Lesesäle wurden trotz vielen Widerspruchs der Kirchen und nach heißem Kampfe auch Sonntags geöffnet. Bereits im ersten Jahre war der durchschnittliche Sonntagsbesuch auf ca. 3000 Personen zu schätzen. Das Sonntagspublikum sucht mehr Zerstreuung und Unterhaltung, und daher ist leichtere Lektüre als an den Wochenabenden beliebt. Es ist dies als ein erfreuliches Zeichen dafür begrüßt worden, daß die Möglichkeit, am Sonntag einen angenehmen Aufenthalt und harmlose Zerstreuung bei einem unterhaltenden Buche zu finden, sich als ein wirksames Mittel im Kampfe gegen die Trunksucht bewährt.

Was die Auswahl des Lesestoffes betrifft, so läßt man im allgemeinen dem gesunden Sinn des lesenden Volkes den weitesten Spielraum. Belehrende Lektüre wird stets mehr gefordert, wenn die Bibliothek in einer Gegend eine Zeit lang wirksam gewesen ist. Aber besonders begünstigt wird das Lesen von Dichtungen, weil sie die Phantasie in gesunder Weise anzuregen geeignet sind. Bezeichnend dafür sind die folgenden warmen Worte des englischen Schatzsekretärs Goschen aus einem populären Vortrag: „Ich möchte Euch fähig machen, über Eure eigenen Lebensverhältnisse hinwegzusehen — mit anderen Zeiten zu fühlen, Männer und Frauen anderer Länder zu verstehen und den Genuß eines geistigen Scenenwechsels zu empfinden. Ich möchte, daß Ihr nicht nur trockene Thatsachen lernt, sondern das Gemüt anregt, so gut wie den Verstand. Ich möchte, daß die Thätigkeit der Einbildungskraft, das Studium der Geschichte, Reisebeschreibungen, die weitherzigen Lehren der Dichter und der besten Schriftsteller anderer Zeiten und anderer Länder aufheben möge und zurückhatten den verengenden Einfluß engbegrenzter Lebensverhältnisse und verkümmernden Einzellebens. Das meine ich, wenn ich Euch bitte, die Phantasie zu pflegen. Ich möchte Euch zu anderen, weiteren und edleren Gedankenfeldern führen und Ausblicke auf andere Welten eröffnen, woher erfrischender und kräftiger Hauch über Eure Seelen wehen wird . . . . .

Und glaubt nicht, daß die Pflege dieser Eigenschaft Euch Eure tägliche Arbeit verleiden oder Euch untauglicher für dieselbe machen wird. Im Gegenteil — wie der Körper sich wohler fühlt nach einem Ort- und Luftwechsel, so glaube ich, daß auch der Geist erfrischt wird durch einen gelegentlichen Wechsel der geistigen Atmosphäre. Ich glaube nicht, daß es für Männer oder Frauen gut ist, immer nur die Luft des Geschäftes zu atmen, in dem sie thätig sind. Ich möchte, daß Ihr atmen sollt das erfrischende Ozon der Einbildungskraft." —

Je weiter die allgemeine Volksbildung ausgedehnt wird, um so notwendiger wird die Ergänzung durch die öffentliche Lesestätte. Haben wir in Berlin auch eine Reihe von Volksbibliotheken (so wenig ausreichend und mit dem Anwachsen Berlins schritthaltend dieselben auch in den letzten Jahren gewesen sind) — ganz fehlt uns noch der Lesesaal. Wann wird der Grundstein gelegt werden, der ein Merkstein sein wird in der Kulturgeschichte unserer Tage und ein Friedenswerk, wie wenige geeignet, im Kampfe und Ringen um neue Gesellschaftsformen und Lebensbedingungen versöhnend und ausgleichend, vorbereitend und helfend zu wirken?

## Vermischtes.

**Die Frauenfrage und das Trauungsformular** in dem Entwurf zu der neuen Agende für die preußische Landeskirche ist der Gegenstand eines interessanten Artikels in Nr. 50 v. Jgs. der „Christlichen Welt." Wir wollen einige Stellen daraus anführen. Die Frauenwelt, sagt die Verfasserin, „bildet die Hälfte der christlichen Kirche, die Hälfte der evangelischen Gemeinden. Die gottesdienstlichen Ordnungen und Akte gehen die Frauen genau ebensoviel an wie die Männer: ihr Interesse an den kirchlichen Einrichtungen ist kein geringeres, untergeordnetes; ihre Berechtigung in der Kirche sollte nach der evangelischen Grundlehre vom allgemeinen Priestertum die gleiche sein wie die der Männer, denn: wir sind alle Gottes Kinder durch den Glauben an Christo Jesu, denn wie viele unser getauft sind, die haben Christum angezogen. Hier ist kein Jude noch Grieche, hier ist kein Knecht noch Freier, hier ist kein Mann noch Weib; denn wir sind allzumal einer in Christo Jesu. (Gal. 3, 26—28). Wie aber steht die Sache in unserer Kirche in Wirklichkeit? ‚Das Weib schweige in der Gemeinde!' Dieser Befehl, heute mehr denn je laut gerufen in der Kirche, schlägt alle ihre schöne, gerühmte Gleichberechtigung, alle ihre evangelische Freiheit erbarmungslos darnieder. Ja, die Frau muß schweigen und dulden, daß ihre Rechte unberücksichtigt bleiben, ihr Charisma vergewaltigt wird. Keine Möglichkeit ist ihr in unserer kirchlichen Organisation gegeben, auch ihre Wünsche zu äußern. — —

Ich komme zu den Traufragen: sie lauten bis auf einen Punkt gleich; dieser eine Punkt aber ist eben ungemein wichtig. Während an den Bräutigam die Frage also gerichtet wird:

> Vor Gott dem Allwissenden und in Gegenwart dieser christlichen Zeugen frage ich dich, N. N., willst du diese N. N. als deine Ehefrau aus Gottes Hand hinnehmen, sie lieben und ehren, in Freud und Leid nicht verlassen und den Bund der Ehe mit ihr heilig und unverbrüchlich halten, bis daß der Tod euch scheidet? Ist solches deines Herzens Wille und Meinung, so sprich: Ja —

wird in dieselbe Frage an die Braut noch der Satz eingeschoben: „**willst du ihm unterthan sein in dem Herrn?**" Auf diesen Punkt möchte ich die denkenden und gewissenhaften Frauen besonders aufmerksam machen! Alle die, die es mit ihren übernommenen Pflichten genau nehmen, und die doch der Überzeugung sind, daß nur gegenseitige Unterordnung in der Liebe dem Willen Christi gemäß ist, müssen durch eine Frage, die sie zu **einseitiger Unterordnung unter den Mann verpflichten will**, in Verlegenheit, ja in einen durchs Leben dauernden Gewissenskonflikt geraten. Bisher war doch wenigstens den Geistlichen ein Parallelformular zu fakultativem Gebrauch in die Hand gegeben, in dem die Traufragen an beide Brautleute völlig gleich lauteten; die Braut konnte es sich für ihre Trauung ausbitten; diese Freiheit ist ihr jetzt entzogen. Auch giebt es unter den Pfarrern selbst gerecht- und zartfühlende Persönlichkeiten, denen es schwer wird, ein Formular zu gebrauchen, das gegen ihr christliches Gerechtigkeitsgefühl verstößt. — —

Es liegt klar am Tage, daß die **ungerechte Minderwertung des weiblichen Geschlechts**, die bisher noch den Staatsgesetzen zu Grunde liegt, auch hier in der Kirche in dem Trauungsformular ihren religiösen Ausdruck gefunden hat. Ja, ich wage zu behaupten, daß die im Volksbewußt-

sein noch vorhandene Geringschätzung des weiblichen Geschlechts, sowie die von gleicher Auffassung zeugenden Staatsgesetze zum großen Teil durch die Kirche verschuldet worden sind. — —

Der natürliche Menschenverstand des Volkes, für das ja doch dieses Formular zusammengestellt ist, faßt die Sache so auf, daß der Mann zu befehlen, das Weib einfach zu gehorchen habe, das sei so Gottes Ordnung — und dabei setzt sich unausrottbar im Volksbewußtsein der Begriff vom größeren Werte des Mannes und vom geringeren des Weibes fest; und dies bleibt nicht ohne praktische Folgen, unter denen die Frauen unsäglich zu leiden haben. Ist es ein Wunder, wenn die Sozialdemokratie auch in der Frauenwelt immer mehr an Boden gewinnt, da sie der Frau einen gleichen Wert wie dem Manne zuerkennt? Zumal in der niederen Bevölkerung, wo in unzähligen Fällen die Frau vernünftiger und sittlich besser ist als der Mann, ist dies der Fall. Ich kann gar nicht beschreiben, was ich dabei empfinde, wenn ich z. B. betrunkene Männer sehe (ein nicht seltener Fall in unserm Dorfe) und auf Grund von allerlei Einblicken in deren Familienleben mir ihr Benehmen gegen ihre Frauen bei ihrer Heimkehr vergegenwärtige, dazu der Worte des Paulus gedenkend: Ihr Weiber seid gehorsam euern Männern in allen Dingen als wie dem Herrn! — ich kann mir nicht helfen, das empört mich, und dieses Gefühl teilen mit mir viele denkende Frauen.“ (Und Männer. Anm. d. Red.) — —

„Die Frau in unseren christlichen Kulturstaaten hat heute im allgemeinen den gedankenlosen Sklavensinn abgestreift; sie ist sich ihrer Gleichberechtigung mit dem Manne, ihrer Fähigkeiten, ihrer Kraft, ihrer Pflichten, aber auch ihres Rechtes bewußt geworden. Diese Frau kann nicht dadurch zum Frieden in der Ehe bestimmt werden, daß man ihr immer wieder mit Ermahnungen kommt, die in altjüdischen Anschauungen, in völlig anderen, veralteten Kultur- und Gesellschaftsordnungen wurzeln; im Gegenteil, dies Bemühen, ihr immer wieder das alte Joch über den Hals zu werfen, wo sie doch im Kampf ums Dasein, in ihrer Arbeit, ihrem Können sich als des Mannes Gleichen fühlt, reizt sie zur Opposition nicht nur gegen ihren Mann, sondern auch gegen Kirche und Christentum, weil der Mann im allgemeinen aus den betreffenden Vorschriften der Apostel mehr Nahrung zieht für seinen Hochmut und seine Selbstsucht und sich aus ihnen mehr seiner Rechte als seiner Pflichten bewußt wird.“

Der Herausgeber der „Christlichen Welt“, Pfarrer D. Rade, bemerkt dazu, in der Hauptsache könne man der Verfasserin nur zustimmen, und erklärt: „Das für nachdenkende Gemeindemitglieder Unerträgliche liegt an den Traufragen eben darin, daß der Pfarrer zwar die Braut eigens zu fragen hat: Willst du deinem Mann unterthan sein in dem Herrn? aber den Mann mit der entsprechenden Forderung leer ausgehen läßt. Ich für mein Teil habe das Unbillige und Taktlose dieser besonderen Berücksichtigung der Frau und ihrer Pflicht lange schon lebhaft empfunden und lasse den beanstandeten Satzteil grundsätzlich weg. Und die Verfasserin hat Recht, wenn sie unter dem Gefühl steht, daß es sich hier um ein einschneidendes Interesse der Frau handelt. Denn die ‚in unserem Volksbewußtsein noch vorhandene Geringschätzung des weiblichen Geschlechts‘ erscheint mir, je älter ich werde, desto mehr bei Hoch und Niedrig als eine ganz furchtbare und verhängnisvolle, und ich fürchte, die Kirche hat eine Mitschuld daran. An der interessanten Gedankenlosigkeit der Extrafrage an die Braut kann man sie studieren.“ (Im Original sind die hier im Druck hervorgehobenen Stellen nicht gesperrt. Anm. d. Red.)

---

Weiteres zur Frauenfrage. Wie die „Neuen Bahnen, Organ des allgemeinen deutschen Frauenvereins“, berichten, hat die philosophische Fakultät der Universität Heidelberg das Gesuch des Fräulein Katharina Windscheid in Leipzig um Zulassung zur Promotion nicht abschlägig beschieden. Zum ersten Male wird es dadurch einer deutschen Frau möglich, an einer deutschen Universität die Doktor-Würde zu erlangen.

Bellamy's „New Nation“ berichtet, daß durch das Frauen-Stimmrechts-Amendement der Verfassung von Colorado, welches am 7. November v. J. angenommen worden ist, in diesem Staate die Männer und die Frauen politisch auf absolut die gleiche Stufe gestellt worden sind. —

Wir zweifeln nicht, daß sämtliche zivilisierte Staaten der Welt im Laufe der Zeit diesem Beispiel folgen werden. In hundert Jahren wird man es nicht begreifen, daß man sich einstmals für zivilisiert halten und die Hälfte des Menschengeschlechts zu politischer Rechtlosigkeit verdammen konnte.

---

Die Moral gewisser Anarchisten-Hetzer wird durch eine Mitteilung illustriert, die wir der „Vossischen-Zeitung“ vom 19. Dez. v. J. entnehmen. Diesem Blatte wurde in Bezug auf das Bomben-Attentat in der französischen Kammer aus Paris geschrieben:

„Von gewisser Seite wird immer wiederholt, daß Vaillant's Bombe harmlos gewesen sei. Nach einem Versuche, den der Leiter des chemischen Versuchsamtes der Stadt Paris, Herr Girard, heute im Auftrage des Untersuchungsrichters anstellte, wird es schwer sein, diese Meinung aufrecht zu halten. In einer Lichtung des Waldes von Clamart bei Paris wurde eine größere Anzahl herrenloser Hunde zusammengetrieben. Herr Girard hatte nach Vaillant's Angaben eine der seinigen ganz ähnliche Bombe angefertigt und warf sie, selbst hinter einem dicken Baum geborgen, mit sicherer Hand mitten unter die Meute. Die Bombe platzte und richtete ein Gemetzel unter den Tieren an, die mit zerrissenen Eingeweiden, Verstümmelungen, Blutungen u. s. w. dalagen.“

---

Strafen im Jahre 1893. Der „Vossischen Zeitung“ wurde am 21. Dezember aus Dresden berichtet:

„Wegen schweren Diebstahls, verübt durch das **Abbrechen einer großen Sonnenrose**, die erst durch Erklettern eines hohen Gartenzaunes erlangt werden konnte, wurde gestern vom hiesigen Landgericht ein bisher völlig unbescholtener achtzehnjähriger Tapeziererlehrling zu **drei Monaten Gefängnis** verurteilt. Zwei jüngere Kameraden, die ihm beim Ersteigen des Zaunes behilflich waren, erhielten je fünf Tage Gefängnis.“

Ungefähr gleichzeitig berichteten die Zeitungen, daß ein General, der einen **Mordversuch** begangen hatte, mit **vierzehn Tagen Festung** bestraft worden sei.

---

## Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

### Abteilung Berlin.

In der Versammlung der „Gruppe für ethische Bildung“ sprach am 14. Dezember v. J. Dr. Sell über das Thema:

**Es giebt neben der allgemeinen Moral keine Klassenmoral.**

Redner führte zunächst aus, daß die Ansichten über das, was moralisch oder unmoralisch sei, bei den verschiedenen Völkern zu den verschiedenen Zeiten weit auseinander gegangen seien und auch jetzt noch bei den verschiedenen Berufsklassen ein und desselben Volkes Differenzen ergäben. Je nachdem also der Mensch der Vergangenheit angehöre oder in der Gegenwart lebe, alt oder jung, arm oder reich, gebildet oder ungebildet, dieser oder jener Berufsklasse angehöre, wäre seine Moral, d. h. seine Anschauung über sein Verhalten zu den anderen Menschen oder zu der Gesellschaft, verschieden. Als Beweis

für diese These führte der Redner verschiedene Beispiele an. So z. B. hätten die Völker des Altertums die Institution der Sklaverei als durchaus recht angesehen und selbst Aristoteles hatte sie als notwendig und moralisch betrachtet. In der Gegenwart würde sie aber für absolut verwerflich gehalten, in der Allgemeinheit allerdings nur in der Form des Altertums, nicht in der Wirklichkeit. Eine große Anzahl von Arbeitgebern betrachte die Arbeiter auch jetzt noch nur als Arbeitstiere, nicht als Menschen, mit denen sie gleiche Gefühle und Empfindungen hätten, und viele Arbeitgeber könnten es nicht begreifen, daß der Arbeiter dasselbe Recht habe, auf seinem Recht zu bestehen, wie sie selbst. Betreffs der Moralanschauungen in den verschiedenen Berufsklassen wies der Redner auf die Arbeiter der Güter in den Ostprovinzen hin, welche nie aus dem Gut fortgingen, ohne eine Kleinigkeit, etwas Heu, Holz u. s. w. aus dem Gut mit nach Hause zu nehmen, und diese Handlung für erlaubt hielten. Der Holzdiebstahl aus den Wäldern würde fast in allen Provinzen von den armen Leuten nicht für unmoralisch gehalten. Ferner gäbe es viele wohlhabende und reiche Leute, welche es nicht als ein Unrecht ansähen, dem Staate die ihm gebührenden Steuern teilweise zu entziehen, indem sie sich zu gering einschätzten. Zum Schluß sprach der Redner dann aus, daß es die Kultur-Aufgabe der Gegenwart sei, die vielen leider noch bestehenden Klassen- und Berufs-Moral-Anschauungen durch eine allgemeine Moral zu ersetzen.

Eine lebhafte Diskussion folgte. E. Buchmann.

---

**Abteilung Breslau.**

Sonntag, den 10. Dezember a. J. hielt der zweite Vorsitzende der D. G. E. K. Herr Prof. Dr. Friedrich Jodl aus Prag, in einer von der Abteilung einberufenen, gut besuchten öffentlichen Versammlung einen Vortrag über das Thema:

**Was heißt ethische Kultur?**

Ausgehend von dem Namen der D. G. E. K., der trotz des Spottes der Gegner ein guter Name sei, da er das Programm der Gesellschaft in möglichster Kürze ausspreche, zeigte der Redner, was man unter „Kultur“, unter „Ethik“ und unter der Verbindung dieser beiden Begriffe zu verstehen habe, und wandte sich sodann der Darlegung der Aufgaben und Ziele der D. G. E. K. zu. Er führte dabei etwa folgendes aus:

Nicht nur die Naturwissenschaften haben in neuerer Zeit einen gewaltigen Aufschwung genommen, auch die Ethik habe eine wesentliche Bereicherung und Umbildung erfahren. Während jedoch die gewerbliche Technik durch die Nutzbarmachung der modernen Erfindungen erstaunliche Fortschritte gemacht habe, sei die allgemeine Bildung auf letzterem Gebiete in einem kläglichen Rückstand geblieben. Noch mehr aber als eine Verallgemeinerung und Vertiefung des Wissens thue eine Auffrischung des Wollens not. Wissenschaft und Leben auch auf dem Gebiete der Ethik in Einklang zu bringen, sei eine höchst schätzenswerte Aufgabe, welche nur durch freie Gesellschaften gelöst werden könne. Vor allem aber gelte es das Bewußtsein zu verbreiten, daß die alle Kulturstaaten Europas bewegende soziale Frage nicht nur wirtschaftliche, sondern in erster Reihe ethische Probleme umfasse. Das lieblose Verdammen der Forderungen der Arbeiter, ihrer angeblichen Zügellosigkeit, Rohheit und Sittenlosigkeit, sei ebenso ungerecht wie der Haß und die Erbitterung gegen die wohlhabenden Klassen. Auch der sozialistische Staat würde der Ethik nicht entraten können. Gerade er würde der Mitwirkung ethischer Kräfte in höchstem Maße benötigen, eines Gemeinsinnes und Opfermutes wie er heut nur vereinzelt anzutreffen sei. Wie sollten auch unter der Herrschaft des rücksichtslosesten Klassenegoismus jene hehren Tugenden gedeihen! Infolge des schonungslosen Kampfes der verschiedenen Interessengruppen gegeneinander habe die Entfremdung und Verbitterung weiter Volksschichten bereits einen solchen Grad erreicht, daß man sich kaum noch die Mühe gebe, einander zu verstehen. Hier eröffne sich der D. G. E. K. ein neues Arbeitsfeld. Die Hoffnung einer ethischen Denk- und Fühlweise, die Erhebung der allgemeinen Wohlfahrt zum herrschenden Mittelpunkte alles Strebens sei ein Ziel, das wohl des Schweißes der Edlen wert sei. Zur Verwirklichung jenes hohen und schönen Zieles müsse sich der Propaganda des Worts diejenige der That beigesellen, derart, daß jedes Mitglied einer ethischen Gesellschaft durch seine eigene, wie durch die Lebensführung seiner Familie den Beweis erbringe, daß es ihm mit dem Streben nach Herbeiführung jenes Idealzustandes, in welchem Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und gegenseitige Achtung walten, voller und heiliger Ernst sei. Warum die D. G. E. K. sich keiner politischen Reformpartei angeschlossen habe, sei leicht einzusehen. Wo bliebe bei dem Ringen nach politischer Macht die Ethik? Ebenso habe die ethische Bewegung mit der Religion an sich nichts zu schaffen. Sie stehe auch den Kirchen nicht feindlich gegenüber, lasse sich allerdings auch von dieser Seite ihre Berechtigung nicht absprechen. Daß es eine natürliche Sittlichkeit giebt, sei durch die Erfahrung längst bewiesen und von der Wissenschaft anerkannt. Diese menschliche Moral zur allgemeinen Anerkennung zu bringen, thue um so mehr not, als der Dogmenglaube mehr und mehr schwinde und Gefahr vorhanden sei, daß mit den morschen Stützen auch die sittlichen Grundsätze zusammenbrechen. Die dominierende Stellung der Kirche wiederherstellen zu wollen, sei ein aussichtsloses Bemühen. Beharre die letztere darauf, die Glückseligkeit im Jenseits als das Hauptziel des Lebens hinzustellen, so habe die Gesellschaft für ethische Kultur die doppelte Pflicht, auf das Diesseits hinzuweisen und das Recht auch dem Gläubigen zuzurufen: Handle so, als ob Gott nur durch Menschen thätig wäre! — Reicher Beifall lohnte den Redner für seinen fesselnden Vortrag. — Durch eine Reihe von Beitrittserklärungen ist die Zahl der Mitglieder hiesiger Abteilung auf nahezu 70 angewachsen.

---

## Der amerikanische ethische Bund.

Die ersten beiden Paragraphen (Artikel) der neuen Statuten des amerikanischen Bundes von Gesellschaften für ethische Kultur lauten:

**Artikel I.**

Der Name dieser Organisation soll sein: „Der amerikanische ethische Bund“ („The American Ethical Union“), und derselbe wird gebildet aus der Gesellschaft für ethische Kultur in New-York, der Gesellschaft für ethische Kultur in Chicago, der Gesellschaft für ethische Kultur in Philadelphia und der Gesellschaft für ethische Kultur in St. Louis.

**Artikel II.**

I. Der allgemeine Zweck der ethischen Bewegung, wie sie durch diesen Bund repräsentiert wird, ist, das sittliche Leben seiner Mitglieder und des Gemeinwesens zu erheben, und sie heißt alle Diejenigen herzlich willkommen, welche mit diesem Ziele sympathisieren, gleichviel welches ihre theologischen oder philosophischen Meinungen sein mögen.

II. Die besonderen Zwecke des Bundes sind: 1. die Gemeinschaft zwischen den Gesellschaften für ethische Kultur, sowie die mit den außen stehenden Personen, welche mit unseren Zielen sympathisieren, zu verstärken; 2. für die Ausbildung ethischer Lehrer zu sorgen; 3. geeignete Litteratur zu veröffentlichen und zu verbreiten; und 4. alle solche weiteren Gegenstände zu befördern, welche sich von Zeit zu Zeit dem Bunde empfehlen.

---

## Briefkasten.

Herr Justizrat Dr. **Leonard Jacobi**, Rechtsanwalt und Notar in Berlin, schreibt uns folgendes:

„In Nr. 51 der „Ethischen Kultur“ vom 16. Dezember v. J. wird in dem „Ein Interview mit einem Modell“ überschriebenen Artikel von Lily von G. der Bericht eines „als gewissenhaft und brav empfohlenen“ Modells wiedergegeben, warum es die Volksküchen nur dann besuche, wenn es ihm ganz schlecht geht.

„Die Herren, die die Teller wegtragen, — erzählt das Modell — sind so grob und führen so rohe Redensarten, daß ein anständiges Mädchen sich schämen muß.“ — „Und dann die Damen, die hinkommen! Sie sehen zwar fein aus, bewirten und beschenken die Mädchen; — sind aber in Wirklichkeit Kupplerinnen, welche, nachdem sie „das arme Wurm“ verführt haben, selbst die Polizei rufen u. s. f.

Da die Verfasserin am Eingange sowohl, wie am Schlusse des Artikels hervorhebt, sie wolle nicht ausgedachte, sondern nur wahre Geschichten schreiben, so halte ich mich verpflichtet, berichtigend zu bemerken, daß obiger Bericht, soweit er die Berliner Volksküchen betrifft, kein wahres Wort enthält. Davon kann sich Jedermann auf die einfachste Weise überzeugen, indem er die Volksküchen, in welchen „Herren“ und „Damen“, wie sie oben beschrieben sind, gar nicht existieren, selbst besucht.

Hochachtungsvoll und ergebenst

der Vorsitzende des Zentralvorstandes
des Vereins Berliner Volksküchen von 1866
Dr. L. Jacobi, Justizrat.“

Wir behalten uns vor, auf diese Angelegenheit zurückzukommen.

---

**Druckfehlerberichtigung.**

In der Abhandlung Graf Leo Tolstoys in Nr. 52 und 53 ist zu lesen:

S. 411 1. Sp. Z. 6 v. u. statt „Sitten“ Vorstellungen. Z. 19 v. u. statt „Zusammenstellung von Gebräuchen“ Kodex von Sätzen. Z. 26 v. u. statt Gebräuche, Gebräuchen.“ Sätze, Sätzen. S. 412 1. Sp. Z. 4 v. o. statt „Offenbarung“ Personificierung. S. 413 1. Sp. Z. 10 f. statt „und wird somit gewöhnlich auf u. s. w.“ um so mehr, weil gewöhnlich die Lehre des Stifters auf Jahrhunderte, ja gar auf Jahrtausende das Verständnis der Massen antecipiert; und deswegen scheint es, daß es dergleichen Beziehungen der Menschen zum Weltall, d. h. Religionen, viele giebt. Z. 24 v. o. statt „gesetzt“ gesandt. Z. 42 v. o. statt „Taoismus“ Taoismus. 2. Sp. Z. 25 v. o. statt „Taoisten“ Taoisten. S. 419 2. Sp. Z. 3 v. o. statt „bereits dasjenige u. s. w.“ bereits Eines existieren mußte, ohne welches keinerlei Gedankenthätigkeit möglich ist, nämlich eine gewisse Beziehung zu der Welt oder zu deren Urgrund. Z. 4 v. u. statt „die der Erforschung einer gewissen u. s. w.“ die sich dank einer gewissen, von der Religion festgestellten Beziehung des Menschen zum Weltall der Erforschung aufdrängen.

In der Besprechung des Kurelto'schen Werkes in Nr. 52 ist zu lesen auf der 1. Sp. Z. 20 v. u. Nebels statt Übels, 2. Sp. Z. 9 v. u. mehr statt mir.

# Anzeigen.

## Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Den Mitgliedern der Abteilung Berlin der D. G. E. K. wird hierdurch in Betreff der von Anfang Januar bis Mitte April 1894 abzuhaltenden Versammlungen Folgendes ergebenst angezeigt

### 1. Plenarversammlungen

im großen Saale des Langenbeckhauses (Ziegelstr. 10).

Donnerstag, den 11. Januar, 8 Uhr abends: Vortrag des Herrn Dr. von der Eye (Nordhausen): „Shakespeare im Lichte der ethischen Kultur-Entwickelung".

Montag, den 29. Januar, 8 Uhr abends, Monatssitzung und Vortrag des Herrn Privatdocenten Dr. Jastrow: „Sozialismus und Liberalismus", mit darauf folgender Diskussion.

Sonntag, den 11. Februar, 5 Uhr: Vortrag des Herrn Geheimrat Professor Dr. Foerster: „Das Glück und die sittliche Freiheit", nachher geselliges Zusammensein.

Freitag, den 23. Februar, 8 Uhr abends, Monatssitzung und Vortrag des Herrn Dr. Penzig: „Sünde und Erlösung".

Dienstag, den 13. März, 8 Uhr abends, Abteilungstag mit Wahl des Vorstandes und der Revisoren und Entgegennahme des Berichtes über die Bethätigung und Vermögenslage der Abteilung.

Sonntag, den 15. April, 5 Uhr: Vortrag des Herrn Direktor Professor Dr. Döring: „Die Triebfedern des sittlichen Handelns", nachher geselliges Zusammensein.

### 2. Gruppenversammlungen

in unserem Lesesaale (Langenbeckhaus) um 8 Uhr abends:

Sonnabend, den 13. Januar: Erste (pädagogische) Gruppe: Vortrag des Herrn Direktor Prof. Dr. Döring: „Die Sozialdemokratie und der ethische Unterricht"; mit Diskussion.

Donnerstag, den 18. Januar: Zweite Gruppe (für ethische Bildung). Tagesordnung: „Zur Ethik der Diskussion", Referent Herr Professor Dr. Bruno Meyer.

Donnerstag, den 25. Januar: Dritte (sociale) Gruppe: Vortrag des Herrn Dr. Friedr. Wilh. Foerster: „Soziale Not und ethische Kultur"; mit Diskussion.

Sonnabend, den 10. Februar: Erste Gruppe: Tagesordnung: „Die französische Elementarschule", Referent: Herr Direktor Professor Dr. Döring.

Donnerstag, den 15. Februar: Zweite Gruppe: Tagesordnung: „Zur ethischen Kritik der Heiligung der Mittel durch den Zweck", Referenten in der vorangehenden Gruppensitzung zu wählen.

Donnerstag, den 22. Februar: Dritte Gruppe: Vortrag des Herrn Rechtsanwalt Dr. Rothe: „Über die Entschädigung unschuldig Verurteilter", mit Diskussion.

Sonnabend, den 10. März: Erste Gruppe: Tagesordnung: „Über die Volksschule und den ethischen Unterricht in Italien, sowie über das Buch von Edmondo de Amicis „Herz". Referenten: Herr Geheimr. Prof. Dr. Foerster und Herr Direkt. Prof. Dr. Döring.

Donnerstag, den 15. März: Zweite Gruppe: Vortrag des Herrn Direktor Dr. Arnheim: „Ein Wort zur ethischen Selbstkultur", mit Diskussion.

Donnerstag, den 22. März: Dritte Gruppe: Vortrag des Herrn Schriftsetzer Albert Massini: „Die Ethik der verkürzten Arbeitszeit", mit Diskussion.

---

Außerdem werden innerhalb des bevorstehenden Vierteljahres gemeinsam von der zweiten und der dritten Gruppe in unserem Lesesaal um 8 Uhr Diskussionsabende über einige Hauptpunkte der sozialen Frage im Interesse der Klärung und die Verständigung der Mitglieder untereinander, veranstaltet werden.

Näheres über die Tage und die Themata dieser Diskussionsabende wird in der Versammlung der zweiten Gruppe am Donnerstag, den 18. Januar im Anschluß an die Tagesordnung „Zur Ethik der Diskussion" vorgeschlagen und weiterhin an jedem Diskussionsabend für den folgenden festgestellt werden.

Im März und April sollen außerdem einige öffentliche Versammlungen mit Vorträgen über ethisch-soziale Fragen in geeigneten größeren Lokalitäten veranstaltet werden, worüber Näheres seinerzeit veröffentlicht werden wird.

Endlich werden am Sonntag, den 21. Januar und am Sonntag, den 3. März um 5 Uhr im großen Saale des Langenbeck-Hauses von der zweiten Gruppe und zwar unter Leitung und Mitwirkung unseres Mitgliedes, Herrn Prof. Gernsheim, Kammermusik-Abende mit nachherigem geselligem Zusammensein veranstaltet werden, zu denen für den Saal nur die Mitglieder der Gesellschaft gegen Vorzeigung der Mitgliedskarte Zutritt haben werden. Zu den Galerien sollen Eintrittskarten ausgegeben werden, deren Verteilung nach den von den Ausschüssen und Kommissionen der Gruppen oder von einzelnen Mitgliedern eingehenden Anträgen erfolgen wird.

Berlin, Anfang Januar 1894. Im Auftrage:

Das Bureau der D. G. E. K.

Dr. Penzig.











Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährlich 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2092.

# Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

## Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Herausgegeben von

**Dr. Georg von Gizycki,**

Professor der Ethik an der Universität zu Berlin.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

**II. Jahrgang.** | **Berlin, den 13. Januar 1894.** | **Nr. 2.**





### Ethische Selbsterziehung.

Von Paul von Gizycki.

Die Philosophen des klassischen Altertums sahen ihre Aufgabe nicht nur darin, ihren Schülern eine gewisse Summe von Kenntnissen zu übermitteln, sondern der ausgesprochene Zweck ihrer Belehrung war, diejenigen, die mit ihnen verkehrten, ethisch zu erziehen, sie zu guten und glücklichen Menschen zu machen. Das Ziel ihres Strebens war in erster Linie auf das Glück des Individuums gerichtet; den Weg, auf welchem sie dieses Glück erreichen wollten, nannten sie Tugend und den Mann, welcher Tugend und Glückseligkeit in sich vereinigte, den Weisen. Wie sie das Glück des Menschen als vorzugsweise in der Beschaffenheit des Individuums liegend ansahen, so war ihr Bestreben, dieses Individuum in eine solche geistige Verfassung zu versetzen, daß es allen Schicksalsschlägen, allen glücklichen und unglücklichen Zufällen des Lebens gegenüber innerlich völlig ruhig und heiter bleiben könne. Zu diesem Zwecke erschien ihnen nichts notwendiger, als die Seele von all ihren Schwächen, der Furcht, der Begierde, dem Jähzorn, dem Neide, der Eitelkeit, kurz von allen Leidenschaften, die sie Krankheiten nannten, zu heilen. Die Philosophie wird nicht selten als medicina animi, die Heilkunst der Seele, bezeichnet, und die Litteratur des klassischen Altertums bot eine unerschöpfliche Fülle von Schriften dar, welche Trost in jeder Anfechtung verhießen und der Heilung jeder einzelnen Schwäche des menschlichen Herzens, wie man sie damals auffaßte, gewidmet waren. Die Abhandlungen, die wir noch jetzt von Cicero, Seneca, Plutarch u. A. besitzen, geben uns ein anschauliches Bild, welche Wege man einschlug, um die Krankheiten der Seele zu heilen. Sie sind trotz mancher sophistischen und rethorischen Tiraden und trotz der prinzipiell von der modernen abweichenden Moralauffassung auch jetzt noch in hohem Grade beherzigenswert und werden von Menschen, denen an ihrer sittlichen Fortbildung gelegen ist, nicht ohne Nutzen gelesen werden. Im Altertum war man fest davon überzeugt, daß durch die Lektüre solcher Schriften die Menschen wirklich von ihren moralischen Gebrechen geheilt werden könnten; und nicht bloß Philosophen von Beruf, sondern Weltmenschen wie Horaz verordnen ihren Freunden in gewissen Seelenzuständen die heilsame Medizin der Philosophie. Wenn man die Schriften der alten Philosophen liest, so will es einen bedünken, als ob diese Menschen weit ernster und reiflicher als wir darüber nachgedacht hätten, wie man sich die innere Zufriedenheit erwerben und erhalten könne, und als ob sie mit viel größerem Eifer und größerer Konsequenz, als dies heute geschieht, das Ziel ihrer ethischen Ausbildung verfolgt hätten.

In unserer Zeit hat die Philosophie die Rolle als Trösterin und Erzieherin des Menschengeschlechts, wie es scheint, gänzlich verloren. Die jungen Männer, welche sich heute in den Hörsälen der berufenen Lehrer der Philosophie versammeln, verfolgen ganz andere Zwecke als die Philosophenschüler des Altertums. Sie wollen, wenigstens in ihrer großen Mehrzahl, irgend ein praktisches Ziel, sei dies nun ein Titel oder ein Examen, erreichen und denken vielleicht nicht einmal im Traume daran, daß die Philosophie sie weise und glücklich machen könnte.

Die Ethik des griechischen und römischen Altertums zielte, wie gesagt, auf die Glückseligkeit des Individuums ab. Dieser Standpunkt ist im Laufe der Entwickelung besonders durch das Christentum theoretisch wenigstens, wenn auch nicht praktisch, überwunden worden. Die moderne Ethik setzt sich nicht die Glückseligkeit des philosophierenden Individuums zum Ziele, sondern sie fordert, so sehr auch die Formeln der einzelnen Richtungen verschieden sein mögen, im allgemeinen von dem Einzelnen die Förderung des Wohles anderer, des Wohles der Gesamtheit. Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst — das ist im klassischen Altertum niemals als die oberste Forderung der Moral angesehen worden. Das Glück der anderen spielte immer nur insofern eine Rolle, als es sich unwillkürlich durch das Streben nach der eigenen Glückseligkeit verwirklichte; darum fehlte der Ethik der erhabensten Denker des Altertums der Impuls zur Verbreitung auf die Massen, die Initiative zur Bekämpfung sozialer Übelstände. Die Philosophen des Altertums bekannten sich zum Teil mit einem Freimut, der uns in Erstaunen versetzt, zu den heterodoxesten, die Volksanschauungen und den Volksaberglauben schwer verletzenden Ideen. Einige erklärten die Sklaverei für naturwidrig und verwerflich, andere kritisierten die Volksvorstellungen von den Göttern und den Glauben an die Götter überhaupt, manche bestritten die Berechtigung der politischen Gemeinschaften und der Gesetze des Staates; aber weder ein Sokrates oder ein Demokrit, noch selbst ein Diogenes oder Krates setzte eine reguläre Agitation ins Werk, um die Mißstände, welche sie empfanden, abzustellen. Dem geistigen und leiblichen Elend der sie umgebenden Welt wußten sie nur die stolze Unerschütterlichkeit des Weisen, nicht aber die Thatkraft des sozialen Reformers entgegenzustellen.

Die moderne Auffassung in der Ethik stellt andere Ideale und andere Pflichten in den Vordergrund. Sie darf und will nicht mehr ein Vorrecht der wenigen Wohl-

situierten und höher Gebildeten sein und das Glück des Einzelindividuums sichern, sondern sie fordert, daß einer für alle und alle für einen eintreten, und daß jeder einzelne, der Kraft und Mut in sich fühlt, sich zum Schutze der Schwachen und Unterdrückten wappne und Übelstände, unter denen seine Brüder seufzen, mit Energie und Aufopferung bekämpfe.

Wenn auch unsere Auffassung ohne Zweifel eine höhere ist als die der alten Philosophen, so ist sie doch methodisch noch lange nicht so bis ins Einzelne ausgebildet wie die egoistische Ethik des Altertums. Insbesondere richtet sich weder unsere Jugenderziehung, noch die für Erwachsene berechnete ethische Litteratur in demselben Maße darauf, Männer und Frauen zu erziehen, welche geeignet sind, erfolgreich an der ethischen Aufgabe zu arbeiten, die uns unsere moderne Pflichtenlehre vorschreibt. Es handelt sich für uns darum, Persönlichkeiten auszubilden, welche durch ihre ganze physische und geistige Beschaffenheit, durch ihre Gewohnheiten, Fähigkeiten und Kenntnisse geeignet sind, leitende Rollen in dem großen Kampfe für die Gleichberechtigung unserer notleidenden Brüder und Schwestern zu übernehmen. Um solcher Stellung gewachsen zu sein, bedürfen jene Persönlichkeiten natürlich einer gewissen Summe von körperlichen und geistigen Anlagen. Das Maß dieser Anlagen ist aber keineswegs derart, daß es die Natur nur selten ihren Lieblingen in den Schoß wirft. Gute Durchschnittsbefähigung dürfte in den meisten Fällen bei geeigneter Erziehung Persönlichkeiten heranzubilden im Stande sein, welche der Aufgabe, von der hier die Rede ist, vollkommen gewachsen sind. Solch eine Persönlichkeit muß körperlich gesund und tüchtig zu physischer und geistiger Arbeit sein, gewöhnt an Ordnung und Ausnutzung ihrer Zeit, von einer Ausdauer und Beharrlichkeit, welche kein Mißerfolg zu entmutigen vermag, geübt im Ertragen von Strapazen und Entbehrungen, ausgerüstet mit physischem und geistigem Mut, in ihrem Fache geschickt und mit einer guten allgemeinen Bildung ausgerüstet, fähig, ihre Gedanken in klarer und korrekter Sprache mündlich und schriftlich zum Ausdruck zu bringen, im Verkehr höflich, geduldig, freundlich und bescheiden, gewöhnt, ihren Zorn, ihre Begierden, ihre üble Laune und ihre Zunge im Zaume zu halten. Man wird kaum bestreiten können, daß alle diese Eigenschaften bei geistig und körperlich normal beanlagten Menschen durch eine geeignete Erziehung zu erreichen sind. Ein großer Teil dieser Vorzüge wurde im Altertum mit zu den Kardinaltugenden des Weisen gerechnet; es sind Fähigkeiten, welche auch heute noch als Tugenden anerkannt werden müssen, deren höchster Wert aber darin liegt, daß sie gute Wehr und Waffen im Kampfe für noch erhabenere Ideale sind. Ein Mensch, der die geschilderten Eigenschaften besitzt, der seine Begierden zu beherrschen weiß, der Gesundheit, physischen Mut, Ordnungssinn, Fleiß, hartnäckige Beharrlichkeit mit guter Gewandtheit im Reden und Schreiben und gründlichen Kenntnissen vereinigt, wird im Kampfe für die materielle und ideelle Hebung des Menschengeschlechtes ein vortrefflicher Bundesgenosse und guter Offizier sein. Solch ein Mensch wird durch materielle Not nicht zu bändigen, durch Drohungen nicht einzuschüchtern, durch Belohnungen nicht zu bestechen, durch Trugschlüsse nicht zu übertölpeln sein. Seine Stimme wird im Getümmel des Schlachtfeldes der öffentlichen Meinung ihr vernehmliches Kommando erschollen lassen, und seine geschickte Feder wird stets und überall der Sache, der sie dient, zum Ruhm und Vorteil gereichen. Diese Fähigkeiten allein bedingen natürlich noch nicht die sittliche Tendenz des ganzen Menschen, sie sind, wie gesagt, Waffen und können sowohl im Kampfe für eine edle wie für eine minder gute Sache geführt werden. Aber gerade darum, weil sie ein so außerordentlich wirksames Rüstzeug im Kampfe für sittliche Ideen bilden, müssen sie in die Erziehung der leitenden Persönlichkeiten der ethischen Bewegung mit aufgenommen werden.

Wir Älteren können freilich nicht von vorn anfangen und haben infolge von früheren Versäumnissen in unserer ethischen Ausbildung mancherlei nachzuholen, daher werden uns unsere Erfolge auf diesem Gebiet vielfach nicht befriedigen; aber es ist niemals zu spät, an die Heilung unserer Gebrechen zu gehen und zu versuchen, weise und gut zu werden. Um so ernstere Pflichten erwachsen uns aber für die ethische Erziehung unserer Kinder, in denen sich, wenn wir treu unsere Pflicht erfüllen, hoffentlich einige der Ideale verwirklichen werden, nach denen wir mit sehnsüchtigen Blicken wie nach dem Lande der Verheißung ausschauen.

Wenn wir uns nun fragen, welchen Weg wir wohl einschlagen können, um uns diese vorbereitenden Tugenden, die ja im wesentlichen verschiedene Formen und Grade der Selbstbeherrschung repräsentieren, anzueignen, so müssen wir gestehen, daß die moderne ethische Litteratur eigentlich nichts aufzuweisen hat, was sich den Schriften der alten Philosophen auf diesem Gebiete zur Seite stellen ließe. Die Mehrzahl derjenigen Schriften, welche in unserer Zeit ähnliche Probleme behandeln, sind auf jugendliche Leser berechnet; solches sind beispielsweise die verdienstvollen Werke des englischen Moralisten Samuel Smiles. Ähnliche Tendenzen wie die seiner Werke, die namentlich Konsequenz, Sparsamkeit, Beharrlichkeit, Mut, Ehrlichkeit lehren, finden sich ja auch in unzähligen Abschnitten der in den Schulen aller Kulturvölker gebräuchlichen Lesebücher. Als Ergänzung zu diesen Anregungen könnte man die Biographieen von politischen Reformern, Erfindern, Forschern, Organisatoren auf dem Gebiete der Industrie, kurz, allen solchen Persönlichkeiten anführen, welche sich durch Beharrlichkeit und Ausdauer aus Armut und Unwissenheit zu Wohlstand, Bildung und Ansehen emporgearbeitet haben. Ein gutes Muster derart ist die Autobiographie Benjamin Franklins. Diese Persönlichkeiten dürfen freilich in ihren allgemeinen Tendenzen nicht ohne weiteres als vorbildlich angesehen werden. Was man von ihnen lernen kann, ist die Einsicht, daß konsequentes Streben und unablässige Arbeit zum Ziele führen und daß Ehrlichkeit die beste Politik ist. Theoretische Werke aus der neueren Litteratur, welche ähnliche Ziele verfolgen, wüßte ich kaum anzugeben. Manches läßt sich, wenigstens für jüngere Leute, aus den geistreichen Briefen Lord Chesterfields an seinen Sohn lernen, einem Werke, das trotz seiner zuweilen recht laxen Moral außerordentlich viele treffende und beherzigenswerte Winke für das Benehmen junger Männer enthält. Neben solchen modernen Schriften muß aber immer wieder auf die Werke der Alten verwiesen werden, vorzugsweise auf die Abhandlungen des Seneca und Plutarch. Doch diese Lektüre allein genügt nicht. Um sie fruchtbar zu machen, muß sie durch stete praktische Übung ergänzt werden.

Als eins der wirksamsten praktischen Mittel zu sittlicher Förderung ist seit jeher häufige ernste Selbstprüfung empfohlen worden. Die geeigneten Zeitpunkte für diese Einkehr in unser Inneres sind der Morgen, ehe wir unser Tagewerk beginnen, und der Abend, wann wir unser Tagewerk beendet haben. Die Erwägungen des Morgens sind mehr praktischer Natur. Man berechnet die uns zur Verfügung stehende Zeit und verteilt die Geschäfte des Tages auf die einzelnen Stunden, nachdem man bereits zuvor über ihre Angemessenheit und Ausführbarkeit nachgedacht hat. Der Abend eignet sich mehr dazu, auf unsere Thaten zurückzuschauen, die Ursachen unserer Erfolge und Mißerfolge zu erwägen und zu prüfen, inwieweit wir unseren Vorsätzen treu geblieben sind. Um besonders dieses Letzte mit praktischem Erfolge durchführen zu können, empfiehlt es sich, uns Notizen über das, was uns gelungen und nicht gelungen ist, zu machen. Das ist besonders in den Fällen zu empfehlen, wo wir uns irgend einen Fehler abzugewöhnen streben oder eine besondere Art der Selbstbeherrschung aufrechterhalten wollen. Diese Übung unserer moralischen Kräfte ist aber, wie gesagt, erst das Vorspiel für das Werk, dem sie mit ihrer Arbeit dienen sollen. Es handelt

sich für uns in letzter Hinsicht nicht darum, einen Menschen zu erziehen, der wie der antike Weise zwar seine eigenen Leidenschaften wie Sklaven beherrscht, den aber im Grunde genommen auch die Leiden seiner Mitmenschen völlig kalt lassen. Wenn wir alle Tugenden des antiken Weisen mit aller Wissenschaft unserer Zeit vereinigten und wir hätten die Liebe zu unserem Nächsten nicht, sähen den Ärmsten, den Verachtetsten, den Unwissendsten nicht als unseren Bruder an, so wären wir herzlose Thoren und gänzlich ungeeignet, an der Beseitigung der materiellen und geistigen Not unserer Zeit mitzuarbeiten.

Es fragt sich nun: lassen sich denn auch zur Erweckung der Nächstenliebe ähnliche Mittel und Methoden der Selbsterziehung anwenden, wie wir sie zur Übung in Selbstbeherrschung, Fleiß und Beharrlichkeit empfehlen konnten? Auch hier wollen wir zunächst einen Blick auf die Litteratur werfen. Es ist wohl klar, daß Werke im allgemeinen wirkungslos sein müssen, welche theoretisch die Notwendigkeit und Angemessenheit der Liebe zu unserm Nächsten erweisen, oder welche uns einen Himmel voll überirdischer Seligkeit verheißen, wenn wir diese überaus schwere Pflicht der Nächstenliebe üben. Solche Schriften können das Feuer der Bruderliebe in uns nimmermehr entfachen. Auch die Alten lassen uns in diesem Punkte beinahe gänzlich im Stich. Unter den Neueren dürften einige Biographieen moralischer Helden und Märtyrer wie die William Lloyd Garrisons und manche Schriften Tolstois und anderer Romanschriftsteller und Dramatiker am geeignetsten sein, diese Wirkung hervorzubringen. Wenn wir aber genau zusehen, so werden wir finden, daß das eigentlich Wirksame in all diesen Schriften — dasjenige, was unser Herz höher schlagen und unser Blut schneller pulsieren läßt, das, was uns mit dem heiligen Ingrimm erfüllt über Unrecht, welches andere leiden, was uns die Zusammengehörigkeit aller Menschenbrüder klar zum Bewußtsein bringt — nicht die moralischen Ausführungen der Schriftsteller, sondern die wahrheitsgetreuen Schilderungen von fremder Not und fremdem Elend sind. Wenn wir das einsehen, so werden wir unserem Ziele ohne Zweifel dadurch näher kommen, daß wir solche Schriften lesen, welche die materielle und geistige Lage ganzer notorisch notleidender Bevölkerungsklassen wahrheitsgetreu und anschaulich schildern. Solche Schriften sind beispielsweise die teils von Fabrikinspektoren, teils von anderen sachkundigen Beobachtern geschilderten Zustände in einzelnen Industrieen und Bezirken. Ergänzt und veranschaulicht werden solche Darstellungen durch die Berichte von Männern und Frauen, welche selbst eine Zeit lang unter Arbeitern gelebt haben. Ich verhehle mir nicht, daß schon diese Lektüre auf denjenigen etwas abstoßend und peinlich wirkt und wirken muß, der sich von der Lage seiner minder glücklichen Brüder und Schwestern bisher keine rechte Vorstellung gemacht hat. Aber das ist erst der Beginn der Kur, welche alle in ihm schlummernden Kräfte der Nächstenliebe entfesseln und seine Sehnsucht nach gerechteren und menschenwürdigeren Zuständen zu hellen Flammen entfachen soll. Hat er dieses Stadium überschritten und auch nur aus der Lektüre die Lage der weniger Glücklichen kennen gelernt, so wird er, wofern sein Herz nicht ganz verhärtet und von Natur dem Mitleid unzugänglich ist, bemerken, wie er jetzt die Welt mit anderen Augen ansieht als bisher. Er wird die Erscheinungen allmählich vom ethischen Gesichtspunkte anzusehen lernen, die sich ihm bisher nur immer als ästhetische Wahrnehmungen darboten. Er wird in der alten Frau, an deren kleinem Handelsstande er täglich vorbeizugehen pflegt und die er bisher als das Modell eines alten holländischen Malers anzusehen gewohnt war, plötzlich ein lebendiges Wesen, Blut von seinem Blut und Fleisch von seinem Fleisch erkennen, er wird in ihren gerunzelten Zügen, in ihren durch Krankheit und Alter gekrümmten, abgemagerten Gliedern, in ihrer zerlumpten Kleidung eine lange Geschichte von schlecht gelohnter Arbeit, erlittenem Unrecht, Entbehrung und Kummer lesen, er wird in allen den unerfreulichen, häßlichen und bedrohlichen Erscheinungen, von dem vorlauten, schmutzigen Straßenjungen bis zu der geschminkten Dirne und dem bettelnden Strolch, nicht mehr lediglich widerwärtige und verabscheuungswürdige Einzelwesen, sondern Symptome sozialer Zustände erblicken.

Auf diesem Standpunkt dürfen wir freilich noch nicht stehen bleiben. Es handelt sich darum, uns die beklagenswerten Zustände unserer Zeit auch materiell vor Augen zu rücken. Zu diesem Zwecke sollten alle die, welche es ernst mit ihrer sittlichen Ausbildung meinen, nicht versäumen, persönlich die Stätten aufzusuchen, an denen sich geistige und leibliche Not am deutlichsten offenbaren. Sie sollten die öffentlichen Wärmehallen, die Asyle für Obdachlose, die Volksküchen, die Krankenhäuser, die Anstalten für Idioten und Epileptische, die Erziehungshäuser für verwahrloste Kinder persönlich besuchen und die traurigen Eindrücke, welche sie dort in sich aufnehmen, tief und nachhaltig auf sich wirken lassen. Die nächste Stufe würde sein, in persönlichen Verkehr mit den weniger gut Gestellten zu treten. Am wirksamsten würde das freilich in der Weise geschehen, wie es beispielsweise Paul Göhre versucht hat, indem er selber drei Monate lang in einer Chemnitzer Fabrik als Arbeiter unter Arbeitern thätig war. Diese Art, dem arbeitenden Volke sich zu nähern, ist allerdings nicht allen möglich, aber wer nicht als Kamerad und Genosse die Arbeiter kennen lernt, der kann ihnen wenigstens als Freund die Hand reichen; dazu bieten verschiedene Vereinigungen mancherlei Gelegenheit. Daß der Verkehr des Arbeiters mit dem Unternehmer, der Herrschaft mit ihren Dienstboten hierzu vielfach Anlaß giebt, ist oft hervorgehoben worden und braucht deshalb nicht näher ausgeführt zu werden. In allen diesen Fällen kommt es wesentlich darauf an, daß man sich völlig in die Lage und das Empfinden unserer schlechter gestellten Brüder hineinversetzt und ihnen wirklich ohne Überhebung mit aufrichtiger Liebe begegnet.

Wer die arbeitenden Klassen wirklich verstehen will, muß mindestens zwei Spezialitäten von ihnen kennen lernen, den unabhängigen, stolzen Arbeiter, der sich und seine Familie auskömmlich ernährt und des Beistandes der „Bourgeois" nicht zu bedürfen glaubt, und die große Masse derjenigen, welche durch Krankheit, Arbeitslosigkeit oder infolge von Mangel an Selbstbeherrschung in Not und Elend geraten sind. Die erstere Klasse wird uns in vielen Fällen eine mit Achtung, die andere eine mit Mitleid gepaarte Zuneigung abnötigen. Besonders der Verkehr mit der letzteren ist für unsere ethische Erziehung von Wichtigkeit. Der unabhängige Arbeiter ist für den „Bourgeois" im allgemeinen unzugänglich; den Notleidenden zwingt seine Lage dazu, seine Thür fremder Hilfe zu öffnen. Dieser Umstand erleichtert es den besser Gestellten seine Verhältnisse kennen zu lernen, und der Besuch solcher armen Familien in ihrer Wohnung selbst kann allen, welche ernstlich an ihrer sittlichen Förderung arbeiten wollen, nicht dringend genug empfohlen werden. Die segensreichen Wirkungen, die ein jeder von einem solchen Verkehr in seinem Innern verspüren wird, sind wohl die Mühe und die Unbequemlichkeit wert, welche solche Besuche mit sich bringen. Von den geringfügigen Summen, welche meistens schon genügen, in den einzelnen Fällen die Not zu lindern, will ich garnicht reden. Wer seinen Nächsten wie sich selbst liebt, der sollte das Wort „Almosen" garnicht in den Mund nehmen. Seinem Bruder hilft man wohl, aber man giebt ihm kein Almosen. Wenn aber jemand das Bedürfnis fühlt, eine Art von geschäftlichem Verhältnis zwischen dem Geber und dem Empfänger solcher Unterstützungen zu konstruieren, so wollen wir als Gegenleistung des Empfängers nicht seine demütige Dankbarkeit, sondern die ethische Belehrung und Läuterung ansehen, die der Geber von seinem Besuche mit nach Hause nimmt.

Um nun diese meine Ausführung mit einem praktischen

Vorschlage zu beschließen, so erbiete ich mich, hilfsbereiten Freunden und Lesern der „Ethischen Kultur", welche bisher nicht in der Lage waren und den Wunsch hegen, ihre eigene sittliche Ausbildung durch den Besuch notleidender Familien zu vervollkommnen, die Adressen solcher Familien anzugeben und sie, soweit es mir möglich ist, bei ihren Besuchen zu begleiten.*)

## Religion und Moral.

Von Graf Leo Tolstoy. (Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Und somit antworte ich auf Ihre erste Frage, was ich unter dem Worte „Religion" verstehe, Folgendes:

Die Religion ist die von dem Menschen zwischen ihm und dem ewigen, unendlichen Weltall oder dessen Entstehung und Ursprung festgestellte Beziehung.

Aus dieser Antwort auf die erste Frage entspringt von selbst die Antwort auf die zweite Frage:

Wenn die Religion die festgestellte Beziehung des Menschen zum Weltall ist, die den Sinn seines Lebens bestimmt, so ist die Moral die Bezeichnung und Erklärung jener Thätigkeit des Menschen, die sich aus dieser oder jener Beziehung des Menschen zum Weltall von selbst ergiebt. Da aber der Grundbeziehungen zum Weltall oder zu dessen Urgrund uns nur zwei bekannt sind, wenn man die heidnische Gemeinschafts-Beziehung als eine Ausdehnung der persönlichen Beziehung betrachtet, oder drei, wenn man die heidnische Gemeinschafts-Beziehung als eine besondere betrachtet, — so existieren auch nur drei sittliche Lehren: die ursprüngliche rohe persönliche Sittenlehre, die heidnische Familien-, Gemeinschafts- und Staats-Sittenlehre und die christliche, die darin besteht, dem Weltall oder Gott zu dienen — die göttliche Lehre.

Aus der ersten Beziehung des Menschen zum Weltall entstehen die, allen heidnischen Religionen eigenen Sittenlehren, deren Grundlage das Streben nach dem Wohle der einzelnen Individualität bildet und die deshalb alle Zustände feststellt, welche der Individualität das höchste Wohl bieten und die Mittel zur Erlangung dieses Wohles anweisen. Dieser Beziehung zum Weltall entspringen folgende Sittenlehren: Diejenige der Epikureer in ihrer niedrigsten Erscheinung, die Sittenlehre des Mohamedanismus, die das Wohl der Individualität in dieser und in jener Welt verheißt, die kirchlich-christliche Sittenlehre, deren Endzweck die Erlösung ist, d. h. das Wohl der Individualität vorzüglich im Jenseits, und die weltliche Sittenlehre des**) Utilitarismus, die bloß das Wohl der Individualität in dieser Welt zum Endzweck hat.

Derselben Lehre, die das Wohl des einzelnen Menschen und darum seine Befreiung von den Leiden der Individualität als Zweck des Lebens hinstellt, entspringt die Sittenlehre des Buddhismus in seiner rohen Form, sowie die weltliche pessimistische Lehre.

Aus der zweiten, heidnischen Beziehung des Menschen zum Weltall, die das Wohl einer gewissen Gesamtheit von Individualitäten als Endzweck des Lebens aufstellt, entstehen diejenigen Sittenlehren, die von dem Menschen verlangen, jener Gesamtheit zu dienen, deren Wohl als Zweck des Lebens anerkannt wird. Dieser Lehre nach wird der Genuß des persönlichen Wohles nur in dem Maße zugelassen, in welchem es von der ganzen Gesamtheit errungen wird, welche die religiöse Grundlage des Lebens bildet.

Aus dieser Beziehung zum Weltall entstehen die uns bekannten Sittenlehren der römischen und der griechischen Welt, wo die Individualität sich stets der Gesamtheit zum Opfer brachte, sowie auch die Sittenlehre der Chinesen; aus derselben Beziehung entsteht die Sittenlehre der hebräischen Unterordnung des persönlichen Wohles unter das Wohl des auserwählten Volkes, sowie die kirchlich-staatliche Sittenlehre unserer Zeit, welche das Opfer der Individualität zum Wohle des Staates verlangt. Aus dieser Beziehung zum Weltall geht auch die Moral der Mehrzahl der Frauen hervor, die ihre Individualität dem Wohle der Familie und namentlich der Kinder opfern.

Die ganze Alte Geschichte, sowie auch teilweise die Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit ist voll von Beschreibungen von Heldenthaten dieser Familien-, Gemeinschafts- und Staats-Moral. Auch in unserer Zeit folgt die Mehrzahl der Menschen, die sich einbilden, daß sie die christliche Sittlichkeit ausüben, wenn sie das Christentum bekennen, thatsächlich bloß dieser Familien- und Staats-Moral, d. h. der Moral des Heidentums, und stellt diese Moral als Ideal der Erziehung der neuen Generation auf.

Aus der dritten, christlichen Beziehung zum Weltall, die in des Menschen Anerkennung seiner selbst als Werkzeug eines höheren Willens zur Erfüllung der Zwecke desselben besteht, entspringen auch die, dieser Lebensauffassung entsprechenden Sittenlehren, welche die Abhängigkeit des Menschen von dem höheren Willen erklären und die Forderungen dieses Willens feststellen. Aus dieser Beziehung des Menschen zum Weltall gehen alle höheren, der Menschheit bekannten Sittenlehren hervor, wie die der Pytagoreer, der Stoiker, der Buddhisten, der Brahmanen, der Taoisten in ihrer höchsten Kundgebung, sowie die christliche in ihrer wahren Bedeutung, mit ihrer Forderung, dem persönlichen Willen und dem Wohle, nicht bloß dem persönlichen Wohle, sondern auch dem Wohle der Familie, der Gemeinschaft und des Staates, zu entsagen im Namen der Erfüllung des uns in unserem Bewußtsein offenbar gewordenen Willens Dessen, der uns in das Leben gesandt hat. Aus dieser, der anderen oder der dritten Beziehung zum unendlichen Weltall oder zu dessen Urbeginn entspringt die wahrhafte, ungeheuchelte Sittlichkeit jedes Menschen, gleichviel was er nominell als Moral bekennt und predigt, oder was er zu scheinen beabsichtigt.

Sobald der Mensch, der das Wesen seiner Beziehung zum Weltall in der Erlangung des höchsten Wohles für sich anerkennt, — wie viel er auch darüber sprechen mag, daß er es für sittlich halte, für die Familie, für die Gemeinschaft, für den Staat, für die Menschheit oder für die Erfüllung des Willens Gottes zu leben, sich allerdings kunstvoll vor den Menschen verstellen kann, indem er sie betrügt, thatsächlich jedoch das Motiv seiner Handlungen stets bloß das Wohl seiner Persönlichkeit sein wird, sodaß, wenn die Notwendigkeit einer Wahl eintritt, er nicht der Familie, dem Staate oder der Erfüllung des Willens Gottes seine Persönlichkeit, sondern im Gegenteil Alles für sich opfern würde; denn, da er den Sinn seines Lebens bloß in dem Wohle seiner Persönlichkeit sieht, kann er nicht anders handeln, solange er nicht seine Beziehung zum Weltall verändert hat.

Ebenso: bei einem Menschen, dessen Beziehung zum Weltall darin besteht, seiner Familie (wie es vorzugsweise bei Frauen der Fall ist) oder seinem Geschlechte, dem Volke oder dem Staate zu dienen, — wie viel er auch darüber sprechen mag, daß er ein Heide und nicht ein Christ sei, — wird seine Sittlichkeit dennoch stets entweder eine Familien-, eine Volks-, oder eine Staats-Sittlichkeit sein und nicht eine heidnische oder christliche; und wenn die Notwendigkeit einer Wahl zwischen dem Wohle der Familie, der Gemeinschaft und dem persönlichen Wohle, oder zwischen dem Wohle der Gemeinschaft und der Erfüllung des Willens Gottes eintritt, wird er es unbedingt vorziehen, dem Wohle jener Gemeinschaft der Menschen zu dienen, für die er seiner Weltanschauung nach existiert, weil er in diesem Dienste allein den Sinn seines Lebens erblickt. Und ebenso, wie viel man einem Menschen, der seine Beziehung zum Weltall in der Erfüllung des Willens Dessen erblickt, der ihn gesandt hat, auch einreden mag, daß er, entsprechend den Forderungen der Indi-

*) Die Adresse des Verfassers ist: Dr. Paul von Gizycki, Berlin N., Müllerstr. 179.

**) egoistischen (Anm. d. Red.)

vidualität, der Familie, des Volkes, des Staates, der Menschheit, Handlungen begehen sollte, die entgegen wären dem höheren Willen, den er in den in ihm selbst ruhenden Eigenschaften der Vernunft und der Liebe erkennt: — er wird stets die Individualität, die Familie, das Vaterland und die Menschheit opfern, um nicht von dem Willen Dessen abzuweichen, der ihn gesandt hat, weil er nur in der Erfüllung dieses Willens den Sinn seines Lebens erblickt. (Schluß folgt.)

## Die Fee.

Von W. Albrecht in Karlsruhe i. B.

Ich kenne eine gute Fee,
Die wohnt in Deutschlands Gauen,
Die zaubert Glück und heilt das Weh
Nach Art der edlen Frauen.
Die hat, als ich ein Knabe war,
Mich bei der Hand genommen
Und führt seitdem mich wunderbar
Zu meinem Heil und Frommen.

Sie nahm den Leib in rüst'ge Zucht,
Schuf fest ihn und geschmeidig,
Sie stärkte mir des Armes Wucht
Und macht' ihn kampfesfreudig.
Sie machte mir die Füße schnell
Und stählte alle Sehnen,
Sie machte mir das Auge hell
Und ungeschickt zu Thränen.

Sie hat mein junges Herz gefeit,
Daß es im Weltgetriebe,
In Erdenglück und Erdenleid
Stets stark und standhaft bliebe.
Sie hat die Kraft ihm eingeflößt,
Stets jugendfrisch zu bleiben,
Was auch dagegen drängt und stößt
Im Daseinskampfestreiben.

Und als sie Alles nun vollbracht,
Da sprach sie: „Sohn, nun merke,
Warum mit Klugheit und Bedacht
Ich Herz und Arm Dir stärke:
Die ganze Kraft, Dein ganzes Sein,
Das Herz samt dem Verstande
Sollst Du zu treuem Dienste weihn
Dem teuren Vaterlande."

Was mich die edle Frau gelehrt,
In Ehren will ich's halten,
Dem Vaterland mein Herz gehört,
Bis einst es wird erkalten.
Du aber, hohe, hehre Fei,
Die mich hat unterwiesen,
Du edle deutsche Turnerei
Seist fort und fort gepriesen.

## Die ethische Lebensansicht.

Von William Mackintire Salter in Philadelphia.
(Fortsetzung.)

Es giebt eine höhere Lebensansicht als die, welche unsere Instinkte entstehen lassen, — eine höhere als die, welche die wissenschaftlichen Bestrebungen naturgemäß erzeugen. Unsere Instinkte sind innerhalb gewisser Grenzen gesund und gut, und die Wissenschaft ist ein edles Ziel; aber beide decken nur einen Teil des Menschenlebens und bedürfen der Ergänzung und Beherrschung durch jene idealen Zwecke und Bestrebungen, welche den krönenden Ruhm des Menschen ausmachen. Höher als die instinktive und als die wissenschaftliche ist die ethische Lebensansicht. Unter dieser verstehe ich eine solche, welche nicht von unseren natürlichen Instinkten und nicht von der Kenntnis der Welt, wie sie ist, sondern von Ideen ausgeht, — und welche diese Ideen zu dem Standpunkte macht, von welchem aus wir stets auf uns selbst und auf die Gesellschaft um uns her blicken. Möge man es erklären, wie man will — und dies ist das Gebiet des Philosophen, auf dessen Feld ich mich jetzt nicht begebe, — wir sind dazu gelangt, Ideen zu hegen, welche von dem, was wir sehen und was wir sind, verschieden sind; es giebt Dinge, welche nur für das Auge des Geistes existieren und doch, wie wir uns bewußt sind, mehr wert sind, oder mehr wert sein würden, wenn sie wirklich wären, als die, welche wir täglich sehen. In Wirklichkeit existiert z. B. so etwas wie ein Menschheits-Parlament oder ein Menschheits-Bund nicht, und doch zieht die Idee uns an. Wahrheit zwischen Mensch und Mensch, gleiche Gerechtigkeit im Staate, Liebe und Brüderlichkeit in der Gesellschaft haben in unseren Augen einen Wert, der dem Umfange, in welchem sie wirklich bestehen, nicht entspricht. An ihren hohen Wert und ihre Heiligkeit denkend, sagen wir, sie sollten existieren, und sind bei dieser Behauptung ebenso zuversichtlich, als wenn wir irgend welchen wissenschaftlichen Satz aufstellten. Offenbar ist dies eine bestimmte Geisteshaltung, ein Blick in einer eigentümlichen Richtung, eine einzigartige Thätigkeit. Die Wissenschaft ist die Erforschung dessen, was ist, die Ethik ist das Erforschen des Ideals, — dessen, was sein sollte. Sie entstammt demselben Geiste, aber einer anderen Bethätigung desselben, der vollendeten Bethätigung. Bei der Erforschung dessen, was wirklich ist, kann man da stehen bleiben, während man bei der Erforschung des Ideals zu fragen verbunden ist, woher es kommt, daß die Wirklichkeit ihm nicht entspricht; und man wird so dazu geführt, nicht nur das Ideal festzustellen, sondern auch die Wirklichkeit ebenso vollständig und sorgfältig zu erforschen, als wenn man von rein wissenschaftlichem Interesse beherrscht wäre. Emerson spricht im Geiste der idealen oder ethischen Lebensansicht, wenn er sagt:

The Lethe of nature
Can't trance him again,
Whose soul sees the perfect,
Which his eyes seek in vain *)

Aber angenommen, jemand, der sich nur für die Erkenntnis der wirklichen — physischen und geistigen — Welt interessiert, sei, was die Gedanken an Höheres und Besseres anbetrifft, thatsächlich wie im Schlafe, sodaß ihm die Vision eines vollkommen Guten entschwindet und er ganz Auge und ganz ohne Seele wird — ist dies nicht ein Verlust?

Ich wiederhole es: es besteht zwischen der ethischen Lebensansicht und der wissenschaftlichen Erkenntnis kein Widerspruch. Vielmehr muß die Ethik für den wissenschaftlichen Forscher eine Inspiration sein, sowohl wegen des Gebrauches, den er von seinen Erwerbungen machen kann, als auch weil eine wissenschaftliche Geistesthätigkeit an sich selbst edel ist. Und es besteht auch zwischen einer ethischen Lebensansicht und unseren natürlichen Instinkten kein Widerspruch. Aber wohl besteht ein Widerspruch zwischen ihr und einer wissenschaftlichen oder einer instinktiven Lebensansicht. Man kann nicht zwei Anschauungen vom Leben, zwei höchste Denkrichtungen haben: die eine oder die andere muß herrschen — und die einzige Anschauung, welche zum Herrschen geeignet ist, ist diejenige, welche vom höchsten Teile unserer Natur oder, wahrer, von unserer ganzen Natur herstammt, — worunter wir ihr unerfülltes Streben, ihre Möglichkeiten und ihre Träume sowohl wie das wirklich Erreichte verstehen.

Und nun laßt uns fragen, was die ethische Lebensansicht, wenn sie praktisch angenommen würde, zu bedeuten hätte.

*) „Der Lethe der Natur kann den nicht mehr entzücken, dessen Seele das Vollkommene schaut, welches sein Auge vergeblich sucht."

Wie würde sie uns beeinflussen, wie würde sie sich offenbaren, was würde die daraus entspringende Eigenart unserer Gedanken sein? Denn es ist nicht unmittelbar die Art des äußeren Verhaltens, was ich im Sinne habe, sondern es ist vielmehr der Charakter unserer Gedanken, es ist unser Fühlen, unsere Anschauungsweise, unsere *innere* Haltung, womit ich mich beschäftige. Erstens scheint es mir, daß wir bei einer solchen Lebensansicht das Gefühl einer *Aufgabe* haben müssen. Wir müssen die Vorstellung fahren lassen, daß wir hier sind, um zu thun, wie es uns gefällt, um jedem Triebe, der sich in uns gerade regt, Folge zu leisten, um Genuß in der uns genehmsten Weise zu suchen. Wir müssen uns zu etwas *verpflichtet* fühlen und eingedenk bleiben, daß es kraft jener Verpflichtung einiges giebt, was wir thun, und einiges, was wir nicht thun dürfen; wir müssen fühlen, daß unser Leben in diesem Umfange zu ordnen und zu regeln ist. Denn die Ideen, von welchen wir ausgehen, sind nicht zu unserer Unterhaltung da; sie stellen an uns eine *Forderung*. Und ob wir nun auf sie hören mögen oder nicht: nur wenn wir auf sie hören, können wir Selbstbilligung erlangen. Unsere Hauptaufgabe im Leben ist, zu ihrer Verwirklichung mitzuarbeiten. Alles, was wir Recht, Gerechtigkeit, Brüderlichkeit und die Vollkommenheit der Gesellschaft nennen, wird für den Menschen, der ihre Bedeutung richtig erfaßt hat, zu einer Sache seines Lebens. Es ist ihm nicht genug, ein behagliches Dasein zu haben oder seine Kinder im Wohlleben aufzuziehen, es ist ihm nicht genug, die Natur oder die Menschheitsgeschichte zu erforschen, — er muß fragen: *Geschieht in der Welt das Rechte? Wird die Gesellschaft menschlicher?* **Und was thue ich selbst dazu, eine bessere Ordnung der Dinge herbeizuführen?**

Ein solcher Mensch kann in seiner täglichen Arbeit, in seinem Geschäft ebenso fleißig sein wie irgend ein anderer, er kann ein ebenso guter Gatte und Vater sein wie irgend ein anderer, er kann die Thatsachen der Natur und der Gesellschaft so eifrig erforschen und analysiren wie irgend ein anderer; aber er wird zudem noch die höheren Interessen haben: sein Herz wird immer im Gleichklang mit Recht und Gerechtigkeit schlagen, und sein täglicher Wunsch, wenn nicht sein tägliches Gebet, wird sein: *Die bessere Zeit, die Zeit der Liebe und Brüderlichkeit, komme!*

Unter dem Einflusse solcher Gedanken beginnt das Leben eine ernste Gestalt anzunehmen. Wenn es, was wir auch sonst thun mögen, unsere Hauptmission ist, dazu mitzuwirken, daß das Gute über das Übel und das Recht über das Unrecht in der Welt siege, so ist es nicht bedeutungslos, wenn wir uns zu niederen Zielen herabziehen lassen und nur darum sorgen, angenehm zu leben, weltliche Erfolge zu erlangen oder Kenntnisse zu erwerben. Wir werden uns Vorwürfe machen, wenn wir leben, wie viele von uns es thun; und solche Vorwürfe sind ehrenvoll für uns: denn wenn wir hinter dem, was wir thun sollten, zurückbleiben, so ist das wenigste, was von uns erwartet werden kann, daß wir uns nicht entschuldigen, daß wir es nicht für etwas ganz Natürliches ansehen.

Ebenso auch müssen wir mit dem Zustande der Gesellschaft um uns her unzufrieden sein, — ich meine nicht nur mit den sozialen Lebensbedingungen, sondern auch mit dem Geiste der Menschen, mit ihrem Maßstabe der Dinge. Wir müssen mit dem durchschnittlichen Geisteszustande der besitzenden Klasse unzufrieden sein, die außer der Wohlthätigkeit keiner Pflichten sich bewußt ist, und mit dem durchschnittlichen Geisteszustande der Arbeiterklasse, weil sie so wenig Gefühl von ihren Rechten und Pflichten und von ihrer Menschenwürde hat.

Wer zu den moralischen Ideen diese Stellung einnimmt, der muß fast in einen Zustand des beständigen Krieges mit dem, was er um sich her findet, gelangen. Er wünscht so sehr wie andere Frieden; aber er muß ihn unter seinen eigenen Bedingungen haben, er kann ihn nicht dadurch gewinnen, daß er mit der Welt, wie sie ist, sich verträgt: erst muß sich die Welt auf ein höheres Niveau erheben. Und so ist denn sein Friede oft weit entfernt. Ein solcher Mensch muß wissen, was Schwermut ist und was der Dichter nennt

„the burden of the mystery“,
„the heavy and the weary weight
Of all this unintelligible world.“ *)

Denn wer Visionen des Guten in seiner Seele hat, der fragt: Warum ist es nicht verwirklicht? Warum sehen wir beständig, daß die Menschen einander bekämpfen, wenn sie doch dazu bestimmt sind, einander zu lieben? Warum ist die Gerechtigkeit so selten in der Welt, wenn die Welt für die Gerechtigkeit geschaffen ist? Warum diese Disharmonie, diese Verwirrung, dieser wiederholte Mißerfolg des Guten, diese Macht und Ausdauer des Schlechten und Niedrigen?

Und doch, wie seine Stimmung auch sein möge, wie unfähig er auch sein möge, auf alle diese Fragen eine Antwort zu geben, er hält doch fest an seiner Aufgabe; denn nichts ist ihm klarer, nichts offenbarer — nicht die Sonne am Himmel, — als dies: daß das Rechte und Gute in der Welt zu herrschen hat, daß es in ihrer Natur liegt, souveräne Gedanken zu sein, daß es unser Werk als Menschen ist, ihre Herrschaft herbeizuführen, daß hierin die höchste Bedeutung unseres Lebens liegt.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Theater-Kritik.

### Aus eigenem Recht

Schauspiel in 5 Aufzügen von *Ernst Wichert*.

Der Verfasser des im Berliner Theater zur Darstellung gelangenden Schauspiels hat seinen schriftstellerischen Ruf ausschließlich durch lebenswahre und geschichtlich treue Schilderungen aus der Geschichte Ostpreußens, seiner Heimat, begründet. Auch in diesem Werk scheint er mir insofern die geschichtliche Treue bewahrt zu haben, als er seinen Helden, den großen Kurfürsten, ohne jede ideale Verbrämung, nur im Gewande seiner Zeit auftreten läßt. Das ist der Eroberer, der Selbstherrscher, der zwar nicht wie der roi soleil sagt l'état c'est moi, dafür aber jedem Willen, der sich dem seinen nicht unterwirft, mit den Worten entgegentritt: „Mein Wille sei Gesetz!“ Jeder ernst denkende Mensch muß sich beim Anblick dieser in ihrer Zeit mächtigen Erscheinung darüber klar werden, welch eine ungeheure Kluft uns von ihr trennt. Niemand darf „aus eigenem Recht“ über die Rechte, über das Wohl und Wehe anderer hinwegschreiten. wir nennen solch ein „eigenes Recht“ Gewalt. Ein energischer Charakter aus einer vergangenen Zeit wird uns zwar verständlich sein, ja wir werden rückhaltlos die bedeutsamen Folgen seiner Thaten anerkennen, aber die Thaten selbst vermögen wir nicht zu bewundern. Der Schöppenmeister Rohde, der grimmigste Feind des Kurfürsten, der auf die alten verbrieften Rechte und Freiheiten Königsbergs pocht, wird uns sogar so lange persönlich sympathischer berühren, als er für das Wohl seiner Mitbürger eintritt, er sinkt für uns von seiner moralischen Höhe, sobald er zu trotzen beginnt und lieber die ganze Bürgerschaft hinopfern, als ihre „Rechte“ aufgeben will. Der Kurfürst macht den Rebellen zu seinem Gefangenen, es quält ihn aufs äußerste, daß ein einzelner Mensch sich seinem Willen widersetzt: es ist ihm nicht genug, daß die Stadt und der Adel ihm huldigt, er möchte auch den letzten selbständigen Charakter unterjochen. Es gelingt ihm nicht. Der Dichter läßt Rohde freiwillig ins Gefängnis zurückkehren, nachdem er vorher — was mir sehr unwahrscheinlich erscheint und stark an eine ähnliche Scene in *Wildenbruch*'s „Der neue Herr“ erinnert — seinem bittersten Feinde ausspricht, wie sehr er ihn bewundere. Ein Mann wie Rohde bewundert einen solchen Gegner nicht, und wenn er es thut, so spricht er es nicht aus. Was ihn dazu veranlassen soll, sind die dem Kurfürsten in den Mund gelegten Prophezeiungen, welche leider selbst von den objektivsten Historikern erfunden werden, sobald sie als Dichter in die Öffentlichkeit treten. Dies, sowie die häufige feierliche Anrufung Gottes sind durchaus nicht am Platz: wenigstens macht es einen seltsamen Eindruck, wenn der Kurfürst das Durchsetzen seines „eigenen Rechtes“ ebenso für Gottes Willen erklärt, als der Schöppenmeister seine Berufung auf die Rechte der Stadt. — Die in die Handlung verwebte Liebesgeschichte ist zart und wirkungsvoll. Das ganze Werk ist für einen Erwachsenen interessant; leider sah ich unter den Zuschauern zahlreiche Kinder, die noch nicht fähig sind, einen geschichtlichen Helden aus seiner Zeit heraus zu begreifen, sondern die ohne Einschränkung bewundern und verdammen. Ich halte es für eine schwere Schädigung ihrer sittlichen Entwickelung, wenn der Begriff des Heldentums sich für sie von Anfang an an die Ausübung rücksichtsloser Gewalt und an die Unterdrückung des Rechtes anderer knüpft.

Die Darstellung war über jedes Lob erhaben. Noch nie habe

*) „Die Last des Mysteriums“, „das schwere, niederdrückende Gewicht dieser ganzen unverständlichen Welt.“

ich den großen Kurfürsten in Spiel und Maske so wahrheitsgetreu dargestellt gesehen, und die geschickte Inscenierung der Volksszenen hätte selbst von den „Meiningern“ nicht übertroffen werden können.

Lily von Gizycki.

## Bücherbesprechungen.

**Offener Brief über die Ziele der Freimaurerei** von August von Reinhardt. V. Auflage. Preis 50 Pf. Ulm, Heinrich Kerler 1893.
**Die Judenfrage und der Freimaurerbund.** Von August von Reinhardt. Preis 70 Pf. Ulm, Heinrich Kerler 1894.

Zwei niedliche Duodez-Bändchen, deren jedes kaum mehr als eine halbe Stunde Lesezeit in Anspruch nimmt und die kein Freund ethischer Kultur ohne wahre Befriedigung aus der Hand legen wird. August von Reinhardt, Oberst a. D. in Stuttgart, ist ein Standesgenosse unseres Oberstlieutenants v. Egidy und beweist wie dieser, daß auch unter der gepanzerten Brust des Kriegsmannes ein warmes Herz für die Aufgaben der Humanität schlagen kann. Er ist einer von denen, welchen die Humanität zur zweiten Natur geworden ist und in denen sie mit dem Alter wärmer geworden zu sein scheint. Der Schnee des Hauptes hält das Herz warm. In seinem „Offenen Brief“ zeichnet er ein Bild der Freimaurerei, das sie den Zielen der „Ethischen Kultur“ nahe bringt, und in der gründlichen Besprechung der „Judenfrage“ giebt er sich redliche Mühe, den engherzig ausschließlichen Standpunkt der Berliner Großlogen zu bekämpfen und nach allen Richtungen objektiv zu sein. Dies gelingt ihm denn auch, gestützt auf gründliche historische Studien, die er in interessanter Weise zu verwerten versteht, ganz ausgezeichnet – bis auf einen einzigen Punkt. Er spricht viel vom „jüdischen Typus“, den auch wir in seinen unangenehmen Eigenschaften vom Grund der Seele hassen, allein er übersieht, daß es heute schon hunderte und tausende gebildeter Juden giebt, die von diesem „Typus“ frei sind, darum von den Unbefangenen meist gar nicht als Juden mehr erkannt werden, aber von den Gegnern genau so (vielleicht noch mehr) verfolgt werden, als die übrigen Leidensgenossen. Darin begegnet er sich mit Herrn Wilm Hardt, dem Verfasser des etwas windschiefen Artikels: „Mosaismus und Einiges Christentum“ in Heft V des „Einigen Christentums“. Auch diesem Herrn ist unbekannt, daß ein gewaltiger Prozentsatz der heutigen Juden weder an den Speisegesetzen, noch am Sabbat mehr festhält und er richtet deshalb seine sicherlich wohlgemeinten Mahnungen an eine ganz unrichtige Adresse. – Auf die gute Meinung, auf das Wohlwollen aber kommt es vor allem an, und darum wollen wir die beiden Schriften des humanen Freimaurers Reinhardt recht warm empfohlen haben.

Ermatingen. Gustav Maier.

**Oesterreich im Jahre 2020.** Sozialpolitischer Roman von Dr. Josef von Neupauer. Leipzig und Dresden, E. Pierson, 1893. (344 S.)

Der Roman schildert die Eindrücke, welche der aus Bellamy's Rückblick bekannte Julian West in dem Oesterreich des Jahres 2020 empfängt. Von anderen utopistischen Schriften, wie sie in der Gegenwart zahlreich entstehen, unterscheidet sich der vorliegende Roman in einem wesentlichen Punkte. Die Umwälzungen, die für das wirtschaftliche, staatliche und Familienleben eintreten, sind in dieser Schrift lediglich als Folge der Einsicht der Bewohner des österreichischen Staates dargestellt. Durch Einsicht zu diesen Einrichtungen geführt, halten die Oesterreicher des Jahres 2020 sie aufrecht in freier Übereinstimmung, durchdrungen von dem Gefühl, daß so das allgemeine Wohl am besten gefördert werde. Der Verfasser steht hierin auf ethischem Boden, und viele Stellen seines Buches beweisen, daß er eine starke Einwirkung auf die Menschheit durch die stete Mahnung an das sittliche Gefühl und durch Hervorhebung des Interesses der Gesamtheit für möglich hält. Nur so läßt sich auch die Errichtung und Erhaltung des Idealzustandes, in den uns das Buch hineinführt, denken. Sehr beherzigenswert ist in dem Buch die wiederholte Hervorhebung, daß Gesetze, die ohne Beeinflussung vom Volke vorgeschlagen und angenommen sind, keinen ungerechten Zwang und keine Unfreiheit in sich schließen. Sehr interessant ist ferner die Schilderung, wie das Kaisertum in dem sonst ganz kommunistisch organisierten Staate fortbesteht und nicht unwichtige Funktionen ausübt. – Die kommunistische Organisation des Staates ist in dem Roman völlig durchgeführt. Der Verfasser betont aber und schildert es an vielen Stellen auch recht anschaulich, daß trotz dieser Einrichtung von dem Zuchthause, das die Gegner der kommunistischen Theorien als deren Endziel so gern hinstellen, nicht das geringste zu merken ist. – Eigenartig ist in dem Werk die Stellung des weiblichen Geschlechts in diesem Zukunftsstaat ausgeführt. Die Besonderheiten, die sich aus der natürlichen Verschiedenheit der Geschlechter ergeben, sind sehr eindrucksvoll hervorgehoben und berücksichtigt. – Weniger glücklich erscheinen die Partien des Buches, die sich mit der Beschränkung der Eheschließung und der Frage der Übervölkerung beschäftigen. Auch die Art, in welcher der Verfasser die Frage des außerehelichen Geschlechtsverkehrs zu lösen unternimmt, kann nicht überzeugen. – Die Ausführungen über die religiöse Entwickelung endlich sind etwas zu kurz gehalten.

Trotzdem kann das Buch, das mit großem Eifer und großer Hingabe an die Idee geschrieben ist, zur Lektüre durchaus empfohlen werden.

Berlin. Stephan Gerhard.

## Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

**Abteilung Berlin.**

In der Plenar-Versammlung vom 28. Dezember hielt Herr Rechtsanwalt Dr. von Gordon einen Vortrag „Über die ethische Stellung des Einzelnen zu seinem Rechte.“ Der Redner behandelte hauptsächlich zwei Fragen, deren erste lautete:

Wann verbietet die Ethik, daß man sich seines Rechtes bedient?

Die Antwort auf diese Frage, führte der Redner aus, sei teilweise schon durch die älteren und neueren Gesetzgebungen gegeben. Fast in allen Gesetzgebungen herrsche der Grundsatz: „Aus Verträgen unsittlichen Inhalts entstehen keine Verpflichtungen.“ So könne z. B. niemand, wie dies im Shakespeareschen „Kaufmann von Venedig“ geschehe, durch Vertrag ein Anrecht auf das Leben oder die Gesundheit eines anderen erwerben.

In Deutschland sei durch das Wuchergesetz auch die übermäßige Übervorteilung eines andern unter Ausbeutung der Notlage, des Leichtsinns oder der Unerfahrenheit desselben als gesetzlich unsittlich dokumentiert und Verträge solchen Inhalts seien daher ungiltig. Ferner dürfe niemand von einem ihm vertragsmäßig zustehenden Rechte Gebrauch machen, wenn der Gegner ihm Arglist vorwerfen könne; auch in diesem Fall sei der Vertrag ungiltig.

Der Ethiker dürfe von seinem Rechte jedoch nicht nur dann keinen Gebrauch machen, wenn es gesetzlich unsittlich sei, sondern auch dann, wenn es nach moralischen Prinzipien unsittlich sei. Der Ethiker müsse daher nicht nur Arglist vermeiden, sondern Offenheit und Loyalität im weitesten Sinne gelten lassen. Wenn ferner in einer Streitfrage seine Interessen nur gering, die Interessen des Gegners aber groß seien, so müsse er von seinem Recht zurücktreten.

Die zweite Frage lautete:

Wie weit besteht eine sittliche Pflicht für den Einzelnen, sein Recht zu behaupten?

Der Redner beantwortete diese Frage dahin, daß eine Pflicht zur Verfolgung seines Rechts nur dann bestehe, wenn durch diese Verfolgung der Allgemeinheit gedient würde. Hätte hingegen die Allgemeinheit an der Streitfrage kein Interesse, so stände es dem Ethiker frei, sein Recht durchzukämpfen oder es aufzugeben. Der Redner erläuterte die Streitfragen an zahlreichen Beispielen aus dem praktischen Leben und aus der Litteratur. Redner schloß seinen lichtvollen Vortrag mit dem Ausdruck der Hoffnung, daß wir einst zu Zuständen gelangen würden, in denen durch hingebende Menschenliebe das Recht den höchsten idealen Standpunkt einnähme, nämlich den der Gerechtigkeit des Herzens.

E. Bachmann.

## Briefkasten.

Herr **Otto Mautner** in Prag schreibt uns:

„Ich glaube die Grundsätze Ihres geschätzten Blattes recht zu verstehen, wenn ich annehme, daß dasselbe seine Spalten auch solchen Ansichten öffnet, welche mit seinen Tendenzen nicht im Einklang stehen, um auf diese Weise zur Klärung der Meinungen beizutragen. In dieser Voraussetzung erlaube ich mir um Aufnahme folgender Zeilen zu ersuchen.

Unter den heutigen socialen Zuständen ist jede ethische Bewegung ohne Aussicht auf Erfolg. Die erste Bedingung eines wesentlichen Fortschrittes auf ethischem Gebiete ist die, daß vor allem unsere wirtschaftliche Ordnung eine bessere, vernünftigere werde, daß sie so gestaltet werde, daß die Befriedigung des altruistischen Triebes, der fast in jeder Menschenseele wenigstens latent schlummert, nicht einen bedeutenden wirtschaftlichen Nachteil für den Betreffenden nach sich ziehe, wie es unter den heutigen Verhältnissen in der Regel der Fall ist. Heute sind wir gar häufig vor die Wahl gestellt, entweder einen Akt der Nächstenliebe zu thun und uns dadurch wirtschaftlich zu ruinieren oder schwer zu schädigen, oder aber die Interessen unseres Ich zu wahren unter Verzichtleistung auf das beglückende Gefühl der Uneigennützigkeit.

Ein concretes, aus dem Leben gegriffenes Beispiel: Ein Jurist bewirbt sich um eine Stelle. Da erfährt er, daß sich unter seinen Mitbewerbern ein junger Mann befindet, welcher, aller Mittel entblößt, ein altes, krankes Mütterchen zu erhalten hat. Die Ethik gebietet doch unstreitig dem Reicheren, in einem solchen Falle einfach von der Bewerbung abzulassen und dem Ärmeren Platz zu machen; aber wenn er diesem natürlichen und schönen Drange folgt, stellt er unter den heutigen socialen Zuständen seine Zukunft in Frage.

Schaffen Sie solche sociale Zustände, welche uns das sittliche Handeln nicht so sauer, nicht zu einem so harten Opfer werden lassen, schaffen Sie solche wirtschaftliche Verhältnisse, unter welchen es nicht bloß löblich, sondern zugleich nützlich (oder wenigstens nicht sehr schädlich) ist, gut zu handeln, und Ihre Aufgabe wird glänzend gelöst sein.

In diesem Sinne halte ich allerdings eine Umgestaltung der gesellschaftlichen Zustände für eine Vorbedingung einer Gesundung der ethischen, und in diesem Sinne meine ich, daß die ethische Frage in erster Linie eine sociale Frage ist.

Indessen bin ich weit entfernt, Ihren Bestrebungen jeglichen Wert abzusprechen. Ohne weiteres gebe ich insbesondere die Bedeutung zu, welche Ihre Bestrebungen für die Vorbereitung und Erziehung einer Generation haben, welcher vielleicht das Glück beschieden sein wird, die aufgenommenen Anschauungen über Gesittung und Tugend mit Lust und Liebe in die That umsetzen zu können.“

# Anzeigen.



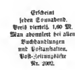
Die „**Ethische Kultur**“ erscheint in **zwei Ausgaben:**

a) **in Wochennummern** (Postzeitungsliste Nr. 2092) Vierteljahrspreis 1,60 M. bei allen Buchhandlungen und Postanstalten; bei direktem Bezug von der Verlagshandlung 2 M. für Deutschland und Oestreich-Ungarn, 2,25 M. für das Ausland.

b) **in Monatsheften à 60 Pf.** Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

**Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.**
Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Kettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.


Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2092.

# Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

## Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Herausgegeben von

**Dr. Georg von Gizycki,**

Professor der Ethik an der Universität zu Berlin.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

| II. Jahrgang. | Berlin, den 20. Januar 1894. | Nr. 3. |
|---|---|---|





## Religion und Moral.

Von Graf Leo Tolstoy. (Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

Die Moral kann nicht unabhängig von der Religion sein, weil sie nicht bloß eine Folge der Religion, d. h. jener Beziehung ist, in der sich der Mensch zum Weltall anerkennt, sondern weil sie in der Religion bereits mitinbegriffen (impliziert) ist.

Jede Religion ist eine Antwort auf die Frage: was ist der Sinn meines Lebens? Und die religiöse Antwort schließt stets bereits eine gewisse sittliche Forderung in sich ein, die der Erklärung des Sinnes des Lebens zuweilen folgen und zuweilen vorausgehen kann. Die Frage über den Sinn des Lebens kann man folgendermaßen beantworten: der Sinn des Lebens besteht in dem Wohle der Individualität, genieße deshalb alles gute, was dir erreichbar ist, oder: der Sinn des Lebens besteht in einer gewissen Gesamtheit, diene deshalb dieser Gesamtheit mit allen deinen Kräften; oder: der Sinn des Lebens besteht in der Erfüllung des Willens dessen, der dich gesandt hat, strebe deshalb mit allen Kräften danach diesen Willen zu erkennen und zu erfüllen. Auf dieselbe Frage kann man folgendermaßen antworten: der Sinn deines Lebens besteht in deinem persönlichen Genusse, da darin die Bestimmung des Menschen liegt; oder der Sinn deines Lebens besteht darin, jener Gesamtheit zu dienen, als deren Glied du dich rechnest, da dies deine Bestimmung ist; oder: der Sinn deines Lebens besteht in dem Dienste Gottes, da dies allein deine Bestimmung ist.

Die Moral ist in der von der Religion gegebenen Erklärung des Lebens miteingeschlossen und kann deshalb keinenfalls von der Religion getrennt werden. Diese Wahrheit ist namentlich offenbar in jenen Versuchen der nicht-christlichen Philosophen, die höheren Sittlichkeitslehren aus ihrer Philosophie abzuleiten. Diese Philosophen sehen, daß die christliche Moral unumgänglich notwendig ist, daß man ohne sie nicht leben kann; mehr als das: sie sehen, daß sie ist, und sie möchten sie in irgend einer Weise mit ihrer nicht-christlichen Philosophie verbinden und sogar die Sache derart hinstellen, als ob die christliche Sittlichkeit aus ihrer heidnischen oder Gemeinschafts-Philosophie hervorginge. Und sie versuchen das zu thun, aber gerade diese Versuche zeigen offenbarer als alles andere, nicht nur die Unabhängigkeit, sondern auch den vollen Widerspruch der christlichen Moral mit der heidnischen Philosophie des persönlichen Wohles und des Vermeidens des persönlichen Leidens und der Gemeinschafts-Philosophie.

Die christliche Ethik, die wir infolge unserer religiösen Weltanschauung anerkennen, verlangt nicht nur das Opfer der Individualität für die Gesamtheit der Individualitäten, sondern sie verlangt auch, daß wir der eigenen Individualität und der Gesamtheit der Individualitäten zum Dienste Gottes entsagen; die heidnische Philosophie dagegen erforscht die Mittel zur Erlangung des höchsten Wohles der Individualität oder deren Gesamtheit; und deshalb ist der Widerspruch unvermeidlich. Um diesen Widerspruch zu verdergen, giebt es nur ein Mittel — und zwar: abstrakte, relative Begriffe aufeinanderzuhäufen und aus dem nebelhaften Gebiete der Metaphysik nicht herauszutreten.

So thaten auch hauptsächlich die Philosophen seit der Zeit der Renaissance; und eben diesem Umstande: der Unmöglichkeit, die Forderungen der christlichen, als bereits vorher gegeben anerkannten Moral mit der, aus heidnischen Grundlagen entsprossenen Philosophie auszusöhnen, muß man jene eigentümliche Abstraktheit der neuen Philosophen zuschreiben, sowie ihre Unklarheit, Unverständlichkeit und Entfremdung vom Leben. Ausgenommen Spinoza, der in seiner Philosophie von religiösen, und, obgleich er nicht zu den Christen zählte, wahrhaft christlichen Grundlagen ausging, und der geniale Kant, der seine Ethik unabhängig von seiner Metaphysik hinstellte, ersinnen alle übrigen Philosophen, selbst der glänzende Schopenhauer, eine offenbar nur künstliche Verbindung zwischen ihrer Ethik und ihrer Metaphysik.

Man fühlt, daß die christliche Ethik etwas vorher gegebenes ist, das vollkommen fest und unabhängig von der Philosophie dasteht und nicht der ihr untergeschobenen fiktiven Stützen bedarf, sondern daß die Philosophie bloß solche Sätze ersinnt, nach welchen die gegebene Ethik ihr nicht widersprechen, sondern sich mit ihr verbinden und gleichsam aus ihr hervorgehen müßte. Alle diese Sätze jedoch scheinen die christliche Ethik nur solange zu rechtfertigen, man sie in abstrakter Weise betrachtet. Sobald man sie jedoch an Fragen des praktischen Lebens anwendet, tritt sofort nicht nur die Nichtübereinstimmung, sondern der offenbare Widerspruch der philosophischen Grundlagen mit dem, was wir als Moral annehmen, mit aller Kraft hervor.

Der unlängst so berühmt gewordene unglückliche Nietzsche ist besonders wertvoll durch die Bekundung dieses Widerspruchs.

Er ist unwiderlegbar, wenn er sagt, daß alle Regeln der Sittlichkeit von dem Standpunkte der bestehenden, nicht christlichen Philosophie aus nichts anderes seien als Lüge und Heuchelei, und daß es für den Menschen viel vorteilhafter, angenehmer und vernünftiger wäre, eine Gemeinschaft von

Übermenschen zu gründen und einer derselben zu sein, als zu jener Menge zu gehören, welche diesen Übermenschen zum Gerüste dienen müßte.

Keinerlei Konstruktionen der, aus der heidnischen religiösen Weltanschauung hervorgegangenen Philosophie können dem Menschen beweisen, daß es für ihn vorteilhafter und vernünftiger sei, nicht für sein erwünschtes, verständliches und mögliches Wohl oder für das Wohl der Familie und der Gemeinschaft zu leben, sondern für ein fremdes, nicht erwünschtes, unverständliches und durch menschliche schwache Mittel nicht zu erreichendes Wohl.

Die auf jener Erkenntnis des Lebens begründete Philosophie, welche in dem Wohle des Menschen besteht, wird nie imstande sein, dem vernünftigen Menschen, der da weiß, daß er jeden Augenblick sterben kann, zu beweisen, daß es für ihn gut und notwendig sei, dem eigenen erwünschten, verständlichen und unzweifelhaften Wohle zu entsagen, und zwar nicht einmal zum Wohle anderer, weil er nie wissen kann, welches die Folgen seines Opfers sein werden, sondern bloß um deswillen, weil es notwendig und gut, d. h. weil es ein kategorischer Imperativ ist.

Dieses vom heidnisch-philosophischen Standpunkte aus zu beweisen, ist unmöglich. Um zu beweisen, daß alle Menschen gleich sind, daß es für den Menschen besser ist, sein Leben hinzugeben, um anderen zu dienen, als andere Menschen zu zwingen, ihm zu dienen, indem er ihr Leben bedrückt, muß man seine Beziehung zum Weltall anders feststellen: man muß begreifen, daß die Stellung des Menschen derart ist, daß er ebendieses zu thun hat, weil der Sinn seines Lebens nur in dem Willen dessen ruht, der ihn gesandt hat; der Wille aber dessen, der ihn gesandt hat, besteht darin, daß er sein Leben dem Dienste der Menschen hingeben soll. Eine solche Veränderung der Beziehung des Menschen zum Weltall giebt aber bloß die Religion.

Dasselbe ist der Fall mit den Versuchen, die christliche Moral mit den Grundlagen der heidnischen Wissenschaft auszusöhnen und sie sogar aus derselben abzuleiten. Keinerlei Sophismen und Ausflüchte vernichten jenen einfachen und klaren Grundsatz, daß das Gesetz der Evolution, das in der Basis der ganzen Wissenschaft unserer Zeit enthalten ist, sich auf das allgemeine, ewige und unveränderliche Gesetz des Kampfes ums Dasein und auf das Überleben des Tüchtigsten, „the fittest“, gründet, und daß deshalb jeder Mensch zur Erlangung seines Wohles oder des Wohles seiner Gesamtheit dieser „fittest“ sein und seine Gesamtheit dazu machen soll, damit nicht er und seine Gesamtheit zu Grunde gehen, sondern der Andere, der Untüchtige.

Wie sehr sich auch manche Naturalisten, von den logischen Schlüssen dieses Gesetzes und dessen Anwendung auf das menschliche Leben zurückschreckend, bemühen, dieses Gesetz zu vertuschen und mit Worten totzureden, so beweisen doch alle ihre Versuche nur noch offenbarer die Unwiderlegbarkeit dieses Gesetzes, welches das Leben der ganzen organischen Welt und somit auch des als Tier betrachteten Menschen lenkt.

Genau zu der Zeit, als ich dieses schrieb, erschien eine russische Übersetzung einer Abhandlung von Huxley über die Evolution und die Ethik.

In dieser Abhandlung versucht dieser gelehrte Professor, ebenso wie vor einigen Jahren unser berühmter Professor Beketov und viele andere, die über denselben Gegenstand geschrieben haben, versucht hatten, und zwar mit demselben Mißerfolge wie seine Vorgänger, zu beweisen, daß der Kampf ums Dasein die Sittlichkeit nicht verletzt, und daß bei Anerkennung des Gesetzes des Kampfes ums Dasein als des Grundgesetzes des Lebens die Sittlichkeit nicht nur bestehen, sondern auch sich vervollkommnen kann. Die Abhandlung Huxley's ist überfüllt von allerlei Scherzen, Versen und allgemeinen Ansichten über Religion und Philosophie der Alten und ist infolgedessen so kraus und verworren, daß man nur mit großer Mühe sich zu deren Grundidee durcharbeiten kann. Diese Idee indessen ist folgende: Das Gesetz der Evolution ist dem Gesetze der Sittlichkeit entgegengesetzt; dies wußten die Alten sowohl der griechischen wie der indischen Welt. Und die Philosophie und Religion beider Völker hat sie zu der Lehre der Entsagung geführt. Diese Lehre ist, der Meinung des Autors nach, unrichtig; richtig dagegen ist folgende: Es existiert ein Gesetz, das der Autor das kosmische Gesetz nennt, nach welchem alle Wesen untereinander kämpfen und nur das tüchtigste, „the fittest“, die andern überlebt. Diesem Gesetze ist auch der Mensch unterworfen, und nur dank diesem Gesetze hat sich der Mensch als solcher gebildet, wie er jetzt ist. Dieses Gesetz aber ist der Sittlichkeit entgegengesetzt. Wie soll also dieses Gesetz mit der Sittlichkeit ausgesöhnt werden? Auf folgende Weise: Es existiert ein sozialer Fortschritt, der sich bestrebt, den kosmischen Prozeß aufzuhalten und ihm einen andern Prozeß unterzuschieben, und zwar — den ethischen, dessen Zweck das Überleben, nicht des Tüchtigsten, „the fittest“, sondern des Besten, „the best“, im ethischen Sinne ist. Woher dieser ethische Prozeß kommt, erklärt Huxley nicht, sagt jedoch in der neunzehnten Anmerkung, daß die Basis dieses Prozesses darin besteht, daß Menschen sowohl wie Tiere einerseits selbst sich gerne in Gemeinschaft befinden und der Gemeinschaft schädliche Eigenschaften in sich unterdrücken, und andrerseits die Glieder der Gemeinschaft mit Gewalt die dem Wohle der Gemeinschaft entgegenlaufenden Handlungen unterdrücken. Es scheint Huxley, daß dieser Prozeß, der die Menschen zwingt, ihre Leidenschaften zu zügeln um der Erhaltung dieser Gemeinschaft willen, deren Glieder sie sind, und die Furcht bestraft zu werden wegen der Verletzung der Ordnungen der Gemeinschaft, eben dieses ethische Gesetz sei, dessen Existenz er beweisen müsse.

Huxley glaubt offenbar in der Unschuld seiner Seele, daß in der jetzigen englischen Gemeinschaft mit seinem Irland, dem Elend des Volkes, dem sinnlosen Luxus der Reichen, seinem Handel mit Opium und Branntwein, seinen Exekutionen, seinen Schlachten, der Ausrottung der Völker um merkantiler und politischer Vorteile willen, mit seiner versteckten Sittenverderbnis und seiner Scheinheiligkeit, ein Mensch, der die Vorschriften der Polizei nicht überschreitet, ein sittlicher Mensch sei und vom ethischen Gesetze geleitet werde, und vergißt dabei ganz, daß die Eigenschaften, die erforderlich wären, damit jene Gemeinschaft, in welcher er als deren Glied lebt, nicht zerfalle, für die Gemeinschaft von demselben Nutzen sein könnten, wie die Eigenschaften der Glieder einer Räuberbande nützlich sind, wie sogar in unserer Gemeinschaft die Eigenschaften der Henker, der Gefängniswärter, der Richter, der Soldaten, der scheinheiligen Priester u. d. m. nützlich sind, — daß aber diese Eigenschaften nichts mit der Sittlichkeit gemein haben.

Die Sittlichkeit ist etwas sich fortwährend Entwickelndes und Wachsendes; und deshalb wird die Nichtverletzung der festgestellten Ordnungen einer gewissen Gemeinschaft, das Aufrechterhalten derselben vermittelst des Galgens und des Beiles, von denen Huxley als von Werkzeugen der Sittlichkeit spricht, nicht nur keine Befestigung der Sittlichkeit, sondern vielmehr eine Verletzung derselben sein. Und umgekehrt: jede Verletzung der bestehenden Ordnungen, wie es nicht nur die Verletzung der Gesetze der Römischen Provinz durch Christus und seine Jünger war, sondern die Verletzung der jetzigen Ordnungen durch den Menschen, der sich von der Teilnahme am Gerichte, vom Militärdienste, von der Zahlung der Steuern, die zu Kriegsvorbereitungen verwendet werden, lossagt, wird nicht nur nicht gegen die Sittlichkeit, sondern im Gegenteil eine notwendige Bedingung von deren Kundgebung sein. Jeder Kannibale, der aufhört, Seinesgleichen zu essen, verletzt die Ordnung seiner Gemeinschaft.

Handlungen, welche die Ordnung jeder Gemeinschaft verletzen, können unsittlich sein; unzweifelhaft aber ist es auch, daß jede wahrhaft sittliche Handlung, welche die

Sittlichkeit voranstellt, stets eine Verletzung der Ordnung des Gemeinschaftslebens sein wird. Und deshalb: wenn in der Gemeinschaft auch ein Gesetz entstanden ist, nach welchem die Menschen ihre persönlichen Vorteile zur Erhaltung der Gesamtheit ihrer Gemeinschaft opfern, so ist dieses Gesetz kein ethisches Gesetz, sondern im Gegenteil in den meisten Fällen ein jeder Ethik entgegengesetztes Gesetz; es ist dasselbe Gesetz des Kampfes ums Dasein, nur in verborgenem, latentem Zustande. Es ist derselbe, nur vom Einzelnen auf deren Gesamtheit übertragene Kampf ums Dasein. Es ist nicht eine Einstellung der Schlägerei, sondern ein Ausholen des Armes, um noch stärker dreinzuschlagen.

Wenn das Gesetz des Kampfes ums Dasein und das Überleben des Tüchtigsten, „the fittest“, ein ewiges Gesetz alles Lebenden ist (und es kann nicht umhin, als ein solches anerkannt zu werden, wenn der Mensch als Tier betrachtet wird), dann können keinerlei verworrene Betrachtungen über den sozialen Fortschritt und ein angeblich aus demselben hervorgehendes ethisches Gesetz, das als deus ex machina wer weiß woher auftaucht, sobald wir seiner bedürfen, dieses Gesetz verletzen.

Wenn der soziale Fortschritt, wie Huxley behauptet, die Menschen in Gruppen vereinigt, so wird derselbe Kampf und dasselbe Überleben unter Familien, Geschlechtern und Staaten stattfinden, und dieser Kampf wird nicht nur nicht sittlicher, sondern vielmehr noch grausamer und unsittlicher sein, als der Kampf der Individualitäten unter einander, wie wir es auch in Wirklichkeit sehen.

Selbst wenn man das Unmögliche zugeben wollte, nämlich daß die ganze Menschheit nach Tausenden von Jahren sich durch den bloßen sozialen Fortschritt in ein Ganzes vereinigen, ein Volk und einen Staat bilden würde, selbst dann, abgesehen davon, daß der zwischen den Staaten und zwischen den Völkern aufgehobene Kampf in einen Kampf zwischen der Menschheit und dem Tierreich überginge, würde der Kampf immer ein Kampf bleiben, d. h. eine Thätigkeit, welche die Möglichkeit der von uns anerkannten christlichen Moral im Keime ausschließt; abgesehen davon, wird auch dann der Kampf zwischen den, die Gesamtheit bildenden Individualitäten und zwischen den Gesamtheiten, wie Familien, Geschlechtern, Nationalitäten, sich durchaus nicht verringern, sondern er wird ebenso wie bisher, nur in einer andern Form vor sich gehen, wie wir es auch an allen Vereinigungen der Menschen in Familien, Geschlechtern und Staaten sehen. Die Familienglieder streiten und kämpfen ebenso untereinander wie die Fremden, und oft noch mehr und bösartiger.

Ebenso ist es im Staate; unter den im Staate lebenden Menschen dauert derselbe Kampf fort, wie unter den außerhalb des Staates lebenden Menschen, nur in anderer Form. Dort tötet man durch Pfeile und Messer und hier durch Hunger. Wenn aber in der Familie, wie im Staate, die Schwachen gerettet werden, so geschieht dies durchaus nicht durch die Staats-Vereinigung, sondern es geschieht, weil die in Familien und in Staaten vereinten Menschen Selbstverleugnung und Liebe besitzen.

Wenn außerhalb der Familie von zwei Kindern nur „the fittest“ leben bleibt, in der Familie dagegen bei einer guten Mutter beide Kinder am Leben bleiben, so wird dies durchaus nicht infolge der Vereinigung der Menschen in Familien geschehen, sondern weil die Mutter Liebe und Selbstverleugnung besitzt; Selbstverleugnung wie Liebe jedoch können auf keinen Fall aus dem sozialen Fortschritt hervorgehen.

Wenn man behaupten wollte, daß der soziale Fortschritt die Sittlichkeit erzeuge, so wäre dies, als wollte man behaupten, daß die Errichtung der Öfen Wärme erzeuge.

Die Wärme kommt von der Sonne. Die Öfen aber erzeugen die Wärme nur dann, wenn man Holz, d. h. das Produkt der Sonne, in die Öfen legt. Ebenso entsteht die Sittlichkeit aus der Religion. Die sozialen Lebensformen aber erzeugen die Sittlichkeit nur dann, wenn die Folgen der religiösen Einwirkung auf die Menschen, — d. i. die Sittlichkeit, — in jene Lebensformen hineingelegt worden sind.

Die Öfen können geheizt werden und dann Wärme geben oder nicht geheizt werden und kalt bleiben; ebenso können die sozialen Formen die Moral in sich einschließen und dann moralisch auf die Gemeinschaft einwirken, oder sie können die Moral nicht in sich einschließen und somit ohne jede Wirksamkeit auf die Gemeinschaft bleiben.

Die christliche Sittlichkeit kann nicht auf der heidnischen oder auf der Gemeinschafts-Lebensauffassung begründet sein und kann weder aus der Philosophie noch aus der nichtchristlichen Wissenschaft hergeleitet werden; sie kann nicht nur aus denselben nicht hergeleitet, sondern sie kann sogar nicht mit denselben in Einklang gebracht werden.

In der Weise ist dies auch stets von jeder ernsten, folgerechten und strengen Philosophie und Wissenschaft aufgefaßt worden. „Wenn unsere Grundsätze mit der Sittlichkeit nicht übereinstimmen, umso schlimmer für diese“, sagt vollkommen richtig eine solche Philosophie und eine solche Wissenschaft und setzt ihre Forschungen fort.

Ethische Traktate, die nicht auf die Religion basiert sind, und selbst Laien-Katechismen werden geschrieben und gelehrt, und die Menschen können denken, daß die Menschheit sich von ihnen leiten läßt; dieses erscheint jedoch bloß so, weil die Menschen in Wirklichkeit sich nicht von diesen Traktaten und Katechismen leiten lassen, sondern von der Religion, die sie immer besessen haben und besitzen; die Traktate und Katechismen aber richten sich nur nach dem, was aus der Religion von selbst hervorgeht.

Die nicht auf religiöse Lehre gegründeten Vorschriften der weltlichen Moral sind vollkommen dem gleich, was ein Mensch thun würde, der, ohne jede Kenntnis von Musik, sich auf den Platz des Kapellmeisters stellen und vor den, ihre gewohnte Thätigkeit ausübenden Musikern mit den Armen in der Luft herumfechten würde. Durch Inertie und durch das, was die Musiker von den früheren Kapellmeistern gelernt haben, würde die Musik noch eine Zeit lang fortdauern; es ist aber offenbar, daß das Schwenken des Dirigentenstabes von Einem, der keine Musik versteht, nicht nur von keinem Nutzen sein, sondern entschieden mit der Zeit die Musiker verwirren und das Orchester zerstören würde. Eine solche Verwirrung beginnt in den Gedanken der Menschen unserer Zeit vorzugehen, infolge der Versuche der Leiter, den Menschen eine Sittenlehre zu geben, die nicht auf jene höhere Religion begründet ist, welche die christliche Menschheit sich anzueignen beginnt und teilweise sich bereits angeeignet hat.

Es wäre thatsächlich wünschenswert, eine Sittenlehre ohne Beimischung des Aberglaubens zu besitzen; die Sache ist aber die, daß die Sittenlehre nur eine Folge der festgestellten bekannten Beziehung des Menschen zum Weltall oder zu Gott ist. Wenn aber die Feststellung einer solchen Beziehung sich in uns als abergläubisch erscheinenden Formen äußert, so muß man, damit dieses nicht der Fall sei, sich bemühen, diese Beziehung vernünftiger, klarer und genauer auszudrücken oder sogar die ungenügend gewordene frühere Beziehung des Menschen zum Weltall zu vernichten und an deren Stelle eine höhere, klarere und vernünftigere zu setzen, keinenfalls aber eine auf Sophismen oder auf Nichts gegründete, sogenannte weltliche, nicht religiöse Moral zu ersinnen.

Die Versuche, eine Moral mit Umgehung der Religion zu gründen, sind ähnlich dem, was Kinder thun, die eine Pflanze, die ihnen gefällt, zu versetzen wünschen und deren Wurzel, die ihnen nicht gefällt und die ihnen unnütz scheint, abreißen und die Pflanze ohne Wurzel in die Erde stecken.

Ohne religiöse Grundlage kann es keine wahre, echte Moral geben, wie es keine echte Pflanze ohne Wurzel geben kann.

Und somit beantworte ich Ihre beiden Fragen und sage: Die Religion ist eine gewisse, von dem Menschen festgestellte

Beziehung seiner besonderen Individualität zum unendlichen Weltall oder zu dessen Urgrund. Die Moral aber ist die, aus dieser Beziehung hervorgehende beständige Richtschnur seines Lebens.

---

## Die ethische Lebensansicht.

Von **William Mackintire Salter** in Philadelphia.

(Fortsetzung.)

Die ethische Lebensansicht erzeugt so eine ernste, vielleicht wird man sagen eine strenge Gemütsart. Ich gestehe, daß sie von der fröhlichen optimistischen Stimmung, zu der wir von Natur neigen und welche wir alle gern haben möchten, sehr verschieden ist. Es ist angenehmer, zu denken, daß die Welt ungefähr so ist, wie sie sein sollte, daß die Menschen im ganzen so gut sind, wie man es erwarten darf; und es ist wunderbar, wie die Kunst die Welt verklären kann, wie Gemälde selbst Schlachtfelder malerisch machen können, und wie, wenn wir von der Armut, von Mangel, Leiden und Sünde nur aus Bildern oder Romanen Kenntnis haben, sie fast ihr Abstoßendes verlieren und mehr als ein dunkler Schatten in einer Landschaft, denn als etwas, was nicht sein sollte, erscheinen. Doch wenn wir in direkte Berührung mit ihnen kommen, wenn wir an ihnen teilnehmen und sie erfahren, dann weichen solche Illusionen. Vor allem, wenn wir bewußt unrecht thun, wenn wir absichtlich unsere besseren Gedanken zurückdrängen, wenn wir angesichts der Pflicht der Leidenschaft oder niedrigen Trieben nachgeben, dann wissen wir, daß dies schlecht und nur schlecht ist, — daß unsere einzige Haltung dem gegenüber die der Reue, unser einziges Gefühl das des Selbstvorwurfs sein muß.

Und da nun diese Dinge so gewöhnlich sind, so kann, wenn anders überhaupt ein Unterschied zwischen recht und unrecht, gut und böse besteht, ja, wenn in den Worten soll und soll nicht irgend eine Bedeutung liegt, ein Optimismus in Bezug auf die gegenwärtige Ordnung der Welt nicht in Frage kommen: es ist für das Höhere in uns unmöglich, sich hier heimisch zu fühlen; und es muß uns manchmal scheinen, als ob um uns her anstatt des Lichtes eine große Finsternis wäre, eine Finsternis, in der es dem Lichte schwer wird, durchzubrechen.

Es ist nichts neues, so zu fühlen: es war das Gefühl Jesu und das der ersten Christen, wenn sie in die Welt hinausblickten; die damals bestehende Gesellschaftsordnung war in der That in ihren Augen so schlecht, daß sie für den Untergang bestimmt schien; es war das Gefühl der alten Propheten und das der neueren Reformer. Die, welche für das höhere Recht eintraten, sind immer in der Minderheit gewesen; und Lowell übertreibt schwerlich, wenn er sagt, daß „die Wahrheit immer auf dem Schafott, das Unrecht immer auf dem Throne“ sei. Ich sehe hier keinen Ausweg: — wenn wir uns auf die Seite der moralischen Ideen stellen wollen, so müssen wir mehr oder minder in einem Zustande geistiger Unruhe und Unwillens sein; und wenn wir mit uns selbst und mit der Gesellschaft um uns her zufrieden sein wollen, so können wir dies nur dadurch erreichen, daß wir unsere moralischen Ideen aufgeben. Man nehme welchen Standpunkt man will ein, aber man denke nicht, daß man den ethischen Idealismus mit dieser Zufriedenheit verbinden kann, — man bilde sich nicht ein, daß man von Wahrheit und Ehre, von gleicher Gerechtigkeit und menschlicher Brüderlichkeit reden und das, was man sagt, wirklich meinen kann, ohne in Streit und Kampf geführt zu werden, ohne für immer die Vorstellung aufzugeben, daß man ein Leben ruhigen Behagens und Genießens führen oder durch wissenschaftliche Studien jemals seine Seele befriedigen kann. Für diejenigen, welche die ethische Lebensansicht hegen oder, was dasselbe ist, welche sich auf die Seite Gottes stellen, muß das Leben ein Kampf sein; und daß man, wenn unser Leben vorüber ist, von uns sagen kann, wir hätten einen guten Kampf gekämpft, ist unser höchster Lohn.

Aber wie ernst uns eine solche Lebensansicht auch stimmen möge, so dürfen wir unter ihrem Einflusse doch niemals den Mut verlieren; ihr natürlicher Begleiter ist vielmehr der Glaube. Denn in den Ideen, welche den höheren Seiten unseres Wesens eigen sind, liegt eine beständige Frische. Oder wenn wir müde sind und zeitweilig uns alles gleichgiltig und gewöhnlich erscheint, so möge mit einem Gefühl ihrer wirklichen Bedeutung ein anderer diese Ideen äußern, und sie werden wieder mit all ihrer eigentümlichen Macht unser Herz ergreifen. Dies sind die „göttlichen Ideen, welche uns stets jung finden und uns stets jung machen.“ Wenn wir an Güte und Liebe, an Wahrheit, Ehre und Gerechtigkeit denken, dann werden wir von ihnen so angezogen, daß es uns leichter fällt, uns die Menschen unter ihrem Einflusse handelnd zu denken, als die entgegengesetzte Vorstellung zu hegen. Von dem höheren Standpunkte aus betrachtet, erscheint nicht das Gute, sondern das Böse sonderbar. Es ist leichter, voll Glauben als skeptisch zu sein; es ist nicht die reine Vernunft oder das Gewissen, sondern die Erfahrung, welche uns die Welt als so verderbt erkennen, welche uns Haß, Eifersucht, Niedrigkeit und Ausschweifung gewahren läßt. Und bei all dem, was er sieht, bei all den Mängeln und Verkehrtheiten der Gesellschaft wird man den moralisch Gläubigen doch nimmer dazu bringen, zuzugeben, daß dies Dinge sind, welche sein müssen. Möge der Wandel schnell oder langsam kommen, möge es Revolutionen oder Evolutionen geben: man wird niemals finden, daß er Wandlungen für unmöglich hält, — Wandlungen in der moralischen, in der sozialen Welt wird er ebenso voraussetzen, wie es Wandlungen in der Geschichte der Erde und in der Entwickelung des Sonnensystems gegeben hat. Man mag ihm z. B. die ganze Verbrecherstatistik vorführen: er wird die Thatsachen zugeben, aber er wird, so regelmäßig sie auch wiederkehren mögen, leugnen, daß sie so sein mußten, wie sie waren. Niedergedrückt mag er oft sein; aber er wird sich durch den Gedanken aufrichten, daß, wenn die Erziehung und die Umgebung des Verbrechers andere gewesen wären, wenn er solchen und solchen Einflüssen ausgesetzt gewesen wäre, er vielleicht nicht gethan haben würde, was er gethan hat. Solche Gedanken, solcher Glaube kann natürlich nicht auf die Vergangenheit praktisch zurückwirken — was gethan ist, ist gethan, ob es nun notwendig war oder nicht; aber in der Gegenwart und für die Zukunft kann solcher Glaube als eine bestimmende Kraft wirken. Möge die Vergangenheit sein, was sie will — jetzt heißt es arbeiten! Dieser Gedanke beseelt den Glaubenden; und niemals wird er in den Fatalismus verfallen, welcher sagt, daß die Dinge so sein werden, wie sie gewesen sind, und alle Anstrengung nutzlos ist. Er wird den Soziologen, den wissenschaftlichen Nationalökonomen die bestehenden sozialen Tendenzen und die in der industriellen Welt wirkenden Kräfte so sorgfältig wie möglich untersuchen und klassifizieren lassen und ihnen dafür dankbar sein; aber überall wo Ungerechtigkeit ist, überall wo Klassenselbstsucht ist, wo die Schwächeren von den Stärkeren ausgebeutet werden, wird er darauf hinweisen; er wird das edlere Ideal emporhalten und zu glauben wagen, daß alle Macht mit ihm in Harmonie gebracht werden wird. Er wird nicht zugeben, daß die Menschen gezwungen sind, selbstische Wesen zu sein — in dem Sinne, in welchem selbstisches Wesen etwas Unedles ist und doch in so weitem Umfange besteht; die Menschen werden nur so lange gezwungen, es zu sein, wie sie es sein wollen. Und doch wünschen in manchen Stimmungen fast alle Menschen, gut, tadellos, milde, teilnahmsvoll zu sein, zu lieben und geliebt zu werden, hilfreiche Freunde der Menschheit zu sein: und könnten wir nur diese Stimmungen zu dauernden machen, könnten wir nur das Herz des Menschen, das „Engelherz“ an die Oberfläche bringen oder es vielmehr in Thätigkeit versetzen, könnten wir

auch nur die Selbstsucht verächtlich machen, anstatt geachtet, wie sie es jetzt ist, könnten wir eine allgemeine Sehnsucht nach einem Reiche der Liebe erwecken: so würde das Problem bald gelöst sein. Der Grund davon, daß wir schwach sind, liegt „nicht in unsern Sternen, sondern in uns selbst.“ Er liegt nicht so sehr darin, daß die Natur uns selbstisch gemacht hat, als vielmehr, daß wir, wenn höhere Ziele, höhere Möglichkeiten vor uns stehen, zulassen, daß wir selbstisch bleiben. Die Natur, in jenem weiten Sinne des Wortes, hat uns alles, was wir haben, gegeben, sodaß es im wahrsten und vollsten Sinne des Wortes ebenso natürlich ist, selbstlos wie selbstisch zu sein, — gleichwie die schönen Blüten und Früchte des Baumes ebenso normal, ebenso sein Teil sind, wie seine dunkeln und verborgenen Wurzeln, obwohl sie spät und vielleicht niemals erscheinen.

Der ethische Gesichtspunkt macht uns daher allen fortschrittlichen sozialen Bewegungen geneigt und läßt uns nur dann an ihnen zweifeln, wenn sie einseitig und nicht gründlich genug sind. Einer solchen Anschauungsweise sind „phantastisch“ und „utopisch“ gänzlich relative Worte. Wenn wir die Menschen und die Sitten und Gewohnheiten nehmen, wie sie sind, so ist fast alles, was besser ist, als wir es jetzt haben, utopisch; aber die Geschichte hat wieder und wieder gezeigt — die Geschichte meines eigenen Landes Amerika, die Geschichte Deutschlands, — daß Dinge, welche bei dem einen Zustande des öffentlichen Geistes unmöglich waren, bei einem andern vollkommen möglich sind. Man verändere der Menschen Gedanken, Wünsche, Bestrebungen, und sofort wird das Utopische das praktisch Ausführbare. (Schluß folgt.)

---

## Eine unvollendete ministerielle Vorlesung über Nationalökonomie aus dem Jahre 1893.

Als das Jahr 1848 eben vorüber war, betrauerten auch eine Anzahl junger Leute in Göttingen den Ausgang der deutschen Einheitsbewegung als einen beklagenswerten; sie befanden sich in der Stimmung, jeder radikalen Idee ein offenes Ohr zu leihen, lasen in einem wissenschaftlichen Kränzchen sozialistische Schriften und kamen bald zu einer Weltanschauung, von der „eine allgemeine Katastrophe“, „der allgemeine Kladderadatsch“ der letzte Schluß war. Der Vorsitzende des wissenschaftlichen Kränzchens war der damalige Student und jetzige Bevollmächtigte zum Bundesrat für das Königreich Preußen, Staats- und Finanzminister Dr. Miquel. In letzterer Eigenschaft gab er am 27. November 1893 im Reichstage eine gedrängte, aber anschauliche Übersicht über den Gang seiner Entwickelung. Er versicherte dabei, daß, sowie einmal seine amtliche Thätigkeit ihm die Muße gebe, er ein Buch publizieren werde, worin die Kritik der sozialistischen Auffassung an der Hand eben seines eigenen geistigen Entwickelungsprozesses enthalten sei. Der Inhalt der Auseinandersetzung des gegenwärtig die Finanz- und Wirtschaftspolitik des deutschen Reiches — zum mindesten mit- — leitenden Mannes ist bislang zu wenig beachtet worden, und da es vorläufig doch sehr unbestimmt ist, ob Herr Dr. Miquel jemals von amtlicher Thätigkeit so weit entlastet sein wird, um an Stelle von Steuergesetzen nationalökonomische Bücher zu verfassen, so erscheint eine Wiedergabe seiner Anschauungen in diesen Blättern angebracht. Ich gestatte mir dabei, seine Gedanken in eine andere — systematische — Folge zu bringen und — ein klein wenig zu kommentieren:

1. „Die Nationalökonomie ist nichts weiter als die Summe der Konsequenzen, welche gezogen werden aus dem jeweiligen Zustande der gewerblichen, industriellen und sozialen Entwickelung“ — eine Behauptung, an der schwerlich Anstand genommen werden kann.

2. „Nicht das Eigentum hat die menschliche Ungleichheit erzeugt, sondern umgekehrt, aus der ewig menschlichen Ungleichheit ist das Eigentum entstanden.“

Mit diesem Satze kann man keine Münzen zum Kriege gegen die Sozialdemokratie prägen. Wer sagt: „Die ewig menschliche Ungleichheit erzeugte das Eigentum,“ der behauptet im Grunde nichts anderes, als was sich in der umfassenderen Lehre: „Die Macht schuf das Recht“ ausdrückt. Und wenn es sicher ist, daß das Eigentum aus der ewig menschlichen Ungleichheit entstand, so liegt es durchaus in der Folgewirkung dieses Eigentums, die menschliche Ungleichheit aufrecht zu erhalten und somit ex post die Stelle einzunehmen, die ihm a priori nicht zugeschrieben werden soll.

3. „Die Eigentumsformen haben sich im Laufe der Jahrtausende stets geändert; das Eigentum aber ist immer dasselbe geblieben, und das Verlangen geht nicht nach Gemeinschaft, sondern nach Besitz als der notwendigen Bethätigung des menschlichen Individuums.“

Während in den unter 1 und 2 wiederholten Ausführungen der Minister weniger sagte, als die beifälligen Zuhörer daraus entnahmen, hat er mit diesem dritten Satze mehr ausgesprochen, als er selbst vielleicht gedachte und den Reichstagsmitgliedern klar geworden ist.

Für das Gros der Staatsbürger, namentlich die Behäbigen, gilt das „Eigentum“ als die Grundlage alles menschlichen Daseins: am „Eigentum“ rütteln bedeutet für sie den Versuch des Umsturzes aller Ordnung. In Wahrheit liegt aber dem Menschen am Haben oder jederzeitigen Erlangen ausreichenden Besitzes zur Befriedigung seiner unterschiedlichen Bedürfnisse und nicht am Eigentum. Wer sich die Wohnung zu verschaffen vermag, die ihm nach seinen Verhältnissen zusagt, ist besser daran, als wer durch Hypothekengläubiger jederzeit von seinem sogenannten „Eigen“ verjagt werden kann. Die sozialen Verhältnisse so zu gestalten, daß die „Bethätigung des menschlichen Individuums“ (durch Arbeit) „notwendig“, aber gleichzeitig auch das Haben von „Besitz“ die sichere Folge der Bethätigung wird, das ist die Aufgabe.

Hie Besitz, hie Eigentum! bildet das Verlangen und das Feldgeschrei der kämpfenden Parteien.

4. „Die von den Fabrikanten-Nationalökonomen Englands, von Ricardo u. A., seitens der Sozialdemokraten übernommene Theorie, daß nur die Arbeit allein die Quelle der Güter und der Werte sei, ist völlig irrig.“

Zweifellos! Ohne die Kräfte und Stoffe der Natur vermag der Mensch absolut nichts zu produzieren.

Das muß auch die Sozialdemokratie eingesehen haben, und die vom Minister Miquel als irrig angesprochene Theorie („die Arbeit ist die Quelle alles Reichtums und aller Kultur ...“) findet sich im gegenwärtigen Erfurter Programm nicht mehr vor.

5. „Falsch ist auch die Behauptung, es müsse die Lage der arbeitenden Klassen stets schlechter werden, weil der Lohn immer wieder zurückgeworfen werden müßte auf den einfach notwendigen Lebensbedarf.“

Es würde zu weit führen, an dieser Stelle die Frage der Richtigkeit oder Unrichtigkeit des sogenannten ehernen Lohngesetzes zu erörtern. Unbestreitbar ist jedenfalls, daß der Arbeiter nicht den Ertrag seiner Arbeit erhält, sondern mit „Lohn“ abgefunden wird, und ebenso unbestreitbar, daß wegen des stets vorhandenen Angebots von Arbeitskräften der Lohn nichts anderes bedeutet, als den zur gewohnheitsmäßigen Lebensfristung nötigen Unterhalt.

6. „Umgekehrt geht bei wachsender Kultur, bei wachsendem Wohlstand, bei wachsendem Reichtum die Besitzrente, Kapital- wie Grundrente, hinunter und der Wert der lebendigen Arbeit steigt.“

Leider bricht die ministerielle Vorlesung über Nationalökonomie gerade da ab, wo die wichtigsten Fragen sich aufdrängen und Zweifel an der Bedeutung des Behaupteten entstehen:

Wenn der Wert der lebendigen Arbeit steigt, wo bleiben die Wertsteigerungen? Wer zieht überhaupt die Werte der Arbeit ein?

Wird das „Hinuntergehen der Besitzrente“ als ein Zurückgehen in ihrer Gesamtheit behauptet oder nur in ihrem prozentualen Abwurf vom Besitz?

Denn mir als Besitzer ist es lieber, wenn ich nur 3 Prozent von einem auf 100 000 Mark bewerteten Rittergute genieße, als wenn ich 5 Prozent seiner auf 50 000 Mark veranschlagten Schätzung einziehe.

Die prozentuale Rente ist „hinunter“ gegangen, der Rentenertrag als solcher gestiegen.

Die eben aufgeworfenen und andere Fragen zu beantworten, hatte Minister Miquel leider am 27. Navember 1893 zu wenig Zeit oder vorläufig — zu viel Klugheit.

Jena, den 11. Januar 1894. Ernst Harmening.

## Sprüche.

Wer Dir auch naht, Du giebst in gutem Wahn —
Freund, Wohlthun ist nicht immer wohlgethan.

A. Römer.

„Alles begreifen, Alles verzeihn“ —
Das mag für Sonn- und Feiertag sein;
Aber dem Werktag setz' als Ziel:
Begreife Alles, verzeihe viel.

Franz Herold.

„Der Schiller ist tot, war so nur ein Zwerg,
Scheint jetzt als Lichtlein von ferne.“
So spricht das moderne Feuerwerk
Und — platzt vor dem Sterne.

Franz Herald.

## Der Totalisator in Deutschland 1893.

Von Major Henning.

Fortsetzung von Nr. 47*) u. Nr. 23, 1893.

Die Totalisator-Quaten der Flachrennen teile ich in die von Happegarten-Berlin und die der Pravinz, und füge zum Vergleich die Wiener Quoten hinzu.

I. Totalisator-Quaten in Flachrennen 1893.

| Ort: | | Hoppegarten Berlin | Provinz | Wien |
|---|---|---|---|---|
| Zahl der Rennen: | | 103 | 230 | 157 |
| Quoten von | 100 Mark und mehr für 10 Mk. | 22 = 21,3 % | 20 = 8,7 % | 27 = 17,2 % |
| | 20 Mark und weniger für 10 Mk. | 23 = 22,3 % | 84 = 36,5 % | 29 = 18,5 % |

Auch für die Flachrennen erscheint Berlin-Hoppegarten als am meisten durch hohe Quoten die Sache schädigend und die Mache fördernd. Dasselbe drückt sich durch das prozentuale Verhältnis der reelleren Quaten aus. Daß die Provinz günstiger steht als Hoppegarten und Wien liegt wohl darin, daß eine Millionen-Stadt einerseits viel mehr katilinarische Existenzen beherbergt als kleinere Städte, und andererseits viel wohlhabendes Volk herumläuft, welches ohne Überlegung wettet, am Totalisator setzt, gleichviel was daraus folgt.

Würde über die Unmöglichkeit in Pferderennen eine fachliche Wette abschließen zu können mehr nachgedacht, so würde eine große Anzahl von Menschen, so lange die heutigen Rennreglements bestehen, auch nicht einen Pfennig wagen. Man zieht unlogische Folgerungen, betrügt sich selbst, und wirft das Geld zum Fenster hinaus, unter der falschen Flagge „Hebung der Vollblutzucht.“ Es giebt eben eine gewisse Gesellschaft, für die der Totalisator die einzige Vermittlung mit dem Rennsport bildet. Es giebt aber auch sehr viele Leute, welche aus reiner Unkenntnis am Totalisator setzen, da die Ausgaben, welche dieses Spiel zum Minimum fordert, durchaus nicht so hoch bemessen sind, um jemand abzuschrecken. Eine Reise nach Monaco kommt eben viel teurer.

II. Die 6 höchsten Totalisator-Quoten für Deutschland und Wien in Flachrennen 1893.

| Nr. | Berlin Hoppegarten Quote für 10 | Berlin Hoppegarten liefen | Provinz Quote für 10 | Provinz liefen | Wien Quote für 10 | Wien liefen |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 1 | 467 | 12 | 730 | 12 | 284 | 8 |
| 2 | 252 | 9 | 402 | 14 | 240 | 13 |
| 3 | 244 | 10 | 396 | 5 | 246 | 11 |
| 4 | 191 | 6 | 306 | 9 | 240 | 17 |
| 5 | 183 | 11 | 223 | 7 | 198 | 10 |
| 6 | 175 | 9 | 200 | 7 | 194 | 6 |
| Durchschnitt. | 252 | 9½ | 376 | 7½ | 239 | 11 |
| Quotient: | 26,5 | | 50 | | 21,7 | |

Durch Vergleich der Zusammenstellung I und II ist zu ersehen, daß in der Provinz quantitativ die hahen Quaten weniger als halb so hoch sind gegen Berlin und Wien, während sie qualitativ fast noch einmal sa hoch sich erheben, wie das in Berlin der Fall ist.

Auch in Flachrennen findet in Bezug auf die Platzwette derselbe Humbug statt, wie ich in den Trabrennen andeutete.

Der systematischen Ausbentung der am Totalisator Setzenden wird noch dadurch bedeutend Vorschub geleistet, wenn die einzelnen Maschinen für die verschiedenen Plätze nicht für sich abrechnen.

Z. B. die 100 Mark-Maschine hat 20 Einlagen à 100 von 3 Rennstallbesitzern erhalten, auf Pferd B und C. An den 5—10 Maschinen à 100 Mark Einlage ist A Favorit, wiewohl es nicht ganz auf dem Posten ist, was aber nur dem Stall bekannt ist. C. ist 2. Favorit und B wenig besetzt. Die Orientierten der Maschiene mit 100 Mark streichen daher, ihren Einsätzen entsprechend, das Geld der Nichtorientierten ein.

Solche Vorgänge nennt man Wetten.

Zu Pest rechnet z. B. jeder Totalisator-Platz für sich ab und wurden z. B. Sanntag, den 8. Oktober 1893 in einem Hürden-Rennen im Aktionärraum 93 für 5 Gulden gezahlt, am Gulden-Platz 136 für 5, und am 30-Kreuzer-Platz 235 für 5. Nun wäre es das Einfachste, wenn die Heeren vom Aktionärraum auch am 30-Kreuzer-Platz setzten, dieses Herüberlaufen ist aber in jüngster Zeit verboten worden, wodurch nun die Nichtorientierten unter sich ihr Geld verlieren. Die 30-Kreuzer-Platz-Quote beträgt für 10 also 470 und erscheint so als zweit-höchste für Deutschland. In den Zusammenstellungen und % Berechnungen sind die Wiener Quoten stets für 10 und von Hoppegartener Quoten, welche für 20 zur Zahlung gelangen, auch für 10 ungerechnet.

Der Vollständigkeit halber füge ich noch die Totalisator-Quoten für Hindernisrennen bei. Wenn auch hin und wieder durch Sturz des Favoriten hohe Quaten erscheinen, so ist doch das prozentuale Verhältnis immerhin in der Lage einen richtigen Überblick zu gestatten.

III. Totalisator-Quoten in Hindernisrennen 1893.

| Ort: | | Hoppegarten u. Charlottenb. | Peovinz | Wien |
|---|---|---|---|---|
| Zahl der Rennen: | | 143 | 254 | 58 |
| Quoten von | 100 Mark und mehr für 10 Mk. | 14 = 9,8 % | 18 = 7,4 % | 1 = 1,7 % |
| | 20 Mark und weniger für 10 Mk. | 34 = 23,7 % | 80 = 31,3 % | 47 = 81 % |

Für Wien erkläre ich die niedrige Quoten aus der geringen Zahl Starter. Nur zweimal liefen 10 ab, und wurde das eine mal gleich die höchste Quate 170 : 10 gezahlt. In Deutschland fiel die höchste Quate nach Charlottenburg mit 838 für 10 bei 13 Reitern.

*) In Nr. 47 S. 378 2. Sp. 2. Z. v. o. muß es statt Praxis Basis heißen.

Der Offizier als Wettobjekt müßte fortfallen.

Überall leuchten die Berliner Rennplätze mit hohen Quoten am Totalisator vor, und dürfte es geboten erscheinen seitens der Regierung die Initiative zu ergreifen, um die Reglements derartig zu ändern, daß in den Schaustellungen mehr **Klarheit** kommt; dann werden die hazardähnlichen Quoten auch sinken.

## Vermischtes.

In seiner Eigenschaft als **Sprecher und Jugendlehrer der Berliner freireligiösen Gemeinde** erhielt Herr Dr. **Bruno Wille**, wie „Der Freidenker“ vom 1. Januar berichtet, vom königl. Provinzial-Schul-Kollegium zu Berlin folgendes vom 24. November 1893 datiertes Schreiben:

„Nach den von uns angestellten Ermittelungen und dem Jahres-Bericht der freireligiösen Gemeinde zu Berlin für 1892/93 üben Sie in Berlin, Rosenthalerstraße 38 und Dresdenerstraße 45, eine konzessionspflichtige unterrichtliche Thätigkeit aus, obgleich Sie nicht im Besitze der erforderlichen Konzession sind.

Wir untersagen Ihnen hierdurch jede derartige Thätigkeit, indem wir Ihnen zugleich für jeden gegen dieses Verbot verstoßenden Kontraventionsfall eine Exekutivstrafe von hundert Mark, im Unvermögensfalle von zwei Tagen Haft androhen, welche Strafe im Übertretungsfalle gegen Sie festgesetzt und vollstreckt werden wird.“

Der Vorstand der Gemeinde hat darauf beschlossen, Herrn Dr. Wille die Mittel zu gewähren, „um unter Beistand eines Rechtsanwaltes sein und der freireligiösen Kinder verfassungsmäßiges Recht zu wahren. Artikel 12 der Verfassung gewährleistet allen Preußen ohne Unterschied des Alters die Freiheit der gemeinsamen Religionsübung; eine solche ist aber wie z. B. bei den Evangelischen der Konfirmanden-Unterricht auch der sogenannte Religions-Unterricht der Gemeinde. Dieser wird denn auch trotz des Schreibens des Provinzial-Schul-Kollegiums fortgesetzt. — — —

— „Natürlich erteilt Wille nach wie vor seinen freireligiösen Unterricht. Eine Belästigung hat er dabei noch nicht erfahren. Beim Kultusministerium ist Beschwerde gegen jenen Erlaß eingelegt worden, der offenbar nicht vereinbar ist mit einer Verfassung, welche freie Religionsübung gewährleistet.“

Wie die „Vossische Zeitung“ vom 12. Januar mitteilt, ging Herrn Dr. Bruno Wille am 10 Januar folgendes **Schreiben des königl. Provinzial-Schulkollegiums** zu: „Euer Wohlgeboren haben nach den Ermittelungen des hiesigen königl. Polizeipräsidiums die Ihnen unterm 24. November v. J. unter Strafandrohung von uns verbotene konzessionspflichtige unterrichtliche Thätigkeit fortgesetzt, und zwar am Sonnabend, 9. und 16. Dezember v. J., in dem Lokal von Bachmann, Dresdenerstraße 45, und am Mittwoch, 13. und 20. Dezember v. J., in dem Lokal von Philipp, Rosenthalerstraße 38. Für diese vier Übertretungsfälle setzen wir eine **Exekutivstrafe von zusammen 400 Mark**, an deren Stelle **im Unvermögensfalle eine Haft von zusammen 40 Tagen** tritt, gegen Sie fest und fordern Sie auf, den festgesetzten Strafbetrag binnen vierzehn Tagen, vom Tage der Behändigung dieser Verfügung an gerechnet, zur Vermeidung der Zwangsvollstreckung an unsere Bureaukasse, Schützenstraße 26 II hier, portofrei abzuführen.“ Auf Veranlassung des Dr. Wille hat der Rechtsanwalt Wolfgang Heine gegen die vorjährige Strafandrohung beim Kultusministerium Beschwerde geführt, doch steht die Antwort noch aus. Der Aufforderung, 400 Mark Strafe zu zahlen, beabsichtigt Dr. Wille jetzt nicht nachzukommen, sondern es soll nötigenfalls die richterliche Entscheidung herbeigeführt werden.

Die **Aussicht für das Stimmrecht der Frauen** ist nach den „Neuen Bahnen, Organ des allgemeinen deutschen Frauen-Vereins“, in Norwegen eine sehr günstige. Seit 1886 hat die „Union für das Stimmrecht der Frauen“ eine energische Bewegung ins Leben gerufen, welche hauptsächlich darauf ausgeht, die Revision jenes Artikels der Verfassung zu betreiben, welcher das weibliche Geschlecht vom Wahlrecht ausschließt. Im Jahre 1890 fanden im Storthing lange Debatten über diese Forderung der Frauen statt. Die Abstimmung ergab 70 Stimmen gegen, 44 für das Frauenwahlrecht. Allein die norwegischen Frauen verloren nicht den Mut, sie setzten ihre Propaganda energisch fort und sind ihrem Ziele bereits bedeutend näher gerückt; denn die am 28. Juni v. J. stattgehabte Abstimmung ergab nur noch ein Stimmenverhältnis von 58 gegen 56. Die noch fehlenden 2 Stimmen werden sich bei der nächsten Abstimmung gewiß verdoppelt finden und die Entscheidung herbeiführen.

## Briefkasten.

Frau Sanitätsrat **Jeannette Schwerin** in Berlin schreibt uns:

„Die dankenswerten und warmempfundenen Ausführungen in Nr. 2 der „Ethischen Kultur“ „Ethische Selbsterziehung“ von **Paul v. Gizycki** endigen mit einem herzlichen Appell des Herrn Verfassers an alle diejenigen, welche gewillt seien, in dem von ihm dargelegten Sinne sich mit der Notlage unserer hilfsbedürftigen Mitmenschen zu beschäftigen.

Es ist bedauerlich, daß der Herr Verfasser keine Kenntnis von einer Einrichtung zu haben scheint, die vor Jahresfrist von der Wohlfahrts-Kommission der sozialen Gruppe der D. G. E. K. ins Leben gerufen worden ist, und die sich nunmehr zu immer festerer Organisation herausgebildet hat.

Die „Auskunftsstelle über Wohlfahrtseinrichtungen in Berlin“, Ziegelstraße 10/11, hat einen Kreis von Männern und Frauen um sich gesammelt, welche gerade in der von Herrn **von Gizycki** gewünschten Weise sich mit der moralischen und materiellen Not aller derjenigen beschäftigen, welche sich hilfesuchend an die Auskunftsstelle wenden.

Das Aufsuchen der Notleidenden ist die erste Pflicht unserer Mitarbeiter. Die Worte „Almosen“ oder „Wohlthätigkeit“ sind aus unserer Sprache verbannt; an ihre Stelle ist das Gefühl liebender Verpflichtung getreten, welches sich erst als befriedigt erachten kann, wenn man sich nach langem, oft monatelangem Verkehr mit den Hilfesuchenden sagen darf, eine bessere Gestaltung der Verhältnisse erzielt zu haben.

Es würde zu weit führen, all' die verschiedenen Formen zu nennen, in denen die bittere Not, das selbstverschuldete und das schuldlose Elend an uns herantritt. Ihr zu begegnen, bedarf es Menschen, wie sie Herr **von Gizycki** so beredt schildert; ihre Bekämpfung weckt die im Menschen latenten sittlichen Kräfte. Als selbstverständlich fordern wir von unseren Mitarbeitern volle Hingabe an ihre Arbeit und Unbefangenheit des Handelns; so vollzieht sich „die ethische Läuterung und Belehrung“ als etwas Organisches, nicht durch Reflexion Gewonnenes.

Wir nehmen, mit Genehmigung des Vorsitzenden der D. G. E. K., Jeden freudig auf, der uns helfen will, auch Nichtmitglieder der D. G. E. K. Auf diese Weise ist es uns möglich geworden, uns vom Mai 1893 bis zum heutigen Tage in eingehendster Art mit mehr als 400 Fällen von Not jeder Art zu beschäftigen. Nur durch das Zusammenschließen vieler Menschen in einen Gedanken wurde es möglich, so manches erfreuliche Resultat zu zeitigen, von dem unsere Akten Jedem, der sich dafür interessiert, Kunde geben.

Die Anforderungen, welche an uns von Hilfesuchenden gestellt werden, sind so gewachsen, daß wir eine Filiale im „Asyl für obdachlose Frauen“ Füsilierstraße 51 einrichteten und daran denken, sämtliche Wochentage mit Dienststunden zu besetzen.

Die neugeschaffene „Vereinigung von Frauen- und Mädchengruppen zu sozialer Hilfsarbeit“ hat die „Auskunftsstelle“ in ihr Arbeitsprogramm mit aufgenommen und dadurch sind uns auch viele jugendliche Elemente zugeführt worden.

Auch die Anregung des Herrn **von Gizycki**, durch die Besichtigung von Wohlfahrtseinrichtungen Erfahrungen aller Art zu sammeln, ist durch den von mir angeregten Besuch solcher Anstalten ins Werk gesetzt worden und kann bei unserer Thätigkeit gar nicht außer Acht gelassen werden.

Wir sind uns wohl bewußt, keine Verbesserung sozialer Verhältnisse direkt herbeiführen zu können; wir wissen aber, daß es der entsagenden persönlichen Fürsorge gelingen kann, das Geschick des Einzelnen zu verbessern; dazu gehört aber viel Zeit, viel Kraft, viel Umsicht.

„Ein Werdender muß immer dankbar sein!“ Nun, wir, die wir in der „Auskunftsstelle“ arbeiten, sind Werdende, denn wir wollen in uns und in anderen das Gefühl allgemeinster Verbindlichkeit erziehen. Wie dankbar würden wir einem Manne sein, der mit dem weiten philanthropischen Blicke des Herrn **von Gizycki** uns helfen würde, statt an uns vorüberzugehen!“

# Anzeigen.



## Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

**Abteilung Berlin.**

Am Sonntag, den 21. Januar und am Sonntag, den 4. März werden um 5 Uhr im großen Saale des Langenbeck-Hauses von der zweiten Gruppe und zwar unter Leitung und Mitwirkung ihres Ausschuß-Mitgliedes, Herrn Prof. Gernsheim, Kammermusik-Abende mit nachherigem geselligem Zusammensein veranstaltet werden, zu denen für den Saal nur die Mitglieder der Gesellschaft gegen Vorzeigung der Mitgliedskarte Zutritt haben werden. Zu den Galerien sollen Eintrittskarten ausgegeben werden, deren Verteilung nach den von den Ausschüssen und Kommissionen der Gruppen oder von einzelnen Mitgliedern eingehenden Anträgen erfolgen wird.

Für Sonntag, den 21. Januar, ist das Aufführungsprogramm bereits folgendermaßen festgesetzt:

Quartett, G moll, von Mozart,
Trio, Op. 70, D dur, von Beethoven,
Quartett, G moll, von Brahms.

Das Programm für Sonntag, den 4. März, wird in der Zeitschrift „Ethische Kultur“ und in unsern „Mitteilungen“ bekannt gemacht werden.

Herr Professor Gernsheim hat im Sinne der von unserer zweiten Gruppe in besonderer Weise vertretenen Richtung unserer Bestrebungen die Vergünstigung für unsere Mitglieder dargeboten, daß ihnen für alle Aufführungen des unter seiner Leitung stehenden Stern'schen Gesangvereins gegen Vorzeigung ihrer Mitgliedskarte beim Billetverkauf (Bote und Bock) nur der halbe Kassenpreis angerechnet wird.



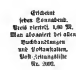
Die **„Ethische Kultur“** erscheint in **zwei Ausgaben:**

a) **in Wochennummern** (Postzeitungsliste Nr. 2092) Vierteljahrspreis 1,60 M. bei allen Buchhandlungen und Postanstalten; bei direktem Bezug von der Verlagshandlung 2 M. für Deutschland und Oestreich-Ungarn, 2,25 M. für das Ausland.

b) **in Monatsheften à 60 Pf.** Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

**Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.**
Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

**Verantwortlicher Redakteur:** Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — **Verlag:** Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — **Druck:** G. Bernstein, Berlin SW. 12


Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2002.

# Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

## Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Herausgegeben von

**Dr. Georg von Gizycki,**

Professor der Ethik an der Universität zu Berlin.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

| II. Jahrgang. | Berlin, den 27. Januar 1894. | Nr. 4. |
|---|---|---|





## Lebensbilder.

### IV.

Von einem Buchbinder.*)

Leicht ist es mir gerade nicht geworden, um dem Wunsche der Redaktion dieser Zeitschrift nachzukommen, mein Lebensbild zur Veröffentlichung aufzuschreiben. Einmal, weil es äußerst schwierig ist, die sittlichen Anschauungen in völliger Nacktheit bloszulegen und ihre Berechtigung zu beweisen, dann auch, weil die Anonymität kein so undurchdringlicher Mantel ist, daß man nicht hinter demselben den Verfasser zu erkennen vermöchte; was in diesem nichts weniger als brüderlichen Zeitalter oftmals unerwünscht ist. Allein schließlich siegte die Überzeugung, daß es nicht ganz nutzlos sei, wenn auch andere Kreise aus dem Munde, oder wie in diesem Falle, durch die Feder eines Arbeiters erfahren, wie sich das Leben des Einzelnen innerhalb der Arbeiterklasse abspielt, zumal das Dichterwort „Wer den Dichter will verstehen, Muß in Dichters Lande gehen" in etwas anderer Variation auch auf die Arbeiterklasse samt ihren ethischen Anschauungen Anwendung finden muß.

Als Sohn eines Handwerksmeisters in einer kleinen Stadt Mecklenburgs geboren, war ich von 12 Kindern das Nesthäckchen; außer mir erfreuten sich noch 5 Brüder und 1 Schwester des Lebens. Mein Vater hatte früher 3—4 Gesellen und 2 Lehrlinge beschäftigt, die nach und nach bis auf 1 Gesellen zusammengeschmolzen waren, bis auch dieser eine verschwand. Daß an diesem Niedergang des Geschäfts einerseits die wirtschaftlichen Umwälzungen, deren Wellenschlag bis in das abgelegene Landnest zu spüren, mit Schuld waren, ist sicher; andrerseits mag aber die Zuneigung zum Branntwein seitens des Vaters diese Wirkung noch verstärkt haben. Warum er sich dem Trunke ergeben, vermag ich freilich nicht festzustellen, möchte aber solches nicht auf Rechnung jenes wirtschaftlichen Rückganges setzen, indem wir noch immerhin in eignem, nicht sehr belastetem Hause wohnten, überhaupt das Einkommen als ein auskömmliches bezeichnet werden konnte. Ein andrer Grund scheint hier einwirkend gewesen zu sein: die Kleinstadt mit ihrem beschränkten Leben.

Mein Vater war als Handwerksbursche in der Welt weit umhergekommen, hatte unter anderem Wien und Paris gesehen, ja in letzterer Stadt 2 Jahre gearbeitet, wo er, wie ich mir aus gelegentlichen Äußerungen später zusammengereimt, auch den damaligen Vereinigungen deutscher Handwerker mit halbkommunistischer Tendenz (1840—42) nicht ganz ferne gestanden haben mag. Seine Erlebnisse wußte er in geeigneter Stimmung ganz prächtig zu schildern. — Nun kommt er zurück aus der Fremde, übernimmt das väterliche Geschäft; anstatt der Anregung, welche die Großstadt bietet, umfängt ihn jetzt das eintönige Einerlei des weltabgeschiedenen Spießbürgertums, das durch nichts gestört wird, da selbst die Allerweltskutsche, die Eisenbahn, in weitem Bogen den „N . . . . er Winkel", wie die heimischen Geographen das Stück Land nennen, wo meine Wiege stand, umzieht; gleichsam als wolle sie das Stillleben der Honoratioren, der ehrsamen Bürger und der schönen fetten Misthaufen, die dem Weizenbau so fördersam sind, nicht stören.

Genug, das geistige Leben wird höchstens durch eine wandernde Schauspieler- oder Kunstreitertruppe bewegt, es sei denn, es biete sich Gelegenheit, von Krieg und Kriegsgeschrei zu sprechen. Da mag nun meinen Vater des Daseins ganzer Jammer gefaßt haben, und er griff zu jener Medizin, welche den Armen immer ärmer, den blaublütigen oder bürgerlichen Schnapsbrenner aber reicher macht. Soviel weiß ich gewiß, daß er auf das „verfluchte Nest", in dem der Bürger sich nichts weiter leisten könne als „Brat Bütt, sollen Hiring un nüchtern Kalwfleisch", im allgemeinen und auf sein Handwerk im besonderen schimpfte, indem er hoch und teuer schwor, keiner seiner Söhne solle dasselbe erlernen.

Diese Abneigung schien denn auch auf dieselben übergegangen zu sein, denn Keiner blieb im Lande und nährte sich redlich, noch wünschte er ein Held der Nadel zu werden.

Unsere Mutter hätte es allerdings gerne gesehen, wenn eins der Kinder das väterliche Haus übernommen hätte, obgleich sie im übrigen nicht wünschte, dieselben am Heimatsorte festzubannen, sondern sie sollten als rechte Erdenbürger die Welt kennen lernen, weshalb sie großen Wert auf ein höchstmögliches Maß von Bildung legte, da sie es selbst in ihrer Mädchenzeit empfunden, wie etwas Bildung dem Menschen höhere Achtung gewinnt, als wenn er des Strebens danach bar ist.

Sie hatte drei Jahre auf einem Rittergute eine Art Zwitterstellung von Kindermädchen, Stütze der Hausfrau und

*) Vor einiger Zeit schrieb dem Herausgeber ein Freund: „Ich werde von mehreren Seiten gefragt, ob die Lebensbilder aus Arbeiterkreisen, welche Sie in der „Ethischen Kultur" veröffentlicht haben, ganz ursprünglich oder redaktionell überarbeitet sind. Vielfach wird ersteres für unglaubhaft gehalten. Vielleicht können Sie gelegentlich durch eine Bemerkung den Sachverhalt richtig stellen." Wir erwiedern hierauf, daß die „Lebensbilder" „ganz ursprünglich" sind, indem die Redaktion entweder gar keine oder nur geringfügige, rein stylistische Änderungen oder Kürzungen vornimmt, und die „Lebensbilder", an deren Echtheit sie zweifelt, von der Veröffentlichung ausschließt.

Gesellschafterin dadurch eingenommen, daß sie nicht nur in allen Hand- und häuslichen Arbeiten sehr geschickt gewesen, sondern auch, begabt mit musikalischem Gehör, ohne Anleitung eines Lehrers dem „gnädigen Fräulein“ auf dem Klavier zu folgen vermochte, deshalb aber auch gewürdigt wurde, die Herrschaft auf ihren Reisen zu begleiten. Der Lohn hatte allerdings dieser Stellung nicht entsprochen — 12 Thaler preußisch Kourant jährlich —, allein sie hatte trotzdem in drei Jahren 36 Thaler gespart; was allen Regeln der Arithmetik hohnsprechen würde, wenn man nicht annehmen müßte, daß gelegentliche Geschenke die notwendigen Ausgaben gedeckt haben. Sparsamkeit blieb ihr ihr Lebenlang eigen, ohne mit Geiz gepart zu sein, denn sie hatte offnes Herz und offne Hand, außerdem für alles Gute und Schöne das lebhafteste Verständnis, so daß sie wahrhaft erziehend auf uns Kinder einwirkte.

Was ist daher natürlicher, als daß wir Alle an der Mutter hingen, daß die Briefe der älteren Brüder, welche bereits des Lebens Ernst ermessen mußten, fast nur an sie gerichtet waren. Nur eins haben wir der Mutter zum Vorwurf gemacht: daß sie uns nach schwerer Krankheit verließ; das war nach meinem kaum vollendeten 11. Lebensjahre, noch dazu kurz vor Weihnachten, so daß sie gerade am Nachmittag vor dem Geburtsfest des Weltheitands ins winterlich starre Grab gesenkt wurde. Tröstend konnte ich mir sagen, durch manche Nachtwache an ihrem Krankenlager meiner Kindespflicht genügt zu haben. —

Die Bildungsmittel am Orte waren nicht besonders hervorragend. Meistens besuchten die Kinder die dreiklassige, von seminaristisch gebildeten Lehrern geleitete Volksschule — auf den Dörfern fungierten oft noch Schneider als Lehrer. — Es gab aber noch eine besondere Klasse mit bedeutend höherem Schulgeld, der ein ehemaliger Kandidat der Theologie vorstand, worin außer Lesen, Schreiben u. s. w. noch Geometrie, Französisch und Lateinisch gelehrt wurde. Diese Klasse besuchte ich während der letzten vier Jahre meiner Schulzeit, mit dem Erfolge, daß ich im vorletzten der Zweite, im letzten Schuljahre der Erste der Klasse war; womit ich weiter nichts als die Thatsache konstatieren will, daß ich, wie in wilden Knabenstreichen so auch im Lernen, meinen Mitschülern nicht gerade nachstand, wenngleich meine Kenntnisse mindestens ebenso sehr anderen Mitteln entsprossen waren, als der Schule und den Schulbüchern, — was sich später noch erweisen wird. Eins möchte ich jedoch hier gleich hervorheben, zumal dadurch gewissermaßen ein wesentlicher Teil meines „Klassenbewußtseins“ in embryonaler Form hervortritt:

Unser Lehrer, der Herr „Kandidat“, wie man ihn nannte, sollte bei der Bewegung des „tollen Jahres“ nicht ganz unbeteiligt gewesen sein, er hatte aber jedenfalls gute Miene zum bösen Spiel machen müssen und hatte seine Rechnung mit der von Gott und den Rittergutsbesitzern eingesetzten mecklenburgischen Weltordnung gemacht. Es kam aber doch manchmal vor, daß der ehemalige Burschenschafter den jetzigen gräflich Nschen Schulmeister unterkriegte; dann wußte er uns ebenso zu fesseln, als wie er unseren Spott herausforderte, wenn das Gegenteil eintrat und er, wohl mit unter Einwirkung des Alters, wahre Teufelsbraten in uns sah, — was wir gewöhnlich mit den übermütigsten Schülerstreichen beantworteten. Da war es dann aber Glaubenssatz: Niemand dürfe den Anderen verraten, selbst wenn er die, diesem zugedachten Prügel einheimsen müsse; auch die Lüge galt in solchen Fällen als Tugend. Doch nicht bloß gegen den Lehrer galt dieses Zusammenhalten, sondern auch den anderen Klassen gegenüber; es durfte Niemand wagen, dies „Klassenbewußtsein“ zu durchbrechen. Im Übrigen waren unsere sittlichen Anschauungen besonders in Bezug auf den Eigentumsbegriff recht schwankende: wir waren der Ansicht, daß dasjenige Obst, welches nicht gegessen wird, seinen Beruf verfehlt habe. — Nun, wir haben dafür gesorgt, daß dies Schreckliche nicht so oft eintrat!

Wie schon erwähnt, war ich der jüngste lebende Sprosse der Familie; das war gut, denn so hatten wenigstens die älteren Brüder, welche schon ihr Brot selbst verdienten, das Vergnügen, für meine litterarischen Bedürfnisse sorgen zu müssen, die anfangs sich auf Geschichten des deutsch-französischen Krieges beschränkten, der damals das ganze Volk bewegte und selbstverständlich auch in unseren Spielen die Hauptrolle einnahm, den wir aber auch miterlebten, indem an der nahen Ostseeküste militärisch besetzte Schanzen errichtet waren, zur Verhinderung feindlicher Landungen.

Nachdem der Begeisterungsrausch sich etwas gelegt hatte, als Bodensatz das Nationalbewußtsein zurücklassend: daß doch unser Herrgott die Franzosen eigentlich nur im Zorn erschaffen haben könnte, stieg das Interesse für andere Erscheinungen des vielgestalteten Weltlebens; es folgten andere, bessere Bücher, darunter Geschichten des Freiheitskrieges, Lebensbilder hervorragender Männer auf allen Gebieten des menschlichen Wirkens, an denen sich die Phantasie und der Ehrgeiz des Knaben entzünden konnte, nicht zu vergessen jene populär geschriebenen Erd- und Schöpfungsgeschichten, die damals in der liberalen Ära — dem Gartenlauben-Zeitalter unter Ernst Keil — von antikirchlichem, materialistischem Geist durchweht waren. Die Bourgeoisie fühlte sich noch revolutionär gegen Junker- und Pfaffentum, griff daher dessen Weltanschauung selbst in den Jugendschriften mit unerbittlicher Logik an; diese Schriften waren noch nicht, wie heutzutage, mit jener abscheulichen christlich-germanischen Tunke übergossen, die, wie man denkt, dem Volke die Religion erhalten werde. Was ich etwa nicht verstand, wurde mir klarer, wenn die beiden Brüder, welche nach einander im Orte ein Handwerk erlernten, an Winterabenden ihre atheistischen Ketzereien, welche sie teilweise aus jenen bezeichneten Büchern, sowie aus Journalen und Zeitungen gesogen hatten, verkündeten. Dazu die Briefe der in der Ferne oder gar im Auslande weilenden Brüder, die dann und wann auch mal zum Besuch kamen, sowie die Erzählungen eines vielgefahrenen Schiffszimmermanns, der am Orte verheiratet war, — alles war mehr geeignet, belehrend auf ein Knabengemüt einzuwirken, als die Schule es vermochte.

Damit sind die Faktoren, welche an meiner Bildung mitwirkten, noch nicht alle genannt. Meine Großmutter mütterlicherseits hatte im kindlichen Alter die Belagerung Lübecks durch den ersten Napoleon mitgemacht, ihr nachheriger Mann war 1813 den Freiheitskämpfern gefolgt, bis ihn ein Schuß kampfunfähig machte. Aber auch von der Zeit der Leibeigenschaft wußte sie zu erzählen, wie Bauern und Tagelöhner zum Heiraten, Wohnen, überhaupt zu allem möglichen die Genehmigung ihrer „gnädigen Herren“ erbetteln mußten, obendrein noch aufs Amt geschickt wurden, um die in dem Geleitbrief zugemessenen Prügel in Empfang zu nehmen, wie sie der gnädige Herr gleichfalls „genehmigt“ hatte. Da wären dann im Jahre 48 die Sturmglocken ins Land hineingeklungen, so daß auch der Herr Graf im nahen Schlosse es für geraten gefunden hätte, die Zugbrücken aufziehen zu lassen. Von solchen Sachen erhielt ich dann auch bald von andrer Seite Kunde, durch meinen Landsmann Fritz Reuter, der an Winterabenden bei traulichem Lampenscheine im Familienkreise gelesen wurde und dessen dankbares sowohl als verständnisvolles Publikum wir bildeten; denn seine Inspecter Bräsigs, seine Jochen Nüßlers laufen oder liefen nicht bloß in einem Exemplar umher im gesegneten Lande Mecklenburg. Allein wir lachten nicht bloß über seine Gestalten, sondern mit Ingrimm nahmen wir an den Marterjahren seiner „Festungstid“ teil.

Nachdem ich so die Verhältnisse skizziert habe, unter denen ich aufwuchs, wird es wohl nicht als Prahlerei aufgefaßt werden, wenn ich behaupte, im großen ganzen etwas mehr Wissen besessen zu haben, als die Mehrzahl meiner Schulgenossen. Nebenbei sei bemerkt, daß ich im 11. Jahre schon politischer und religiöser Freigeist war.

Meine religiöse Freigeisterei erhielt freilich ein gewaltiges Loch durch den Tod meiner Mutter. Der Gedanke, sie einst wiedersehen zu sollen, verbunden mit dem Glauben an einen allgütigen Gott, war mir doch tröstlicher oder bei meinem berechtigten kindlichen Schmerze konkurrenzfähiger als jener: daß nun alles auf ewig vorbei sei. Mein Christenglaube wurde später durch den Konfirmationsunterricht noch gestärkt, obgleich der finstere Mann mit den strengen Priesterzügen, die wenig von der verzeihenden Liebe des milden Nazareners widerspiegelten, mir nicht sympatisch war; seine Logik und Beweisführung für die Existenz eines Gottes schien mir jedoch stichhaltig zu sein, besonders gefiel mir folgendes Beispiel: So wenig wie wir Laien begreifen, wie die Astronomen den Lauf der Himmelskörper berechnen können, ebenso wenig ist selbst der wissensreichste Mensch imstande, das allmächtige Schaffen des unsichtbaren Gottes zu durchschauen; hier muß der Glaube beginnen. Sind denn, sagte ich mir weiter, die ethischen Lehren des Christentums nicht wahrhaft gute? Würden sie nicht, wenn von Allen befolgt, aus dieser Erde etwas ganz anderes zu machen imstande sein, als ein trostloses Jammerthal, in dem die erbarmungswürdigen Seelen für ein besseres Jenseits zurecht geknetet werden? Ja, aber hier lag der Hase im Pfeffer! Sah ich um mich, so gewahrte ich wohl, daß die Frommen im Lande viel lieber die dogmatischen Lehren, die billig wie Brombeeren, als die sittlichen Gebote befolgten, die unter Umständen nicht so wohlfeil sind. Des reichsten Mannes Töchter z. B., deren Klugheit nicht ganz mit dem Reichtum des Vaters harmonierte, nahmen stets beim Abgang aus der Schule den ersten Platz ein — die Erziehungskünstlerin, die das zu Wege brachte, nahm hingegen ein neues Kleid ein.

Die Schulzeit war vorüber, es galt, einen Beruf zu ergreifen, der mich bald auf eigne Füße stellte, des weiteren meinem Verlangen, hinaus in die Welt zu gehen, nicht hinderlich war; ersteres war besonders im Hinblick auf den Zustand meines Vaters zu berücksichtigen, da derselbe, nach dem Tode der Mutter jeden Halt verlierend, sich so dem Trunke ergab, daß er nicht mehr zur Arbeit fähig war.

Die Auswahl unter den am Heimatsort geübten Berufen war gering, ich wurde daher Buchbinder, weil einer meiner Brüder als solcher bei gutem Verdienste in Kopenhagen, Paris, London gearbeitet hatte. Die 4 Jahre der Lehrzeit gehören nicht zu den angenehmsten meines Lebens, ja ich kann im Hinblick auf sie behaupten, die berühmtesten Hungerkünstler übertroffen zu haben, denn ich habe 4 Jahre gehungert. Sie sind aber auch merkwürdig durch die Umwandlung meines Christenglaubens zum stärksten Haß gegen Dogmen- und Formellehre, woran hauptsächlich einer jener vielen Freunde des bibelgläubigen Kirchentums schuld war, in Bezug auf den Christus sagen würde: Herr, schütze mich vor meinen Freunden!

Ich war wirklich froh, als ich dem patriarchalischen Verhältnis des Kleinmeistertums entronnen war, das man sonst so gerne mit dem Glorienschein eines idealen Zustandes zu schmücken beliebt. — Soll ich die Frage beantworten: „Bleibt Zeit genug zu Vergnügungen und geistiger Fortbildung?" so muß ich es folgendermaßen thun: — Mir blieb als Arbeiter nicht Zeit genug zu Vergnügungen und noch viel weniger zu geistiger Fortbildung; ja will man letztere ernst betreiben, so bleibt überhaupt keine Zeit und auch kein Geld zu Vergnügungen übrig, es sei denn, man begnügt sich mit einem Viertel jener Halbbildung, die man den Arbeitern so wie so schon zum Vorwurf macht, von sehr hoher Stelle sogar, — worin natürlich alle Halb- und Viertelmeinungsaffen übereinstimmen, die sich im übrigen natürlich keine Mühe geben, diese vielverfeindete Halbbildung zur Vollbildung emporzuheben. Eine Zeit zwar giebt es auch für den Arbeiter, wo Vergnügen und geistige Fortbildung nicht einander den Weg verlegen — das ist die Wanderzeit, vorausgesetzt natürlich, daß eine gewisse Summe Kleingeld vorhanden ist, daß ferner dieselbe nicht eine, durch Arbeitslosigkeit erzwungene, lange Periode widerwilligen Umhertrottens auf der Landstraße darstellt. Ich meine eine Wanderschaft, wie ich sie zu erleben das Glück hatte, von Natur- und Kunstfreuden durchwebt, nebst Ausbildung im Beruf und Erwerbung von Weltkenntnis. Gewiß auch Weltkenntnis, denn z. B. die sozialen Studien eines Handwerksburschen sind manchmal wertvoller, mindestens selbsterschauter, als wir sie vielleicht in dem dickleibigen Buche irgend eines gebenedeiten Professors finden.

Innerhalb zweier Jahre bin ich gegen 30 Wochen „auf der Walze" gewesen, habe gar viel gesehen, gar viel gelernt; durchstreifte Thüringens liebliche Wälder, sang am Rhein noch schöner als die Loreley, der schwäbische Wein war mir Geburtshelfer manches frohen Rausches, während Helvetiens himmelanragende Berge mit ihren Gletschern, Sturzbächen mich in einen andern Rausch versetzten. Gleich unseren barbarischen Vorfahren überstieg ich die Gebirgswände, um das sonnige Land des dolce far niente von den Alpen bis zu den meerumbrandeten Gestaden Siziliens zu durchmessen. Auch Tunis, Malta sah ich, fuhr von hier auf Reichskosten nach Messina, dann als blinder Passagier weiter nach Neapel, von wo ich langsam dem Vaterlande zuwanderte.

Das war die schönste Zeit meines Lebens; das Ungemach derselben ist verblaßt, während sich die schönen Episoden zu einem Kranze leuchtender Erinnerungen verbunden haben. —

Die freie Zeit, welche ich jetzt für mich habe, mag man aus folgender Zusammenstellung ersehen: Arbeitszeit 10 Stunden (von 7—12, 2—7 Uhr), 2maliger Weg täglich zum und vom Geschäft, in Summa 2 Stunden, Essen und Ausruhen 2 Stunden, Schlaf 8 Stunden, macht 10 + 2 + 2 + 8 = 22 Stunden. — Freie Zeit 2 Stunden. Die Arbeit ist oft anstrengend, ermüdend und eintönig. Schlecht gerechnet muß ich zwei Abende der Woche in Versammlungen, Vorstandssitzungen oder dergleichen verbringen.

Schon als ich noch gut deutsch-national empfand, hatte ich es für deutschen Mutes besseres Erbteil gehalten, den Unterdrückten beizustehen, nicht aber im Sinne jener Matadore des Nationalbewußtseins, die als Festredner oder Teilnehmer an patriotischen Festen ihre Vaterlandsliebe in bengalischer Beleuchtung erstrahlen lassen, um hinterher als rücksichtslose Ausbeuter zu Ehren St. Profits die Lebenshaltung ihrer Arbeiter auf das Niveau jener armen Teufel von Landproletariern der römischen Kampagna herabzudrücken, die, wie ich selbst gesehen habe, in bitterlicher Winterkälte ihr Haupt in verfallenen Tempeln, auch Erdhöhlen, zur Ruhe betten mußten.

Ich fand das Klassenbewußtsein der Bourgeoisie viel entwickelter als das der Arbeiterklasse; der Patriotismus ist ersterer nur ein schönes Gewand, womit sie ihre Klasseninteressen verdeckt; zum mindesten erfuhr ich mehr als einmal, wie deutsche Treue, deutsche Wahrhaftigkeit, nebst allen sonstigen deutschen Tugenden gar elend in die Brüche gingen, und an deren Stelle Lüge, Urkundenfälschungen gut genug waren, um die „lieben Landsleute", die Arbeiter, zu übervorteilen.

Wahrlich, war ich als frommer Gewerkschaftler noch mit einem Beine im national-liberalen Brei stecken geblieben, so gewann ich durch eigne Anschauung später bald die Überzeugung, daß nur in Wirklichkeit zwei Nationen existierten, zwischen denen die trennende Kluft von Tag zu Tag breiter wurde. Genug, im Jahre 1887 kam ich nach Deutschland zurück; man war gerade dabei, die Sozialdemokratie an dem Strick der Expatriierung erdrosseln zu wollen; Herr Miquel sogar befürwortete dieselbe, derselbe Miquel, welcher mit jeder höheren Rangstufe ein Stück seiner kommunistischen Vergangenheit abwarf.

Mit Ingrimm erfüllte mich der Plan der Rechtlosmachung der breitesten und nützlichsten Volksschichten. Kiellands Romane „Gift" und „Fortuna" hatten damals einen großen

Eindruck auf mich gemacht; der Held Abraham Lövdahl geht im Sumpfe der gulen Gesellschaft moralisch zu Grunde. Sollte ich selbst ein solcher Lump sein, sollte ich mich in der Gefahr von meinen Arbeitsbrüdern trennen? Nein! hinweg mit feigen Gedanken, mit Rücksichten auf eine zukünftige „gesicherte“ Existenz!

Von da ab ging alles programmmäßig: Aktive Beteiligung an der politischen Bewegung, — Flugblattverbreitung am Vorabend des 18. März 1888 — Verhaftung — zehnwöchentliche Untersuchungshaft — Verurteilung auf Grund des § 130 des Str. G. B. zu 4 Monaten Gefängnis — als Extranummer für mich dann noch eine Zusatzstrafe von 14 Tagen wegen Widerstandes gegen die Staatsgewalt. An der Extranummer bin ich ebenso wenig wie die Herren Richter schuld, die ich in diesem Falle sogar großer Milde zeihen muß, dem Exekutivbeamten jedoch wünsche ich das Ehrenzeichen Ihring-Mahlos.

Meine Verhaftung kam mir nicht überraschend, ich war darauf vorbereitet; die „Sommerfrische“ im Gefängnis hat mir allerdings wenig behagt, sie machte mich in der That zuweilen kleinmütig; allein wie der Vogel, wenn er aus dumpfem Bauer sich befreit, Mut und Flugkraft an dem Beispiel der befiederten Genossen wachsen fühlt, so trat auch ich wieder in Reih und Glied zurück, auf das Ausnahmegesetz und seine Büttel pfeifend.

Es ist nicht meine Sache, ein Loblied auf mich selbfl zu singen, ich glaube es aber aussprechen zu dürfen, daß durch Teilnahme an der Arbeiterbewegung mein Charakter keinen Schaden genommen hat, sondern vielmehr gestärkt wurde, die egoistischen Triebe, zu deren rücksichtsloser Anwendung die immanenten Gesetze der bürgerlichen Gesellschaft uns verpflichten, zurückzudrängen. Ob man ein tiefwurzelndes Mißtrauen gegen alle bürgerlichen Bestrebungen, so wohlmeinend sie auch oft sein mögen, mir als Fehler anrechnen will, den ich dann allerdings durch Beteiligung am politischen Leben erworben hätte, überlasse ich dem gütigen Ermessen des Lesers.

Von der Arbeitszeit, welche ich zu bewältigen habe, ist schon oben die Rede gewesen, es erübrigt sich noch einige Worte über die Lohnverhältnisse zu sagen. Dieselben sind verhältnismäßig günstige, sie qualifizieren mich zum „gutbezahlten“ Arbeiter, sie würden es mir gestatten, näher bei der Fabrik eine Wohnung zu mieten, wenn nicht Rücksichten gesundheitlicher Natur es mir gebotener erscheinen ließen, in einem Vororte der Stadt zu wohnen. Die Wohnung besteht aus Stube, Kammer, Küche und Keller und wird von meiner Frau, welche es nicht nötig hat, mit auf Arbeit zu gehen, hübsch in Ordnung gehalten, so daß ich, wenn nicht die Pflicht ruft, gerne des Abends zu Hause verweile. Sonntags allerdings gehen wir im Sommer entweder aufs Land hinaus oder in ein Garten-Restaurant, im Winter hingegen zu irgend einem Arbeiterfest, zuweilen auch ins Theater. Wie man sieht, eine Existenz, um die mich mancher Kleinbürger beneiden würde, — was ich gerne zugebe, und woran jene Leute, denen Ruhe die erste Bürgerpflicht ist, gewöhnlich die verwunderte Frage knüpfen: Warum ich denn eigentlich „teilen“ wolle? Nun, ich will „teilen“, um bei dem Ausdruck zu bleiben, weil ich kein Hund bin, der, wenn er gut gefüttert wird, in Demut die Fußtritte seiner Herren, der Arbeitgeber, und Jener hinnimmt, die von Amts-, daher auch von Rechtswegen das gebrechliche Ding, welches man „Staats- und Gesellschaftsordnung“ nennt, zu schützen haben; dann aber auch, weil ich zwei leidlich gesunde Augen habe, um zu sehen, wie meine Stellung als besser bezahlter Arbeiter unter allen Umständen nur an einer Anzahl von Strohhalmen hängt. Damit habe ich zugleich das ganze Geheimnis enthüllt, welches den bürgerlichen Blättern ein Buch mit 7 Siegeln zu sein scheint: daß gerade ein Teil der besser bezahlten Arbeiterschichten im Vordertreffen des Emanzipationskampfes des vierten Standes steht und vermöge seiner materiellen Lage auch stehen kann; denn dieser Kampf erfordert von dem Einzelnen nicht nur Mut, sondern auch Geld.

Mit Kindern ist meine Ehe nicht gesegnet; ob der Wunsch nach solchen ethisch berechtigt ist, ist nicht ganz klar; denn wie sagt Dr. Leete in Bellamys „Rückblick“? — „Wie Männer damals den Mut haben konnten, Kinder zu hinterlassen, habe ich nie begreifen können!“

Ob mir besondere Talente und Fähigkeilen gegeben sind, die durch Not und mangelnde Ausbildung unterdrückt wurden, wage ich nicht zu behaupten, wohl aber, daß ich bei mehr Zeit und Gelegenheit nicht verfehlen würde, diese im Sinne wahrer ethischer Kultur anzuwenden, anstatt, nach der landläufigen Meinung über den Durchschnittsarbeiter, sie in wüsten Trinkgelagen zu vergeuden.

Ich will mein Lebensbild, trotz der begründetsten Zweifel, mit dem Wunsche schließen, daß es der „Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur“ gelingen möge, dazu beizutragen, daß ein Zustand herbeigeführt werde, wo Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und Achtung vor dem, was Achtung verdient, in Wirklichkeit herrschen werden.

Als überzeugter Anhänger der materialistischen Weltanschauung habe ich den Glauben an Gott und seine Kirche nicht festhalten können, bin auch folgerichtig aus jeglicher Kirchengemeinschaft ausgetreten.

„Wo aber kein Gott, keine Religion, da ist auch keine Moral“, klingt es mir aus dem Munde jener Zionswächter entgegen, die mit den Reichen speisen und den Armen predigen. O, beruhigt Euch, Ihr guten Christen! Trotzdem erkenne ich das Gebot „Liebe Deinen Nächsten als Dich selbst“ als das höchste, das sittlichste an, denn jenes „Das Wohl der Gesamtheit ist das höchste Gesetz“ verbirgt in anderer Schale doch nur denselben goldnen Kern; ja, mit Euch verwünsche ich die, welche den Geber jenes „göttlich-menschlichen“ Gebots gar elend ans Kreuz schlagen ließen. Wenn es aber wahr ist, daß geteiltes Leid halbes Leid sei, nun so mag sich Christus dessen tröften, denn auch noch in unserem christlichen Staate kreuzigt man mehr oder minder diejenigen, welche wenigstens bestrebt sind, sein höchstes Gebot in menschlicher Schwachheit zu erfüllen, zumal, wenn sie in fürwitziger Thorheit vermeinen, Christus würde selbst noch in unserer Zeit — ein zweiter Simson — das tönende Wort: „Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher ins Himmelsreich komme,“ als Eselskinnbacken gebrauchen zur Züchtigung der reichen, daher auch „besseren“ Gesellschaftsklassen.

Reumütig muß ich freilich eingestehen, nicht immer dem höchsten Gebot gerecht geworden zu sein, ja, ich habe gar manches Kompromiß mit der Sünde auf dem Gewissen, und der liebe Gott würde mich, wenn ich wider Erwarten ins Himmelreich kommen sollte, wohl kaum als Solisl aus den Reihen der heiligen Posaunenbläser hervorziehen. — Allein was will man denn, bin ich nicht ein Mensch, habe ich mich nicht dem Sumpfboden anzupassen, um zu leben? — „Wer ehrlich durch die Welt will, der muß ein bischen mausen“, pflegte mein Lehrkollege zu sagen, wenn wir das Defizit an Nahrungsmitteln durch Anleihen aus der Speisekammer unserer Frau Meisterin zu decken suchten. Gewiß war das eine Sünde; aber hat nicht selbst „Fritz Sahlmann“, der es doch besser hatte als wir, in der „Franzosentid“ der braven „Mamsell Westphalen“ ihre Würste aus der Räucherkammer gemaust, ohne dafür von Fritz Reuter verdammt zu werden? Ist er nicht trotzdem über 50 Jahre im Amte Stemhagen Landreiter, wenn ich nicht irre, gewesen?

Das Wohl der Gesamtheit ist das höchsle Gesetz! Freilich für „Übermenschen“, deren Handlungen „jenseits von gut und böse“ sind, mag es nicht genügenden Spielraum gewähren, wohl aber können kräftige Individualitäten an diesem Prüfstein das Gold lauterer Menschlichkeit erweisen, wenn man auch ihre guten Werke nicht mit der Elle geaichter Katechismus-Moral zu messen vermag. Drum, wer der Erfüllung jenes höchsten Gebotes sich geweiht hat, der wird sich und den Nächsten der Vollkommenheit näher bringen.

## Die ethische Lebensansicht.

Von William Mackintire Salter in Philadelphia.

(Schluß.)

„Der Geist ist der Zauber, welcher Himmel und Erde beherrscht.“ O, ich denke manchmal, daß alles Gute dem Menschen näher ist, als er träumt, daß der Himmel dieser Erde nicht so fern ist, als es scheint, daß hier auf dieser unserer Erde das Reich Gottes, wie Jesus es dachte, erstehen würde, könnten wir nur groß genug sein, könnten wir nur den göttlicheren Motiven, welche dann und wann in unsern Herzen sich regen, uns **hingeben**, könnten wir jenen Tiefen der Liebe uns nur anvertrauen, die stets so nahe bei und um uns sind und die wir uns doch so ferne werden lassen!

Und so versetzt uns die ethische Lebensansicht in eine Haltung der Erwartung. Nicht nur macht sie uns glauben, daß das Gute möglich ist, ungeachtet alles dessen, was die Geschichte und unsere eigene Erfahrung uns lehren, sondern sie läßt uns auch das Gute erwarten; denn so sehr gehört es zur Welt, so wahrhaft ist es ein Teil derselben, obschon ein Teil, der noch nicht erschienen ist, daß wir seiner Erscheinung entgegensehen, wie der Landmann an einem Frühlingstage in seinen Obstgarten hinausgeht und nach den Knospen der Bäume sieht. Denn das Gute, von dem wir reden, das Gute für das Individuum und für die Gesellschaft, ist nicht ein willkürliches Phantasiegebilde unseres Geistes: — es ist nur ein Name für die Vollendung der nach unvollständigen Natur des betrachteten Gegenstandes; es ist das, was der Gegenstand zu werden bestimmt ist. Wenn die Gattung sich normal entwickelte, so würden wir Liebe und Gerechtigkeit sich ihrer bemächtigen und sie im Laufe der Jahre und Jahrhunderte mehr und mehr beherrschen und ordnen sehen, und alle Veränderung würde ein Fortschritt und aller Fortschritt ein Fortschritt zum Ziele der Vollkommenheit sein. Wir sehen das nicht, und doch schauen wir danach aus. Wir können uns nicht zu dem Gedanken verstehen, daß es in der Gesellschaft keinen Fortschritt giebt. Wenn in der Gesellschaft eine Bewegung entsteht, welche einem Mangel abhelfen, die Lage einer Klasse verbessern oder Mißbräuche abstellen will, erwarten wir, daß sie erfolgreich sein wird. Wir mögen uns irren, und doch hoffen wir: denn die Hoffnung ist unsere Geistesgewohnheit — in der Region der Ideen, in der wir leben, sind wir an sie gebunden. Man mag uns einfältig nennen; aber wir wollen eher alles andere in der Welt, als unsern Glauben und unsere Hoffnung aufgeben; wir wollen lieber Allen trauen und uns täuschen lassen, als, wie eine geistvolle Frau gesagt hat, „die gesegnete Hoffnung des Vertrauens verlieren“ und so weise werden, so tot für die Möglichkeit von etwas Höherem, daß wir, wenn es kommt, nicht das Herz haben, es willkommen zu heißen. Und was lehren die Thatsachen der Geschichte? Wer weiß nicht, daß gerade dieser Strom der Erwartung und Hoffnung es ist, der Großes in die Welt kommen läßt, — daß, wenn man dem Herzen eines Volkes die Hoffnung nimmt, es geistig stirbt, — daß, wenn man einen Menschen aber eine Menschenklasse der Aussicht auf die Zukunft beraubt, man sie mutlos und gleichgültig macht. Man sehe z. B. die Arbeiterklasse in den Gegenden, wo ihre Anstrengungen, ihre Lage zu verbessern, fort und fort vereitelt worden sind, — wie alles Licht in ihrem Antlitz erlischt! O Freunde, seid von der gesegneten Schar derer, welche an das Gute in der Welt glauben, welche für jede gerechte Sache den Sieg erwarten: denn solche sind es, welche die Welt emporführen wie auf einer Flut und die Gattung davor bewahren, in Stumpfheit und tierisches Behagen zu versinken. Wenn Ihr einen Menschen seht, so erwartet von ihm das Gute, bis Ihr das Gegenteil zuzugeben genötigt seid; und wenn Ihr dazu genötigt **seid**, so erwartet es dennoch, haltet dennoch an der Möglichkeit fest, daß, wie auch die Vergangenheit gewesen sein mag, die Zukunft besser sein wird. Wenn Ihr auf das Antlitz der Gesellschaft blickt, unserer armen, leidenden Menschheit mit ihren unglücklichen Armen und ihren unglücklichen Reichen und ihren Glücklichen, welche kein Recht haben, glücklich zu sein, — auf unsere kranke, entstellte, in dem einen Teile überüppige und im andern verhungernde Menschheit, in welcher, wie ein Prophet Israels es von seinem Gemeinwesen sagt, von der Fußsohle bis zum Kopfe nichts Gesundes ist, — wenn Ihr sie so erblickt, sage ich, so waget doch, Besseres für sie zu erwarten — Gesundheit, neues Leben, gleiche Freude in allen ihren Teilen, — waget mit dem Dichter zu träumen von einer Zeit,

„When wealth no more shall rest in mounded heaps,
But smit with freer light shall slowly melt,
In many streams to fallen lower lands,
And light shall spread, and man be liker man
Through all the season of the golden year.“ *)

Zum Schlusse noch ein Wort. Ich habe von einer ethischen Lebensansicht im Gegensatz zu derjenigen gesprochen, welche entsteht, wenn wir durch unsere Instinkte oder durch rein wissenschaftliche Interessen beherrscht werden, aber ich habe sie nicht der **religiösen** Lebensansicht entgegengesetzt. Mit einer wahren religiösen Lebensansicht fällt sie dem Wesen nach zusammen; aber sie ist stets das Prüfungsmittel einer solchen. Läßt eine Religion uns glauben, daß, da dies Gottes Welt ist, Alles in ihr irgendwie recht ist, dann ist solch' eine Religion falsch. Giebt sie der Gesellschaftsordnung um uns her mit allen ihren ungerechten Unterschieden und Ungleichheiten die Sanktion des göttlichen Willens, dann schwächt solch' eine Religion das Gewissen und wird zu einem Feinde des Fortschritts. Aber wenn eine Religion den göttlichen Willen eins setzt mit dem, was recht und gerecht ist, mit allem höheren Streben des Menschenherzens und Gewissens und uns sagt, daß alle ihm widersprechenden Thatsachen, die wir um uns her sehen, dem Willen Gottes entgegen sind und geändert oder vernichtet werden müssen, dann ist solch' eine Religion ein Bundesgenosse der Ethik und ein Freund der Menschen. Das Schlimme in betreff der Religion ist der Umstand, daß diejenigen, welche sie haben — welche das haben, was für Religion gehalten wird, — unter ihrem Einflusse so oft in Schlaf gelullt werden, und daß diejenigen, welche sie nicht haben, mehr und mehr dem Einflusse dessen verfallen, was ich die instinktive Lebensansicht genannt habe. Es ist das Beklagenswerte bei einer einseitigen Entwickelung, bei einer Ausbildung wissenschaftlicher Denkgewohnheiten ohne eine entsprechende Pflege unserer moralischen Natur, daß viele, welche an die alte Religion nicht mehr glauben, in ihrem Leben fast aller erhebenden Einwirkungen verlustig gehen und sich einfach dem Streben nach Behagen und Genuß für sich und ihre Familie hingeben. Sie haben nur ein Leben zu leben, sagen sie, und so suchen sie aus ihm das Meiste herauszuschlagen. Die Ahnungen von etwas Höherem, welche sie, so lange sie noch der alten Religion ergeben waren, dann und wann haben mußten — da in ihr wenigstens Überlieferungen höherer Art enthalten sind, verschwinden aus ihrem Geiste, und sie sehen lediglich die Erde um sich her und greifen nach den Gütern, die ihnen am nächsten liegen. O, Menschen brauchen wir heute, welche die Vielen, die in moralischen Schlaf verfallen sind, aufwecken, — Menschen, die wiederum das Gefühl des Rechten aufregen, das Bewußtsein unwandelbarer Normen, nach welchen die Einzelnen und die Völker gerichtet werden, — das Bewußtsein, daß es höhere Zwecke des Lebens giebt, als essen, schlafen und sich fortpflanzen, — das Bewußtsein eines großen Zieles, nach welchem die Menschheit streben muß, und im Streben, nach

*) „Wo der Reichtum nicht mehr in hohen Haufen aufgetürmt sein, sondern, von freierem Lichte getroffen, langsam schmelzen und in vielen Strömen in niedere Felder sich ergießen wird, und das Licht sich verbreitet und der Mensch mehr Mensch ist, all das goldene Jahr hindurch.“

welchem dies unser Leben, unsere Häuslichkeit, unsere Arbeit und alle unsere Bestrebungen von einem heiligen Lichte berührt werden. Möchten diese Menschen sich erheben und dem Guten in der Welt mehr und mehr zum Siege verhelfen!

---

## Anmerkungen zu Graf Leo Tolstoy's Abhandlung über Religion und Moral.

Von Georg von Gizycki.

Den Worten eines Genius wie Tolstoy wird man stets mit Ehrerbietung lauschen; aber auch ihm gegenüber muß man auf dem Standpunkte unbefangener Kritik verharren. „Ein größerer Freund als selbst Plato ist die Wahrheit.“ Der große Russe sagt selbst: „Das Abweichen von der Wahrheit ist nie unschuldig und zieht stets Folgen nach sich, die um so bedeutender sind, je wichtiger der Gegenstand ist, über den die Unwahrheit gesagt wird. Hier aber ist der Gegenstand das ganze menschliche Leben.“ (Mein Glaube, S. 131.)

Tolstoy klagt die, welche der Moral eine von der Religion unabhängige Grundlage geben wollen, an, daß sie die Wurzel der Moral vernichten. Ich bekenne mich zu jenem Streben, und Tolstoy hat mich nicht davon überzeugt, daß ich auf dem Irrwege bin.

Ihm zu Folge entspringt die Moral aus der Religion. Aber ich sehe nicht, daß er dies bewiesen hat. Wenn er als das Wesen der Religion die Beziehung des Menschen zur Welt oder zu deren Urgrunde ansieht, so steht er darin in Übereinstimmung mit den meisten der Forscher, welche sich in diesen Blättern über die Religion geäußert haben; und auch ich bin mit dieser Erklärung einverstanden. Aber damit verbindet er eine zweite Bestimmung: die Religion sage, was der Sinn meines Lebens ist, oder wozu ich lebe (unter welchen beiden Sätzen er dasselbe zu verstehen scheint). Ich weiß nicht genau, was ich unter diesen Worten zu verstehen habe; ich habe andere verständige Menschen gefragt — sie konnten es mir auch nicht sagen. So wandte ich mich an Tolstoy selbst, an seine Schriften.

Ich las sein Buch „Der Tod des Iwan Ilitsch“*). Die Moral dieser erschütternden Schilderung des Seelenzustandes eines Sterbenden, der, ein „korrekter“ Beamter, stets „comme il faut“, aber nur rein äußerlich, nur für sein persönliches Wohl und darum ganz einsam, obwohl inmitten einer Familie gelebt hatte und nun mit Entsetzen erkennt, daß dies Alles nicht „das Richtige“ gewesen sei, daß er sein Leben vergeudet habe, — die Moral dieser Erzählung ist die Lehre, daß der Mensch in der Liebe und Teilnahme für Andere sein wahres Leben und das Glück seiner Seele findet. In seinem Bewußtsein ist die Todesfurcht, ist „der Tod zu Ende“ in dem Augenblicke, wo er liebevolle Teilnahme findet und selber übt. — Ebenso lehrt die herrliche kleine Erzählung: „Wovon die Menschen leben“, daß die Menschen von der Liebe leben.

Ich las Tolstoy's ergreifende „Bekenntnisse“**). Tolstoy erzählt, daß er im Alter von fast fünfzig Jahren in eine Stimmung der Verzweiflung geraten sei, die ihn fast zum Selbstmorde getrieben habe. Sein Leben schien ihm stille zu stehen; denn seine Seele vermochte auf jene Frage keine Antwort zu geben, „ohne welche das Leben nicht möglich ist“, — auf die Frage: „Was kommt dabei heraus, aus dem, was ich thue, was ich morgen thun werde, aus meinem ganzen Leben? Man kann es auch anders ausdrücken: Wozu habe ich zu leben, zu wünschen, zu handeln? Noch anders kann man es aussprechen, etwa so: Giebt es für mich in meinem Leben einen solchen Sinn, der nicht aufgehoben würde durch den unausbleiblich mir bevorstehenden Tod?“ Das war es, scheint es, was ihn in diese Verzweiflung stürzte: der Gedanke des Todes. „Längst schon, längst schon ist das Märchen vom Reisenden, der in einen Brunnen gefallen war, erzählt worden. Unten die Schlange — der Tod, auf mein Fallen lauernd, um mich zu zerfleischen; ich halte mich an einem Zweige und kann es nicht begreifen, warum ich in diese Pein geraten bin. Und dieser Honig, den ich zu meiner Ergötzung gesogen hatte, dieser Honig erfreut mich nicht mehr; aber die weiße und die schwarze Maus benagen den Zweig, an dem ich mich halte. Deutlich sehe ich die Schlange — und nicht mehr süß dünkt mich der Honig. Der vormalige Trug der Lebensfreuden, der die Schrecknisse der Schlange übertäubte, er trügt mich nicht mehr. Eines sehe ich — die unausweichliche Schlange und die Mäuse, und ich kann den Blick von ihnen nicht wenden.“

Unablässig suchte Tolstoy nach einer Antwort auf jene Frage. Die gebildeten und gelehrten Leute, die seinen gewöhnlichen Umgang bildeten, konnten ihm dabei keinen Beistand leisten; aber wohl fand er ihn bei den einfachen, schlichten Leuten aus dem Volke, zu denen er sich stets hingezogen gefühlt hatte. Er sah, daß sie lebten, freudig lebten, obwohl unter großem Ungemach: sie mußten den Sinn des Lebens begriffen haben. Durch sie ward er für das christliche Evangelium gewonnen. Wohl erkannte er, daß nicht alles, was sie glaubten, Wahrheit, sondern vieles unvernünftig, ja Unsinn sei, was er nicht anzunehmen vermochte, so lange er noch nicht verrückt geworden sei: „Negation der Vernunft ist noch unmöglicher, als Negation des Lebens“; aber ihr Glaube mußte Wahrheit enthalten. Der Glaube, zu dem Tolstoy nun gelangte, war dieser: „Ich bin durch den Willen Gottes in diese Welt versetzt worden. Gott hat mir das Gesetz und die Gebote gegeben, nach denen ich zu leben habe, und dazu hat er mir eine noch klarere Anleitung zum Leben in der Lehre und dem Leben Jesu Christi gegeben. Der Sinn des Lebens erschließt sich nur dann, wenn dieser Lehre gemäß gelebt wird. Und je mehr ich mich bemühte, das zu thun, um so deutlicher wurde mir der Sinn des Lebens .... Je weiter ich so fortlebte, um so klarer wurde es mir, daß im Leben ein Sinn steckt, den der Tod nicht vernichten kann, und daß dieser Sinn die Liebe sei, Vereinigung und Opfer im Namen der Liebe.“

Aber Tolstoy macht in den „Bekenntnissen“ außer der Liebe zu den Menschen noch ein anderes Moment geltend: „das Suchen nach Gott, das Aufsuchen eines solchen Gedankenganges, vermöge dessen mein endliches Dasein einen Sinn im Unendlichen erhielte.“ Dies Suchen nach Gott entsprang nicht aus dem Verstande; „Kant,“ sagt Tolstoy, „hatte es mir bewiesen, und ich hatte es vollständig begriffen, daß ihn zu beweisen unmöglich sei;“ sondern es entsprang „aus dem Herzen, aus dem Gefühle.“ „Sobald ich zu der Überzeugung gelangt war, daß es eine solche“ (göttliche) „Ursache giebt ..., da verschwanden sofort meine Furcht und meine Verwaistheit und ich empfand die Möglichkeit zu leben.“ „Ich brauche nur Gott zu wissen, und ich lebe; ich brauche Ihn nur zu vergessen, an Ihn nicht zu glauben, und ich ersterbe. Das ist keine Vorstellung, das ist das Leben. Gott zu wissen und zu leben, das ist eines und dasselbe. Und nicht mir allein geht es so. Alle, die Gott wissen, sie alle leben; wissen sie Ihn nicht, giebt's auch kein Leben. Gott ist das Leben.“

„Ich war,“ sagt Tolstoy, „zu dem Schlusse gelangt, daß nur allein die Bedeutung des Glaubens Erklärung giebt für den Sinn des Lebens und zugleich die Möglichkeit zu leben, und ich fing an die Gläubigen aufzusuchen und mich ihnen zu nähern .... Aber ich sah nun, daß das, was die Leute für Glauben ausgaben, nicht diejenige Glaubenserkenntnis war, welche dem Leben einen Sinn verleiht .... Keinerlei

*) Neue Erzählungen. Von Graf Leo Tolstoy. Der Morgen des Gutsherrn (1852). Der Tod des Iwan Ilitsch (1886). Leipzig. Greßner u. Schramm.

**) Bekenntnisse. — Was sollen wir denn thun. Von Graf Leo Tolstoy. Übersetzt von H. von Samson-Himmelstjerna. Leipzig. Duncker u. Humblot. 1886.

Raisonnements, wie schön sie auch waren, vermochten mich von der Wahrhaftigkeit ihres Glaubens zu überzeugen. Nur solche Handlungen hätten mich überzeugen können, welche mir bewiesen hätten, der Sinn ihres Lebens sei ein solcher, daß alles, was mir das Schrecklichste — Armut, Krankheit, Tod — ihnen nicht schrecklich sei. Solche Handlungen aber habe ich an den sogenannten Gläubigen unseres Kreises nicht entdeckt. Solche Handlungen habe ich im Gegenteil an den allerungläubigsten Personen unseres Kreises beobachtet, niemals aber an den sogenannten Gläubigen unseres Kreises." „Nach dem Leben eines Menschen und nach seinem Thun zu urteilen, hat man weder jetzt noch damals es irgend erkennen können, ob jemand ein orthodox Gläubiger sei oder nicht. Sogar im Gegenteil: in der Mehrzahl der Fälle begegnete man damals und begegnet man jetzt sittlichem Leben, Ehrenhaftigkeit, Herzensgüte am häufigsten bei nichtgläubigen*) Menschen. Und hinwiederum Bekenntnis des orthodoxen Glaubens und ersichtliche Erfüllung seiner rituellen Vorschriften trifft man meistenteils bei Leuten an, die unsittlich, grausam und hochgestellt sind und die gewaltthätig ihren Lüsten nachgehen — dem Reichtum, Ehrgeiz und der Wollust. Ohne Ausnahme haben alle Mächtigen jener Zeit, aufrichtig oder unaufrichtig, zur Orthodoxie sich bekannt, und auch heute noch thun sie es. So also hat im Leben, als Anleitung zur sittlichen Veredlung, der orthodoxe Glaube gar keine Bedeutung."

Die Frage, was der Sinn des Lebens sei, scheint nach den „Bekenntnissen" mithin keine andere als diese zu sein: was das Leben möglich, lebenswert macht, — was die Todesfurcht verbannt und Leiden ertragen macht. Und Tolstoy giebt uns zwei Antworten: die Menschenliebe thue es und der Gottesglaube. Aber nimmt er diese letzte Antwort nicht wieder zurück, indem er von den meisten solcher, die dem orthodoxen Glauben anhängen, behauptet, daß ihnen der Sinn des Lebens verschlossen sei? Vielleicht wird Tolstoy sagen, daß sie nicht wirklich an Gott glauben. Er scheint zu meinen, daß wirklicher Glaube an Gott stets mit Menschenliebe verbunden sei. In der Bibel lesen wir aber: „Du glaubst, daß ein einiger Gott ist; du thust wohl daran; die Teufel glauben es auch, und zittern." (Jacobi 2, 19.)

Die andere Antwort war: „Der Sinn des Lebens ist die Liebe, Vereinigung und Opfer im Namen der Liebe." Könnte nicht die Menschenliebe allein, der Menschheitsdienst das Leben lebenswert machen? Es macht oft den Eindruck, als ob Tolstoy dies glaubte. Aber in den „Bekenntnissen" findet sich auch diese Stelle: „Unter den historischen Völkern die ganze Menschheit meinend, sagte ich mir, daß die ganze Menschheit lebt und sich entwickelt auf Grund geistiger Prinzipien, auf Grund von Idealen, von denen sie sich leiten läßt. Diese Ideale finden ihren Ausdruck in den Religionen, den Wissenschaften, den Künsten und in den Staatsformen. Die Ideale werden immer höhere und höhere und die Menschheit geht dem höchsten Wohlsein, dem höchsten Gute entgegen. Ich bin ein Teil der Menschheit, darum habe ich mitzuwirken an dieser Entwickelung der Menschheit und an der Verwirklichung der Anerkennung der Ideale. Und in der Zeit meiner Schwachsinnigkeit habe ich daran Genüge gefunden; sobald aber in mir die Frage des Lebens in voller Klarheit sich aufrichtete, stürzte augenblicklich die ganze Theorie zusammen."

Also kann nach Tolstoy die sich bethätigende Menschenliebe allein, der Menschheitsdienst den Menschen nicht befriedigen? Wenn er dies sagen wollte, es als eine allgemeine — nicht bloß für ihn selbst — giltige Wahrheit hinstellen sollte, so würde ich ihm antworten — auf Grund der Erfahrung, auf welche allein auch er sich berufen kann, — ich würde ihm antworten: Es ist nicht wahr! Ich kenne Menschen, welche Menschenliebe hegen, für das Wohl der Menschheit arbeiten, nicht an Gott glauben, und den Tod nicht fürchten und glücklich sind trotz der dem Menschen beschiedenen Leiden. „Was resultiert an Wirklichem, Unzerstörbarem aus meinem schemenhaften, sich selbst zerstörenden Leben, welchen Sinn hat mein endliches Dasein in dieser unendlichen Welt?" Auf diese Tolstoy'sche Frage ist Jenen der Gedanke an die notwendigen Wirkungen ihres dem Wohle der Menschheit geweihten Lebens eine hinreichende Antwort. Daß für sie selbst nach ihrem Tode etwas „dabei herauskommt", verlangen sie nicht. Wer in vollem Ernste sagen würde, was (S. 51) in Tolstoy's „Bekenntnissen" steht, und die Worte in ihrem gewöhnlichen Sinne auffaßte: „Wenn es im Leben nichts giebt, als die Güter des Erdenlebens, und wenn nach ihm alles ein Ende hat, dann hat niemand Grund dazu, dem Nächsten auch nur die geringste Erquickung abzutreten, sollte ihre Entbehrung ihm auch die größten Qualen bereiten," — den werden wir Alle, und Tolstoy mit uns, als einen Unmenschen verachten und verabscheuen. Tolstoy sagt selbst**): „Für sich allein leben ist unvernünftig. Und deshalb, seit es Menschen giebt, suchen sie den Zweck ihres Lebens außer sich selbst: sie leben für ihre Kinder, für die Familie, für das Volk, für die Menschheit." (Fortsetzung folgt in Nr. 6.)

*) Hier offenbar nur im Sinne von nicht „recht"gläubig (orthodox) verstanden. (Anm. d. Red.)

**) Mein Glaube, S. 173.

---

# Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

### Abteilung Breslau.

Über ein eigenartiges Vorkommnis haben wir heute zu berichten, nämlich über die polizeiliche Auflösung einer Sitzung der D. G. E. K. In Verfolg der von der Gesellschaft veranstalteten Lehrkurse hielt Herr Dr. Sachs am 16. d. M. in dem Vereinslokal einen Vortrag über Jugenderziehung vom hygienischen Standpunkte. Er setzte die Mängel der gegenwärtigen Erziehungsweise insbesondere der Schuljugend des Näheren auseinander, schilderte demgegenüber die von den alten Griechen befolgten Grundsätze, deren Endziel die Kalokagathia, d. h. die möglichste Vollkommenheit der Seele in einem möglichst vollkommenen Körper, gewesen sei, und knüpfte daran einen Hinweis auf diejenigen Punkte, bei denen eine Verbesserung des gegenwärtigen Systems einzusetzen habe. Hier wurde der Redner von dem plötzlich erscheinenden Polizeikommissar unterbrochen, der es für gut fand, die Versammlung wegen nicht erfolgter Anzeige aufzulösen. Daß allgemeine Überraschung die Folge dieser unvermuteten Unterbrechung war, ist erklärlich, namentlich für denjenigen, der die Befremdlichkeit der Unterordnung eines belehrenden Vortrages unter den Begriff „öffentliche Angelegenheit" im Sinne des Vereinsgesetzes voll erkennt. Selbstverständlich ist sofort gegen diese Art Maßregelung Beschwerde erhoben worden. Hoffentlich aber wird auch die Polizei die Consequenz ihrer Maßnahme ziehen und das Strafverfahren provocieren, damit endlich die Frage durch Richterspruch erledigt werde, ob eine Gesellschaft, wie die der Ausbreitung ethischer Kultur, überhaupt und die von ihr veranstalteten Lehrkurse im Besonderen einer Verordnung zu unterstellen sind, die nach ihrem Titel nur zum Zweck der „Verhütung eines die gesetzliche Freiheit und Ordnung gefährdenden Mißbrauchs des Versammlungs- und Vereinigungs-Rechts" gegeben ist. Die Gesellschaft ist überzeugt, daß trotz der seit langem schon gegen sie hervorgetretenen Animosität der Behörden die Treue ihrer Mitglieder nicht wanken wird, und hofft, daß ihr bei dem ihr aufgedrungenen Kampfe die Sympathie aller derjenigen nicht fehlen wird, welche das Heil unserer Zukunft nicht in polizeilicher Bevormundung, sondern in freier Bethätigung aller sittlichen Kräfte des Volkes sehen.

---

### Zweig Nauen.

Am Montag den 15. Januar kamen die in Nauen wohnenden bis jetzt der Abteilung Berlin angehörenden Mitglieder der D. G. E. K. zusammen und beschlossen die Constituierung des Zweiges Nauen. Als Obmann wurde Herr C. Baker gewählt und als Revisor Herr Alfr. Ritzhaupt. Ferner wurde beschlossen am Sonnabend den 20. d. Mts. abends 8 Uhr im „Hamburger Hof" eine Versammlung abzuhalten mit Vortrag. Als Gäste sollen ca. 80 Bürger aller Schichten durch Eintrittskarte eingeführt werden. Als Thema wurde folgendes gewählt: „Wesen und Ziele der ethischen Bewegung in Deutschland", Vortrag von Prof. Fr. Jodl gehalten in Frankfurt a. M. Derselbe wird in der Versammlung vorgelesen und soll sich daran eventuell eine Diskussion knüpfen. Der Zweig zählt jetzt 10 Mitglieder, 7 Herren und 3 Damen.

C. Baker.

## Briefkasten.

Herr Dr. **Fr. Wilh. Foerster** in Berlin (Encke-Platz 3a) schreibt uns:

„Herr Dr. Paul von Gizycki fordert am Schlusse seines höchst eindrucksvollen Aufsatzes über ethische „Selbsterziehung" zum Besuche notleidender Familien auf. Der unabhängige Arbeiter sei für den „Bourgeois" unzugänglich, man müsse sich daher an diejenigen halten, welche das Elend zwinge, ihre Thüre fremder Hilfe zu öffnen. Der Verkehr mit diesen letzteren sei für unsere ethische Erziehung von Wichtigkeit.

Bei aller sonstigen Übereinstimmung mit dem Verfasser möchte ich hier widersprechen. Ich halte allein den Verkehr mit der stolzen Armut für ein Mittel sittlicher Weckung — dagegen den Verkehr mit der demütigen Armut für eine sittliche Gefahr. Die Not allein, aus deren ernster, trotziger Forderung der Geist der Menschheit selber zu uns spricht und unser Herzblut statt unseres Almosens heischt, diese Not allein macht uns sittlich stark und weckt den sozialen Menschen in uns — die unterwürfig bittende Not dagegen rüttelt uns nicht auf aus der Sozialpolitik der Wohlthätigkeit. Es überkommt den Menschen eine gefährliche Befriedigung, in den Kreisen der Bittsteller sozusagen als Heiland auftreten und durch bloßen Besuch und kleine Gaben die Gesichter aufhellen zu können. Für die soziale Selbsterziehung ist es von höherem Werte, diejenigen aufzusuchen, die trotzig jede Hand abweisen und deren düstere Miene sich nur dem erhellt, der fühlen läßt, daß sein Leben beherrscht ist von dem Streben nach einer gerechteren Verteilung von Genuß und Arbeit.

Ich kann nicht zugeben, daß es für den Angehörigen der bürgerlichen Kreise so gar schwer ist, mit den selbstbewußten Kämpfern der proletarischen Bewegung in Fühlung zu kommen. Man abonniere auf den „Vorwärts" und besuche wöchentlich einige der großen und kleinen Versammlungen, in denen die Arbeiterschaft ihr Elend ans Licht trägt, man setze sich an den Tisch zu den Arbeitern und Arbeiterinnen und erkundige sich brüderlichen Herzens nach ihren persönlichen Arbeitsverhältnissen — man wird ein unerwartetes Entgegenkommen finden. Und die Eindrücke, die man dabei erhält, ergreifen und läutern den inneren Menschen mächtiger als alle Armenbesuche. Letztere geben nur vereinzelte Eindrücke — dort aber erhalten wir Einblick in das Massenelend der Hungerlöhne, in den Jammer der Arbeitslosigkeit — ein Jammer, der nur deshalb nicht zu Ausbrüchen wilder Verzweiflung führt, weil die Organisation des Proletariates selbst durch gemeinsame Opfer die Sinkenden emporhält. Und wenn schon die Kunde eines so weitverbreiteten Darbens und einer so beständigen Unsicherheit der Existenz in jeder gesunden Seele die besseren Triebe weckt — so ergreift uns zugleich im Angesicht der rührenden Opferwilligkeit, des tapferen Füreinandereinstehens, des hohen Idealismus, der in diesen Menschen lebt, ein Gefühl tiefer Beschämung über unsere eigene Klasse: wir fühlen, wie wenig der Gedanke der sozialen Not und der sozialen Gerechtigkeit bis jetzt noch die Herzen unserer Klassengenossen und unser eigenes erfüllt hat, wie Selbstsucht, Trägheit und Hochmut noch unser Thun bestimmt: Wir beschließen, uns selbst und Andere mit heiligem Eifer zur Einkehr und Umkehr zu bringen.

Ich bin gern bereit, diejenigen Leser und Freunde der E. K., welche im Sinne solcher inneren Förderung Arbeiterversammlungen und Vereine besuchen wollen, zu begleiten und einzuführen."

## Anzeigen.



Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post Zeitungsliste Nr. 2092.

# Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Herausgegeben von
**Dr. Georg von Gizycki,**
Professor der Ethik an der Universität zu Berlin.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

| II. Jahrgang. | Berlin, den 3. Februar 1894. | Nr. 5. |
|---|---|---|





## Lebensanschauungen.

### I.

### Christliche Moral*).

Von Andreas Graf von Bernstorff in Berlin,
Vortragendem Rat im Preuß. Kultusministerium.

Die christliche Kirche hat Zeiten erlebt, wo einseitig nur Dogmatik getrieben und der Moral nur eine geringe, gewissermaßen untergeordnete Bedeutung eingeräumt wurde; dann wiederum andre, wo nur die Moral eine Stelle in den Predigten fand. In ersteren Fehler verfiel namentlich die Orthodoxie des 17. Jahrhunderts, die es nur zu unerquicklichen Lehrstreitigkeiten brachte. Die Art, wie z. B. Lutheraner und Reformierte sich damals befehdeten, ist ein trauriges Beispiel hierfür. Das zweite geschah in der Zeit des Rationalismus, namentlich am Ende des 18. Jahrhunderts, wo der Lehrgehalt der Predigten fast völlig zurücktrat und die Anweisungen zu einem tugendhaften Leben bis in die kleinsten, an Trivialität grenzenden Details von der Kanzel gegeben wurden. Beides waren unseres Erachtens Fehler, denn Leben und Lehre dürfen nicht getrennt werden. Ist das Christentum das, wofür wir es halten, die Wahrheit, so muß es auch eine vollkommene Norm bieten für das Verhalten und Leben der Menschen. Wir können es den Gegnern des Christentums nicht verdenken, wenn sie eine Religion nicht annehmen wollen und gering schätzen, welche keine Früchte im Leben ihrer Bekenner zeigt. Ein solches Christentum ist aber nur ein totes, und wir hoffen zeigen zu können, daß solche Verirrungen von solchen, die sich Christen nennen, der Religion Christi nicht zur Last gelegt werden dürfen. Der Fehler des Rationalismus lag darin, daß er die Moral von ihrem tiefen christlichen Grunde loslöste, und wenn er immerhin auf manche Menschen einen sittlich hebenden Einfluß gehabt haben mag, so stand er doch thatsächlich nicht mehr auf dem Boden des Christentums.

Die Moral der Heiligen Schrift ist unendlich einfach. Christus sagt: „Du sollst Gott lieben deinen Herrn von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüt. Dies ist das größte und vornehmste Gebot. Das andre aber ist dem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst. In diesen zweien Geboten hanget das ganze Gesetz und die Propheten." Diese Vorschriften befinden sich schon im Alten Testament, Christus greift aber auf dieselben zurück und bestätigt ausdrücklich, daß das ganze Gesetz darin zusammengefaßt ist. In der That läßt sich eine einfachere und doch tiefere Moral nicht denken. Bedarf es z. B. einzelner Bestimmungen, um das Verhältnis der Menschen untereinander zu regeln, wenn das Grundprinzip ist: Liebe deinen Nächsten als dich selbst? Wen man liebt, den bestiehlt, den tötet, den verleumdet man nicht, dem fügt man keinerlei Schaden zu, im Gegenteil, dem sucht man zu helfen und zu dienen, wo man kann. Dabei ist der Begriff des Nächsten so weit gezogen, wie nur irgendwie denkbar. Nach dem Wortlaut könnte man denken, daß nur an den Nachbar gedacht wäre. Aber nach anderen Schriftstellen ist es klar, daß jeder Mensch unser Nächster ist, beziehungsweise es werden kann, sobald er irgendwie in Berührung mit uns tritt. Dabei kommt kein Unterschied der Nationalität oder Religion in Betracht. Die Bibel kennt neben der Nächstenliebe, die sie an anderen Stellen auch „allgemeine Liebe" nennt, noch eine höhere, die brüderliche Liebe, das ist die Liebe zu den Glaubensgenossen, zu den durch die gemeinsame neue Geburt eng unter einander Verbundenen. Aber schon die Nächstenliebe hat einen so weitgehenden Maßstab — „als dich selbst" —, daß uns davor Angst werden möchte. Diese Nächstenliebe gründet sich darauf, daß alle Menschen, als von einem Paare abstammend, Geschwister sind, und daß der Mensch nach Gottes Ebenbilde geschaffen ist. Wir ehren in jedem Menschen das Bild Gottes. Diese beiden großen Wahrheiten, welche uns die Bibel offenbart, begründen den hohen Anspruch an die Nächstenliebe, und diese Liebe soll nicht einmal ausgeschlossen sein, wenn der Nächste unser Feind wird. Denn im tiefgehenden Gegensatze zur heidnischen Moral lehrt Christus: „Liebet eure Feinde." Dabei setzt er hinzu: „So ihr liebet, die euch lieben, was werdet ihr für Lohn haben, thun dasselbe nicht auch die Zöllner? Und so ihr euch nur zu euren Brüdern freundlich thut, thun nicht die Zöllner auch also?" (Matth. 5. 46, 47.) Die Liebe zu unsern Angehörigen und Freunden, die aus der Natur entspringt, hat an sich noch keinen sittlichen Wert — und doch, wie schwer wird es dem Menschen, dessen Natur von der Selbstsucht erfüllt ist, auch diese Personen in selbstloser Weise so zu lieben, wie sich selbst. Wie oft ist Elternliebe, Gattenliebe auch recht egoistisch, gerichtet auf den eigenen Genuß der Liebe. Daran erkennen wir recht, wie unendlich hoch das uns vorgesteckte Ziel ist, wenn wir alle Menschen lieben sollen wie uns selbst.

Obwohl es nach vorstehenden Ausführungen kaum nötig wäre, daß die Bibel uns noch einen ins einzelne gehenden Moral-Kodex aufstellte, so ist dies um der Schwachheit der Menschen willen doch noch außerdem geschehen, damit die

*) Wir eröffnen hiermit eine Reihe von Artikeln, in welchen Vertreter der verschiedenen Auffassungsweisen des sittlichen Lebens ihre Ansichten darlegen.

Menschen sähen, welche Anforderungen diese Nächstenliebe an sie stellt. Die zehn Gebote sind eine kurze Zusammenfassung der ewigen göttlichen Moral, so groß und erhaben, daß ein Mensch sie nie so erfunden haben könnte. Hierin liegt auch die Bedeutung der zehn Gebote für den Christen. Er steht nicht mehr unter dem Fluch des Gesetzes, aber das Spiegelbild göttlicher Moral ist für ihn noch immer heilsam. Wie wunderbar kurz und einfach und doch so allumfassend wird in den zehn Geboten der Verkehr der Menschen untereinander geregelt. Die dem Menschen nach der Arbeit nötige periodische Ruhe, die Autorität der Eltern, die nötig ist, um das zukünftige Geschlecht zu brauchbaren Menschen zu erziehen, das Leben, die Ehe, das Eigentum, der gute Leumund des Menschen werden in diesen Geboten geschützt. Wahrlich, es wäre unmöglich, es klarer und bestimmter zu thun. Und wollte jemand einwenden, daß diese Gebote zu äußerlich sind, daß man sie bloß dem äußeren Wortlaute nach halten und dabei doch noch ein recht unsittlicher Mensch sein könne, der lese die Bergpredigt Christi. Fast alle Staaten haben wenigstens einen Teil dieser Vorschriften in ihre Strafgesetzbücher übernommen, denn ohne dieselben ist ein friedliches und geordnetes Zusammenleben der Menschen nicht denkbar; aber man kann sich sehr wohl vor dem Strafgesetz intakt erhalten, und darum doch noch lange nicht die Gebote erfüllen. In kurzen markigen Zügen stellen sie die Grundregeln fest — Christus führt sie dann weiter aus, indem er z. B. den Haß des Bruders schon für Totschlag, den lüsternen Blick nach einer Frau schon für Ehebruch erklärt. Tiefsinnig ist auch Luther in seinem Katechismus auf diese Gedanken eingegangen, indem er z. B. das siebente Gebot so auslegt, daß wir auch bestrebt sein sollen, dem Nächsten förderlich zu sein zur Erhaltung seines Gutes. Wenn man erwägt, was einerseits die Unkeuschheit für Verwüstungen anrichtet, wie sie das Auge trübt für alle höheren sittlichen Einflüsse und wie der Streit um „mein und dein“ die Verhältnisse der Menschen zu einander vergiftet, so kann man schon die Bedeutung der Thatsache ermessen, daß die Bibel im sechsten und siebenten Gebot Keuschheit und Ehrlichkeit unbedingt fordert.

Die zehn Gebote werden gewöhnlich das Moralgesetz genannt. Daneben enthält das Alte Testament noch das sogenannte Ceremonialgesetz, d. h. Vorschriften über das gottesdienstliche Leben, welche sich besonders auf die Religion der Juden bezogen und daher nur einen vorübergehenden Charakter tragen konnten. Dabei finden wir ferner eine Anzahl sozialer Vorschriften, die ebenfalls zunächst nur auf die besonderen Verhältnisse des jüdischen Volks berechnet waren, aber auch diese tragen in hohem Maße einen sittlich-erziehenden Charakter.

Es würde zu weit führen, dies hier im einzelnen zu verfolgen; aber einige Beispiele werden genügen, um zu zeigen, daß auch hier die Nächstenliebe praktisch gelehrt werden sollte, damit sie in Fleisch und Blut des Volkes übergehe. Alles ist gegen die Selbstsucht gerichtet, jenes große Grundübel des Menschen. Ist doch auch hier der springende Punkt, an dem die Menschen sich unterscheiden. Der natürliche Mensch lebt sich selbst — der Mensch, welchen die Moral des Christentums treibt, sieht sein Leben als einen Dienst an, Gott und den Menschen. „Du sollst deinen Weinberg nicht genau lesen, noch die abgefallenen Beeren auflesen, sondern dem Armen und Fremdling sollst du es lassen.“ — „Es soll des Tagelöhners Lohn nicht bei dir bleiben bis an den Morgen.“ — „Du sollst dem Blinden keinen Anstoß setzen.“ — „Vor einem grauen Haupt sollst du aufstehen und die Alten ehren.“ — „Wenn ein Fremdling bei dir in eurem Lande wohnen wird, den sollt ihr nicht schinden“ (s. 3. Mos. 19): — sind das nicht Bestimmungen von hohem sittlichen Wert, daß Moses mit Recht ausrufen konnte (5. Mos. 4, 8): „Wo ist so ein herrliches Volk, das so gerechte Sitten und Gebote habe?“ Die Bestimmungen über das Erlaßjahr zeigten, daß das Eigentum nicht unbeschränkt sein, der Mensch sich vielmehr auch darin als Haushalter Gottes betrachten solle; und die Vorschriften über den Zehnten sind auch darauf berechnet, den Menschen vom Geiz zu entwöhnen, welcher ist eine Wurzel alles Übels. Für den Christen ist das Alte Testament ebenso göttliche Offenbarung wie das Neue; aber das erstere ist erziehend und weissagend, während das letztere die Erfüllung und Vollendung enthält. So sehr wir daher auch die sozialen Vorschriften des Alten Testaments in ihrer sittlichen Bedeutung schätzen, so können wir doch ähnliches vom Neuen Testament nicht verlangen. Jetzt soll der Geist von innen heraus wirken und die Verhältnisse ändern. Die Sklaverei z. B. entspricht sicherlich nicht dem Geiste des Christentums — aber dennoch haben die Apostel niemals Abschaffung der Sklaverei gepredigt, sie konnten ruhig abwarten, daß dies Institut innerlich überwunden werden würde, sobald der Geist des Christentums zur Herrschaft gelangte. Wie vieles wäre schon anders, wenn wirklich Christi Geist in der Kirche und in den sogenannten christlichen Völkern geherrscht hätte! So sehr wir aber überzeugt sind, daß es herrlich auf Erden wäre, wenn die Menschen sich von Gottes Geist leiten ließen, so tragen wir doch Bedenken, bestimmte soziale und politische Reformen direkt als Forderungen des Christentums hinzustellen. Diese Dinge sind eben wechselnd, — den veränderlichen Verhältnissen unterworfen, und es ist dem Christentum nicht förderlich, an die Rockschöße einer politischen oder sozialen Partei gehängt zu werden.

Wie das Christentum die Gebote aufgestellt haben will, geht übrigens deutlicher aus solchen Schriftstellen hervor wie: „Ihr sollt heilig sein, denn Ich bin heilig“. „Ihr sollt vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist“. Die Vollkommenheit, die fleckenlose Heiligkeit ist das Endziel der christlichen Moral. Ihr soll der Christ mit allen Kräften nachjagen. Dabei wird die Bibel auch im einzelnen den Christen nie im Stich lassen. Es ist keine ethische Frage, über welche die Bibel nicht Aufschluß zu geben vermöchte.

Wir müssen hier in Kürze einige Einwendungen berühren, welche gegen die christliche Moral gemacht werden. Es wird häufig der Vorwurf gemacht, daß in der Bibel Dinge vorkommen, die einem geläuterten Moralbegriff widerstreben. Dies ist jedoch keineswegs der Fall. Es sind hierbei zwei Dinge zu unterscheiden. Einmal werden allerdings auch die Fehler der Frommen rückhaltlos erzählt. Aber das ist gerade ein Beweis für die Göttlichkeit der Bibel. Jedes menschliche Buch würde von seinen Helden nur das Große und Gute berichten. Gottes Buch ist offen und wahr. Auch die Fehler der Frommen werden erzählt, aber nie so, daß man Gefallen findet an der Sünde. Diese wird immer abschreckend und mit allen ihren unheilvollen Folgen geschildert. Wenn David der Mann nach dem Herzen Gottes genannt wird, so ist es nicht wegen seiner schweren Sünden, sondern wegen seiner aufrichtigen und tiefen Buße. Etwas anderes sind die Äußerungen, die aus dem brennenden Eifer für die Ehre Gottes und aus völliger Liebe zu Ihm geflossen sind. In den sog. Rachepsalmen wünscht David nicht seinen, sondern Gottes Feinden den Untergang. Da ist heiliger Zorn über das Böse. Die befohlene Ausrottung der Cananiter war auch gegen Leute gerichtet, deren Sündenmaß voll und die zum Gericht reif waren. Dies war nötig, um die Menschen erst voll überzeugt zu machen von dem Ernst der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes und von Seinem Abscheu vor dem Unrecht. Das ist eine Lektion, die sich nicht so leicht lernt. In der volleren Offenbarung des Neuen Testaments weht ein anderer Geist, wie Christus ausdrücklich Seinen Jüngern sagt, als sie Feuer vom Himmel auf die samaritischen Ortschaften fallen lassen wollten, welche ihrem Meister die Aufnahme versagten. Im Alten Testament steht das Volk unter dem Zuchtmeister. Erst wenn der Mensch völlig durchdrungen ist von der Heiligkeit Gottes und von der Verwerflichkeit seiner Sünde, sehnt er sich nach einem Erlöser.

Auch der Anstoß, den viele an dem Abraham angesonnenen Opfer seines Sohnes Isaak nehmen, ist nicht begründet. Gott ließ es nicht bis zum Menschenopfer kommen, aber der völlige Gehorsam Abrahams und sein unbegrenztes Vertrauen zu Gott wurde dadurch in ein herrliches Licht gestellt und für alle Zeiten als leuchtendes Vorbild erhalten, — abgesehen davon, daß hier einmal an einem Menschen gezeigt werden sollte, was Gott Selbst an uns gethan, als Er Seines eingebornen Sohnes nicht verschonte. Vielleicht wendet mancher auch ein, der christliche Moralbegriff entspreche nicht der Würde eines freien Menschen, indem er unbedingten Gehorsam fordere. Nichts ist falscher. Gott zwingt niemanden zum Guten. Jeder Mensch hat die völlige Freiheit, Gott zu dienen oder nicht. Aus der ganzen Bibel geht deutlich hervor, daß Gott nur freie und überzeugte Diener haben will. Der Gehorsam des Christen ist kein jesuitischer. Gerade deshalb mußte der Mensch versucht werden, um in freier Wahl sich für das Gute oder Böse zu entscheiden. Darum mußte auch Christus versucht werden, um in der Versuchung bewährt zu werden. Alles dies geht schon deutlich daraus hervor, daß gerade die christliche Moral das Hauptgewicht auf das Motiv der That legt. Ein gutes Werk zu thun, um vor den Leuten zu scheinen, hat z. B. nach der Bibel absolut keinen sittlichen Wert, während das Scherflein der Witwe, trotz des geringen äußeren Nutzens einer so kleinen Gabe für den Tempeldienst, hoch gepriesen wird. Wenn die christlichen Kirchen sich häufig so weit verirrt haben, den Christenglauben durch Feuer und Schwert, durch die Scheiterhaufen der Inquisition zu erzwingen, so ist das tief zu beklagen — gegen die Lehre Christi, dessen Geist dies völlig fremd ist, kann es nicht geltend gemacht werden. Wir bedauern es tief, daß noch jetzt in Rußland Barbareien verübt werden im Namen des Christentums — aber das Christentum kann hierfür nichts. Gott sei Dank werden jetzt bei uns die Kinder nicht mehr durch Gendarmen zur Taufe geführt. Je mehr Christi Geist in der Kirche durchdringt, desto mehr wird jeder Zwang in Religionssachen aufhören — denn dieser Zwang ist durchaus unbiblisch. Auch hat sich das Christentum immer besser in der Luft der Freiheit als im Polizeistaat entwickelt, weil es seiner ganzen Natur nach eine Religion der Freiheit ist.

Dies führt uns schon zu der letzten Frage. Wie verhält sich der Glaube zur Moral? Hat der Christenglaube irgend etwas zu thun mit der praktischen Lebensführung? Sicherlich! Der Glaube verhält sich zur Moral, wie die Wurzel zur Frucht. Zwar ist schon im Alten Testament vorgeschrieben, daß wir Gott lieben sollen, und der heilige und vollkommene Gott hat als solcher ein Recht auf unsere Liebe. Aber die Sünde hat den Menschen außer Stand gesetzt, Gott zu lieben. In dem heiligen Gott sieht der Sünder immer nur den Richter. Nur besonders begnadigten Seelen war es im Alten Testament gegeben, so die Liebe Gottes zu erfahren, daß auch sie vor Liebe zu Gott glühten. Welche Liebe zu Gott spricht zum Beispiel aus den Psalmen Davids! Ganz anders ist es im Neuen Testament. Der Christ ist versöhnt mit Gott — er weiß, daß ihm seine Sünden vergeben sind — er weiß ferner, daß Gott, um diese Versöhnung zu bewirken, vor dem größten Opfer, dem Opfer Seines Sohnes, nicht zurückgeschreckt ist — er weiß ferner, daß Christus aus Liebe zu ihm in den Tod gegangen ist — diese größte Liebe erzeugt ganz von selbst Gegenliebe und es ist nun nicht mehr unnatürlich, daß der Mensch Gott liebt. Diese Liebe ist ihm nicht mehr eine unbillige Forderung, sondern sie entspringt ganz natürlich aus seinem Herzen; diese Liebe treibt dann ebenso natürlich zum Gehorsam gegen Gott, zum Wandel nach Seinen Geboten. Dankbarkeit für die erhaltene Erlösung, nicht etwa Lohnsucht, ist die höchste Triebfeder zum Guten beim Christen. Der Apostel Paulus spricht im Römerbrief von einem dreifachen Gesetz. Zunächst vom Gesetz der Sünde, welches mächtig ist in unsern Gliedern. Dem gegenüber tritt das Gesetz Gottes mit seinen Forderungen, und da entsteht ein unlösbarer Widerspruch. Aber als drittes, befreiendes, tritt hinzu das Gesetz des Geistes: Gott schreibt Seine Gebote in die Herzen der Menschen. Hierin liegt die große Überlegenheit der christlichen Moral vor jeder anderen. Sie bietet nicht nur die Vorschriften, sondern giebt auch die Kraft sie zu halten.

Freilich bleibt dieser Gehorsam unvollkommen, so lange wir auf Erden sind, aber es giebt doch auch ein Fortschreiten und Wachsen in demselben. Dies ist das Geheimnis der Wiedergeburt. Dem Menschen, der sich dem Einfluß des göttlichen Geistes nicht widersetzt, sondern hingiebt und zu Gott bekehrt, schenkt Er ein neues Herz, welches Gefallen hat an Gottes Geboten und mit allen Kräften darnach trachtet, sie immer besser zu halten. Der Christ jagt dem vorgesteckten Ziel nach, ob er es wohl ergreifen möchte, und dieses Ziel ist eben die Vollkommenheit. Dann kommen aus dem Wirken des heiligen Geistes im Herzen die Früchte, welche die Bibel als Früchte des Geistes bezeichnet: Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmut, Keuschheit (Gal. 5, 22) — wahrlich eine schöne Blüte christlicher Moral.

Dies erscheint den Gegnern des Christentums unmöglich, vielleicht überspannt. Aber es bleibt doch wahr. Wer die Geburt aus Gott erfahren hat, dem ist dieser innerliche Vorgang doch realer als irgend etwas anderes. Hält man diese Dinge für unglaublich, so geschieht es vielfach, weil wahres und falsches, innerliches und Namenchristentum zusammengeworfen wird. Das Namenchristentum schafft Mißtrauen gegen das Christentum überhaupt. Und doch sollte es wenigstens bei Menschen, die ehrlich nach der Wahrheit streben, nicht so sein, sie sollten sorgfältig prüfen und die wahre Münze von der nachgemachten, wahres Christentum von toter Orthodoxie unterscheiden. Auch in unseren christlichen Kirchen ist nur ein kleiner Teil wahrhaft bekehrt und der Wiedergeburt teilhaftig, und wir können es niemandem verdenken, dem ein laues, halbes, weltförmiges Christentum keinen Eindruck macht. Freilich sind die indirekten Folgen der christlichen Moral auf das öffentliche Leben auch nicht zu unterschätzen, wie schon der oberflächlichste Vergleich der sogenannten christlichen Völker mit den heidnischen, ja der evangelischen mit den katholischen zeigt. England verdankt sicherlich einen großen Teil seiner nationalen Wohlfahrt der Beobachtung des göttlichen Sonntagsgebots — aber nur das wahre Christentum hat die innerlich überwindende Kraft, die neue Menschen schafft. Erfahrungmäßig wird der Veränderung eines lasterhaften Menschen wenig Glauben geschenkt, — der Dieb wird immer auf Mißtrauen stoßen, — und doch erleben wir es noch täglich, daß Trunkenbolde nüchtern, Ehebrecher keusch, Diebe redlich werden, wenn sie wahrhafte Christen werden. Aber auch der äußerlich anständige und ehrbare Mensch muß sich erst im Herzen zu Gott bekehren, ehe er diese erneuende Kraft erhalten kann. Es ist etwas unbeschreiblich Wohlthuendes, solche Veränderung und später auch das sittliche Wachstum an einem Menschen zu beobachten. Besonders deutlich tritt es bei Menschen aus den unteren Ständen in die Erscheinung. Wie werden diese Menschen gleich gehoben und verfeinert, wenn sie lebendige Christen werden — welch zarten Takt bemerkt man dann an ihnen! Aber es ist dort nur deutlicher erkennbar — die Veränderung ist dieselbe auch bei den Hohen und Gebildeten. Da wird das lange stumpf gewesene Gewissen, jene so häufig durch Gewohnheit der Sünde übertäubte Stimme Gottes im Menschen wieder geschärft. Da fühlt man, wie es ist, wenn Gottes Geist freier Spielraum im Herzen gewährt wird und der Mensch dadurch ein ganz anderer wird.

Die christliche Moral braucht die Prüfung auch seitens aller ihrer Gegner nicht zu scheuen; wo sie wirklich vorhanden ist, wird sie an ihren Früchten erkannt werden.

## Kleinigkeiten.

Von Albert Auerbach in Paris.

Unlängst wurde in Paris die achtzehn Jahre alte Tochter des ehemaligen Ministers der öffentlichen Arbeiten, Baïhaut, zu Grabe geleitet. Unter den Trauernden fehlte der Vater der Verstorbenen. Der saß zur selben Stunde hinter den vergitterten Fenstern des Gefängnisses in Etampes, in das ihn auf mehrere Jahre die Enthüllung der Panama-Schwindeleien gebracht hat. Nicht Alle befinden sich hinter Schloß und Riegel, die an diesem Unternehmen fin-de-siècle Teil genommen haben; Baïhaut ist einer der Wenigen, die für das schwunghaft betriebene Geschäft einstehen und büßen mußten.

Die Tochter des Panamisten hat den plötzlichen Sturz aus einer angesehenen gesellschaftlichen Stellung in die Mißachtung und in die, den gewöhnlichen Sterblichen drohenden Härten des Lebens und ferner das beständige Denken an den armen unglücklichen Vater nicht ertragen können; sie siechte dahin. Der Gefangene von Etampes wendete sich an seine Gönner und Freunde von ehemals, als er noch in der Macht war, sie möchten dahin wirken, daß er noch einmal vor ihrem Tode die geliebte Tochter sehen und ihre Verzeihung erflehen könne. Welch' furchtbare Qual für den Vater, welch' traurigster Abschied aus dem Leben für das Kind!

Baïhaut erhielt nicht die innigst gewünschte Vergünstigung. Als die Tochter gestorben war, wurde es ihm nicht gestattet, sich dem Trauergefolge anzuschließen. — Staatsraison! Damit glaube ich, wenn ich diesen Einzelfall näher prüfe, die Gründe für die Entscheidung der Machthaber bestimmen zu können. Gewiß, auch sie werden sich der Tragik der Situation nicht haben entschlagen können, und ich vermute, sie würden dem alten Bekannten gegenüber gern Gnade haben walten lassen, — wenn nur nicht damit ein Beispiel gegeben worden wäre, das morgen einen gewissen Vervier hätte verleiten können, dasselbe zu fordern, was Baïhaut heute erhalten hatte.

Das, glaube ich, war der springende Punkt dieser anscheinenden Härte. Das aber ist die Seite der Frage, die ich aufgreifen und ein wenig auseinandersetzen möchte. Warum hat sich die Pariser Presse des Falles mit so voller Sympathie für den Inhaftierten angenommen? Weil es Baïhaut, den ehemaligen Minister, den bekannten Namen betraf. Wieviel Thränen mögen schon in ähnlichen Fällen von armen Teufeln hinter den Eisenstäben vergossen worden sein, ohne daß außer der Gefängnisverwaltung irgend jemand aufmerksam geworden wäre! Nur ein im abhärtenden Dienst ergrauter Aufseher mag sich unwirsch geräuspert haben, um die Thränen vor seinem Pflegebefohlenen zu verbergen, wenn dieser dem Vorgesetzten das bittere Leid anvertrauen durfte!

Wahrhaftig, nicht einmal die gegenwärtige Gesellschaft würde darüber zu Grunde gehen, wenn bei derartigen Anlässen sich das Thor des Gefängnisses für einige Stunden öffnete. Und bedenkt man, mit welchen Gefühlen Gefangene in ihre Zelle zurückkehren, nachdem sie, um in einem simplen Prozeß Zeugnis abzulegen, unter der Obhut von Aufsehern kurze Zeit die Außenwelt wieder gesehen haben, dann kann man sich ruhig eingestehen: selbst eine solche Gnade bedeutet keine Strafmilderung.

Was weiß überhaupt der, der beim Morgenkaffee unter der Rubrik „Gerichtszeitung" zum Schlusse liest: „Der Angeklagte wurde zu einem Jahr Gefängnis verurteilt", und der dann gemütlich zur zweiten Gerichtsverhandlung übergeht, von dem inneren Prozeß dieses „zu einem Jahr Verurteilten"? — Der Militarismus in seiner Schroffheit und Härte herrscht auch auf dem Gebiet des Gefängniswesens. Neulich erst erzählte mir ein älterer Herr, der auf eine falsche Anschuldigung hin zwei Monate in Untersuchungshaft zugebracht hat und dann entlassen wurde, seine Behandlung sei keine schlechte gewesen, nur habe man ihm nicht gestattet, die Photographieen seiner Enkelkinder bei sich zu behalten; und wahrlich, als er an diesen Punkt kam, hat der Mann nicht gelacht. Hätte die Erinnerung an liebe Personen vielleicht zur „Verdunkelung des Thatbestandes" beitragen können? Aber ich weiß, daß auch in den Berliner Gefängnissen die schon Abgeurteilten trotz ihrer Bitte die Photographieen ihrer Angehörigen nicht in der Zelle behalten dürfen. Wie die Uhr und die sonstigen Kleinodien, wandern diese Erinnerungszeichen in den Sack, der sich während der Haft auf dem Boden mit Staub bedeckt.

Das sind sicherlich für manche Leute nur Kleinigkeiten, über die nachzudenken in der Meinung jener guten Bürger eine vergeudete Sentimentalität sein mag. Für die Betroffenen können diese Kleinigkeiten sehr bedeutsam werden; bei manchem mag solch eine Unduldsamkeit eine Änderung des ganzen Temperaments, der ganzen Denkweise herbeiführen; Härte, Grausamkeit und nicht mehr zu besiegender Trotz mögen häufig aus diesen „Kleinigkeiten" ihre erste Nahrung gesogen haben. Ich bin der Meinung, daß eine Gesellschaft, die milde gegen ihre Schuldigen — das „ihre" kann auch noch in anderem Sinne genommen werden — verfährt, nicht allein das Bewußtsein hat, etwas Gutes gestiftet zu haben, sondern auch gleichzeitig sehr praktisch für sich selbst handelt.

In mir erweckt jeder, der, von der Außenwelt abgeschlossen, des Urteils harrt oder aber die verhängte Strafe verbüßt, ein Gefühl des Mitleids. Die Strafe noch zu verschlimmern, halte ich für grausam jedem Verbrecher oder Vergeher gegenüber. Wäre es wirklich der Gipfel der Milde gewesen, wenn man diesem auf dem Krankenbett liegenden Vaillant erlaubt hätte, einige Minuten die Frau, die er liebt und die seiner in unveränderter Zuneigung denkt, vor seiner Verurteilung zu sprechen, — wenn es ihm gestattet worden wäre, sein Töchterchen zu sehen, das „Vater" zu ihm sagt, auch nachdem er die Bombe geworfen hat? Nun wird zwar angeführt, die Gefährtin Vaillants sei nicht seine legitime Gattin; und allerdings, die Frau kann den Trauschein nicht vorzeigen. Ob es aber unter all' den Männern in Amt und Würden, die mit der Affaire Vaillant zu thun haben, nicht auch einen geben mag, der in intimster Weise über den Sensationsfall mit einer Dame geplaudert hat, der er nicht in der Kirche den Trauring an den Finger gesteckt hat?

Und weiter: Zeugte von ein wenig Milde, von Gerechtigkeit das ganze so überstürzte Gerichtsverfahren? In den Zeitungen war noch in den letzten Tagen vor der Verhandlung zu lesen, daß Vaillant sehr schwach, daß seine Wunde wieder aufgebrochen sei — einen oder zwei Tage vor seinem Erscheinen vor dem Schwurgericht wird er erst aus der Krankenstation entlassen —; kann ein Angeklagter in einem solchen Zustand seine Verteidigung genügend vorbereiten?

Der Brief an den vom Angeklagten gewählten Verteidiger, vom 23. Dezember datiert, geht erst am 27. abends ab; der Anwalt ist nicht imstande, die Akten bis zu dem ihm gesteckten Termin — dem 5. Januar — genügend durchzuarbeiten; er sieht nur ein Mittel, dem Angeklagten eine wirkliche Verteidigung zu verschaffen, indem er in letzter Stunde den Auftrag ablehnt und so die Verhandlung um eine Woche wenigstens hinausschiebt. Ich glaube sicher, Frankreich wäre nicht in seinen Grundvesten erschüttert worden, wenn man den Verteidigern etwas mehr Muße gelassen hätte; es geht ja nicht unter, und doch ist Léauthier, dessen Attentat gegen den serbischen Gesandten Georgewitsch eine ganze Spanne Zeit vor Vaillant's Bombe erfolgte, noch nicht abgeurteilt.

Das sind allerdings geforderte „Vergünstigungen" für diejenigen, die die Gesellschaft vor ihre Schranken fordert, gleichzeitig aber für diejenigen, die trotz der schwärzesten Verbrechen Menschenantlitz tragen.

Nun weiß ich wohl, daß es eine erkleckliche Anzahl von Philistern giebt, solche ohne Gefängnis-Furcht und ohne Strafkammer-Tadel, das heißt so lange Papas Couponscheere noch nicht dem Rost verfallen ist oder das Riesen-Waarenhaus den Kramladen noch nicht verschlungen hat, die nach Einführung solcher Milderungen die Gefängnisse noch mehr, als

es heute der Fall ist, gefüllt sehen werden von nach Bestrafung buhlenden Leuten, weil für viele Mitbürger die Haft dann angenehmer sein würde, als das Genießen der Freiheit.

Ich glaube zwar nicht an diese Sehnsucht nach dem Gefängnis, aber eins muß ich den Philistern zugeben: Was lediglich die Magenfrage anbetrifft, sind heute schon die Gefangenen besser gestellt, als sehr, sehr viele ihrer sich der Freiheit erfreuenden Mitmenschen.

Nur erlaube ich mir, zum Schluß eine einfache Frage zu stellen: Wem kommt über diese Thatsache das Erröten zu, den Gefängnisverwaltungen, die es mit den Häftlingen hinter den Eisenstäben, oder uns, die wir es mit uns und unsern Brüdern zu thun haben, uns, draußen, in der Freiheit?

---

## Aschermittwoch.

Von Lily von Gizycki.

Der Karneval rauscht vorüber. Die fromme Katholikin nimmt die Rosen aus dem Haar und malt sich ein Kreuz von Asche auf die Stirn. Die Masken fallen; sie enthüllen blasse, müde Gesichter. Der bunte Ballstaat liegt zerrissen im Schrank; die Kotillonsträuße welken im Aschenkasten. Der Geist ist öde, das Herz leer. Was nun? — Mit der Erinnerung an rauschende Musik, schäumenden Sekt, durchjubelte Nächte verbindet sich bei den Einen die Hoffnung auf das lustige Badeleben des kommenden Sommers, bei den Andern der Gedanke an ein stilles, zurückgezogenes Leben, durch das die Ausgaben des Karnevals wieder eingebracht werden sollen. — Und die Kirchen füllen sich wieder, denn die Zeit der Buße naht. — —

Trübe schien die Sonne durch Dunst und Nebel auf die Straßen der Großstadt, als schämte sie sich, ihr himmlisches Antlitz unverhüllt in den schmutzigen Lachen zu spiegeln. Ich saß in der Pferdebahn, mir gegenüber zwei Herren in elegantem Havelock, den blanken Cylinder auf dem Kopfe. Sie sprachen von der Landwirtschaft, von Vaillant und Sizilien, schließlich auch von den Arbeitslosen, die gerade durch die Polizei zu Paaren getrieben worden waren.

„Faules Pack ist es," sagte der Eine, „das in Berlin seinem Vergnügen nachgeht, statt zu Hause zu bleiben, wo Arbeit die Hülle und Fülle ist". „Die Kerls wollen eben nicht arbeiten," fuhr der Andere fort. „Die Kinder und die Greise hat der Landwirt auf dem Hals, die Jungen laufen davon, um hier zu lumpen. Und dann erzählen sie Räubergeschichten vom Notstand."

„Reichstags-Gebäude—Leipziger Garten", rief der Kondukteur; die Herren stiegen aus und ich fuhr weiter, dem Norden zu. Immer einförmiger wurden die Häuser, immer ärmlicher die Passagiere. Schließlich im Zentrum der Stadt, am Hackeschen Markt, stieg ich aus. Ich suchte nach der Volksküche, die ich besuchen wollte, und in Erinnerung an die in der Markgrafen- und Kurstraße, welche zu ebener Erde liegen, fand ich zunächst den Eingang nicht. Endlich sah ich ihn — er war nicht verlockend: dunkle, steile Stufen führten in den Keller hinab, aus dem der Dunst von Essen, von nassen Kleidern und schmutzigen Menschen mir entgegenstieg. Noch einen Atemzug in frischer Luft und ich trat ein. Für 16 Pf. kaufte ich mir die Marke zu einer halben Portion und holte mir eine reichlich gefüllte Schüssel. Der häßliche, in Dämmerlicht gehüllte Raum war ganz voll. Neben einem müden alten Mann, der mit zitternden Händen in seinem Essen löffelte, saß ein junger Mensch, dessen schäbige Eleganz auf vergangene bessere Zeiten schließen ließ, und nicht weit davon ein Knabe, der sein verhungertes Gesicht tief über den Napf beugte, aus dem er gierig aß. Ich reichte ihm meine Schüssel, er nahm sie, ohne aufzusehen, ohne zu danken und verschlang ihren Inhalt. Weiter konnte ich nicht Umschau halten, ohne zu sehr aufzufallen; ich setzte mich in die Ecke zu den Frauen. Sie hatten eifrig gesprochen und verstummten bei meinem Eintritt. Mißtrauisch sah die Eine mich an, eine ältere Frau mit buntem Umschlagetuch und blumengeschmücktem Sammethut, verwundert die Andere, ein junges, blondes Mädchen. Sie hatte ein Kistchen neben sich auf der Bank stehen, um das ein großes rotes Taschentuch gebunden war. Ein alter Regenschirm lehnte daran. Ich sah sofort, daß sie fremd am Orte war. Die Frau wandte sich wieder zu ihr, nachdem ich mich scheinbar in mein Notizbuch und in die Anzeigen einer zerknitterten Zeitung vertieft hatte, die auf dem Tische lag.

„Na, sein se man nich so dumm", sagte sie in eindringlichem Ton, „wo wollen se denn überhaupt hin, wenn ich se nich mitnehme?"

„Ich habe die Adresse von einer Vermieterin", antwortete stockend die Kleine, ein Blatt Papier aus der Tasche ziehend.

„Das wird was recht's sein mit der", meinte die Frau, das Papier in die Hand nehmend, „da müssen se sich schinden vor'n paar Jroschens. Ich gebe je gleich en Dhaler, geh mit se ins Modejescheft, kauf' se en Kostüm, aber fein! So'n hibsches Mächen" — dabei kniff sie ihr vertraulich in die Backen — „wird's schon jut haben." Ich wurde aufmerksam, denn das ganze Benehmen der Frau flößte mir Argwohn ein, und als das Mädchen entschlossen schien, mit ihr zu gehen, mischte ich mich ins Gespräch. Die Frau versicherte mir in frechem Ton, ein Dienstboten-Bureau zu haben, und „ibrijens jeht se das jarnischt an." Sie redete dem Mädchen zu, schnell aus dem „Loch" weg zu gehen, sie wolle ihr schon wo anders was zu essen geben, sie ginge nicht aus „Pauvreté" unter solche Gesellschaft. Rasch entschlossen erklärte ich, mitgehen zu wollen. Die Frau wurde höchst aufgebracht. Ich sagte ihr: da sie ein Dienstboten-Bureau habe, könne es ihr doch einerlei sein, ob ich mitkäme oder nicht. Es gab einen kurzen Wortwechsel; das Mädchen schluchzte, die Frau wurde blaurot vor Zorn, einige junge Leute traten neugierig näher. Aus den in der Wut hervorgesprudelten Worten der Alten wurde mir vollends klar, wen ich vor mir hatte. „Ich hole die Polizei, wenn Sie nicht sofort gehen," rief ich, und — fort war sie. Das Ganze war das Werk weniger Minuten. Vielleicht hätte ich recht gethan, die Frau verhaften zu lassen; ich fürchtete aber das Aufsehen, hatte auch keine direkten Beweise zur Hand. Von dem Mädchen, das sich schnell beruhigte, erfuhr ich, daß sie vom Lande aus Pommern komme und hier einen Dienst suche. Ein Mann, mit dem sie gefahren sei, habe sie hierher gebracht. Sie zeigte mir ihr Dienstbuch mit einem guten Zeugnis von ihrer „gnädigen Herrschaft", die ihr als Küchenmädchen 6 Mark monatlich Lohn gegeben hatte. Sie sei eine Waise, erzählte sie, und habe noch einen Bruder, der in Stettin in der Lehre sei, und den sie unterstütze. Da das schwer sei bei dem bischen Lohn, habe sie in der großen Stadt eine bessere Stelle suchen wollen. Dabei fing sie wieder an zu schluchzen. Nachdem ich ihr, so gut es ging, erklärt hatte, in welche Hände sie soeben hätte fallen können, und eine andere Frau, die dazu kam, ihr zur Unterkunft das nächste Mädchenheim genannt hatte, verließen wir zusammen die Volksküche.*) Ziellos durchwanderte ich die Straßen, denn der Kopf brannte

*) Der in Nr. 1 dieses Jahrgangs veröffentlichte Brief des Herrn Justizrat Dr. Leonard Jacobi veranlaßte mich, die Volksküchen zu besuchen. Er sagte darin, daß die Aussagen eines weiblichen Modells über die Berliner Volksküchen, welche ich wiedergegeben hatte, kein wahres Wort enthielten. Daß unter den „Damen", welche das Modell erwähnte, nicht die Angestellten oder gar die Vorstandsdamen der Volksküchen gemeint waren, verstand sich wohl von selbst; aber die Erfahrung, die ich bereits in der dritten von mir besuchten Volksküche machte, widerlegt die obige Behauptung: womit den Volksküchen selbst, die ihre Besucher unmöglich kontrollieren können, kein Vorwurf gemacht wird. Was die männlichen Bediensteten betrifft, über deren Benehmen das Modell sich beklagte, so habe ich solche nicht gefunden; da das Modell jedoch ihre Aussagen aufrecht erhält, so wird wohl in diesem Falle eine Verwechslung mit einer privaten sogenannten Volksküche vorliegen.

mir; aber was ich sah, vermochte mich nicht zu erfrischen. Ich geriet in enge Gassen, wo nur das Elend zu Hause zu sein schien; sie führten mich schließlich bis zum Alexanderplatz und zu den Wärmehallen der Stadtbahnbögen, die trotz der milden Luft voller Menschen waren. In der Frauenabteilung traf ich zuerst auf eine zerlumpte Frau, die mit ihrer Nachbarin polnisch redete und ein Kind auf den Armen trug — eines jener erbarmungswürdigen Kinder des Elends mit großen dunkel umränderten Augen und den Zügen eines Greises. „Ist das Kleine krank?" fragte ich. „Wird wohl krank sein", meinte sie: „wie soll man's auch durchfüttern?" Und mit stumpfem Gesichtsausdruck und gleichgiltigem Ton fügte sie hinzu: „Vier sind schon draufgegangen, das letzte macht's auch nicht mehr lang. Ist auch am besten so!" Schaudernd vor der Größe dieses Elends, das selbst die ursprünglichsten, heiligsten Gefühle zu ersticken vermag, wandte ich mich ab. Ein Mädchen stand vor mir; Krankheit, Not und Laster hatten dem aufgedunsenen, einst wohl hübsch gewesenen Gesicht ihren furchtbaren Stempel aufgedrückt. Ein zerschlissener Sammetmantel — Zeuge besserer Tage — schien ihr einziges halbwegs ordentliches Kleidungsstück zu sein, unter dem ein schmutziger wollener Rock hervorsah; auf dem Flachshaar saß ein blumengeschmückter Rembrandthut. Selbst die stumpfen Besucher der Wärmehalle wichen vor ihr zurück. Grinsten mir nicht in der Verzerrung die Züge des rotbackigen Landkindes aus der Volksküche hier entgegen? War sie vor diesem Ende bewahrt, weil sie nicht der ersten weiblichen Hyäne zum Opfer fiel?

Hastig trat ich zurück. Da saß eine alte Frau zusammengekauert in der Ecke, unter dem fadenscheinigen Rock und dem groben Tuch sahen die dürren Füße und Arme hervor, weiße Haarsträhnen hingen über das verrunzelte Gesicht, aus trüben, rot umränderten Augen traf mich ein flehender Blick. Ein blasses Kind neben ihr bemerkte, daß ich ihr ein Geldstück gab; mit dem Brüderchen an der Hand trat es vor mich hin und erzählte in singendem Ton mit zu Boden geschlagenen Augen eine zweifellos auswendig gelernte Geschichte vom Vater, der keine Arbeit habe, und der Mutter, die im Sterben läge. Ich ließ sie ausreden. „Ist das auch wahr, was Du sagst?" fragte ich dann. Sie schlug die Augen auf, die Schamröte stieg ihr bis in die Schläfen und, den Blick fest auf mich gerichtet, stotterte sie: „Nein!"

Viel Elend hatte ich gesehen — nichts erschütterte mich mehr als dieses eine Wort. Die unnatürliche Mutter, die Dirne, die Greisin — sie hatten vielleicht einen Teil ihres Unglücks selbst verschuldet, aber aus dem Wort, aus den Augen des Kindes sprach der schuldlose, natürlich empfindende Mensch zu mir, an dessen moralischem und physischem Untergang wir die Schuld tragen. Ich sage **wir**. „Was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan", sagte Jesus von Nazareth. Und solange wir nicht, wie er, jedes Unrecht, das dem Bruder zugefügt wird, als **uns** zugefügt empfinden, jedes Leid, das ihm geschieht, an unserm eignen Leibe fühlen, solange stehen wir auf keiner höheren Kulturstufe als die Wilden, welche jedes Mitglied eines anderen Stammes für vogelfrei erklären. — —

Der Karneval rauscht vorüber. Die Leidensgeschichte **Jesu von Nazareth** wird von allen Kanzeln verlesen, und die frommen Seelen fließen über von Mitgefühl. Aber vor der Leidensgeschichte der **Menschheit** verstopfen sie die Ohren, und die Predigt, welche täglich und stündlich gepredigt wird, wollen sie nicht hören. Und doch sind es Worte jenes Mannes, nach dessen Namen sie sich nennen.

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen", sprach er und fuhr fort: „Es werden nicht Alle, die zu mir sagen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen; sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel".

Sie hören es lieber, wenn den Armen gesagt wird: „Selig sind die Sanftmütigen. Selig sind, die da Leid tragen", — als wenn das scharfe Wort ihnen ins Ohr gellt: „Wehe Euch, Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr das Himmelreich zuschließt vor den Menschen!"

Sie töten den, der sich wider ihre Herrschaft empört, und berufen sich auf das Wort: „Wer das Schwert nimmt, der soll durchs Schwert umkommen"; aber sie wollen nicht wissen, daß ihr Heiland sprach: „Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen sei, Frieden zu senden auf Erden. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert. Denn ich bin gekommen, den Menschen zu erregen wider seinen Vater, und die Tochter wider ihre Mutter, und die Schnur wider ihre Schwieger. Und des Menschen Feinde werden seine eignen Hausgenossen sein". In sittlicher Entrüstung wenden sie sich von den Verbrechern und den Gefallenen ab — und sie nennen sich Jünger dessen, der sprach: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie", und beten den als ihren Herrn und Meister an, der mit den Zöllnern und Sündern zu Tische saß. Friedfertige arbeitlose Bürger werden mit blanker Waffe angegriffen, und das Wort Jesu wird vergessen: „Alles nun, was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen". — —

Aschermittwoch! Schwermütig wölbt sich der graue Himmel über der Welt, die Frommen im Lande verhüllen ihr Haupt und falten die Hände im Schoß. Aber schon steigt die Sonne höher und verkündet den Frühling. Darum gehet hin, ihr Mutigen, ihr Freunde der Menschen, „thut rechtschaffene Früchte der Buße". Denn „die Axt ist den Bäumen schon an die Wurzel gelegt" und „das Himmelreich ist nahe herbeigekommen".

## Gratulor, Kapital!

„Geldnot" nennen die politischen Tagesblätter die Verlegenheit, in der sich zur Zeit so viele Staaten und Banken befinden. Es ist der Siegeszug des Kapitals, das durch staatliche und private Zusammenbrüche seine Wege kennzeichnet.

Argentinien, Griechenland, Italien, und wie die Staaten noch heißen mögen, sie Alle schreiben ein Menetekel, und berufene und unberufene Wahrsager sind fleißig am Werke, die unwillkommenen Zeichen zu deuten.

Auch Deutschland wird an die Reihe kommen und seinen Platz in der Linie ausfüllen. Der Schutzzoll, um den der Kampf bei der Beratung des deutsch-russischen Handelsvertrages geführt werden wird, ist in seinem Grunde nichts anderes als die folgerichtige Schluß aus der „freien Konkurrenz" unter den Staaten.

Wie die fälschlicherweise sogenannte freie Konkurrenz unter den Bürgern desselben Staats den Einzelnen nötigt, um seines eigenen besseren Fortkommens willen die wirtschaftlichen Kräfte seines „Konkurrenten" durch kapitalistische Übermächtigung zu lähmen, so treibt dieselbe Konkurrenz die Staaten zur gegenseitigen Kraftprobe. Wozu hätten wir auch den „freien Wettbewerb der **Kräfte**"?

Wenn es sich um Italien handelt, wissen deutsche Zeitungen so treffend den schreienden Gegensatz zu schildern, der in der Fruchtbarkeit strotzenden Beschaffenheit der südlichen Gefilde und der Elend atmenden Dürftigkeit ihrer Bevölkerung zu Tage tritt. Aber wer bequemte sich wahl dazu, aus der Einsicht, daß die Erde kraft unserer menschlichen Erfindungen unerschöpfliche Reichtümer liefern könnte, die Folgerung zu ziehen, daß dies nun auch so werden müsse?

Man greift mit unsicher tastender Hand in dies und jenes Gewerbe, diese und jene Industrie, stört damit **arbeitsfleißige Kreise** und schont ängstlich das **arbeitslose Einkommen, den gefährlichsten Feind des heutigen Staates**. Ja, das ist es, wenn auch das Gegenteil tausendmal behauptet und unter dem Schutze der Sancta Simplicitas damit fürchten gemacht wird, daß bei einem

reichssteuerlichen Angriffe auf das Kapital eine Auswanderung dieses seelenlosen Gebildes stattfinden würde.

Nein, auswandern thut das Kapital wegen einer Steuer nicht. Auszuwandern beliebt das Kapital, wenn die Rechtszustände unsicher werden. In solchen Fällen haben die Kapitalisten eines Landes ihre gestopften Beutel wohl vorübergehend in den Schatzkammern eines anderen Staates niedergelegt. Eine progressive Reichseinkommensteuer würde die Zustände aber zweifellos nur festigen, und was könnte dem „deutschen Kapital“ lieber sein, als sichere Anlage in einem sicheren Lande?

Auch eine progressive Reichseinkommensteuer würde — so gewiß sie gegenüber den ungerechten indirekten Belastungen eine gerechte genannt werden könnte — doch für die Dauer nur eine „platonische“ Behelligung der Besitzenden und eine mehr eingebildete Besserung der Erwerbsverhältnisse bedeuten. So lange die Gesetzgebung dem arbeitslosen Einkommen unermüdlich in die Hände arbeitet, so lange wird das Ringen ums tägliche Brot ein immer härteres werden.

Bis vor Kurzem scheute man sich, das Vorliegen der Verschuldung des deutschen Grund und Bodens anzuerkennen und mit deutscher Offenheit deutsch zu bezeichnen. Die Thronrede zur Eröffnung des preußischen Landtages bricht mit der hergebrachten Zurückhaltung. Sie spricht von „übermäßiger Verschuldung“ des Grundbesitzes, allerdings nur des ländlichen, während es mit dem städtischen um nichts besser, ja wohl noch schlechter steht. Auch ist die preußische Verschuldung keine andere als die sächsische, badische, bayrische, als die deutsche überhaupt, ja als die schweizerische, österreichische, italienische u. s. w. Denn die Verschuldung des Grundbesitzes ist ein unabweisbares Ergebnis des in soweit gleichermaßen in den genannten Staaten geltenden Rechts.

Über die Möglichkeit der Beseitigung der Übelstände, die aus der Verschuldung entspringen, befand man sich bei der Zusammensetzung der Thronrede und befindet man sich offenbar in einem großen Irrtum. Der Gesetzgeber, der mit der einen Hand (vgl. dieselbe Thronrede) dem Kapital ein Gesetz bietet, wonach die rechtswirksame Verpfändung des Bahneigentums ermöglicht wird, kann mit der anderen vor der Verschuldung nicht die Thüre zuschließen.

„Ich küß' die Hand“, sagt man in Österreich. „Ich küß' beide Hände“, darf das Kapital in Deutschland sagen, wenn ihm zu allem Grund und Boden auch noch das Bahneigentum als sichere Beute vorgehalten wird.

Und wegen der Auswanderungsgefahr dürfen wir beruhigt sein. So lange Preußen oder Deutschland noch etwas zu verpfänden hat — Bahneigentum oder dergl. —, so lange wandert das Kapital nicht aus. Könnte es ihm in aller Welt auch wohl besser gehen, als wenn es Andere für sich arbeiten läßt, „ohne Risiko“ die fälligen Zinsen einheimst, und für jeden „ersparten“ Zuwachs eine neue geschützte Anlage in einem militärisch so gerüsteten Lande wie Deutschland hat? —

Das Kapital darf sich zu unserer Gesetzgebung Glück wünschen — wir uns nicht!

Jena, am 25. Januar 1894. Ernst Harmening.

## Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

### Abteilung Berlin.

In der pädagogischen Gruppe sprach am 13. Januar Herr Direktor Prof. Döring über das Thema: Die Sozialdemokratie und der ethische Unterricht.

Der Redner führte aus, daß ein normaler gesellschaftlicher Zustand nur durch die Realisierung zweier Faktoren bestehen könne, nämlich erstens eines ökonomischen Faktors: der Gewährung eines menschenwürdigen Daseins für Jeden, und zweitens eines idealen Faktors: der Pflege der Moral und des Idealen in den Individuen. Betreffs der Pflege der Moral beschränke sich die heutige Gesellschaft auf die religiöse Grundlage. Die Unwirksamkeit dieses Verfahrens trete in vielen Erscheinungen der Gegenwart hervor. Es seien hier in erster Linie die Konflikte der Dissidenten mit der Regierung zu erwähnen. Die auf Grund wissenschaftlicher Überzeugungen aus dem Kirchen-Verbande ausgetretenen Eltern würden vielfach durch die heutige Gesellschaftsordnung und Gesetzgebung gezwungen, ihre Kinder an einem Religionsunterricht teilnehmen zu lassen, dessen Dogmen mit ihren eigenen Überzeugungen in Widerspruch ständen; und aus diesem Zwange gingen dann die Konflikte der Eltern mit den Regierungen und auch Konflikte im Innern der Kinder hervor; letztere verlören durch den Widerspruch zwischen der religiösen Unterweisung in den Schulen und den Lehren, die sie im elterlichen Hause empfangen, oft den sittlichen Halt.

Um die erwähnten Konflikte zu verhüten und um ferner zu vermeiden, daß Personen, welchen die Moral in Verbindung mit religiösen Dogmen gelehrt ist, nicht auch den sittlichen Halt verlören, sobald der Glaube an die Dogmen erschüttert würde, müsse die D. G. E. K. dafür eintreten, daß die Morallehre auf rein menschlicher Grundlage basiert werde und die Pflicht des Menschen zum Menschen enthalte.

Redner ging dann auf die Stellung über, welche die Sozialdemokratie zu dieser Frage einnähme. In dem Erfurter Programm werde die Religion zur Privatsache erklärt und die Weltlichkeit der Schule als erstrebenswert hingestellt. Von einem Moral-Unterricht in den Schulen auf rein menschlicher Grundlage sage jedoch das Programm nichts. Würde man aber die Morallehre in Gemeinschaft mit der Dogmenlehre aus der Schule entfernen, so könnten hierdurch große soziale Schäden entstehen, indem große Kirchengemeinschaften leicht einen Staat im Staate bilden könnten. Außerdem läge die Gefahr nahe, daß die Morallehre, d. h. die Lehre der Pflichten des Menschen zum Menschen, privatim und in ungenügender Weise gelehrt würde, und dies sei ein großer Schaden für die soziale Entwickelung. Die Sozialdemokratie verfalle nun in ihrer Majorität in den Fehler, daß sie das ethische Prinzip im sozialen Fortschritte ganz beiseite lasse, und diese Geringschätzung des ethischen Prinzips beruhe auf dem Wesen des Marxismus, welcher die menschliche Entwickelung nur als von den ökonomischen Verhältnissen abhängig betrachte. Der Grundsatz von Marx, daß Religion, Philosophie, Kunst und Moral ausschließlich von der jeweiligen wirtschaftlichen Lage abhingen, sei aber falsch. Wollte man diese Maxime als richtig anerkennen, so müsse man jede Agitation für gesellschaftliche Reformen aufgeben; denn wozu nütze eine solche Agitation, wenn sich die gesellschaftliche Entwickelung bei Änderung der sozialen Zustände von selbst vollzöge? Redner schloß mit der Hoffnung, daß die Sozialdemokratie die einseitig ökonomische Begründung der Reformen, die sie für notwendig erachte, aufgeben und auch die ethische Begründungsweise zu ihrem Rechte kommen lassen möge. Letztere würde sich auf das ideale Recht eines jeden Menschen stützen. Wenn die Sozialdemokratie diesen Schritt gethan hätte, würde sie auch einsehen, daß die Morallehre keine Privatsache sein dürfe, sondern daß dieselbe durch eine dauernde staatliche Organisation ethisch vertieft werden müsse.

Dem anregenden Vortrage folgte eine lebhafte Diskussion.

E. Bachmann.

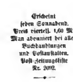
### Abteilung Frankfurt a. M.

Am 11. Januar hielt Herr Gustav Maier aus Ermatingen auf Einladung der Abteilung Frankfurt a. M. einen öffentlichen Vortrag über das Thema: „Wozu brauchen wir Ethik?“ Der Saal der Polytechnischen Gesellschaft war fast ganz gefüllt und die Zuhörer folgten den Ausführungen des Redners mit außerordentlichem Interesse. Herr Maier führte etwa folgendes aus: Durch die technische Entwickelung und die wissenschaftliche Spezialforschung einerseits, durch die Abwendung großer Gesellschaftsschichten andrerseits sei das Gefühl der Gemeinsamkeit in der modernen Welt mehr und mehr verloren gegangen. Dagegen mache sich jetzt eine Reaktion geltend, welche auch die Pflege ethischer Kultur in ihren Dienst genommen habe. Die ethische Kultur betone die Unabhängigkeit der Sittlichkeit von dogmatischen und metaphysischen Grundlagen, aber sie trete keiner Glaubensmeinung entgegen, die wahre Sittlichkeit erzeuge; allerdings verlange sie auch freie Bahn für sich. Die Pflege der ethischen Kultur werde dadurch gehemmt, daß viele Menschen ihre ganze Kraft auf den Erwerb konzentrieren. Nachdem der Redner einen Blick auf den steigenden Luxus geworfen, wandte er sich der Behandlung einiger volkswirtschaftlicher Fragen zu und verweilte besonders bei der Arbeitslosigkeit. Man dürfe sich nicht der Thatsache verschließen, daß die gezwungene Arbeitslosigkeit von Menschen, die arbeiten wollen, einen Fehler in der Organisation unseres wirtschaftlichen Gesamthaushaltes anzeige. Weiter verlangte der Redner, daß die Monopolisierung der edlen Kunstgenüsse durch die höheren Klassen aufhören müsse. In Berlin hätten sich die Arbeiter aus eigener Kraft die freien Volksbühnen geschaffen. Frankfurt solle an Sonntag-Nachmittagen manchmal sein Opernhaus den Arbeiterklassen zu billigem Preis zur Verfügung stellen, wie es selbst die Hofburg in Wien gethan habe. Am Schlusse seines Vortrags betonte der Redner, wie wichtig die Pflege der Familie sei, und wies auf den viertausendjährigen Bestand der chinesischen Kultur hin, die zum Wesentlichen auf der fast unglaublichen Pflege des Familiengeistes in China beruhe. — Reicher Beifall folgte den Ausführungen des Redners.

# Anzeigen.



Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12


Erscheint jeden Sonnabend.
Preis viertelj. 1,60 M.
Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.
Post-Zeitungsliste Nr. 2092.

# Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

## Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Herausgegeben von
**Dr. Georg von Gizycki,**
Professor der Ethik an der Universität zu Berlin.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

| II. Jahrgang. | Berlin, den 10. Februar 1894. | Nr. 6. |
| --- | --- | --- |





## Philosophie als Kunst.

Von Professor Harald Höffding in Kopenhagen.

Wenn jemand Rechtswissenschaft studiert, so nennen wir ihn einen Juristen, wenn jemand Medizin studiert, einen Mediziner, und so fort. Man kann nicht in derselben Weise denjenigen, welcher Philosophie studiert, einen Philosophen nennen. Das könnte man nur dann, wenn das Wort Philosophie historisch ein rein theoretisches und wissenschaftliches Streben bezeichnete. Die Geschichte der Philosophie zeigt aber, daß die denkende Bearbeitung gewisser Probleme zwar ein Hauptbestandteil in dem Begriffe der Philosophie ist, daß diese aber auch noch eine andere, mehr praktische Bedeutung hat: nämlich ein L e b e n in Gedanken und für Gedanken oder ein Streben, die Gedanken im Leben — in größeren oder kleineren Kreisen des Lebens, jedenfalls im eigenen Leben — durchzuführen. Hebt man diese Seite des Begriffes hervor, so wird niemand ohne Anmaßung sich selbst einen Philosophen nennen können. Man könnte mit Kant, welcher auf diesen Punkt öfters zurückkommt, zwischen Philosophie als Wissen und Philosophie als Weisheit unterscheiden. Kant sucht sorgfältig zu präzisieren, daß es eine Bedeutung des Wortes giebt, in welcher sich keiner einen Philosophen nennen darf. In der praktischen Bedeutung des Wortes nimmt die Philosophie noch andere geistige Vermögen außer den rein intellektuellen in Anspruch.

Die empirische und die kritische Philosophie unterscheiden schärfer zwischen den beiden Seiten im Begriffe der Philosophie als die spekulative Philosophie, welche in romantischer Weise die verschiedenen Gebiete verschmelzen und in eine einzige Idee zusammenfassen will, ohne das Gesetz der Arbeitsteilung zu berücksichtigen. Die Durchführung der empirischen und kritischen Methode hat eine Sonderung zwischen Fächern, welche ein besonderes Dasein früher nicht führten, bewirkt. Das philosophische Denken ist in unseren Tagen kein gesammelter, einzelner Strom, sondern hat sich in viele Ströme: Psychologie, Logik, Ethik, geteilt. Diese Teilung hat sich als fruchtbar erwiesen; aber die unmittelbare Begeisterung, welche leicht zu erwecken war, so lange man den ganzen Inhalt des Daseins und des Gedankens, alle Erkenntnis und alle Werte, in eine einzige Idee zusammenfassen zu können glaubte, wird nicht so leicht erweckt, wenn man den Stein der Weisen zu finden aufgegeben hat.

Die Teilung der Arbeit führt leicht eine Krisis mit sich. So geht es im Organismus, wo der Kampf ums Dasein der Differenzierung eine Grenze setzt; so in der Gesellschaft, indem das soziale Problem mit der Arbeitsteilung wesentlich zusammenhängt: — und so auch in der Wissenschaft: wenn sich nämlich alles Denken auf die besonderen, von einander unterschiedenen Gebiete verteilt, wie ist dann die geistige Konzentration, die Gesammtauffassung und das einheitliche Wirken möglich, welche das Leben, wenn es nicht blind geführt sein soll, fordert? — Meiner Auffassung nach hat nicht nur die humane oder naturalistische, sondern auch die religiöse Lebensanschauung dieses Problem zu lösen. Das religiöse Problem unserer Tage hängt wesentlich damit zusammen, daß der religiöse Glaube jetzt eine Spezialität n e b e n der Wissenschaft, der Kunst und dem praktischen Streben geworden ist, während er zuerst als der Inbegriff alles dessen, was geistige und persönliche Nahrung bringen konnte, dastand.*)

Die bedenklichen Wirkungen der Zersplitterung und der Spezialisierung scheinen im Begriffe zu sein, eine Reaktion hervorzurufen. Wer die Zeichen der Zeit mit Aufmerksamkeit folgt, wird bemerken können, daß eine Reaktion in der Richtung der Mystik in der Luft liegt. Mystik ist nicht nur Dunkelheit, sondern vor allem auch Konzentration des Geisteslebens, Aufgaben in eine Einheit. Man hungert nach verdichteter Gedankennahrung; der Analyse und der Spezialisierung müde, will man Intuition, Zusammenfassung der Erkenntnis zu einer leitenden Idee, welche die Persönlichkeit ganz erfüllen, nicht nur eine einzige Seite an ihr befriedigen kann. Man fordert, daß die Wissenschaft Kunst werde, oder daß die Kunst als die höchste Wissenschaft betrachtet werde.

Der Schluß des neunzehnten Jahrhunderts hat mit dem des achtzehnten, viele Züge gemeinsam. Auch damals regte sich nach dem vielen Analysieren der Drang nach Konzentration und Mystik, und die Folge war — Reaktion überall. Die Karrikatur dieses Dranges äußerte sich damals, wie jetzt, in der Tendenz zu Spiritismus, Occultismus und anderen geheimnisvollen Richtungen. Das Entstehen solcher geistigen Strömungen hat an und für sich etwas Dunkles. Im Jahre 1790 wurde an Kant von einem Freunde eine Frage über die Ursache der überhandnehmenden Schwärmerei gerichtet. Kant antwortete, daß dies für die Psychologen eine eben so schwierige Frage sei, als für die Ärzte die Frage nach dem Entstehen der herrschenden Influenza. Er meinte, daß man die Sache nicht zu ernst nehmen und keine heroische Kur anwenden, sondern vielleicht nur eine Art geistiger Kaltwasserkur wählen sollte, analog wie die Ärzte die Influenza behandelten.**) Es ist für die begrenzte Erfahrung, welche man

*) Vergl. meine Ethik. Deutsche Ausgabe. Leipzig 1888. S. 358—360.

**) Der Brief Kant's findet sich bei B o r o w s k i, Darstellung des Lebens und Charakters Immanuel Kant's. Königsberg 1804. S. 227.

zu Kant's Zeiten von den geistigen Strömungen, ihrer Natur und ihren Gesetzen hatte, charakteristisch, daß Kant nicht daran dachte, ob nicht in der ganzen Richtung des geistigen Lebens, wie es sich in der letzten Hälfte des Jahrhunderts entwickelt hatte, etwas sein könnte, was naturgemäß eine Reaktion herbeiführen müßte. Wir haben im Laufe des seitdem verflossenen Jahrhunderts Gelegenheit gehabt, die Bewegungen auf dem geistigen Gebiete zu studieren, und sind mit dem Gedanken vertraut geworden, daß eine starke Strömung immer in der einen oder der anderen Weise durch die Resultate oder die Mängel der vorhergehenden Periode motivirt ist. Wir haben so viele Wellen einander ablösen gesehen, daß wir aus den vorhergehenden die Beschaffenheit der folgenden angeführt erschließen zu können glauben. Wir können uns dann im Voraus auf das Kommende rüsten. Vielleicht ist ja die von Kant empfohlene Kaltwasserkur nicht hinlänglich.

Bei verschiedenen Schriftstellern der späteren Jahre drängt sich das Bedürfnis nach Intuition, nach Gedanken, in welchen man persönlich und konzentriert leben kann, nach abschließender Lebensanschauung, in eigentümlicher, zum Teil sehr subjektiver und barocker Weise hervor. Von deutschen Schriftstellern sind hier Lagarde, Nietzsche und der anonyme Verfasser von „Rembrandt als Erzieher" zu nennen. In Frankreich haben wir in Renan einen geistreichen Repräsentanten dieser Richtung. In einer neulich erschienenen talentvollen schwedischen Schrift von Hans Larsson („Intuition") zeigt sich eine ähnliche Tendenz. Was man auch gegen diese Schriftsteller einwenden möchte, — sie drücken, jeder in seiner Weise, ein geistiges Bedürfnis aus, welches sich nicht zurückdrängen läßt. Wir können nicht von Abstraktionen und Spezialitäten leben, und die Frage kann nicht zurückgeschoben werden, welche Bedeutung dann Denken und Forschen für unsere persönliche Lebensführung haben.

Freilich glaube ich, und ich habe es schon berührt, daß ein solches Problem in unseren Tagen eben so wohl auf dem positiv religiösen Standpunkte, wie auf dem philosophischen oder humanen Standpunkte entstehen muß. Ich werde aber hier auf diesem letzten Standpunkte verbleiben. Die Frage ist die: wie kann die Philosophie Kunst werden, und in welchem Sinne kann sie es werden; daß sie es werde, ist unumgänglich notwendig. Und wie ich schon gesagt habe: historisch liegt es im Begriffe der Philosophie, nicht nur Wissenschaft, sondern auch Kunst oder Weisheit zu sein. Die Frage ist, wie dies unter unseren Verhältnissen geschehen könne.

Die meisten der oben genannten Schriftsteller scheinen nicht die ganze Schwierigkeit der Frage gesehen zu haben. Sie zerhauen den Knoten, statt ihn zu lösen; sie springen in Mystik und Intuition hinüber, üben Gewalt am Denken, vergessen, brechen ab oder schließen ab in willkürlicher Weise, ja, sehen vielleicht sogar mit romantischer Verachtung auf die Männer des nüchternen Denkens und der Spezialuntersuchungen hinab. Was mich bei diesen Schriftstellern interessiert, ist daher mehr das Bedürfnis, welches bei ihnen durchbricht, als die Art und Weise, in welcher sie selbst dieses Bedürfnis zu befriedigen suchen.

Ich werde versuchen, in kurzen Zügen zu zeigen, warum die Philosophie Kunst werden muß, und in welcher Weise diese Kunst zu üben ist. (Fortsetzung folgt.)

## Arbeit und Muße.

Von Dr. J. Himmelbaur in Wien.

Mit der einfachen Erkenntnis dessen, was man im Leben als moralisch gut und schlecht bezeichnet, ist es nicht gethan. Es nützt auch nicht viel, den moralisch Fehlenden und Gesunkenen ein: „Bessert Euch" zuzurufen.

Die Ursachen der Laster und Fehler, den individuellen und sozialen Boden, aus dem das Böse herauswächst, zu erkennen, ist eine der Hauptarbeiten desjenigen, der die ethische Kultur seines Volkes befördern will.

Ein wichtiges Moment für die Entstehung von guten und bösen Handlungen scheint die Verteilung dessen zu sein, was man unter Arbeit und Muße versteht. Eine unrichtige Verteilung, ein zu viel und zu wenig dieser beiden Bestandteile des Lebens in der Gesellschaft ist einer der Hauptgründe, weswegen in gewissen Bevölkerungsschichten gewisse Fehler am meisten sich finden.

Das naive Bewußtsein der Völker hat für die Thatsache, daß Arbeit ein ungemein einflußreicher Bestandteil für das sittliche Leben ist, schon längst treffende Sprüchlein erfunden, die durch den vielfachen Gebrauch wohl abgegriffen, aber gar oft echtes Gold sind: „Arbeit adelt" und „Müßiggang ist aller Laster Anfang." Der Mann, der einen bestimmten Lebensberuf hat, der genau weiß, wie er den Tag und den Monat und das Jahr und sein Leben zu verbringen hat, der sich für sein Leben ganz bestimmte Zwecke setzt, die er durch Arbeit zu erreichen trachtet, wird den Versuchungen, die das Laster reifen machen, viel weniger ausgesetzt sein, als der Arbeitslose. Wie eine gewisse Thätigkeit für das physische Wohlbefinden des Körpers, für das Funktionieren der Organe nötig ist, so ist Arbeit, geistige und körperliche, unumgänglich notwendig für das sittliche Gedeihen des Einzelnen; und wie körperliche Arbeit die Muskeln stählt, geistige den Verstand bildet, so veredelt Arbeit überhaupt den Charakter. Ob der Ackersmann am Abende müde und ruhebedürftig die Schaufel weglegt, oder der Arbeiter den Schmiedehammer, der Handwerker die Nadel, der geistig Arbeitende die Feder oder das Buch, — es ist sittlich gleichwertig, sie haben gearbeitet, sie haben ein Tagewerk hinter sich und ein Anrecht auf Ruhe, Erquickung, Muße. Arbeitslosigkeit ist die Quelle, aus der eine Fülle von Verbrechen, die gerichtlich bestraft werden, und Verbrechen, für die es keine Richter giebt, entstammen. Alljährlich, wenn der erste Schnee fällt, strömen in den Großstädten viele Tausende zusammen, die nach einer Schaufel flehen, um einiges Geld durch Straßenreinigen zu verdienen, da es ihnen sonst an Brod fehlt. Diese Arbeitslosen, welche den Bodensatz der Gesellschaft bilden, fordern als ihr sittliches Recht — Arbeit, damit sie nicht physisch und moralisch zu Grunde gehen. „Not lehrt beten" heißt es, aber sie lehrt auch stehlen, betrügen, rauben, sie lehrt noch anderes, was in den Massenquartieren, im Durcheinander von Jung und Alt, Mann und Weib heranreift, sie lehrt die Mädchen sich preisgeben, und die Männer entnervt sie. Die unfreiwillige Arbeitslosigkeit wird gar bald zur freiwilligen, zur Arbeitsscheu, und diese treibt die jungen Leute in jene anderen Massenquartiere, die sie auch nicht bessern, in die Zuchthäuser. Von Zeit zu Zeit erschrickt die Gesellschaft über den Sumpf zu ihren Füßen, aus dem die Miasmen des gemeinen Lasters zu ihr emporsteigen; sie erkennt nicht, daß sie für alle die Verbrechen, die hier, gesehen und ungesehen, gesühnt und ungesühnt, wuchern, mitverantwortlich ist, wenn sie nichts thut, um die Not und das Elend, die Mutter der Laster, zu bekämpfen. Über das Wie und Was dieser Thatsache dreht sich der Kampf in der sozialen Frage; Sache des Politikers ist es hier, einzugreifen, — der Freund einer echten Sittlichkeit darf sich nicht scheu vor solchen Fragen verstecken; als Arzt muß er mit dem Finger auf die Wunde hinweisen: „Hier fehlt es, hier ist etwas krank."

Das ist aber nicht die einzige Arbeitslosigkeit, die Laster erzeugt. Auch oben, — wenn man die Bezeichnung oben und unten für die menschliche Gesellschaft gelten lassen will, — giebt es viele Tausende von Arbeitslosen, nur daß sie nicht um eine Schaufel flehen und das Recht auf Arbeit für sich nicht in Anspruch nehmen. Wie viele junge Leute giebt es nicht, die, ausgestattet mit einer trefflichen, glänzenden Erziehung, mit volltönenden Namen, mit überreichem Einkommen, in traurigem Nichtsthun die Zeit an sich vorüberfliegen

lassen. Sie sind vielleicht schuldiger als jene anderen; sie haben, um ein Wort des Evangeliums zu gebrauchen, ihr Pfund vergraben; ihnen kann man mit Recht zurufen: „Warum thut Ihr nichts? Ihr könntet die Wohlthäter Eures Volkes sein und seid seine Feinde." Und wie früher die Not, das Elend die Laster zeitigte, so ist es jetzt die blasse Freundin der Reichen, die Langeweile. Natürlich sind es andere Dinge, die sie ausbrütet, und die Gesellschaft erschrickt nur sehr selten darüber, wie wenn einmal die Pall Mall Gazette Dinge enthüllt, die auch in anderen Städten als in London nur zu oft vorkommen. Trunksucht entwickelt sich in beiden Fällen — oben und unten. Wenn die Dirnen aus dem Sumpfe, durch Not getrieben, sich preisgeben, kaufen sich diese die schöne Ware. Die Leidenschaft zum Roulette führt gar oft zum falschen Spiele und zum Untergange. Hier wird der Bauch zum Gotte, und die niederen Sinne und die tierischen Instinkte beherrschen und unterdrücken jede edlere Regung des Gemütes.

Diesen Arbeitslosen gegenüber müssen wir ein anderes Bild entrollen. Wenn spät in der Nacht die Großstadt einschlummert, legen sich müde und abgearbeitet, matt und stumpf geworden Tausende von „Arbeitenden" hin, um nach etlichen Stunden der Ruhe aufs Neue zu arbeiten. Zwölf, vierzehn, sechszehn Stunden des Tages steht der Kondukteur der Pferdebahn am Trittbrette — und seinem Lose gleicht das unzähliger Anderer. Früh am Morgen zur Arbeit, wenige Stunden des Tages Ruhe und dann wieder Arbeit bis tief in die Nacht und so fort Tag für Tag mit wenig Unterbrechungen — heißt das leben? Freilich, das Laster findet hier nicht viel Boden, sich einzunisten, es fehlt ja an Zeit, um sittlich zu fehlen, — aber vom Standpunkte der ethischen Kultur ist auch ein solches Leben zu verwerfen, — wo bleibt da die volle Entfaltung aller der Seiten des menschlichen Gemütes, auf die Jeder ein Recht hat? Die Sittlichkeit ist ja nicht etwas Negatives, sie hat ja auch wichtige positive Aufgaben. Das Leben des Menschen soll kein dumpfes Dahintreten sein, keine Lasttierexistenz, kein Vegetieren, — etwas von der „süßen Muße", dem dulce otium, das der römische Dichter so schön besingt, sollte jedem Sterblichen zuteil werden. Wir, die wir durch des Geschickes Gnade nicht ausgeschlossen sind von der Sonnenseite des Lebens, wo Künste und Wissenschaften gedeihen können, wir sollten uns nicht blos zurufen: wir wollen ethische Menschen sein, sondern wir sollen auch daran arbeiten, daß alle anderen es werden, und das „Recht auf Muße" allen unseren Mitmenschen zuerkennen und mit ihnen dafür kämpfen.

Denn des Lebens wert wird das Leben nur durch jene höheren Freuden, welche die Muße mit ihren neun Huldgöttinnen, den Musen, bringt. Die hohen Geister unseres Volkes, unsere Dichter und Musiker, unsere Philosophen und Gelehrten, unsere Baumeister und Maler, sie wirkten für die Gesamtheit Aller, der Armen wie der Reichen, und die herrliche Natur mit ihren ewigen, unübertroffenen Reizen ist eine nie versiegende Quelle reinsten Genusses für Alle. Die Arbeit adelt den Menschen, aber eine recht verbrachte Muße thut es erst recht. Wahrhaft glücklich wird sich der Mensch nur dann fühlen können, wenn er weiß: am Ende der Tagesarbeit harren seiner heitre Stunden der Ruhe, wie am Ende der Lebensarbeit sorgenlose Jahre des Greisenalters; — und das Glück Aller sei unser, wenn auch nie erreichbares Ziel.

Es ist ja richtig, der Wert der einzelnen Arbeiten ist unendlich verschieden; wie weit von einander ab liegt die Kraft, welche die Thätigkeit eines Genius, und diejenige, welche die Arbeit eines einfachen Handarbeiters erfordert! Die Anstrengung ist verschieden, und der Lohn, die Zeit der Muße, soll auch verschieden sein. Um das Maß der Ruhezeit handelt es sich hier aber nicht, wir wollen nur überhaupt das Recht auf Muße für alle Menschen zur Anerkennung bringen.

## Anmerkungen zu Graf Leo Tolstoy's Abhandlung über Religion und Moral.

Von Georg von Gizycki.

(Fortsetzung.)

Um von Tolstoy mehr über den „Sinn des Lebens" zu erfahren, wandte ich mich an sein Werk: „Worin besteht mein Glaube?"*) Der Verfasser sagt uns, daß durch seinen erst mit fünfzig Jahren ihm gekommenen Glauben an die Lehre Christi sein Leben plötzlich ein anderes geworden sei; jener Glaube habe seine Seele umgewandelt und ihm Ruhe und Glück gegeben. Aber was er uns empfiehlt, ist nicht das bloße Glauben; ein Glaube ohne Werke ist tot, und nur durch unsere eigene That können wir selig werden. „Wenn nur," sagt er, „die Menschen aufhören wollten, sich zu Grunde zu richten und zu erwarten, daß irgend jemand kommen und ihnen helfen werde: sei es Christus in den Wolken mit Posaunenstimme oder ein historisches Gesetz oder ein Differenzial- oder Integralgesetz der Kräfte. Niemand wird uns helfen, wenn wir uns nicht selber helfen."

Manches in den „Bekenntnissen" konnte den Anschein erwecken, als glaube Tolstoy an eine persönliche Unsterblichkeit. Aber diesen Glauben hegt er keineswegs, vielmehr erklärt er nun (Mein Glaube, S. 160): „Wie sonderbar es auch sein mag, von Christus, der der kirchlichen Lehre nach persönlich auferstanden ist und Allen die Auferstehung versprochen hat, es zu sagen: nie hat Christus auch nur mit einem Worte die persönliche Auferstehung und die Unsterblichkeit der Persönlichkeit jenseits des Grabes bestätigt, sondern er hat auch jener Wiederherstellung der Toten im Reiche des Messias, wie es die Pharisäer verkündigten, eine Bedeutung beigelegt, welche die Vorstellung der persönlichen Auferstehung ausschließt." Tolstoy erklärt, „daß der Glaube an ein zukünftiges persönliches Leben eine sehr niedrige und grobe Vorstellung ist", und nennt diesen Glauben einen Aberglauben. „Christus", sagt Tolstoy, „stellt dem persönlichen Leben nicht das Leben im Jenseits entgegen, sondern das allgemeine, mit dem gegenwärtigen, vergangenen und zukünftigen Leben der ganzen Menschheit verbundene Leben .... Die ganze Lehre Christi besteht darin, daß seine Schüler, nachdem sie das Trügerische des persönlichen Lebens erkannt haben, sich von demselben lossagen und es in das Leben der ganzen Menschheit übertragen. Die Lehre aber von der Unsterblichkeit der persönlichen Seele, weit entfernt, dies Sichlossagen von dem persönlichen Leben zu befördern, befestigt vielmehr dieses Persönliche für alle Zeiten."

Tolstoy's Urteil über das sittliche Niveau der gegenwärtigen Kulturmenschheit ist ein sehr ungünstiges. Sie ist nach ihm ein glaubensloses, unselbständiges, rein durch das Herkommen geleitetes Geschlecht, dessen Religion nur in gewissen Worten und Gebräuchen besteht und dessen Ethik der Polizist festsetzt. „Diese Lage," erklärt er, „wäre entsetzlich, wenn ohne Ausnahme Alle so dächten. Zum Glück giebt es auch in unserer Zeit Menschen, die besten Menschen unserer Zeit, die sich nicht mit einem solchen Glauben begnügen und ihren eigenen Glauben haben darüber, wie die Menschen leben sollen. Das sind die Nihilisten, Revolutionäre, Sozialisten, Kommunisten, Anarchisten, Internationalisten — alles Leute, die ihrer Überzeugung nach leben und das Leben der Anderen danach einrichten wollen. Diese Leute gelten für die bösartigsten, gefährlichsten und namentlich ungläubigsten Menschen, während sie doch die einzigen gläubigen Menschen unserer Zeit sind und nicht nur gläubig im allgemeinen, sondern gerade gläubig in Bezug auf die Lehre Christi, und wenn nicht auf die Gesamtheit derselben, so doch gläubig in Bezug auf einen geringen Teil .... Wie man diese Leute auch verfolgen, wie man sie auch verleumden möge, sie sind dennoch die einzigen Menschen, die sich nicht ohne Murren

*) Übersetzt von Sophie Behr. Leipzig, Duncker u. Humblot, 1885.

allem unterwerfen, was befohlen wird, und darum sind sie die einzigen Menschen unserer Welt, die kein tierisches, sondern ein vernünftiges Leben leben, — die einzigen Menschen, die da glauben."

Und was ist Tolstoy's Glaubensbekenntnis in dem vorliegenden Werke? Dieses: „Ich glaube," erklärt er, „an die Lehre Christi und mein Glaube besteht in Folgendem: Ich glaube, daß meine Glückseligkeit auf Erden dann möglich ist, wenn alle Menschen die Lehre Christi erfüllen. Ich glaube, daß die Erfüllung dieser Lehre möglich, leicht und fruchtbringend ist. Ich glaube, daß auch, so lange diese Lehre nicht erfüllt wird und ich der einzige unter allen anderen sie nicht erfüllenden sein würde, ich dennoch nichts anderes zur Errettung meines Lebens vom unvermeidlichen Untergange thun könnte, als diese Lehre erfüllen; gleichwie jenem nichts zu thun übrig bleibt, der in einem brennenden Hause einen rettenden Ausgang gefunden hat. Ich glaube, daß mein Leben der Lehre der Welt nach qualvoll sein würde, und daß allein das Leben nach der Lehre Christi mir in dieser Welt jene Glückseligkeit geben wird, die mir der Vater des Lebens bestimmt hat. Ich glaube, daß diese Lehre der ganzen Welt Glückseligkeit giebt; daß sie mich vom unvermeidlichen Untergange errettet und mir hienieden die höchste Glückseligkeit verleiht. Und weil ich das alles glaube, kann ich nicht umhin sie zu befolgen .... Christi Lehre ist Freude und Wahrheit. Früher, als ich die Wahrheit nicht kannte, kannte ich auch die Freude nicht .... Christus hat mir gesagt: .... Deine Glückseligkeit ist deine Einheit mit allen Menschen .... Christus hat mir gezeigt, daß die erste Versuchung, die meine Glückseligkeit zerstört, meine Feindschaft mit den Menschen, mein Zorn gegen sie ist. Ich kann nicht umhin daran zu glauben und kann deshalb nicht mehr mit Bewußtsein in Feindschaft mit anderen Menschen leben. .... Nicht genug aber, daß ich jetzt weiß, daß meine Trennung von anderen Völkern ein Übel ist, das mein Wohl zerstört, ich kenne nunmehr auch die Versuchung, die mich zu diesem Übel verleitet, und kann nicht mehr, wie ich es früher gethan, ruhig und mit Bewußtsein ihr dienen. Ich weiß, daß diese Versuchung nur in dem Irrtum besteht, daß dieses Wohl nur mit dem Wohle meines Volkes verbunden ist, nicht aber mit dem Wohle aller Menschen der Welt. Ich weiß jetzt, daß meine Einheit mit anderen Menschen nicht durch den Grenzstrich und durch Verordnungen der Staaten über meine Angehörigkeit zu diesem oder jenem Volke zerstört werden kann. Ich weiß jetzt, daß alle Menschen überall gleich und Brüder sind. Wenn ich jetzt an all das Böse gedenke, das ich gethan, das ich erfahren und gesehen infolge der Feindschaften der Nationen, wird es mir klar, daß die Ursache alles dessen jene grobe Täuschung war, die man ‚Patriatismus' und ‚Liebe zum Vaterlande' nennt. Wenn ich an meine Erziehung zurückdenke, sehe ich jetzt, daß ein Gefühl der Feindseligkeit gegen andere Völker, ein Gefühl der Absonderung meiner von ihnen nie in mir bestanden hatte, daß alle diese bösen Gefühle mir künstlich durch eine unvernünftige Erziehung eingeimpft worden sind .... Ich begreife jetzt, daß für mich die Glückseligkeit nur möglich ist beim Bekennen meiner Einheit mit allen Menschen der Welt ohne Ausnahme. Und dieser Glaube hat meine ganze Abschätzung des Guten und Bösen, des Hohen und Niedrigen verändert. Das, was mir gut und erhaben erschien: die Liebe zum Vaterlande, zu meinem Volke, meinem Staate, der Dienst derselben auf Kosten des Wohles anderer Menschen, die kriegerischen Thaten der Menschen, alles erschien mir abscheulich und kleinlich."

In diesem Werke: „Worin besteht mein Glaube?" betont Tolstoy nicht den Glauben an Gott, sondern die Erfüllung der Gebote Christi, die Menschenliebe.

Endlich nahm ich Tolstoy's Werk: „Über das Leben"*) zur Hand, die letzte mir bekannte Äußerung unseres Autors über diesen Gegenstand. Sie predigt dasselbe Evangelium wie „Mein Glaube". Man gestatte mir, auch aus diesem Werke einige Stellen anzuführen, — Stellen, die nicht nur für die in Rede stehende Frage, sondern für die ethische Kultur überhaupt von hoher Bedeutung sind.

„Man denkt und sagt gewöhnlich," erklärt Tolstoy, „daß dem Wohle der Persönlichkeit entsagen eine Heldenthat, ein Verdienst des Menschen sei. Dem Wohle der Persönlichkeit entsagen ist kein Verdienst und keine Heldenthat, sondern eine notwendige Bedingung des Lebens des Menschen. — — In der That, worin besteht die Unmöglichkeit des Wohles der persönlichen Existenz? Erstens in dem Kampfe der ihr großes Wohl suchenden Wesen untereinander; zweitens in der Täuschung des Genusses, der zum Verbrauche des Lebens, zur Ueberjättigung, zum Leiden führt; und drittens in dem Tode. Man braucht aber nur in Gedanken zuzugeben, daß der Mensch das Streben nach dem Wohle seiner Persönlichkeit durch das Streben nach dem Wohle anderer Wesen ersetzt, damit die Unmöglichkeit des Wohles aufgehoben wird und das Wohl dem Menschen erreichbar erscheint. Indem der Mensch die Welt von seiner Vorstellung über das Leben — als das Streben nach dem persönlichen Wohle — aus anschaute, sah er in der Welt den unvernünftigen Kampf der einander vernichtenden Wesen. Der Mensch braucht jedoch nur sein Leben in dem Streben nach dem Wohle anderer zu erkennen, um in der Welt etwas ganz anderes zu erblicken, um neben den zufälligen Erscheinungen des Kampfes der Wesen das fortwährende Dienen dieser Wesen untereinander zu erblicken, — ein Dienen, ohne welches die Existenz der Welt undenkbar ist. — — Der Mensch braucht nur sein Leben in dem Streben nach dem Wohle Anderer zu erkennen, so wird der trügerische Durst nach Genüssen verschwinden; ... und an Stelle der die Thätigkeit des Lebens vernichtenden Qual des persönlichen Leidens tritt das Gefühl des Mitleids mit Anderen, welches unzweifelhaft eine fruchtbare und eine im höchsten Grade freudige Thätigkeit hervorbringt. Die dritte Ursache der Armseligkeit des persönlichen Lebens war die Furcht vor dem Tode. Der Mensch braucht nur sein Leben nicht im Wohle seiner tierischen Persönlichkeit, sondern in dem Wohle anderer Wesen zu erkennen, und das Schreckbild des Todes verschwindet auf immer aus seinen Augen. Die Furcht vor dem Tode entsteht ja nur aus der Furcht, das Wohl des Lebens durch dessen leiblichen Tod zu verlieren. Wenn aber der Mensch sein Wohl in dem Wohle anderer Wesen sehen könnte, d. h. wenn er sie mehr lieben könnte als sich selbst, so würde ihm der Tod nicht als jene Abkürzung des Wohles und des Lebens erscheinen, wie sie dem nur für sich lebenden Menschen erscheint. Der Tod könnte dem für Andere lebenden Menschen nicht als die Vernichtung des Wohles und des Lebens erscheinen, weil Wohl und Leben anderer Wesen durch den Tod des ihnen dienenden Menschen nicht nur nicht vernichtet, sondern sehr oft durch das Opfer seines Lebens erhöht und verstärkt werden."

„Das Gefühl, das alle Widersprüche des menschlichen Lebens löst und dem Menschen das größte Wohl giebt, ist allen Menschen bekannt. Dieses Gefühl ist die Liebe." Aber die wahre, lebenschaffende Liebe ist nicht die parteiische, eingeschränkte, Selbstsucht einschließende Liebe, welche die Gleichgiltigkeit und den Haß gegen Andere zur Seite hat. „Die Liebe ist sehr oft in der Vorstellung der Menschen, die das Leben in der tierischen Existenz anerkennen, dasselbe Gefühl, infolgedessen die eine Mutter für das Wohl ihres Kindes einem andern hungernden Kinde die Milch seiner Mutter entzieht und unter der Unruhe um den Erfolg der Ernährung leidet; dasselbe Gefühl, in welchem der Vater, sich abquälend, dem hungernden Menschen das letzte Stück Brot entreißt, um seine Kinder vor Hunger zu schützen; es ist das Gefühl, durch welches derjenige, welcher ein Weib liebt, unter dieser Liebe leidet und sie leiden macht, indem er sie verführt

*) Übersetzt von Sophie Behr. Leipzig. Duncker u. Humblot. 1889.

ader sich und sie aus Eifersucht zu Grunde richtet, — das Gefühl, infalgedessen es sogar varkommt, daß der Mensch aus Liebe einem Weibe Gewalt anthut; es ist das Gefühl, unter dessen Einfluß die Menschen der einen Verbrüderung denen einer anderen Schaden zufügen, um für die Ihrigen einzustehen; es ist das Gefühl, um deswillen der Mensch sich über seiner Lieblingsbeschäftigung abquält und durch eben diese Beschäftigung den ihn umgebenden Menschen Kummer und Leiden verursacht; es ist das Gefüht, um deswillen die Menschen keine Kränkung des geliebten Vaterlandes ertragen können und die Felder mit Getäteten und Verwundeten der Ihrigen und der Fremden bedecken. — — Neun und neunzig Prazent Böses unter den Menschen entstehen aus jenem falschen Gefühle, welches sie hachpreisend Liebe nennen, und welches der Liebe ebenso ähnlich ist wie das Leben des Tieres dem Leben des Menschen. Das, waas die Menschen, die das Leben nicht verstehen, Liebe nennen, sind ungewisse Bevarzugungen der einen Bedingung des Wahles ihrer Persönlichkeit vor den anderen .... Aber solche Gefühle können nicht Liebe genannt werden, weil ihnen das Hauptmerkmal der Liebe fehlt — die Thätigkeit, die das Wohl zum Zwecke und zur Folge hat."

Die wahre Liebe ist „ein Zustand des Wahlwallens gegen alle Menschen, wie er Kindern eigen zu sein pflegt, in erwachsenen Menschen aber nur durch die Entsagung hervargebracht wird und sich nur je nach dem Grade der Verleugnung des Wahles der Persönlichkeit verstärkt. — — Die Liebe ist die Bevarzugung anderer Wesen var uns selbst. — — Die wahre Liebe hat stets zu ihrer Grundlage die Verlengnung des Wahles der Persänlichkeit und das aus derselben entstehende Wahlwallen gegen alle Menschen. Nur auf diesem altgemeinen Wohlwollen kann die wahre Liebe zu gewissen Menschen — zu den Seinigen und zu Fremden — aufwachsen. Und nur eine solche Liebe giebt das wahre Wahl des Lebens."

„Welcher lebende Mensch kennt nicht jenes, wenn auch nur einmal und meistens nur in der allerfrühesten Kindheit empfundene, glückselige Gefühl, wenn die Seele noch nicht verschüttet ist durch all die Lüge, die das Leben in uns erstickt, jenes glückselige Gefühl der Rührung, wa man Alle lieben möchte: die Nächsten und den Vater und die Mutter und die Brüder und die bösen Menschen und die Feinde und den Hund und das Pferd und das Gras. Man möchte nur eins — daß Alle es gut haben, daß Alle gtücklich sind; und nach mehr möchte man, daß man selbst es sa machen könnte, daß Alle es gut haben; man möchte sich selbst, man möchte sein ganzes Leben hingeben, damit Alle es stets gut haben und sich freuen. Das gerade und das allein ist jene Liebe, in welcher das Leben des Menschen besteht."

Und über den Tod sagt Talstoy: „Nicht deshalb entsetzen sich die Menschen var dem Gedanken an den leiblichen Tod, weil sie fürchten, daß mit ihm ihr Leben zu Ende geht, sandern deshalb, weil der leibtiche Tad ihnen augenscheinlich die Natwendigkeit des wahren Lebens zeigt, welches sie nicht besitzen. Und deshatb lieben die Menschen, die das Leben nicht begreisen, nicht an den Tod erinnert zu werden. An den Tad denken ist für sie dassetbe wie eingestehen, daß sie nicht so leben, wie es ihr vernünftiges Bewußtsein von ihnen verlangt."

Schwer verständlich ist, was Tolstay im letzten Teile seines Werkes über das ewige Leben sagt, und ich weiß nicht, ob ich ihn verstanden habe. Ihm zur Folge „vernichtet der leibliche Tod zwar den räumlichen Leib und das zeitliche Bewußtsein, vermag aber nicht das zu vernichten, was die Grundlage des Lebens bildet: die besondere Beziehung eines jeden Wesens zu der Welt." Diese meine besondere Beziehung zur Welt hat „nicht mit meiner Geburt begannen" und endet nicht mit diesem Leben. „Das Leben der gestorbenen Menschen hört nicht auf in dieser Welt." „Die Furcht vor dem Tode entsteht daher, daß die Menschen das für das Leben halten, was nur ein kleiner, eben durch ihre falsche Vorstellung abgezweigter Teil desselben ist."

Wenn ich in Tolstay's mystisch klingende Äußerungen einen für mich klaren Sinn hineinlegen sall, ja ist es dieser: Dem einsichtigen und liebevallen Menschen wird das Leben der Menschheit durch seine Teilnahme zu seinem eigenen Leben, welches daher an der Dauer des Menschheitslebens ideellen Anteit hat. Eine Liebeskette verbindet, wie Tolstay sagt, sein Leben mit dem der Voreltern, der Nachkammen, der Zeitgenassen, mit dem Leben der Welt. Die „Beziehung zur Wett", von der unser Antar redet, ist in Wirklichkeit die Beziehung zur Menschheit. „Es genügt mir zu wissen," sagt Tolstay, „daß alles das, wadurch ich lebe, sich aus dem Leben der var mir getebt habenden und längst gestorbenen Menschen gebildet hat, und daß deshalb jeder das Gesetz des Lebens erfüllende Mensch, der seine tierische Persäntichkeit der Vernunft unterworfen und die Kraft der Liebe bethätigt hat, nach Vernichtung seiner leibtichen Existenz in anderen Menschen gelebt hat und lebt, — damit der abgeschmackte und schreckliche Aberglaube des Todes mich nie mehr quält." —

Als Quintessenz von Talstoy's Lehre erscheint mir nach allem Angeführten die Erkenntnis, daß das lebenswerte, wahrhaft menschenwürdige Leben ein Leben der Menschenliebe ist. Die Beziehung auf eine außermenschliche Macht, die Gottheit, welche in den „Bekenntnissen" eine graße Ralle spielte, trat in „Mein Glaube" ganz in den Hintergrund und ist in dem Werke: „Über das Leben", soviel ich sehe, überhaupt nicht mehr anzutreffen.

(Schluß folgt.)

## Die Censur in Frankreich.

Von Alb. A. in Paris.

„Einsame Menschen" van Gerhart Hauptmann sind der Verwaltungspalitik der französischen Republik zum Opfer gefallen. Mit Mühe und Nat hatte der zähe und mutige Direktor des „L'oenvre", Lugné-Paë, wenigstens die Generalprabe, die zuerst auch verboten war, gerettet; dem graßen Publikum blieb das Drama auf „häheren Befehl" verschlossen. Warum? Weil einige Zuschauer den Namen des Übersetzers, der wegen des Verdachts anarchistischer Gesinnung einige Tage zuvar in Haft genammen war, hätten beklatschen käunen; das hat der Minister des Innern, Herr Raynal, dem Interpellanten in der Kammer, dem radikalen Abgeardneten Vigné d'Octan, als Grund angegeben. Mit der Anarchistenfurcht läßt sich alles beweisen — und nebenbei sehr gut regieren. — Der Dichter, der Schauspieler wird vom Palitiker erschlagen, allerdings nur von dem der Gegenwart. — Als kürztich auf der Bühne des Théâtre français der Jahrestag Malière's festlich begangen und in einem Epilog der Kühnheit rühmend gedacht wurde, mit der Malière Gebrechen van Persanen seiner Zeit geschildert habe, mischte ein Zuschauer neben mir in den stürmischen Beifall den Ruf: A bas la censure! Und dann erklärte er, ein Handwerker, den Umsitzenden, daß derartige Worte eitel Heuchelei seien zu einer Zeit, wo ähnliche Thaten, begangen van Schriftstellern der Gegenwart, mit Acht und Bann belegt würden. — Der Mann hat auf ein neues Argument für seine Ansicht nicht allzu lange zu warten brauchen. Kaum haben sich die Akten über „Einsame Menschen" geschlossen, da fühlt sich der Staat schan wieder durch ein Kunstwerk bedroht: In dem Drama: „Ein Parlamentstag" von Maurice Barrès wird die Fäulnis in der heutigen Gesellschaft gestreift, denn einige Scenen sollen mit den Vorgängen beim Panama-Skandal Ähnlichkeit haben. Das hat das Pubtikum durch eine Zeitung erfahren, die zum Redaktions-Mitglied den Bruder des Censors hat. Wenige Tage darauf hat nun der Ministerrat, dem Censor das beschwerliche Amt abnehmend, das Todesurteil über die Komödie gefallt. In Bezug auf das Theater

scheint übrigens die Maxime von den abschreckenden Beispielen nicht angewendet zu werden, denn sonst hätte doch die Regierung über den Inhalt des Dramas erfreut sein müssen. — Wenn das so weiter geht, werden die dramatischen Schriftsteller, wollen sie nutzlose Arbeit vermeiden, gut thun, sich die Stoffe vom Ministerrat aufgeben zu lassen. — Man sieht an diesem Fall wiederum, daß die Staatsform, ob Monarchie, ob Republik, wenig bedeutet, wenn auch in der Republik der freie Gedanke unterdrückt wird.

Aber jetzt tritt so recht die Bedeutung der freien Bühnen in die Erscheinung. Antoine, der mit der Censur der Polizei sowohl wie mit der der zünftigen Theaterdirektoren den Kampf aufnahm, der Begründer der ersten freien Bühne, hat sich sofort bereit erklärt, das verbotene Stück im nächsten Monat zur Aufführung zu bringen. So hat denn das Publikum, das auf eigenes Urteil hält, das nicht einzig und allein von amtlich regulirter Kost leben will, es in der Hand, dem „Ihr dürft nicht“ der vorsorglichen Regierungsgewalten — vorsorglich für ihre Erhaltung — ein „Wir wollen“ entgegenzusetzen. Auf diese Weise bereiten die freien Kunstgemeinden der Trennung von Theater und Staat die Wege vor.

## Vermischtes.

Die Frauenfrage und das Christentum. Über diesen Gegenstand hielt im Berliner Unionsverein Prediger Lic. Kirmß einen Vortrag, dem wir, nach dem Berichte der „Vossischen Zeitung,“ folgendes entnehmen. Die Frauenfrage, sagte der Redner, ist in den oberen Ständen wesentlich eine Erziehungsfrage, in den unteren Ständen mit ihren traurigen Lebensbedingungen, ihrer „modernen Sklaverei“ und „Hörigkeit des Weibes“ eine soziale Frage. Während vor 40 Jahren die Frauenfrage noch als Emanzipationssache abgewiesen werden konnte, wird sie heute ernstlich diskutiert und ist unabweisbar geworden auch für die Vertreter der christlichen Lebensanschauung. Das erklärt sich nicht sowohl aus der zunehmenden Ehelosigkeit der Männer, oder aus der schlechter werdenden Bezahlung der Frauenarbeit, noch weniger aus einer allgemeinen Emanzipationssucht des Weibes, sondern der Grund, weshalb die Frauenfrage gerade jetzt sich so mächtig vordrängt, liegt in der allgemeinen Bewegung der Geister zur Wahrung des Rechts der sittlichen Persönlichkeit. Diese Bewegung ist ihrem Kern nach echt christlich und echt protestantisch. Insofern sich die Frauenfrage in diese Bewegung eingliedert, ist sie ein Teil jenes großen weltumspannenden „Emanzipationskampfes,“ den das Christentum entfacht hat. Im Interesse der Kirche wie der Frauenbewegung wäre es zu beklagen, wenn dieser ideelle Zusammenhang außer Acht gelassen oder in sein Gegenteil verkehrt würde. Die Urkunden der christlichen Religion vertreten durchaus nicht eine so niedrige Auffassung vom Weibe, daß das Christentum dem Recht der Frau nicht gerecht werden könnte. Wenn in den epistolischen Schriften des Neuen Testaments manches dem zu widersprechen scheint, so ist auf die lebensvollen konkreten Bilder der Evangelien hinzuweisen, in denen die höchste Achtung vor dem Weibe zum Ausdruck gelangt. Bei einzelnen Worten des Apostels Paulus ist aber ihre zeitgeschichtliche Bedingtheit, besonders in Hinblick auf die nahe geglaubte Weltkatastrophe, zu berücksichtigen. Im übrigen lehrt gerade Paulus die sittliche Gleichberechtigung des Weibes, deren thatsächliche Folge die soziale Gleichberechtigung sein muß. Mit der theoretischen Anerkennung der Gleichberechtigung ist allerdings den Vertreterinnen der Frauenbewegung wenig geholfen, es kommt auf die Stellungnahme des Christentums zu den konkreten Forderungen an. Hier ist zunächst anzuerkennen, daß gegenwärtig die Frau in sittlicher Beziehung noch nicht die Stellung einnimmt, die ihr das Christentum zuweist. Wir wirken für die Aufhebung der Sklaverei in fremden Weltteilen, die Sklaverei des Weibes in der Form der Prostitution wird als notwendiges Übel hingenommen. Der verschiedene Maßstab für das sittliche Leben beim Mann und beim Weibe muß fallen. Auch der wirtschaftlichen Ungleichheit muß entgegengetreten werden. Die Frau ist ausgeschlossen von Berufszweigen, zu deren Erfüllung sie vollauf befähigt ist, z. B. vom ärztlichen Beruf. Es ist ein Unrecht, daß die Frau bei gleicher Arbeitsleistung eine weit geringere Bezahlung erhält als der Mann. Zum Recht einer sittlichen Persönlichkeit, in dessen Forderung Christentum und Frauenbewegung Hand in Hand gehen sollten, gehört vor allem ein Beruf, ein sittlicher Lebensberuf. Deshalb sind den Frauen neue Berufszweige zu eröffnen, da der naturgemäße Beruf als Gattin und Mutter ihnen in immer wachsendem Maße durch die sozialen Verhältnisse entzogen wird. Jeder Frau einen bestimmten Beruf, das ist ein erlösendes Wort. Die Frau soll nicht mehr zu warten haben, bis sie durch andere Menschen erst etwas wird, aus sich selbst soll sie etwas werden. Das hebt sie erst auf die geistige Höhe, auf der sie dem Manne ebenbürtig wird.

## Bücherbesprechungen.

„Träume.“ Von Olive Schreiner. Autorisierte Übersetzung von Margarethe Jodl. Mit einer Einleitung von Dr. Friedrich Jodl. Berlin, 1894. Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. (Preis 1 Mk. 60 Pf.)

Ein Buch, in welchem sich tiefste ethische Begeisterung und herbste, fast mystisch ausklingende Entsagung mit ergreifendem, stellenweise schmerzerregendem Realismus der Darstellung mischt — jedenfalls ein Buch von hoher poetischer Wirkung und von heiligendem Nachklang.

Beim ersten Lesen mögen die Eindrücke der einzelnen „Träume“ auf verschiedene Leser sehr ungleich sein. Wiederholtes Lesen steigert indessen auch bei den anfangs abgeneigten die Wirkung zu innigster Bewegtheit und gleicht die anfänglichen Unterschiede der Eindrücke allmälig aus.

Zu den Bemerkungen, welche Dr. Friedrich Jodl's Einleitung über diese Gattung von Gleichnissen oder Allegorien enthält, wäre innerhalb eines größeren Rahmens, als ihm jene Einleitung gewährte, noch manches hinzuzufügen, wofür gerade diese höchst eigenartigen Dichtungen von Olive Schreiner sehr wertvolle Anhaltspunkte darbieten.

Mit der auch an dieser Stelle gebotenen Einschränkung möchte ich nur hervorheben, daß die Verfasserin das Gleichnis und die allegorische Darstellung abstrakter Gedanken auch wirklich mit dem Charakterzug von „Träumen“ durchwoben hat, nämlich mit dem unsteten Hineintreten von Einzelheiten oder einzelnen Ansätzen von Gedanken- und Bilder-Reihen, welche mit der leitenden Vorstellungsreihe gar keinen oder nur einen höchst losen und launischen Zusammenhang zu haben scheinen. Hierdurch wird auf den ersten Blick eine fast störende, nämlich Unmut oder Spott erregende Wirkung hervorgebracht, aber in dem Totaleindruck in ganz unvergleichlicher Weise die Trockenheit und Lehrhaftigkeit der Allegorie, sowie die Strenge der ethischen Folgerungen aus den Gleichnissen gemildert.

Es ist eine so ganz andere, traumhaft-phantastische Welt, in der diese Gleichnisse in Scene gesetzt sind, daß uns nichts in denselben dauernd verletzen oder trüben kann. Alles läßt uns die Freiheit, den Tiefen unserer Seele und unseren Entschlüssen dasjenige aus diesen seltsamen Bildern und Klängen anzueignen, was tief harmonisch zu unsern beglückendsten Regungen ist.

Dabei aber sind viele dieser Eindrücke so unaussprechlich mächtig, daß sie unser gewohnheitsmäßiges Denken siegreich durchbrechen und wirklich in die Tiefen der Seele hineindringen.

Das ethisch und dichterisch anfechtbarste Stück der Sammlung, „Der Jäger“, ist aus einer schon ziemlich weit zurückliegenden Phase der gestaltenden Thätigkeit der Verfasserin hervorgegangen. Die Gleichnisse in demselben sind die gezwungensten und die ethischen Anklänge die wehevollsten. Aber auch diese Dichtung enthält im Einzelnen wahre Perlen von märchenhafter Schönheit und geistreichster Originalität. Auch der öde Pessimismus, in welchem das Gleichnis sich verliert, wendet sich im Verklingen bei gehöriger Stille der Seele in sittliche Erwärmung; denn die traumhaften Seltsamkeiten der Schilderung schließen jeden Gedanken an Verbindlichkeit jenes Lebensganges aus und lassen nur sehnsuchtsvolle Sympathie für das tief rührende desselben nachwirken.

Das letzte Stück der Sammlung, „Mein Lager streift ein Sonnenstrahl“, wird wohl am verschiedensten beurteilt werden. Die darin enthaltenen Visionen von Himmel und Hölle, d. h. von den höchsten Seligkeiten und dem entsetzlichsten Jammer des Erdenlebens, sind jedenfalls von ergreifender Wirkung. Nach sorgfältiger Beobachtung der Eindrücke und der Nachwirkungen bei mir selbst und bei Andern möchte ich auch hier eine im höchsten Sinne ethische Wirkung konstatieren.

Auch diese Schilderungen verlieren, besonders in der Nachwirkung, ihre herzerstarrenden Schrecken und ihre öden Seltsamkeiten durch das hochphantastische Kolorit und das Zerfließen der festen Linien. Es bleibt aber in den Tiefen des Gewissens ein Nachklang von mächtigen sittlichen Impulsen, völlig frei von den Schmerzen, von denen die Seele durch die unmittelbaren Wirkungen einzelner Bilder des Traumes betroffen wird.

Der Übersetzerin ist es gelungen, uns diese wundersamen Dichtungen so in die Muttersprache zu übertragen, daß sie uns wie ein Erzeugnis deutschen Geistes anmuten.

Berlin. Prof. Wilhelm Foerster.

---

**Die Zukunft der Deutsch-Österreicher.** Von Heinrich Herkner. Wien und Leipzig, Leop. Weiß, 1893. (Sep.-Druck aus „Deutsche Worte“ 1893.)

Über die Zukunft der Deutsch-Österreicher giebt es, abgesehen von dem, was Jahr um Jahr über diese Frage bei allen möglichen Anlässen geredet wird, eine ansehnliche Litteratur. Würde die Arbeit H.'s, wie die Mehrzahl dieser Schriften, die Sache nur vom politischen Gesichtspunkte aus betrachten, so hätte die „Ethische Kultur“ keinen Grund, sich mit ihr zu beschäftigen. Herkner aber sucht dem schwierigen Problem eine neue Seite abzugewinnen. Er betrachtet die gefährdete Stellung des Deutschen Kulturelements in Oesterreich nicht als ein Naturverhängnis, nicht als eine unbegreifliche Verblendung oder Böswilligkeit der Regierung, nicht als das Resultat unglücklicher Kombinationen auf dem Felde parlamentarischer Taktik; die eigentliche Gefahr liegt ihm in der ungenügenden physischen und moralischen Entwickelung dieses Volkstums selbst, d. h. der breiteren Schichten, der Masse der Arbeiterschaft. Er beleuchtet die hygienischen und wirtschaftlichen Zustände der industriellen Bezirke Deutsch-Böhmens (denn diese bilden das Hauptziel seiner Untersuchung) an der Hand mannigfachen statistischen Materials und kommt zu dem Ergebnis, daß die soziale Reform für die Deutschen Böhmens zu gelten habe als ein Gebot nationaler Selbsterhaltung. Er behauptet, daß die Schwierigkeiten, mit welchen das deutsche Bürgertum in Nordböhmen zu ringen hat, angesichts der beständigen Zuwanderung slavischer Arbeitskräfte, zum großen Teil selbstverschuldete sind und verschwinden oder sich doch wesentlich verringern würden, wenn man in diesen Kreisen die Liebe zum deutschen Volkstum und die Pflege desselben etwas realistischer und konkreter auffassen und die aufsteigende Klassenbewegung der Arbeiter nicht nur vom rein-menschlichen, sondern auch vom nationalen Standpunkte aus anerkennen und kräftigst fördern wollte. Der unbefangene Beurteiler der Verhältnisse wird zugestehen müssen, daß diese Betrachtungsweise im ganzen wohl gerechtfertigt ist. Die unteren Klassen werden schließlich dem zufallen, welcher ihr Wohl fördert, und die Frage der Sprache und Nationalität wird für sie in zweiter Linie stehen. Es mag unter Umständen geschäftlich vorteilhaft sein, die Unterbietung der deutschen Arbeitskraft durch die zuwandernde slavische anzunehmen: klug, im Sinne nationaler Fürsorge für das eigene Volkstum, ist es jedenfalls nicht. Noch immer wird zu wenig verstanden, daß eine Industrie, welche nicht nur das Geschäft, sondern auch die Wohlfahrt der arbeitenden Klasse im Auge behält, schließlich für ihre eigenen Interessen thätig ist, und daß ohne Opfer, welche nach dieser Seite hin gebracht werden, die Erhaltung des Deutschtums in Böhmen auf die Dauer unmöglich ist. — Ein englischer Staatsphilosoph hat einmal gesagt: „Honesty is the best policy“; Ehrlichkeit ist die beste Polizei. Ich wäre versucht, diesem Satze eine zeitgemäßere Fassung zu geben und zu sagen: „Ethische Kultur ist das beste politische Programm.“ Die kleine Herknersche Schrift bildet eine vorzügliche Erläuterung dieses Satzes.

Prag. Fr. Jodl.

---

**Ludwig Fulda:** Sinngedichte. Zweite verm. Auflage. Stuttgart 1893. J. G. Cotta.

Unser als materiell und ultrarealistisch verschrieener Zeitgeschmack hätte wirklich nicht nur die Veröffentlichung einer Sammlung von Sinngedichten, sondern gar deren zweite vermehrte Auflage gestattet? So unglaublich das klingt, liegt es doch thatsächlich vor in dem überaus zierlichen Büchlein, das unter dem Zeichen des Stuttgarter Greifen kürzlich herausgegeben worden ist. Wer es unbefangenen Sinnes zur Hand nimmt, wird dem Zauber nicht widerstehen, den es durch Formvollendung wie durch Gediegenheit des Inhalts übt. Es zeugt gewiß von einer entschiedenen Besonnenheit des Autors, daß er sein großes Formgeschick nicht benutzt hat, den tausendstimmigen deutschen Dichterwald um einen Band lyrischer Ergüsse zu bereichern. Seinem unverkennbaren Berufe nach Dramatiker, als welcher er sich binnen weniger Jahre einen geachteten Namen erworben, an den sich mit Recht die schönsten Erwartungen für sein ferneres Wirken knüpfen, hat er es vorgezogen, mit seiner schönen Dichterbegabung offenen Auges an Dinge und Verhältnisse der Gegenwart heranzutreten und sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Er hat sich gründlich in Welt und Leben umgeschaut und dabei eine Selbständigkeit der Auffassung und eine Sicherheit des Urteils erworben, die seiner hervorragenden Begabung in nichts nachstehen. Die reichhaltige Sammlung ist nach sechs verschiedenen Gesichtspunkten geordnet: Leben, Gesellschaft, Litteratur und Kritik, Kunst und Bühne, Wissenschaft, Politik. Man wird die Zurückhaltung nicht übersehen, die der Autor bei seinen Sprüchen aus dem zuletzt genannten Gebiete beobachtet: es beweist Takt, daß er, bei so bemessener Erfahrung wie der seinen, sich nur in allgemeinen Grundsätzen ergeht, denen man aber die gesunde Richtung sofort ansieht, indem er, als echter Dichter, deutlich über allen Parteien zu stehen weiß. Daß er ein gleiches Verhalten der Wissenschaft gegenüber beobachtet, hängt mit der nämlichen Selbstbeschränkung zusammen; aber auch hier finden sich viele kernige, genauer Sachkenntnis entstammende Aussprüche, an denen jeder vorurteilsfreie Leser seine helle Freude haben wird. Ausführlicher handelt das Büchlein über Litteratur und Kritik, Kunst und Bühne, sei es, daß er über seine eigene, nicht immer dornenfreie Erfahrung berichtet, sei es, daß er kühn und schneidig den herrschenden Ungeschmack oder die Verlogenheit anmaßender Tagesgrößen geißelt. Bei den Sprüchen über Leben und Gesellschaft treten uns auch Ergebnisse unmittelbarer Anschauung in reichster Fülle und mit dem Gepräge einer sittlichen Überzeugung entgegen, wie sie durchaus den Bestrebungen der Freunde ethischer Kultur entspricht. Alles in Allem: man hat eine ausgeprägt bedeutende Individualität vor sich, und gar viele der hier enthaltenen Sprüche dürften mit der Zeit „geflügelte Worte“ werden.

Helsingfors. Wilhelm Bolin.

---

# Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

### Abteilung München.

Während der letzten beiden Monate fanden wieder verschiedene Vorträge statt. In der Sitzung vom 1. Dezember 1893 sprach Herr cand. med. O. Neustätter über „Ethik und Schulbildung.“ Redner führte aus, daß von der Hebung der intellektuellen Bildung auch eine Förderung der Ethik zu erwarten sei. Die Erfahrung beweise, daß der wahrhaft Gebildete eben mittelst seiner Bildung selbst bei ungünstigsten sozialen Verhältnissen und ohne die Stütze eines religiösen Glaubens sein Dasein zu einem ethisch hochstehenden gestalten könne; während solches dem Ungebildeten unter gleich ungünstigen Verhältnissen nur selten gelinge, nämlich nur bei außerordentlicher moralischer Veranlagung. Unter intellektueller Bildung dürfe man aber nicht jene reine Verstandesbildung verstehen, die leider noch immer das Hauptziel unserer heutigen Schulen, besonders der Gymnasien, darstelle, vielmehr eine im Einklang mit Empfinden und Wollen entwickelte Erkenntnis. — Während Herr Neustätter hauptsächlich Knabenschulen in Betracht gezogen hatte, verbreitete sich in der Sitzung vom 15. Dezember Fräulein Augsburg über „Mädchenerziehung“: „Mütter formen die Welt;“ sie sind es, denen hauptsächlich die Pflege des Ethos anvertraut ist. Von ihrer sorgfältigen Überwachung, ihrer liebevollen Beratung, ihrer treuen Leitung hängt in erster Linie das sittliche Gedeihen des Kindes ab. Unsere Töchter, die künftigen Mütter des Volks, müßten zu dieser schwierigen Aufgabe aufs sorgfältigste herangebildet werden. Die Mädchenerziehung sei eine sittliche Frage und ihre Lösung müsse der ethischen Gesellschaft vor allem am Herzen liegen.

Die auf beide Vorträge folgende Diskussion ergab im Wesentlichen die Übereinstimmung der zahlreich anwesenden Mitglieder und Gäste mit den Ausführungen der beiden Redner. Zu Beginn des neuen Jahres, am 4. Januar, hielt Herr Privatgelehrter G. Thudichum im großen Saal des Hôtel Roth vor zahlreichem Publikum einen Vortrag über das Thema: „Ethische Kultur.“ Er setzte darin die Bestrebungen der D. G. E. K. auseinander, wies nach, daß sie der Not der Zeit entsprungen seien, bzw. dem ernsten Willen, eine Besserung herbeizuführen. Eine solche sei aber von einer Veränderung der äußeren Verhältnisse allein niemals zu erwarten. Man müsse zuerst die Grundlage alles äußeren Lebens ändern, das innere, den Willen; den Willen zum Besseren wenden. Zunächst gelte es aber überhaupt die weitesten Kreise zu einer Betrachtung unseres Innenlebens anzuregen, ihnen Verständnis für unsere Arbeit zu erwecken. Das sei zwar schwer, aber nicht unmöglich. Am Ende müßten doch wenigstens die Gebildeten einsehen, daß es dem Menschen wohl gelungen sei, mittelst seiner gewaltigen Maschinen und technischen Einrichtungen die äußere Welt zu bezwingen, daß ihm aber heute noch die Kraft fehle, jene schlimmsten Gebrechen, die zahllosen menschlichen Gebrechen zu sühnen. Dazu bedürfe es jener Kraft der reinen Menschlichkeit, deren Pflege sich ja die D. G. E. K. zur heiligen Aufgabe gemacht habe.

Nach dem Vortrag versammelte sich die Abteilung, deren Mitgliederzahl jetzt 54 beträgt, zu einer geselligen Unterhaltung.

---

# Briefkasten.

Herr **Albert Auerbach** in Paris schreibt uns:

Als Nachtrag zu meinem Artikel: „Kleinigkeiten“ in Nr. 5 d. Bl. möchte ich noch auf eins hinweisen: auf die recht grausame Art, in der zu verkehren heute Gefangener und Besucher gezwungen sind. Trotz genügender Beaufsichtigung durch Gefängnisbeamte ist der Besuch vom Gefangenen etwa zwei Meter weit entfernt, hat weiter der Gefangene ein Gitter, das mannigfache Schatten auf sein Gesicht wirft, vor sich. Der Gatte kann die Gattin nicht umarmen, der Freund dem Freunde nicht die Hand drücken. Und ich verstehe den Schmerz der kleinen Tochter Vaillant's, die ihren Vater vor einigen Tagen zum letztenmal besucht hat und die weinend erzählte, nicht einmal bei diesem letzten Abschied habe sie ihren Vater küssen können — zwei Meter Entfernung und das eiserne Gitter verhinderten sie daran.

# Anzeigen.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

In unserm Verlage sind erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

## Die ethische Bewegung in Deutschland.

Vorbereitende Mitteilungen
eines Kreises gleichgesinnter Männer und Frauen zu Berlin.
— Zweite vermehrte Auflage. —
52 Seiten gr. 8°. Preis 60 Pf.

Die Begründung
einer
## Gesellschaft für ethische Kultur.

Einleitungs-Rede
gehalten am 18. October 1892 zu Berlin.
Von
**Wilhelm Foerster,**
Professor und Director der Kgl. Sternwarte zu Berlin.
21 Seiten gr. 8°. Preis 40 Pf.

## „Ethische Kultur“

und ihr Geleite.
1. Nietzsche-Narren (in der „Zukunft“ und in der „Gegenwart“).
II. Wölfe in Fuchspelzen (2 Kirchenzeitungen).
Von
**Ferdinand Tönnirs.**
32 Seiten gr. 8°. Preis 75 Pfennig

Zur
## Ethik des Nationalismus und der Judenfrage.

Rede, gehalten am 23. November 1892
in der
Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur zu Berlin
von
**Wilhelm Foerster,**
Professor und Director an der Königl. Sternwarte zu Berlin.
20 Seiten gr. 8°. Preis 30 Pf.

**Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung**
in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

In Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12 erschien:

## Die Judenfrage ökonomisch und ethisch.

Von
**Dr. Franz Lütgenau.**
22 Seiten. gr. 8°. Preis 30 Pf.
— Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. —

---

**Naturwissenschaftliche Wochenschrift.**
*Redaction: Dr. H. Potonié.*
Wöchentlich eine Nummer von $1\frac{1}{2}$—2 Bogen.
— Preis vierteljährlich 4 Mark. —
*Probenummern gratis und franco.*
**Ferd. Dümmlers Verlagsbuchh.**
in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

---

**Hempel's Klassiker-Ausgaben.**
Ausführliche Specialverzeichnisse.
Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

---

Soeben erschien:
**Lilli Allyser.**
Eine dramatische Erzählung
für Idealisten und Freunde
ethischer Bestrebungen
von
**Arthur Curasso,**
(A. Gaetschenberger).
Verlag von E. Munde, Görlitz i. Schl.

---

Vor Kurzem erschien:

## Der Moralunterricht der Kinder.

Von
**Felix Adler.**
Autorisierte Uebersetzung
von
**Georg von Gizycki.**
176 Seiten gr. 8. Preis 2 Mark, geb. 2,60 Mark.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.
**Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW.**

---

Soeben erschienen in unserm Verlage:

## Religion und Moral.

Antwort auf eine in der „Ethischen Kultur“ gestellte Frage
von
**Graf Leo Tolstoy.**
Aus dem russischen Manuscript übersetzt von Sophie Behr.
37 Seiten gr. Oktav.
Preis 60 Pf.

## Die ethische Lebensansicht.

Von
**William Mackintire Salter.**

Aus dem englischen Manuscript übersetzt
von
**Prof. Dr. Georg von Gizycki.**
22 Seiten gr. Oktav.
Preis 40 Pf.

## Träume.

Von
**Olive Schreiner.**
Autorisierte Übersetzung
von
**Margarete Jodl.**
Mit einer Einleitung von Dr. Friedrich Jodl.
106 Seiten klein Oktav.
Preis broschiert 1,60 M., eleg. geb. 2,40 M.
— Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. —
**Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12.**

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2092.

# Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

## Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Herausgegeben von
**Dr. Georg von Gizycki,**
Professor der Ethik an der Universität zu Berlin.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

**II. Jahrgang.** | **Berlin, den 17. Februar 1894.** | **Nr. 7.**

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.



### Philosophie als Kunst.

Von Professor Harald Höffding in Kopenhagen.

(Fortsetzung.)

Wie unsere Erkenntnis nun einmal beschaffen ist, kann jede abschließende Weltanschauung nur eine Hypothese sein. Jede Totalitätsauffassung und jeder Versuch, das Dasein zu erklären, müssen ihre Gültigkeit durch die Vergleichung mit neuen, weiteren Erfahrungen darthun. Aber solche Erfahrungen stellen sich ein, so lange das Leben in uns und außer uns dauert: daher kann die Verifikation niemals in dem Grade, wie es bei mehr begrenzten Aufgaben möglich ist, erschöpft werden. Unsere Erklärung der Welt bauen wir immer auf fragmentarischer Grundlage. Es geht uns wie dem Philologen, welcher ein bruchstückartiges Manuskript deuten soll, oder wie dem Historiker, der aus getrennten und isolierten Berichten eine Begebenheit oder eine Handlung und ihre Motive konstruieren soll. Die philosophische Forschung, gleich wie die Textkritik und die Geschichtsforschung, enden in der Kunst des Erratens. Die Charakteristik der Welt, nach welcher jede Weltanschauung strebt, kann also nicht über das Hypothetische herauskommen. Die Grenzresultate, die letzten Konsequenzen des Denkers werden stets eine problematische Beschaffenheit behalten.

Nun gehört Kunst nicht nur dazu, eine solche letzte Hypothese auszuarbeiten, sondern auch — und ganz besonders — dazu, mit derselben in der Praxis zu arbeiten. Eine Elasticität ist erforderlich, welche es ermöglicht, von der vollendeten Konstruktion immer wieder zur Analyse zurückzugehen, und welche durch dieses Vorwärts- und Rückwärtsschwingen nicht die Energie verliert. Die Kunst ist: die Begeisterung des Glaubens mit der Unermüdlichkeit der Untersuchung zu vereinigen. Die Kraft der Gedankenarbeit darf durch das Bewußtsein von dem problematischen Charakter des Resultats nicht geschwächt werden. Wenn die gegebene Wirklichkeit mit den Ideen, welche wir uns mit allem unserem Fleiße gebildet haben, in Streit sind, ist dann die Ursache davon in den Ideen oder in der begrenzten Erfahrung zu suchen? Die Kunst besteht hier darin, zu neuer Prüfung immer bereit zu sein. Es ist freilich leichter, die Verifikation zu streichen und sich der Prophetie und der romantischen Intuition hinzugeben; aber dies führt zum Tode des Denkens — der großen Gefahr, mit welcher alle geistige Reaktion droht, und welcher zu entgehen es vor allem gilt. Man entgeht ihr aber nur durch Übung in der Kunst, in Ideen zu leben. Dies ist mehr als bloßes Wissen, denn es fordert Energie des Willens und Lebendigkeit des Gefühls. Es kann nicht ein für allemal abgemacht werden. — Ein alter Spruch sagt von dem, was man nur zu wissen braucht, um es ausüben zu können: Das ist keine Kunst, sondern nur eine Wissenschaft. Der Übergang von der Philosophie als Wissen zur Philosophie als Kunst setzt eine persönliche Kraft und Virtuosität voraus, welche vom reinen Wissen nicht erfordert wird. Es gilt den Zusammenhang zwischen unserem Denken und unserem praktischen Streben in der Mannigfaltigkeit des Lebens zu bewahren. Es gilt den Übergang so zu machen, daß in unserem Wesen kein innerer Streit entsteht. Ganz kurz deute ich an, daß dem Gläubigen eine ganz ähnliche Aufgabe gestellt wird. Wenn ihm auch der Inhalt seines Glaubens ein für alle mal gegeben ist und — als Kundgebung einer absoluten Autorität — unveränderlich feststeht, so verändert sich doch das Leben immer, und die Aufgabe wird dann: den Zusammenhang zwischen seinem Glauben und seiner praktischen Teilnahme am Leben zu bewahren. Wie dort die Resultate des Denkens, so sollen hier die Postulate des Glaubens festgehalten werden, ohne unter den wechselnden Verhältnissen ihren Charakter zu verändern. Es wäre eine interessante Untersuchung, festzustellen, wie diese Aufgabe von der Kirche in den verschiedenen Zeiten gelöst worden ist. Die Kirche ist hier selbst mit ihren Leistungen mehr zufrieden, als ihre — sonst von entgegengesetzten Standpunkten ausgehenden — Kritiker es sind; ich denke hier an Männer wie Ludwig Feuerbach und Sören Kierkegaard. Aber hier wollte ich nur bemerken, daß auch auf dem Standpunkte des Glaubens eine künstlerische Ergänzung nötig ist. Freilich muß diese Ergänzung einen anderen Charakter haben als die philosophische Kunst, welche nicht die Autorität zu ihrer Voraussetzung hat.

Ein Leben in Ideen braucht gar nicht die dogmatische Fixierung der Gültigkeit dieser Ideen vorauszusetzen. Es ist ein schönes Wort von Lagarde: „**Die wahren Idealisten können warten**". Nur die Ungeduld und die Gemächlichkeit bewirken den Dogmatismus. Noch geht es Vielen mit den Ideen, wie es früher Allen mit den Sternen ging: man fürchtete, daß sie herunter fallen könnten, wenn sie nicht in feste Sphären solide eingefaßt wären.

Um in Ideen zu leben, ohne daß sie zu unbeweglichen Dogmen gemacht werden, wird nicht nur geistige Freiheit und Elasticität erfordert, es gehört dazu auch **eine Gesinnung, welche keinen Anstoß daran nimmt, daß für die Forschung das Große so oft aus dem Geringen und Unscheinbaren entspringt**. Dasjenige, was in der Idee, in der Totalanschauung so frei und hoch dasteht, hat sich langsam durch Beiträge von vielen Seiten hervorgearbeitet, wie der große Fluß aus vielen kleinen Bächen besteht. Die Analyse, die spezielle Untersuchung führt uns gleichsam hinter

die Kulissen, zeigt uns die Maschinerie, und es entsteht dann leicht eine Blasiertheit, welche ausruft: „Ist dies das Ganze?“ Statt sich zu freuen über das Geheimnis des Daseins, welches das Große und das Kleine, das Unendliche und das Endliche in ununterscheidbarer Weise und in beständigem Wechselspiele verknüpft, findet man in der Analyse einen Beweis dafür, daß der Wert des Lebens illusorisch sei, oder, wenn man diesen Wert festhalten will, wendet man sich mit Hohn von der Analyse und dem Spezialforschen hinweg. Auch hier ist künstlerische Virtuosität nötig, um die verschiedenen, scheinbar einander widersprechenden Gesichtspunkte festzuhalten und dasjenige Evangelium nicht zu vergessen, welches die Geschichte immer wieder verkündigt: daß selbst die größten Lebensmächte einmal in Windeln gewickelt und in eine Krippe gelegt werden mußten, und daß die helfenden und erlösenden Kräfte oft von einer Seite kamen, von welcher man sie am wenigsten erwartete.

Die rein wissenschaftliche Arbeit, das reine Denken nimmt nur eine einzige Seite der Persönlichkeit in Anspruch; aber durch die Aufgabe, mit den Ideen in der wechselnden Mannigfaltigkeit des Lebens und in dem Wirrwar der kleinen Bedingungen zu arbeiten, ohne weder dem Dogmatismus noch der Blasiertheit zu verfallen, wird die ganze Persönlichkeit in Anspruch genommen. Mancher, welcher sich mit Begeisterung auf das Erforschen der großen Probleme warf, hat erfahren, daß eine Zeit kam, wo die Situation sich änderte und er von dem mehr unpersönlichen Suchen nach einer rein objektiven Lösung der Probleme auf sich selbst zurückgewiesen wurde und damit vollauf zu thun bekam, die vorläufig gewonnenen Gedanken in einem persönlichen Leben durchzuarbeiten und die persönliche Kunst, in den Ideen zu leben, in sich selbst auszubilden. Ein begeisterter Denker der Renaissancezeit, Giordano Bruno, hat diesen Übergang des Denkens zum persönlichen Leben durch eine allegorische Auslegung des Mythus vom Aktäon ausgedrückt, — dem Jägersmann, der, nachdem er die göttliche Schönheit ins Auge gefaßt hatte, eine Beute seiner eigenen Hunde ward: die Hunde sind die Gedanken, welche gegen die großen Ideen gerichtet werden. Wenn das Auge dem Ideale aufgeschlossen ist, kehren sich die Gedanken wegen der starken Bewegung des Gemütes nach innen und streben nicht mehr nach außen. Das Problem wird ein subjektives, persönliches, nicht mehr ein rein objektives. Bruno bemerkt, so gehe es, wo die Gedanken sich nicht auf spezielle und endliche Gegenstände, sondern auf das Göttliche, Universelle richten. — Daß ein Forschen, besonders wenn es sich auf die höchsten Aufgaben richtet, in ewiges Streben verwandelt wird, ist ein Gedanke, durch welchen Bruno der Vorgänger Lessing's, Kant's und Goethe's ist. Könnte das Ziel ein für allemal erreicht werden, dann wäre hier für die Kunst kein Raum.

Die Wissenschaft selbst findet dadurch ihre Rechnung, daß sie einer Kunst, die doch den Zusammenhang mit ihr bewahrt, Raum gewährt. Denn durch diesen Übergang zur persönlichen Kunst bekommen wir ein neues Erfahrungsgebiet. Unser Gesichtskreis erweitert sich. Wir werden selbst „Instanzen“, Gegenstände des Experiments. Das Verhältnis zwischen den Gedanken und den persönlichen Kräften wird durch Erfahrung geprüft. Wir erfahren, welchen Nahrungswert die Gedanken und welche Biegsamkeit und Dauer die persönlichen Kräfte besitzen. Es sind menschliche Erfahrungen, in der wahren Bedeutung des Wortes. Können wir diese Erfahrungen in der einen oder anderen Weise ausdrücken, so werden sie auch Anderen zu Gute kommen können. Auf Grundlage solcher Erfahrungen wird sich eine vergleichende Lebensphilosophie, ein Analogon der vergleichenden Religionsphilosophie, schaffen lassen. Bis jetzt hat man nur solche Lebensanschauungen, welche ganzen Völkern, großen Menschenmassen gemeinsam waren, einigermaßen respektiert. Je mehr aber der Dogmatismus sich zurückzieht (was die erwartete Mystik hoffentlich nicht zu lange hindern wird), um so mehr werden die individuellen Erfahrungen und die persönliche Lebenskunst zu ihrem Rechte kommen. Ich sehe hierin einen Lichtpunkt für die Zukunft.

Die Verschiedenheit der Persönlichkeiten wird notwendig einen großen Einfluß ausüben, wenn die Philosophie Kunst werden soll. Was ich hier behaupte, ist nur dies, daß die Kunst, von einem wesentlichen Gesichtspunkte aus betrachtet, eben darin besteht, den Zusammenhang zwischen Forschung und Persönlichkeit oder richtiger zwischen demjenigen Teil der Persönlichkeit, welcher vom reinen Denken in Anspruch genommen wird, und dem, welcher sich in der Wirklichkeit des Lebens bethätigt, zu bewahren. Auf diesem Punkte werden sich notwendig die Wege scheiden, und nur durch eine vergleichende Lebensphilosophie kann gegenseitiges Verständnis wieder möglich werden.

In der Lebenskunst ist jeder zuvörderst auf sich selbst hingewiesen. Er hat eine Aufgabe, die er in seiner Weise lösen muß, — die er in keiner anderen Weise lösen kann, wenn er nicht in Affektation oder Heuchelei verfallen will. — Als Buddha geboren ward, wünschten 10 000 Frauen seine Amme zu werden. Und weil Buddha die 9 999 nicht betrüben wollte, vervielfältigte er sich so, daß jede Frau ihr Wunderkind zu pflegen bekam. So haben wir alle, jeder für sich, ein Gotteskind zu pflegen. Und wie viele Kinder es auch gebe, echt sind sie alle. Für jeden gilt es, neue Kräfte zu entwickeln, neue persönliche Vermögen und Triebe zu den Gedanken, welche seine Weltanschauung bilden, in Beziehung zu setzen und dadurch sich selbst eine Lebensphilosophie zu schaffen, die menschliche Lebenskunst in seiner eigenen Weise zu üben.

(Schluß folgt.)

---

## Ordnung.

Von M. von Egidy.*)

Zum 18. Januar war für Berlin eine Versammlung Arbeitsloser angesagt worden. Wie die Zeitungen berichten, war die Einberufung von sogenannt anarchistischer Seite erfolgt.

Ich glaube nicht, daß Viele der Zeitungsleser eine abgeklärte Vorstellung von dem Worte Anarchist haben. Die Zeitungen haben dafür gesorgt, daß der Durchschnitts-Leser unter Anarchist einen zu Gewaltthätigkeiten angelegten oder geneigten oder bereiten Menschen versteht. Weil derartige Gewaltmenschen sich allerdings häufig Anarchisten nennen oder zu den Anarchisten gezählt werden, hat man sich daran gewöhnt, nicht nur jeden derartigen Frevler als Anarchisten zu bezeichnen, sondern umgekehrt auch, bei dem Worte Anarchist ohne Weiteres an Dynamit zu denken.

Die Zeitungen sollten vor Allem klar sprechen. Wollen sie von Menschen sprechen, die Petroleum und Dynamit zu handhaben gesonnen sind oder sich nach Aufruhr und Barrikaden sehnen, dann sollen sie klar und deutlich von Übelthätern, von Gewaltmenschen, von Verbrechern, sollen von gemeingefährlichen Menschen reden. Nicht aber dürfen die öffentlichen Organe durch ein stillschweigendes und heimtückisches Vermengen der Begriffe beflissen sein, ehrliche Menschen, nur weil sie an dem Namen Anarchist festhalten, mit einem Makel der Fürchterlichkeit zu behaften. Die sogenannten Anarchisten wiederum und ihre Richtungs-Verwandten aller Art sollten nicht jeden Mitmenschen, der an seinem religiösen Bewußtsein und am Christenwesen festhält, der Minderfähigkeit zeihen, Etwas zu leisten; sollten auch nicht Diejenigen, nach deren Begriffen sich Unabhängigkeit und Selbständigkeit recht wohl mit dem monarchistischen Gedanken vereinbaren läßt, für beschränkt erklären.

Dieselben Menschen, die es für unabweisbare Not-

*) Mit Bewilligung des Verfassers entnehmen wir obige Ausführungen einem Artikel desselben in seiner Wochenschrift „Versöhnung“ (Nr. 6).

wendigkeit halten, daß unser Volk in Parteien gespalten ist, und die es für undenkbar halten, daß die vaterländische Volksvertretung ihre Pflicht ohne Parteigruppierung, Parteileben, Parteihaß erledigt, dieselben Menschen sind erstaunt und erzürnt, daß neben den schon bestehenden Parteien sich eine neue Gruppe von Volksgenossen zusammenfindet, die sich eine andere, allerdings eine wesentlich andere, Vorstellung von Pflicht macht. Dieselben Menschen, die sich als Ordnungsmänner brüsten, weil sie für Andauer der Zustände eintreten, die heute unser Dasein trüben und das Vaterland in einen Kriegsschauplatz verwandeln, dieselben Menschen wenden sich mit Abscheu von ihren Mitbürgern, weil diese eine Neuordnung, eine — ihrer Vorstellung nach — Richtigordnung der Dinge anstreben. Sind die Einen Ordnungsmänner so sind es die Anderen auch. Erst muß doch festgestellt sein, was Ordnung ist. Ist Ordnung gleichbedeutend mit „Bestehendem", dann sind unsere Vorfahren und sind auch wir sämtlich nicht Ordnungsmänner; denn gerüttelt worden ist unausgesetzt am Bestehenden und auch heute rütteln die gefeiertsten Ordnungsmänner am Bestehenden. Ist Ordnung aber gleichbedeutend mit Weltordnung und Gottesordnung, ist Ordnung gleichbedeutend mit der Ehrfurcht vor dem ewigen Gesetz, das der Schöpfer aller Welten als Entwickelungs-Gesetz gab und das auch bestimmend für die Entwickelung der Menschheit ist, dann sind Die die Ordnungsmänner, die im tiefernsten Begreifen dieses Entwickelungs-Gesetzes nach Vervollkommnung, Veredlung, Heiligung nicht nur des Einzelnen streben, sondern auch diese Vervollkommnung für unsere Einrichtungen und Zustände anstreben. Denn sie werden, sie müssen von der Erkenntniß getragen sein, daß ohne diesen Wandel der Zustände die Innenheiligung für Millionen eine Unmöglichkeit bleibt und für andere Millionen unsäglich erschwert wird. Ob nun gerade die Menschen, die sich Anarchisten nennen, eine richtige, ob sie die einzig richtige, ob sie die unserer heutigen Entwickelung entsprechende Gestaltung der Dinge anstreben, ob sie namentlich die richtige Art haben, ihre Ideale vorzutragen und zu vertheidigen, ob sie die richtigen Wege einschlagen und die richtigen Mittel anwenden, ihre Mitmenschen von der Richtigkeit und Durchführbarkeit ihrer Ordnungs-Ideen zu überzeugen, ob sie es verstehen, Denen, die sie von ihrem Standpunkte aus als nicht-Ordnungsmänner bezeichnen müssen, klar zu machen, daß der Gott-geordnete Gang der Entwickelung uns gerade auf die Bahnen verweist, die sie mit ihren Gedanken aufsuchen — das ist eine andere Frage.

Hier handelt es sich jedenfalls um eine Arbeitslosen-, nicht um eine Anarchisten-Versammlung. Wer sich gewöhnt hat, derartige Vorgänge ihrem Wesen, nicht den Nebenumständen nach zu betrachten, der hatte es also zunächst nur mit Arbeitslosen zu thun, und zwar, wie hier die Sache lag, mit einer ganz und gar verwaisten Gruppe unserer Volksgenossen zu thun; es sind die Verlassenen und Verstoßenen in des Wortes grausigster Bedeutung. — —

Die Zeitungen berichteten: „Auch besseres Publikum war da." Besseres Publikum? Publikum? komisches Wort! Arbeitslose waren da und, so viel ich beurteilen kann, außer den wenigen Berichterstattern nur sehr wenige Männer der Erwerb-gesicherten Kreise. — —

Besseres Publikum? Ja, sind denn die Arbeitslosen schlechtes Publikum? Wer sind denn vor dem Angesichte Gottes, wer sind denn vor einem haarscharf geschärften Gewissen, wer sind denn vor einem gesunden Denken die Guten? Etwa Diejenigen, in deren Macht — ja wohl: in deren Macht — es läge, zu sorgen, daß es keine Arbeitslosen mehr giebt? etwa Diejenigen, die überhaupt keiner Arbeit bedürfen, um satt und froh zu sein, sich also, wiewohl ohne Arbeit, nicht zu den Arbeitslosen zählen? Allerdings, wenn heute eine Versammlung derjenigen Arbeitslosen berufen würde, die es „nicht nöthig haben", das Außengepräge der Versammlung würde ein Anderes sein; ob diese Versammelten besser sind, wollen wir doch der Entscheidung Dessen überlassen, der die Herzen und Nieren prüft. — —

Weiter bezeichnen die Zeitungen die Arbeitslosen als „Mob". Die Bedeutung dieses widerlichen Wortes wird sich wissenschaftlich nicht feststellen lassen; in jedem Falle liegt für einen ehrlichen und von berechtigtem Selbstbewußtsein getragenen Menschen eine Herabwürdigung darin. Arbeitslos also gleich Mob? — — Hat wohl Einer der christlichen Zeitungsleser daran gedacht, daß dann unter dem „viel Volks, das Jesus nachfolgte", recht viel Mob gewesen sein wird? Hat wohl Einer der christlichen Zeitungsleser daran gedacht, daß Jesus selbst „nicht hatte, wo Er sein Haupt hinlegte"? — —

Sollte jeder Vorgang in unserem Leben entweder nur persönliche Angelegenheit oder ganz und gar Volkssache sein, so gehören in allererster Linie die Arbeitslosen uns, dem Volke, dem ganzen Volke, an, weil wir, das Volk, das ganze Volk ihre Arbeitslosigkeit verschulden. Wer eine Arbeitslosen-Versammlung mit Partei-Augen ansieht, ist ein vaterlandsloser Richtchrist. Vom einigen Vaterlande zu sprechen, ohne die darin wohnenden Menschen als eine Einheit anzusehen, ist eitel Redensart; sich Christ nennen, ohne den Arbeitslosen als den nächststehenden Vaterlandsgenossen zu betrachten, ist eitel Heuchelei. — —

---

## Anmerkungen zu Graf Leo Tolstoy's Abhandlung über Religion und Moral.

Von Georg von Gizycki.

(Schluß.)

Wir wenden uns nun zu Tolstoy's, in diesen Blättern veröffentlichter Abhandlung über Religion und Moral zurück. Ich habe bereits seine Erklärung des Wesens der Religion als einer Beziehung des Menschen zur Welt oder zu deren Urgrund als zutreffend anerkannt. Aber nicht annehmen kann ich seine weitere Bestimmung, die Religion sage aus, was der Sinn des Lebens ist — ein Satz, welcher, wie mir scheint, nur so viel bedeuten soll wie: sie sage aus, was das Leben lebenswert macht. Diese letztere Frage wird, scheint mir, nicht von der Religion, sondern von der Ethik beantwortet. Nicht des Menschen Beziehung zur Welt oder zu deren Urgrund, sondern des Menschen Beziehung zur Menschheit habe ich zu untersuchen, um zu finden, was das rechte Leben ist. Denn meine Mitmenschen sind das Medium, in welchem ich lebe, webe und bin; ihnen verdanke ich mein Leben und was mein Leben wertvoll macht; sie fühlen die Wirkungen meines Thuns.

Tolstoy hat keine hohe Meinung von der Wissenschaft und im besonderen von der wissenschaftlichen Ethik — obwohl er eine ganze Reihe von Vertretern derselben, wie Sokrates, Epiktet, Mark Aurel, Seneca, Spinoza, Kant, verherrlicht. Nun, die anderen Ethiker, soweit er sie kennen gelernt hat, werden ihn persönlich nicht gefördert haben. Diese Frage muß Jeder für sich selbst entscheiden; was mich anbetrifft, so verdanke ich auch der neueren wissenschaftlichen Ethik sehr viel für mein persönliches Leben. Aber wie man nun auch über die Ethik denken möge: wenn hinsichtlich einer Frage der Geschichte ein Widerspruch besteht zwischen Tolstoy's Meinung und der Ansicht der bedeutendsten wissenschaftlichen Forscher, so scheint es mir vernünftig zu sein, letzterer ein größeres Gewicht beizumessen als ersterer. Die angesehensten Anthropologen lehren, daß die frühesten Religionen mit der Moral in keiner Verbindung stehen, daß die vorgestellten übermenschlichen Mächte sich gegen die sittliche Seite des menschlichen Verhaltens ursprünglich gleichgiltig verhalten. Einer der hervoeragendsten dieser Forscher, Theodor Waitz, erklärt in seiner „Anthropologie der Naturvölker" (I. Teil, 2. Aufl., Leipzig 1877, S. 323 u. f.): „Es ist nicht zu leugnen, daß bei den Völkern der niedrigsten Bildungsstufe die Religion im Grunde weiter nichts ist, als

ein sehr ausgedehnter Gespensterglaube; aber man wird sich hüten müssen, das religiöse Element, welches unzweifelhaft darin enthalten ist, zu verkennen. Sittliche Vorstellungen pflegen mit den religiösen Ansichten ursprünglich gar nicht in Verbindung zu stehen. Es mag genügen, hier auf Späteres zu verweisen, und anstatt vieler Beispiele, die sich zum Belege dieses Satzes anführen ließen, nur das eine der Kamtschadalen zu nennen, denen einzig die Übertretung ihrer abergläubischen Gebräuche als Sünde gilt: Kohlen mit dem Messer spießen, Schnee von den Schuhen mit dem Messer abzuschaben u. dgl. halten sie für großes Unrecht und leiten die Krankheiten als Folgen davon ab, während die gröbsten Laster ihnen als unverfänglich erscheinen. Die sittlichen Vorstellungen entspringen, wie wir bereits angedeutet haben, aus einer wesentlich anderen Quelle als die Religion; beide treten überhaupt erst auf einer höheren Kulturstufe des Menschen in irgend eine Beziehung zu einander: wir müssen die Meinung, daß Sittlichkeit und Religion aus einer gemeinsamen Wurzel, dem Gewissen, hervorwachsen, als erweislich unrichtig bezeichnen."

Nachdem Tolstoy ohne rechtfertigenden Grund die Ethik bereits in die Religion hineingelegt hatte, war es ihm leicht, die Religion als die Quelle der Ethik darzustellen.

Drei Grundbeziehungen des Menschen zur Welt nimmt Tolstoy an: 1. die „persönliche", welche den Sinn des Lebens im Wohle der eigenen Individualität, im persönlichen Genusse findet, 2. die „heidnische", welche denselben im Wohle der Familie, des Volkes oder der Menschheit findet, und 3. die „christliche oder göttliche", welche den Sinn des Lebens im Gottesdienste findet. Aber die beiden ersten Grundbeziehungen, die des Egoismus (des Lebens für sich selbst) und die des Altruismus (des Lebens für Andere) in seinen verschiedenen Formen, sind, so viel ich sehe, nicht Beziehungen zur Welt, sondern zur Menschheit. Und in fast allen Schriften Tolstoy's aus seiner späteren, „christlichen" Periode wird des Menschen Beziehung zu seinen Mitmenschen, nicht die zur außermenschlichen Welt als die Hauptsache angesehen.

Tolstoy sagt: „Ein Mensch ohne Religion, d. h. ohne irgend welche Beziehung zum Weltall, ist ebenso unmöglich, wie ein Mensch ohne Herz. Er kann möglicherweise nicht wissen, daß er eine Religion besitzt, wie ein Mensch mitunter nicht wissen kann, daß er ein Herz hat, aber ohne Religion wie ohne Herz kann ein Mensch nicht existieren." Angenommen, dies sei richtig, so folgt daraus doch nicht, daß des Menschen Verhalten gegen seine Mitmenschen aus seiner Beziehung zur außermenschlichen Welt oder zu Gott entspringt.

Was mich in Tolstoy's Auslassungen am meisten frappiert, das ist die Zusammengruppierung der ersten und der zweiten Grundbeziehung des Menschen, des Egoismus und der Menschenliebe, welche letztere nur eine Erweiterung der ersteren sein soll. Tolstoy nennt sie die „heidnische". Also die echte, reine, allgemeine Menschenliebe, welche er uns in seinen früheren Schriften, wie wir gesehen haben, als das Höchste, als das wahre Wesen des Christentums hatte empfinden lassen, — Heidentum! Salter's ethische Lebensansicht, sofern sie nicht mit theistischen Elementen verbunden ist, Heidentum!

Jetzt stellt Tolstoy als die höchste „Grundbeziehung" die „Erfüllung der Gebote des höheren Willens, der uns in die Welt gesandt hat", hin. „Ein Werkzeug des Willens Gottes" sollen wir werden. Aber giebt es einen persönlichen, wollenden Gott? Die Philosophen sagen uns, daß sich das Dasein eines solchen nicht beweisen läßt*): sollten wir etwas Unbeweisbares zur Grundlage der Moral machen? Nicht nur unbeweisbar ist es, sondern weise und gute Menschen haben es sogar für unglaublich gehalten. Tolstoy selbst rühmt Spinoza; und wohl wußte dieser große Mann edel zu leben und würdig zu sterben; aber nach Spinoza „gehört zu Gottes Natur weder Verstand noch Wille" (ad Dei naturam neque intellectum neque voluntatem pertinere. Ethica, Pars I. propos. XVII. schol.). „Gott" ist bei Spinoza nur ein anderer Name für Natur.

Aber angenommen, es gebe einen persönlichen Gott, und angenommen ferner, es sei möglich, seinen Willen mit Sicherheit festzustellen: warum sollen wir seinen Willen befolgen? Wenn ein Tyrann, in dessen Gewalt wir stehen, etwas von uns verlangt, was gegen unser Gewissen ist, würde es dann recht sein, ihm zu willen zu sein? „Dies Alles will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest," sagte nach der Bibel der Versucher zum Menschensohne; wäre die Anbetung des Teufels etwas Moralisches? Warum wurde es nun für etwas Böses gehalten, Satan den Willen zu thun, und für etwas Gutes, Gott zu gehorchen? Doch darum, weil der Satan als böse und das Böse wollend und Gott als gut und das Gute wollend vorgestellt wurde. Was heißt dies nun: Gott ist gut, Gott will das Gute? Offenbar wollen wir damit den göttlichen Willen charakterisieren. Wenn wir Gott wegen seiner Gerechtigkeit, Güte und Weisheit preisen, so wollen wir damit gewisse Eigenschaften von ihm aussagen: wir müssen dabei also annehmen, daß diese Worte etwas an sich selbst bedeuten; „sonst mögen wir zwar recht gut und fromm sein, sind aber in der That wenig mehr als Papageien in der Frömmigkeit," wie Shaftesbury sagt, — wir plappern Worte, ohne einen Sinn mit ihnen zu verbinden. Erzbischof Whately sagt: „Wenn wir mit den Worten gut und gerecht keinen anderen Sinn verbinden, als daß solches göttlicher Befehl ist, so heißt sagen, daß Gott gut ist und seine Befehle gerecht sind, nur sagen, daß Gott ist, was er ist, und will, was er will: was ebenso von einem jeden Wesen in der Welt gesagt werden könnte." Wir müssen also erst wissen, was gut und böse ist, bevor wir Gott für ein gutes Wesen erklären und behaupten dürfen, daß es recht sei, Gott zu gehorchen.

Und Tolstoy selbst erkennt die Ursprünglichkeit der Moral an, indem er (Nr. 52 S. 412 d. Bl.) das Bewußtsein der Sündhaftigkeit, „d. h. der Nichterfüllung alles dessen, was der Mensch hätte thun können und thun müssen, aber nicht gethan hat," das religiöse Gefühl wachrufen läßt, wonach also das moralische Gefühl dem religiösen vorangeht.

Weit entfernt, durch theologische Systeme bewiesen zu werden, giebt die Moral vielmehr selbst einen Maßstab für deren Wert ab; und von jeher sind die religiösen Vorstellungen durch die sich höher entwickelnden sittlichen Vorstellungen berichtigt worden. Wer dieses Richteramt der Moral aufheben will, wer die Religion über die Moral stellt, wer, wie Tolstoy es einmal thut (Nr. 2 S. 13 d. Bl.), uns dem Gebote der Menschenliebe zuwiderhandeln heißt und wie dieser predigt, daß wir im Namen Gottes dem Wohle der Menschheit entsagen, das Wohl der Menschheit aufopfern sollen, — der öffnet dem schlimmsten Fanatismus das Thor. Welches Verderben hat der Ruf „Gott will es!" der die Stimme der Menschenliebe übertönte, der Menschheit gebracht! — Tolstoy, dieser aufopferungsvolle Menschenfreund, setzt offenbar voraus, daß ein Widerstreit zwischen Gottes Willen und dem wahren Wohle der Menschheit niemals stattfinden könne, da er sagt, daß wir jene „in den in uns selbst ruhenden Eigenschaften der Vernunft und der Liebe erkennen", und an einer späteren Stelle ausdrücklich erklärt, Gottes Wille sei der, daß wir unser Leben dem Dienste der Menschheit hingeben. Dann hätte Tolstoy aber einen Widerstreit zwischen Gotteswille und Menschheitswohl nicht als eine mögliche Hypothese aufstellen dürfen. Ein Mann, den viele Tausende fast anbeten, dessen Wort daher einen ungeheuren Einfluß auf das Verhalten

*) David Hume's „Dialoge über natürliche Religion" (übersetzt von Friedrich Paulsen in der „Philosophischen Bibliothek", Leipzig 1877) sind in dieser Hinsicht das bedeutendste Werk. Die moralischen Bedenken gegen das Dasein eines die Welt beherrschenden Gottes kommen besonders in John Stuart Mill's meisterhaftem Essay „Natur" zum Ausdruck (in seinem Werke „Über Religion" deutsch von Emil Lehmann; Berlin, Franz Duncker, 1875).

seiner Mitmenschen ausübt, sollte ein um so stärkeres Gefühl seiner Verantwortlichkeit haben und kein Wort aussprechen, welches eine *menschenfeindliche* Auslegung verstattet.

Die Forscher, welche die Einmischung des Supranaturalismus in die Ethik für ausnahmslos *schädlich* erklären, werden sich auch auf das Beispiel Tolstoy's berufen können. —

Noch manche Bedenken habe ich gegen unseres Autors Lehren, im besonderen gegen das, was er über den Kampf ums Dasein sagt. Vielleicht wird Professor Huxley, den er so nachdrücklich bekämpft, sich darüber äußern. Was Comte anbetrifft, über dessen Philosophie der große russische Schriftsteller sich so abfällig äußert, so spricht dieser ihr eigenstes Ergebnis aus, wenn er sagt (Über das Leben, S. 261): „Die Bedeutung des Lebens ist in dem Bewußtsein des Menschen offenbar als das Streben nach dem Wohle. Die Erklärung dieses Wohles, die immer genauere Bestimmung desselben bildet den Hauptzweck und die Hauptarbeit des Lebens der ganzen Menschheit.“

Sollte ich Graf Leo Tolstoy an manchen Stellen mißverstanden haben, so würde er mich durch Berichtigung meines Irrtums zu großem Danke verpflichten.

## Einer nach dem Andern.

In Weimar ist der Vorschußverein in Zahlungsschwierigkeiten geraten. Die Zeitungen schreiben von einem ganz außergewöhnlich hohen Defizit: über 4 Millionen Mark! Mag der Fehlbetrag sich belaufen, auf wie viel er wolle, mag er meinetwegen gering sein, das Symptom bleibt dasselbe und die Folgerung, die aus dem Vorkommnis und seinen Begleiterscheinungen gezogen wird, *auch*. Wie es in früheren Fällen des Zusammenbruchs einer eingetragenen Genossenschaft ähnlich geschah, sind auch in Weimar aus der geschäftlichen Nachprüfung zunächst *kriminalrechtliche Ergebnisse* gezogen: vom Vorstande und Aufsichtsrat sind drei Personen in Haft genommen. Die geschäftige Fama ist am Werke, allerlei Unrichtiges neben dem Richtigen zu verbreiten.

Das allgemeine Urteil ist rasch fertig. Es lautet: Vorstand und Aufsichtsrat haben gegen Gesetz und Statuten gehandelt, sonst hätte das nicht geschehen können. Ich behaupte: die Inhaftierten und die Genossenschaft wurden Opfer der *wirtschaftlichen Entwickelung*, die *mächtiger ist als alle guten Vorsätze und der beste Wille*.

Man verschließe sich, weil das Dasein eines Vorschußvereins *mit Statuten- und Gesetzesübertretungen seiner Leiter* endigt, doch nicht gegen die Einsicht, daß der Lebensprozeß heutzutage oft geradezu so endigen muß.

Der Raum dieser Zeitschrift ist zu beengt, als daß es gestattet wäre, gewonnene Erfahrungssätze anders als in Umrissen zu geben.

Wer tritt den Vorschußvereinen bei?

Nur wer *Kredit* sucht.

Ja, ich behaupte noch mehr: wer ihn anderweit *nicht mehr*, oder doch nur *sehr erschwert* findet.

Der Regel nach ist seit langen Jahren mit dem *Eintrittsgesuch* das *Darlehnsgesuch* verbunden.

Das Darlehn von beispielsweise 300 Mark, das ein Gewerbetreibender erhält, — unter Bürgschaft —, ist meist zur Regulierung bereits bestehender Verbindlichkeiten bestimmt, d. h. das Geld, das der Kreditbedürftige erhält, ist in Wirklichkeit schon verausgabt.

Das Darlehn dient gewöhnlich nur zur Deckung der *drängendsten Schulden* — die *langmütigen* Gläubiger kleinerer Beträge werden vorläufig auf ein weiteres Vierteljahr, ein Halbjahr u. s. w. vertröstet.

Inzwischen rückt die Fälligkeit des Vorschusses von 300 Mark heran. Wo wäre ein Gewerbetreibender imstande, in drei Monaten — das ist die übliche Frist für Vorschüsse — so viel zu verdienen, daß er an eine Abstoßung im Ernste denken könnte? Sind doch zu den vor 3 Monaten vorhandenen neue Engagements hinzugetreten.

Der Vorschußverein „prolongiert“. Er prolongiert um so lieber, als man doch den Bürgen nicht in Verlegenheit bringen mag, und muß prolongieren, weil ihm der Schuldner entgegenhält, daß der Vorschußverein doch seine Bestimmung darin habe, durch Kredit „Hülfe“ zu bringen. Der Vorschußverein soll doch niemand „ruinieren“, also muß er „prolongieren“; nach einem weiteren Vierteljahre werde die Zurückzahlung möglich sein.

Das gleiche Spiel wiederholt sich nach Ablauf des zweiten Vierteljahres, und so fort.

Der Schuldner überlegt sich, daß es doch richtiger sei, auch die anderen drückenden Verpflichtungen zu „konsolidieren“. Er sucht um ein zweites Darlehn, nötigenfalls mit einem *anderen* Bürgen, nach. Bürgen finden sich. Denn geteiltes Leid halbes Leid.

Man geht jemand um Bürgschaft an, von dem man weiß, daß er mit dem Anliegen einer gleichen Gefälligkeit kommen möchte. Man leistet ihm die Gefälligkeit, indem man sich für ein *ihm* benötigtes Darlehn verbürgt.

Daher die Wahrnehmung, daß sich Personen, die sämtlich kreditbedürftig sind, gegenseitig einen Kredit stützen, der eigentlich Keinem von ihnen gewährt werden könnte.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Kreditbedürftigen haben sich nach und nach verschlechtert. Sind sie im Besitz irgend eines Immobile, so hilft vorübergehend Verpfändung mittels Kautionshypotheken.

Der Androhung des Vorschußvereins, zur Realisierung der Forderungen zu schreiten, wird mit Vertröstungen und schließlich mit der Gegendrohung widerstanden, daß, wenn der Verein es zum Äußersten treibe, er nur selbst den Schaden haben werde denn er werde bei ungünstigem Verkauf nicht zu seiner Forderung gelangen. Die Erfahrung bestätigt das: um nicht Ausfälle zu erleiden, werden Vorschußvereine Haus- und sogar Rittergutsbesitzer!

Sie legen auf diese Weise ihre Mittel fest und sind über Nacht in die Beanspruchung von Bankkredit gedrängt.

Die Beschaffung der Geldmittel wird durch Diskontieren von Wechseln ermöglicht. Die ausgegebenen Wechsel werden am Verfalltage durch neue ersetzt. Am Ende laufen für Millionen Mark Wechsel, und der Verein summiert seine Aktiva aus Wechseln, von denen in Wahrheit nur wenige sicher in Geld gegen Schuldner und Bürgen umzusetzen sind. Fast kein Verein bleibt vor einem industriellen Etablissement größeren Umfangs bewahrt. Ein Verein beglückwünscht sich, daß der Fabrikant so und so, der Großhändler so und so beitritt. Selbstverständlich wollen diese auch den ihrer wirtschaftlich ausgedehnten Stellung entsprechenden ausgedehnten Kredit haben. Wie bei kleineren Gewerbetreibenden wird auch bei ihnen mit der steigenden Kreditbedürftigkeit die Kreditfähigkeit immer höher eingeschätzt, statt daß es umgekehrt sein sollte.

*Die ratio legis ist längst mißachtet, ohne daß es den Leitern der Genossenschaft zum Bewußtsein gekommen wäre.* Denn das ist klar: der Vorstand *wollte* nicht im Entferntesten, daß der Verein in Kalamität kommen sollte — er ist aber plötzlich doch drin, aus Unkenntnis unserer wirtschaftlichen Gesetze, die den Satz rechtfertigen, daß, wer erst einmal *kreditbedürftig* geworden ist, der Regel nach bald auch *kreditunwürdig*, *kreditunfähig* erscheint. Wer möchte gern die Zahlungsunfähigkeit einer von ihm geleiteten Genossenschaft verkünden! Man hofft die Schwierigkeiten zu überwinden, und was man *wünscht*, *glaubt* man so leicht. Es kommen die Geschäfte, die Rettung bringen sollen, wenn sie auch gegen das Gesetz und gegen die Statuten sind. Man baut Hoffnung auf Hoffnung, Fehlschlag auf

Fehlschlag. Eines Tages wird seitens einer großen Bank die Diskontierung der Wechsel höflich abgelehnt, und das Unheil, das jahrelang im Geheimen schlich, ist plötzlich offenbar. —

So geht's zu, nicht anders.

Es ist gar leicht, hinterdrein den kritischen Büchersachverständigen zu spielen und vorwurfsvoll zu sagen: „Hier hätte sollen gar kein Darlehn gewährt, dort hätte es bei Zeiten zurückgefordert werden müssen.“ Hand aufs Herz! Alle Genossen wollten doch den Verein nur zum langen Kreditgeben ausnutzen, und einer wie der andre sagte, wenn er zurückzahlen sollte, jetzt sei es nicht die rechte „Zeit.“

Alle Genossen wollten ja den einen Effekt erzielen: wirtschaften und erwerben, als ob sie Kapital wirklich besäßen, während sie mit Mühe und Not den äußeren Schein durch Zahlung der Wechselzinsen und Prolongationskosten aufrecht zu erhalten vermochten, die Zinsen wohl nur mit neuen Anleihen deckten.

Die Genossenschaft verfügte über Millionen Mark Wechselforderungen an die Genossen, und in Wirklichkeit war bei der größeren Zahl der Genossen das ihnen dar hinaus gegebene, erst durch Diskontieren der Wechsel gelöste Geld längst unter den Fingern zerronnen.

Die Schuld, der Vorwurf trifft — ich betone das — die Gesetze, unter denen unsre wirtschaftliche Entwickelung steht, nicht die Personen, auch nicht das Rechtsinstitut der eingetragenen Genossenschaften als solches.

Im Willen des Begründers lag es nicht, in den Genossenschaften mit unbeschränkter Haftpflicht die Kreditbedürftigen gleich auf einen Haufen zu sammeln und zu Hunderten fallit zu machen. Daß dies aber so ist und weiter so sein wird, diese bittere Wahrheit muß mit aller Deutlichkeit ausgesprochen werden. Die Vorschußvereine täuschen sich und ihre Mitglieder über die wahre wirtschaftliche Lage hinweg — unwillentlich und unwissentlich. Sie können keine Besserung in die Verhältnisse der Gewerbetreibenden u. s. w., bringen, wenn sie auch geeignet sein mögen, den Kampf der Kreditbedürftigen um die Existenz etwas zu prolangieren wie sie eben die Wechsel prolongieren.

Ob sich weitere Kreise eine Lehre nehmen werden? Schwerlich! Man beruhigt sich mit dem Worte: „Mißwirtschaft!“

Allein die Mißwirtschaft kann und kommt nicht „von ungefähr,“ und sie kommen Alle „dran,“ die Handwerker, die Krämer, die Kleinkaufleute, die Gewerbetreibenden, immer einer nach dem andern, auch die Vorschußvereine, — wenn sie nicht bei Zeiten Liquidation vorziehen, — auch immer einer nach dem andern.

Jena, 6. Februar 1894. Ernst Harmening.

## Glück.

Von R. Bernstein.

Es eilen die Menschen — sie hasten und rennen
Und wollen es haschen, das gleißende Glück.
Schon scheint nur ein Schritt sie vom Ziele zu trennen,
Da flieht es und läßt die Enttäuschten zurück.
Darum, o Ihr Menschen, lernt still Euch bescheiden:
Im eigenen Herzen blühet das Glück.
Es heißt: nicht den Reichtum des Andern beneiden,
Zufriedenheit, heißt es, mit eignem Geschick.

## Vermischtes.

Frauen als Wähler. Die „Vossische Zeitung“ vom 6. d. M. berichtet: In Neuseeland sind die im Dezember vorgenommenen, mit allgemeiner Spannung erwarteten Wahlen, bei denen zum erstenmale die Frauen beteiligt waren, zu Gunsten der freisinnigen Regierung ausgefallen, auch von den gewählten vier Maoris gehört nur einer der Opposition an —; dieses Ergebnis wird dazu beitragen, dieses blühende Staatswesen auf dem betretenen Wege zu erhalten und seine außerordentlich reichen Hilfsquellen weiter zu erschließen: Äußere Feinde brauchen wir nicht zu fürchten, unsere Militärlast drückt uns nicht, und so dürfen wir denn hoffen, daß sich unser Erdteil bald von den schweren Schlägen des vergangenen Jahres erholen wird.

Frauen im Universitäts-Examen. Der New-Yorker Wochenschrift "The Nation" (vom 25. Januar c.) entnehmen wir folgende Mitteilung:

Am „Promotions-Tage“ 1893 an der Universität London waren von den 22 Personen, welche den Grad eines Magister artium (unserem „Doktor der Philosophie“ entsprechend) erhielten, 6 Frauen; von 50 Baccalaurei medicinae waren 6 Frauen; von 80 Baccalaurei scientiarum, (in den Naturwissenschaften Graduierten) waren 12 Frauen; 3 Frauen wurden Doktor der Medizin. Eine genauere Untersuchung der Examinations-Listen zeigt, daß in der philosophischen („Art“), der naturwissenschaftlichen und der juristischen Fakultät die Frauen, obwohl sie nur gegen ein Fünftel der Graduierten ausmachten, in der Hälfte aller Fächer den besten Grad erhielten, — ein Resultat, das für die Frauen also viermal günstiger als für die Männer ist. Die Frauen waren in Psychologie und Ethik, Botanik, Physiologie, Französisch, Deutsch und Englisch die Ersten; während die Männer in den alten Sprachen, Mathematik, Chemie, Experimental-Physik, physischer Geographie und im gemeinen Recht den ersten Rang behaupteten. Das Examen in der Theorie und Geschichte der Pädagogik haben 9 Frauen und kein Mann bestanden, „was, wie wir hoffen, mehr auf eine zunehmende Nachfrage nach gebildeten Lehrerinnen als auf eine geistige Inferiorität des männlichen Geschlechtes hinweist.“

Über das Frauenstudium sagte am 6. d. M. der Abgeordnete Prinz zu Carolath im Deutschen Reichstage: „In den Vereinigten Staaten fungieren bereits über 3000 Frauen als Ärzte; in England sind 150 high schools derselben Art, wie in Berlin sich erst ein schwacher Anfang zu einer einzigen findet. Im übrigen ist dort den Frauen der Zutritt zu sämtlichen Universitäten gestattet. Auch in Frankreich*) ist die Notwendigkeit der Lösung dieser Frage anerkannt. In Italien hat Bonghi kurz vor seinem Sturze die Universitäten den Frauen geöffnet, und in Rußland ist dies bezüglich der Universitäten zu Petersburg, Moskau, Kiew und Kasan geschehen. Selbst der Sultan hat neuerlich eine ähnliche Verfügung erlassen.“

Über den Religionsunterricht der Dissidentenkinder hat in Bezug auf den Erlaß des früheren preußischen Kultusministers v. Zedlitz nach einer Mitteilung des „Vorwärts“ das Landgericht zu Halle a. S. ein Urteil von prinzipieller Bedeutung gefällt. Der Angeklagte war durch Urteil des Schöffengerichts wegen mehrfacher Schulversäumnisse seiner beiden Kinder zu Geld- oder Haftstrafen verurteilt worden. Gegen dieses Urteil legte er Berufung ein. Durch das Ergebnis der Hauptverhandlung vor dem Berufungsgericht ist folgender Sachverhalt erwiesen: Angeklagter ist mit seiner Ehefrau aus der evangelischen Landeskirche ausgeschieden. Seine beiden nicht getauften Kinder Luise und Karl besuchen die evangelische Volksschule in Halle. Auf eine vom Angeklagten an den Magistrat zu Halle a. S.

*) Unlängst hat in der Sorbonne eine Dame den Doktorhut erhalten (Anm. d. Red.)

gerichtete Eingabe war seine Tochter von der Teilnahme an dem evangelischen Religionsunterricht entbunden worden. Für seinen Sohn hat der Angeklagte eine gleiche Entbindung bei dem Magistrat nicht nachgesucht; er hat sich damit begnügt, dem Schuldirektor die Anzeige zu machen, daß er auch seinen Sohn nicht in die Religionsstunde schicken werde. Der Schuldirektor hat die Nichtteilnahme zunächst stillschweigend geduldet. Im Sommer 1892 wurde der Dispens für Luise B. vom Magistrat zurückgezogen, und nunmehr wurde der Angeklagte vom Schuldirektor aufgefordert, seine beiden Kinder an dem Religionsunterrichte der Volksschule teilnehmen zu lassen. Dieser Aufforderung folgte der Angeklagte nicht; es wurden daher auf eine Anzeige des Schuldirektors hin die erwähnten Strafen gegen ihn verhängt. Das Berufungsgericht war der Ansicht, daß schulpflichtige Kinder zur Teilnahme an dem Religionsunterricht in einer Konfession, welcher sie bezw. ihre Eltern nicht angehören, nicht angehalten werden dürfen. Der Erlaß des Kultusministers v. Zedlitz, wonach für Dissidentenkinder, die dem Religionsunterrichte in der Volksschule nicht beiwohnen, ein ausreichender Ersatz für diesen Unterricht nachzuweisen ist, enthalte eine unzulässige Beschränkung der durch § 11 II. 12 des allgemeinen Landrechts gesetzlich begründeten Rechte in Hinsicht der Dissidenten und sei somit — da Gesetze im Verwaltungswege nicht aufgehoben werden können — rechtsungiltig. — Hiernach habe nicht thatsächlich festgestellt werden können, daß der Angeklagte B. zu Halle a. S. dadurch, daß er seine Kinder an dem evangelischen Religionsunterricht der Volksschule nicht teilnehmen ließ, dieselben den Schulunterricht habe versäumen lassen. — Der Angeklagte wurde also freigesprochen. Die Kosten des Verfahrens wurden der Staatskasse auferlegt.

---

## Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

### Abteilung Berlin.

Am 29. Januar cr. hielt Herr Privatdozent Dr. Jastrow einen Vortrag über

### Sozialismus und Liberalismus.

Herr Geheimrat Foerster machte, bevor er dem Redner das Wort erteilte, auf dessen Werk „Sozialliberal“ aufmerksam, welches neben der vielbesprochenen politischen auch eine ethische Bedeutung habe.

Dr. Jastrow führte Folgendes aus: Der Aufschwung des 19. Jahrhunderts gegenüber dem 18. beruhe auf der gesteigerten freien Thätigkeit des Individuums, wie sie der Liberalismus angestrebt und teilweise erreicht habe. Aber seit der Mitte des Jahrhunderts und steigend seit den 60er und 70er Jahren mache sich das Bestreben geltend, die Thätigkeit der menschlichen Gemeinschaften mehr zu betonen. Mit dem Liberalismus sei ein stets wachsender Sozialismus in einen Gegensatz getreten, der zeitweise eine gefahrdrohende Schärfe angenommen habe. Die hier hervortretenden Probleme zu lösen, sei unsere Generation nicht imstande. Desto mehr müsse untersucht werden, wie weit jeder von beiden Teilen, ohne sich selbst untreu zu werden, dem Prinzip des andern Zugeständnisse machen könne. Der Liberalismus, auch seine strengste Schule, die des Laissez faire, habe praktisch stets gewisse Ausnahmen zu Gunsten sozialer Fürsorge zugelassen; Armenpflege, Schule, Sanitätsverwaltung seien Einrichtungen, die der Liberalismus gebilligt, ja mit besonderer Wärme gepflegt habe; daß der Liberalismus auch gegenüber neu auftauchenden Fragen unserer Zeit sich ähnlich verhalten könne, zeigte der Vortragende ausführlich an dem Beispiel des Normalarbeitstages. Theoretisch müsse der Liberalismus endlich damit rechnen, daß der Mensch eben nicht bloß Einzelwesen ist, sondern gleichzeitig auch Bestandteil großer Gemeinschaften, Sozialwesen; der Liberalismus müsse ebenso wie alle anderen Parteien die Methode der neueren Sozialwissenschaft anerkennen und anwenden. Schließlich aber möge der Liberalismus, wenn er liberal bleiben wolle, sich auch seinem Gegner gegenüber liberal zeigen. Die fürchterlichste Schärfe des Gegensatzes, die Verfolgung unter dem Sozialistengesetz, sei gerade dadurch herbeigeführt worden, daß ein Teil der Liberalen alle Grundsätze des Liberalismus dem Gegner gegenüber außer Augen gesetzt habe. Die Freiheit haben sie nur durch das Mittel des Zwanges verteidigen zu können geglaubt. Ein so sittliches Buch wie Bebel's „Frau“ ist verboten worden, während man so unsittliche Schriften wie die Nietzsche's in Aller Händen läßt. — Ebenso müsse der Sozialismus bedenken, daß er sein Prinzip nur durch Zulassung von Ausnahmen lebensfähig erhalte. Wenn die heutige Sozialdemokratie die Folge habe, daß die Arbeiter die Pflicht individueller Fürsorge leichter nehmen, das Sparen unterlassen oder gar bespötteln, daß sie die Jugend im Vertrauen auf Staatshilfe als einziges Rettungsmittel zur Sorglosigkeit erziehe, so lade die Partei damit eine Verantwortung auf sich, die sie mit keiner Prinzipienfestigkeit entschuldigen können. Theoretisch müsse der Sozialismus, da ja der wissenschaftliche Sieg sozialer Betrachtungsweise entschieden sei, das Berechtigte der älteren Methode nicht einfach beiseite schieben, sondern sich damit wissenschaftlich auseinandersetzen; mit der sog. materialistischen Geschichtsauffassung werde in der Sozialdemokratie ein Kultus getrieben, der vor der Wissenschaft nicht standhalten könne. Endlich aber möge auch der Sozialismus sein eigenes Prinzip auf sein Verhalten zu den Gegnern anwenden; eine Staatsauffassung, die sich rühme, „sozial“ zu sein, müsse allen in der Gesellschaft vorhandenen Anschauungen Raum zu gewähren verstehen. — Gänzlich unabhängig von der Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer Versöhnung entgegengesetzter Prinzipien bestehe für beide Teile die ethische Pflicht, auch mitten im Kampfe sich dessen bewußt zu werden, was den streitenden Teilen gemeinsam ist oder gemeinsam werden kann.

Lebhafter Beifall folgte den interessanten Ausführungen des Redners.

An der folgenden Diskussion beteiligte sich eine große Anzahl der Zuhörer. Zunächst ergriff

Herr Tamaschke das Wort und legte gegen die moralische Verurteilung der Werke Nietzsches seitens des Vorredners Protest ein. Er könne, so fuhr er weiter fort, der gehörten Rede überhaupt nicht in dem Grade zustimmen, wie es geschehen sei. Die Zeit sei da, in der wir selbst wirken müßten, nicht thatlos auf das warten, was von außen kommen könne. Die Worte des Vorredners könnten leicht eine lähmende Wirkung haben. Der Zuhörer könne mit dem Gedanken nach Hause gehen: jene Weltanschauung ist schön und diese ist schön, was sollen wir uns noch anstrengen?

Die Herren Herzberg und Woltmann waren im Ganzen derselben Ansicht; es gelte entschieden Stellung zu nehmen, dazu zwänge jeden Denkenden die Not der Zeit, die physische und moralische Degeneration unserer Gesellschaft.

Herr Fränkel aus Weimar bat um das Wort, obwohl er nur Gast in der Gesellschaft sei. Er gehöre, so sagte er ungefähr, jener hier gering geachteten politischen Richtung an und fühle sich sehr wohl dabei. Das Behagen, mit dem er sich in der heutigen Welt bewege, sei durch all das, was man hier als so fürchterlich darstelle, noch niemals gestört worden. Der Kampf ums Dasein zwischen Arm und Reich habe überall und zu allen Zeiten getobt, und Bewegungen, wie heute, die ihn glaubten aufheben zu können, seien schon alle einmal dagewesen. Der gesunde Menschenverstand müsse gegen solche Strömungen zu Worte kommen. Was den von dem Redner hervorgehobenen ethischen Wert der „Frau“ von Bebel betrafe, so habe er das Buch dreimal gelesen, ohne eine Spur von Ethik darin zu finden. Wie es um die Ethik jener Herren überhaupt bestellt sei, zeige die marktschreierische Reklame, mit der sie das Jahr 1898 als den Zeitpunkt bezeichnet hätten, wo das Zukunftsreich beginnen solle. Unter lebhaften Zeichen der Mißbilligung schloß der Redner.

Geheimrat Foerster erklärte, der Vorredner habe von seinem „gesunden Menschenverstande“, den er hier zu vertreten nötig fand, recht ausgiebigen Gebrauch gemacht. Was die Ansicht betreffe, daß es immer so gewesen sei und deshalb immer so bleiben müsse, so könne er nur sagen, daß sie auf äußerst geringem historischem Sinn beruhe. In Bezug auf die Ausführungen des Herrn Dr. Jastrow habe er noch einiges geltend zu machen. Die aufwachsende Generation in den Arbeiterkreisen schiene ihm nicht zu Befürchtungen Anlaß zu geben, es träten ethische Elemente von hoher Bedeutung in ihnen hervor. Was jetzt schon in Arbeiterkreisen lebe, gäbe die Hoffnung auf die schönsten Entwickelungen.

Herr Woltmann leitete einige längere Ausführungen mit der Bemerkung ein, er habe sich gefreut, in Herrn Fränkel einmal einen unverfälschten Manchestermann kennen gelernt zu haben. Verschiedene Herren beteiligten sich noch an der Diskussion, die durch eine kurze Schlußbemerkung von seiten Dr. Jastrows beschlossen wurde.

---

## Briefkasten.

Herr Prof. Dr. Ludwig Büchner in Darmstadt macht uns in Bezug auf Graf Bernstorff's Bemerkung über die zehn Gebote in dem Artikel „Christliche Moral“ in Nr. 5 d. Bl. darauf aufmerksam, daß dieselben sich bereits auf einem 4588 Jahre alten, von Brugsch aufgefundenen ägyptischen Grabstein vorgefunden haben. Vgl. Prof. Büchner's Schrift über den Menschen, 3. Aufl. S. CLXII, Note 139.

### Druckfehlerberichtigung.

In voriger Nummer muß es in dem Artikel „Philosophie als Kunst“ S. 41 2. Sp. Z. 20 v. o. statt „Aufgaben“ Aufheben heißen und ist S. 43. 1. Sp. Z. 13 v. o. das Wort „angeführt“ zu streichen, und in der Besprechung von Schreiner's „Träumen“ ist S. 46 2. Sp. Z. 10 v. u. statt „Verbindlichkeit“ Vorbildlichkeit zu lesen.

---

# Anzeigen.



Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12

Erscheint
jeden Sonnabend.
Preis viertelj. 1,60 M.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Postanstalten.
Post-Zeitungsliste
Nr. 2092.

# Ethische Kultur

Inserate:
Die viergespaltene
Petitzeile 40 Pf.
Annahme in allen
Annoncenbureaux
und in der
Expedition SW.,
Zimmerstraße 94.

## Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Herausgegeben von
**Dr. Georg von Gizycki,**
Professor der Ethik an der Universität zu Berlin.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

| II. Jahrgang. | Berlin, den 24. Februar 1894. | Nr. 8. |
| --- | --- | --- |





### Ein berühmter Freidenker,

den wir kürzlich um einen Beitrag für unser Blatt gebeten hatten, lehnte unsere Aufforderung aus dem Grunde ab, weil wir einen Artikel wie den über „*Christliche Moral*“ in Nr. 5 gebracht hätten. Der Herr ist freilich kein Mitglied der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, welche, nach § 1 ihrer Satzungen, *Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und gegenseitige Achtung* pflegen will, — sonst könnte man ihn an § 5 jener Satzungen erinnern, welche von den Mitgliedern jener Gesellschaft eine dem § 1 entsprechende Lebensführung fordert. Denn ein Verhalten wie das jenes Freidenkers scheint uns diesen Kardinalpflichten zu widerstreiten. Gläubige Christen sagen oft: wenn die Freidenker die Macht dazu hätten, so würden sie ihre Meinungen ebenso tyrannisch zur Geltung zu bringen suchen, wie dies den Orthodoxen nicht selten vorzuwerfen war; die Unduldsamkeit von Antipfaffen sei nicht besser als die von Pfaffen. Daß es Freidenker giebt, auf welche diese Kennzeichnung paßt, zeigt der vorliegende Fall.

Die Redaktion einer Zeitschrift für ethische Kultur beginnt die Veröffentlichung einer Reihe von Artikeln, in welchen Vertreter der verschiedenen Auffassungsweisen des sittlichen Lebens ihre Ansichten darlegen. Wem an Licht in moralischen Dingen gelegen ist, den wird eine solche *ethische Konferenz* interessieren, wie er überhaupt gern andere Ansichten hören wird. Wir haben gar sehr einen Ort nötig, wo die Erkenntnis des Guten und Bösen durch gemeinsame Arbeit von Personen aller Richtungen und Verhältnisse gefördert wird; ist doch unsere Zeit eine solche, wo es oft schwerer ist, was gut ist zu erkennen, als das erkannte Gute zu thun. Indem wir nun unsern Lesern die verschiedenen Lebensanschauungen vorführen, können sie selbst prüfen und das Gute behalten.

Da die große Mehrzahl des deutschen Volkes die christliche Taufe empfangen hat, so erschien es angemessen, mit der Darlegung der christlichen *Moral* den Anfang zu machen; und die Redaktion, welche sich bemühte, jede Anschauungsweise durch die ausgezeichnetsten Repräsentanten vertreten zu lassen, bat einen von Allen, die ihn kennen, verehrten praktischen Christen, für ihr Blatt einen Artikel über jenes Thema zu schreiben. Der Christ nahm keinen Anstoß daran, eine Zeitschrift, an welcher Männer und Frauen der verschiedensten religiösen, philosophischen und politischen Richtungen arbeiten, den gewünschten Aufsatz zu liefern. Jener Freidenker aber versagte allein aus dem Grunde, weil in dem Blatte der orthodoxe Christenglaube zum Worte kam, seine Mitwirkung.

Ist dies nicht ein Verstoß gegen die *ethische Kultur*? Entspricht es der *Wahrhaftigkeit*, den Gegner der eigenen Meinung nicht einmal anhören lassen zu wollen? Wer von der Wahrheit und Tüchtigkeit seiner Sache überzeugt ist, muß der nicht gewiß sein, daß sie allen Geisteskampf siegreich bestehen wird? Und wird, wer die *Wahrheit* liebt und nicht in seine *Meinungen* verliebt ist, nicht gern alle Ansichten aufgeben, gegen welche zureichende Gründe geltend gemacht werden? Entspricht ein Verfahren wie das jenes Freidenkers, der, weil in einem Blatte ein Christ geredet hat, nicht in demselben sprechen will, der *Gerechtigkeit*, der *Menschlichkeit und gegenseitigen Achtung*? — Der Herausgeber dieses Blattes ist auch ein Freidenker; aber er muß gestehen, einem Christen mit dem menschenfreundlichen Herzen jenes Autors fühlt er sich näher stehen, als einen unduldsamen Freidenker. —

Das Verfahren der Redaktion dieses Blattes ist zuweilen auch von befreundeter Seite, wie uns scheint, nicht ganz richtig beurteilt worden. So schrieb uns ein ausgezeichneter Mann: „Das litterarische Ideal, von welchem Sie in der Redaktion geleitet werden, und die Bedürfnisse eines vielleicht nicht unbeträchtlichen Teiles der Leser decken sich nicht ganz, wenn ich nach den mancherlei mir zugehenden Äußerungen urteilen darf. Sie wünschen in dem Blatte ein Bild der gesamten Gegensätze zu bieten, welche sich auf ethischem Gebiete gegenüberstehen, und den Leser anzuleiten, sich selber durchzufinden; die Mehrzahl der Menschen will in eine bestimmte Richtung gewiesen sein und hält sich gerade so ein Blatt nur, um aus den Widersprüchen herauszukommen. Viele Menschen können gar nicht begreifen, wie man in einem Blatte etwas nur dazu abdruckt, um es zu widerlegen. . . . Das Blatt ganz einheitlich zu gestalten, würde vielleicht unüberwindliche Schwierigkeiten bereiten. Aber wenn es gelänge, wäre die Wirkung des Blattes für unsere Sache wohl noch größer. Vielleicht wäre dies wenigstens als Ziel im Auge zu behalten.“

Die Redaktion glaubt doch, daß sie ihrem Blatte eine gewisse *Einheitlichkeit* gewahrt hat: es ist die, welche eine Folge des Maßes von Licht und Wärme ist, welches, bei Festhaltung ihres Prinzips der *unbedingten Toleranz*, zu verbreiten ihr gelungen ist. Wie die Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur *alle Diejenigen* vereinigen möchte, welche nach Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit, Menschlichkeit und gegenseitiger Achtung streben und an eine, den Menschen der verschiedensten religiösen, philosophischen und politischen Standpunkte *gemeinsame sittliche Menschennatur* glauben, so möchte dieses Blatt etwas Entsprechendes auf litterarischem Gebiete erzielen, — wobei nur noch, wie selbstverständlich ist,

die schriftstellerische Befähigung in Frage kommt. **Selbstdenkende und wohlmeinende Leser** setzen wir allerdings voraus. Wenn uns das Mißverständnis begegnet, es spräche in unserem Blatte jeder Artikel die Ansichten der Redaktion aus, so glauben wir keine Schuld daran zu tragen, ebensowenig wie etwa an der Meinung, wir wollten die „Lebensbilder“ — welche das Leben und Sinnen verschiedener Volkskreise vorführen — als Ideale menschlicher Vollkommenheit hinstellen. Wer uns nicht nach dem Eindruck dieses oder jenes einzelnen Artikels, dieser oder jener einzelnen Nummer, sondern nach dem Gesamteindrucke aller beurteilt, der wird uns vielleicht die Anerkennung zu teil werden lassen, daß wir dem Programm, mit dem wir vor die Öffentlichkeit getreten sind, getreu geblieben sind.

Die Redaktion der „Ethischen Kultur“.

## Philosophie als Kunst.

Von Professor Harald Höffding in Kopenhagen.

(Schluß.)

Bisher haben wir die philosophische Kunst nur in ihrem Verhältnis zu den Ideen, zu den letzten Hypothesen des Denkens betrachtet. Die Notwendigkeit dieser Kunst zeigt sich aber noch klarer, wenn es sich um die **praktische Lebensführung** handelt. Wir reden dann nicht mehr von der theoretischen Philosophie, von dem Versuche, eine Weltanschauung zu entwickeln, sondern von der Philosophie als **Ethik**. Auch hier zeigt es sich, daß es eine künstlerische Abschließung und Durchführung giebt, welche durch die Theorie nicht direkt bestimmt werden kann. Die philosophische Ethik kann nur die allgemeinen Prinzipien geben; die praktische Anwendung im einzelnen Falle unter den ganz konkreten Verhältnissen kann nicht direkt von ihr erschlossen werden. Und auch hier wird es sich als die große Kunst zeigen, die Gegensätze zu vereinigen. In dem persönlichen Verhältnisse zu den Resultaten der Erkenntnis galt es, die Heiterkeit des Glaubens mit immer fortgesetztem Suchen, den Blick auf das Große mit dem Sinne für die kleinen Bedingungen zu vereinigen. In der praktischen Lebensführung handelt es sich um die Vereinigung von Gegensätzen, wie Erinnerung und Hoffnung, Aufgehen in dem Augenblick und Streben nach umfassenden Zwecken, Behauptung der eigenen Individualität und Hingebung an etwas weit Umfassenderes, unwillkürlicher Entfaltung des Lebens und willkürlichem Eingreifen. Noch andere Gegensätze würden hier zu nennen sein; aber ich beschränke mich darauf, ein paar der schon genannten etwas näher zu beleuchten.

Wenn die Lebensführung nicht mehr durch Überlieferung und Autorität, sondern durch freies Erkennen bestimmt werden soll, so liegt die Gefahr nahe, daß **das Unwillkürliche und Unmittelbare** zurückgedrängt wird. Wenn man von der Philosophie als Kunst reden hört, wird man vielleicht sogar geneigt sein, die Aufgabe einer solchen Kunst in der bewußten Regulierung aller Lebensäußerungen zu finden. Wenn das Recht des Gedankens zum bestimmenden Eingreifen in das Leben anerkannt wird, entsteht leicht ein Verdacht oder eine Verachtung gegen das Natürliche, Angewohnte, Überlieferte und Unwillkürliche; vielleicht findet man schon in der bloßen Emanzipation von diesem einen Vorzug und preist die Willkürlichkeit, bloß weil sie etwas Neues giebt und mit dem Gewohnten bricht. Daher werden bewußtes Reflektieren, Raisonnieren und Regulieren leicht eine zu große Rolle spielen; die Frische und die unmittelbare Kraft werden darunter leiden. Die Reaktion, welche nach einer rationalistischen Emanzipationsperiode zu kommen pflegt, findet vielleicht ihre beste Stütze in dem verletzten Drange, sich dem Unwillkürlichen hinzugeben und nicht alles durch klar bewußte Vorstellungen zu bestimmen. Die ersten Wirkungen des Christentums in der europäischen Welt beruhten zum nicht geringen Teil darauf, daß es diesem Drange entgegen kam. Die stoische Lehre, welche die tiefste Lebensphilosophie jener Zeit war, litt unter der Einseitigkeit, welches in dem Verdachte gegen die unwillkürlichen Regungen des Gemütes besteht. Der Stoiker wollte vor allem ein vernünftiges inneres Gleichgewicht sich erhalten; er wollte sich den Stimmungen und Affekten nicht hingeben. Er opferte die Fülle und die Tiefe, um die bewußte Macht über sich selbst nicht zu verlieren. Seine Maxime war: sich nicht zu wundern, in seinem Innersten nicht zu seufzen, nicht überschwänglich zu jauchzen. Das Christentum dagegen gab durch seine Grundgedanken und durch seinen Kultus Gelegenheit dazu, die stärksten Gemütsbewegungen zu durchleben, die einander am meisten entgegengesetzten Gefühle zu erfahren und dadurch gleichsam Alles zu ermessen, was das Leben an Licht und Dunkel enthält. Es war die berechtigte Reaktion des Unwillkürlichen gegen das Willkürliche. Und doch war die stoische Lehre von der leitenden Macht des Gedankens nicht unrichtig. Aber das Verhältnis ist verwickelter, als der Stoiker meinte. Der Gedanke ist das Ruder; aber Wind und Wogen müssen das Schiff vorwärts führen. Auch hier besteht die Kunst darin, sich so durch die Gegensätze zu bewegen, daß beide Momente zu ihrem Rechte kommen. Auf dem Wechselspiel des Unwillkürlichen und des Willkürlichen beruht die Klarheit, die Gesundheit und die Tiefe des Lebens. In neuerer Zeit bezeichnet das Auftreten Rousseau's auch eine Reaktion des Unwillkürlichen gegen das bewußte Regulieren, welches die erste Periode des modernen Rationalismus in ein System gebracht hatte. Er entdeckte eine neue Welt, die Welt des Herzens, des unmittelbaren Gefühls, der unwillkürlichen Instinkte, im Gegensatz zur Verstandeskultur und zur äußeren, mechanischen Bildung. Wenn er für die Natur gegen die Kultur kämpfte, wollte er das Unmittelbare, Unbewußte, Ursprüngliche und Einfache dem bewußt Ausgeformten und Artikulierten gegenüber wieder zur Ehre bringen. Es war wie eine neue Quelle, welche in der Wüste hervorsprang; eine neue Wertschätzung des Lebens wurde eingeleitet, und die Woge, welche er im menschlichen Geistesleben hervorrief, setzte sich durch die romantische Bewegung, deren Vorläufer er war, bis in unsere Tage fort. In charakteristischer Weise tritt die Rousseau'sche Lebensphilosophie in der Forderung hervor, die Erziehung solle **negativ** sein, das heißt, sie solle im wesentlichen darin bestehen, die Hindernisse und die Auswüchse zu entfernen, damit das Leben sich unwillkürlich frei entfalten könne. Nur durch ein solches behutsames und indirektes Verfahren könne man, behauptete er, die Natur des Kindes kennen lernen und sich davor bewahren, diese Natur durch ein Eingreifen nach vorausgefaßten Ideen zu schädigen. Das willkürliche Eingreifen wird ja immer von solchen vorausgefaßten Ideen geleitet, und die schwierige Kunst besteht darin, von den Ideen, welche aus den Erfahrungen der Vorzeit entspringen, den nötigen Gebrauch zu machen ohne Kränkung oder Beeinträchtigung desjenigen, was unbewußt im Verborgenen hervorgesprossen ist und sich zu entfalten begonnen hat. Dies ist die Kunst der Erziehung, auch der Selbsterziehung. Und wir haben ja alle ein Gotteskind zu erziehen.

Ein anderes Verhältnis, in welchem die allgemeinen theoretischen Formeln der Ethik auch nicht hinlänglich sind, so daß es Aufgabe der persönlichen Kunst wird, die Gegensätze zu verbinden, ist das Verhältnis zwischen **Selbstbehauptung und Hingebung**. Von vielen Seiten hört man jetzt das Schlagwort von der rücksichtslosen Behauptung der Individualität als dem allein Nötigen. Die Humanität, sagt sogar Lagarde, soll der Individualität weichen. Aber mit gleich großer Stärke regt sich im Bewußtsein unserer Zeit der sozialistische Gedanke. Für den Einzelnen ist es eine große Kunst, das harmonische, d. h. das nach **seiner** individuellen Natur harmonische Verhältnis zwischen diesen Gegensätzen zu

finden.*) Mit starken Worten das eine oder das andere Glied des Gegensatzes als das allein berechtigte zu proklamieren, ist keine Kunst (obwohl es bisweilen mit großer Darstellungskunst geschehen kann). Eben so wenig ist es Wissenschaft. Es ist höchstens Agitation.

In Henrik Ibsen's „Baumeister Solneß" finden sich interessante Beiträge zur Beleuchtung des Problems. Ich werde mich wohl davor hüten, anzugeben, was mit dem genannten Drama eigentlich gemeint ist; es ist ja nicht sicher, daß es eine eigentliche Tendenz hat. Ich benutze nur einige Charakterzüge der Hauptpersonen. — Bei Solneß zeigt sich eine Neigung zu absoluter Selbstbehauptung, zu einer „Raubvogelmoral", welche den eigenen Trieb zum höchsten Gesetze macht. (Bei dem Ausdruck „Raubvogelmoral" darf nicht vergessen werden, daß die Raubvögel ihre Nester haben, und daß die eine Krähe der andern nicht die Augen aushackt.) Diejenige Selbstbehauptung, welche nur durch die Hingebung und die Aufopferung möglich wird, und die Erweiterung und Vertiefung aller Kräfte des Gemüts, welche nur gewonnen werden können, wenn man nach einem Ziele strebt, das über die eigene Individualität hinaus liegt, — die kennt Solneß nicht. Und doch zeigt es sich, daß, wenn er Andere hemmt und betrügt, um sein Ziel zu erreichen, dies nicht ein Ausdruck der Macht, sondern der Ohnmacht ist. Sobald sich der Jugendmut und die Jugendkraft (in Hilde personifiziert — wenn es nicht eine Versündigung ist, diese schöne Gestalt eine Personifikation zu nennen) wieder bei ihm einstellen, übt er gleich Gerechtigkeit — doch jetzt zu spät. Und so lange die Pläne des Baumeisters die Interessen des menschlichen Lebens umfassen, gelingen sie ihm; aber als er, unzufrieden damit, in die einsamen Regionen hinauf strebt, um Luftschlösser zu bauen, stürzt er zu Boden. Ob es die Meinung Ibsen's ist, daß Solneß mit Recht in seiner rücksichtslosen Selbstbehauptung gehindert wird, ist unmöglich zu sagen, und dies geht uns auch nichts an. Aber mit der schlagenden Kraft, welche eines so großen Psychologen würdig ist, zeigt er, daß die Selbstbehauptung denjenigen gegenüber, welche man nicht kennt, am leichtesten durchzuführen ist. Denn diejenigen, welche wir kennen, und zu welchen wir in ein innerliches Verhältnis kommen, die gehören zu demselben Nest wie wir selbst, und damit wird die vorläufige Grenze der Raubvogelmoral — durch ein Naturgesetz, nicht durch ein „moralisches" Gesetz — gezogen. — Frau Solneß ist als Gegenstück konstruiert. Sie geht ganz auf in Erinnerung und Anhänglichkeit an die Vorzeit, in Rücksichten und Pflichten. Vor lauter Pflichten versäumt sie ihre Pflicht. Sie will ihre Kinder stillen, weil es ihre Pflicht sei, obgleich ihre Milch bei ihrem krankhaften Zustande den Kindern schädlich ist. Der Freundlichkeit, welche sie ihrer Umgebung zeigt, reißt sie selbst das Herz aus, indem sie sie ausdrücklich nur als ihre Pflicht übt. Auch in dem wesentlichsten Verhältnis, in welchem sie steht, dem Verhältnis zu ihrem Mann, greift sie vor lauter Pflichten immer fehl. Vielleicht hat Solneß darin Recht, daß ihr Leben gebrochen ist, weil ihr die Kinderpflege, ihr eigentlicher Beruf, nicht beschieden war. Aber die vielen Pflichten machen die Sache wenigstens nicht besser. Besser wäre es, wenn sie sich der großen Pflicht der Selbstbehauptung erinnert und sich zu einer Persönlichkeit, deren Schwung und Wärme sich ihrer Umgebung mitteilen könnten, entwickelt hätte. Statt ihrer kleinen, zerstückelten Dienste und Rücksichten — eigentlich nur Ausdrücke einer winselnden Selbstbehauptung — hätte sie dann das Höchste, eine kraftvoll strebende Persönlichkeit, darbieten können. Wie es jetzt geworden ist, lebt sie in ihrer Heimat als eine geistige Leiche, und ihr droht daher die Gefahr, daß sie aus dem Neste herausgeworfen wird.

Ich entnehme der großen Dichtung nur das, was ich in diesem Zusammenhange gebrauchen kann. Es ist der Vorzug des Dichters, daß er die Probleme des persönlichen Lebens dadurch beleuchtet, daß er uns eine Darstellung giebt, welche alle individuellen Nuancen und alle speziellen Umstände mit berücksichtigt. (Die Größe Ibsen's zeigt sich besonders in Rücksicht auf die individuellen Nuancen, nicht so sehr in dem dramatischen Netze, welches er über seine Personen zusammenziehen will; denn das hat oft große Lücken.) Die philosophierende Betrachtung, welche sich an allgemeine Prinzipien und typische Beispiele halten muß, hat den großen Dichtern, deren Menschenkenntnis sich in individuellen Gestalten ausprägt, viel zu verdanken. Andrerseits aber glaube ich, daß man die Bedeutung solcher Darstellungen überschätzt, wenn man meint, daß der Dichter Probleme behandeln oder sogar lösen könne. Davon ist er eben durch die individuelle Form seiner Darstellung ausgeschlossen. Die Frage, ob das Dargestellte auch auf andre Fälle Anwendung finden kann, bleibt unbeantwortet. Vielleicht war es in Bezug auf die Charaktere oder die Situation eine Ausnahme, oder entgegengesetzte Fälle können dargestellt werden. Die Debatte fängt eigentlich erst nach der einzelnen dichterischen Darstellung an, indem die Frage von dem Verhältnis des Dargestellten zu anderen Möglichkeiten, welche das Leben bringen kann, aufgeworfen wird. Die Sache als mit der individuellen Darstellung erschöpft zu betrachten, wäre ein Dogmatismus, demjenigen, welcher der wissenschaftlichen Behandlung von Lebensfragen oft zu Last gelegt werden kann, entgegengesetzt, aber nicht minder gefährlich. Eben so wenig, wie das Leben in ein abstraktes Prinzip aufgeht, geht es in eine einzelne Konstellation auf. Es muß von beiden Seiten beleuchtet werden. Die Kunst kann eben so wenig die Wissenschaft, wie diese jene überflüssig machen. Selbst wo die Kunst die Wissenschaft ablöst und ergänzt, kann das Band zwischen ihnen nicht zerschnitten werden. Es besteht zwischen den beiden Hauptformen der Geisteswirksamkeit ein Wechselverhältnis, wie zwischen Einatmen und Ausatmen; der eine Prozeß setzt den anderen fort und ist durch ihn bedingt, obgleich sie einander entgegengesetzt sind. Ihre Verbindung ist notwendig, um das Leben frei und gesund zu machen. Diese Verbindung ist schwer zu erreichen; aber Sokrates, der Großmeister der Philosophie als Kunst, hat ja auch gesagt: „Das Schöne ist schwer".

## Empor, o Mensch!

Von Agathe Moyseowicz-Uhtmann in Breslau.

„Ich hab' gelebt!" O Mensch, kannst Du es sagen,
Wenn müd Dein Fuß durch öde Wüsten irrt,
Und wenn an allen Deinen Lebenstagen
Der Sorge Kette Dir am Fuße klirrt?

Wenn seinen Teil vom Glücke dieser Erde
Dein heißes Herz vergeblich stets erfleht?
Wenn auf dem Pfad voll Mühsal und Beschwerde
Nicht eine einz'ge Blüte Dir ersteht?

Wenn Du das Schöne, Wahre, Hohe, Echte
Mit vollem, warmem Sinn erfaßt, begreifst,
Und was die Hand für ewig halten möchte,
Kaum mit dem Saum des dürft'gen Kleides streifst?

Wenn in das ferne Reich der Ideale
Der Geist Dich führet über Zeit und Welt,
Indes die Wirklichkeit, die nackte, kahle,
Dich festen Griffs an tausend Banden hält? —

Was frommte selbst dereinst am späten Ziele
Des Alters Frieden und ein sorglos Jahr?
Erschauernd fühlest Du des Herbstes Kühle,
Grau liegt der Staub des Wegs auf Deinem Haar.

*) Über die individuelle Bedingtheit aller ethischen Forderungen (vergleiche man meine Abhandlung: The law o relativity in Ethics International Journal of Ethics. Vol I) und meine „Ethik" (Deutsche Ausgabe) S. 154 f.

Wer ist es, wer, der dann sich glücklich wähne,
Wenn schon der Arm des Todes ihn umschlingt? —
Empor, o Mensch: das Glück, das ich ersehne,
Dereinst gewiß die Menschheit sich erringt!

---

## Was und wie sollen wir lesen?

### Erfahrungen auf dem Gebiete der häuslichen Lektüre.

Von Dr. Chr. Rnepprecht in München.

Nach vollbrachter anstrengender Berufsarbeit, mag sie geistiger oder körperlicher Natur sein, finden wir neben gesellschaftlicher Unterhaltung im Familien- oder weiteren Kreise und Wanderung in der schönen freien Natur in geeigneter Lektüre das Beste, was uns das Leben an Erholung zu bieten vermag. Erholung ist sie selbst dann, wenn damit wieder eine gewisse Arbeit verbunden ist, indem wir unsere allgemeinen und Fach-Kenntnisse zu erweitern und unsere geistige und sittliche Bildung im ganzen zu heben suchen; wie es bei jedem kräftig fortstrebenden Menschen immer Bedürfnis bleibt. Wählen wir Lektüre, aber auch zur bloßen Unterhaltung oder Zerstreuung, — wird doch durch jedes gute Buch auch unsere Humanität im vollen Sinne des Wortes gefördert.

Wie die zwei obengenannten anderen Erholungsarten jedermann zugänglich sind, so ist auch von dem Genusse des Lesens heutzutage keiner mehr ausgeschlossen; denn lesen kann und muß jeder lernen, und wer sich nicht selbst Bücher kaufen kann, erhält solche, wenigstens in den größeren Orten, fast überall, aus öffentlichen oder privaten Bibliotheken, wenn er sich nur ein bißchen umthut. Daß übrigens neben den wissenschaftlichen Büchersammlungen bei uns die eigentlichen Volksbibliotheken zu diesem Zwecke überall weit mehr gepflegt werden müssen, als es bisher geschehen ist, soll doch auch bei dieser Gelegenheit allen beteiligten Kreisen ans Herz gelegt werden.

Was sollen wir lesen? Daß ich diese mir selbst gestellte Frage nicht eigentlich beantworten werde, sei gleich vorausgeschickt. Hier können und sollen nur allgemeine Anregungen und Anhaltspunkte gegeben werden. Da muß als oberster Grundsatz gelten, daß wir nur gute Bücher lesen, und zwar solche, die für unsere Alters- und Bildungsstufe, für unser Geschlecht, für unsere Interessen überhaupt passen. Wenn wir auch hier das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden wissen, ist es nur unser Vorteil. Während für die Jugend von den Eltern und Lehrern die Wahl getroffen wird, müssen die Erwachsenen selbst das heraussuchen, was ihnen zusagt, oder im Zweifelsfalle erfahrene Leute zu Rate ziehen.

Ihren Zweck kann nur die Lektüre erfüllen, welche auch verstanden wird. Unverstandene befriedigt nicht; unverstandene erzeugt falsche Meinungen — was schlimmer ist, als wenn wir uns bewußt sind, von einer Sache gar keine Kenntnis zu besitzen. Was wir lesen, muß ferner sachlich richtig sein, möglichst auf der Höhe der Zeit stehen. In dieser Hinsicht ist daher ebenso große Vorsicht angezeigt als bezüglich des sittlichen und ästhetischen Gehalts einer Schrift. Und je schwieriger es auf einem Gebiete ist, die geeignete Auswahl und die Darstellungsweise des Stoffes für die zu treffen, welche nicht fachmännisch gebildet sind, desto weniger dürfen wir uns jedem beliebigen sogenannten populären Buche anvertrauen. Denn nur zu häufig schreiben solche Bücher die, welche selbst die Sache nicht vollständig beherrschen. Wo der Gelehrte nicht selten zurückhält, scheuen sich diese nicht, auch Sachen vor dem großen Publikum auszuführen, welche vielleicht wissenschaftlich noch gar nicht feststehen, oder solche Forschungen, die, wenn überhaupt, doch nur bei entsprechender Behandlung, für den großen Leserkreis Nutzen zu stiften imstande sind. Das wirkt leicht aufregend, störend, verwirrend, nicht aufklärend. Vor sittlich schlechten Büchern gar oder derartigen, die es überhaupt einzig und allein auf unsere verschiedenen Schwächen und Leidenschaften abgesehen haben, wollen wir uns selbst und, soweit es in unserer Macht liegt, auch unseren Nächsten feierlich verwahren und in acht nehmen! Wo dieselben nicht direkt schaden, wie es bei unreifen und schwachen Charakteren stets geschieht, lassen sie mindestens eine große Leere und Unruhe zurück. Und wenn wir die auch in dieser Angelegenheit herrschende Mode nicht ganz beiseite lassen, unsere Selbständigkeit soll sie uns doch nicht ganz rauben! Durch das Lesen ungeeigneter Werke wird unendlich großer Schaden angerichtet.

Was sollen wir lesen? Bücher, die uns über das alltägliche Leben mit seinen vielen Schmerzen, Sorgen und Ärgernissen empor zu heben, unseren Gesichtskreis zu erweitern, uns geistig, sittlich und vor allem auch in unserer Berufsthätigkeit zu fördern, rein menschlich wohlthuend zu berühren, zu erfreuen und zu erheitern vermögen. Das vermögen unzählige Werke der Litteratur, die wir im Gegensatze zu der wissenschaftlichen auch die schöne nennen. Doch wollen wir uns dabei nicht so einseitig zeigen, daß wir etwa bloß Romane und Geschichten lesen! Das müßte jedem, der noch einen gesunden Sinn und Geschmack hat, bald widerlich werden. Nehmen wir inzwischen, schon der Abwechslung halber, Lyrisches, Episches, Dramatisches vor!

Allein auch so, bloß als Vergnügen betrachtet, bietet die Lektüre nicht das, was sie uns schaffen soll, was wir darin suchen — dauernde Befriedigung. Wir müssen, um unsere Schulkenntnisse zu erhalten und zeitgemäß und unseren Verhältnissen entsprechend zu ergänzen und zu erweitern, mindestens dann und wann einen Abend oder eine Stunde der ernsteren, wissenschaftlicheren Litteratur widmen, selbst wenn wir uns dazu zwingen müßten, wenn es uns am Anfang schwer fiele. Wollen wir als halbwegs gebildete Menschen gelten, wollen wir das großartige Leben und Treiben auf der weiten Welt nach seinen verschiedenen Seiten verstehen lernen, um es schätzen zu können, wollen wir überhaupt ganze Menschen sein, so müssen wir uns in der Litteratur und Kunst, in Geschichte und Naturwissenschaft, Geographie, Heilkunde, Rechtswissenschaft und Volkswirtschaft und in so manchem anderen Gegenstande eine gewisse Kenntnis aneignen. Da sich aber nicht leicht jemand für alles gleichmäßig interessiert, so bildet sich notwendigerweise, wenigstens bei jedem geistig Angeregteren, eine Vorliebe für einen besonderen Zweig der Litteratur, bei dem einen für Altertumskunde im allgemeinen, bei dem anderen für Lokalgeschichte, Biographisches, Memoiren, Reisebeschreibungen, Sternkunde, Naturgeschichte ꝛc., wobei wir uns dann nicht mehr mit dem Notwendigsten begnügen.

Mögen wir uns einmal an V. v. Scheffels Trompeter von Säkkingen, der ja ewig entzückend und neu bleiben wird, oder dem Sülfmeister von Julius Wolff, an unseren Nationalepen: dem Nibelungenlied und der Gudrun, Schillers und Shakespeares Dramen oder ähnlichen Werken erfreuen, ein anderes Mal nehmen wir Sachen von W. H. v. Riehl, seine musikalischen Charakterköpfe, seine „Arbeit“, seine „Familie“ oder solche von Gustav Freytag. Haben wir erst Stücke aus Alfred Brehms Tierleben oder A. von Humboldts Kosmos oder W. Marshalls Spaziergänge eines Naturforschers gelesen, greifen wir vielleicht gerne zu etwas Geschichtlichem, Kunstgeschichtlichem ꝛc. Ob wir Jakob Burckhardts Kultur der Renaissance wählen oder Alwin Schultz, Das höfische Leben, O. v. Leixners Litteraturgeschichte oder Jakob Falkes Ästhetik des Kunstgewerbes oder Ferdinand Gregorovius, Wanderjahre in Italien; J. Kutzen, Das deutsche Land; Grimm, Deutsche Sagen; „Volkswirtschaft für jederman: ein Volkslesebuch“; Stücke aus dem „Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrien“; Leopold v. Rankes Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, Heinrich v. Sybels Begründung des deutschen Reichs, Carl Tanera, Ernste und heitere Erinnerungen eines Ordonnanzoffiziers im Feldzug 1870—71, Karl Peters Deutsche Emin-Pascha-Expedition, Graf Helmuth v. Moltkes Werke oder Fürst Bismarcks Reden oder ein

anderes der Hundert und Tausend interessanten Bücher: jedes wird uns Genuß und Vorteil bringen. Und wenn wir in jedem Jahre — im Sommer kommen wir ja meist nicht viel zum Lesen — nur zwei oder drei, ja ein einziges gutes Werk kennen lernen würden, wäre es ein Gewinn.

Daß wir, um möglichst viel kennen zu lernen und eine umfassendere Litteraturanschauung zu bekommen, einzelne Bücher nur stückweise, in den hervorragenderen Teilen lesen, ist nicht zu verwerfen: doch müssen wir uns von der heute vielfach herrschenden Gewohnheit frei halten, daß wir überhaupt nichts mehr ganz lesen, überall bloß nippen. Die Zeitschriften spielen natürlich in der häuslichen Lektüre eine bedeutende Rolle. Es liegt auch thatsächlich ein großer Reiz darin, in kurzen Zwischenräumen immer wieder neues und so verschiedenartiges so bequem zurecht geschnitten zu erhalten, wie es die meisten dieser Blätter anstreben. So können dieselben sehr viel Gutes stiften. Wer jedoch seine ganze Lektüre nur aus solcher Quelle schöpft, geht geistig entschieden zurück.

Was sollen wir lesen? fragen wir noch einmal. Möchten wir die schöne deutsche Eigenart, daß wir uns mit dem Einheimischen nicht begnügen, sondern das Schöne und Gute überall suchen und anerkennen, wo wir es finden, uns immerfort bewahren! Vor allem wollen wir jedoch auch in dieser Hinsicht Deutsche sein und in die Fremde erst wandern, nachdem wir uns im weiten deutschen Land mit allem, was es Großes aufweist, gründlich umgeschaut haben. Bei den Deutschen ist dieser Rat noch immer am Platze, während er bei den Engländern und Franzosen stets überflüssig war.

Indem wir nunmehr zum zweiten Teile unserer Abhandlung übergehen und untersuchen, wie wir unsere Bücher am besten lesen, fassen wir vorerst unsere bezügliche Ansicht wieder in wenige Worte zusammen: Wenn wir auch in einzelnen speziellen Fällen flüchtiger lesen dürfen, im allgemeinen müssen wir mit großer Aufmerksamkeit und Genauigkeit lesen. Wir dürfen über kein Wort, keine Stelle weggehen, ohne sie verstanden zu haben. Wo es wünschenswert ist, schlagen wir unser Fremdwörterbuch, unser Lexikon, unseren Atlas auf! Dann bedeutet jeder Abschnitt in der Lektüre wirklich einen Fortschritt und eine Bereicherung unseres Wissens. So häuft sich nach und nach in spielender Weise eine Summe von Kenntnissen auf, von denen wir oft kaum ahnen, wie sie uns später zu statten kommen, und um die wir von denen beneidet werden, welche die kleine Mühe im einzelnen Falle aufzuwenden nicht über sich bringen.

Auch in der Unterhaltungs-Litteratur sollen wir nicht bloß unsere Neugierde sättigen. Wir müssen in gewissen Pausen über das Gelesene nachdenken: wie das Ganze aufgebaut ist, wie die Hauptpersönlichkeiten charakterisiert sind, ob alles natürlich sich entwickelt 2c. Wir stellen Vergleiche an, wodurch alles wesentlich an Interesse gewinnt und erst zur richtigen Beleuchtung und Geltung gelangt.

Wenn wir dazu, vorzüglich bei poetischen Darstellungen, auch auf die Schönheit und Eigentümlichkeit der Form, der Sprache, des Verses achten, haben wir doppelten Genuß. Wir dringen zugleich tiefer in das Verständnis und in die Feinheiten unserer Muttersprache ein.

Daß wir bei jedem größeren Werke, das wir durchnehmen, womöglich in einem oder mehreren litterargeschichtlichen Werken nachsehen, was dort über das betreffende Schriftstück, seine Entstehung, den Verfasser u. a. gesagt ist, können wir sehr empfehlen, um eine bessere Einsicht und Übersicht zu bekommen und unser eigenes Urteil allenfalls darnach richtig stellen zu können. Bei derartiger Behandlung lernen wir ein Werk und dessen Herausgeber kennen und lieben. So hat die Lektüre allein einen Wert. Darum wollen wir lieber weniger Bücher, die wenigen aber gründlich lesen, vielleicht sogar wiederholt. Was haben wir davon, wenn wir gierig alles verschlingen, ohne daß eine Verdauung möglich ist? Wir haben im günstigsten Falle eine unbestimmte Vorstellung von allem, jedoch keinerlei Gewinn oder Genuß. Wir sind abgespannt und übersättigt.

Übertreiben dürfen wir das Lesen überhaupt nicht, am allerwenigsten so, daß etwas Wichtigeres darüber geschädigt oder vernachlässigt wird.

Wie sollen wir lesen? Für gewöhnlich werden wir es still thun, schon deshalb, weil wir auf diesem Wege beträchtlich schneller vorwärts kommen; bei einzelnen schwierigeren oder besonders schönen Stellen ist der laute Vortrag vorzuziehen, den wir auch um seiner selbst willen üben müssen. Daß sich nicht selten Bekannte zusammenfinden, um gemeinsam Lektüre zu pflegen, daß es eigene Vereine speziell für diesen Zweck giebt, wer wüßte das nicht? Im Familienkreise muß es in erster Linie begrüßt werden, wenn an den schönen langen Winterabenden, wo wir um den gemeinsamen Tisch uns sammeln, von Zeit zu Zeit vorgelesen wird. Bei dramatischen Stücken können zur Erhöhung des Reizes die Rollen verteilt werden. Da spornt eines das andere an. Der Vorlesende giebt sich vor anderen mehr Mühe, daß er seine Sache nicht unnatürlich, geziert, sondern mit Ausdruck vorträgt. Nach Abschluß einzelner Kapitel tauschen wir unsere Gedanken über das Gelesene aus. Da knüpft sich von selbst ein Gespräch an das andere, wobei wir unsere Gedanken austauschen, während die Unterhaltung ohne derartige Anregung oft stockt oder in Ermangelung eines bessern nicht selten die kleinlichsten, uninteressantesten Dinge breit getreten werden.

Zum Schluß sei auf die schöne Sitte hingewiesen, kleine Stellen, die uns bei der Lektüre besonders gefallen, in ein eigenes Heft zusammenzuschreiben, um sie öfter wiederholen und bei Gelegenheit auch verwerten zu können. Zuviel sollen wir nicht herausschreiben, sonst wird uns bald die Mühe beim Schreiben und Lesen zu groß. Wenn wir aber eine glückliche Auswahl treffen, schaffen wir uns etwas, was uns keine gedruckte Blumenlese zu ersetzen vermag.

Daß eine mit solchem Eifer und Ernste betriebene Lektüre in der That, wie im Eingange behauptet wurde, einen der höchsten und befriedigendsten Genüsse bildet, wird niemand bestreiten. Um den sollte sich niemand ganz bringen lassen, der es nur irgendwie vermag.

---

## Die Pflicht schön zu sein.

### I.

Schön sein! — schön sein um jeden Preis — das hörte ich neulich von einer Dame der guten Gesellschaft als eine Pflicht der Frau nennen und glaubte mich verhört zu haben.

Denn ist es auch für jede Frau eine nicht hoch genug zu schätzende Gabe, wenn Schönheit sie schmückt, öffnen sich großer, mit Anmut gepaarter Schönheit auch alle Thüren und Herzen wie von selbst, so kann man das doch immer nur als ein gütiges Geschick preisen, niemals es aber durch Mühe und Sorgfalt erreichen.

Wehe den Frauen, die nicht einfach schön *sind*, sondern es sein *wollen*; wehe auch jenen, die es sind, jedoch mit dem steten Bewußtsein, es zu sein!

Die Gesichter dieser letzteren bekommen einen eigentümlich gespannten Ausdruck, sobald sie nicht mehr ganz jung sind, und man sagt von diesen, daß sie ihre Schönheit nicht vergessen können. Sie sind ein Typus in der Frauenwelt.

Niemals wird ein Weib wirklich vollendet schön sein, das nicht zugleich Anmut besitzt; niemals aber wird die Frau von dem Liebreiz der Anmut umhaucht sein, welche beständig mit ihrer äußeren Erscheinung beschäftigt ist. Anmut ist nichts Aeußerliches, nichts Geschenktes; — sie ist erworben, und nur von innen heraus verklärt sie eine Gestalt mit ihrem Zauber. Sie ist der Ausdruck einer schönen Seele. Aber auch nur dieser feine seelische Zug in einem Gesicht adelt und verleiht wahre Schönheit. Daher erklärt es sich auch, daß uns oft nach den Gesetzen der Schönheit selbst häßlich zu nennende

Gesichtszüge schön erscheinen können, und daß uns gut geformte Gesichter häufig wenig anziehend sind.

Wie abstoßend also muß für jeden tiefer Gebildeten die Frau sein, welche es als eine Lebensaufgabe betrachtet, schön zu sein. Man sieht es ihr immer an — alles an ihr ist geordnet, hergerichtet und in die richtige Stellung gebracht; überall, wo es irgend wünschenswert oder nötig schien, ist ein bißchen nachgeholfen; die ganze Person, vom Haarlöckchen angefangen bis zur Fußspitze, ist auf Draht gezogen, und sie weiß, daß sie sich schonen muß, wenn sie für mehrere Stunden ganz „schön" bleiben will.

Aber ach, wo bleibt da der frische, bezaubernde Ausdruck eines geistig belebten Gesichts? wo bleibt da der Geist? In solchen Köpfen und Herzen findet er keine Heimstätte, und als flimmerndes Irrlicht tanzt er davon. — Wäre es nicht doch vielleicht eine mindestens ebenso ernste und sicherlich lohnendere Aufgabe, mit so viel Eifer und Langmut an der inneren Schönheit zu arbeiten und dann Mutter Natur mit ihrem unerschöpflichen Quell von Schönheit und Reiz das Weitere zu überlassen? — Gewiß, wenn Alle so dächten, wir hätten mehr liebreizende Frauen!

Prag. Margarete Jodl.

---

## II.

Im großen Lesesaal der Berliner Königlichen Bibliothek gehört eine Frau zu den seltenen Erscheinungen; meist war ich die einzige meines Geschlechts unter den zahlreichen, eifrig arbeitenden Männern. Eines Tages veranlaßte mich ein dröhnender Schritt aufzusehen, auch meine Nachbarn von rechts und links wandten sich um — sie lächelten — denn der so geräuschvoll Eintretende war eine Frau. Da sie sich nicht weit von mir niederließ, konnte ich sie ruhig betrachten. Zu den festen, klobigen Stiefeln, durch die sie sich bemerkbar gemacht hatte, paßte der übrige Anzug; er war zweifellos sehr praktisch, aber häßlich, grundhäßlich. Der graue Filzhut saß auf glatt gestrichenen, fest zusammengeknoteten Haaren, und die ganze Gestalt erschien so reizlos, daß kaum jemand es der Mühe wert gefunden haben würde, ihr länger Beachtung zu schenken. Da traf mich zufällig ein Blick ihrer Augen, kluger, brauner Augen, die zu meiner Überraschung ein regelmäßiges, noch jugendliches Gesicht belebten. Sofort begann ich in Gedanken diese unscheinbare Gestalt in ein anmutiges Weib zu verwandeln: ich ordnete ihr die Haare leicht um die Stirn; statt des kleinen Filzhütchens setzte ich ihr einen breitrandigen, großen Hut auf, der das schmale Gesicht hübsch umrahmte, und statt der engen grauen Taille zog ich ihr eine faltige, farbige Bluse an. Stieg sie nicht wie ein Phönix aus der Asche? Freute sich nicht jeder, der sie ansah? —

Meine verehrte Vorrednerin — Verzeihung! -schreiberin — unterscheidet zwischen der Schönheit, die angeboren ist, und der Anmut, die erworben wird. Sie schildert ganz richtig jene Frauen, die nur schön sind, und führt jener Anmut das Wort, die ein äußerer Abglanz der inneren Schönheit ist. Ich könnte jedoch meinem oben angeführten Beispiel noch viele hinzufügen, die beweisen würden, daß die Arbeit an der inneren Schönheit nicht genügt, um auch äußerlich anmutig zu erscheinen. In gewissem Sinne möchte ich, selbst auf die Gefahr hin, verketzert zu werden, weil ich die weibliche Eitelkeit scheinbar befürworte, für „die Pflicht schön zu sein" eine Lanze brechen. Unsere Salonschönheiten wissen von dieser Pflicht meist ebensowenig, als jene Bibliothekbesucherin. Sie sind „modern", „elegant", „chic", „pikant" oder „extravagant", — alles Bezeichnungen, die das gute deutsche Wort „schön" aus dem Felde schlagen. Sie denken selten daran, was ihnen am besten stehen könnte, sondern sie überlegen, wodurch sie Frau X. und Fräulein Z. überstrahlen könnten. Der Mode opfern sie die Schönheit. Auf der Straße, auf Reisen, in der Pferdebahn wandle ich oft die mir Begegnenden in derselben Art, wie die graue Dame in der Bibliothek, äußerlich um, und wenn ich mir dann vorstelle, daß alle Frauen einen praktischen Kursus in der Ästhetik durchmachen könnten, der sie befähigte, in den scheinbar so geringfügigen Angelegenheiten des äußeren Menschen selbständig zu entscheiden, so meine ich, daß damit ein gut Teil Häßlichkeit aus der Welt verbannt sein würde. Aber hat solch ein Studium eine ethische Berechtigung? höre ich fragen. Ich frage dagegen: Ist die Freude vom ethischen Standpunkt aus gar nichts wert? Der mit Anmut gepaarten Schönheit öffnen sich die Herzen, sagt Margarete Jodl. Warum wohl? Doch nur, weil jeder sich an der Schönheit freut, weil jeder diese Freude festhalten möchte. Und die Welt birgt so viel des Leids, daß jede Freude, und sei sie noch so geringfügig, viel wert ist. — Die alten Griechen werden als ein lebensfreudiges Volk geschildert — ob ihre Anerkennung der Pflicht, schön zu sein, nicht auch etwas dazu beigetragen hat? — In einem Zukunftsroman von William Morris, „News from nowhere", schildert der begeisterte Dichter die Menschen, wie sie in schöne, lichte Gewänder gekleidet sind und sogar der Steinklopfer auf der Straße einen kleidsamen Anzug trägt. Auch Hertzka hebt in seinem Buche „Freiland" die schöne Tracht besonders hervor. Unsere sozialen Zustände machen es uns unmöglich, jedem einzelnen Menschen die Zeit zu sichern, die er braucht, um der Pflicht, schön zu sein, nachzukommen; daß er es einstmals können wird, gehört mit zu meinen Zukunftshoffnungen.

Berlin. Lily von Gizycki.

## Bücherbesprechung.

**Das Evangelium der Natur.** Ein Buch für jedes Haus. Von Heribert Rau. Siebente, neu bearbeitete und verbesserte Auflage. Mit vielen in den Text gedruckten Abbildungen und dem Bildnis des Verfassers. Leipzig, Theodor Thomas, 1891. gr. 8°. 767 Seiten.

Das vorliegende Werk bietet eine anregende, volkstümliche Darstellung der wichtigsten Einsichten in den Zusammenhang der Natur. Und doch dürfte sich ein Leser, der in erster Linie Belehrung sucht, durch die häufigen Abschweifungen auf das religiöse und moralische Gebiet gehemmt fühlen. Die Endabsicht des „Evangeliums der Natur" ist eben nicht Aufklärung, sondern Erbauung. Diesem Zwecke, ebenso wie der Verdeutlichung der Naturgesetze, dient es, daß die Darstellung in die Form einer Unterredung zwischen Meister und Jüngern eingekleidet ist. Der Meister, welcher dem platonischen Sokrates nachgebildet scheint, offenbart einigen wißbegierigen Männern aus verschiedenen Berufskreisen die Geheimnisse des Sternenhimmels, der Erdbildungsgeschichte, des Pflanzenlebens, des menschlichen Körpers, des Tierlebens, der Physik und Chemie und verwertet den gewaltigen Eindruck, den diese Belehrungen auf die Zuhörer hervorbringen, um deren Gemüt religiös und sittlich zu heben.

Der religiöse Standpunkt des Meisters ist im wesentlichen ein Pantheismus, (S. 110ff.) welcher in Augenblicken der Begeisterung in dichterischer Personifizierung des Weltengeistes Erleichterung findet (S. 57). Über die Vergänglichkeit des Einzelnen findet er Trost in dem Gedanken an den ewigen Kreislauf des Lebens (S. 759): „Kann uns ein Wechselverhältnis empören, das unsere Leichen in die Pracht der Felder und die Blumen des Feldes in das Werkzeug des Denkens verwandelt? Wer sie begreift, diese Abhängigkeit, der hat sie verschmerzt. Ihm wird die Verwandtschaft mit dem, was gemein schien, zu einem heiligen Gefühle notwendigen Bedingtseins, das jeder Form von göttlicher und menschlicher Verehrung seinen wahren Inhalt giebt."

Die Moral, welche in diesen Gesprächen zum Ausdruck gelangt, trägt ein antikes Gepräge. Die Glückseligkeit des Individuums steht im Mittelpunkt des Interesses. Glück im Allgemeinen, erklärt der Meister, ist das, was man dafür hält. Ganz etwas anderes aber ist ihm das wahre, innerliche Glück. Dazu gehört vor allem ein reines Herz und das Bewußtsein treu erfüllter Pflicht, dann aber besonnene Mäßigung in den Erwartungen, die wir uns von unserer Zukunft und von den Menschen machen. Als besonders wertvoll für das innere Glück erkennen Meister und Jünger den geistigen Genuß, welchen sie aus der denkenden Betrachtung der Natur schöpfen. In dem andächtigen Studium dieses Evangeliums fühlen die Jünger ihre Vorurteile schwinden, gewinnen sie neue Kraft zu sittlichem Streben, fühlen sie sich als denkende Glieder der ungeheuren Wesenskette.

Es weht eine Feiertagsstimmung aus diesen Gesprächen, deren Leiter ein ausgedehntes Wissen von der Natur mit tiefem Verständnis des menschlichen Gemüts und schwungvoller Beredsamkeit in seltener Harmonie verbindet. Wie reichen Beifall das Buch gefunden hat, zeigt der Umstand, daß eine siebente Auflage vorliegt, deren erste bereits im Jahre 1855 erschienen ist. Die dem Werke vorausgeschickte Biographie gewährt einen interessanten Einblick in das reichbewegte, schaffensfrohe

Leben des im Jahre 1876 verstorbenen Autors, welcher als deutsch-katholischer Prediger und als Verfasser der „Neuen Stunden der Andacht“ (6. Auflage Leipzig, Wigand 1876) unter den Führern der freireligiösen Bewegung eine hervorragende Stellung einnimmt.

Eisenach. Martin Keibel.

---

Warum willst Du Dich von uns allen
Und unsrer Meinung entfernen?
Ich schreibe nicht Euch zu gefallen,
Ihr sollt was lernen.

Goethe.

---

## Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

### Abteilung Frankfurt a. M.

Am 26. Januar cr. hielt die Frankfurter Abteilung ihre Monatssitzung ab. Herr Dr. Pfungst referierte zunächst über drei ethische Publikationen: „Die ethische Aufgabe des Menschen“ von Dr. Berthold Weiß, „Wahrhaftigkeit“ von W. K. Clifford, deutsch von Lily v. Gizycki, und „System der Pädagogik im Umriß“ von Prof. Dr. Döring.

Der Referent war in der Lage, diese Publikationen allen Freunden ethischer Bestrebungen aufs Wärmste empfehlen zu können. Er beleuchtete zunächst den Inhalt der Broschüre von Dr. Weiß, indem er dessen philosophischen Standpunkt mit der Determinismus-Theorie in Verbindung brachte und konstatierte, daß sich die Ausführungen des Verfassers nicht ganz mit dieser Theorie decken, daß sie dieselbe aber tangieren. — Mit großer Befriedigung nahm die Versammlung die Mitteilung auf, daß der Verfasser die Güte gehabt habe, der Abteilung 90 Exemplare seiner hochinteressanten Broschüre zur Verteilung an die Mitglieder zu überweisen.

Hierauf wandte sich der Referent der eingehenden Besprechung der Clifford'schen Schrift „Wahrhaftigkeit“ zu, deren Verbreitung in weitesten Kreisen er allen Mitgliedern ans Herz legte. Er wies darauf hin, daß wohl noch niemals jemand eine Schrift veröffentlicht habe, die dem Aberglauben und jedem unberechtigten Glauben überhaupt so gewaltig und unwiderleglich entgegenträte, wie Cliffords Buch. — Die Stellen, welche der Referent zur Verlesung brachte, fanden allseitigen Beifall.

Zum Schluß besprach Herr Dr. Pfungst Professor Dörings „System der Pädagogik im Umriß“, das uns reichste Anregung und Belehrung gewähren könne. Bei der Fülle des Stoffes sah sich der Referent gezwungen, einzelne grundlegende Kapitel herauszugreifen, um den Geist des Buches zu beleuchten.

Wegen der vorgerückten Stunde wurde davon abgesehen, eine Debatte an den Vortrag zu knüpfen, und die Versammlung trat sofort in die Behandlung des zweiten Gegenstandes der Tagesordnung ein, indem Herr Paul Strauß über die Arbeiten der Kommission zur Prüfung der Frage, „ob die Errichtung einer Volkslesehalle mit Volksbibliothek zu ermöglichen sei“, eingehend berichtete.

Nachdem die Kommission, deren Mandat abgelaufen war, einstimmig wieder gewählt worden war, schloß der Vorsitzende die Versammlung.

---

### Abteilung Breslau.

Am 30. Januar nahm der von der sozialen Gruppe der Abteilung veranstaltete juristische Cursus seinen Fortgang. Der Versammlungsraum machte freilich einen trübselig-feierlichen Eindruck: an Stelle der Petroleumlampen verbreiteten zehn in Leuchtern und leeren Flaschen steckende Kerzen ihr spärliches Licht. Doch grollte keiner der Anwesenden, als bekannt wurde, daß das Polizeipräsidium in weitgehender Fürsorge kurz vorher nicht nur Änderung der Beleuchtungsart verlangt, sondern auch die Benutzung des Raumes bis zur Ausführung dieser Änderung untersagt hatte. Die Stimmung wurde sogar sehr angeregt, als der Vortragende, Herr Rechtsanwalt Marcuse, sein Referat mit einem launigen Vergleiche des konservativen Charakters des Strafrechts (Gegenstand seines Vortrags) mit der konservativen Erscheinung der Stearinkerzen begann. Trotz oder vielleicht wegen des Halbdunkels folgten die Zuhörer mit größter Aufmerksamkeit den lichtvollen Ausführungen des Vortragenden, der in klarer Disposition die einzelnen Gebiete des Strafrechts, Hoch- und Landesverrat, Majestätsbeleidigung, Widerstand gegen die Staatsgewalt, Eingriff in das gemeinsame und persönliche Recht, sowie das Vereinsrecht sowohl in ihrer historischen Entstehung als in ihrer jetzigen Gestalt behandelte. Besonders die prinzipielle Ausführung über den Begriff „öffentliche Angelegenheit“ im Sinne des Vereinsgesetzes dürfte wohl für sämtliche Zuhörer, den anwesenden Vertreter der Polizeigewalt nicht ausgeschlossen, großes Interesse geboten haben, da ja gerade der neueste Zwist mit der Behörde aus der Differenz betreffs der Anzeigepflicht herrührt. Unter öffentlicher Angelegenheit verstehe nämlich die konstante Rechtsprechung nicht etwa jede Angelegenheit, welche das öffentliche Interesse berührt, sondern nur diejenigen, welche in den Bereich der staatlichen und gemeindlichen Verwaltung und Fürsorge fallen. Und auch hier komme es auf die Art der Besprechung an, da sich sehr wohl ein Gegenstand aus jenen Gebieten, wie z. B. die gegenwärtig der parlamentarischen Beratung unterliegenden Steuern, in wissenschaftlicher Form behandeln ließe. Als Regel müsse stets die Versammlungs- und Vereinigungsfreiheit festgehalten werden. Das Vereinigungsgesetz habe nur die Bestimmung, den Mißbräuchen dieser Freiheit entgegenzutreten. Hervorzuheben aus diesem Vortrage ist ferner noch die Kritik des Paragraphen 166 des Strafgesetzbuches („Gotteslästerung“), durch welchen, wie der Vortragende ausführte, die der Wissenschaft und ihrer Lehre durch die Verfassung gewährleistete Freiheit bedroht werde; er wies auf die bislang vergeblichen Versuche, besonders des Deutschen Freidenkerbundes, hin, diesen Paragraphen wenigstens in dem 2. Teile aus dem Strafgesetzbuche zu entfernen. Der zahlreiche Besuch auch dieses Vortrages bewies von Neuem das rege Interesse, welches das Publikum den Bestrebungen der Gesellschaft entgegenbringt, so daß die Hoffnung wohl begründet ist, daß allmählich auch diejenigen Kreise gewonnen werden, welche sich vorläufig ablehnend verhalten.

---

### Zweig Königsberg i. P.

Der Zweig, dessen Mitgliederzahl jetzt 32 beträgt, hält nunmehr öffentliche Diskussionsabende ab, wozu ihm die Aula des städtischen Realgymnasiums zur Verfügung gestellt worden ist. In der zweiten Sitzung entspann sich nach einigen einleitenden Worten des Herrn Oberlehrer Landmann über die Bestrebungen der ethischen Gesellschaften im Allgemeinen eine anregende Diskussion über die der Versammlung unterbreiteten Thesen, die schließlich in ihren Hauptpunkten: materielle Hebung der niederen Volksklassen durch Ethisierung aller Volksschichten; Verneinen eines festen ursächlichen Verhältnisses zwischen materieller Lage und ethischer Gesinnung; die Verpflichtung der Mitglieder, sich mit der Frage der Abhilfe des herrschenden sozialen Elends zu beschäftigen; Ausschluß aller parteipolitischen Auseinandersetzungen — die Zustimmung der weit überwiegenden Majorität der Erschienenen erhielten.

---

## Briefkasten.

Aus Berlin geht uns folgendes Schreiben zu:

„Angeregt durch die eindrucksvollen Worte von Dr. F. W. Foerster im Briefkasten von Nr. 4 der Eth. K. bitte ich um Aufnahme folgender Betrachtungen:

Die in das religiöse Gewand gehüllte alte hohe Sittenlehre ruft den Gläubigen zu: „Wohl zu thun und mitzuteilen vergesset nicht!“ Jetzt aber, scheint es, will unsere Zeit im Drange nach Gerechtigkeit dieses heilig schöne Wort entthronen.

Nicht wohlthun und mitteilen, nein, thun und teilen ist die Losung einer hochherzigen jungen Schule; möge sie sich zu einem Siegeslauf rüsten über die Kulturwelt, aber nicht dabei mit hartem Tritt die Blüten zertreten, die die Jahrtausende des Menschenverkehrs gezeitigt haben. Warum sollte wohlthun demütigend und demoralisierend sein für Empfänger und Geber?

Es scheint mir ein schwerer Beweis gegen unser Solidaritätsempfinden, gegen das Bewußtsein der Brüderlichkeit, wenn wir diesem sanften Wort, das wie milde Luft durch die Menschenwelt weht, eine so untergeordnete Bedeutung beimessen, wie es jetzt häufig geschieht.

Ist nicht wohlthun ein Ausdruck der brüderlichen Gesinnung, ist es nicht der natürliche Liebestrieb, der um sich blickend, weit über den eigenen Kreis und die Familie hinaus, sich bethätigen muß? Und warum sollte es demütigend sein, die brüderliche Hilfe anzunehmen?

Warum, da die Notwendigkeit eines Ausgleichs gebieterisch vor uns steht, immer nur an die unbestreitbare Verpflichtung mahnen und die Liebe zurückdrängen? Sie ist die beste Ausgleicherin und Überbrückerin des Klassenunterschieds. Vom Mensch zum Menschen, nicht vom Reichen zum Armen, vom Bourgeois zum Proletarier sollten die verbindenden Gefühle und Gedanken gehen; es sollte der Einzelne den Einzelnen verstehen, würdigen und, wenn es angeht, lieben lernen, dann wird die geleistete Hilfe und der Dank dafür zur ethischen Förderung beider Teile dienen und seelenverbindend werden zwischen ihnen.

Und darum sollten wir diese Seite der sozialen Bethätigung gelten lassen und nicht verächtlich darüber denken.

Wohl haben Kaltherzigkeit und Gedankenlosigkeit auf der einen, Haß und Vorurteil auf der andern Seite die reine Menschheitsäußerung des Wohlthuns verunstaltet und diskreditiert und sie hat in den Augen ideal denkender, kraftvoller Menschenfreunde einen sentimentalen, kleinlichen Charakter angenommen. Wer aber würde einen klaren Gebirgsquell, der aus der reinen Höhe kommt, zustopfen, weil unten die Röhren unrein sind und das Wasser getrübt entströmt?

Wenn große befreiende Gedanken über den Erdball gehen, so wird es gut sein, daß neben ihnen die Caritas wandelt, sanften Antlitzes, unbeirrt und ungeblendet von Kriegsgeschrei und Siegeshoffnung.

Ein Mitglied der D. G. E. K.“

# Anzeigen.

In unserm Verlage erschien:

## Wahrhaftigkeit (The Ethics of Belief).

Von

**W. K. Clifford.**

Autorisierte Übersetzung von

**Lily von Gizycki.**

Mit einem Vorwort von Prof. Georg von Gizycki.

40 Seiten gr. 8°

— **Preis 60 Pf.** —

## Religion und Moral.

Antwort auf eine in der „Ethischen Kultur" gestellte Frage

von

**Graf Leo Tolstoy.**

Aus dem russischen Manuscript übersetzt von Sophie Behr.

37 Seiten gr. Oktav

Preis 60 Pf.

## Die ethische Lebensansicht.

Von

**William Mackintire Salter.**

Aus dem englischen Manuscript übersetzt von

**Prof. Dr. Georg von Gizycki.**

22 Seiten gr. Oktav

Preis 40 Pf.

## Träume.

Von

**Olive Schreiner.**

Autorisierte Übersetzung von

**Margarete Jodl.**

Mit einer Einleitung von Dr. Friedrich Jodl.

106 Seiten klein Oktav.

Preis broschiert 1,60 M., eleg. geb. 2,40 M.

## Der Moralunterricht der Kinder.

Von

**Felix Adler.**

Autorisierte Uebersetzung von

**Georg von Gizycki.**

176 Seiten gr. 8. Preis 2 Mark, geb. 2,60 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

**Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW.**

Zimmerstraße 94.

---

Gebild. junges Mädchen, das die Kinderpflege gründlich versteht, findet am 15. März resp. 1. April angenehme Stellung. Näheres in Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlg. in Berlin, Zimmerstr. 94.

---

**Botanischer Assistent in Berlin gesucht.**

Näheres in **Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung** in Berlin SW. 12

---

**Hempel's Klassiker-Ausgaben.**

Ausführliche Specialverzeichnisse.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

---

Zur Leitung einer

**Naturalienhandlung**

in Wien wird ein Herr gesucht, welcher nebst der entsprechenden fachwissenschaftlichen Bildung über einige geschäftliche Kenntnisse verfügt. Offerten mit curriculum vitae und Angabe von Referenzen erbeten an **A. Pichler's Witwe & Sohn**, Buchhandlung in Wien, V. Margaretenplatz 2.

---

**Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12.**

## Geschichte der Friedrichs-Universität zu Halle.

Von

**D. Dr. Wilhelm Schrader,**

Geh. Ober-Regierungsrat und Universitätskurator.

— Zwei Teile. —

Preis: Broschiert 31 M., in 2 eleganten Halbfranzbänden 36 M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

---

**Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12.**

In unserm Verlage erschien:

## Herders Persönlichkeit in seiner Weltanschauung.

**Ein Beitrag zur Begründung der Biologie des Geistes.**

Von

**Dr. Eugen Kühnemann.**

285 Seiten. gr. 8°.

Preis 5 Mark.

Der erste Theil dieses Buches ist von der philosophischen Fakultät der Universität Berlin mit dem Preise gekrönt worden.

---

## Alle Freunde ethischer Kultur

werden gebeten, für die Verbreitung dieser Zeitschrift in ihrem Bekanntenkreise gütigst nach Kräften zu wirken. Die Verlagshandlung stellt zu diesem Zwecke jederzeit Probenummern der „Ethischen Kultur" in beliebiger Zahl gratis und portofrei zur Verfügung resp. erklärt sich gern bereit, solche an ihr freundlichst mitgeteilte Adressen zu versenden.

**Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung**

in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2092.

# Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

## Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Herausgegeben von
**Dr. Georg von Gizycki,**
Professor der Ethik an der Universität zu Berlin.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

| II. Jahrgang. | Berlin, den 3. März 1894. | Nr. 9. |
|---|---|---|





### Die sittliche Erziehung der Kinder.

Von M. M. Mangasarian in Chicago.*)

Unsere Kinder geben uns die Gelegenheit, ihnen zu thun, wie wir wollen, daß man es uns gethan hätte.

Die Würde der Menschennatur ist die erste und fundamentalste Wahrheit, welche das Kind mit seiner Muttermilch einsaugen sollte. Dies ist der Felsen, auf den es bauen muß. Wenn wir hier keinen Erfolg haben, dann ist das Kind verloren.

Lykurg, der Spartanische Gesetzgeber, nahm zwei junge Hunde von demselben Paare und zog sie in ganz verschiedener Weise auf. Den einen verzärtelte er und gewöhnte er an üppiges Wohlleben, während er den andern zu einem tüchtigen Jagdhunde dressierte. Als dann bei einer Gelegenheit eine Versammlung der Spartaner war, sagte er zu ihnen: „Spartaner, mächtig ist der Einfluß von Gewohnheit und Erziehung!" Indem er das sagte, führte er ihnen die beiden jungen Hunde vor und setzte vor dieselben eine Schüssel und einen Hasen. Der eine sprang auf den Hasen, der andre auf die Schüssel zu. Da sprach er: „Diese Hunde sind von demselben Paare, aber infolge einer verschiedenen Aufzucht ist der eine verzärtelt und der andre ein guter Jagdhund geworden."

Das moralische Gefühl zeigt sich in den Kindern schon sehr früh. Die Worte „unartiges Kind" rufen eine Art Eindruck, die Worte „artiges Kind" eine andere hervor. Das moralische Gefühl antwortet auf ein Wort, eine Gebärde, einen Blick oder eine Liebkosung. Darwin sagt, daß sein kleiner Knabe schrie, als er „unartig" genannt wurde, weil er seinen Vater nicht küssen wollte. Ein Baby quälte ein Kätzchen, indem es dasselbe an Schwanz und Ohren zog. Da sagte die Mutter, das Kind anblickend: „Baby ist grausam!" und sogleich rannen ihm die Thränen über die Wangen. Das Wort „grausam" that ihm weh.

Ein eindringendes Studium der Handlungen und Motive des Kindes bestätigt jedoch die Meinung, daß das moralische Gefühl im engeren Sinne sich im Kinde erst dann zeigt, wenn die Vernunft sich mehr entwickelt hat. Der Gedanke der Uninteressiertheit, welcher die Blüte der Moral ist, liegt kleinen Kindern fern. Das Kind ist instinktiv egoistisch-utilitarisch. Es liebt seine Eltern, weil dieselben seine Bedürfnisse befriedigen. „Warum liebst Du Papa?" Die Antwort ist: „Weil er gut zu mir ist" oder: „Weil er mir Sachen kauft." Die Rolle des Kindes ist noch nicht die, zu lieben, sondern geliebt zu werden. Das Eigeninteresse beherrscht fast alle seine Handlungen. Und der Gedanke an seine Rechte geht im Kinde allem Gefühl der Pflicht voran. Es nimmt, bevor es zu geben bereit ist. Es beklagt sich, bevor es zu vergeben gelernt hat.

In der moralischen Unterweisung der Kinder müssen wir alles abstrakte Reden vermeiden. Eine Predigt oder ein Vortrag, welcher von apriorischen Begriffen von recht und unrecht handelt, ist eine fremde Sprache für sie, welche sie nicht verstehen.

Die Entwickelung des moralischen Gefühls kann nicht durch irgend welche Zauberei herbeigeführt werden. Das Kirchengehen thut's nicht. Es ist etwas, was wächst. Gewissen und Vernunft entfalten sich gleichzeitig. Wir täuschen uns, wenn wir meinen, daß ein stumpfsinniges Kind ein lebendiges Gewissen haben kann. Der Baum der Unwissenheit hat keine Blüten. Laster und Unwissenheit sind Zwillinge, Wissen und Tugend unzertrennliche Freunde. Der sicherste Weg, Kinder zu beeinflussen, ist, ihnen Gründe anzugeben. Das „Warum" und das „Wie" sind zwei der kräftigsten Worte im Wörterbuch des Kindes. Sie sind die Schlüssel, welche ihm die Welt der Materie und des Geistes öffnen. Ihr müßt dem Kinde helfen, mit seinen eigenen Augen zu sehen und mit seinem eigenen Verstande zu begreifen. Nicht Zwang, sondern Überzeugung wirkt sittlich. Das Kind darf nicht dazu genötigt werden, Euch zuzugeben, daß eine gewisse Handlung nicht zu thun sei, sondern durch Vernunftgründe muß es dazu bestimmt werden, Euer Urteil zu teilen. In einem wohl geleiteten Hause oder einer solchen Schule ist das Rechtthun nicht eine Frage persönlicher Autorität oder Laune, sondern eine Sache des Gehorsams — nicht von Seiten des Kindes gegen die Eltern oder den Lehrer, sondern von Seiten sowohl der Eltern wie des Kindes gegen das Rechte. Nicht der Vater oder der Lehrer ist es, dem gehorcht wird, sondern das Rechte. Das Sittengesetz wird vom Kinde nicht geachtet werden, wenn es nicht für Alle gilt, — für alle andern Glieder der Familie so gut wie für es selbst. Wenn die Herrschaft des Gesetzes beim Kinde endigt, dann wird das Kind es als etwas willkürlich zu Gunsten der andern Familienglieder Gemachtes ansehen. Die Eltern können nicht erwarten, daß ihre Kinder ein Gesetz achten werden, welches sie selbst verletzen. Das alte Wort, daß das Kind durch seinen Mund zu leiten ist, muß durch die weisere Regel ersetzt werden, daß es durch seine Vernunft zu leiten ist. Wenn sie vernünftig behandelt werden, dann werden die Kinder auch in ihrer Behandlung Anderer und in ihren eigenen Handlungen vernünftig sein. Einige Eltern verwerfen diese Methode aus dem Grunde, weil sie zu zeitraubend sei;

*) Autorisierte Übersetzung aus dem „Chicago Herald."

es scheint leichter zu sagen: „Du sollst nicht!“ Aber wenn Ihr mehr als augenblicklichen Erfolg haben wollt, ist es wirtschaftlicher, Vernunft gegen sie zu gebrauchen. Ein kleines Mädchen wurde in der Schule vom Lehrer nach ihrem Namen gefragt. „Marie“, war die Antwort. „Marie was?“ Und prompt erwiderte das Kind: „Marie Sollst nicht.“ Man muß sich Zeit lassen, gut zu bauen, wenn das Gebäude stehen bleiben soll. Als Zeuxis angeklagt wurde, daß er langsam male, antwortete er: „Ich gebe zu, daß ich es thue; aber ich male für die Dauer.“

Der Zweck der ethischen Schule ist, dazu beizutragen, daß das Kind zur Blüte komme. Aristoteles macht in seiner Lehre von den „substantiellen Formen“ geltend, daß die Statue in dem Marmorblocke verborgen liege und der Künstler nur mit seinen Werkzeugen die überflüssige Materie abschlage. Das Antlitz, die schönen Linien der Gestalt seien schon im Steine; der Künstler finde sie nur. In gleicher Weise glaube ich, daß die Männlichkeit und die Weiblichkeit in ihrer vollen Blüte und Schönheit in der Kindesnatur verborgen liegen; es ist die Aufgabe des Erziehers, sie zu finden. Zu diesem Zwecke betreiben wir in unsren Schulen alle Arten von Studien. Wir benutzen die Bibel, Homer, Dante, Plutarch und Shakespeare. Wir haben für Mythen und Fabeln, Allegorieen und Märchen sowohl wie für Biographieen, Dichtungen und Geschichtsdarstellungen einen Platz. Aber indem wir diese Gegenstände einführen, benützen wir das Messer; wir trennen die Knochen von dem zarten Fleische; wir berücksichtigen den Grad des geistigen Fassungsvermögens, welchen das Kind erreicht hat, und reservieren die stärkere Nahrung für spätere Jahre. Moralpredigen ist Kindern langweilig. Bloße Ratschläge laufen von ihrem Geiste wie Wasser vom Rücken einer Ente ab. Die Wahrheit muß ihnen in Bildern, Beispielen und Geschichten beigebracht werden. Nochmals: wir suchen in keiner Weise den Kindern unsere eigenen Schlüsse aufzuzwingen; wir legen ihnen nur die Gründe vor, welche uns zu denselben geführt haben. Ihnen fertige Urteile mitzugeben, würde heißen, unsere Meinungen ihrem Geiste anheften, sodaß sie jeden Augenblick abfallen können. Es würde so viel sein, als wollte man ihrem Geiste eine gewisse Figur aufmalen, welche ausbleichen oder abgewaschen werden kann, ohne eine Spur zu hinterlassen. Wir müssen den Kindern helfen, daß, nicht was sie denken.

Der wahre Erzieher ermutigt eine Verschiedenheit der Ansichten, wenn eine solche Verschiedenheit die Frucht der Freiheit und Aufrichtigkeit ist. Der Lehrer soll die Diskussion der Kinder leiten, nicht für sie das Wort führen. Dies ist sehr wesentlich. Der Lehrer teilt ihnen nicht das Wissen mit, sondern hilft ihnen es zu finden, und sie suchen es mit derselben Freude, welche sie offenbaren, wenn sie Äpfel vom Baume oder Veilchen im Walde oder rote, reife Beeren von den Büschen pflücken. Die Gesprächs-Methode, wobei die Kinder größtenteils das Wort führen und der Lehrer sie nur leitet, indem er seine Leuchte emporhebt, wenn sie an eine dunkle Stelle kommen, oder ihnen Steine aus dem Wege räumt, auf daß sie nicht stolpern und fallen, gewährt die besten Resultate. Dies ist das einzige Mittel, ihre Aufmerksamkeit festzuhalten. Aufmerksamkeit, wie Liebe, läßt sich nicht erzwingen. Diese Gesprächs-Methode läßt die Kinder auch einander kennen lernen, einander hören und viele Seiten anstatt nur einer sehen.

Das höchste Ziel der ethischen Schule aber ist, die Kinder zu vergeistigen, ihnen jene Freiheit des Denkens und Zartheit des Gefühls zu geben, ohne welche alle Bildung falsch ist. Aus dem Kinde einen Dichter zu machen, es das Reale idealisieren, das Schöne überall sehen lassen, es so zu bilden, daß es tief bewegt wird durch den klaren Himmel und die weißen Wolken, durch die Sterne, welche still auf den Wangen der Nacht brennen, durch alle die „grünen, wachsenden Dinge“, welche der Pulsschlag der Natur durchbebt, — durch alles, was rein und edel und brav ist, — und das Kind ausrufen lassen: „Oh wie schön!“ — das ist der Sieg des Geistes über die Materie, der Seele über das Fleisch. Des Kindes Herz warm, sein Hirn thätig, sein Gewissen lebendig zu erhalten, das ist der Zweck des moralischen Lehrers.

---

## Lebensanschauungen.*)

### II.

### Individualistische Moral.

Von Dr. Bruno Wille in Friedrichshagen.

„Anarchistische Moral“ — so hat man gelegentlich mein Sittlichkeits-Ideal genannt. Ich ziehe den Namen „Individualistische Moral“ und noch mehr den schlichten deutschen Ausdruck „Herrschaftslose Sittlichkeit“ vor. Ich lasse es mir gefallen, „Anarchist“ genannt zu werden, weil dies Wort in seiner ursprünglichen Bedeutung meine Richtung kurz und bündig bezeichnet, und weil ich im Hinblick auf so manchen geistig bedeutenden oder heldenhaften Anarchisten nicht anstehe, diese verfehmte Bezeichnung als Ehrentitel zu empfinden. Andererseits, einem Publikum gegenüber, das hiervon nichts oder wenig versteht, vermeide ich lieber das Etikett „Anarchist“. Jeder „...ismus“ ist leicht verkennbar und besonders der „Anarchismus“. Verständnislosigkeit, zuweilen im Bunde mit Böswilligkeit, identifiziert ihn mit terroristischer Zerstörung aller Ordnung, — während doch sein Ziel durchaus nicht Schrecken und Unordnung, vielmehr ein friedliches, in Freiheit geordnetes, glückseliges Gemeinwesen aller Menschen ist. Der Terrorismus gehört keineswegs zum Wesen des Anarchismus, sondern ist eine Taktik, die nicht nur von einzelnen Anarchisten, sondern von Revolutionären aller möglichen Richtungen, von einem Tell und einer Charlotte Corday, einem Karl Sand und einem Tschech, angewandt wurde. Übrigens sehe ich in den Leuten, welche die Rheinsdorf, Ravachol und Vaillant einfach mit der Rubrizierung „Ungeheuer“ abthuen, weniger Moralisten als Vertreter der bloßen Legalität. Sie bedenken nicht, daß solche „Ungeheuer“ ja ihren Kopf einsetzten, um ihren Mitmenschen — allerdings auf ihre eigenartige Weise — zu helfen, und daß sie doch schließlich in eine Kategorie mit einem gefeierten Heros des Bürgertums gehören. Der wesentliche Unterschied nämlich zwischen dem anarchistischen Terroristen und Wilhelm Tell besteht wohl nur darin, daß ersterer den Sturz des Gewaltstaates und der ausbeuterischen Gesellschaft erstrebt, während letzterer als ein Vorkämpfer der bürgerlichen Emanzipation, also des bestehenden Staates, gilt, folglich — durch rückwirkende Kraft der politischen Sanktion, durch Wiederherstellung seiner Legalität — vom „Verbrechen“ reingewaschen wird. — Sei dem nun so oder anders, jedenfalls muß ich ein Interesse daran haben, nicht von vornherein die Vorurteile der Menge, Furchtsamkeit, Abscheu, Gehässigkeit zu erregen und auf mich zu lenken; und deswegen schicke ich die Erklärung voraus: Ich bin kein Terrorist und kein Zerstörer der Ordnung; bin nur ein glühender Liebhaber der Freiheit, im Sinne von allgemeiner Herrschaftslosigkeit und Vernünftigkeit — darum ein Gegner der herrschaftlichen Moral, ein Freund der freien Sittlichkeit.

Herrschaftliche Moral und folglich einen Hemmschuh der menschlichen Entwickelung zu voller Freiheit und Vernünftigkeit erblicke ich in dem gebenedeiten Pflichtgefühl oder — was mir ungefähr dasselbe bedeutet — dem Gewissen. Zum freien Vernunftmenschentum führt nicht Gewissenhaftigkeit, sondern Gewissenlosigkeit. Ich meine allerdings nicht die bornierte Gewissenlosigkeit des ordinären Bösewichts, sondern jenes bewußt errungene Freisein vom Gewissen, das — einer Legende zufolge — Jesus im Auge hatte: von seinen Jüngern

*) Für die Ansichten, welche in dieser Reihe von Artikeln (wie in den übrigen Artikeln) geäußert werden, ist nur deren Verfasser verantwortlich. Der Herausgeber behält sich die Darlegung seiner eigenen Lebensanschauung vor.

gefragt, welche Strafe ein Landmann verdiene, der am Sabbath Feldarbeit verrichtete, entgegnete der Meister: „Wenn er nicht weiß, was er thut, so ist er ein großer Sünder; weiß er aber, was er thut, so handelt er recht.“

Der Widerspruch, den meine Geringschätzung des Gewissens in reichem Maße finden wird, dürfte vermindert werden, wenn ich sage, was ich unter dem Gewissen verstehe. Ich versuche eine genetische Definition: Wenn ein Kind etwas thut, das seinen Erziehern mißfällt, so fügen sie ihm gewöhnlich, um es zu bessern, eine Strafe, Züchtigung oder wenigstens Tadel zu. Im Gedächtnis des Kindes verknüpft sich nun die Strafe mit der „bösen“ Handlung. Nach wiederholter Bestrafung ist das, was die böse Handlung mittelst der Ideenverknüpfung zum Bewußtsein bringt, nur eine unbestimmte Vorstellung, zusammengeschmolzen aus den Erinnerungen an die verschiedenen Strafen, deren unterscheidende Merkmale sich gegenseitig verwischt haben, während nur das Gemeinschaftliche, das Mißbehagen deutlich geblieben ist. Dies Mißbehagen nun ist nichts anderes als die „Stimme des Gewissens“, die vor der bösen That warnt, hinterher straft. Belohnungen und Belobigungen, verschmolzen zu einer unbestimmten Vorstellung angenehmer Art und verknüpft mit dem Bewußtsein „guter“ Handlungen, machen das ermunternde oder belobende, „gute“ Gewissen aus. Das Gewissen ist also das Erzeugnis der Erziehung, und zwar einer autoritären Erziehung, gleichsam das Echo aller Autoritäten, die auf den Zögling bestimmend einwirkten. Hieraus erklärt es sich, daß die innere Stimme in der autoritären Form „Du sollst“, in der Form des „kategorischen Imperativs“ spricht.

Aber warum soll ich? — Hierüber verlautet im Herzen nichts; das Gewissen giebt keine Gründe an; Ankündigung moralischer Strafe, moralischen Lohns, Autorität bildet seine ultima ratio; Grundlosigkeit aber vergiftet die Vernunft, deren Lebensluft gerade die Gründe sind. Und wie das Gewissen vernunftwidrig ist, schädigt es auch die Freiheit. Es ist eben Zwang in verfeinerter Form, ist die incognita auftretende Herrschaft, die innere Vergewaltigung und kann nicht umhin, den Charakter knechtselig zu machen und zu erhalten. Das hohe Ansehen, welches die Satzungen des Gewissens genießen, verdanken sie hauptsächlich dem Umstande, daß ihr Zweck, das von ihnen angestrebte Verhalten der Menschen, hoch im Kurse steht, großenteils auch wirklich gut ist, — wohingegen der schlechte Charakter des angewendeten Mittels unbeachtet bleibt; als ob es nur darauf ankäme, was die Menschen thun, und das Wie, ihre Gesinnung, pure Nebensache wäre! Im Gegensatz zu dieser Wertung weise ich darauf hin, daß es mir auf solche guten Werke ankommt, die reiner Freiwilligkeit entstammen.

Als Regelungen, die autoritär geboten werden, haben die Vorschriften des Gewissens alle Schattenseiten der Herrschaftlichkeit, z. B. der Staatsgesetze und religiösen Dogmen. Mit ihrem dogmatischen Charakter, ihrer Schablone bilden sie eine Fessel, eine Zwangsjacke für das Individuum, das seine besonderen Wertungen durchsetzen möchte, hemmen also die Differenzierung im Fühlen und Denken, welche ich hoch schätze, hemmen die individuelle und soziale Fortentwickelung. — Weil sich der Einzelwille durch das moralische „Du sollst“ mehr oder minder vergewaltigt fühlt — die Pflicht pflegt als Joch empfunden zu werden —, reagiert er dagegen durch ein gewisses Widerstreben. Es gelüstet ihn, das Verbotene zu thun, und zuweilen verfällt er geradezu dem Satanismus. Bei solchem Ausgange des Versuchs, durch moralischen Zwang die Menschen zu regieren, stellt sich dieser Zwang als ein unzweckmäßiges Mittel heraus. Schlimm also, falls der Zweck der Moralsatzungen ein wirklich guter ist. — Man hat die Glaubensreligion verklagt, daß sie Heuchelei hervorbringe; dieselbe Anklage darf man gegen die autoritäre Moral erheben. Religiöse und moralische Heuchelei sind Schwestern; ihr Vater heißt „Zwang“, ihre Mutter „Feigheit“. Doch angenommen, die Moralsatzung setze sich durch, ohne auf Widersetzlichkeit, Satanismus oder Heuchelei zu stoßen, so bedeutet ihr Sieg eine Unterdrückung von Willenstendenzen, die oft unheilvoll ist. Nicht selten hat die „Tugend“ bleiche Wangen, während das „Laster“ blüht. Und nicht selten arten unterdrückte Triebe in Unnatur aus. In dieser Hinsicht hat besonders viel „auf dem Gewissen“ jene Richtung der Moral, die man „Prüderie“ nennt. Auch die Thaten, die sich verwüstend gegen den sozialen Körper richten, die „Verbrechen“, sind großenteils auf Unterdrückung zurückzuführen. Wenn die natürlichen Bedürfnisse nach den Genüssen des Lebens durch moralische Schranken von ihrer Befriedigung abgehalten werden, so brechen sie sich häufig mit zerstörender Gewalt Bahn. Wer Beispiele hierfür nicht in seiner persönlichen Erfahrung zu finden vermag, den verweise ich auf lebenswahre Dichtungen, die das Verbrechen behandeln. In Zolas „Therese Raquin“ sehen wir, wie eine Pflichtheirat und die düstere, langweilige Atmosphäre eines philiströsen Moralismus zwei feurige Temperamente derart beengt, daß sie zum Meuchelmorde schreiten, um Freiheit zu gewinnen. Die Korruption, welche Individuum und Gesellschaft von Seiten der autoritären Moralsatzungen erleiden, ist von dem großen Sozialkritiker Ibsen dichterisch gestaltet worden. Helene Alving sieht ein, daß die Ausschweifungen ihres Gatten nebst all dem Unheil, das sie über die Familie verhängt haben, aus der moralistischen Unterdrückung seiner Lebensfreuden entstanden sind. „Man hatte mich“ — gesteht sie — „etwas gelehrt von Pflichten und dergleichen, an die ich bis dahin geglaubt hatte. Alles mündete nur in Pflichten aus, — in meine Pflichten und seine Pflichten, und — Oswald, ich fürchte, ich habe deinem armen Vater das Heim unerträglich gemacht. Dein armer Vater hat niemals eine Ableitung für seine übergroße Lebensfreudigkeit gefunden. Auch ich brachte den Frühling nicht in sein Heim.“ Der Einblick in solchen Zusammenhang der Dinge bringt die Erleuchtung mit sich, daß die moralischen Satzungen, diese vermeintlich guten Genien der menschlichen Gesellschaft, eher „Gespenster“, unheilvolle Ausgeburten der Finsternis und Tyrannei sind. — Wie den Staatsgesetzen, so werfe ich auch den moralischen Satzungen vor, daß sie ziemlich unfähig sind, das soziale Leben zu regeln und zu ordnen. „Ich werde die Armut verbieten“, denkt die Obrigkeit in den „Sylvesterglocken“ von Dickens; „ich werde die Konsequenzen der Armut verbieten“ (was ungefähr dasselbe bedeutet), denkt die Staatsregierung; und „ich werde die Konsequenzen der sozialen Konstitution verbieten“, denkt der Moralist, wenn er mit seinen Forderungen gewaltsam an der sozialen Entwickelung zerrt und herumdrückt. Machtlos ist das Moralgebot „Du sollst deinen Nächsten lieben“, wenn die Volkswirtschaft ein gespanntes Verhältnis unter den Volksgenossen, gehässige Konkurrenz, Brotneid, Schadenfreude, hervorbringt. Und was kann das moralische Verbot der Lüge, des Betrugs, der Prostitution fruchten, wenn ganze Schichten der Gesellschaft in ihrem Erwerbsleben auf Lüge, Betrug, Prostitution sich angewiesen fühlen! Wollen wir solche Schlechtigkeiten bekämpfen, so sollten wir nicht mit juristischen und moralischen Repressalien die kranken Glieder der Gesellschaft lokal behandeln, sondern diesen Körper in seiner gesamten Verfassung, konstitutionell bessern. Wir sollten, anstatt zu strafen, zu drohen, zu predigen „Du sollst“, lieber dem sozialen Leben eine solche Gestaltung geben, daß niemand zu lügen, zu betrügen oder sich zu prostituieren braucht. Dem autoritären Moralisieren setze ich also ein soziales Moralisieren entgegen, die Entwickelung der Gesellschaft zur Freiheit und Vernunft, zur Solidarität, zur freiwilligen Sittlichkeit. — Mein Sündenregister der autoritären Moral ist noch lang, allzu lang, als daß ich es im engen Rahmen dieses Aufsatzes erledigen könnte. Ich erwähne darum nur kurz, daß ich eine Reihe häßlicher Eigenschaften der autoritären Moral unter dem Titel „Moralpfaffentum“ in der „Zukunft“ (1893) behandelt habe, und daß meine in wenigen Wochen erscheinende „Philosophie der Befreiung“ unser Thema eingehend erörtert.

(Schluß folgt.)

## Kleinigkeiten.

Von Arthur Pfungst in Frankfurt a. M.

So Viele sehnsuchtsvoll durchs Leben schreiten,
Die tief dem Jammer auf der Erde grollen,
Die Großes auf der Welt gestalten wollen,
Um eine bess're Zukunft zu bereiten.

Ach! „Graßes“ wollte man zu allen Zeiten,
Es drängt uns ja zu schaffen aus dem Vollen;
Doch Viele, denen wir Verehrung zollen,
Sind jäh gescheitert an den Kleinigkeiten.

Denn wir verachten auf der Lebensbahn
Das Kleine ja; nur Großes zieht uns an;
Was ist der Keim uns, der der Sonne harrt?

Doch seh'n wir dann den Baum zum Himmel ragen,
Den keine Axt mehr kann zu Boden schlagen,
Dann steh'n wir vor dem „Wunder“ wie erstarrt.

## Eine Arbeitslosenversammlung in New-York.*)

Am 30. Januar, zwölf Tage nach jener Berliner Versammlung Arbeitsloser, welche durch das Vorgehen der Polizei eine sa traurige Berühmtheit erlangt hat, fand auf Betreiben Dr. Stanton Coit's, der sich mit dreiundachtzig Arbeitervereinen in Verbindung gesetzt hatte, in New-York eine Arbeitslosenversammlung statt, welche als die größte Versammlung bezeichnet wird, die jemals in Amerika in geschlossenem Raume getagt hat. Nahe an 20000 Persauen, darunter sehr viele Frauen, sollen anwesend gewesen sein. Wer der Konstituierung der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur im Oktober 1892 beigewohnt hat, wird sich des Dr. Stanton Coit, der als Vertreter einer Londoner ethischen Gesellschaft an derselben teilnahm und mehrmals zum Worte kam, erinnern. Er ist einer der Führer der ethischen Bewegung in Amerika und England und der Begründer der „Nachbarschaftsgilden“, die er in einem diesen Titel tragenden Buche geschildert hat; seine ethischen und religiösen Ansichten hat er in dem Werke „Die ethische Bewegung in der Religion“ entwickelt.

Die New-Yorker Versammlung war nicht nur durch die ungeheure Anzahl der Teilnehmer, sondern auch durch andere Umstände bemerkenswert: Der Vorsitzende derselben war Dr. Coit. Auf der Rednerliste standen neben einigen der hervorragendsten Arbeiterführer der Präsident des Columbia-College, Seth Low, der Begründer der ethischen Gesellschaften, Prasessor Felix Adler, und der Prediger an der St. Georgen-Kirche, Rev. Dr. Rainsfard; zum Vice-Präsidium, welches auf der Tribüne Platz genommen hatte, gehärte eine Anzahl Damen. „Wenige Stunden zuvar hatte an derselben Stelle ein Mann gestanden, welcher in neun Minuten 30000 Dollars erworben hatte.“ Von der Polizei, welcher die Versammlung angezeigt worden war, da die Arbeitervereine in geschlassenen Zügen nach dem Lokal marschierten, „war kein Messingknopf in ganzen Saale zu entdecken.“ Gerade dieser Abwesenheit der Sicherheitsorgane — sowie dem kaltblütigen und energischen Auftreten Dr. Coit's, „welcher unentwegt wie ein Fels in der Brandung stand,“ — schrieben die Berichterstatter es zu, daß jene äußerst stürmische Massen-Demonstration nicht zu einem furchtbaren Krawall führte. Dr. Coit konnte die Versammlung programmmäßig zu Ende führen, und keine einzige Verhaftung fand statt. Die Veranlassung aller der Leidenschaft, welche sich getegentlich in Geheul und in Faustkämpfen Luft machte, war der Antagonismus zwischen den Sozialisten und den Anarchisten. Die Ersteren behielten die Oberhand.

Dr. Cait eröffnete die Versammlung mit der Verlesung einer Resolution, welche mit brausendem Beifall einstimmig augenommen wurde. Dieselbe wies darauf hin, daß es in New-York gegenwärtig wenigstens 120000 Menschen gäbe, welche arbeiten wollten, aber keine Arbeit fänden und daher großenteils bereits in bitterstem Elend wären; daß die Geschäftsstockung noch Monate lang anhalten werde und diese lange erzwungene Arbeitslasigkeit nicht nur zu physischem Elend und Untergang führen, sondern auch demoralisierend wirken müsse; daß die Arbeiter nicht auf die Mildthätigkeit verwiesen werden dürften, da dieselbe die Unabhängigkeit und Selbstachtung derer, welche sie anzunehmen gezwungen sind, vernichte. Das Volk verlange daher von der Staats- und der Stadtverwaltung Arbeit, nicht Almosen, — die sofortige Inangriffnahme der im laufenden Jahre nötigen öffentlichen Arbeiten.

Der erste Redner war Präsident Low. Einige seiner Worte wollen wir anführen. „Das gegenwärtige Unglück“, sagte er, „hat bereits eines vollbracht, was uns sehr auf die Zukunft hoffen läßt. Es hat Menschen jedes Glaubens und ohne Glauben zu einer Brüderschar vereinigt. In dem Bestreben, das Elend zu lindern, sind die religiösen und politischen Unterschiede in einem Maße bei Seite gesetzt worden, wie ich es noch nie zuvor in meinem Leben beobachtet habe. Nicht notgedrungen, sondern aus freiem Antriebe und mit gegenseitigem Vertrauen haben wir zusammengearbeitet, wie die Männer Schulter an Schulter kämpfen, wenn das Leben der Nation in Gefahr ist.“

Ihm folgte ein Führer der sozialistischen Arbeiterpartei, Daniel De Lean. „Genossen im Unglück!“ rief er, „sind es die Trägen, die Müßigen, die Verschwender, welche Not leiden? Nein! rufe ich mit einer Stimme, die von der Erde bis zum Himmel dringen soll. O Wunder der Wunder! Die Trägen, die Müßigen, die Verschwender wätzen sich im Luxus! Und die Männer und Frauen, welche hart zu arbeiten gewohnt sind, zehn, zwölf, sechzehn und mehr Stunden täglich, — diese Arbeiter der Welt sind es, welche im Elend schmachten!“ Nur die Überführung der Produktionsmittel in den Gemeinbesitz des Volkes, die Eroberung der politischen Macht durch die Arbeiterklasse vermittelst des Stimmzettels könne den Enterbten helfen.

Nach ihm sprach der Varsitzende der amerikanischen Arbeiter-Föderation, Samuel Gompers, welcher sagte, das Matta des „Vierten Juli“: „Leben, Freiheit und das Streben nach Glück“ sei für hungrige Magen ein Blendwerk, und das Volk müsse ökonomisch sowohl wie politisch frei werden. Dann sprach ein Anarchist, Henry Weismann, dann der jüdische Sozialistenführer Abraham Cahen, der mit den Warten begann: „Nieder mit der Anarchie! Nieder mit der Anarchie!“ Ihm folgte Prof. Felix Adler. „So lange Sie über diese Fragen bloße Theorien vorbringen“, sagte er, „so lange wird es nur Streit und Unzufriedenheit geben; aber wenn Sie praktische Maßregeln vorschlagen, dann wird die Gesellschaft mit Ihnen sein. Wir sind diesen Abend zusammengekommen, um solche praktische Maßregeln zu erwägen. Wir haben das Recht zu fragen, warum die Regierenden nicht mehr Eifer zur Durchführung von Maßregeln zeigen, welche die Not lindern könnten. Da Jene in der Sache ja langsam sind, so haben Sie sich rechtmäßig dazu entschlossen, sie anzutreiben.“

Der letzte Redner war Rev. Dr. Rainsfard. „Laßt uns eine gute und große Sache“, erklärte er, „nicht durch extreme Darstellungen aufs Spiel setzen. Wir müssen nicht sagen, daß etwas ein Gesetz ist, was kein Gesetz ist. Wir haben kein legales Recht auf Arbeit, aber wohl haben wir ein moralisches Recht darauf. Lassen Sie sich das Ungemach dieses Winters eine graße Lehre sein: Sie begreifen jetzt, was eine Vereinigung bedeutet — vereinigen Sie alle Ihre

*) Aus den Berichten der New-Yorker Zeitungen New York Herald, New York Times, The Sun, The World und New-Yorker Staatszeitung (vom 31. Januar) von der Redaktion entnommen.

Vereine! Erkennen Sie Ihr gemeinsames Interesse. — Der Zweck des Lebens ist nicht das Geld; es ist die Pflicht. Das Gesetz des Lebens ist nicht die Konkurrenz; es ist die Kooperation. Die Bande des Lebens sind nicht das Selbstinteresse, sondern die brüderliche Liebe. Das Selbstinteresse mag für Affen und Tiger ausreichen; unter den Menschen ist es Barbarei."

Zum Schluß verkündigte Dr. Coit, daß die Arbeiter-Konferenz die gefaßten Resolutionen dem Mayor und den Legislaturmitgliedern zusenden werde.

## Vermischtes.

Frauenrechte in Finnland. — Der „St. Petersburger Zeitung" entnehmen wir Folgendes: Der ausschließlich im Interesse der Wahrung und Förderung der öffentlichen Frauenrechte wirkende finnländische Frauenverein in Helsingfors mit seinen über ganz Finnland verbreiteten Zweigabteilungen hat beschlossen, beim Landtage mehrere die Frauensache betreffende Petitionen einzubringen . . . . Der finnländische Frauenverein petitioniert um das Recht der Wählbarkeit der finnländischen Frauen zu den von Kommunalwahlen abhängigen Ämtern . . . . Bekanntlich besitzen die Frauen Finnlands in den Kommunalangelegenheiten ihres Landes schon die Ausübung des Wahlrechts. Allzu schweres Spiel möchte der Verein bei der Durchsetzung seines gewiß nicht unbegründeten Wunsches, daß den Frauen Finnlands auch die Wählbarkeitsberechtigung zu Kommunalämtern eingeräumt werde, nicht finden. Übrigens besitzt bis jetzt auch nur die im Mündigkeitsalter stehende ledige Frau, die Witwe und die geschiedene Frau in Finnland das Recht, sich an den Kommunalwahlen zu beteiligen. Nun ist das Streben des finnländischen Frauenvereins darauf gerichtet, der finnländischen Frau das Recht der Wählbarkeit zu Gemeindepolizei-Ämtern, zu Stadtverordnetensitzen und damit auch zu jeder Art von öffentlichen Stellungen, insofern sie von diesen Institutionen abhängig sind, sowie auch zu Mitgliedern von Verwaltungsausschüssen u. s. w. zu erwirken. Es dürfte dem Frauenverein sogar um so leichter fallen, auch in dieser Richtung vom Landtage Einiges zu erlangen, als er für seine bezügliche Wunschäußerung in der Meinung der vom Staate eingesetzten Kommission zur Ausarbeitung des neuen Kommunalverfassungs-Projekts für Finnland schon einer lebhaften Unterstützung sich erfreuen kann. Diese Kommission besteht nämlich in ihren Vorschlägen auf der Gleichberechtigung der Frau mit dem Manne in betreff ihrer Wählbarkeit, indem sie der Ansicht Raum giebt, daß der größte Teil der öffentlichen Ämter in einem Lande ebenso gut von Frauen wie von Männern bekleidet werden kann, und daß diese Gleichberechtigung dem öffentlichen Wohle in manchen Fällen sogar einen sonst vielleicht verborgen bleibenden Schatz von weiblicher Einsicht und Erfahrung zur Verfügung zu stellen in der Lage wäre, so besonders in Schulsachen, in Sittlichkeitsfragen, in Armen- und Gesundheitsangelegenheiten. Kurz, in den Augen dieser Kommission bilden Wahlrecht und Wählbarkeitsberechtigung Begriffe, die im kommunalen sowie im öffentlichen Leben überhaupt durchaus Hand in Hand zu gehen berufen sind.

## Bücherbesprechungen.

**Die Sozialdemokratie auf dem Lande**, ihre Abwehr und sicherste Ausbreitung. Verteidigungsschrift wegen einer Anklage über sozialdemokratische Agitationen von Eduard Schall, lutherischem Pfarrer zu Bahrdorf. Oebisfelde, A. Radwitz, 1893. (36 Seiten, Preis 50 Pf.).

**Rede**, gehalten in Magdeburg, im dortigen sozialdemokratischen Arbeiter-bildungs-Verein am 2. November 1893. Von demselben, ebendaselbst erschienen. (32 Seiten, Preis 25 Pf.)

Pastor Schall gehört zu den Geistlichen, welche mit dem Christentum Ernst machen. Ihm ist es eine unumstößliche Wahrheit, daß die Kirche für die sozial Bedrückten Partei zu ergreifen habe. Und er erkennt, daß „wenn die Lage der Arbeiter von Grund aus energisch gebessert werden soll, dies nicht mit Almosen zu thun, nein, nur möglich ist mit Darangabe des bis dahin in großem Frieden gewonnenen Unternehmergewinnes". Er weiß aber auch, daß in den Augen Vieler „die Anerkenntnis, daß der Arbeiter Lage gebessert werden muß von Grund aus, die schlimmste Ketzerei, der grundstürzende Irrtum ist, gegen den anzukämpfen ist".

Am 22. Juni v. J. wurde in Bahrdorf eine Volksversammlung angesagt, zu welcher Pastor Schall durch den Gemeindediener besonders eingeladen wurde. In derselben sollte zu Wahlzwecken agitiert werden, weil die Stichwahl zwischen dem Kandidaten des Bundes der Landwirte und dem der Sozialdemokratie unmittelbar bevorstand. Der Einberufer der Versammlung verlas in derselben ein Flugblatt, welches mit den Worten begann: „Stimmt für keine Partei, welche zur Zeit der Wahl die Roheit ihrer Gesinnung und die Wildheit ihrer Begierden durch Lug und Trug zu verhüllen sucht". Der übrige Inhalt des Flugblattes entsprach diesem Anfange. Die Sozialdemokratie wolle den gewaltsamen Umsturz, zerstöre die Familie und verherrliche Meineid und Verbrechen. Wer hiervon das Gegenteil sage, sei ein bewußter Lügner. Pastor Schall, welcher die Sozialdemokratie nicht bloß vom Hörensagen kennt, wurde hierdurch zu einer Antwort gezwungen. „Ich gestehe," sagt er in seiner Verteidigungsschrift, „ich müßte mich selbst verachten, wenn ich unter solchen Umständen die Wahrheit verleugnet hätte". „Ein Angriff gegen die Sozialdemokraten, der auf selbstverschuldeter Unwissenheit sich aufbaut und in lügenhafter Verleumdung gipfelt," erklärt Pastor Schall, „ist unter allen Umständen aus sittlichen Gründen zu verwerfen"; und so trat er denn jener Verleumdung nachdrücklich entgegen und ermahnte die Wähler, lieber seinem Beispiele zu folgen und sich bei der Stichwahl der Stimmabgabe ganz zu enthalten, da man keinen Sozialdemokraten wählen könne und andererseits die Wahl des anderen Kandidaten zwar das Wohl der Großgrundbesitzer und die Erhöhung des Brotkornpreises, aber nicht das Wohl der Arbeiter befördern würde. „Vor den Sozialdemokraten warnen, so wie es geschehen," erklärte er, „das heiße bloß den Teufel an die Wand malen. Daß die Sozialdemokratie noch viel weiter vordringen, ja wohl gar im deutschen Volke zum Siege gelangen werde, das sei leider fast keinem Zweifel unterworfen. Es lägen der Sozialdemokratie sehr viele Wahrheitsmomente zu Grunde; sie vertrete mit Energie die Lage der Arbeiter, und daß diese gebessert werden müsse, das zu leugnen, hieße die Sozialdemokratie noch fördern."

Pastor Schall faßte nun den Entschluß, in Bahrdorf einen evangelischen Arbeiterverein zu gründen zu versuchen, „in dem Arbeitgeber und Arbeitnehmer auf dem Grunde des Evangeliums, in Treue zu Kaiser und Reich sich einander nähern und eine edle Geselligkeit pflegen sollten"; und er berief zu dem Zwecke für den 29. Juni eine Volksversammlung. Die Rede, welche er in dieser hielt, ist in der erstgenannten Broschüre abgedruckt. Pastor Schall erkannte in seiner Rede das Verdienst der Sozialdemokratie an, welches in ihrer Aufdeckung der gesellschaftlichen Schäden liege. „Jeder echte deutsche Mann muß ihnen Dank wissen, und je lauter das Geschrei gegen die Sozialdemokratie ist in den Kapitalistenklassen, desto höher steigt der Verdacht, daß das Aufdecken solcher Schäden ihnen nicht lieb und wert ist". Die Anklagen der Sozialdemokraten gegen die Vertreter der Religion seien zum großen Teil nur zu sehr berechtigt. „Die Kirche", sagt Pastor Schall, „hat sich in ihren Vertretern nicht entblödet, ein verschiedenes Maß der sittlichen Anforderungen zu stellen, und die schon alte Anklage, daß sie gegessen hat mit den Reichen und den Armen gepredigt, ist leider nicht selten berechtigt. Die Ankläger aus ihrer eigenen Mitte mehren sich, und ich sage: Gott sei Dank, und erheben laut ihre Stimme dafür, daß die Kirche mit Recht den Vorwurf der Parteilichkeit verdient hat, gerade weil sie den Armen in ihrer Armut und gedrückten Lage nur die Zufriedenheit predigte, den Reichen und Mächtigen aber die Habgier nachsah". Wenn die Sozialdemokratie den Arbeitern einen größeren Anteil am Ertrage der Arbeit sichern und den Grundsatz durchführen wolle, daß derjenige, welcher nicht arbeitet, auch nicht essen soll, so sei dieses löblich und stehe in voller Harmonie mit dem christlichen Evangelium; verderblich aber sei die Bekämpfung der Religion, welcher die Sozialdemokraten sich schuldig machen. Pastor Schall schloß seine Rede mit einem Hoch auf den Kaiser.

Eine lebhafte Diskussion schloß sich an. Ein Gerichtsrat forderte, man solle vor Allem die Zufriedenheit pflegen. Pastor Schall erwiederte, die Zufriedenheit sei im Verhältnis des Menschen zu Gott köstlich; aber verwerflich, ja sträflich sei sie gesellschaftlichen Mißständen gegenüber. Aller Kulturfortschritt sei aus der Unzufriedenheit geboren.

Ein Großkothsaß und Kirchenvorsteher nahm an der Arbeiterfreundlichkeit des Pastors, welche er als „Förderung der Unzufriedenheit bei dem Arbeitervolk" bezeichnete, großen Anstoß und erklärte, bei einem solchen Pastor könne man nicht mehr in die Kirche gehen.

Der Großkothsaß hatte im Gemeinderat viele Gesinnungsgenossen, und letzterer sandte eine (in vorliegender Broschüre abgedruckte, in wunderlichem Deutsch abgefaßte) Beschwerde an das herzogl. braunschweigische Konsistorium und bat um eine baldige Versetzung ihres Pastors.

In kleinem Rahmen spiegelte sich so, bemerkt Pastor Schall

ein Bild der Gegenwart ab: Mit seiner Zurückweisung des Vorwurfs der Unsittlichkeit gegen die Sozialdemokratie und seinem Hinweis auf den Balken im eigenen Auge hatte Pastor Schall in ein Wespennest gegriffen. Die Vertreter des Kapitalismus riefen gegen einen Seelsorger, der, seines Meisters Lehre befolgend, der Mühseligen und Beladenen sich annahm, die kirchliche Obrigkeit zu Hilfe, „in der gewissen Erwartung, daß in solch kritischer Lage die Kirche sich als Bundesgenosse der Bourgeoisie erweisen würde. Gerade hier“, sagt Pastor Schall, „ist für mich der trübste und traurigste Punkt der ganzen Geschichte, denn sie beweist klar, wie tief die Kirche schon gesunken ist in den Augen der Bourgeoisie, daß man wagen darf, ihr solche Zumutung zu stellen, deren geheimen Zusammenhang ein Kind fast erkennen kann; betrübend und traurig ist, daß die Kirche selbst für solche Verletzungen ihrer Ehre schon kein Gefühl mehr zu haben scheint“.

Das Konsistorium forderte Pastor Schall auf, sich über die gegen ihn erhobene Beschwerde zu äußern. Pastor Schall that dies und schloß sein Schreiben mit den Worten: „Zum Schluß bitte und beschwöre ich Herzogl. Konsistorium, weniger im Interesse meiner Person als im Interesse der Kirche und der Wahrheit, in diesem Falle mit ganzer Energie mich zu schützen. Die Kirche kann keinen verderblicheren Irrtum begehen, als wenn sie sich in den Verdacht bringt, mehr die Interessen der Besitzenden als der Besitzlosen zu schützen, wenn die Pastoren sich in den Verdacht bringen, mehr die Berater und Freunde der Reichen, als die der Armen zu sein. Wie weit die Besitzenden in ihren Anschauungen schon vorgedrungen sind, und was sie von der organisierten Kirche erwarten zu können vertrauen, das, meine ich, läßt deutlich die ganze Eingabe und die darin enthaltene Zumutung erkennen“.

Das Konsistorium erteilte am 26. August Pastor Schall „unter ernster Mahnung zu vorsichtiger Besonnenheit bei öffentlichem Auftreten eine Warnung“. — In einem „Zur Affaire Schall“ im September veröffentlichten Zeitungsartikel sagte Pastor Schall: „Die Behörden haben göttliches Recht, gegen die Pastoren erhobene Klagen anzunehmen, anzuhören, zu untersuchen und Entscheidung zu treffen; die ihnen untergeordneten Geistlichen haben aber umgekehrt ein heiliges Recht, von ihren Behörden Schutz, Hilfe und Trost zu fordern in diesen gefährlichen Zeiten, wenn nicht die weit um sich greifende Ansicht immer noch mehr Nahrung erhalten soll, daß die Konsistorien nur Polizeianstalten sind, um die untergeordneten Geistlichen, wenn es jemandem gefällt, Klage zu erheben, tüchtig strafen zu können“. Wegen der hier gesperrt gedruckten Bemerkung wurde Pastor Schall zur Verantwortung gezogen, und das Konsistorium erließ am 8. November gegen ihn eine Verfügung, deren Schluß lautet: „Da Sie die Ihnen wegen verschiedener von Ihnen in der Öffentlichkeit gebrauchten Äußerungen unterm 26. August d. J. erteilte Warnung bei Veröffentlichung des besprochenen Satzes nicht beachtet haben, so können Wir nunmehr nicht umhin, Ihnen, wie hiermit geschieht, einen ernsten Verweis zu erteilen. Wenn auch dieser Sie vor Ausschreitungen, wie sie in dem besprochenen Satze wiederum vorliege, in der Folge nicht zurückhalten sollten, werden Wir Uns genötigt sehen, vorkommenden Falls Geldstrafen gegen Sie zu verhängen. Die Annahme einer Erwiederung auf diese Verfügung lehnen Wir ab“.

Ob wohl Viele meinen werden, daß das, wie Pastor Schall sagt, „zum Büttel des Kapitalismus aufgerufene“ Herzogl. Braunschw. Lüneb. Konsistorium in seiner Maßregelung des trefflichen Mannes die Christlichkeit, die Weisheit und die Gerechtigkeit auf seiner Seite hat, — daß es das Ansehen der Geistlichkeit erhöht? —

Die zweite der oben genannten Broschüren Pastor Schall's, welche das Verhältnis der christlichen Religion zur Sozialdemokratie behandelt, giebt ein weiteres schönes Zeugnis für das wahre praktische Christentum und die männliche Unerschrockenheit Pastor Schall's. Er ironisiert „die schönen Redensarten, die dem deutschen Michel so gut stehen: immer nur hübsch artig, nur ja keinen Streit machen, immer nur Frieden, Frieden, Frieden haben, Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“, und er erinnert an das Wort Jesu (Ev. Luc. 12, 49—58): „Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden: was wollte ich lieber, denn es brennte schon? — Meint ihr, daß ich gekommen bin, Frieden zu bringen auf Erden? Ich sage: Nein, sondern Zwietracht. Denn von nun an werden fünf in Einem Hause uneins sein; drei wider zwei, und zwei wider drei. Es wird sein der Vater wider den Sohn, und der Sohn wider den Vater; die Mutter wider die Tochter, und die Tochter wider die Mutter; die Schwieger wider die Schnur, und die Schnur wider die Schwieger“. Pastor Schall zeigt, daß der wohlfeile Rat, die Kirche solle sich nur mit jener Welt befassen, in der Regel aus dem Verlangen entspringe, „desto ungestörter das Irdische im Trüben fischen zu können“. Jesus, meint Pastor Schall, würde seine Geißel schwingen über Alle, welche die soziale Unordnung für eine göttliche Stiftung erklären und sie Gott dem Herrn in die Schuhe schieben, während sie selbst warm und satt hinter dem Ofen sitzen. „Es ist nicht die Lehre der Bibel, des Moses, der Propheten, des Herrn Jesus, dazu auch nicht des gesunden Menschenverstandes“, sagt Pastor Schall, „daß ein geringer Teil der Menschen die Bevorzugten sein sollen, und der größte Teil, die große Mehrzahl dafür lebenslang Not leiden solle, nur damit die kleine Minderzahl im Überfluß buchstäblich ersticke“. Als „ein wahres Gift“ bekämpft Pastor Schall die Anschauung, die Not werde immer bleiben; und „ein Attentat auf das göttliche Ebenbild im Menschen“ ist es nach ihm, menschlicher Schwachheit, Dummheit oder gar der Selbstsucht der Unterdrücker gegenüber Zufriedenheit fordern zu wollen. Die Leute, die solche Zufriedenheit verlangen, kennen kein Ideal und darum kein wahres Leben — „wer kein Ideal kennt, der lebt eigentlich nicht, er vegetiert nur“.

„Es hat 'mal ein Sozialdemokrat gesagt“, bemerkt Pastor Schall, „daß, wenn Jesus heute auf die Welt käme, dann würde er Sozialdemokrat sein; und weiter hörte ich, daß ein preußischer Staatsanwalt aus dieser Behauptung eine Anklage wegen Schmähung der christlichen Religion gemacht hat. Der weitere Verlauf der Sache ist mir nicht bekannt geworden. Hat der Mann aber sagen wollen, daß der Herr Jesus, wenn er heute in die Welt käme, den wirtschaftlichen Bestrebungen der Sozialdemokraten geneigter sein würde, als denjenigen des Kapitalismus und der Bourgeoisie, so stehe ich keinen Augenblick an, in die Welt mit der ganzen Kraft meiner Überzeugung hinein zu rufen: Der Mann hat Recht, so ist es!“

Wie viel die organisierte Kirche auch verschuldet haben mag, die christliche Religion ist doch, nach Pastor Schall's Überzeugung, „dasjenige Mittel und Werkzeug, durch welches allein die soziale Wiedergeburt unseres Vaterlandes möglich ist“; und er sieht „Verderben und lauter Abgründe vor seinen Augen, wo eine große Partei im Volke ihren Gott verliert“.

Möchten Pastor Schall's wahrhaft volkstümliche Schriften einen recht weiten Leserkreis finden! —

Geistliche, wie Pastor Schall, haben wir leider nicht viele. Das Verhalten unserer Kirche in dem Streite zwischen Kapital und Arbeit gemahnt vielmehr im Allgemeinen nur zu sehr an dasjenige, welches die Kirche in Amerika noch vor wenigen Dezennien der Sklaverei gegenüber einnahm. Einige diesbezügliche Stellen aus Salter's „Religion der Moral“ (S. 50 u. f.) gestatte man mir anzuführen:

„Es giebt in den Annalen der Antisklaverei kein so trauriges Blatt, als das, auf welchem die Haltung der Kirchen verzeichnet steht, — welche doch, sollte man meinen, die wahren Pflanzstätten idealen Gefühles und Mutes hätten sein sollen. Garrison und Phillips waren in der orthodoxen Kirche aufgewachsen und riefen zunächst sie an. Doch die Geistlichkeit wandte sich von ihnen ab. — — Anstatt gegen das schwere Unrecht die Führung zu übernehmen, schwiegen die Kirchen oder stellten sich auf die Seite des Gegners (der Abolitionisten). Es giebt ein berühmtes Gemälde von Ary Scheffer, genannt Christus consolator. Jesus ist sitzend dorgestellt, umgeben von Sinnbildern seines göttlichen Mitleids: der Mutter, die ihr totes Kind ihm zu Füßen legt, dem Kranken, der seine heilende Berührung erfleht, dem Besessenen, dessen zerbrochene Kette sein Erlöser hält, dem Negersklaven, der seine gefesselten Hände um Hilfe und Befreiung zu ihm emporhält. Dies wurde für das Titelblatt eines Gebetbuches der Episkopal-Kirche gewählt, — aber unter sorgfältiger Ausmerzung des in dem Gemälde befindlichen Negersklaven. Die Ideale der Kunst müssen verstümmelt werden, damit sie der verächtlichen Willfährigkeit der Kirche sich anpassen! — — Anstatt einer Hilfe war die Haltung der Kirchen das ernsteste Hindernis für den Fortschritt der Antisklaverei-Reform. Albert Barnes schrieb: „Es ist wahrscheinlich, daß die Sklaverei in diesem Lande nicht hätte aufrecht erhalten werden können, wenn sie nicht die direkte und indirekte Unterstützung der Kirchen gefunden hätte“; und Mr. May stand nicht an zu erklären, daß, wenn die Diener der Religion furchtlos und treu gewesen wären, unser Bruderkrieg abgewendet worden wäre“.

G. v. Gizycki.

---

## Sprüche.

Von Franz Herold in Prag.

Innen ruhig, außen still:
Das ist vornehm, wie Gott es will;
Innen kalt und außen geschwollen:
Das ist vornehm, wie's Menschen wollen.

---

Was heißt, beim Licht besehen,
Den Menschen die Moral?
Zwei scheuen das Vergehen
Und hundert den Skandal.

---

## Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

**Abteilung Breslau.**

Die am 23. Januar cr. in der Aula des Frauenbildungsvereins abgehaltene Monatsversammlung der Abteilung Breslau gestaltete sich zu einer imposanten Kundgebung für die Bestrebungen der D. G. E. K.

Der geräumige Saal war dicht gefüllt. Besonders zahlreich waren die Damen erschienen, wohl der sicherste Beweis, daß die jüngst beliebte polizeiliche Auflösung eines hygienischen Lehrkurses der sozialen Gruppe eine einschüchternde Wirkung nicht gehabt hat. Herr Dr. Peiser, der Vorsitzende der hiesigen Abteilung, eröffnete die Versammlung mit einem Bericht über die bisherige Thätigkeit der Abteilung Breslau. Dieselbe sei in letzter Zeit vornehmlich in den Gruppen, besonders der sozialen Gruppe, zutage getreten und habe in der Veranstaltung öffentlicher Vorträge, der Eröffnung einer Sonntagslesehalle und der Abhaltung unentgeltlicher juristischer und hygienischer Vorlesungen bestanden.

Sodann gedachte der Redner des oben erwähnten Mißgeschickes. Die alsbald eingereichte Beschwerde sei zwar von dem Königlichen Polizei-Präsidium als unbegründet zurückgewiesen worden, allein die Abteilung sei fest entschlossen, ihr gutes Recht nötigenfalls durch alle Instanzen zu verfolgen.

Sodann erhielt Herr Dr. Reißer das Wort zu dem Vortrage:

**Beethoven und Ethik.**

Derselbe hatte folgenden Inhalt:

Die Satzungen der D. G. E. K. bezeichnen die Erschließung der Kunstschätze in ihrer volkstümlich-ethischen Bedeutung als ein zur Förderung der Zwecke der Gesellschaft dienliches Mittel. Die Urheber der Satzungen bekennen sich hiermit zum Glauben an die Möglichkeit einer ästhetischen Erziehung des Menschen. Die durch die Kunst vermittelte Aufnahme der Idee des Schönen in den Kreis unserer Vorstellungen kräftigt die uns innewohnenden Triebe zum Idealismus und hilft die uns vorschwebenden Bilder des Sittlichguten erneuern und auffrischen. Einer Prophetin gleich eilt die Kunst dem Leben voran. Sie sieht vollendet, was kaum als Keim sich regt, sie leiht der Phantasie Schwingen, die sie über das Materielle erheben, dahin, wo die Ideale als Wirklichkeiten erscheinen. Auch unsere sittlichen Ideale rücken auf dem Wege, den die Kunst gewiesen, ihrer Realisierung näher. — Die Tonkunst hat die besondere Gabe, aus dem Unbewußten im menschlichen Seelenleben zu schöpfen und auf dasselbe zu wirken. Sie geht von Stimmungen aus und ruft solche hervor. Stimmungen aber sind Motive unseres Handelns. Die Musik beeinflußt den Willen sowohl nach der egoistischen als nach der altruistischen Seite. Sie erhöht das Lebensgefühl, aber sie erweicht auch den zu festen Sinn und macht ihn den sanften Regungen des Mitgefühls zugänglich. Dieser Stimmungswechsel wird geradezu zum Prinzip der Komposition erhoben durch die regelmäßige Folge von Motiv und Gegenmotiv, die mit der Ablösung von Aktion und Reaktion sich vergleicht und als Vorbild einer Versöhnung an sich einseitiger Momente eine ausgesprochen ethische Wirkung übt. Dem einfachsten Lieder- oder Instrumentalsatze ist eine derartige Wirkung eigen, wievielmehr mehrsätzigen Werken, wie Sonaten und Symphonieen. Unter den Musikern ist Beethoven der eigentliche Ethiker. Er ist ein Hauptträger der Idee der Entwickelung. Schon in seiner Kunst des Vortrags: er liebt es, große Gedanken nicht fertig hinzustellen, sondern aus kleinen, in strenger Folge weiter und weiter geförderten Ansätzen vor dem Hörer entstehen zu lassen. Er vergegenwärtigt das Ringen seines Geistes mit der spröden Materie. „Es will und soll ein Neues werden," so spricht es aus seinen Werken, die zu Werken der Befreiung der Menschheit geworden sind. Frei heraus zu sagen, was in uns denkt, das Persönlichste herauszustellen vor die Allgemeinheit, hat Beethoven uns gelehrt. Alles Menschliche hat ihm Wert und das Recht, sein Dasein zu behaupten. In der C-moll-Symphonie feiert dieser Wille zum Leben seinen Triumph. Furchtbar stellt sich das Schicksal in ihr dar, Hoffnung muß in hartem Kampfe gegen Verzweiflung sich wehren, rührende Episoden finden sich noch in den Mittelsätzen, endlich im Finale ist der Sieg errungen, die Freiheit gesichert; schon sieht der Geist liebliche Friedensbilder. Für die ganze Menschheit hat Beethoven hier einen Riesenkampf ums Dasein durchgefochten. Der Optimismus hat das Feld behauptet. Viele Kompositionen Beethovens führen zu ähnlichen Ergebnissen, so sehr gerade er die Tragik des Lebens voll erfuhr und zu wahrstem, künstlerischem Ausdrucke zu bringen wußte. Sein Selbsterhaltungstrieb behauptete sich um so sicherer, als er aus der Liebe zur menschlichen Gattung immer neue Nahrung sog. Noch deutlicher als in der C-moll-Symphonie tritt diese Durchdringung von gesundem Egoismus mit altruistischen Trieben in der in etwas jüngeren Jahren entstandenen heroischen Symphonie hervor, die den Helden als Boten eines Rousseau'schen Völkerfrühlings erscheinen läßt und den Zauber seiner Siege aus der Kraft seiner Liebe erklärt. Es sei zur Bestätigung dieser Auffassung nur an die Einrahmung der heroischen Motive durch Motive schwärmerischer Hingebung und schmelzenden Gefühls, sowie besonders an das vom Komponisten in die Mitte des ersten Satzes (Schluß der „Durchführung") verlegte, herzlich ansprechende Thema erinnert, an welches dann das Hauptthema wieder sich anlehnt. Ein von einer großen Empfindung ganz erfülltes Herz macht nach Beethoven den Helden. Auch in der hochheroischen Leonoren-Ouverture wird das an sich schon im Altruismus wurzelnde Motiv der Gattenliebe ethisch noch vertieft durch Hinzutritt des dem edelsten Herzen entspringenden Motivs allgemeiner Nächstenliebe. („Es sucht der Bruder seine Brüder" u. s. w., E-dur-Thema.) — Ein grandioses ethisches Bekenntnis Beethovens ist endlich seine Neunte Symphonie mit ihrer ergreifenden Darstellung des Kontrastes bangsam-öden Personenlebens und beglückenden Gemeinschaftslebens. Es ist eine Krönung des Lebenswerkes des Komponisten. Indem er die Seligkeit des Ineinanderwirkens der menschlichen Gesellschaft preist, leiht er klassischen Ausdruck einer Stimmung, die oft und oft während seiner Lebenszeit ihn erfüllt hat und ein Gegenstück bildet zu der Lehre, der Starke sei am mächtigsten allein. Es ist der Zug zum Ganzen, der als Sehnsucht schon in den frühesten Werken des Meisters bisweilen hervortritt und nach dessen Befriedigung zu streben der reife Mann nicht abgelassen hat. Höchstes Glück der Erdenkinder war ihm die Persönlichkeit nur unter der Voraussetzung, daß sie das Weltganze in sich aufgenommen hatte, sich als Träger des Geistes fühlte, der von sich sagt: „Ich bin alles, was da ist" — Worte, die Beethoven auf seinem Schreibtische stets vor Augen hatte. Das lebendige Gefühl, Eins zu sein mit dem Allgemeinen, war Beethovens Heil und die Wurzel seiner für uns vorbildlichen Fähigkeit, Egoismus und Altruismus miteinander organisch zu verbinden.

Reicher Beifall lohnte dem Redner für seine geistvollen Ausführungen.

Durch eine Reihe von Beitrittserklärungen ist die Zahl der Mitglieder hiesiger Abteilung auf 80 angewachsen.

---

**Abteilung Berlin.**

Eine große Volksbibliothek soll in einem der Arbeiterviertel Berlins von einem Kreise von Mitgliedern der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur ins Leben gerufen werden. Berlin besitzt zwar 27 Volksbibliotheken, aber allen fehlt ein Lesesaal, eine Stätte, an der sich jedermann geistige Erholung und Belehrung ohne Schwierigkeiten und in behaglichen Räumlichkeiten verschaffen kann. Die neue Anstalt soll sobald als möglich eröffnet werden und in den Abendstunden der Wochentage, sowie Sonntags geöffnet sein. Da zu den geplanten Einrichtungen bedeutende Mittel erforderlich sind, so richtet die Bibliothekkommission an die weitesten Kreise der Bevölkerung die Bitte, sich an den Geldsammlungen zu beteiligen. Auch die kleinsten Beiträge sind willkommen. Aufrufe und Sammellisten sind jederzeit durch das Bureau der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, Berlin N. Ziegelstraße 10, zu beziehen. Geldzuwendungen nehmen an die Depositenkassen der deutschen Bank und Kaufmann Paul Jaffé, W. Steglitzerstraße 85. Büchersendungen wolle man an das Bureau in der Ziegelstraße richten.

---

## Briefkasten.

Frau Lina Morgenstern in Berlin schreibt uns in einem Briefe in Bezug auf ein, in dem Artikel „Aschermittwoch" (Nr. 6 d. Bl.) geschildertes Vorkommnis:

„In der 3. Volksküche habe ich Erkundigungen eingezogen, ob schon öfters derlei vorgekommen sei. Die Wirtschafterin erinnerte sich der Scene an jenem 19. Januar und sagte, daß sich auch oft fragwürdige Mädchen im Frauenraum einfinden, sie wüßte aber beim besten Willen nicht, was dagegen zu thun sei, da sie doch niemandem das Essen verweigern darf. Die an diesem Tage anwesende Ehrendame ging sofort in den Frauenraum und fand mehrere Mädchen, die da saßen, ohne sich Essen gekauft zu haben. Es wurde strenger Befehl gegeben, daß keine Person in den Frauenraum dürfe, ehe sie nicht eine Marke gelöst und ihr Essen am Büffet empfangen habe. Eine Warnung werden wir auch in den Frauenräumen anbringen lassen und man wird dieselben mehr im Auge haben. In keiner der anderen 14 Volksküchen und der einen Frauenküche kam Ähnliches vor. Übrigens lassen sich solche Fälle ebenso schwer kontrollieren, als vermeiden, denn wir üben eine wirtschaftliche Wohlthat, aber haben keine Almosenküche, und für sein Geld ist Jeder berechtigt dort zu essen, der es bedarf. Außerdem aber ist die Volksküche eine indirekte Wohlthäterin; denn da wir zum Betriebe keine Geschenke oder Beiträge annehmen, noch Essen verschenken dürfen, sich aber unzählige Hungernde an uns wenden, haben wir eine Unterstützungskasse für Notleidende begründet zur Verteilung von Volksküchenspeisen. Sie können sich keine Vorstellung von dem Notstand dieses Jahres durch die Arbeitslosigkeit machen. In meinen beiden, der Armenpflege gewidmeten Sprechstunden, Montag und Sonnabend von 3–4, bin ich förmlich belagert von Bittenden, unter denen in diesem Jahr eine Mehrzahl von $^{9}/_{10}$ kräftige, noch junge Männer sind, die um Essen für ihre Familie bitten, weil sie trotz aller Bemühungen seit Monaten keine Arbeit haben und dem Verhungern nahe sind. Seit November vorigen Jahres (1893) haben wir, von mir ausgeschrieben, an 600 Familien Anweisungen auf Gratis-Speisen in den Volksküchen verteilt. Nun haben aber auch die anderen Vorsteherinnen und der ärztliche Beirat das Recht, Unterstützungen auszuschreiben, so daß sich noch gar nicht übersehen läßt, wie viel tausend Familien diesen Winter unterstützt wurden.

Leider sind unsere Mittel bald erschöpft und wir müssen daran denken, neue Beiträge für die Unterstützungskasse zu erhalten."

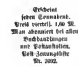
Herr E. A. in G. Verbindlichsten Dank! — Die Skizzierung Ihrer Lebensanschauung (unter Ihrer Bedingung) ist sehr erwünscht. Ihrem anderen Vorschlage wollen wir entsprechen, wenn der — für längere Zeit sehr in Anspruch genommene — Raum es gestatten wird.

---

# Anzeigen.



Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.


Erscheint
jeden Sonnabend.
Preis viertelj. 1,60 M.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Postanstalten.
Post-Zeitungsliste
Nr. 2002.

# Ethische Kultur

Inserate:
Die viergespaltene
Petitzeile 40 Pf.
Annahme in allen
Annoncenbureaux
und in der
Expedition SW.,
Zimmerstraße 94.

## Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Herausgegeben von
**Dr. Georg von Gizycki,**
Professor der Ethik an der Universität zu Berlin.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

| II. Jahrgang. | Berlin, den 10. März 1894. | Nr. 10. |
|---|---|---|





### Protzentnm.

Von N.

Er braucht nicht vorgestellt zu werden, jeder hat ihn schon gesehen, den aufgeblasenen, goldstrotzenden Protzen, eine Inkarnation des Sprüchleins: „Ich steck' die Welt mit meinem Geld, juchheissa! in die Taschen“. Wie geschwollen er da sitzt, die schwere goldene Uhrkette auf dem herausfordernd gewölbten Refektorium seines Leichnams, die Beine gespreizt, mit den beringten fetten Fingern in den Hosentaschen klimpernd, die Allüren eines Schweinezüchters mit dem Selbstbewußtsein eines Reserveoffiziers verbindend, mit den verschmitzt stupiden Äuglein Blicke unverschleierter Geringschätzung auf die Hungerleider werfend, die es zu Nichts gebracht haben, und auf die Schwärmer, die Prinzip und Charakter nicht dem Mammon opfern mögen.

Aber haben wir das Recht, über ihn zu lachen? Was ist der Mensch, wenn er nicht Geld, viel Geld hat! Reichtum ist heutzutage mehr als jemals die Wünschelrute der Märchen, der Feenstab, Fausts Mantel, der Zauberschlüssel, der das Schlaraffenland — das wirkliche, nicht das poetische — mit allen seinen Herrlichkeiten erschließt. „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelszungen redete und hätte kein Geld, so wäre ich ein tönend Erz und eine klingende Schelle“, so würde heutigen Tags ein kapitalistischer Paulus schreiben. Warum also erscheint uns der Protz als eine so lächerliche Figur? Halten wir vielleicht die Trauben nur deshalb für sauer, weil wir sie nicht eereichen konnten? Oder ist darin doch noch ein Schimmer des Idealismus zu erkennen, den der krasse Kapitalismus unserer Zeit nicht ganz zu verdunkeln und zu verscheuchen vermochte. Gewiß, reich *sein* — göttlich! aber reich *werden* — das hat seine Haken. Gleich dem Distanzläufer muß er sich von allen idealen Empfindungen, Bestrebungen, Anwandlungen drainieren; gleich dem Wettschwimmer oder dem Taucher muß er sich aller höheren, ethischen Ziele entledigen, wer sich in die wogende See stürzt, um Millionen zu erwerben und Perlen zu fischen. Und hat er sie endlich nach jahrelangem Ringen und Kämpfen erobert und gedenkt nun, sich des Daseins in edlem Sinne zu freuen, „vom Himmel die schönsten Sterne und von der Erde jede höchste Lust“ zu fordern, so entdeckt er schaudernd, daß ihm auf der Reise nach dem Goldland die idealen Organe abgestorben oder zum mindesten arg verstümmelt worden sind. Schaudernd? O nein; denn so sehr verödet die Hetzjagd auf die Million die Intelligenz und korrumpiert die Gesinnung, daß er selbst gar nicht merkt und fühlt, wie schal ein Dasein, das nicht durch das Wahre, Gute und Schöne geadelt ist. Propter vitam vitae perdere causas! Er hat wahr gesprochen, der Weise von Nazareth: „Es geht eher ein Kamel durch ein Nadelöhr, als ein Reicher ins Himmelreich“.

Item: Mitleid für die „armen Reichen“, die in der Sklaverei des Mammons ihr besseres Selbst eingebüßt haben. Mitleid daher auch für den Geldprotz; er ist im Grunde eine verhältnismäßig harmlose, komische Figur gegen den *Bildungsprotz*. Wie er die Lippen kräuselte, als ein Arbeiter am Wirtstisch „Prinzipien“ mit dem Accent auf dem dritten i aussprach, und ein anderer „Athaist“ statt Atheist sagte, und als gar derselbe die Werke „Hömers“ erwähnte, da brach er in ein schallendes, homerisches Gelächter aus. Von dem Maulwurfshügel seiner Bettelgelehrsamkeit sah er mit souveräner Verachtung auf den Proletarier herunter, der in seinen so kärglichen Mußestunden in rührendem Wissenseifer autodidaktisch einige Früchte vom Baum der Erkenntnis zu pflücken sucht, den seine soziale Lage ihm so schwer zugänglich macht. Und wie hoch steht häufig so ein Arbeiter über den Bildungsprotzen in Bezug auf logisches Denken und klares, gesundes Urteilen, und was vollends das politische und soziale Wissen anbelangt, die aktuellsten Fragen der Gegenwart, welch' eine klägliche Rolle spielt oft so ein mit Gymnasial- und selbst akademischer Bildung aufgepäppelter Bildungsprotz gegen den schlichten Schreiner oder Handschuhmacher! „Der große Hans, ach, wie so klein —“. Die Aufgeblasenheit des Bildungsprotzen ist doppelt und dreifach widerlich, weil er das formalistische Wissen und Können, die bloßen Hilfsmittel der Bildung, für das eigentliche Wesen wahrer Bildung hält, und weil er sich ferner der Grenzen seines Wissens nicht bewußt ist und sich gebärdet, wie wenn er mit den armseligen Krügen seiner Fachgelehrsamkeit das Weltmeer der Wissenschaft ausgeschöpft hätte. „Derjenige ist ein Wissender, der da weiß, was er nicht weiß,“ hat Sokrates gesagt, und ein Moderner: „Wenn ich wüßte, was ich nicht weiß, gäbe ich alles dafür, was ich weiß.“

Das Protzentum hat aber noch eine dritte Kategorie: den *moralischen Protzen*. Schon Jesus hat ihn gekannt: „Ich danke dir, o Gott, daß ich nicht bin, wie jener Zöllner und Sünder,“ sagte der pharisäische Moralprotz. Gehüllt in den Mantel der Tugend, wie Horaz sagt, — der „satten Tugend und zahlungsfähigen Moral“, — und stolz auf dessen Integrität, — er hat's ja, Gott sei Dank, nie notwendig gehabt, durchs Dornengestrüpp der Armut sich zu winden und durch des Lebens Sümpfe zu waten — blickt er vornehm, streng, mitleid- und lieblos auf den armen Schlucker im befleckten, zerschlissenen Kleide, dessen Wiege in den Spelunken

des Elends gestanden, dessen Gespielen die bösen Geister des Lasters gewesen und dem vielleicht sein lebenlang nicht vergönnt war, im reinen Äther zu atmen, im Licht zu wandeln. Wie fern steht der Moralprotz und Sittlichkeitsfanatiker der echten Tugend, die aus einem warmen Herzen sprießt, als „süße, köstliche Frucht“, wie Aristoteles gesungen, die durch sich selbst beseligt ist und darum auch den sittlichen Parias den Sonnenblick der Milde und des Erbarmens gönnt; wogegen der Mann der moralischen Formeln mit kaltem Blick sein „Du kannst, denn du sollst!“ in die Welt ruft und das „sittlich verworfene Pack“ protzig verdammt. „Du kannst, denn du sollst!“ — Sage dem Hungrigen: „Du sollst satt sein!“ dem Frierenden: „Du sollst dich behaglich fühlen!“ O, ein gutes Gewissen ist ein köstlich Ding, aber gegen des Hungers Natterbiß ist der Gewissensbiß nur ein Insektenstich. So lange das Massenelend, der Wirtschaftskampf und die Mammonsjagd nicht aus der Welt geschafft sind, wird die „ethische Kultur“ ein seltener Luxusartikel bleiben. Mit Recht sagt darum das zweite Flugblatt der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur: „Wirtschaftliche Verbesserungen können zu dieser Erlösung (des ethischen Menschen in uns) beitragen. In vielen Lebensverhältnissen sind sie die unerläßliche Vorbedingung dazu.“

---

## Der Baum.

Von Wilhelm von Polenz.

Ein Bäumchen stand auf kahler Bergeshöhe,
in weiter Ferne braust das ew'ge Meer;
daß es den Ocean nur einmal sähe,
das war des Baumes heißester Begehr.
Drum schob er ungeduldig, trieb den Wipfel
in jedem Frühjahr weit und weiter vor,
schoß überschnell ins Holz, auf steilem Gipfel,
ein schmächtig schlankes Stämmchen, jach empor.

Da kommt auf starken Schwingen angeflogen
der Nordweststurm vom hochgepeitschten Meer;
zum Staub herab wird da der Stamm gebogen,
so tapfer er sich anstemmt auch zur Wehr.
Bis in das Mark hinein muß er erzittern,
und beugen tief das hochgetragne Haupt,
sieht er, wie Glas, die dünnen Äste splittern,
steht nackend da, zur Schande, kleidberaubt.

Doch nicht ward seine Wurzel ihm vernichtet,
sie spendet jetzt ihm ihre Mutterkraft,
dem jungen Sprößling, dem der Sturm gelichtet
die Krone hat und niederbog den Schaft.
Nun schickt hinab in lichtverborgne Tiefen
die Wurzelarme er zum zähen Grund,
und Millionen Kräfte, die dort schliefen,
trägt er zum Tag empor, und wird gesund.

Drauf bauen Sonnenschein und Regenschauer
ihm eine Krone, wohlverzweigt und weit;
hart wird die Rinde in der Jahre Dauer,
und jedem Sturme trotzt ein solches Kleid.
So steht er da auf steilem Felsenrande
mit fasterhartem Stamm und wurzelstark,
ragt weit empor er über alle Lande,
fernher schon sichtbar, eine Landesmark.

Ob seinem Haupte ziehen hin die Stunden,
die Vögel bauen gern bei ihm ihr Nest,
und mancher Wandersmann hat Schutz gefunden
und Schattenkühle unter dem Geäst.
So ragt der Baum, in seinen dichten Zweigen
wühlt beutegierig der Nordwestersturm;
sie geben hin sich mit geschmeid'gem Reigen.
Der tiefgesenkte Schaft steht wie ein Turm.

Die Sonne grüßt ihn mit den ersten Küssen,
wenn früh sie aufsteigt, und umwebt den Baum
mit ihres Abschieds glühnden Feuergüssen,
eh sie verschwindet fern am Erdensaum.
Es greift der Wind uralte Melodieen,
sanftflüsternd bald, bald heulend ins Gezweig,
und wehend drüber hin die Wolken ziehen,
beschütten ihn mit duft'gen Flocken weich.

So wartet er auf kahlem Bergesgipfel,
schickt neue Triebe jährlich auf ins Licht,
und es erblickt der himmelrage Wipfel
den fernen Ocean noch immer nicht. —
Da eines Tages, früh, im Morgengrauen,
nach langer, finstrer, wetterschwerer Nacht,
darf er das heißersehnte Wunder schauen,
das ew'ge Meer, in seiner Zauberpracht.

Da breiten seine Äste sich nach oben;
nun sieht er alles, hoch von seiner Wacht,
und was er sieht, es ist ein stummes Loben
der mütterlichen ewig guten Macht.
Er steht und lauscht, hört wunderbares Singen,
fühlt Gottes Atemzug vom fernen Meer,
läßt seine eignen Zweige sanft erklingen,
ist fromm, in Stille, wie die Welt umher.

---

## Lebensanschauungen.

### II.

### Individualistische Moral.

Von Dr. Bruno Wille in Friedrichshagen.

(Schluß.)

Mein Ziel ist eine Menschheit, frei von der moralischen Autorität, wie von jeglicher Herrschaft, frei von moralischen Forderungen, von Pflichten und knechtischen Gewissensregungen. Dies Ziel dürfte den devoten Unterthanen der autoritären Moral etwas Entsetzliches, wohl gar die Ausgeburt moralischen Wahnsinns bedeuten. Sie stecken eben allzu tief im Sumpfe des Moralphilistertums, vermögen sich nicht zu reinigen von dem Wuste fixer Ideen, als da sind: der Mensch bedürfe der Herrschaft, mindestens der innerlichen, der moralischen Regierung, das Gewissen sei etwas Göttliches oder Metaphysisches, jedenfalls etwas überaus Heiliges und Wertvolles und dergl. Ich gebe den Moralphilistern zu bedenken, daß man einst auch wähnte — und leider noch heutzutage vielfach mit Eifer ausbreitet —, ohne Gottesglauben könne der Mensch nicht auskommen, daß aber dennoch der Atheismus nicht nur als möglich sich herausgestellt hat, sondern sogar immer mehr um sich greift, und zwar durchaus nicht zum Schaden des Volkes. Nun, wie es der religiösen Autorität ergangen ist, so wird es auch der moralischen Autorität ergehen; sie wird schwinden. Und ich hege die Zuversicht, daß alsdann, im Zustande innerer wie äußerer Herrschaftslosigkeit, die Menschheit weit glücklicher sein wird, als unter der Moralherrschaft, und auf diese zurückblicken wird mit etwa derselben Stimmung, wie wir auf barbarische Vorzeiten, auf unser einstiges Affenmenschentum.

Was den orthodoxen Moralisten so ängstlich an der Autorität festhalten läßt, ist zum Teil seine mangelhafte Unterscheidung zwischen autoritärer und freier Sittlichkeit, seine Unbekanntschaft mit der letzteren, sein einseitiger Hinblick auf das Gute, welches viele Moralforderungen bezwecken, und seine Kritiklosigkeit den hierzu angewandten Mitteln, insonderheit ihren übeln Nebenwirkungen, gegenüber. Er versteht nicht, daß ich keineswegs daran denke, wohlthätige Willenstendenzen zu unterdrücken, sondern daß ich lediglich eine große Reinigung der Sittlichkeit befürworte. Was die Pflichten der Wahrhaftigkeit, der Treue, der Gerechtigkeit, der Barmherzigkeit, der Menschenliebe erzielen wollen, das will auch

ich, nur daß ich die angewandte Autorität für ein unreines Mittel halte und freiheitliche, vernünftige Triebfedern an ihrer Stelle wünsche. Man fürchte doch nicht, daß mit der knechtischen Form die Tugend selber, ihr wohlthätiger Gehalt verloren gehe! Wahrhaftigkeit und Treue schwinden durchaus nicht, ob auch der Eid — eins der Mittel, sie zu erzwingen, — abgeschafft ist; denn man kann wahrhaftig und treu sein aus freien Stücken, z. B. aus Wohlwollen gegen andere Menschen, aus Liebe zur Wahrheit und Treue, die man schätzen gelernt hat, auch aus Solidarität, weil man nämlich kalkuliert: Wie ich dir, so du mir! Allenthalben, wo das „Du sollst" etwas wirklich Gutes meint, kann es ersetzt werden durch ein „Ich will"; stellt sich aber kein „Ich will" ein, so darf man vermuten, daß nichts Gutes, sondern Knechtschaft von jenem „Du sollst" gemeint ist. Und so dient das Bad der Freiheit und Vernunft, das ich der Moral empfehle, nicht nur zu ihrer formalen Reinigung, zur Beseitigung der knechtischen Triebfedern, sondern gewissermaßen auch als Scheidewasser, das den echt sittlichen Gehalt, die wirklich wohlthätigen Tendenzen von der Talmi-Moral loslöst.

Jeder kann thun, was er will! Wer diesen Grundsatz der Freiheit für bedenklich hält, versteht seine Tragweite nicht. Wohl bedeutet er, daß man, wenn man will, die Freiheit hat, zu faulenzen, sich zu betrinken und allen möglichen Lastern zu ergeben, seine Mitmenschen zu betrügen, zu berauben, zu töten — ohne daß ein Staat richtend, strafend eingreift, und ohne daß autoritär moralistische Maßregeln dagegen getroffen werden. Doch er bedeutet nicht, daß die Menschen blind sind angesichts der Verwüstungen, die eine ausschweifende Lebensweise, Betrug und Verbrechen überhaupt anrichten; und er bedeutet nicht, daß man solche Handlungen über sich ergehen zu lassen hat, ohne die wirksamsten Maßregeln zur Verhütung und Abwehr zu treffen. Anhänger der bestehenden Gesellschaft werden hier wahrscheinlich einwerfen: Der Staat und die autoritäre Moral sind im Besitze der wirksamsten Gegenmaßregeln; der Staat hat Polizei und Gericht, die autoritäre Moral gründet ein warnendes und strafendes Gewissen. Indessen leugne ich eben die Wirksamkeit dieser Maßregeln, meine vielmehr, daß sie unzweckmäßige, unreine Mittel sind. Die Autorität möchte ich ablösen durch wahrhaft wirksame und reine Mittel.

Eins dieser Mittel zur Verminderung der Laster und Verbrechen ist das, was J. G. Vogt*) unter „empirischer Korrektur" versteht und ich „natürliche Charakteristik" zu nennen beliebe. Ihr Prinzip ist — wie J. G. Vogt bemerkt —, „was das Sprichwort ‚Durch Schaden wird man klug' meint, und was der allgemein anerkannte Satz ‚Eigene Erfahrung macht weise' bedeutet". „Das Kind mit dem verbrannten Finger ist das einfachste, greifbarste und doch zugleich allgemeingültigste Schema dieses Prinzips." Ich füge hinzu: Der verbrannte Finger bedeutet eine Belehrung von solcher Gründlichkeit, wie sie keinerlei künstliche, autoritäre Strafe zu erreichen vermag. Zur Erläuterung der natürlichen Charakteristik, oder — wie man ebenfalls sagen könnte — „natürlichen Strafe", einige Beispiele: Die schlimmen Folgen potatorischer Ausschweifung, z. B. unvernünftiges Benehmen, Übelbefinden, Schädigung der Gesundheit, der Berufsthätigkeit, des guten Rufes u. dergl., bilden die natürliche Charakteristik, wodurch diese Ausschweifung zu einem Laster gestempelt und wirksam bekämpft wird. Die natürliche Charakteristik der Wortbrüchigkeit besteht wesentlich darin, daß man auf das Wort des Wortbrüchigen fürder nicht mehr fest baut. Ein Flegel, der in einem für Nicht-Raucher bestimmten Bahnkupee raucht, wird von einem Publikum, das die Selbsthilfe kultiviert, zunächst zurechtgewiesen, schlimmsten Falles gewaltsam an die Luft gesetzt; das wäre die natürliche Charakteristik der Flegelei. Für Leser, die dem Publikum solche Selbsthilfe nicht zutrauen, bemerke ich, daß allerdings die amtliche Bevormundung, wie sie in unserm öffentlichen Leben sich breit macht, die Selbsthilfe verkümmern läßt. Die natürliche Charakteristik des Betruges und anderer Verbrechen bestände in einer freien Gesellschaft darin, daß das betreffende Publikum, vielleicht nach unterstützt durch Detektiv-Bureaux, den Verbrecher entlarvt, der breitesten Öffentlichkeit bekannt giebt und ihm allenthalben, wo er Erwerb oder Umgang sucht, so begegnet, wie es ratsam erscheint. Kurz, die einfachen Folgen der Handlungen, wie sie aus den natürlichen Beziehungen der Dinge und Menschen zu den Menschen hervorgehen, bilden das reine Mittel zur Verminderung des Schlechten und zur Förderung des Guten. Sie haben nichts Herrschaftliches, Willkürliches und Künstliches an sich, wie die eigentlichen Strafen und Belohnungen, sondern sind konsequent, natürlich und genau angemessen, wie der Rückschlag, das Abprallen elastischer Körper die natürliche Konsequenz des Anprallens ist und dessen Energie entspricht.

Hand in Hand mit der natürlichen Charakteristik möge eine sittliche Pädagogik gehen. Doch die Pädagogik des reinen Mittels appelliert nicht an das Pflichtgefühl, sondern an die Vernunft. Nicht autoritäres Loben und Tadeln, Predigen, Heiligen und Verdammen, Lohnen und Strafen wendet sie an; nicht schreibt sie dogmatisch dem Zöglinge vor, was er thun und lassen soll; sondern klärt ihn einfach auf über die Natur der Dinge, der Menschen und das gesellschaftliche Leben, über alle möglichen Handlungen und Gesinnungen sowie deren Folgen für Wohl und Weh, überläßt alsdann vertrauensvoll sein Thun und Lassen völlig seiner freien, durch Vernunft und Wissenschaft geläuterten Selbstbestimmung.

Was die natürliche Charakteristik in der heutigen Gesellschaft an der Ausübung ihres wertvollen Berufes vielfach behindert, ist der Mangel an Solidarität, unsere soziale Zerklüftung in Klassen und Gruppen mit vielfach kollidierenden Interessen. Dieser schwere Übelstand wird fehlen in einer freien Gesellschaft. Erfüllt von dem gemeinsamen Interesse, stets frei zu sein und Ausbeutung nicht aufkommen zu lassen, zugleich in ihrer herrschaftslosen Volkswirtschaft auf die Vereinbarung unter einander in hohem Grade angewiesen, werden die Angehörigen der freien Gesellschaft derart solidarisch sein, daß jedermann das dem Nächsten zugefügte Übel zugleich als eine Gefahr für sich selber empfindet, daß folglich die natürliche Charakteristik ungestört walten und allen gemeinnützigen sowie gemeinschädlichen Tendenzen angemessen, d. h. mit entsprechend starker Anziehung oder Abstoßung begegnen wird. — Für Leser, die sich nicht vorstellen können, daß der Umstand, auf einander angewiesen zu sein, das wirksamste Mittel ist, Menschen solidarisch zu machen, verweise ich auf die Thatsache, daß schon in der gegenwärtigen Gesellschaft Solidarität allenthalben da entsteht, wo man auf einander angewiesen ist und folglich kalkulieren muß: Wie ich dir, so du mir. Die Spekulanten an der Börse bewahren in ihrem geschäftlichen Verkehr unter einander mit peinlicher Strenge gewisse Regeln; hat z. B. einer durch die einfache Erklärung „ich nehme" einen Kauf vollzogen, so läßt er ihn gelten, ob auch der Kauf sich als ein Verlust von vielen Tausenden herausstellt, und ob auch jene Erklärung nur mündlich und ohne Zeugen abgegeben ist. Er weiß eben, daß ein Kaufmann, der in dieser Beziehung unehrlich ist, sich an der Börse unmöglich macht. Keine obrigkeitliche Strafe und keine moralische Predigt wäre imstande, dieser Geschäftsregel eine solche Unverbrüchlichkeit zu verleihen. Denn allenthalben, wo die Börsenwelt nicht, wie in dieser Beziehung, natürlich verbündet ist gegen Elemente, welche die Lebensgesetze ihres Berufes verletzen, erweisen sich die Gesetze des Staates und der Moral als „Ordner" von sehr zweifelhaftem Erfolge.

Dem gesunden, freisinnigen Egoismus, aus dem ich die Solidarität abgeleitet habe, zur Seite gehen wird ein freier, nicht knechtischer, Altruismus, — ein ergänzender Mitarbeiter an der allgemeinen Glückseligkeit. Zu diesem Altruismus rechne ich zunächst die Liebe, die ich frei nenne, weil

*) „Menschwerdung".

sie nicht durch das moralistische „Du sollst“ hervorgebracht wird. Sie wird in der freien Gesellschaft ebenso reichlich blühen, als sie kümmerlich in der Knechtschaft vegetiert. Wohlwollen, Geselligkeit, Freundschaft entstehen dadurch, daß man sich angenehm, liebenswürdig macht. Die liebenswürdigen Anlagen nun, die vielfach verwüstet werden im Menschen von heute, den eine gleichgiltige oder gar wirtschaftlich feindselige Welt umgiebt, können sich frei entfalten in einer Gesellschaft, deren Angehörige einander im Erwerbe nicht stören, vielmehr fördern und sämtlich Wohlstand genießen.

Auch an Mitgefühl — Mitfreude und Mitleid — wird die freie Gesellschaft reicher sein, als unsere verrottete Gesellschaft, jedenfalls nicht ärmer; denn das Mitgefühl kann nicht aus autoritärem Moralisieren entspringen.

Doch ich möchte zeigen, daß in der freien, vom autoritären Moralismus verschonten Gesellschaft das Mitgefühl nicht allein ungeschmälert, sondern auch reichlicher vorhanden sein wird, als gegenwärtig. Zu diesem Zwecke verweise ich auf die Thatsache, daß das Mitgefühl geschwächt oder verhindert wird durch entgegenstehende Interessen. Ein Operateur, der das Interesse hat, mit rücksichtsloser Kaltblütigkeit sein Messer zu führen, bleibt beim Schreien des Patienten vielleicht ganz mitleidslos. Und einem Schlachtenlenker gelingt es, durch eisernes Innehalten seines Ziels und gespanntes Aufmerken auf das Ringen der Heere sein Mitgefühl ziemlich niederzuhalten. In einer ähnlichen Lage nun wie der Krieger befindet sich mehr oder weniger jeder Angehörige der gegenwärtigen Volkswirtschaft. Denn als Ausbeuter oder Konkurrent ist er oft darauf angewiesen, andere Leute erbarmungslos zu unterdrücken. Und selbst wenn er sich von diesem Treiben einigermaßen fern hält, muß er sein Mitleid mit den Bedürftigen oft genug zum Schweigen bringen durch den Hinblick auf eigene Mittellosigkeit. Da nun solche Hemmungen des Mitgefühls nicht vorhanden sind in einer von Ausbeutung und Armut freien Gesellschaft, so wird sie auch an dieser Gattung des freien Altruismus reicher sein, als die Gegenwart.

Was den Altruismus der freien Gesellschaft noch fruchtbarer macht, ist der bedeutende Grad des Kraftüberschusses, dessen sich dann die Individuen erfreuen werden. Ich meine den Überschuß körperlicher oder geistiger Kraft über dasjenige Quantum, welches der Einzelne für seine egoistischen Zwecke nötig hat. Dieser Kraftüberschuß war von jeher ein hervorragender Förderer des allgemeinen Wohls; er trieb die Heroen des Altertums an, Abenteuer zu bestehen und die Welt von Landplagen zu säubern; er bewog die Heilande, sich ihrer Mitmenschen anzunehmen, die ihnen „wie Schafe ohne Hirten“ vorkamen; er ließ die Denker und Künstler schaffen und brachte Erfindungen und Entdeckungen hervor. Er ist das, was Schopenhauer „Genie“ nennt, nämlich ein Überschuß von Intellekt über das Quantum hinaus, das der Egoismus zu seiner Bedienung erheischt, — ein Überschuß, der sich bethätigen will, weil Kraftbethätigung beglückt, Stagnation der Kräfte aber leidvoll ist.

Wenn nun schon bisher, in den Zeiten des Mangels und der Unterdrückung, viele Individuen solchen Kraftüberschuß zum Segen der Allgemeinheit bethätigt haben, — um wieviel größer wird dann der Kraftüberschuß in der Freiheit sein, welche keinen Mangel an den nötigsten Lebensmitteln, keine Verwüstung der Volkskraft duldet, vielmehr jedem Individuum die Mittel darbietet, sich eine sorgenfreie Existenz bei mäßiger Arbeit zu verschaffen und seine Gaben zu entwickeln. Wenn sich bisher die edeln Geister aus etwa einem Zwanzigstel des Volkes rekrutiert haben, aus demjenigen Teile nämlich, der mindestens einigermaßen günstige Entwickelungsbedingungen genoß, so darf man annehmen, daß unter allgemein günstigen Bedingungen zwanzigmal so viel gute Anlagen, wertvolle Ideen, Werke der Wissenschaft und Kunst, Erfindungen und Entdeckungen gedeihen werden. — Eine entzückende Perspektive, erschlossen durch die Idee der Herrschaftslosigkeit!

Das sind, mit kargen Grundzügen geschildert, die Vorzüge der herrschaftslosen Sittlichkeit. Wem diese Skizze allzu unklar bleibt, den muß ich schon bitten, mein angekündigtes Buch zur Hand zu nehmen, obwohl auch dort leider nur knapp die Fülle des Lebens angedeutet werden konnte, welche sich entfalten wird in der freien Gesellschaft oder — wenn man sich nicht stößt an dem verpönten Worte — in der Anarchie. Möge dieser Aufsatz dazu beitragen, daß die schreckhaften Bilder, die selbst hochgebildete Bürger sich von der Herrschaftslosigkeit entworfen haben, der Einsicht weichen: Was vermeintliche Barbaren und Bestien erstreben, hat ja Ähnlichkeit mit dem, was ein Jesus, ein Laotse wollte. In der That findet sich in den „Evangelien“ ein ethisches System, welches Herrschaftslosigkeit, Beseitigung der Unterschiede von Hoch und Niedrig, Arm und Reich, der Ausbeutung und der autoritären Gesetze des Staates, der Religion und der Moral anzubahnen sucht und im „Reiche Gottes“ verwirklicht denkt. In diesem Sinne könnte meine Ethik auch „christlich“ heißen. Natürlich auch „sozialistisch“; denn die „Anarchisten“ meiner Richtung können auch „freiheitliche Sozialisten“ genannt werden — im Gegensatze zu den Sozialdemokraten, welche herrschaftlich in ihrem Ziele und in ihren Mitteln sind. Möchte sich herausstellen, daß die verschiedenen sittlichen Ideale, welche unser Redakteur hier vorzuführen sucht, schließlich doch eine im Wesentlichen „einige Sittlichkeit“ bilden!

## Ein Psalm (der 61.).

Von Franz Evers in Steglitz-Berlin.

Mitten in der Sonne stand ich heute und sann ins flammende Licht, in die flimmernde Helle, und sah und sann . . .

Da lag oben in leuchtendblauer Unendlichkeit der Himmel, ruhig und groß, wie ein strahlender Türkis, ewig erhaben.

Und im Zenith stand die Sanne in galdglühender Pracht, die Leben-, Licht- und Farbenspenderin

Und es waar mir, als ob ich die Strahlenwellen herabfluten sähe aus dem Äther in leichten, zitternden Wirbeln, unendlich lebendig und unendlich zart.

Und mein Auge sah die Welt in Farben, diese Welt des Sannenlichtes, und sah die Erde verschönt erstehen im Prunke der Lichtschönheit, im Prunke der leuchtenden Lebenskraft.

Und ich stand da und sann, und sah die Nähe und sah die Ferne: und den Grund, warum ich sehen konnte, den wußte ich.

Da lag aar mir, frisch erdfarben und rauh, der Baden der Felder, vall und fruchtbar und schwanger von kammender Reife.

Müde schleppte ein schwergehörnter Stier den Pflug hinter sich her und zag ihn fart, daß die erdbraunen Schollen aufgeworfen wurden und an die Sonne kamen.

Und dahinter im Arbeitskittel ein Mann: der Mensch.

Schweißtropfen standen ihm auf der Stirn, und das blanke Licht lag auf seinem gebräunten Gesichte.

Er aber schritt rüstig dahin und führte den Pflug;

er dachte an die Eente, die da reifen sollte, die da kommen würde aus der Saat seiner Hand.

Und weiter sah ich hinter den saftgrünen, jungkeimenden Wiesen ein Haus, ein rates, stilles, friedliches Haus.

Auf dem Dache blitzte die Sonne und wob tiefleuchtenden, königlichen Glanz um dies Haus der Arbeit, der Arbeit und Armut.

Denn sie war königlich, die Armut dieser Arbeit, königlicher als manche Krone und manch ein Fürstenpalast.

Rüstige Hände regten sich da drinnen, Hände valler Schwielen und Härte,

Hände, die keine Rast kannten, immer nur Arbeit und neues Schaffen, tagein, tagaus.

Da solltest Du hingehen und lernen, da solltest Du erkennen und die That lernen.

Da könnte jeder Geistesheld die Festigkeit sehen, die unverbrüchliche Festigkeit, die sich immer treu bleibt und schafft.

Und über das stille Haus hinweg, hinüber zum nahen dunkelgrünen Tannenwald mit den tiefblauen Schatten flag ein Krähenschwarm.

Unter Krächzen und Gelärm schwebten sie durch das Licht, die dunklen Boten des Todes, als ab sie Aas witterten.

Und überall sah ich die Lande grünen im jungen Gedeihen, in seliger Lichttrunkenheit und Schöne.

Überall sah ich die Sanne und tausend und abertausend Farben, hell und dunkel, leuchtend und mattverschwommen.

Es war eine Herrlichkeit in der Welt, eine Herrlichkeit, voll aan Sanne und Bürgschaft endlicher Verheißung.

Rat, Tiefbraun und sprossendes Grün auf der Erde; und im heiligen Blau des Himmels leuchtendes Walkenweiß; und darüber die Galdpracht der Sanne; eine Welt aaller Leben, Licht und Farbe — und ich sah und sann . . .

## Ein Gang durch die Volksküchen.

Von Lily von Gizycki.

Es schneite und regnete durcheinander, sehnsüchtig träumte ich vom Jahre 2000 und jener lieblichen Edith, die mit dem glücklich dem neunzehnten Jahrhundert entronnenen Dr. West unter wasserdichtem Dach spazieren geht und lachend jener barbarischen Zeit gedenkt, wo „ein jeder seinen Regenschirm über sich und seine Frau hält und seinem Nachbar die Traufe giebt“. Wirklich, Bellamy's Dr. Leete hat nicht Unrecht, wenn er meint, eine mit Regenschirmen bewaffnete Menge sei ein Bild unseres Zeitalters!

In trübseliger Stimmung betrat ich eine Volksküche. Sie war nicht schön, aber geräumig und sauber. Der den Appetit reizende Duft des „Berliner Donnerstags“ (Erbsen und Sauerkohl mit Pökelfleisch) erfüllte sie; mit Vergnügen aß ich das vortrefflich zubereitete Gericht. Von da aus besuchte ich eine Volksküche nach der andern und kostete von allem, was vorhanden war; da gab es Bouillon mit Nudeln oder Grünkohl mit Rührkartoffeln, und jedes einzelne Gericht hätte ich mir nicht schmackhafter wünschen können. Ich fand, daß eine halbe Portion Mittagessen zu 15 Pf. genügt, um eine Frau oder einen nicht schwer arbeitenden Mann zu sättigen, während eine ganze Portion zu 25 Pf. mir vor denen, die sie verzehrten, einen wahren Respekt einflößte. Eine Tasse Kakao oder Kaffee wurde zu 5 Pf. verkauft; ein Teller guter dicker Milchsuppe ist abends zu 6 Pf. zu haben, ein Teller Pellkartoffeln mit einem ganzen Hering oder Bratkartoffeln mit einem Würstchen giebt es des Abends für 10 Pf. Trotz dieser niedrigen Preise, trotz der hohen Miete für zum Teil unfreundliche Lokale (sie schwankt zwischen 1200 und 3000 Mk.), trotz der für Berliner Verhältnisse gut besoldeten Wirtschafterinnen, Köchinnen und Hilfsfrauen, erhalten sich die Volksküchen selbst. Frau **Lina Morgenstern**, die thatkräftige Begründerin dieser Anstalten, sagt sehr richtig*): „Es liegt auf der Hand, daß Anstalten für Massenspeisung, welche alle Vorzüge des konzentrierten Großbetriebes zu Gunsten des Konsumenten, ohne jeden Gewinn für die Unternehmer, verwerten, nicht nur billigere, sondern auch bessere Speisen und Getränke liefern werden, als der Einzelne oder kleine Gastwirtschaften beschaffen können.“

Der Besuch schien mir zahlreich zu sein, trotzdem klagten die Wirtschafterinnen über zu wenig Gäste. „Woher kommt das?“ frug ich erstaunt; „gerade jetzt, wo die Not so groß ist, müßten, sollte ich meinen, viele kommen, um sich für ein paar Pfennige satt zu essen.“ Die Wirtschafterin sah mich verwundert an. „Die Leute **haben** ja eben die paar Pfennige nicht!“ sagte sie, und ich fühlte beschämt, daß ich den Wert des Geldes noch nach meinen Verhältnissen gemessen hatte. Ich sollte darüber noch deutlicher belehrt werden. In einer der Volksküchen sah ich eine vergrämte Frau, deren Züge auf vergangene Schönheit schließen ließen. Sie erzählte, daß sie Näherin sei und überall hinlaufe, wo sie nur irgend Arbeit zu finden hoffte; dabei war sie auf dem einen Auge fast erblindet! Ihr Mann, ein stellenloser Kellner, wartete zu Hause inzwischen die sechs Kinder und kochte ihnen ein bißchen Kaffee, das ihr Hauptnahrungsmittel bildete. Eine Illustration zu den Schilderungen des „deutschen Familienlebens“, um dessen Erhaltung gewisse Leute so sehr besorgt sind! Eine andere Besucherin der Volksküche, ein verwachsenes, blasses Mädchen, erwiderte auf meine Frage, sie sei in der Schneiderwerkstatt von ..... beschäftigt und habe 14 Stunden täglich Arbeitszeit. „Was soll man sich darüber ereifern“, sagen dieselben Beschützer des Familienlebens, „die Leute sind es nicht anders gewöhnt.“

In allen Volksküchen waren nur wenig weibliche Gäste, und ich erfuhr auch, daß nur sehr wenig Frauen das Essen für sich und ihre Familie aus den Küchen nach Hause holen. Mir wäre dies ganz unbegreiflich, wenn ich nicht wüßte, daß vor allem die Deutschen an dem Vorurteil festhalten, jede Hausfrau müsse am eigenen Herd das eigene Mittagessen kochen. Daß die Ernährung des Volkes auf diese Weise eine äußerst mangelhafte ist, muß jeder einsehen, der weiß, wie selten die Frau aus den ärmeren Volksschichten die Kenntnisse, die Zeit und die Mittel hat, um für gesunde Ernährung ihrer Familie zu sorgen. Frau Morgenstern sagt in ihrem oben erwähnten Buche, daß für dreihundert bis tausend Familien in **einer** Küche durch ein Dienstpersonal von vier bis zwölf Personen die Speisen zubereitet würden, statt daß in dreihundert bis tausend Familien 300—1000 Frauen sich mit Kochen beschäftigen. „Wie viel Volks-Einzelvermögen wird daher gespart, wenn in **einer** Küche bei Engros-Einkauf, bei **einem** Feuer gekocht wird, statt bei Einkauf im kleinsten in dreihundert bis tausend Wohnungen!“

Ich glaube, daß man in nicht zu ferner Zeit die unnütze Ausnutzung der weiblichen Arbeitskräfte auf dem Gebiete der Küchenthätigkeit allgemein verurteilen wird, und halte es daher für notwendig, für solche Einrichtungen einzutreten, welche jetzt schon viele Frauen entlasten könnten und den Beweis für die Möglichkeit großartiger Entwickelung liefern. Es giebt viele, die denselben Glauben haben wie ich und doch von dem nichts wissen wollen, was mit zu seiner Verwirklichung beitragen könnte. Wenn ich mich bemühe, den Grund ihrer ablehnenden Haltung zu erforschen, so finde ich ihn in dem nur zu berechtigten Mißtrauen gegen alles, was nach Wohlthätigkeit aussieht. Sie wissen, daß es Menschen gab und leider noch giebt, welche die Einteilung der Menschheit in Reiche und Arme als eine von Gott gewollte ansehen, durch welche die Reichen die Tugend der Wohlthätigkeit zu üben vermögen und die Armen die Tugenden der Bescheidenheit und Demut lernen. Die Tugend der Wohlthätigkeit aber hat in den Augen aller derer, die weiter zu schauen imstande sind, sehr viel von ihrem Glorienschein verloren. Ihre schönere Schwester, die Gerechtigkeit, fängt an die Herzen der Guten zu gewinnen. Da sie jedoch noch der Krone wartet, die sie als unumschränkte Herrscherin schmücken soll, bedarf sie noch der Begleitung ihrer unscheinbareren Schwester. Oder soll ich den Hungernden, der am Wege liegt, nicht mit dem Brote sättigen, das ich in der Hand habe, weil die Gerechtigkeit verlangt, daß Alle satt werden und ich sie nicht Alle satt machen kann? Soll der Erfrierende den alten, schlechten Mantel, den man ihm reicht, nicht um die bloßen Schultern legen, weil er das gleiche Recht wie der andere auf einen neuen, kostbaren Mantel hat?

Die Volksküchen sind nur insofern Wohlthätigkeits-Anstalten, als ihre oberste Leitung in den Händen unbesoldeter Arbeitskräfte ruht. Der Besucher bezahlt mit seinem Gelde das, was er bekommt, und da er durch Arbeit erworbenes Geld dafür ausgiebt, kann er weit weniger ein Almosenempfänger genannt werden, als jener junge Prasser, den er hinter den Spiegelscheiben eines eleganten Restaurants vor Sekt und Austern sitzen sieht; denn diesen erhält die Gesellschaft, ohne daß er dafür etwas für sie leistet.

Als ich von meinem Rundgang durch die Volksküchen heimkam, mußte ich wieder des Jahres 2000 gedenken. Mit welcher Genugthuung berichtet Dr. West von dem prachtvollen, mit allen Mitteln der Kunst ausgestatteten Speisehaus, wo jeder Bewohner des dazu gehörigen Bezirkes sein Mittagsmahl, ja sogar für sich und seine Familie sein eigenes Eßzimmer haben kann. Die Kellerräume der Volksküchen unserer Zeit würden ihm nicht gefallen, aber er würde in ihnen den unscheinbaren Anfang jener späteren Entwickelung erkennen.

*) Zuverlässiges Hilfsbuch zur Gründung, Leitung und Kontrolle von Volksküchen, Verlag der „Deutschen Hausfrauen-Zeitung“, S. 14.

Die Sorge für den Glauben ist kein bürgerliches Interesse.

John Locke.

## Vermischtes.

*Moderne Frauenbestrebungen.* Fräulein *Auguste Schmidt*, die zweite Vorsitzende des Allgemeinen deutschen Frauenvereins, dessen Hauptsitz Leipzig ist, hielt am 24. Februar einen Vortrag im Berliner Lehrerinnenverein über die modernen Frauenbestrebungen. Bekannt als eine der ersten Vorkämpferinnen in der deutschen Frauenbewegung und als gewandte Rednerin geschätzt, hatte sie einen großen Zuhörerkreis angelockt. Ich hebe aus ihrem Vortrag nur einige der leitenden Gedanken heraus. Die deutsche Frau, so sagte sie, habe in ihrem Emanzipationskampf weit schwerere Hindernisse zu beseitigen, als die freiere Engländerin oder Amerikanerin. So schön auch die Familie sei, es liege ein unglückseliger Bann auf ihr, der sie verhindere, der Frauensache Verständnis entgegen zu bringen. An den Gesetzen des Herkommens, die zumal die oberen Kreise beherrschten, würde ängstlich festgehalten. Unnütze, aber sogenannte standesgemäße Arbeiten würden gepflegt, von der Berufsarbeit dagegen hieße es, sie sei der Familie schädlich. Ihre befreienden Ideen in jede Familie zu tragen, sei jetzt die Hauptaufgabe der Frauenvereine. Die Töchter des Hauses sollten ebensogut einen Beruf erlernen, wie die Söhne, und nicht das Nötighaben sollte darüber entscheiden, sondern die Ehre der Arbeit. Man dürfe nun nicht etwa annehmen, daß die Töchter der höheren Kreise alle studieren müßten. Für die, welche dafür keine Begabung hätten, ständen andere Berufe offen; sie könnten Schneiderinnen, Putzmacherinnen, Wirtschafterinnen u. s. w. werden. Und wenn die „Gesellschaft" sie deshalb über die Achsel ansieht, sollte sie das nicht kümmern. Tüchtige Menschen, an deren Urteil allein etwas gelegen ist, werden die Arbeiterin ihrer Arbeit wegen ehren. Den Frauen, die in günstigen Verhältnissen leben, stände ein ungeheures Gebiet für ihre freie Thätigkeit offen, das der sozialen Aufgaben. Durch solche Erziehung zum Beruf würde das unsittliche Warten auf die einzige „Versorgung", die Ehe, verhindert. Bei dem Ringen nach der Ehe würde die Weiblichkeit viel fadenscheiniger als bei der Arbeit im Beruf. Sie müsse auf Grund langjähriger Erfahrung konstatieren, daß die unteren und zum Teil die mittleren Klassen ein starkes Bildungsbedürfnis besäßen, — ob aber die oberen?! Wir müßten versuchen, zu ihnen zu dringen, um mit vereinten Kräften unser Geschlecht aus dem Fegefeuer der Abhängigkeit und der Hölle des Elends zu befreien. Das müsse gelingen. Sei doch die Frauenfrage, als eine ernst zu nehmende Frage, nach dreißigjähriger Thätigkeit seitens der Frauen endlich in das Bewußtsein der Leitenden im Staate eingedrungen. Auf drei Gebieten hätten die Frauen jetzt ihre Thätigkeit zu entfalten: auf dem Gebiet der geistigen Schulung, der sozialen Aufgaben, der besseren gesetzlichen Stellung.

Die mit lebhaftem Beifall aufgenommene Rede verdiente in den angeführten Punkten die vollste Zustimmung. Es kamen dagegen auch noch andere zur Sprache, gegen welche die jüngeren Vertreter der Frauenbewegung protestiert haben würden, wenn es zu einer Diskussion gekommen wäre. Fräulein Auguste Schmidt sagte, das bisher Erreichte müsse Bewunderung erregen. Bewunderung dafür, daß wir in Bezug auf Frauenstudium beinahe auf gleicher Stufe mit der Türkei stehen, daß das „barbarische" Rußland uns überflügelt hat? Weiter sagte sie, es wäre ein idealer Zustand, wenn die Frau *nur* für Mann und Kinder leben könnte. Wenn die Fortschritte der Technik und der Industrie ihr die Arbeiten im Haushalt fast ganz abgenommen haben, wenn sie keine oder erwachsene Kinder hat, soll es dann ein idealer Zustand für sie sein, die Hände in den Schooß zu legen? Soll sie nicht über ihre eigenen vier Pfähle hinaus denken? Dann bemerkte die Rednerin, es sei ehrenrührig, nur um des Broterwerbs willen einen Beruf zu ergreifen, und diejenige, die es thäte, könne der Frauensache nichts nützen, da die Begeisterung für ihre Arbeit ihr fehle. Ist es ehrenrührig, wenn ein Mädchen aus unverschuldeter Not einen Beruf ergreift? Sind die Kämpferinnen für die Rechte der Frau nicht zum größten Teil aus den Reihen derer hervorgegangen, welche die Not ihres Geschlechtes an sich selbst zuerst erfahren haben? Sind das nicht gerade die ausdauerndsten, die um des Broterwerbs willen arbeiten mußten und selbst sahen, was Frauenarbeit gilt? Wie Viele, die in glücklicher Lebenslage sind, fühlen das Leid ihrer Schwestern als ihr eigenes?

Im Anschluß an den Vortrag wurde der Berliner Frauenverein als ein Zweigverein des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins gegründet. Fräulein *Helene Lange* übernahm den Vorsitz. Im Interesse der Sache der Frauen ist es lebhaft zu wünschen, daß der neue Verein keine neue Trennung, keine Verzettelung der Kräfte bedeute. Die Frauen wären eine Macht, wenn sie zusammenhielten! Möchte der Verein erstreben, was den deutschen Frauen, besonders denen der gebildeten Kreise fehlt: *eine feste Organisation, ein starkes Solidaritätsgefühl.* L. v. G.

## Bücherbesprechungen.

**Jugend- und Pflichtenlehre (Ethik).** Ein Hilfsmittel für die sittliche Erziehung der Jugend, insbesondere für nicht-konfessionelle Volksschulen. Von Fr. Wyß, Schulinspektor. Bern. Verlag der J. Dalpschen Buchhandlung (vormals Schmid, Francke u. Co.). 1874. (XVI und 416 S.) Preis 3,20 M.

Eines der Probleme, die in unserer Zeit die Gemüter in Bewegung setzen und der Lösung harren, ist das Problem des konfessionslosen Moralunterrichts. Es ist darüber in der letzten Zeit viel gesprochen und geschrieben worden, und beachtenswerte Vorschläge, wie ein solcher Unterricht am zweckmäßigsten zu gestalten sei, sind von verschiedenen Seiten gemacht worden. Wenn auch in dieser Hinsicht in einzelnen Punkten Meinungsverschiedenheiten obwalten mögen, im Großen und Ganzen herrscht doch darüber vollkommene Einigkeit und Klarheit: das konfessionelle Beiwerk, das jetzt beim Unterricht die Hauptrolle spielt und die sittlichen Lehren überwuchert und erdrückt, muß entfernt werden. Allein das Heilig-Menschliche muß künftig den Gegenstand des Unterrichtes bilden, nur auf die Pflichten des menschlichen Lebens, die ja dem Glück und der Vollkommenheit *dieses* Lebens dienen, hat dieser Unterricht sich zu erstrecken. Und was die Methode anbelangt, so sind die sittlichen Lehren nicht in abstrakter Weise, etwa durch das mitteilende oder akroamatische Lehrverfahren, sondern einzig und allein mit Hilfe der entwickelnden oder dialogischen Lehrform den Schülern zu vermitteln. Also ein sittlicher Anschauungsunterricht muß erteilt werden, ehe man zur Entwickelung der sittlichen Lehren schreitet. Es werden daher die Lehren aus konkreten Beispielen abzuleiten sein, und diese Beispiele sind der Kultur- und Sittengeschichte, dem Sagenschatze der modernen Völker und des klassischen Altertums, sowie der Bibel zu entnehmen. Dabei werden Sprüche und Lieder herangezogen und für die Einprägung und Vertiefung der ethischen Lehren nutzbar gemacht. Das sind kurz die Forderungen, welche man an einen ethischen Jugendunterricht stellt. Referent freut sich nun, konstatieren zu können, daß das vorliegende Buch fast ganz genau diesen Forderungen entspricht. An einer Fülle von gut gewählten Beispielen werden die sittlichen Lehren veranschaulicht, darauf diese selbst ausgesprochen und schließlich folgen Sprüche und Lieder, welche darauf Bezug nehmen. Auch diese sind sehr gut ausgewählt und enthalten köstliche Perlen sittlicher Lebensweisheit. Die Pflichten des Menschen gegen die Tiere werden kurz und mit warmen Worten beschrieben, wenn freilich auch nicht vollständig genug für unseren durch die Entwickelungslehre jetzt bedeutend erweiterten Gesichtskreis. Im letzten Teil des Buches finden wir unter der Überschrift: „Streben nach Wahrheit und sittlicher Veredelung" eine Sammlung von Biographieen der hervorragendsten Lehrer und Geisteshelden der Menschheit von Moses bis auf Schiller. Dabei werden vorzugsweise die ethischen Anschauungen der betreffenden Männer entwickelt. Auch das Leben Jesu und des Apostels Paulus wird kurz geschildert und im Anschluß daran eine Übersicht über die ethischen Lehren der Bergpredigt, der Gleichnisse und der beiden Korintherbriefe gegeben. Dieser ganze Abschnitt wird besonders solchen Schulen willkommen sein, welche eine Konzentration des Unterrichtsstoffs wünschen und die Kultur- und Religionsgeschichte im Anschluß an die Sittenlehre behandeln wollen.

Soweit ist alles recht gut. Weniger gelungen erscheint mir die systematische Einteilung der Pflichten. Dieselben zerfallen zunächst in zwei Gruppen: „Pflichten der Kinder" und „Pflichten der Erwachsenen". Bei dieser Gruppierung war wohl der Gedanke maßgebend, daß die Besprechung der ersteren dem untersten Kursus, die Behandlung der letzteren dagegen dem mittleren und obersten Kursus dienen möge. Indessen hat der elementare Kursus sich nicht allein mit solchen Pflichten zu befassen, die für Kinder gelten, sondern er muß in jeder Beziehung für die höheren Kurse vorbereitend und grundlegend sein, wie es denn

auch natürlich nicht möglich ist, die Pflichten der Kinder und der Erwachsenen scharf gegen einander abzugrenzen. Innerhalb dieser beiden Gruppen werden dann die Pflichten weiter eingeteilt in solche gegen uns selbst und in solche gegen andere, wenigstens liegt dies Einteilungsprinzip zu Grunde, aber es ist nicht konsequent durchgeführt. Allerdings läßt sich diese Einteilung auch nicht streng durchführen, denn genau genommen sind alle ethischen Pflichten soziale Pflichten, beziehen sich also alle ohne Unterschied auf andere. Diejenigen Pflichten hingegen, welche unmittelbar die Erhaltung der Gesundheit und des Lebens zum Gegenstande haben, gehören eigentlich in das Gebiet der Physiologie oder der Gesundheitslehre. Ferner wird es als eine Unvollkommenheit empfunden werden, daß die Berufspflichten nicht aufgenommen sind, und daß bei den einzelnen Pflichten die Beziehungen derselben zum positiven Recht nicht nachgewiesen werden. Noch mehr aber ist es vom Standpunkt der neueren Ethik zu tadeln, daß der Verfasser alle ethischen Lehren an abstrakte Tugendbegriffe anknüpft. Das ist in der That der Hauptfehler des Werkes; er mußte notwendig die anderen nach sich ziehen. Es giebt bekanntlich keine einzelnen, besonderen Tugenden, welche selbständigen Wert für sich haben. Der Begriff „Tugend“ in ethischer Bedeutung bezieht sich stets auf die ganze Gesinnung des Menschen. Die einzelnen Tugendübungen sind nur denkbar als Ausfluß dieser Gesinnung und erhalten durch dieselbe allein ihren sittlichen Wert. Sie sind daher für die systematische Einteilung der Pflichtenlehre vollständig unbrauchbar. Dagegen lassen sich die sittlichen Lebenskreise des Individuums (Familie, Schule, Gesellschaft, Staat, Vaterland) sehr gut als Einteilungsgrund verwenden.

Der Verfasser benutzte als ethische Wegweiser die Werke von Kant, Schopenhauer, Bentham, Smiles und die Ethik von R. Rothe. Der Einfluß dieser Autoren ist denn auch unverkennbar, und daraus erklärt es sich ohne Zweifel, daß der Verfasser die Forderungen der ausgleichenden Gerechtigkeit, die schon Aristoteles in seiner Ethik so eingehend behandelte, nicht berücksichtigt hat, denn die ausführlichen Belehrungen über Gemeinnützigkeit, Wohlthätigkeit, Gerechtigkeit, Menschenliebe, Mitleid, berühren doch diesen wichtigen Gegenstand nur sehr unvollkommen und oberflächlich. Muß dies also als ein Mangel hingestellt werden, so erscheint andererseits der letzte Abschnitt des Buches, der unter der Überschrift: „Religiöse Pflichten“ eine Sammlung von Sprüchen (meist Bibelsprüchen) und Liedern bringt, die sich auf das Wesen Gottes und die Unsterblichkeit der Seele beziehen, fast als überflüssig. Das „Streben nach Gotterkenntnis und Gottverehrung“ kann kaum als eine Pflicht hingestellt werden, es liegt darin keine sittliche Bethätigung, kein moralisches Handeln. Fichte hat es unzweideutig ausgesprochen, „daß die Sittenlehre von Gott nichts wisse, daß sie den Begriff selbst (die sittliche Idee) für das Absolute halten müsse“, während Kant in seiner „Tugendlehre“ sich mit einer bloß formellen Kritik des Ausdrucks: „Pflichten gegen Gott“ begnügte, ohne erschöpfend auf das Verhältnis des Sittlichen zum Religiösen einzugehen.

Trotz dieser Mängel in der systematischen Einteilung und Gruppierung hat das Werk, wie schon angedeutet, seine großen Vorzüge. Es enthält eine große Zahl von gediegenen, mustergiltigen Beispielen, treffliche, in edler Sprache vorgetragene Lehren, inhaltsreiche Sprüche und Sentenzen und schöne, formvollendete Gedichte. Und hinter dieser ganzen Fülle des Stoffes steht, das fühlt man auf jeder Seite, die edle, von echt sittlicher Begeisterung für Wahrheit und Menschenwohl durchdrungene Persönlichkeit eines ganzen Menschen und Schulmannes.

Friedrichskoog. Heinrich Hennings.

---

**Müßige Gedanken eines Müßigen.** Von Jerome K. Jerome. Deutsch nach der 132. Auflage des englischen Originals von Julius Kaulen. Halle 1893. Hermann Gesenius.

Manchem Leser dieser Zeitschrift glaube ich einen Gefallen zu thun, wenn ich auf dieses kleine Büchlein aufmerksam mache, das, wiewohl es recht bescheiden auftritt, mehr hält als es zu versprechen scheint. Es sind nicht gerade neue und tiefe Gedanken, die der Verfasser in diesen kleinen Skizzen bietet, aber alles ist gut beobachtet und in reizendem Plauderton dargestellt. Die Gegenstände sind so recht aus dem vollen Leben gegriffen, und man sieht mit Erstaunen, wie sich an die trivialsten Dinge ganz erbauliche Betrachtungen anknüpfen lassen. Hier einige Überschriften: „Von Geldverlegenheit“, „Eitelsein und Eitelkeiten“, „Über Katzen und Hunde“, „Über die Kleinen“, „Über Essen und Trinken“, „Über Bekleidung und Verhalten“. Der Verfasser vermeidet sorgfältig den Schein, belehren zu wollen; thatsächlich erreicht er dies aber auf eine indirekte Art fast schwer, als wenn er darauf ausginge. Wie manche Thorheit und Ungezogenheit wird da mit köstlicher Ironie gegeißelt, wie mancher Wink für unser sittliches und gesellschaftliches Verhalten erteilt. Zum Vorlesen in kleinerem Kreise dürfte sich das Buch besonders eignen.

Berlin. R. Nerlich.

---

# Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

### Abteilung Berlin.

In der sozialen Gruppe sprach am 22. Februar Herr Rechtsanwalt Rothe über das Thema:

### Die Entschädigung unschuldig Verurteilter.

Der Redner bemängelte zunächst die Fassung des Themas, welches er dahin erweitert, daß er auch die Entschädigung für unschuldig erlittene Untersuchungshaft mit hineinzog. Er gab zunächst einen historischen Überblick über die verschiedenen Versuche und Gesetzentwürfe zur Entschädigung unschuldig Inhaftierter. In Frankreich hätten im vorigen Jahrhundert zwei besonders schreckliche Justizmorde zu einer Preisausschreibung für die beste Schrift über obiges Thema geführt; eine der preisgekrönten Schriften (von Beissot) enthalte wahrhaft ethische Gedanken. In einem älteren Gesetzbuch Toscanas und der beiden Sicilien, in Portugal, Österreich und 18 Schweizer Cantonen fänden sich gesetzliche Bestimmungen über die Entschädigung für unschuldig Verurteilte. In England beschäftige man sich eifrig mit dem Gedanken. In Deutschland wurde 1876 vom Juristentag der Antrag angenommen, daß eine Entschädigung für unschuldig erlittene Untersuchungshaft, 1882 auch für unschuldig erlittene Strafe zu leisten sei. Seit 1887 seien Mittel dafür in den Etats eingestellt und der Regierung liege jetzt ein diesbezüglicher Gesetzentwurf vor.

Redner führte des weiteren aus, daß das allgemeine Rechtsbewußtsein gebieterisch diese Entschädigung fordere, und daß die Einwände der Juristen dagegen nicht stichhaltig seien; bei Unfällen in Fabriken gäbe es auch Entschädigung für „Schaden ohne Verschulden“, wie einer dieser juristischen Einwände lautet. — Der jetzt der Regierung vorgelegte Gesetzentwurf beziehe sich nur auf die Entschädigung für unschuldig erlittene Strafhaft; die Regierung war im Prinzip gegen die Schadloshaltung für unschuldig erlittene Untersuchungshaft. — Wir aber wollen allen Freigesprochenen eine Entschädigung zugestehen, denn wir wollen alle Unschuldigen entschädigen, selbst auf die Gefahr hin, daß auch einmal ein Schuldiger entschädigt werde. — Nur eine Einschränkung sei zu machen: die Entschädigung falle fort, wenn der Angeklagte seine Haft und Verurteilung mit Vorsatz herbeigeführt habe.

Man habe gegen die Entschädigung angeführt, die Richter würden mit der Verhaftung allzu zögernd vorgehen, aus Furcht vor einem Irrtum; das sei aber von unseren Richtern nicht zu fürchten; dagegen würde sicherlich eine gute Folge sein: die Beschleunigung des Verfahrens, um die Staatskasse zu schonen. Ferner wurde erwähnt die Spekulation auf das Verhaften; wie schon vorher bemerkt, sei aber in diesem einen Fall die Entschädigung zu verweigern; jeder Fall von Spekulation würde entweder als solcher erkannt werden oder zur Verurteilung führen. Zuletzt habe man noch auf die Belastung des Fiskus aufmerksam gemacht; das dürfe aber nicht in Betracht kommen, und zudem sei nach dem Schweizer Beispiel ausgerechnet, daß die Summe in Deutschland sich im schlimmsten Fall auf jährlich 300,000 M. belaufen würde.

Die Art der Entschädigung sei Ersetzung des Vermögensschadens und eine Art Genugthuung, ein Schmerzensgeld. Die Art des Verfahrens nach dem neuen Gesetzentwurf: Antrag auf Entschädigung bei dem Staatsanwalt des freisprechenden Gerichts, Überweisung an den Justizminister, welcher entscheidet, ob und wie entschädigt wird, Appell von dieser Entscheidung an die Civilkammern der Landgerichte, wurde vom Redner stark bemängelt. Das dauere viel zu lange; der Strafrichter habe sofort eine vorläufige Entschädigung zu gewähren, damit die meistenteils den ärmeren Klassen angehörenden unschuldig Angeklagten und Verurteilten zunächst zu leben haben. Auch werde die zugestandene Entschädigung nach dem neuen Entwurf nur Wenigen zu gute kommen, da die Bestimmungen über die Wiederaufnahme des Verfahrens wesentlich verschärft seien; der Angeklagte habe den Beweis seiner Unschuld zu führen. — Redner hofft, daß diese Verschärfung aus dem Entwurf wieder entfernt werden wird.

Und wenn hier die Entschädigung unschuldig Verurteilter erreicht sei, so müßten wir unentwegt weiter kämpfen für die Entschädigung unschuldig Inhaftierter, ja für jedes eingeleitete Strafverfahren Kosten-Ersatz gewähren. In diesen Kampf einzugreifen, sei Pflicht der D. G. E. K., denn diese Entschädigung sei eine Forderung der Gerechtigkeit.

Reicher Beifall lohnte den Redner. — Eine Diskussion fand nicht statt, da sich die Versammlung mit den Ausführungen des Redners durchwegs einverstanden erklärte.

---

### Abteilung Magdeburg.

In dem Maße, wie die D. G. E. K. in immer weiteren Kreisen bekannt wird, gewinnt an Stelle ihres umständlichen offiziellen Titels immer mehr der Name „ethische Gesellschaft“ an Popularität. In der Sitzung vom 19. Februar konnte wiederum ein Wachsen der Mitgliederzahl der hiesigen Abteilung festgestellt werden. Der Abend war einer Besprechung über die Mittel und Wege gewidmet, die Bestrebungen der Gesellschaft in weiteren Kreisen bekannt zu machen. Nach dem Vorgang der Berliner Abteilung wurde die Bildung einer publicistischen und litterarischen Gruppe beschlossen. Sodann wurde der Beschluß gefaßt, mit denjenigen Magdeburger Vereinen, welche in ihren Bestrebungen der Gesellschaft verwandt sind, durch wechselseitige Vorträge und Besuche Fühlung zu gewinnen, sowie in der Provinz die Gründung von Zweigvereinen zu versuchen. Am 8. März hält Herr Rector Dr. Felsch einen Vortrag über „Wohlwollen und Wohlthun“. Am 16. März wird die diesjährige Generalversammlung abgehalten, auf die ein gemütliches Zusammensein mit musikalisch-deklamatorischen Darbietungen folgen soll.

# Anzeigen.

## Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Den Mitgliedern der Abteilung Berlin der D. G. E. K. wird hierdurch in Vervollständigung und Abänderung des Vierteljahresprogramms Folgendes ergebenst angezeigt:

1. Die Gruppenversammlung vom 10. März (Sonnabend) wird auf den 31. März (Sonnabend) verlegt. Am 10. März findet ein Diskussions-Abend statt, für welchen Herr Prof. Jodl seine Mitwirkung als Referent freundlichst zugesagt hat und zwar über das Thema:

**„Ethische Kultur und soziale Organisation".**

Der folgende Diskussions-Abend über das Thema:

**„Die Gleichheit der Teilnahme an den wirtschaftlichen Kulturerzeugnissen"** hat vom 6. März (Dienstag) auf den 20. März (Dienstag) verlegt werden müssen, weil der 6. März für erweiterte Vorstandsberatungen bereits in Anspruch genommen war.

An beiden Abenden (10. und 20. März) nehmen beschlußgemäß nur Mitglieder Teil.

Für die Versammlung der zweiten Gruppe am 15. März (Donnerstag) ist jetzt die Tagesordnung folgendermaßen festgestellt:

**„Die Bedeutung der materiellen Lage für das sittliche Handeln".**

Alle vorerwähnten Versammlungen finden wie gewöhnlich um 8 Uhr abends statt.

Zu dem am 13. März (Dienstag) 8 Uhr abends stattfindenden Abteilungstage werden die geehrten Mitglieder hiermit nochmals eingeladen mit der Bitte, recht vollzählig erscheinen zu wollen.

Unser Bureau hat seit einiger Zeit Telephon-Anschluß und zwar unter Amt III, Nr. 144.

Berlin, am 28. Februar 1894.

Im Auftrage:
Das Bureau der D. G. E. K.
Dr. Penzig.

## Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Der Stern'sche Gesangverein veranstaltet Montag, den 12. März in den Räumen der Philharmonie eine Aufführung des Requiem von Verdi, eines der bedeutendsten Werke in der gesamten neueren Tonkunst. Der Reinertrag dieses Concerts ist für die von unserer Gesellschaft zu begründende **Volksbibliothek und Lesehalle** bestimmt. Wir bitten unsere Mitglieder in ihren Kreisen für möglichst rege Beteiligung zu wirken.

Bestellungen auf Eintrittskarten zum Preise von M. 5.—, M. 4.—, M. 3.—, M. 2 — und M. 1.— nimmt der Unterzeichnete entgegen.

Berlin, den 28. Februar 1894.

Die Volksbibliothek-Commission der D. G. E. K.
J. A.
**Paul Jaffé,**
Steglitzerstr. 85.

---

### Interessante militärische Neuigkeit!

Soeben erschien in unserem Verlage:

## Militärische Essays V.

# Die Festungen und die Kriegführung.

Von **R. W.**

75 Seiten. gr. 8°.

**Preis 1,20 M.**

Diese neue Studie des ungenannten Verfassers, eines **Generals der deutschen Armee**, dürfte noch **größeres Aufsehen** erregen, als die früheren. Die Meinungen über den **Werth der Festungen** gehen bekanntlich auch in den maßgebendsten Kreisen noch sehr weit auseinander. Nachdem der Verfasser die **Taktik des Festungskrieges** während des letzten französischen Feldzuges eingehend erörtert, unterzieht er das System unserer jetzigen Festungen an der Ost- und Westgrenze einer sorgfältigen Kritik, an welche er **wichtige Aenderungsvorschläge** knüpft.

**Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.**

**Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12.**

---

**Ein neues reich illustrirtes Prachtwerk für Haus und Familie**

beginnt soeben zu erscheinen unter dem Titel:

# Berlin in Wort und Bild.

Von

**Paul Lindenberg.**

**Mit mehr als 200 prachtvollen Illustrationen**

von O. Gerlach, F. Holbein, R. Knötel, G. Koch, H. Lüders, L. Manzel, Alb. Richter, H. Schlittgen, F. Stahl, R. Warthmüller, Willi Werner, W. Zehme u. A.

**Vollständig in 25 Lieferungen à 30 Pf.**

**Paul Lindenberg**, der als ansprechender Erzähler, als glänzender Schriftsteller in weiten Kreisen sich einen Namen erworben, wohl der beste Kenner Berlins und seiner Geschichte, hat es in diesem Werke unternommen, **dem deutschen Volke eine fesselnde Schilderung der Reichshauptstadt und ihres gesammten Lebens, gewürzt mit historischen Erinnerungen und Anekdoten, darzubieten.** Kreuz und quer führt er uns durch das moderne Berlin; er zeigt uns seine stolzen Straßen und Paläste, schildert uns das Berlin der Arbeit, des Ringens und Schaffens, aber auch des Vergnügens und der Erholung. Mit dem kunstvoll ineinandergreifenden Räderwerk der städtischen Verwaltung macht er uns vertraut, in den wunderbaren Mechanismus des Post-, Telegraphen- und Fernsprechbetriebes läßt er uns Einsicht nehmen. Zu den Armen, den Leidenden und Darbenden wird er den Leser geleiten, in das Berlin der Wohlthätigkeit, in die gemeinnützigen Anstalten, aber auch in die Höhlen des Lasters und Verbrechens. Ein interessantes Kapitel schildert die weitverzweigte Organisation der Polizei und die Stätten, wo die Verbrechen ihre Sühne finden, den Gerichtssaal und die Gefängnisse. Und wenn der Leser von der Fülle der realistischen Bilder, an denen Berlin so reich ist, ermüdet, dann wird er ihn hinausführen in die schattigen Gänge des Tiergartens oder in die anmutige Umgebung, an den grünen Strand der Spree oder an die idyllischen Ufer stillträumender Seen, in deren blauen Fluten sich die lieblichen Bilder der märkischen Landschaft wiederspiegeln.

**Lieferung 1 ist soeben erschienen und wird auf Wunsch von jeder Buchhandlung gern zur Ansicht mitgeteilt.**

**Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12,**
Zimmerstraße 94.

---

**Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12.**

In unserm Verlage erschien:

# Herders Persönlichkeit
## in seiner Weltanschauung.

## Ein Beitrag
### zur Begründung der Biologie des Geistes.

Von

**Dr. Eugen Kühnemann.**

285 Seiten. gr. 8°.

**Preis 5 Mark.**

**Der erste Theil dieses Buches ist von der philosophischen Fakultät der Universität Berlin mit dem Preise gekrönt worden.**

---

Hierzu eine Beilage von der **Deutschen Schriftsteller-Genossenschaft in Berlin.**

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2092.

# Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Herausgegeben von

**Dr. Georg von Gizycki,**

Professor der Ethik an der Universität zu Berlin.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

| II. Jahrgang. | Berlin, den 17. März 1894. | Nr. 11. |
|---|---|---|





## Wohlthätigkeit.

Von Adele Gerhard in Berlin.

Der Schluß des Artikels „Ethische Selbsterziehung“ (in Nr. 2 dieser Zeitschrift) und die mittelbar und unmittelbar an ihn anknüpfenden Bemerkungen im Briefkasten beschäftigten sich mit der Frage der Wohlthätigkeit. Ich betrachte es nur als erfreulich, daß diese Art sozialer Bethätigung in ihrer Bedeutung als Anregungsmittel, wie als etwaige wirkungsvolle Mitarbeit an der Besserung der heutigen Zustände geprüft wird. Der anonyme Einsender (im Briefkasten in Nr. 8) der sich nur als Mitglied der D. G. E. K. bezeichnet und hiermit den mit ihm in gleicher Vereinigung Stehenden immerhin eine gewisse Verantwortung für seine Worte zuschiebt, scheint mir ein Typus zu sein, ein Typus, dem nicht entschieden genug entgegengetreten werden kann. Es schmeichelt sich ins Ohr, daß man „die Liebe nicht zurückdrängen“ dürfe, indem man „immer nur an die Verpflichtung mahne“, aber meines Erachtens bewirkt eben diese Auffassung eine heillose Verwirrung. Indem man sich dem willkürlichen Eingreifen der Liebe anders, denn als Notbehelf, bei der Änderung der sozialen Zustände überläßt, verliert man in verhängnisvoller Weise aus dem Auge, wie nur durch grobe Vernachlässigung der Gerechtigkeit dieser Eingriff der Liebe in ein Bereich nötig wird, das ihre Kräfte garnicht beanspruchen dürfte. Das Rechtsbewußtsein der vergangenen Zeit kann für uns nicht maßgebend sein; sonst müßten wir z. B. auch die Sklaverei und Leibeigenschaft als zulässig anerkennen. Unser heutiges Gerechtigkeitsgefühl stellt eben weitgehende Ansprüche, und erst jenseits dieser ist das Gebiet freier und willkürlicher Liebesbethätigung — ein noch weites, sehr, sehr weites Gebiet.

Was bietet nun für unsere Zeit die Wohlthätigkeit als soziale Mitarbeit? Ich schicke hier voraus, daß ich immer nur von der Wohlthätigkeit in ihrer reinsten und edelsten Form spreche, nicht von ihrem bequem zu bekämpfenden Zerrbild. An sich baut sie auf einer Grundlage, die man durchaus verwerfen muß, wenn man nicht in den Massen das Piedestal für einige wenige bevorzugte Individuen sieht. Stellt man sich aber selbst für einen Augenblick auf den Standpunkt, sich mit diesem Princip: die Grundlage gar nicht in Betracht zu ziehen, zu versöhnen, so entspricht selbst dann die Wohlthätigkeit der Gerechtigkeit nicht, sobald ihr das Umfassende fehlt, das nur durch Eintreten vom Staat oder Gemeinde auf gesetzlichem Wege zu erreichen ist. Die Privat- oder Vereinswohlthätigkeit kennt nur einzelne Fälle, wenn auch eine noch so starke Häufung dieser. Das Allgemeinverbindliche fehlt. Jede Besserung der Verhältnisse kommt nur einem begrenzten Teil zu Gut, den nicht etwa nur die größere Bedürftigkeit, sondern vor Allem der Zufall bestimmt. Selbst von diesem Standpunkt aus könnte also nur die Wirksamkeit des Staates oder der Gemeinde der Gerechtigkeit Genüge thun, und wenn in einzelnen Fällen die willkürlich geübte Wohlthätigkeit, wie ich gerne zugeben will, dieser Wirksamkeit förderlich war, indem sie ihr die richtigen Wege wies, so ist sie ihr, wenn wir das Bild im Großen betrachten, durchaus hinderlich. Man verschanzt sich hinter der Privatwohlthätigkeit. Der kleine, den Einzelnen sichtbare Vorteil birgt einen weit größern, wenn auch nicht so leicht zu erschauenden Nachteil. Die Entwickelung in der dem Ganzen dienlichen Richtung wird gehemmt. Wahrer Nutzen ist daher in dieser Thätigkeit nur dann zu erkennen, wenn sie mit der ernsten, zielbewußten Absicht verknüpft ist, als Anbahnung gesetzlichen Eingreifens zu dienen, und wenn sie immer da, wo sie diesem Ziel entgegenarbeiten könnte, das Unwesentliche dem Wesentlichen, d. h. die sofortige einzelne Hilfeleistung einer allgemeinen, durch diesen Verzicht beschleunigten, zu opfern bereit ist. Auch bei dieser letztern ist die Möglichkeit berechtigter Individualisierung — in der z. B. A. Wagner die Stärke des caritativen Systems sieht*) — vorhanden, wenn Privatpersonen mit entsprechender Aufopferung sich ihr hingeben.

Verlassen wir nun aber diese ganze Art der Betrachtung, in die ich mich nur zwangsweise hineinzuversetzen versuchte. Wer den Anforderungen unserer Zeit gerecht werden will, muß eben die ökonomische Grundlage ins Auge fassen, — die ökonomische Grundlage, welche jene Zustände bewirkt, die überhaupt erst „Wohlthätigkeit“ erforderlich machen. Alles, was sich nicht auf eine Änderung dieser Grundlage bezieht, läuft — um das müde gehetzte, aber schwer zu ersetzende Wort zu gebrauchen — doch nur auf das Herumkurieren an Symptomen hinaus, statt daß die Ursachen der Zustände betrachtet werden. Als eingreifende Mitarbeit an der Änderung der heutigen Zustände kann die Wohlthätigkeit daher nicht anerkannt werden, nicht einmal — wie man uns oft glauben machen will — als ein erster Versuch hierzu, als erster Schritt auf dem richtigen Wege; denn sie berührt die Wurzel des Übels gar nicht einmal, sondern bleibt nur an der Oberfläche. Wohl aber ist sie für den, der nicht eingewiegt in Vorurteile ist, ein grausiger Hohn auf unsere ganze Wirtschaftsordnung, deren Blößen durch sie grell beleuchtet werden.

Läge hierin nicht die Möglichkeit, daß die Wohlthätigkeit, wenn auch nicht an sich als zureichende soziale Bethätigung, so doch als Ansporn zu einer solchen zu schätzen wäre? Der

*) Adolph Wagner. Allg. od. theor. Volkswirtschaftslehre. Grundlegung. 1. Abteilung. 3. Kapitel: „Die Organisation der Volkswirtschaft.“

gänzlichen Verneinung, die diese Frage im Briefkasten (Nr. 4) fand, vermag ich nicht beizustimmen. Die Erzählungen der Arbeiter in Versammlungen über Arbeitslosigkeit, Löhne u. s. w. genügen als erste Anregung für viele Naturen nicht: sie müssen die feuchte Kellerluft eingeatmet, die Verwahrlosung der Kinder mit eigenen Augen gesehen haben, das ganze nackte Elend in erschauernlassender Anschaulichkeit erblicken, um eine klare, ruheraubende Vorstellung in sich aufzunehmen. Ihre Phantasie reicht nicht aus, um durch gehörte oder gelesene Zahlen einen wirkungsvollen Eindruck zu gewinnen. Jene grellen Illustrationen genügen aber andererseits in keiner Weise. Zu diesen immer vereinzelten — und seien es noch so viele — Bildern muß etwas Anderes hinzutreten: die Erkenntnis des Typischen bei ihnen, der Einblick in die Ursachen, aus denen sich diese empörenden Zustände entwickeln. Diese Einsicht aber wird nur äußerst selten durch Wohlthätigkeit erreicht. Der auf die einzelnen Fälle mit Hingebung und Ausdauer gerichtete Blick sieht z. B. die zehn oder hundert Entlassungen von Arbeitern, die ihm gerade in den Weg treten, denen er wieder Verdienst zu verschaffen und deren Elend er abzuhelfen sucht; die Thatsache der Arbeitslosigkeit als einer Massenerscheinung und deren tiefer liegende Ursachen aber werden von ihm nie einer ernsteren Prüfung unterzogen.

So kann nur, wenn die notwendige Ergänzung durch eine gründliche Betrachtung unserer ganzen heutigen Wirtschaftsordnung hinzutritt, in der Wohlthätigkeit eine wertvolle Anregung gesehen werden; im andern Falle nur zu häufig ein direktes Hindernis einer besseren Entwickelung, da sie leicht eine falsche Willens- und Gedankenrichtung bei Gebenden wie Empfangenden züchtet. Man sieht die nächsten, in die Augen springenden Wirkungen der Wohlthätigkeit und fragt sich nicht, welche nicht so leicht erkennbaren Nachteile diese wieder im Gefolge haben. Alle wirklich geleistete Hilfe in einzelnen konkreten Fällen vermag nicht dafür zu entschädigen, daß die Geister eingelullt und gehindert werden, sich der wahren Aufgabe unserer Zeit, der Umgestaltung unserer Wirtschaftsordnung, mit voller Aufopferung hinzugeben. Ich meine nicht etwa, daß man in einem Parteiprogramm durchaus die allein seligmachende Kirche erblicken müsse, aber was ich verlange, ist, daß man endlich einmal mit der Logik der sogenannten „praktischen Menschen“ bricht und den von mir sicherlich geschätzten warmen Trieb des Herzens durch überschauende Erkenntnis in wahrhaft wirkungsvoller, wahrhaft „praktischer“ Weise sich äußern läßt.

## Die neuen Hofschauspieler.

Ich schlug das letzte Blatt einer größeren Berliner Zeitung vom 7. d. M. um, nachdem ich über die Neubildung des englischen Kabinetts, den Handelsvertrag mit Rußland, die Reichs- und Landtagsverhandlungen u. s. w. alles Wissenswerte mir angeeignet hatte, und während ich nach den Familien-Nachrichten blickte, fielen mir die Theater-Anzeigen in die Augen. Unter ihnen befand sich in auffälligem Druck eine nicht minder auffällige Bekanntmachung des —

Doch ich muß hier etwas einschalten.

Am 1. d. M. führten mich Berufsgeschäfte nach Berlin. Ich habe es immer als eine Pflicht empfunden, mir aus eigenem Sehen und Hören ein Urteil zu bilden, und so nutzte ich den notwendigen Aufenthalt in der Reichshauptstadt, um mir einen Kunstgenuß zu bereiten. Das heißt, dies war meine Absicht.

Die Wahl, wohin ich meine Schritte lenken sollte, wurde mir nicht schwer. Denn zufällig waren mir während der Reise Erinnerungen aus dem verflossenen Jahrzehnt aufgetaucht, in deren Verfolg ich die Lust verspürte, einmal wieder eine Posse zu kosten. Die letzte, die ich mit ergiebigster Heiterkeit an mir vorübertollen sah, ging auf der Hofbühne zu Weimar in Scene, mit dem seligen Komiker Hettstedt als Seele des Ganzen.

So kam ich in das Adolph-Ernst-Theater und erlebte hier eine Aufführung von „Charley's Tante“, ein Schwank in drei Akten, wie es auf dem Theaterzettel hieß.

Ich glaube, es sollte die 160. Aufführung sein. Vorweg ging ein Stück: „Die Bajazzi“.

Wenn ich auch aus den Etatsberatungen des deutschen Reichstags bereits sattsam wußte, wie in Deutschland alles auf Sparsamkeit zugeschnitten werden muß, so hatte ich doch noch keine rechte Kenntnis davon, wie knapp den Bühnenleitern bereits die Stoffe für Frauenbekleidung geworden sind. Doch fand ich mich mit diesem Mangel bald ab, da er noch nicht die schlimmste Folge unserer üblen wirtschaftlichen Verhältnisse ist.

Jedenfalls begriff ich es, daß dies Stück auf dem Schloßtheater im Neuen Palais zu Potsdam, wo im vorigen Jahre „Charley's Tante“ vor dem kaiserlichen Hofe aufgespielt werden durfte, nicht als Entree gereicht war.

In der Pause freute ich mich einstweilen der Erfrischung, die mir der bald beginnende dreiaktige Schwank bringen sollte. Hofgesellschaft und Bürgertum waren ja doch darüber einig, daß dies aus England herüber verdeutschte Stück etwas Besonderes sei. Wie hätte ich da noch zweifeln können!

Abends um ½11 Uhr war „Charley's Tante“ überstanden, und ich ging mit einem wahren Katzenjammer heim, so sehr ich mich befleißigte, mir einzureden, daß ich schon anstandshalber keinen anderen Geschmack haben dürfe, als die, welche das Stück lobten.

Also dieser Schwank und mit diesen Darstellern war für würdig befunden worden, aus der Dresdenerstraße in den kaiserlichen Palast verpflanzt zu werden!

Der Witz des Dramas liegt bekanntlich in der Idee, einen Oxforder Studenten in Damengewänder zu stecken und zwei jungen Mädchen zum Besten zweier Freunde als die Tante des Einen dieser Beiden vorzutäuschen. Jene Idee ist aber auch der einzige Witz; die Handlung selbst ist witzlos, aller Feinheit und allen Geistes bar. Wenn Geistlosigkeit bei Zirkus-Klowns als eigenartige Kunst erscheint, so steht auch in dieser Beziehung das Machwerk weit hinter dieser Kunst zurück. Es ist keine Posse: ihm fehlt jeder Humor. Es ist kein Schwank, da Einfälle zu vermissen sind. Es ein Lustspiel zu nennen, wäre Beleidigung nicht bloß für Lessing, sondern auch für Rosen und Benedix. An höherem Blödsinn wird es von jeder Burleske übertroffen. Ja, wenn Charleys Tante wenigstens burlesk gespielt würde! Aber nicht einmal das!

Alle Darsteller — der Komiker in der Frauenrolle nicht ausgenommen — blieben unter „mittelmäßig“.

Es ist viel über den Verfall des deutschen Theaters geschrieben, nach meinem Bedünken noch lange nicht genug.

Dies beweist mir die Eingangs erwähnte Bekanntmachung, die sich am 7. d. M. unzähligen Tausenden von Zeitungslesern aufgedrängt hat.

Hatte schon Adolph Ernst mit der Einladung seiner Gesellschaft ins Neue Palais nach Potsdam eine durch die Opferung von 4000 Mark noch längst nicht genug bewertete Reklame machen können, so ist ihm jetzt ein weiterer Aufschwung gesichert, — gegen Verdienst und Würdigkeit, — und er kann die Behauptungen vom „Verfall“ des deutschen Theaters getrost ins Reich der Fabel verweisen. Wie er für den gestrigen Tag anzeigte, blieb sein Theater in Berlin geschlossen; denn „auf Wunsch Sr. Königl. Hoheit des Herzogs Alfred von Sachsen-Koburg-Gotha“ fand „am Mittwoch eine Aufführung von Charleys Tante mit den Mitgliedern des Adolph-Ernst-Theaters im Hoftheater zu Gotha“ statt. Hätte ich nicht eine zuverläßige Zeitung vor mir gehabt, so hätte ich das Inserat des Adolph-Ernst-Theaters für den einzigen gut gemeinten und übel angebrachten Spaß der Pseudo-Tante des „Studenten Charley“ halten mögen. Ich muß aber wohl an die Wirklichkeit der Berufung glauben, und das verpflichtet zu dem Hinweise, wie notwendig es ist, von Volkeswegen die Gunst Theatern zuzuwenden, die nicht ein Adolph-Ernst-Theater, und Stücken, die nicht Charleys Tante sind; notwendig im Interesse der Hebung wahrer Kunst, die noch

immer nach Brot gehen muß, notwendig im Interesse des sozialen Ausgleichs, der durch Ehrenbezeugungen, die am unrechten Platze erscheinen, nur gestört werden kann.

Mir und Anderen sind Adolph Ernst und Charleys Tante gleichgiltig, nicht aber, was durch Bevorzugung dieser Beiden gezeitigt ist und gezeitigt wird.

Jena, den 8. März 1894. Ernst Harmening.

## Ein Psalm (der 77.).

Von Franz Evers in Steglitz-Berlin.

Die Netze des Weltverkehrs spannen sich über die Erde: der Eisenbahnen eherne Schienenstränge und die Linien der Auswandererschiffe.

Und die Menschen kommen zueinander und nutzen einander in der Entwickelung und treiben Handel und tauschen ihre Gedanken aus.

Der schwarze Neger spricht mit dem weißen Europäer, und der Chinese mit seinem schleppenden Gang sucht Arbeit bei dem Amerikaner, dem eifrigen Geschäftsmann.

Gold und Elfenbein holen die Karawanen aus dem Innern Afrikas, und der eingeborene Australier tauscht Waffen ein und kriegerischen Schmuck gegen die Kunstwerke deutscher Fabriken.

Ein reges Leben bewegt sich auf dieser Erde, tagein, tagaus; wie in einem Bienenschwarm geht es her, und die Einen helfen den Andern, denn sie fühlen sich als Brüder, und ein Jeder will sich selber nutzen.

Die Früchte des Südens prangen auf den Tischen der Nordländer; und der Eisbär muß seinen weißen Pelz lassen für die Hütte des Eingeborenen.

Ich sehe das Alles, und mein Herz faßt den ewig fließenden Reichtum der Erde.

Und meine Seele sagt mir, daß sie alle ihr Ziel erfüllen, diese arbeitsamen Menschenkinder.

Ich bin überall: Ich bin beim Tauschgeschäfte der Indianer, und ich sitze mit am Tische der Staatsversammlungen.

Ich nähre mich in der Hütte des Köhlers von trockenem Brot, und klettere mit dem Indier auf die Bäume, um mich vor den wilden Tieren zu schützen.

Mich hungert in den kalten Gefängnissen Sibiriens, und ich verschmachte am Fuße der Pyramiden unter der Tropensonne.

Ich trage Kleider von europäischem Schnitt, und ich lagere mich mit dem Feuerländer nackt um ein Feuer, wenn es Nacht ist.

Ich bin ein König des Ostens in Pomp und Pracht und habe Dienerinnen und Sklaven; und ich bin ein einfacher Schiffsknecht im Hafen von New-York.

Überall bin ich zu Hause auf dieser Erde, denn sie ist meine Heimat;

und sie hat in mir ihre Erfüllung wie in einem jeden von den Anderen

Und weil ich erkenne, bin ich so freudig und genieße meine Lebenssendung in Gesundheit und mit lächelndem Wissen.

Und ich sehe, wie sie alle einander entgegenwachsen, die Menschenkinder, zum Ziel der herrschenden Liebe, zum Ziele des Friedens.

---

## Streifzüge durch die moderne Litteratur.

Von Lily von Gizycki.

V.

Als ich meinen letzten „Streifzug“ beendet hatte, atmete ich auf, denn ich hatte mich durch mancherlei Dornengestrüpp winden müssen und hatte manch morastigen Boden betreten, von dem die Spuren noch lange an den Kleidern hafteten. Jetzt lag freieres Land vor mir und Frühlingsluft wehte mich an.

„Eine neue Welt baut sich auf. Geschäftige Hände regen sich, um das Alte zu beseitigen, das Neue zu gestalten und zu schaffen. Schon treten die Spuren des Werdens zu Tage.“ So eröffnet Hermann Fürst sein Buch: „Die neuen Ideale,“*) und er versteht es in den elf Abhandlungen, aus denen es besteht, diese Spuren des Werdens aufzufinden. Aus dem Dreiklang der Naturforschung, der Sozialwissenschaft und der modernen Dichtung sieht er die neuen Ideale emporwachsen. Er sagt, daß es zu einem großen Teil den Frauen vorbehalten sei, diese Ideale verwirklichen zu helfen. Die moderne Litteratur, die sich mehr und mehr von ihrem alten Hans- und- Grete-Thema emancipiert hat, kennt solche Frauen. Sie hat Fräulein Hessel in Ibsens „Stützen der Gesellschaft“, sie hat die in sich abgeschlossene Gestalt der Studentin in Hauptmanns „Einsamen Menschen“ und die aus ihrer Umgebung herauswachsenden Fabrikantentöchter in Sudermanns „Ehre“ und in Fuldas „Verlorenem Paradies“ geschaffen. Von den Frauen, die sich ihrer Menschenwürde bewußt werden, und „von der kommenden, vornehmlich aus den unteren Schichten aufsteigenden Generation erwartet Ibsen mit den Genossen und Nachfolgern auf seinem Wege das Heil der Zukunft.“ Auf dem Boden des viel verketzerten Materialismus wachsen die neuen Ideale empor. Nicht Träumereien und Schwärmereien bilden ihren Inhalt, sondern die Arbeit, als die Grundlage des menschlichen Wohles, die Gerechtigkeit, als die Vorbedingung zum Endziel: dem freien, glücklichen Kulturleben der Menschheit. Das ist nicht jener „himmelblaue Idealismus, der hoch über den Wolken thront“, den man gern benutzt „als einen schützenden Vorhang, hinter dem sich ungesehen die Niedrigkeiten des Lebens abspielen.“ Dieser „falsche Idealismus wehrt sich mit aller Kraft gegen die litterarische Richtung, die ihn entthronen will, um den wahren an seine Stelle zu setzen; und wenn die Vertreter des letzteren nicht davor zurückschrecken, mit rücksichtsloser Hand all' den Schmutz und all' die Niedrigkeit zu enthüllen, die sich in der Sumpfatmosphäre des falschen Idealismus so üppig entwickelt, so schreien die sich getroffen Fühlenden mit heuchlerischer Entrüstung: Sie rauben uns unsere Ideale, diese Elenden, schlagt sie tot!“ An anderer Stelle verteidigt Hermann Fürst die naturalistischen Dichter unserer Zeit, indem er sagt: „Wenn die Dinge in der Zeit sich so gestalten, daß sie zu den geltenden theoretischen Begriffen des Schönen immer mehr in Widerspruch geraten, wenn zwischen dem Schönen und dem Wahren eine immer tiefere Kluft sich aufthut, wie dies in unsern Tagen der Fall ist, dann wird der Dichter zum Lügner, wenn er die Schönheit über die Wahrheit stellt.“ Unser Autor spricht wiederholt von dem ethischen Gehalt der modernen Dichtung, aber er ist weit entfernt davon, alles gut zu heißen, was „modern“ ist. Der Symbolismus eines Maeterlinck und seiner Nachahmer erscheint ihm nicht als eine litterarische Offenbarung, wie er leider vielen Modernen erscheint, sondern als eine krankhafte Geistesrichtung, und das Nietzschetum mit all' seinen Auswüchsen gehört nach ihm zur Décadence des 19. Jahrhunderts.

Hermann Fürst hat, wie wir gesehen haben, den Frauen einen Platz in den vordersten Reihen der Kämpfer für die neuen Ideale angewiesen. Er glaubt an ihre Tüchtigkeit, an ihre Ausdauer, an den endlichen Erfolg ihrer Bestrebungen. Ich weiß nicht, in welchen Lebenskreisen sich der Autor bewegt; aus dem Vertrauen jedoch, welches er den Frauen entgegenbringt, schließe ich, daß er ernste, denkende Frauen kennt, die einen weiteren Horizont haben, als die „deutsche Hausfrau“ ihn zu haben pflegt. Es giebt ihrer noch nicht Viele; es sind, trotz des jungen Nachwuchses, auch auf dem Gebiet des Emancipationskampfes der Frauen immer wieder dieselben, die sich totschlagen lassen. Zu ihnen gehört Hedwig Dohm. Als ihr Werk über „Der Frauen Natur und Recht“*), das heute in zweiter Auflage vorliegt, vor 20 Jahren erschien, wurde es teils totgeschwiegen, teils verlacht. Heute hat man zwar vor dem eindringlichen Ernst der Frauenfrage das Lachen verlernt, aber man schweigt noch gar zu gern und schweigt da am liebsten, wo man nachgerade eingesehen hat, daß die Gründe womit die Männer die Forderungen der Frauen zurückweisen, nicht stichhaltig sind. Als Hedwig Dohm vor zwei Jahrzehnten ihr Buch schrieb, lag ihr hauptsächlich daran, alle diese Gründe, vom trivialsten bis zum wissenschaftlichsten, zu widerlegen. Es ist ihr ge-

*) Die neuen Ideale: Evolutionäre Plaudereien. Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag. 133 Seiten.

*) Der Frauen Natur und Recht. Von Hedwig Dohm. Berlin, Friedrich Stahn. 365 Seiten.

lungen, und wir haben bei der Lektüre den Eindruck, den sie selbst ausspricht, wenn sie sagt: „Wir wohnen bei Frogen über Frauenangelegenheiten stets dem merkwürdigen Schauspiel bei, von Frauen logische Gründe zu vernehmen, während die Männer auf einem Meer von Gefühlen, Instinkten und pietätvoller Gläubigkeit sänftiglich dahin treiben.“ Nun sind zwar die logischen Gründe den männlichen und weiblichen Vorkämpfern der Frauenbewegung längst schon geläufig, trotzdem ist es ihnen noch nicht gelungen, sie populär zu machen. Ich glaube, daß das Buch von Hedwig Dohm mit seinem graziösen Styl, seinem Witz und seinen drastischen Bemerkungen nach dieser Richtung hin eine belebende Wirkung ausüben und dazu beitragen wird, daß die Gegner des Frauenrechts zusammenschmelzen, „bis schließlich ein letzter, einsamer Don Quichote unter dem Gelächter der Zeitgenossen seine Lanze für den Kochlöffel der Frau einlegen wird.“

Gegen den Kochlöffel als das Scepter der Frau wendet sich die Verfasserin zunächst. Sie weiß wohl zu unterscheiden zwischen der sich abmühenden Frau, die an der „schwersten Geldsorge, der um das Wirtschaftsgeld,“ nach und nach zu Grunde geht, und der Vertreterin des „Jesuitismus im Hause“, der rastlos geschäftigen, prahlerischen Hausfrau, deren oberste Dogmen sind: Den Speisekammerschlüssel in der Tasche! Hinter den Mädchen her! Die Wäsche im Haus! Dieses Hausfrauentum ist eine Karikatur desjenigen früherer Jahrhunderte, wo die gesamte Hausindustrie in den Händen der Frauen lag. Jetzt haben die Maschinen ihnen die häusliche Arbeit zum größten Teil aus den Händen gerissen, und „es naht die Zeit, wo das Herdfeuer erlöschen wird, um in großartig angelegten öffentlichen Küchen desto heller zu lodern.“ Darüber ist der Mann entsetzt! „An welchen Leiden und Freuden der Küche partieipirt er denn? Doch wohl an den gekochten Gerichten. Wird der Genuß derselben durch die Vorstellung erhöht, daß Gattin und Köchin sich abrackern? erhöht durch die feuerherdsroten Backen seiner schöneren Hälfte, oder durch den Duft von Kohl und Rüben, der anmutend durch die Ritzen der Thür in sein Allerheiligstes dringt? . . . . Ich meine, die Güte und Billigkeit der Speisen kommt für ihn allein in Betracht. Sind die außer dem Hause bereiteten Schüsseln besser und billiger, müßte er nicht, wenn er nicht bis an den Hals in Vorurteilen steckte, die Küche außer dem Hause mit Entzücken begrüßen?“

Der Abscheu gegen das öffentliche Auftreten der Frau wird meist dadurch begründet, daß es heißt, die Weiblichkeit ginge dabei verloren und Reizlosigkeit träte an Stelle der zarten Anmut. „Das Beste dabei ist“, sagt Hedwig Dohm, „daß der Abscheu, den die Männer affektieren, eine Lüge ist. Ein Jeder kann sich überzeugen, daß in Gesellschaften, in denen sich zugleich Schauspielerinnen und hübsche junge Hausfrauen befinden, die Ersteren alle Männer, von dem Roué bis zum solidesten Spießbürger herunter, unwiderstehlich an sich ziehen . . . . Jedes weibliche Individuum, das öffentlich auftritt, bezaubert die Männer, so lange sie es versteht, sie zu amüsieren. Tritt die Frau aber öffentlich auf, um ihnen Konkurrenz zu machen oder gar sie zu belehren, so wird sie zur Unnatur, zum Mannweib.“ Von derselben Seite, von der aus gegen die Zulassung der Frauen zu höheren Berufen polemisirt wird, tönen die schönen Phrasen von der zarten Konstitution der Frau, von der Rücksicht, die man auf ihre körperliche Schwäche nehmen müsse. Daß es nichts als Phrasen sind, beweisen die armen Näherinnen, die 18 Stunden des Tages für einen Hungerlohn arbeiten, die Fabrikarbeiterinnen, die sich zu Tausenden Tag für Tag abrackern, ohne daß die männliche „Ritterlichkeit“ daran Anstoß nimmt. „Alle mir über die Frauenarbeit vorliegenden Schriften lassen darüber keinen Zweifel: Nie und nirgend hat man die Frau von den mühsamsten und widerwärtigsten Beschäftigungen fern gehalten, etwa auf Grund ihrer zarten Konstitution oder ihrer Schamhaftigkeit, — Schranken, die aufzuführen man niemals versäumt, wo es sich um höhere und einträglichere Arbeitsgebiete handelt. Im Gegenteil, für die unteren Stände scheint der Grundsatz zu gelten: je gröber, je anstrengender die Arbeit, desto besser für die Frauen.“ Aber nicht nur der geringen Körperkräfte wegen — Frau Dohm bemerkt sehr richtig, daß die Zahnärztin z. B. kaum mehr Kraft in den Armen nötig habe, als die Tänzerin oder Trapezkünstlerin, gegen die kein männliches Anathema geschleudert würde, in den Beinen, — auch wegen der geringen geistigen Fähigkeiten verschließt der Mann dem Weib die Pforten der Hörsäle. Warum verschließt er sie, wenn er konsequent und logisch denkt, nicht auch den mittelmäßig begabten und unbedeutenden Männern? Es ist, trotz aller schönen Worte, die Furcht vor der Konkurrenz, welche den Frauen ihr Vorwärtsstreben so schwer macht. „Wie sonderbar ist diese Furcht! Sind die Männer wirklich das höhere Geschlecht, das heißt mit höheren Kräften für alle Fächer begabt, von denen sie die Frauen ausschließen, so brauchen sie doch die Konkurrenz nicht zu fürchten, im Gegenteil, die Frauen werden ihnen zur Folie dienen.“ Sind die Feinde und Feindinnen der Frauenbewegung — leider giebt es letztere noch — zu Ende mit ihren Argumenten, so rufen sie höhnend: Nun wohl, wollt ihr gleiche Rechte, so müßt ihr auch gleiche Pflichten auf euch nehmen. „Unter diesen Pflichten verstehen die Männer den Kriegsdienst . . . . Darauf habe ich zu erwidern: Wo es sich um Aufstellung von Principien handelt, da darf die Zulässigkeit dieser Principien nicht an einem Rest barbarischer Gesittung gemessen werden, auf den zukünftige Jahrhunderte mit Staunen und mit Abscheu blicken werden . . . . Könnte man es nicht auch für ein Äquivalent gelten lassen, daß die Frau die Lücken, welche Schwert und Kugel des Mannes in die Reihen der Menschen rissen, durch Geburten wieder ausfüllt? . . . . Sind den Frauen erst politische Rechte gewährleistet, so wird die Lebensdauer des Mords-Patriotismus um einige Jahrhunderte gekürzt werden.“

Die Verfasserin berührt mit diesem letzten Satz einen Punkt in der Frauenbewegung, der zwischen zwei Parteien die Grenze bildet. Die eine meint, mit der Zulassung der Frauen zum Universitäts-Studium sei die Frauenfrage gelöst, die andere erklärt, daß die Frau aus ihrer unwürdigen Abhängigkeit erst dann erlöst sein wird, wenn sie dieselben politischen Rechte hat wie der Mann. Frau Hedwig Dohm hat schon vor zwanzig Jahren, als selbst die erstgenannte Partei noch der Lächerlichkeit anheimfiel, den Mut gehabt, sich zu der letzteren zu bekennen. Ihren Erörterungen über das Frauenstimmrecht legt sie eine Verhandlung des englischen Parlaments über diesen Gegenstand zu Grunde. Was die Gegner des Frauenstimmrechts damals aussprachen, wird auch heute noch von ihnen geltend gemacht. „Aktive Teilnahme am Wahlakt befleckt und verunreinigt das weibliche Geschlecht“, erklärte ein Redner. Hedwig Dohm erwidert: „Und die harte Arbeit um das tägliche Brot in den Fabriken und auf der Straße — keine Befleckung zarter Frauenseelen? . . . . Und die unabsehbaren Reihen der Prostituirten, die zum weitaus größten Teil die Not in ‚dirt and mire‘ treibt?“ Das Stimmrecht der Frau soll das Grab der glücklichen Ehe sein, heißt es weiter. „Warum legt man ein so großes Gewicht gerade auf die Verschiedenheit politischer Ansichten zwischen Eheleuten? . . . . Es ist doch nicht Sache des Staates, sich um eheliche Zänkereien zu bekümmern. Wäre das der Fall, so müßte er auch Sorge tragen für die Übereinstimmung der Gatten in pädagogischen, künstlerischen und sozialen Fragen.“ Andere behaupten, der Mann sei vermöge seiner Verstandeskräfte der Frau überlegen und von Natur allein zum Herrschen bestimmt. Bisher ist er unumschränkt diesem Naturrecht gefolgt. „Und das Resultat? Kampf und Blut, Aberglauben, Korruption, großes und kleines Panama.“ Einer der Parlamentsredner meinte sogar, daß, sobald die Frauen das Stimmrecht besäßen, manche tüchtige Männer durch ihre Liebesgefühle in ihrer politischen Gesinnung beirrt werden würden. „Sind die Frauen bloß auf der

Welt, um Alles zu vermeiden, was der Tugend der Männer zum Fallstrick werden könnte? Könnten die Männer nicht ab und zu selbst etwas für ihre Tugend thun?" Alle diese Gründe werden den ihr Recht fordernden Frauen in allen Tonarten wiederholt; man hat kein Gefühl dafür, wie despotisch es ist, der Hälfte des Menschengeschlechts Gesetze vorzuschreiben, an deren Abfassung sie keinerlei Anteil haben. Die einzige politische Gleichheit, die anerkannt wird, ist die Gleichheit vor dem Schafott. Die moderne Frauenbewegung bedeutet eine sozial-ethische Revolution, sagt Hedwig Dohm ganz richtig; „sie bedeutet die Abschaffung der Ehe als Versorgungsgeschäft." „Um der Ethisierung der menschlichen Gesellschaft willen" müssen die Frauen das Stimmrecht fordern; sie müssen sich organisieren, sie müssen alle ihre Kräfte zusammennehmen, dies eine Ziel zu erreichen! Mit diesem kräftigen Appell an ihre Geschlechtsgenossinnen schließt die Verfasserin. Ich habe in ihrem Buche nur zwei Sätze gefunden, denen widersprochen werden muß. Sie sagt, die Frauen des Volkes würden im Großen und Ganzen das Stimmrecht nicht begehren, und in England und Amerika seien Frauenstimmrechtsvereine, in Deutschland nicht. Gerade die Frauen des Volkes sind es, die in geschlossenen Verbänden das Stimmrecht fordern; jeder der zahlreichen Arbeiterinnenvereine ist ein Frauenstimmrechtsverein. Ich möchte den Satz dahin verändern, daß ich sage, die Frauen der oberen Kreise wollen im Großen und Ganzen das Stimmrecht nicht.

Zu den Frauen, die den „Damenstandpunkt" in der Frauenfrage zwar festhalten, trotzdem aber klare Ziele vor Augen haben und berechtigte Forderungen stellen, gehört **Klara Schreiber**, von der kürzlich ein Buch „Eva"*) erschien, das Beachtung verdient. Sie berührt darin nur die tiefen Schäden in der bürgerlichen Frauenwelt und giebt gute Ratschläge, um ihnen abzuhelfen. Sie tritt unbedingt dafür ein, daß jedes Mädchen einen Beruf erlerne, „nicht um der Ehe zu entraten, sondern um sie zu erleichtern und die Lebensverhältnisse zu verbessern," und weist den Einwurf, daß der Frau die Kräfte dazu fehlen, damit zurück, daß die Frauen durch Vergnügungen und aufreibende Geselligkeit weit mehr sich anstrengen, als durch Erfüllung irgend eines Berufes. Jede erwerbende Frau sei, sagt sie, für die Moral eine Gefahr weniger. Mit anerkennenswerter Deutlichkeit ermahnt sie die Mütter, ihre Töchter nicht im Glasschrank zu erziehen und nicht aus falscher Prüderie Dinge zu verheimlichen, die ihnen gerade durch die Verheimlichung gefährlich werden. In Bezug auf die leider noch immer von der Mode gebotene Hochzeitsreise spricht die Verfasserin gewiß aus dem Herzen vieler Frauen heraus, wenn sie sagt, daß das innerste Wesen der Ehe dabei entgöttert würde, denn „man hat das heilige Mysterium des Lebens in gar zu vielen Wirtshäusern herumgeschleppt." „Die Ärzte wissen davon zu erzählen, in wie vielen Ehen die überhastete Hochzeitsreise als die Ursache der Kinderlosigkeit und schwerer nervöser Krankheiten der Frau angesehen werden muß." Klara Schreiber, die ihr Buch „nach 25 Jahren gemeinsamer Arbeit" ihrem Gatten gewidmet hat, beweist schon dadurch, daß sie mehr als viele Andere die Berechtigung hat, gerade über das Eheleben zu sprechen. „Um **dauernd** glücklich zu leben," sagt sie, „muß der ethisch empfindende Mensch **Gründe** für seine Liebe haben." Die Liebe muß auf Achtung, auf gegenseitigem Verständnis beruhen, wenn sie den flüchtigen Sinnenrausch überdauern soll, und daher verlangt die Verfasserin, daß mit dem Princip, die Geschlechter gewaltsam von einander fern zu halten, gebrochen werde. Trotzdem sie nun dieses Verlangen ausspricht, polemisiert sie gegen die Einheitsschulen, während doch gerade durch das Miteinander-Aufwachsen, durch das gemeinsame Spielen und Lernen der Verkehr sich harmlos gestalten würde und eine intimere Kenntnis der gegenseitigen Fehler und Tugenden die unausbleibliche Folge wäre.

Von der radikalen Hedwig Dohm bis zur gemäßigten Klara Schreiber ist der Weg nicht weit; ich vermag jedoch einen geeigneten Übergang von dieser zu **Hortense de Goupy** nicht zu finden, die ihr Buch „Unserer Töchter Erziehung zur Schönheit"*) mit dem Wunsche einleitet, daß es ihm gelingen möge, dem „rücksichtslosen Fortschreiten eines unvernünftigen Bildungsteufels wenn auch nur bescheidene Schranken zu ziehen." Die hygienischen Ratschläge, die sie giebt, sind gewiß recht nützlich und mir besonders sympathisch, weil sie unter allen Medikamenten dem — Wasser den Vorzug giebt. Welchem Zwecke jedoch dient diese komplizierte „Erziehung zur Schönheit"? Natürlich dem Männerfang. „Die Männer kümmern sich nämlich wenig um hohe Bildung bei den Frauen" (verbeuge dich für dieses Kompliment, starkes Geschlecht!), „aber sehr viel um körperliche Schönheit," und „von den mannigfachen Gefühlen, welche in der Brust des Mannes Liebe erzeugen, sind die stärksten die, welche durch körperliche Reize erweckt werden;" darum, ihr Mütter, sorgt dafür, die dicken Nasen Eurer Töchter schmal zu kneifen, ihre aufgestülpten in „griechische" zu verwandeln, ihre Lippen zu massieren, damit sie rot und üppig werden! Vergeßt ja nicht, die Entwickelung ihres Körpers sorgfältig zu beobachten, und scheut kein Mittel, das Hortense de Goupy empfiehlt, um ihm zu rundlicher Fülle zu verhelfen! Und du, holde Jungfrau, beachte ihren praktischen Rat, der also lautet: Die Frau soll ihr Parfüm ihrem Wesen anpassen, dann ist sie eine „duftende Frau". „Indes darf das Parfüm auch nicht zu eintönig gestaltet sein, sonst wirkt es ermüdend." Man wähle „ein Grundparfüm, um welches dann solche Gerüche zu gruppieren sind, die mit dem Grundparfüm harmonieren, also z. B., wird für Taschentuch und Kleider Veilchen beliebt, so kann für Wasch- und Zahnmittel Rose, für das Wäschesachet Iris, für das Haarwasser Jasmin und für die Zimmer Akazie gewählt werden . . . . Die Wohlgerüche verteilen sich am feinsten, wenn der untere Saum des Kleides mit dem Parfüm befeuchtet wird; dann umschwebt der Wohlgeruch die ganze Person wie ein Hauch, und es ist, um mit den Worten des Dichters zu reden, als ob der Fuß auf Blumenmatten wandelte." Ob die duftreiche Dame es wohl wagt, in die nicht gerade stets mit Wohlgerüchen geschwängerte Luft der Großstadt hinauszutreten? Ich glaube, sie sitzt auf seidenen Polstern in geschlossenem Koupee, dessen Gummiräder jede Unebenheit des Weges unfühlbar machen, und schließt die Vorhänge vor den Spiegelscheiben, sobald ihr feines ästhetisches Gefühl durch die Lumpen eines Bettlers beleidigt wird. Wir können mit einem Lächeln zur Tagesordnung übergehen, denn wir ziehen die reine Luft vor, die aus den vorher besprochenen drei Büchern uns entgegenweht.

Wenn ich den Inhalt dieser Bücher nun nochmals überdenke, so sehe ich, daß sie Eines gemeinsam haben: die reformatorische Tendenz. Dadurch wirken sie, dadurch wird es ihnen gelingen, diejenigen zu leiten, die auf dem Wege innerer Entwickelung die ersten Schritte vorwärts gethan haben und nun nicht wissen, wohin sie sich weiter wenden sollen.

Aber noch etwas anderes ist den Büchern gemeinsam — ein kleines Wort, das seit einiger Zeit unserem Sprachschatz hinzugefügt worden ist, das Wort „ethisch". Es ist im Grunde kein häßliches Wort. Es könnte ebenso inhaltsreich sein, ebenso feierlich klingen, wie vielleicht in den Urgemeinden das Wort „christlich". Aber leider erinnert es mich jetzt schon zuweilen an eine abgegriffene Kupfermünze, die doch auch einst dem Golde ähnlich war, und deshalb möchte ich an das Wort „ethisch" eine ganz kurze „ethische" Predigt anknüpfen. Du bist nicht darum ethisch, lieber Leser, weil du den Mund zu einem höflichen Lächeln verziehst, während dir die Galle über-

*) Eva. Naturalistische Studien einer Idealistin. Von Klara Schreiber. Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag. 1893. 155 Seiten.

*) Unserer Töchter Erziehung zur Schönheit. Von Hortense de Goupy. Berlin. Verlag von Friedrich Stahn. 324 Seiten.

läuft; du bist nicht darum ethisch, weil du dich einer vorsichtigen Ausdrucksweise befleißigst, während du innerlich deinen Gegner verwünschst, du bist nicht darum ethisch, weil du zufällig graue Haare hast und deshalb den Blonden, Braunen oder Schwarzen großartig zurechtweist, du bist nicht darum ethisch, weil du der ethischen Gesellschaft angehörst. Du sollst das Wort nicht unnützlich führen. Du sollst nicht sagen, ein Musikstück, das dich entzückte, sei ethisch, oder ein Mensch, der nicht deiner Ansicht zustimmt, sei unethisch, sondern du sollst allezeit dessen eingedenk sein, daß wir Alle nicht „ethisch“ sind, sondern der ethischen Kultur bedürfen.

## Vermischtes.

Aus dem Leben. Ein Bekannter schreibt uns: Mit einem konservativen Landtagsabgeordneten hatte ich mich über die Lage der Landarbeiter ausgesprochen und u. A. die Ansicht vertreten, daß man für eine weitergehende Unterrichtung und Aufklärung sorgen müsse. Der feudale Rittergutsbesitzer spielte hier seinen Haupttrumpf aus und fragte mich, welchen Nutzen die Aufklärung der städtischen Arbeiter geliefert habe; sozialdemokratische Tagediebe und Vagabunden habe man groß gezogen, die ländliche Bevölkerung sei doch wenigstens noch arbeitsam. Ich antwortete, daß es räudige Schafe auch unter den Höchstgebildeten gäbe, daß ich aber bei Gelegenheit einer Wächter'schen Versammlung beobachtet hätte, daß Berliner „sozialdemokratische Vagabunden“ ethisch höher ständen als eine nicht geringe Anzahl von Geistlichen. Als im Oktober v. J. Theodor von Wächter die Besucher (zu 4/5 Geistliche) des volkswirtschaftlichen Kursus des evangelisch-sozialen Kongresses zu einer Versammlung in die Germaniasäle geladen hatte, bat der Vorsitzende, ein Anarchist, im Interesse des leidenden Theodor von Wächter das Rauchen zu unterdrücken. Während ich die weitaus größte Zahl der Arbeiter meiner Umgebung die Cigarre ausgehen lassen sah, mußte ich bemerken, daß die Herren Pastoren ihre Cigarre ruhig zu Ende rauchten, einige sogar eine zweite folgen ließen.

Das hätte ich auch gethan, sagte der Abgeordnete, erstens um diesen Wächter mundtot zu machen, und dann ist es doch wirklich eine Unverschämtheit, eine Versammlung einzuberufen, wenn man nicht einmal Cigarrenrauch vertragen kann.

In einem Damen-Verein Chicagos hielt unlängst William T. Stead, der bekannte frühere Redakteur der Londoner Pall Mall Gazette, infolge einer Einladung einen Vortrag, in welchem er in betreff der Frage der Rettung ausgestoßener Frauen erklärte, daß nach seiner Meinung die niedrigsten Exemplare derselben nicht die sogenannten gefallenen Frauen seien, sondern diejenigen, „welche vom Glücke mit allem, was in Hinsicht auf Reichtum und soziale Stellung nur gewünscht werden kann, ausgestattet sind, aber alles für sich selbst ausgeben, nur an sich denken und ihre unglücklichen Nebenmenschen vergessen.“ Die Damen veranstalteten nach dem Vortrage ein Entrüstungs-Meeting, in welchem sie erklärten, daß Mr. Stead kein Gentleman sei. „Sie müssen aber zugeben,“ sagt Bellamy, der den Vorfall in seiner „New Nation“ berichtet, „daß er sein Neues Testament ziemlich gut kennt.“

## Das Verhältnis der amerikanischen ethischen Bewegung zur Religion.

Von Professor Felix Adler in New-York.*)

Die folgende Erklärung soll das Verhältnis der ethischen Bewegung zur Religion bestimmen. Sie ist niemals von den Gesellschaften aufgestellt worden und darf nicht als eine formelle Deklaration aufgefaßt werden; aber sie drückt die Ansichten der gegenwärtigen Sprecher der amerikanischen ethischen Gesellschaften aus:

Es giebt zwei Bedeutungen, in welchen das Wort Religion gewöhnlich gebraucht wird. In dem einen Sinne bezeichnet es eine leidenschaftliche Hingebung an eine hohe Sache. In dem anderen Sinne wird es auf Bestimmungen hinsichtlich der Verbindung zwischen dem Menschen und dem Universum angewandt. Die ethische Bewegung ist eine religiöse Bewegung in dem ersteren Sinne.

Diejenigen Bestimmungen, in Bezug auf welche eine Verschiedenheit der Meinung unzulässig ist, machen den kollektiven Charakter einer Bewegung aus. In Bezug auf die Verbindung zwischen dem Menschen und dem Universum ist unter den Mitgliedern und Sprechern ethischer Gesellschaften eine Verschiedenheit der Meinung zulässig; daher ist die ethische Bewegung als solche nicht eine religiöse Bewegung in dem letzteren Sinne.

In der ethischen Bewegung steht es den Sprechern und den anderen Mitgliedern frei, in den Sonntags-Reden theistische, agnostische und andere philosophische Ansichten auszusprechen. Aber sie müssen es unzweifelhaft machen, daß diese Ansichten nicht die Bewegung charakterisieren. Sie dürfen diese Ansichten nicht den Grundsätzen einer ethischen Gesellschaft einzuverleiben suchen, und sie dürfen in den allgemeinen öffentlichen Versammlungen der Gesellschaft nicht Formen und Ceremonien einführen, welche sich auf ihre privaten Ansichten gründen. Mit dieser Bestimmung soll jedoch nichts gegen den Wert religiöser Übungen bei Mitgliedern ethischer Gesellschaften gesagt sein, wenn jene in solcher Weise stattfinden, daß nur diejenigen, welche daran teilnehmen, in Frage kommen.

Man soll annehmen, daß die Mitglieder ethischer Gesellschaften ein ernstes Interesse für das sittliche Ziel fühlen; aber man soll nicht fordern, daß sie den Glauben aussprechen, daß das sittliche Ziel das höchste Ziel des menschlichen Daseins ist. Denn obwohl das Supremat des sittlichen Zieles in der eigensten Natur der Sittlichkeit liegt, ist es doch nicht zu erwarten, daß dies allen denjenigen klar ist, deren Interesse ernst und weiterer Entwickelung fähig ist.

Von den Sprechern der ethischen Gesellschaften jedoch muß man annehmen, daß sie von der fundamentalen Wahrheit des Supremats des sittlichen Zieles fest überzeugt sind. Alle sonst geeigneten Personen, welche diese Wahrheit anerkennen und welche infolgedessen dem Prinzip des Rechten im geistigen Leben die höchste Stelle anweisen, sollen, was auch sonst ihre philosophischen oder religiösen Meinungen sein mögen, zu Sprechern ethischer Gesellschaften wählbar sein.

*) Anhang des ersten Heftes dieser Nummer der Ethical Addresses.

## Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Zweig Königsberg i. P.

In der gut besuchten Versammlung vom 1. März fand unter dem Vorsitz des Herrn Dr. Jessen eine lebhafte, von ethisch versöhnlichem Geiste getragene Diskussion über folgende Thesen statt:

1. Die Ethischen Gesellschaften räumen ihren Mitgliedern bezüglich ihres religiösen Bekenntnisses in kirchlichem Sinne die volle Freiheit ein; sie wollen weder eine neue Religion begründen, noch den Menschen die Religion nehmen.

2. Die E. G. unterwerfen das kirchlich-religiöse Verhalten des Einzelnen keiner Kritik, legen vielmehr nur Gewicht auf ethische Gesinnung und deren Bethätigung in allen Handlungen. — Eine gegenseitige Verständigung über den Ursprung der Gesetze, welche für die ethische Gesinnung maßgebend sind, halten die E. G. nicht für notwendig.

Der sittliche Wert des Menschen ist unabhängig von seinen religiösen Vorstellungen.

3. Die E. G. bekämpfen jede Intoleranz in religiöser Beziehung, jede Verfolgung und Hintansetzung eines Menschen seines Glaubens wegen. —

Nicht mehr zur Erörterung konnten die gleichfalls auf die Tagesordnung gesetzten folgenden Thesen kommen:

1. Die E. G. halten die Unterweisung der Jugend in den Grundsätzen der Ethik, die ethische Erziehung und Gewohnung für unumgänglich notwendig zur Erlangung ihres Zieles: der Vervollkommnung des Menschen in sittlicher Beziehung.

Die ethische Erziehung ist wichtiger als die wissenschaftliche Ausbildung.

2. Behufs Beseitigung der Standesvorurteile und des unheilvollen Kastengeistes fordern die E. G. eine staatliche Einheitsschule, welche die Kinder aller Stände bis zu einer gewissen Stufe gleichmäßig vorbildet.

Für die weitere Ausbildung dürfen nicht die sozialen Verhältnisse, sondern stets nur die Begabung und der Fleiß des Unterrichteten maßgebend sein.

3. Behufs Beseitigung konfessioneller Gegensätze und entsprechend dem allgemeinen Bildungsziel der Schulen muß in denselben ein für alle Schüler obligatorischer Unterricht in der Ethik an Stelle des Religionsunterrichts treten.

Es ist den Eltern zu überlassen, ob sie die Kinder außerhalb der Schule noch in den Lehren irgend einer religiösen Gemeinschaft unterrichten lassen wollen oder nicht.

## Briefkasten.

Ein Mitglied der D. G. E. K., „**Gegner des weibl. Medicin-Studiums**“, schreibt uns:

„Die „Ethische Kultur“ hat des öfteren über die Erfolge weiblichen Universitätsstudiums überaus günstige Berichte gebracht, die aber, so viel ich weiß, nicht Fachschriften entnommen waren. Den folgenden wörtlichen Auszug aus der „Deutschen Medicinischen Wochenschrift“ Nr. 6, 8. Febr. 1894, Seite 144, ersuche ich Sie bei Gelegenheit zu veröffentlichen: „Wie die ‚Revue scientifique‘ berichtet, giebt H. Laskowski, Prof. an der Universität Genf, einen sehr wenig ermutigenden Bericht über die Lage der weiblichen Studenten der Medicin. Während der letzten 17 Jahre sind 175 Frauen bei der medicinischen Facultät zugelassen worden. Darunter waren 50 Polinnen, und man hat nur feststellen können, daß vier von diesen ihre Studien zu Ende geführt haben; was aus den anderen geworden ist, weiß man nicht. Von den anderen 125 haben 10 die Doctorwürde erlangt, und von diesen 10 ist eine gestorben, zwei haben die Medicin verlassen und sich verheiratet, vier erwerben mit Mühe ihren Lebensunterhalt, und drei haben eine ziemlich gute Praxis. Was die übrigen 115 betrifft, so hat man nicht erfahren können, in welchen Untiefen sie gescheitert sind; man kann es sich aber denken. Das ist in der That wenig ermutigend.“

„Liest ein Unbefangener obigen Bericht, so muß er mir zustimmen, wenn ich behaupte, das beste Teil haben die beiden Damen erwählt, die der Medicin den Rücken kehrten und sich verheirateten; jedenfalls haben sie den natürlichen Beruf des Weibes erfüllt. Ob aber das Universitätsstudium der geeignete Weg ist, um einen Mann zu bekommen, möchte ich mit vielen bezweifeln; jedenfalls ist er der kostspieligste.

„Die „Ethische Kultur“ hat mit anerkennenswerter Unparteilichkeit über die verschiedensten Kulturfragen jeden intellektuell redlichen zu Worte kommen lassen, nur in Bezug auf die Frauenfrage herrscht unnahbarer Dogmatismus. Ich würde mich daher freuen, wenn aus der Feder des Herausgebers einmal ein Aufsatz käme über die Frage: „Muß jeder Freund ethischer Kultur Anhänger der Frauenemancipation sein?“

Die beste Antwort auf vorstehenden Brief ist in drei Artikeln der „Frankfurter Zeitung“ enthalten, welche sich mit jenem, mit solcher Geflissentlichkeit von vielen deutschen Blättern nachgedruckten, fragwürdigen Berichte des Herrn H. Laskowski in der Revue scientifique beschäftigen. Zuerst erschien am 14. Februar in der genannten Zeitung ein Artikel „Zur Frage des Frauenstudiums“ von Prof. Carl Vogt in Genf. Er hob darin hervor, daß es gegenwärtig in Genf überhaupt nur fünf West-Europäerinnen giebt, welche Medicin studieren, während alle übrigen dem Osten angehören (50 Russinnen, 17 Polinnen, ferner Serbinnen, Armenierinnen u. s. w.), und bemerkt dann in Bezug auf die Angaben Prof. H. Laskowski's: „Ermutigend sind diese Resultate gewiß nicht. Die Mißerfolge sind eben, so weit ich urteilen kann, hauptsächlich nur der mangelnden Vorbereitung zuzuschreiben. An Fleiß, Arbeit und Eifer stehen die Studentinnen wohl den meisten Studenten voran; sie lernen meist mehr und besser, als diese, wenigstens eben so gut. Aber die Grundlagen des Verständnisses fehlen in den meisten Fällen, und über diesen Fehler hilft kein Gedächtnis hinaus. — Ich bin nach wie vor für die Gleichberechtigung beider Geschlechter zu den höheren Studien. Aber die Vorbedingungen müssen auch die gleichen sein. Die nötigen Vorkenntnisse können sich die Frauen unter den jetzigen Verhältnissen in Europa nicht verschaffen. Soll ihnen die Gelegenheit dazu verschafft werden? Dieses ist meines Erachtens die brennende Frage, nicht diejenige der Zulassung.“

„Die Statistik des Herrn Professors Laskowski“ unterzog sodann, in einem so betitelten Artikel der Frankfurter Zeitung vom 24. Februar, Herr Prof. Wilh. Löwenthal in Lausanne einer Kritik. Er erklärte: „Ich kann nur sagen, daß diese Angaben, auch wenn sie vollkommen richtig sind, nicht den geringsten Wert haben für die Beurteilung der Frauenstudiums-Frage. Sie beweisen nur aufs Neue, mit welcher Leichtfertigkeit statistische Daten gehandhabt werden können, derart daß die aus ihnen gezogenen Schlüsse dem oberflächlichen Leser als „ziffernmäßig erwiesen“ imponieren müssen, während sie in Wirklichkeit nichts anderes sind als haltlose Vermutungen. Einige Erwägungen sollen dies klarstellen. Die Bemerkungen über die zwei verheirateten und die vier mit Mühe ihren Lebensunterhalt erwerbenden Ärztinnen kann ich unberücksichtigt lassen. Denn auch die Ärztinnen sind meines Wissens nicht zur Ehelosigkeit verpflichtet, und daß die Praxis nicht sofort goldene Berge bringt, das soll auch bei männlichen Ärzten zuweilen vorkommen. Das Hauptgewicht wird augenscheinlich auf die 161 gelegt, welche angeblich ‚ihre Studien nicht zu Ende geführt haben‘, d. h. in Wirklichkeit, von deren weiteren Schicksalen man nichts weiß, und von denen man deshalb sofort voraussetzen zu dürfen glaubt, daß sie in ‚man kann sich denken welchen Untiefen gescheitert seien‘. Hier tritt die empörende Leichtfertigkeit so recht grell zu Tage! Denn thatsächlich ergeben die Daten nur, daß von den 175 Studentinnen 14 ihre Studien in Genf beendet und 161 vor Beendigung ihrer Studien die Genfer Universität verlassen haben; sonst nichts. Was in aller Welt berechtigt nun zu dem Schlusse, daß diese 161 gescheitert sind? Wie viele von diesen 161 können und werden ihre Studien anderswo, in der Schweiz, in Paris, in Rußland, in England fortgesetzt und beendet haben? Zufällig kenne ich persönlich mehrere Genfer Studentinnen, die später in Paris studierten; und ich habe von einer ganzen Reihe russischer Studentinnen gehört, welche vor 7 oder 8 Jahren Genf verlassen und an russische Universitäten zurückkehren mußten, weil die russische Regierung das fernere Verbleiben russischer Studierender an den schweizer Universitäten und namentlich in Genf mit allen Mitteln hintertrieb (wahrscheinlich wegen der großen Anzahl von Nihilisten, welche sich damals namentlich in Genf aufhielten). Nun waren aber die weitaus meisten der in Genf studierenden Damen Russinnen.“ Prof. Löwenthal macht ferner geltend, daß, um Schlußfolgerungen ziehen zu können, die Qualität der Studentinnen hätte untersucht werden müssen, — eine Untersuchung, die gänzlich fehlt. „Nun ist zu erwägen, daß 1877, da die Aufstellung beginnt, die Genfer medicinische Fakultät neu errichtet, mit vorzüglichen Kräften und allen Anziehungsmitteln ausgestattet wurde, auch ihre Pforten in liberalster Weise aller Welt öffnete. Es betrug z. B. die Immatrikulationsgebühr einen, sage und schreibe einen Frank. Der Zudrang war also in den ersten Jahren ein starker und namentlich von Seiten der Frauen ein wenig gewählter. Wie viele nun von den 161 waren entsprechend zum Studieren vorbereitet? Wie viele wollten dasselbe überhaupt als Lebensberuf durchführen? Wie viele machten als ‚Genossinnen‘ der in Genf ebenfalls zahlreich studierenden russischen Flüchtlinge ‚einfach den Rummel mit‘, um als Studentinnen zu posieren? Wie sehr, sehr vielen dieser prekären Existenzen hat es an den Geldmitteln zur Fortsetzung und Beendigung ihrer Studien gefehlt? Auf alle diese Fragen giebt man keine Antwort; und doch hätten sie genau untersucht werden müssen, wenn man einen wirklich wertvollen Nachweis liefern wollte. Mit einem Worte also: weder weiß man, wer und was die 161 waren, noch was aus ihnen geworden ist. Hieraus aber kann man ehrlicher Weise nur den Schluß ziehen: daß man eben nichts weiß und deshalb kein Urteil hat; aus diesem Nichtwissen dagegen frischweg folgern zu wollen, daß diese 161 gescheitert seien, — und dieses angebliche, im besten Falle nur vermutete Schicksal unbekannter, vielleicht zum größten Teile von Haus aus schon verlotterter oder ungeeigneter Personen auch noch als warnendes Beispiel hinstellen zu wollen für die gründlich vorbereiteten und ernst strebenden deutschen Studentinnen unserer Tage, — dazu gehört eine Frivolität, wie sie unter vernünftigen Menschen nicht vorkommen sollte.“

Endlich hat Frau Dr. med. Adams-Walther in einem „Zur Frage des Frauenstudiums“ betitelten Artikel der Frankf. Ztg. vom 20. Februar Prof. C. Vogt's Urteil, daß für die Frauen wie für die Männer „die Vorbedingungen die gleichen sein müssen“, näher erläutert. Die bloße Absolvierung des Maturitätsexamens, zeigt sie, genügt hierzu noch keineswegs. Denn „erstens ist es nicht gleichgiltig, ob ein bestimmtes Wissen langsam, mit häufigen Pausen und Wiederholungen oder in möglichst beschleunigtem Tempo aufgenommen wird. Der erste Modus bietet ungleich größere Garantieen für ein natürliches, organisches Wachstum des Geistes im Gegensatz zu einer mechanischen Überladung mit Material, welches nicht haften bleibt. Zweitens wird der Kräftevorrat und die Elasticität von Körper und Geist durch ein langsames Lernen geschont .... Drittens besteht die Vorbereitung der Knaben und Jünglinge nur zur Hälfte aus dem, was sie vom Lehrer und aus Büchern lernen; die andere Hälfte ihrer Vorbereitung besteht in ihrem Verkehr unter einander und außerhalb der Schule“ — ein Verkehr, der in dieser Art dem Mädchen mehr oder minder fehlt. „Und viertens, wie ungleich sind die gesundheitlichen Vorbedingungen der männlichen und der weiblichen Studenten! ... Die ganze Erziehung der Mädchen von Kindesbeinen an ist darauf angelegt, sie körperlich zu entwerten. Darin und nicht in einer angeborenen und naturnotwendigen Schwäche ist der Grund ihrer geringen Leistungsfähigkeit zu suchen .... Auch auf der Hochschule geht der Frau der ungezwungene, vielseitige Gedankenaustausch ab, welcher zum Bildungsgange ihrer männlichen Kollegen gehört. Ist sie in die Praxis eingetreten, so stehen ihr dieselben Verhältnisse überall hindernd im Wege. Ist es da zu verwundern, daß sie im Beruf und Existenzkampf es mit den Männern nicht aufnehmen kann? Alle Ehre den Wenigen, die es trotz dieses beinahe erdrückenden Übergewichts zu einem gediegenen Wissen und Können gebracht haben! Aber auch keine Schande für den Durchschnitt, mit dem allein jede Reform zu rechnen hat, daß er das nicht vermag.

„Sollen die Frauen zum Universitätsstudium auf gleichem Fuß mit den Männern zugelassen werden, so müssen sie dieselben Vorbedingungen erfüllen. Darüber sind wohl alle Sachverständigen einig. Wie sollte ein Gebäude ohne Fundament errichtet werden? Diese gleichen Vorbedingungen aber können nur durch eine gleiche Erziehung gewährleistet werden, mit anderen Worten: durch die gemischte Schule. Es ist hier nicht der Ort, auf eine nähere Erörterung dessen, was über die gemischte Schule zu sagen wäre, einzugehen; es sei nur mit einem Wort auf ihre ethische Bedeutung hingewiesen. Bedenkt man, was die gemischte Schule für Folgen nach sich ziehen würde, so müßte man glauben, sie müßte das Ceterum censeo aller Derjenigen sein, denen die Förderung der weiblichen Intelligenz und der männlichen Moral ernstlich am Herzen liegt. Kein Mittel dürfte wie dieses geeignet sein, die künstliche Kluft zwischen den Geschlechtern zu überbrücken, jedem das Beste, was das andere zu bieten hat, zugänglich zu machen, die Leistungsfähigkeit Beider zu erhöhen, einen vernünftigen, befriedigenden und ersprießlichen Verkehr an Stelle von inhaltslosen Tändeleien zu setzen. Nicht nur die Frauen, welche einen gelehrten Beruf wählen, würden von der gemischten Schule profitiren, und nicht nur für diese wäre sie zu verlangen. Der gesamten Bevölkerung sollte sie zugute kommen, und es ist gewiß nicht zu weit gegangen, eine weitgreifende Umgestaltung, aber sicherlich keine Verschlechterung des gesellschaftlichen Verkehrs daraus zu prophezeien.“ —

Wenn der Einsender des an der Spitze abgedruckten Briefes sagt, daß in diesem Blatte „nur in Bezug auf die Frauenfrage unnahbarer Dogmatismus herrsche“, so erwidern wir darauf, daß wir bereits vor Empfang seines Briefes an eine große Anzahl von Frauen und Männern, von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken, geschrieben und sie gebeten hatten, uns ihre Ansichten über die sittliche Bestimmung der Frau zur Veröffentlichung mitzuteilen, und wir mit der Publikation ihrer Antworten noch in diesem Monate beginnen werden. Auf die Frage endlich: „Muß jeder Freund ethischer Kultur ein Anhänger der Frauenemancipation sein?“ antwortet der Herausgeber mit einem unbedingten **Ja**, da §§ 1 und 5 unserer Statuten die Bekämpfung jeglicher Unterdrückung fordern.

# Anzeigen.



Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Kettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteli. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2092.

# Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

## Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Herausgegeben von
**Dr. Georg von Gizycki,**
Professor der Ethik an der Universität zu Berlin.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

| II. Jahrgang. | Berlin, den 24. März 1894. | Nr. 12. |
|---|---|---|





### Ethische Auferstehung.

Von N.

Düstere Schatten wirft in die Menschenseele der Gedanke der Vergänglichkeit, der Vernichtung. So tief wurzelt im Wesen der Individuen der Selbsterhaltungstrieb, d. i. das Beharrungsbestreben, daß sie alle sich mächtig sträuben gegen den Untergang der eigenen Individualität und dem Menschen die Vorstellung unerträglich ist, aus der „süßen Gewohnheit des Lebens und Wirkens" in das Nirwana, das Nichtsein hinüberzuschlummern. Auch die aus Naturwissenschaft und Philosophie sprossende Erkenntnis, daß der Tod weder die materiellen Atome noch die denselben entsprechenden psychischen Qualitäten zerstört, sondern nur den Übergang von einer bestimmten Daseinsweise in eine andere bedeutet, mithin nur der Übergang in den anderen Zustand schmerzlich ist, vermag nur selten den aus der Vorstellung der Vergänglichkeit der eigenen Individualität entspringenden Unlustaffekt zu überwinden.

Der hohe Wert, welcher im Alten Testament dem Kindersegen beigelegt wird, mag nicht zum wenigsten auf den Umstand zurückzuführen sein, daß die Eltern in der sie überlebenden Generation eine Art persönlicher Fortdauer imaginiert haben. Später, als das Gemeingefühl über die Grenzen der Blutsverwandtschaft hinaus zur Vaterlandsliebe sich erweitert hatte, mochte im Volk oder Vaterland ein Surrogat für die persönliche Fortexistenz erblickt werden. Auch die Überschätzung des Nachruhms bei den antiken Völkern mag damit zusammenhängen, daß man damit auf illusionärem Wege dem Horror vor der Vernichtung begegnete: „Von des Lebens Gütern allen ist der Ruhm das höchste doch; wenn der Leib in Staub zerfallen, lebt der große Name nach." Schließlich ward die Unsterblichkeit der Seele und dazu noch die leibliche Auferstehung „erfunden", zweifellos der großartigste Triumph der die Wirklichkeit auf den Kopf stellenden Phantasie und der menschlichen Selbsttäuschung.

Der Glaube an die persönliche Fortdauer und jenseitige Vergeltung ist bekanntlich den verschiedenen Kirchen auch darum unentbehrlich, weil sie, unvermögend, das Sittengesetz aus der Natur des Menschen psychologisch abzuleiten und zu begründen, als moralisches Hauptmotiv dieser Dogmen bedürfen; wie sie denn auch behaupten, die Ungläubigen hätten keinen festen moralischen Halt — ein schlechtes Kompliment für die Moral wie für die Menschennatur, da damit eingeräumt wird, daß das Gute an sich viel zu wenig Zugkraft für das Menschengemüt hat, als daß es um seiner selbst willen geübt würde.

Wir unsererseits sind der Ansicht, daß aus dem Untergang der Individualitäten am ehesten die ethische Idee in reinster Blüte sich entfaltet.

Der aus der Vorstellung der Vergänglichkeit entspringende Unlustaffekt, das Grauen vor dem Untergang der eigenen Individualität, wird — den Gesetzen der Affektlehre gemäß — am besten besiegt durch die Idee der Fortdauer der Gattung, der Menschheit und deren stetiger Entwickelung zu höherer Vollkommenheit und Glückseligkeit. Ich habe diesen Gedanken anderweitig in folgenden Worten zum Ausdruck gebracht: Dem Menschen, der am Leben Wohlgefallen hat, ist der Gedanke, mit dem Tode vernichtet zu werden, unerträglich. Das Streben nach Lust resp. Behagen, welches als konstanter Strom die Psyche durchzieht, bricht sich an der Vorstellung, mit dem Tod der bunten Freuden des Daseins verlustig zu gehen. Sobald nun aber der Mensch sich vorhält, daß, wenn auch seine Individualität der Auflösung anheimfällt, doch eine Menge anderer gleichfühlender Wesen fortbesteht, von welchen die heiße Lust des Daseins weiter empfunden wird, denen das Leben seinen schäumenden Kelch kredenzt, an dem er selbst nicht mehr nippen wird, so wird er in dieser Vorstellung alsbald Beruhigung finden: die Idee der Fortdauer anderer bietet Ersatz für die eigene Fortdauer.

Wie sehr die innere Welt der Glückseligkeit bei demjenigen sich erweitert, der „sein eigen Selbst zu ihrem (der ganzen Menschheit) Selbst erweitert", sagt auch das schöne Goethe'sche Distichon:

> Wer ist der glücklichste Mensch? Der fremdes Verdienst zu empfinden
> Weiß und an fremdem Genuß sich wie am eignen zu freu'n.

Wer vollends erfüllt ist von dem Glauben an den nie stillstehenden materiellen und geistigen Fortschritt des Menschengeschlechts, durchdrungen von der Ueberzeugung, daß die Menschheit sich immer herrlicher und glorreicher entfaltet, der wird mit heitrer Ruhe dem Ende ins Antlitz blicken, gleich dem sterbenden Führer des Volkes Israel in der arabischen Wüste, der vom Gipfel des Berges Nebo entzückt in das seinem Stamme verheißene Land blickte, das er selbst nicht betreten sollte. Vom hohen Nebo der Entwickelungsidee schauen wir mit sonnigen Empfindungen in das gelobte Land des Menschengeschlechts, auf jenes goldene Zeitalter, das die Dichter der alten Zeit als ein Vergangenes besingen, die Denker der neuen Zeit dagegen als ein Künftiges offenbaren.

Keinen bloßen poetischen Phrasenkram enthält darum die Schiller'sche Xenie:

Vor dem Tode erschrickst du? du wünschest unsterblich zu leben?
Leb im Ganzen! wenn du lange dahin bist, es bleibt.

In gleichem Sinne **Rückert**:

Vernichtung weht dich an, so lang du einzeln bist:
O fühl im Ganzen dich, das unvernichtbar ist!

Weit entfernt also, daß das Bewußtsein der Vernichtung jene rohe Maxime erzeugt: „Laßt uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot", ist es vielmehr dazu angethan, die Macht des krassen Egoismus, „von dem wir alle strotzen" (Schopenhauer), sicherer zu brechen, als die kirchliche Perspektive auf die Fortdauer im Jenseits.

Indem es die Seele befreit vom Alp quälender Selbstsucht und den Geist emportauchen läßt aus unreinem Dunstkreis in reine, erquickende Ätherhöhen, facht es auch die Flamme der Begeisterung für das Gemeinwohl an, stachelt die Thatkraft zum Wirken für das Wahre, Schöne und Gute und wird so ein mächtiger Hebel des Kulturfortschritts.

Vielleicht hat der persische Poet **Dschellaleddin Rumi**, ähnliches im Sinne, wenn er singt:

Wohl endet Tod des Lebens Not,
Doch schauert Leben vor dem Tod.
Das Leben sieht die dunkle Hand,
Den hellen Kelch nicht, den sie bot.
So schauert vor der Lieb' ein Herz,
Als wie vom Untergang bedroht.
Denn wo die Lieb' erwachet, stirbt
Das Ich, der dunkele Despot
Du laß ihn sterben in der Nacht
Und atme frei im Morgenrot
(Rückert'sche Übers.)

Wer Freude am Allegorischen hat, mag den christlichen Ostermythus, Tod und Auferstehung in diesem Sinne deuten: der denkende Geist, in den Todesgedanken untergetaucht, schwingt sich aus demselben empor und vollzieht seine ethische Auferstehung und Himmelfahrt.

---

## Die sittliche Bestimmung der Frau.

### Erster Artikel.

Die Redaktion d. Bl. bat eine Anzahl von Frauen und Männern, derselben ihre Ansichten über die sittliche Bestimmung der Frau mitzuteilen. Wir beginnen mit diesem Artikel die Veröffentlichung der Antworten, in der Reihenfolge, wie sie uns zugegangen sind.*)

Herr Oberstlieutenant **M. von Egidy** in Berlin:

„Die sittliche Bestimmung der Frau kann keine andere sein als die des Mannes: Vervollkommnung."

Herr Professor **Friedrich Paulsen** in Steglitz bei Berlin:

„I. Die sittliche Bestimmung der Frau als solcher — als Mensch, als geistig-sittliche Persönlichkeit hat sie die gleiche sittliche Bestimmung mit dem Manne, — also ihre besondere sittliche Bestimmung wird gegeben sein mit ihrer besonderen sittlichen Begabung. Die Begabung aber wird wieder in Beziehung stehen zu der besonderen Funktion, die mit dem Geschlechtscharakter gegeben ist.

II. Die besondere, durch die Natur dem Geschlecht aufgegebene Funktion ist das Tragen, Gebären und die erste Ernährung des Nachwuchses.

Hieran schließt sich die Funktion der Wartung, Pflege und Erziehung der nachwachsenden Generation.

Damit ist weiter gegeben die notwendige Voraussetzung: häusliches Leben, wenigstens während der Periode der Kinderzucht; und damit ist wieder gegeben die Hinweisung auf die häuslichen Verrichtungen: sie bilden den natürlichen wirtschaftlichen Beruf der Frau. Wogegen dem Mann Arbeit und Erwerb außer dem Hause, auch die öffentlichen Bethätigungen, Krieg und Regiment, zufallen; hierfür ist er auch durch die größere Freiheit der Bewegung und größere körperliche Stärke besonders ausgerüstet.

III. Mit dieser Besonderheit der Funktion hängen nun besondere Begabungen für bestimmte sittliche Tüchtigkeiten in leicht erkennbarer Weise zusammen. Ich nenne: Kinderliebe, überhaupt ein Herz für das Hilfsbedürftige und Schwache: caritas. Ferner Geduld, die Fähigkeit, Schmerz und Ungemach aller Art zu tragen, ohne davon erdrückt zu werden; im Verhältnis zu Menschen: Langmut, die Kraft zu vergeben und zu hoffen. Mit der Richtung des Wesens auf Teilnahme und Hingebung hängt es zusammen, daß die Richtung des Willens auf Selbstbehauptung und Selbstdurchsetzung bei der Frau weniger stark entwickelt ist als beim Manne, bei dem die Richtung des Daseins auf Kampf und Überwältigung mit dem Geschlechtscharakter gegeben ist. Hiermit steht wieder die minder starke Entwickelung des Selbstbewußtseins in Beziehung. Pietät, Ehrfurcht, Bescheidenheit, Demut (sehr verschieden von niedriger Gesinnung, und mit rechtem Stolz durchaus zusammenbestehend, ja wesensverwandt) sind sittliche Eigenschaften, wofür die Frau von Natur mehr disponiert ist als der Mann. Auch Schamhaftigkeit, Sittsamkeit, Gewissenhaftigkeit, die innere Gebundenheit durch Herkommen und Sitte sind hiermit nächst verwandt. Sie haben andererseits in der Stellung der Frau in der Familie leicht erkennbare Wurzeln.

Auch der häuslich-wirtschaftliche Beruf übt seine Rückwirkung auf die Bildung des Wesens und Willens. Eine Fülle mannigfaltigster Verrichtungen umfassend, läßt er nicht die spezialistische Ausbildung zu, zu der bei durchgeführter Arbeitsteilung **der** Beruf des Mannes führt. Die Frau ist weniger differenziert, sie bleibt dem allgemein Menschlichen und Typischen näher. Daher ihre innere Verwandtschaft mit der Natur des Kindes, die wieder der Aufgabe der Erziehung zu gute kommt. Das Gelingen der tausend kleinen häuslichen Verrichtungen setzt Achtsamkeit, Genauigkeit, Sauberkeit, Nettigkeit voraus: ja erzieht der Beruf zu diesen Tugenden. Die Richtung auf das Zierliche, Gefällige, Schöne, auf Schmuck und Kunst hängt damit zusammen. Überhaupt ist ihr Verhältnis zur Arbeit ein anderes als beim Mann: ist dieser mehr auf den Erfolg gerichtet, so hat die Frau mehr am Thun selbst ihre Freude: bei ihm gilt das Wirksame und Nützliche, bei ihr das Gehörige.

IV. Ob die Differenzierung der Geschlechter bleiben wird? Oder ob eine allmähliche Ausgleichung im Begriff ist, sich zu vollziehen? Ohne Zweifel sind hierauf gerichtete Tendenzen vorhanden. Vor allem ist die Verschiedenheit des wirtschaftlichen Berufs im Schwinden, für die unteren wie für die oberen Schichten der Gesellschaft; es hängt das zusammen vor allem mit dem Schwinden der Hauswirtschaft. Und daher wird Ausdehnung der weiblichen Berufsthätigkeit in die Kreise der bisher den Männern vorbehaltenen Berufe stattfinden. Doch wird schon hier immer ein Rest bleiben. Völlig unaufhebbar aber ist der mit der Geschlechtsverschiedenheit gesetzte besondere Beruf der Frau. Erst wenn die Kinder keine Mutter mehr brauchen, die sie zur Welt bringt und nährt, die mit ihnen spielt und ihnen die so wichtigen elementaren Grundlagen aller Sittlichkeit beibringt, erst dann wird auch von einer besonders sittlichen Bestimmung der Frau nicht mehr die Rede sein."

Herr Dr. **Georg von Bunsen** in Berlin:

„Wir wissen's Alle von Kindeszeiten her und das ganze Leben hindurch, wie mächtig die beiden Gegensätze sind, innerhalb deren die sittliche Bestimmung der Frau sich ausprägt. Denn das Weib macht den kategorischen Imperativ annehmlicher, — und das Weib ist der kategorische Imperativ.

*) Herr Professor Carl Vogt in Genf antwortete:
„Ich habe durchaus nicht die Absicht, mich mit der christlich-mystischen pietistischen Bewegung, der man den Titel Ethische Kultur gegeben hat, in irgend einer Weise zu befassen. Am allerwenigsten aber finde ich mich veranlaßt, Zeit und Mühe darauf zu verwenden, um für Andere, die in dieser Richtung arbeiten, Manuskript anzufertigen."

Die Anmut, Zartheit, Lieblichkeit des Weibes schafft den Luftkreis, in dem der Mensch, leichter atmend, zu sittlichen Höhen hinaufklimmen kann.

Oftmals starr und immer heikig, keinem Zweifel ausgesetzt, keine Berufung zulassend, steht vor dem Blick der Frau das überkommene Sittengesetz. Sie mag wollen oder nicht, für sie beharrt es unbeweglich. Bei ihr stirbt es nimmer aus. Es kehrt, wenn auch nach Jahren, zurück an seine Stelle. Ist es danach eine Übertreibung, zu sagen: Die sittliche Bestimmung der Frau ist eine nach Zeit und Maß unbegrenzte?"

Der Priester der Gesellschaft Jesu, Herr Pater **Victor Cathrein** in Exaeten bei Roermond, Holland:

„Wer die Frage nach der sittlichen Bestimmung der Frau aufwirft, giebt damit zu, daß die Frau eine sittliche Bestimmung hat, und zwar eine solche, die allen Frauen gemeinsam ist und deshalb nur vom Schöpfer der Natur selbst herrühren kann.

Welche Bestimmung hat Gott der Frau gegeben? Eine doppelte. Die eine ist ihr mit allen Menschen gemeinsam. Jeder Mensch, ob Mann oder Frau, soll hienieden in der kurzen Prüfungszeit dieses Erdenlebens Gott dienen und dadurch sein ewiges Heil wirken, gemäß den Worten des Erlösers (Matth. 19, 17): „Willst du eingehen in das Leben, so halte die Gebote."

Die zweite Bestimmung ist der Frau — wir reden hier nur von der Frau im Ehestande, zu dem sie durchschnittlich berufen ist — eigentümlich. Diese ergiebt sich aus ihren besonderen Anlagen und Neigungen und läßt sich kurz in die Worte fassen: sie soll die Gefährtin und Gehilfin des Mannes, Gattin und Mutter sein.

Gott wollte den Fortbestand und die Entwickelung des Menschengeschlechtes durch die vereinte Thätigkeit von Mann und Frau erreichen. Das sehen wir daraus, daß der genannte Zweck nur durch die vereinte Thätigkeit beider Geschlechter erreichbar ist und beide sich zu demselben in auffallender Weise ergänzen. Das gilt nicht bloß in Bezug auf die Fortpflanzung, sondern ebensosehr von der Erziehung. Jedes Geschlecht hat in Bezug auf diesen Zweck seine Vorzüge und seine Mängel und zwar in der Weise, daß die Vorzüge des einen die Mängel des andern ersetzen. Deshalb ist nach Ausweis der Erfahrung eine Erziehung, der die strenge Hand des Vaters gefehlt, durchschnittlich ebenso mangelhaft, als eine solche, der die milde Sonne der Mutterliebe abgegangen.

Welches ist nun die Aufgabe der Mutter? Ihr liegt die unmittelbare Besorgung der leiblichen Erziehung fast ausschließlich und auch die der geistigen und sittlichen, besonders in den früheren Jahren der Kindheit, zum großen Teile ob. Die Natur hat hier allen Völkern in unzweideutiger Weise den Weg gezeigt.

Daß in den ersten Jahren der Kindheit die Erziehung mit ihren kleinen Sorgen des Hegens, Stillens und Wartens ganz der Mutter gehört, ist selbstverständlich. Aber auch über diese Zeit hinaus bis zu den Jahren der reiferen Jugend ist die unmittelbare Sorge für die Erziehung vorzugsweise in die Hand der Mutter gelegt.

In der That, nur die Mutter hat die zu diesem Amte erforderlichen Eigenschaften. Dasselbe erheischt eine zärtliche, ausdauernde, zu den größten Opfern bei Tag und Nacht bereite Liebe, wie sie nur dem Mutterherzen eigen ist; es erfordert Lebhaftigkeit der Phantasie, Innigkeit des Gemütes, welche dem Kindesalter entsprechen und es ermöglichen, sich ganz in den Kreis seines Denkens und Fühlens, seiner kleinen Leiden und Freuden hineinzuleben; es erfordert ein mitleidiges Herz für die zahlreichen, tagtäglichen Nöten des Kindes, Geschicklichkeit in den kleinen Dienstleistungen, die dem Hilflosen und Kranken so notwendig und so wohlthuend sind; es verlangt Sinn für Ordnung und Reinlichkeit, ein wachsames Auge für Äußerlichkeiten in Kleidung und Haltung, überhaupt nimmer ermüdende Aufmerksamkeit auf die kleinsten Kleinigkeiten, um die sich des Kindes Sinnen und Trachten dreht. Alle diese Eigenschaften zeichnen die Frau ebenso aus, als sie dem Manne abgehen. Trefflich kommt der Frau auch zu ihrem Umgang mit der Jugend zu statten ihre Neigung zu Scherz und heiterm Spiel, zu unwichtigem Geplauder und dergleichen.

So ist die Frau in vorzüglichem Sinne die „unabsetzbare" Erzieherin und Lehrerin des heranwachsenden Geschlechtes. Darin liegt ihre Würde und die Wurzel des tiefgreifenden Einflusses, den sie auf die Entwickelung der Menschheit ausübt. Ihr liegt es ob, das Kind von frühester Jugend zur Kenntnis, Furcht und Liebe Gottes anzuleiten. In ihrer Hand ruht besonders die sittliche Erziehung und Charakterbildung des Kindes. Beim Menschen ist nicht alles durch Triebe und Instinkte geregelt, wie beim Tiere. Dafür ist ihm das Himmelslicht der Vernunft gegeben, nach dem er sein Leben ordnen soll. Das Kind, der Knabe muß deshalb von frühester Jugend, Tag für Tag an der Hand der sorgsamen Mutter angeleitet und sozusagen eingeschult werden, nicht seinen Launen und blinden Trieben, sondern der Vernunft und der Pflicht zu gehorchen. Gerade die frühesten Jahre entscheiden zumeist über den Charakter und die sittliche Lebensführung des Kindes. Daher der nachhaltige Einfluß der Frau auf das ganze Menschengeschlecht.

Als Gattin hat die Frau die Bestimmung, die Gefährtin und Stütze des Mannes zu sein. Ist auch der Hauptzweck der Ehe die Fortpflanzung und Erziehung des Menschengeschlechts, so zielt dieselbe doch untergeordnet auch auf das Wohl der Ehegatten. Richtig bemerkt schon der größte griechische Denker, Aristoteles, die Verbindung von Mann und Frau geschehe nicht, um zu leben, sondern um vollkommen zu leben. Auch in dieser Rücksicht werden die Fehler und Schwächen des einen Geschlechtes durch die Vorzüge des andern gemildert und aufgewogen.

Bestimmung der Frau ist es also, in inniger Liebe und unerschütterlicher Treue dem Manne anzuhangen, gewissermaßen als eine Person mit ihm an seiner Seite durch das Leben zu gehen, ihm helfend, ratend und tröstend in allen Lagen beizustehen, Freud und Leid mit ihm zu teilen. Bei den meisten Völkern giebt die Frau den eigenen Namen auf und nimmt den ihres Mannes an. Durch diesen Gebrauch soll ausgedrückt werden, daß die Frau vom Augenblicke der Vermählung an nur ein Herz und eine Seele mit ihrem Manne ist und dessen Interessen völlig zu den ihrigen gemacht hat.

Während der Mann der Frau dadurch dient, daß er das beiden Notwendige erwirbt, die Familie nach außen hin repräsentiert und beschützt, soll die Frau dem Manne zu Hause ein angenehmes Heim schaffen, in das er sich von dem lärmenden Treiben und den Stürmen des öffentlichen Lebens gern zurückzieht, um hier nicht nur leibliche Pflege und Ruhe, sondern auch aufmerksame Teilnahme, entgegenkommende Liebe zu finden, deren auch das Herz des Mannes bedarf.

Die innere Verwaltung des Hauses hat die Natur vorzüglich der Frau zugewiesen. Hier in den kleinen Angelegenheiten des Haushaltes ist sie dem Manne an praktischem Sinn und Geschick, an Liebe zur Ordnung und Schönheit weit überlegen. Der vernünftige Mann wird sie deshalb hier selbstständig schalten und walten lassen.

Aus dem innigen Freundschaftsverhältnis, das zwischen den Gatten obwalten soll, erhellt, daß die Frau nicht die Magd oder Sklavin, sondern die ebenbürtige Gefährtin des Mannes ist. Trotzdem bedarf die Familie einer Autorität, ohne die ein geordnetes Zusammenwirken Mehrerer auf die Dauer unmöglich ist. Indem Gott die Familie wollte, mußte er auch eine Autorität in derselben wollen und zugleich, wenn er nicht den Keim ewiger Zwietracht in die Familie hineinlegen wollte, den Träger dieser Autorität bezeichnen. Dieser

Träger ist der Mann, der an den zum Herrschen notwendigen Eigenschaften, an kluger Besonnenheit, Ausdauer, Energie und Kraft, durchschnittlich die Frau weit übertrifft. Mit Unterordnung unter ihn nimmt auch die Frau den Kindern und dem Gesinde gegenüber an dieser Autorität teil.

Die Frau schuldet also dem Manne als dem Haupte der Familie eine gewisse Ehrfurcht und besonders Gehorsam in allen erlaubten Dingen, die sich auf das Familienleben beziehen.

Hieraus ergiebt sich, was von der modernen Frauenfrage zu halten ist. Die politische Emanzipation, welche der Frau alle politischen Rechte und Zutritt zu allen öffentlichen Aemtern gewähren will, würde naturnotwendig die Autorität des Mannes über seine Frau und damit über die ganze Familie zum Schaden der letzteren in Frage stellen, sie würde ferner die Frau dem ihr von der Vorsehung zugewiesenen Wirkungskreis zum guten Teil entfremden. Wir können dies hier nur andeuten und verweisen für eingehendere Begründung auf unsere „Moralphilosophie“. (2. Aufl., Bd. II. S. 379 ff.)

Noch mehr würde die völlige rechtliche Gleichstellung von Mann und Frau, wie sie von den Sozialdemokraten befürwortet wird, der Familie den Todesstoß versetzen, und zwar zum großen Schaden der Frau selbst. Will die Frau dem Manne völlig gleichberechtigt sein, so muß sie auch den Kampf ums Dasein mit ihm aufnehmen. In diesem Kampfe wird sie zweifellos den Kürzeren ziehen und dann nicht mehr des Mannes Freundin und Gefährtin bleiben, sondern zu seiner Sklavin oder Hetäre herabsinken.“

Herr Dekan **Conrad Wilhelm Kambli** in St. Gallen, Schweiz:

„In Beantwortung der Frage nach der sittlichen Bestimmung der Frau unterscheiden wir zwischen der allgemeinen und der besondern, spezifischen Bestimmung.

I. Die allgemeine Bestimmung der Frau ist die gleiche, wie die des Mannes: die allen Menschen gestellte Aufgabe, aus natürlich-selbstsüchtigen Wesen Geistesmenschen, aus bloßen Naturwesen Gotteskinder zu werden, nach Erkenntnis der Wahrheit, nach sittlicher Freiheit und nach der Seligkeit der Liebe als der Freude an Gott und an allem Göttlichen zu streben. Zu Erfüllung dieser allgemeinen Menschenbestimmung gehört: Vervollkommnung der eigenen Persönlichkeit und Einordnung der eigenen Person als dienendes Glied in den Zusammenhang der ganzen Menschheit.

1. Vervollkommnung der eigenen Persönlichkeit ist die sittliche Bestimmung der Frau gerade so gut, wie die des Mannes. Die Frau ist nicht bloß um des Mannes willen da, die Ausbildung ihrer Persönlichkeit ist Selbstzweck. Auch bei der Frau ist das Wichtigste, was sie selber ist, nicht wozu man sie brauchen kann. Die Aufgabe der Heiligung ist und bleibt die höchste. Die Erfüllung dieser Aufgabe erfordert einmal möglichst harmonische, allseitige und gleichmäßige Ausbildung aller vorhandenen guten leiblichen und geistigen Kräfte, dann aber auch stete Bekämpfung der Selbstsucht in jeder Gestalt, Umkehr, Reue und Buße. In keinem Augenblick der Zeit wird diese Bestimmung ganz erreicht, sie ist eine unendliche, ewige, an deren Erfüllung bis zum letzten Atemzug gearbeitet werden muß, und aus der nach unserer Überzeugung das Postulat eines ewigen Lebens sich ergiebt. Als Vorbild reiner, ächter Menschlichkeit dient der Frau, wie dem Manne, Jesus Christus.

2. Einordnung als dienendes Glied in den Organismus der Menschheit, in den Bau des Gottesreiches. Die Mahnung Goethes: „Dienen lerne bei Zeiten das Weib“ ergeht aus Jesu Mund als Zumutung an alle Menschen, auch an die Männer, in den Worten: „Wer unter euch groß werden will, der sei euer Diener; und wer unter euch der Vornehmste sein will, der sei aller Knecht.“ Eine spezielle Verpflichtung der Frau, dem Manne dienend sich unterzuordnen, anerkennen wir nicht; es gilt uns Allen ohne Ausnahme das Wort des Paulus: „Keiner aus uns lebt sich selbst und Keiner stirbt sich selbst: denn leben wir, so leben wir dem Herrn, und sterben wir, so sterben wir dem Herrn.“ Vereinzelt erreicht der Mann seine Bestimmung so wenig als die Frau. Die geringere leibliche Kraft, die durchschnittlich der Frau gegeben ist, mahnt sie allerdings noch dringender als den Mann, als dienendes Glied an ein Ganzes sich anzuschließen; doch ist die Einbildung, sich selbst genug sein zu können und höchstens noch dienender Untergebener zu bedürfen, auch beim Manne ein Wahn.

Was das zürcherische Volksschulgesetz seinerzeit mit den nüchternen Worten von Thomas Scherr als Zweck der Volksschule erklärt hat: „jedes Kind zu einem geistig thätigen, bürgerlich brauchbaren und sittlich religiösen Menschen zu erziehen,“ scheint mir am einfachsten und erschöpfendsten die allgemein menschliche und damit auch die sittliche Bestimmung der Frau zu bezeichnen.

3. Aus der gleichen Menschenbestimmung, welche die Frau mit dem Manne teilt, folgt auch, daß ihr die gleichen Rechte und Pflichten zukommen, wie dem Manne.

a) Die Bestimmung zu leiblicher und geistiger Arbeit nach dem Maße ihrer Gaben und Anlagen;

b) der Zutritt zu jedem Beruf, zu dem die Frau thatsächlich sich geeignet erweist, wobei nicht die Theorie, sondern nur der thatsächliche Versuch entscheiden kann, welche Berufsarten sich für Frauen nicht eignen. Dem gesunden Menschenverstand der Frauen darf zugetraut werden, daß sie bald erkennen, welche Berufsarten sich für sie nicht eignen, und offenbar ungeeignete von Anfang an nicht ergreifen.

II. Die spezifische sittliche Bestimmung der Frau ist bedingt durch die leibliche und die geistig-gemütliche Eigentümlichkeit, die auf dem weiblichen Geschlechtsleben beruht und daraus hervorgeht.

1. Aus der leiblichen Geschlechtseigentümlichkeit der Frau ergiebt sich ihre Bestimmung als Gattin und Mutter und die Aufgabe, in leiblicher, geistiger und sittlicher Beziehung alle die Eigenschaften in sich auszubilden, welche zu Erfüllung dieses Berufes erforderlich sind, also für Erhaltung und Kräftigung der Gesundheit und Arbeitstüchtigkeit zu sorgen, Reinheit des Herzens und einen guten Ruf sich zu wahren, das Sichanpassen an eine andere Persönlichkeit, ohne das ein friedliches Zusammenleben unmöglich ist, zu erlernen, Verständnis zu erwerben für die Aufgaben, welche dem Mann und den Kindern ihr Lebensberuf auferlegt, und Einsicht in das Wesen der Kindernatur und die Pflichten der Erziehung zu erlangen, voraus aber zu jener Liebe sich zu erheben, die ihre Befriedigung darin sucht und findet, nicht für sich selbst, sondern für Andere zu leben.

2. Da der Geschlechtsunterschied nicht bloß ein körperlicher ist, sondern sich durchs ganze Wesen des Menschen hindurchzieht und sich auch in Geist und Gemüt geltend macht, haben auch die Frauen, die nicht Gattinnen und Mütter werden, einen spezifisch weiblichen Beruf zu erfüllen.

a) Die Frauen sind bestimmt, die eigentlichen Hüterinnen und Pflegerinnen der Religion zu sein, nicht etwa Theologinnen, sondern Priesterinnen. Es überwiegt bei ihnen das Gemütsleben über das Verstandesleben. Die Religion ist Leben in Gott, Hingabe an das Ganze, an das Unendliche. Die Quelle der Religion ist das Gefühl der Abhängigkeit von einem höheren Wesen. Dies Gefühl ist naturgemäß bei der Frau stärker, als beim Mann. Die Vollendung der Religion ist lebendige Gemeinschaft mit Gott. Diese kommt im Gefühl am vollkommensten zum Bewußtsein, weil das Gefühl der Sinn für das Unendliche in uns ist. Die Frau ist darum empfänglicher für die Religion als der Mann, bei dem der trennende, zersetzende Verstand vorwiegt.

Die Stärke der Frau liegt in ihrer Frömmigkeit. Diese Kraft ist die höchste, die dem Menschen verliehen ist, darum vermag ein frommes Weib mehr als der stärkste Mann.

b) Die spezifische Aufgabe der Frau ist ferner die Pflege des Gemütslebens und der Sitte. Schon als das körperlich schwächere Geschlecht haben die Frauen mehr noch als die Männer ein Interesse und damit auch die Aufgabe, den Mächten des Geistes und des Gemütes über die brutalen Instinkte des Fleisches, der Selbstsucht zum Siege zu verhelfen. Sie werden dadurch zu Hüterinnen nicht bloß der Sittlichkeit, sondern auch der Sitte und des Anstandes, weil ihnen am meisten daran gelegen sein muß, daß keine Schranke, welche die Selbstsucht im Zaune hält, niedergerissen werde. Die Frauen sind das konservative, erhaltende Element in der menschlichen Gesellschaft und haben die Bestimmung, es zu bleiben.

Das Vorwiegen des Gefühlslebens bestimmt die Frauen zu Pflegerinnen des Schönen. Das Gebiet der Kunst darf ihnen darum auch für aktive Bethätigung nicht verschlossen werden, wenn sie auch den Beweis erst zu erbringen haben, daß sie nicht bloß Objekt der Kunst zu sein, sondern auch zu den höchsten schöpferischen Leistungen der Kunst befähigt und folglich dazu bestimmt seien.

c) Die Stärke der Frau liegt im Gebiet des Individuellen, nicht des Allgemeinen, in der Pflege, des Einzellebens, nicht des alle umfassenden, öffentlichen Gemeinschaftslebens.

3. Die besonderen Aufgaben der Frau, die sich als ihr weiblicher Beruf bezeichnen lassen, sind folgende:

a) Wahrung der weiblichen Geschlechtsehre, der sittlichen Reinheit. Da beim Weibe das Geschlechtsleben eine weit größere Rolle spielt als beim Mann und tiefer in ihr ganzes Wesen und Leben eingreift, rächt sich jeder Fehltritt auf diesem Gebiete bei ihr schwerer als beim Mann, auch wenn die moralische Verschuldung bei beiden die gleiche ist. Die Sorge für die Stellung der weiblichen Ehre, nicht nur ihrer eigenen, sondern auch der ihrer Schwestern, ist die heiligste Frauenpflicht. Diese Aufgabe läßt sich von der allgemeinen Frauenfrage nicht loslösen; darum ist es Aufgabe der Frauen, die Lösung der Frauenfrage in ihre eigene Hand zu nehmen. Ihre sittliche Freiheit sowie die ökonomische kann ihnen nicht geschenkt werden, sie müssen sie sich selbst erringen. Das setzt nicht voraus, daß sich die Frauen dabei in Gegensatz zu der Männerwelt stellen müssen, im Gegenteil, die Bundesgenossenschaft edler Männer kann ihnen dabei nur erwünscht sein; aber in erster Linie müssen sie dabei doch auf Gott und ihre eigene Kraft vertrauen. Die Konsolidarität des gesamten weiblichen Geschlechts, die gegenseitige Verantwortlichkeit für einander muß den Frauen zum Bewußtsein kommen.

b) Wahrung der Mutterwürde, darum Pflege des Familiensinns. Es ist die sittliche Bestimmung der Frau, ihres Hauses Seele zu sein. Sie muß die Angelegenheiten des Hauses wahren und pflegen auch dann, wenn die Pflichten des Berufs und des öffentlichen Lebens den Mann von der Familie wegrufen. Die Mutter hält die Familie stärker zusammen, als der Vater beim besten Willen es kann. Die Witwe kann die Kinder beisammenbehalten und erziehen, ohne sich wieder zu verheiraten, der Witwer kann es nicht. Die nächsten Pflichten hat die Frau zu erfüllen in ihrem Hause, die erste und oberste ist die Pflicht der Kindererziehung, die Mutterpflicht.

Aufgabe der Frauen ist es, mit aller Macht dahin zu wirken, daß die Erwerbsverhältnisse so umgestaltet werden, daß sie die Eingehung der Ehe bei voller Übernahme der damit verbundenen sittlichen Verpflichtungen erleichtern und die Mutter vom Fabrikdienst entlasten und sie der Familie zurückgeben. Eine der gefährlichsten Formen weiblicher Selbstsucht ist die Familienselbstsucht, die das Wohl der eigenen Familie vom Schicksal der übrigen Menschheit meint trennen zu können.

c) Im wirtschaftlichen Leben ist die natürliche Aufgabe der Frau nicht sowohl die Mithilfe beim Erwerb, obgleich auch diese unter den gegebenen Verhältnissen für die meisten Frauen eine unabweisbare Notwendigkeit ist, sondern die so unendlich wichtige Regelung des Verbrauchs, was mehr in sich schließt als bloße Sparsamkeit.

d) Von den Berufsarten sind die häuslichen und die erzieherischen in erster Linie als weibliche zu bezeichnen; geradezu unweiblich aber sind nur solche, bei denen die oben geschilderte besondere Natur des Weibes Schaden nimmt oder wenigstens nicht zur Entfaltung kommen kann.

e) Der Sinn der Frauen fürs Individuelle, Einzelne befähigt sie in hohem Grade zur Armenpflege und zur Krankenpflege. Diese Anlagen in sich ausbilden und diese Bestimmung nach Maßgabe der Kraft und der äußer Verhältnisse praktisch zu erfüllen, ist Aufgabe jeder Frau.

f) Unter den bisherigen sozialen Verhältnissen ist es die sittliche Bestimmung der Frau, in noch weit höherem Maße als der Mann Entsagung und Selbstverleugnung zu üben. Die Verehelichung, von der die Erfüllung ihres natürlichsten Berufes als Gattin und Mutter abhängt, steht viel weniger in der Macht ihres eigenen Entschlusses als beim Mann, und es stehen ihr öfter als bei ihm unüberwindliche Hindernisse im Wege. Es braucht eine große sittliche Kraft, zu gleicher Zeit zum Beruf als Gattin und Mutter sich vorzubereiten, den zu erfüllen das Schicksal die einzelne Frau vielleicht gar nicht bestimmt hat, und sich zu einem andern Lebensberufe, der die Verehelichung ausschließt, tüchtig zu machen. Und doch erfordert es die sittliche Bestimmung der Frau, daß sie den Zweck ihres Lebens nicht davon abhängig wähne, ob sie zur Gattin und Mutter werde. Diese innere Befreiung zu erkämpfen, ohne den Wert der natürlichen Bestimmung des Weibes zu verkennen und zu mißachten, ist wohl die höchste und schwerste sittliche Aufgabe der Frau. Hier liegt für Tausende von Frauen ein Kreuz, das sie nicht bloß als vom Schicksal ihnen auferlegt tragen, sondern durch eigenen, freien Entschluß auf sich nehmen. Übrigens ist es nicht bloß der Frauen, sondern aller Menschen sittliche Bestimmung, nicht bloß handelnd und wirkend, sondern auch duldend und leidend dem Ziel der Heiligung entgegenzustreben, im Zeichen des Kreuzes dem Geiste zum Siege über das Fleisch, der Liebe zum Sieg über die Selbstsucht zu verhelfen." *)

Frau Baronin **Bertha von Suttner** in Harmannsdorf, Niederösterreich:

„Die ‚sittliche Bestimmung der Frau'? Fast könnte mir der Wortlaut dieser Fragestellung die Beantwortung unmöglich machen, denn einmal glaube ich nicht an Bestimmung — d. h. an vorgezeichnete Zwecke —; zweitens dünkt mir, daß in Sachen der ethischen Kultur die Aufgaben der Menschheit nicht nach den Geschlechtern getrennt werden sollen. Physiologische Unterschiede bedingen keine ethischen Unterschiede. Verzeihen Sie den etwas prosaischen Vergleich: Welche sind die Aufgaben, die auf der Rennbahn der Stute und auf der Jagd der Hündin zufallen? Doch genau dieselben, wie die der übrigen Renner und der übrigen Meute. — In den ethischen Aufgaben der Menschheit: Veredlung und Verfeinerung des Geistes, des Herzens und der Sitten, haben beide Geschlechter dieselben Leistungen zu bieten.

*) „Näher ausgeführt finden sich meine Ansichten in meinem Buche: „Fromm und frei. Mitgabe auf den Lebensweg für denkende Frauen und Jungfrauen. Zürich. Cäs. Schmidt. 1882", in meinem Schriftchen: „Die Aufgabe der Frauen in den religiösen und sozialen Kämpfen der Gegenwart," das im Verlag des schweiz. Vereins für freies Christentum in den Buchhandel kam. Endlich kennen Sie ja mein Schriftchen: „Die Stellung der Frau im öffentlichen Leben. Verlag von Just. Kreutzmann u. Komp. St. Gallen und Leipzig. 1890."

Das ist freilich bei dem heutigen Kultur- und Gesellschaftszustande noch nicht recht möglich; heute giebt es Tugenden, die dem weiblichen Geschlechte allein zur Hut übergeben sind: Reinheit, Mäßigkeit, Milde; und Eigenschaften, die der Mann als sein ausschließliches Gebiet betrachtet: Mut, Verstandeskraft, Thatkraft. Das hat nun anders zu werden, und dahin strebt auch der Vervollkommnungstrieb unserer ganzen Gattung: die Ausrottung **aller** jener Fehler und Laster, die heute noch zur Hälfte dem einen, zur Hälfte dem andern Geschlecht gestattet erscheinen: Raufsucht, Ausschweifung, Härte — mit einem Wort: Roheit den Männern; — Gefallsucht, Verstandesleere, Unselbständigkeit — mit einem Wort: Schalheit den Frauen. Und so könnte ich die Antwort auf die vorliegende Frage nur in nachstehende Forderung zusammenfassen: Die Frauen haben, unter entschiedenem Festhalten an den für spezifisch weiblich geltenden Tugenden, sich die für spezifisch männlich geltenden anzueignen. Damit würden sie ein so hohes ethisches Ideal erreicht haben, daß den Männern auch nichts übrig bliebe, als ihre privilegierten Untugenden abzustreifen (wodurch auch die darauf gestützten Institutionen fielen), und der höhere Typus der Vollmenschen, — bei deren kulturellen Leistungen die Frage, ob Mann oder Frau, gar nicht in Betracht käme, — wäre geschaffen."

## „O lieb', so lang' Du lieben kannst."

Von A. Römer in Berlin.

Ernst und alt bin ich geworden,
 Wenig hat sich nur erfüllt.
Mütterlein, der Dichtung Zauber
 Hast dem Kind Du einst enthüllt;
Meinen Kopf auf Deinem Schoße,
 Lauscht' ich, wie Du leis' begannst;
Ach, wie klang es Glauben weckend:
 „Lieb', so lang' Du lieben kannst."

Und mit diesem Spruche ging ich
 In die weite Welt hinaus, —
Liebe fand ich nimmer wieder
 Wie bei Euch im Elternhaus;
Leid gar viel! Ach, schwer wird oft Dir's,
 Herz, daß Du den Groll verbannst;
Darfst nicht zürnen, nicht vergelten:
 „Lieb, so lang' Du lieben kannst!"

## Lebensbilder.

### V.

Von einem Handweber.

Ich wurde im Jahre 1846 als Sohn sehr armer Eltern geboren und verlebte meine Jugend unter Not und Entbehrungen aller Art. Ja, ich weiß, wie es einem Kinde zu Mute ist, das vom Morgen bis Abend hungern muß, bis die Mutter mit etwas erbetteltem Brot nach Hause kommt. Mein Vater war arbeitsunfähig. Schlafen mußten wir alle in einem Bett, die Eltern und wir Geschwister, bald viele, bald wenige, je nachdem der Tod seine Opfer geholt; denn von zehn Kindern blieben nur drei am Leben, die anderen wurden bloß ein, zwei oder drei Jahre alt. Da wurde die Kindheit unter schlechten Eindrücken verlebt.

Die Erziehung war unter diesen Umständen eine sehr schlechte; trotzdem wurde ich mit einer mäßigen Portion Schulkenntnissen als guter Katholik aus der Schule entlassen. Es hieß nun zuerst Geld verdienen; da wurde ich denn nach der Fabrik geschickt. In meinem zwanzigsten Jahre lernte ich die Handweberei, als eine Schwester an meiner Stelle zur Fabrik gehen konnte, und ich auch als Lehrling noch einiges Geld verdiente. — Zeit zu Vergnügen und geistiger Fortbildung war damals und ist auch heute noch nicht da. Von morgens 6 bis abends 8 Uhr heißt es arbeiten, mitunter länger. Aber lernbegierig wie ich war, wurde bis spät in die Nacht gelesen; das ist bei mir heute noch so. An Vergnügen ist nicht viel zu denken, es fehlt Zeit und Geld. — Die Beteiligung am politischen Leben hat bei mir mit dem dreiundzwanzigsten Lebensjahre begonnen und war immer eine sehr rege; sie hat mich zu einem ruhigen und besonnenen Manne gemacht. Trotz aller Armut, die ich durchgemacht habe, kann ich frei und offen sagen: ich war bis heute ein ehrlicher Mensch, glaube es auch bis an mein Ende zu bleiben.

Mein Familienleben war bis jetzt, nach neunzehnjähriger Dauer, ein gutes. Eigentliche Not war nie da, Überfluß auch nicht. Meine Frau hat nicht so viel gelesen und gelernt wie ich. Wenn sie auch mal infolge der schlechten Lohnverhältnisse unwillig wird, so weiß ich ihr doch immer den rechten Weg zu zeigen.

Talent, Fähigkeit, Lust und Liebe zum Schreinern war bei mir vorhanden, wurde aber durch die Not erdrückt. Dasselbe ist bei meinen zwei Kindern der Fall: Da ist Talent und Fähigkeit genug, aber ich bin froh, daß sie mir etwas verdienen, zumal ich selbst nicht viel verdiene wegen mangelnder Arbeit und schlechten Lohnes.

## Bücherbesprechung.

**A. G. Bianchi.** Der Roman eines geborenen Verbrechers. Selbstbiographie des Strafgefangenen Antonio M . . . Mit einem psychiatrischen Gutachten des Prof. Silvio Venturi. Autorisierte deutsche Übersetzung von Dr. Friedrich Ramhorst. Berlin und Leipzig. Alfred H. Fried und Cie. 1894.

Um den Inhalt dieses Buches, der für den Psychologen einiges Interesse hat, richtig zu würdigen, müßte man es im Originale lesen. Man würde dann urteilen können, wie weit es geeignet ist, die Theorie zu bestätigen, in deren Sinne es herausgegeben wird; jene Theorie, daß Verbrechen schlechthin auf die angeborene, auch aus leiblichen Merkmalen erkennbare Individualität des Verbrechers zurückgeführt werden können und müssen. Für eine methodische Untersuchung wird freilich dieser Fall so wenig wie andere einzelne Fälle beweisen. — Wenn nun schon im Originale die Bezeichnung als „Roman" für die Darstellung eines lediglich häßlichen, zum Teil ekelhaften Lebensinhalts eine Rechnung auf trüffelgierige Leser verrät, so ist bei dieser Übersetzung unverkennbar, daß ihr ganzer Zweck dadurch ausgedrückt wird. Der rote Druck der Worte: geborenen Verbrechers, das Portrait des Subjektes auf dem Titelblatt mit Angabe seiner Thaten und Strafen, — mir ist deutlich genug, wofür diese „sensationelle Novität" bestimmt ist: für die Tablets und fliegenden Buchhandlungen . . . unserer Bahnhöfe. Ich habe schon in Frankfurt a. M. darauf hingewiesen, daß die Verwaltung unserer Staatseisenbahnen diese Buchhandlungen sorgfältig überwacht. Vergebens wird man nach dem „Vorwärts", nach der „Neuen Zeit", nach den „Deutschen Worten" fragen. Da wird nichts „Staatsgefährliches" geduldet. Selbst ein rein wissenschaftliches Wochenblatt wie das „Sozialpolitische Zentralblatt" wird behutsam ferngehalten. Die Reisenden, so die Ehre haben, vom Königl. Preußischen Staate befördert zu werden, dürfen höchstens von offizieller Sozialpolitik Kenntnis nehmen. Von der „Ethischen Kultur" war ebenfalls, wenigstens im Herbste, noch nichts zu spüren. In den letzten Monaten bin ich wenig unterwegs gewesen und habe nicht darauf geachtet; kann daher auch nicht gewiß sagen, ob das hohe Ministerium gegen den Wissensdurst in Bezug auf Kriminal-Anthropologie keine Einwendungen hat oder ob vielleicht auch hier nur die politisch unschädliche Litteratur geduldet wird. Im ethischen Sinne sind gerade diese „harmlosen", wissenschaftlich bekleideten Mißgestalten durchaus schädlich. Sie wuchern, wie alles Schädliche, in einem gesellschaftlichen Zustande, der fast alle Produktion, auch geistiger Werte, zu Mitteln für die Befriedigung des Erwerbtriebes erniedrigt hat.

Kiel. F. Tönnies.

## Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

### Abteilung Magdeburg.

Am 8 März fand eine gut besuchte öffentliche Versammlung statt. Rektor Dr. Felisch hielt einen Vortrag über „Wohlwollen und Wohlthun." In 1½ stündiger freier Rede entwickelte er den Begriff des menschlichen Wohles, den Begriff des Wollens, veranschaulichte an dem Gedichte „Der Wilde" von Seume das Wohlwollen und Übelwollen, stellte den Begriff der Idee des Wohlwollens fest, legte das Ver-

hältnis des Mitleids zum Wohlwollen und das der Idee des Wohlwollens zum Wohlthun klar und schloß mit den Worten: „Stelle dir das geistige und leibliche Wohl und Wehe deiner Mitmenschen klar vor! Versuche mit allen Kräften, jenes in zulässiger Weise zu mehren, dieses zu mindern!“

Die Zuhörerinnen und Zuhörer bekundeten ihr lebhaftes Interesse für den behandelten Gegenstand durch ihre angespannte Aufmerksamkeit und ihre Übereinstimmung mit den Ausführungen des Redners durch warmen Beifall.

### Abteilung Berlin.

Den uns vorliegenden ausführlichen Bericht über den Vortrag Prof. Jodl's vom 10. März können wir Raummangels wegen erst in Nummer 14 bringen.

## Leipziger Gesellschaft für ethische Kultur.

Die L. G. E. K., welche sich, wie bekannt, des sächsischen Vereinsgesetzes wegen selbständig konstituieren mußte, hat meist alle 14 Tage eine Sitzung abgehalten. Am 15. November 1893 sprach Herr stud. med. M. Kötscher über „Die natürliche Weltanschauung und ihre Stellung zur Ethik,“ am 29. November Herr cand. phil. M. Buttenwieser über „Das ethische Postulat in Goethes Faust.“

In der Absicht, eine nähere Aussprache und Verständigung unter den Mitgliedern herbeizuführen, war für den 13. Dezember 1893 die Frage „Was erwarte ich von der Gesellschaft für ethische Kultur“ auf die Tagesordnung gesetzt worden. Die Besprechungen sollten, wie von vornherein bemerkt wurde, so gehalten sein, daß nicht die als allgemein bekannt geltenden Ziele der ethischen Bewegung erörtert, sondern die persönliche Stellung des Einzelnen zu diesen Zielen besprochen wurde. Insbesondere wurden Vorschläge darüber erbeten, wie sich die Gesellschaft praktisch bethätigen könne. Es entspann sich auch eine recht angeregte Debatte, als deren Resultate die folgenden anzusehen sind: Frau Magnus erklärte sich bereit, junge Mädchen, welche in Geschäften arbeiteten oder arbeiten wollten, unentgeltlichen Unterricht in Stenographie und im Gebrauch der Schreibmaschine zu erteilen. Der Unterricht begann am 16. Februar mit 5 Schülerinnen. Als Ergänzung dieses Unterrichts hat Frau Dr. Porges französischen und englischen Unterricht übernommen und bereits mit einer Schülerin begonnen. Ferner wurde beschlossen, sich über die Frage der Massenverbreitung guter Schriften und der Bekämpfung der sogenannten Schundlitteratur zu informieren. Die Gesellschaft hofft nächstens mit Vorschlägen in dieser Richtung hervortreten zu können. An Stelle des Herrn Privatdocent Dr. Barth, der leider wegen Überhäufung mit Geschäften sein Amt niederlegte, und dem auch an dieser Stelle unser Dank für seine großen Verdienste um unsere Gesellschaft ausgesprochen werde, wurde Herr Dr. phil. J. Cohn zum Vorsitzenden gewählt.

Am 11. Januar 1894 gab Herr Dr. Cohn ein Referat über Adler's Buch „Der Moralunterricht der Kinder.“ Am 22. Januar und am 13. Februar fanden Vorlesungen und Besprechungen der Abschnitte über die Freiheit des Willens und über den Selbstmord aus Paulsen's Ethik statt.

Am 30. Januar wurde ein Unterhaltungsabend für weitere Kreise veranstaltet. Derselbe wurde eingeleitet durch eine Ansprache des Herrn Dr. Barth über das Thema: „Was ist Erbauung?“ Der Redner ging von der religiösen Erbauung aus, deren Bedeutung er mit warmen Worten schilderte, und unterschied dann von dieser eine gewissermaßen „weltliche“ Erbauung durch Naturgenuß, Kunst und Wissenschaft. Die Pflege dieser letzteren bezeichnete er als eine wichtige Aufgabe der Gesellschaften für ethische Kultur. Ähnliche Gedanken über die erhabene Bedeutung der Kunst, welche dazu dienen solle, daß „Friede und Freude auf Erden“ verbreitet werde, sprach Herr Kötscher in poetischer Form in seinem Prolog aus. Darauf folgten Klaviervorträge des Herrn R. Zwintscher, Violinvorträge des Herrn Jenkinson, Gesänge der Frau Magnus und Recitationen von Fräulein Kröner, Herrn Dr. Löhrmann und Herrn Kötscher. Allen Mitwirkenden ist die Gesellschaft zu großem Danke verpflichtet. Die als Eintrittskarten geltenden Programme wurden unentgeltlich verteilt. Der etwa 300 Personen fassende Saal war bis auf den letzten Platz gefüllt.

Am 20. Februar hielt Herr Dr. Brecher einen Vortrag über „Die wichtigsten Faktoren der Sittlichkeit.“ Er suchte nachzuweisen, daß Mäßigkeit und Gerechtigkeit die Grundlagen der Sittlichkeit seien. Sie gehen hervor aus der Selbstbeherrschung. Die Sittlichkeit sei bedingt durch die allgemeine Natur des Menschen, sowie durch die Besonderheit des Einzelnen, sie werde ferner beeinflußt durch die Erziehung in Haus und Schule, die gesellschaftlichen Anschauungen, die staatlichen und wirtschaftlichen Einrichtungen. Der Einfluß dieser Faktoren auf die Sittlichkeit wurde einer eingehenderen Untersuchung unterworfen. Dem Vortrag folgte eine ungewöhnlich lebhafte Debatte.

Am 27. Februar wurde an einen einleitenden Vortrag des Fräulein Helene Merkel über „Musik und Gemüt“ eine Besprechung über die ethischen Wirkungen der Musik angeschlossen, wobei besonders Tolstoi's musikfeindliche Stellung erörtert wurde.

Die Gesellschaft zählt zur Zeit 58 Mitglieder.

## Briefkasten.

**Die Redaktion der „Gleichheit,** Organ für die Interessen der Arbeiterinnen“, hatten wir gebeten, unsere in Nr. 30 S. 240 vorigen Jahrgangs veröffentlichte Aufforderung, uns Lebensbilder einzusenden, zum Abdruck zu bringen. Sie entsprach diesem Wunsche in Nr. 5 d. J., wofür wir ihr hiermit unseren verbindlichen Dank aussprechen, indem sie unsere Aufforderung mit folgenden Bemerkungen einleitete:

„Von der Redaktion der Zeitschrift ‚Ethische Kultur‘ geht uns die untenstehende Aufforderung zur Veröffentlichung zu. Wir glauben zwar, daß in äußerst seltenen Fällen Arbeiterinnen, sie, die als Lohnsklavinnen und als Haussklavinnen schaffen müssen, Zeit finden werden, die gestellten Fragen zu beantworten. Dennoch empfehlen wir die Aufforderung unseren Leserinnen zur Beachtung. Aus der Beantwortung der Fragen wird und muß mit lichtvoller Deutlichkeit eins erhellen: der enge, innige Zusammenhang zwischen der Sittlichkeitsfrage und der Magenfrage. An der Basis aller ethischen Kultur liegen die materiellen Lebensverhältnisse der Menschen, die Wirtschaftsverhältnisse. Die Sozialdemokratie hat deshalb den richtigen und kürzesten Weg zur Lösung der Sittlichkeitsfrage beschritten, indem sie durch Umgestaltung unseres Wirtschaftslebens im sozialistischen Sinne solche Gesellschaftsverhältnisse anstrebt, welche es jedem Einzelnen ermöglichen, sittlich zu sein. Sie schafft nicht Flick- und Stückwerk am Oberbau der Gesellschaft, sie legt die gesunde, starke Grundlage, welche Vorbedingung eines tüchtigen Oberbaues ist. Es liegt bereits seit Langem ein erdrückendes Beweismaterial dafür vor, daß die materielle Not Ursache von Unsittlichkeit wird, daß sie die Entwickelung von Talent und Fähigkeiten hindert. Die Zeitschrift ‚Ethische Kultur‘ will dieses Material vermehren, ihrer Tendenz entsprechend offenbar zu dem Zwecke, durch lebensvolle Schilderungen von dem verhängnisvollen Einfluß des Elends die Besitzenden an ihre sittlichen Pflichten den Nichtbesitzenden gegenüber zu mahnen. Wir halten das Zusammentragen und die Veröffentlichung von einschlägigem Material für ein nützliches Unternehmen. Aber wir versprechen uns keinen nennenswerten Erfolg von seiner agitatorischen Wirkung auf die durch ‚Bildung und Besitz maßgebenden Kreise‘. Für das Verhalten der Besitzenden den Besitzlosen gegenüber ist nicht Wohlwollen und Einsicht ausschlaggebend, sondern das Klasseninteresse. Die arbeitende Masse wird die nötige Ellbogenfreiheit für ihre Sittlichkeit, ihre Kultur nicht erlangen durch einen Appell an die Thränendrüsen und das gute Herz der Reichen. Der Klassenkampf allein wird ihr diese Ellbogenfreiheit schaffen. Die Bestrebungen der ‚Ethiker‘ haben für uns die Bedeutung eines Symptoms, das Zeugnis ablegt von der Macht, welche die sozialistische Bewegung erlangt hat. Wir verkennen die guten Absichten der betreffenden Kreise nicht, aber wir dürfen keineswegs den Wert ihrer Bestrebungen überschätzen.“

Auch der „Vorwärts“ druckte in seiner Nummer vom 11. d. M. unsere Fragen ab und bemerkte dazu Folgendes:

„Wenn auch zugegeben ist, daß das Unternehmen ein sehr nützliches, so wird doch der Zweck, den der Verein für „Ethische Kultur“ dabei im Auge hat, nämlich durch die Veröffentlichung des gewonnenen Materials agitatorisch auf die „durch Bildung und Besitz maßgebenden Kreise“ besonders einzuwirken, ein verfehlter sein. Für die Sozialdemokraten aber, die auf dem Boden der materialistischen Geschichtsauffassung stehen, bedarf es des Beweises nicht mehr, daß die Ethik, Moral und Sitte beruht auf den wirtschaftlichen Verhältnissen. Ändern und verbessern wir diese, so ändern sich und zwar nur dann auch jene. Gesonderte „ethische Kultur“-bestrebungen brauchen wir deshalb auch nicht, womit nicht gesagt sein soll, daß die Bemühungen obigen Vereins nicht zu unterstützen seien. Das zusammengetragene Material, zu dem alten gehäuft, wird eben nur noch mehr Beweis liefern von der Unhaltbarkeit der bestehenden Wirtschaftsverhältnisse.“

Selbstverständlich haben wir die Redaktion des „Vorwärts“ darauf aufmerksam gemacht, daß die Angelegenheit mit der D. G. E. K. nichts zu thun hat, sondern der privaten Initiative der Redaktion d. Bl. entstammt.

Herrn Dr. B. in Karlsruhe. Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur ist Herr Geheimrat Prof. Dr. Wilhelm Foerster, Direktor der Königlichen Sternwarte in Berlin, S.W., Encke-Platz 3a, Schriftführer Frau Lily von Gizycki in Berlin W., Nettelbeckstr. 24, Kassenführer Herr Bildhauer Hugo Rheinhold in Berlin W., Potsdamerstr. 29. Die Statuten sowie die sonstigen Drucksachen der Gesellschaft sind vom Bureau der D. G. E. K., Berlin N., Ziegelstr. 10/11 zu beziehen.

Herr **Ernst Walter** in G. wünscht, daß wir die Worte, welche er seinem Sohne zur Konfirmation in das Gesangbuch geschrieben hat, abdrucken:

„Sei wahr und treu, mein Sohn: Laß nie die Lüge deinen Mund entweihen. So spricht zu dir dein Vater.

Seid gehorsam der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat, so sprach der edelste und größte Mann, der für die Wahrheit selbst den Tod erlitt.

Gott helfe dir, mein Sohn, daß du dein Herz stets ganz zurückbringst aus dem Streit der Pflichten.“

In diesen Worten liegt der Gedanke, daß die Pflicht der Wahrhaftigkeit mit der Pflicht, der Obrigkeit zu gehorchen, in Kollision geraten könne. Herr E. W. hat unterlassen, diese Behauptung zu begründen.

### Druckfehlerberichtigung.

In der Anmerkung S. 86 1. Sp. voriger Nummer sind die Worte „dieser Nummer“ zu streichen.

# Anzeigen.



**Die Erneuerung des Abonnements wird den geehrten Abnehmern hierdurch in Erinnerung gebracht.**

Die „**Ethische Kultur**“ erscheint in **zwei Ausgaben:**

a) **in Wochennummern** (Postzeitungsliste Nr. 2092) Vierteljahrspreis 1,60 M. bei allen Buchhandlungen und Postanstalten; bei direktem Bezug von der Verlagshandlung 2 M. für Deutschland und Oestreich-Ungarn, 2,25 M. für das Ausland.

b) **in Monatsheften à 60 Pf.** Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

**Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.**
Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: H. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post Zeitungsliste Nr. .092.

# Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

## Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Herausgegeben von
**Dr. Georg von Gizycki,**
Professor der Ethik an der Universität zu Berlin.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. Berlin SW. 12. Zimmerstraße 94.

| II. Jahrgang. | Berlin, den 31. März 1894. | Nr. 13. |
| --- | --- | --- |





## Betrachtungen über Schule und Erziehung.

„Erzieh' Dein Kind nicht für Dich,
sondern für die Andern."
Leopold Schefer.

Die wahre Poesie des Volkslebens liegt in der richtigen ethischen Gestaltung des Familienlebens. Es dürfte daher die Bestrebungen der Gesellschaft für ethische Kultur und somit die allgemeine Bildung nur befördern, wenn den Lesern möglichst aus dem praktischen Leben gegriffene Thatsachen vorgeführt werden, welche mit der Erziehung der Jugend und unserem Volksleben in einem direkten Zusammenhang stehen.

Mit unaussprechlichen Gefühlen der Freude und des Dankes zu Gott, blicken die Eltern in die Wiege eines neugeborenen Kindes, namentlich dort wo die Sorgen des Lebens seither noch unbekannt waren. Ist das Kind ein erstgeborener Sohn, so ist die Brust des Vaters erfüllt von Stolz und Hoffnung, im Hinblick auf die Tage seines Alters.

Auch mir wurde, um an positive Thatsachen anzuknüpfen, dieses Glück zu teil, und da wir weder reich noch arm sind, so hat es auch in ethischer Beziehung dem Familienleben auf dieser glücklichen materiellen Grundlage an schönen Momenten nicht gefehlt.

Im schweren Kampfe um die Existenz wurden die ersten Jahre der Erziehung unserer vier Kinder verbracht, und als es endlich gelungen war, die materiellen Bedingungen des Lebens so zu gestalten, daß wir uns mit einer gewissen Ruhe der Erziehung der Kinder und der Pflege des Familienlebens widmen konnten, trat der älteste meiner Söhne, im Alter von 10 Jahren, in die Sexta eines Gymnasiums, während der jüngere noch die Vorschule besuchte.

Nunmehr begann eine zehnjährige leidenreiche Zeit, weil beide Knaben, die im Großen und Ganzen wohl gut geartet und intelligent waren, nicht diejenige Ruhe und den erforderlichen Fleiß besaßen, welche nötig sind, um den Schulgesetzen und den geistigen Anforderungen der Schule in wünschenswerter Weise Genüge zu leisten. — Der Trieb zum Lernen kam erst nach dem 20. Lebensjahre und beide Knaben sind in den gewählten Berufen tüchtige Männer geworden. — Für manche Leser dieser Zeitschrift dürfte es nun von Interesse sein, die Lehren etwas eingehender in Erwägung zu ziehen, welche aus dieser bitteren Periode meines Lebens für die Eltern von schulpflichtigen Kindern gezogen werden können. Auch dürfte es angezeigt erscheinen, daran zu erinnern, daß ja namentlich auch die Bestrebungen der Gesellschaft für ethische Kultur durch die Erziehung eines auch körperlich gesunden und den sozialen und wirthschaftlichen Fragen der Zeit mehr genügenden Geschlechtes wesentlich gefördert werden müssen.

Zunächst möchte ich es als eine heilige Pflicht der Eltern bezeichnen, die Kinder, welche eine höhere Lehranstalt besuchen, schon frühzeitig anzuhalten, daß sie vor Allem den Anforderungen der Schulgesetze Rechnung tragen und sich täglich nicht früher zur Nachtruhe begeben, bis die häuslichen Schul-Aufgaben gelernt oder sauber in Ausführung gebracht worden sind. Das Kind soll in den Grenzen der Gesetze denken und handeln lernen, und die Schule soll somit die Vorbildung für den pflichtgetreuen späteren Staatsbürger sein.

In diesem Punkte haben namentlich die meisten Beamten genügend Zeit, die obige Aufgabe gut zu erfüllen; und wenn der Vater etwa auf Dienstreisen sich befindet, muß die Mutter die Beaufsichtigung der Schularbeiten ihrer Kinder übernehmen. Es giebt freilich auch Kinder, welche natürlichen Sinn für Ordnung und Fleiß besitzen, aber ihre Zahl ist eine geringe, und ein gutes Beispiel von Seiten der Eltern wird nach dieser Richtung hin daher gute Früchte tragen. Im Wiederholen des einmal Gelernten liegt bekanntlich der Schwerpunkt der ganzen Lernweisheit eines Schülers, der die höheren Lehranstalten besucht. Zu diesem Zwecke leite man die Kinder von vorne herein an, daß sie vor dem Abgang zur Schule, am Morgen genügend Zeit gewinnen, um die am Abend zuvor gelernte oder geschriebene Aufgabe noch einmal durchzusehen. Kurzum, die Übung der Ordnungsliebe und Pflichterfüllung ist in dieser Periode des Lebens unserer Kinder viel wichtiger als hervorragende Talente, welche zu ihrer Ausbildung einer leitenden Fürsorge erfahrener Eltern entbehren. Werden die Kinder hingegen in obiger Weise von Seiten der Eltern zur Ordnung und zum Fleiß mit liebender Sorgfalt angehalten, so darf man mit ziemlicher Sicherheit auf ein günstiges Erziehungsresultat rechnen.

Mein Bruder, auch Beamter, welcher nach obiger Regel seine Kinder erzogen, hat auf diese Weise, wie er mir mehrfach versicherte, sehr viel Geld erspart, welches viele Tausende von Familienvätern, gerade in dieser Zeit, teils am regelmäßigen Stammtisch, in Wirtshäusern, Klubs 2c. verzehren, teils durch Bezahlung von Privatstunden opfern, welche sie ihren Kindern geben lassen. Aber man gewinnt auch in geistiger und sittlicher Beziehung wahre Schätze in der Freude und Zufriedenheit des gesamten Familienlebens, wo die Kinder schon frühzeitig die Sorgen der Eltern durch Fleiß und Ordnungsliebe auf das geringste Maß herabzusetzen streben.

Ich gebe gern zu, daß diese Pflicht der Eltern und hier speziell der Väter nicht selten recht schwer zu erfüllen ist,

da letztere oft mit bitteren Nahrungssorgen, Krankheiten in der Familie ꝛc. zu kämpfen haben, und auch durch die gesellschaftlichen Opfer, welche mancher Beamte seiner Stellung zu bringen hat, diese Pflichten der Erziehung oft in einem hohen Maße beeinflußt werden; aber es handelt sich hier um die ordnungsmäßige Lösung der wichtigen Frage, welche sich auf die ganze Zukunft eines Kindes und nicht selten auf die solide Begründung der letzten Lebenstage der Eltern bezieht.

Ich sagte vorhin, die Eltern sollen diese Erziehung mit liebender Sorgfalt überwachen, wobei ich ganz speziell hervorheben möchte, die körperlichen Strafen, (welche oft nur notwendig scheinen) auf das geringste Maß zu beschränken. Heftige Väter und Mütter strafen die Kinder vielfach in der ungerechtesten Weise, wodurch der Charakter mehrfach schon in der Jugend verdorben wird. Die Kinder fehlen in den meisten Fällen unbewußt ihres Unrechts, und nicht selten ist ihr körperlicher Zustand die Ursache eines Fehlers, den sie gemacht.

Bei dieser Gelegenheit will ich nicht ungesagt lassen, daß von Seiten der Schule diese Bestrebungen der Eltern in ethischer Beziehung sehr wesentlich unterstützt werden können, wenn die Lehrer die sogenannten Strafzettel durch die Post oder den Schuldiener an die Eltern einsenden; denn durch den noch an vielen Orten bestehenden Gebrauch, daß die Kinder angehalten werden, diese Zettel selbst an die Eltern abzugeben, werden mindestens 50 pCt. derselben geradezu demoralisiert und zu Unterschlagungen, Lügen, Ausstellung falscher Unterschriften ꝛc. verleitet. Dieses Übel ist in seinen Folgen so groß, daß es von Seiten der Oberschulbehörde auf das strengste verboten werden sollte, die Kinder zur Abgabe der Strafzettel an die Eltern anzuhalten. Auch dürfte es sich empfehlen, durch eine möglichst humane Behandlung und seltenste Anwendung von körperlichen und moralischen Strafen, sich vor allen Dingen der Liebe der Schüler zu versichern; denn erst auf Grund der Harmonie zwischen Lehrer und Schüler kann ein gedeihlicher Fortschritt im Wissen und Können derselben auch in ethischer Beziehung erzielt werden. — Die Erziehung in Schule und Haus ist, was wir nie aus den Augen verlieren dürfen, die Vorbereitung für das praktische Leben, wobei es vor Allem darauf ankommt, durch die dauernde Erhaltung des Vertrauens die Liebe zur Wahrheit, Ordnung und Gerechtigkeit schon sehr frühzeitig in den Kindern zu wecken und frisch zu erhalten, und zwar so, daß diese Eigenschaften ihnen möglichst zur zweiten Natur werden. Auf dieser Grundlage fällt auch dann die Wahl eines Berufes nicht schwer.

Auch die zweite von Leopold Schefer aufgestellte Erziehungsregel: „Willst Du einen Menschen bessern, lobe ihn!" dürfte in diesem Punkte von Eltern und Lehrern in pädagogischer Beziehung sehr zu beherzigen sein, d. h. die Erziehung der Kinder möglichst auf Grund ihrer individuellen guten Charakter-Eigenschaften und durch das Beispiel, welches sie selbst geben, auszuführen trachten. —

Es giebt gegenwärtig im modernen Staate wenig gemeinnützliche Institutionen, welche die Gemüter des Volkes so in Anspruch nehmen, als das staatlich organisierte Schulwesen, welches so tief in das Familien- und Volksleben greift, und zugleich für die sittliche und wirtschaftliche Entwicklung des nationalen Staates von so großer Bedeutung ist. Mit richtigem Blick hat seiner Zeit der Statthalter von Elsaß-Lothringen, Freiherr v. Manteuffel, die Mängel erkannt, welche der bisherigen Organisation, sowohl dem elementaren als auch dem höheren Schulwesen, anhafteten, und in seiner Information an das Staatsministerium ganz speziell auch die notwendige Reform der Mädchenschule auf sanitärem Gebiete hervorgehoben, weil nur auf diesem Wege eine gesunde, kräftige und zugleiche intelligente Nation herangebildet werden könne.

In der Presse des gesamten Deutschen Reiches haben diese Bestrebungen einen lebhaften Wiederhall gefunden und sie werden auch von Erfolg sein, wenn man sich entschließt, durch eine neue Zeiteinteilung der Lehrstunden der Überbürdung der Kinder und Lehrer mit häuslichen Schularbeiten Schranken zu setzen, oder dieselben doch mehr nach den natürlichen Kräften der Schüler zu regeln, wie dieses z. B. in den amerikanischen Lehranstalten prinzipiell geschieht.*)

In Amerika, wo sämtliche Lehranstalten von einer Kommission von Lehrern und Laien verwaltet werden, werden stets diejenigen Lehrer prämiiert und bei Versetzungen bevorzugt, welche mit den wenigsten Strafen die meisten Fortschritte in der Belehrung der Kinder erzielt haben. Die gesamte Organisation ist auf eine möglichst humane Behandlung derselben gerichtet. — In unseren Volksschulen würden wir durch die prinzipielle Einrichtung von Schulgärten mit Anschließung des naturkundlichen Unterrichts, die Belehrung über Obstkultur, Gemüsebau und Bienenzucht, die ethische Bildung der Kinder außerordentlich befördern und vielen Roheiten damit vorbeugen, welche wir heute noch so oft, namentlich auf dem Lande, zu beklagen haben. Im Interesse dieser Sache sei es gestattet, hier den Inhalt einer Unterhaltung mitzuteilen, welcher Schreiber dieses als stiller Zeuge beigewohnt und die sich auf die Realisierung der obigen Anschauungen zur Reform des Schulwesens bezog.

Fünf Oberlehrer einer größeren Lehranstalt saßen mit einem höheren Beamten zusammen, sich über die obige Frage lebhaft unterhaltend, wobei von Seiten der Lehrer stets hervorgehoben wurde, daß die Zahl der Lehrstunden unmöglich verkürzt werden könne. Da stellte der Beamte die Frage: „Können die Herren mit 30 Unterrichtsstunden in der Woche auskommen?" Sämtliche Lehrer sind der Meinung, daß bei richtiger Einteilung des Pensums und der verschiedenen Disziplinen diese Stundenzahl genügen werde. Nun gut, sagte der Beamte, so nehmen Sie eine radikale Reform auf dem Gebiete des Unterrichts vor, geben Sie täglich fünf Stunden und zwar im Sommerhalbjahr von 7 bis 12 Uhr und im Winter von 8 bis 1 Uhr, dann haben die Schüler im Laufe des Nachmittags genügend Zeit, ihre Schulaufgaben fertig zu machen und sich auch an Turnspiel oder mit Handarbeiten, Laufen, Baden ꝛc. zu beschäftigen. Diese Reform und Zeiteinteilung würde den großen Vorteil haben, daß die Pflege des Geistes und Körpers in mehr naturgemäßer Weise, zur Ausführung gelangt. Hierzu tritt der weitere Vorteil, daß den Schülern täglich zwei Schulgänge erspart werden, was namentlich für alle entfernt vom Schulhause wohnenden Eltern eine große Wohlthat sein würde; auch dürfte den Schülern dadurch weniger Gelegenheit zu Zank und Streit auf dem Schulwege geboten werden und schließlich die Lehrer auch Zeit gewinnen, sich für ihre Unterrichtsstunden genügend und besser vorzubereiten. — Ich bin der Meinung, es würde dieses eine wirklich durchgreifende Reform auf dem gesamten Gebiete des höheren Schulwesens bedeuten und auf eine erweiterte ethische Erziehung des Volkes den besten Einfluß haben.

Diese neue Zeiteinteilung der Lehrstunden würde namentlich auch den Mädchen von Nutzen sein, weil sie denselben die Schulgänge in den heißen Nachmittagsstunden des Sommers oder den kalten Tagen des Winters erspart; den Eltern würde überhaupt auch mehr Zeit und Gelegenheit geboten sein, die so notwendige Körperpflege ihrer Töchter durch Anleitung zum Turnen, Baden, Spazierengehen ꝛc. zu unterstützen oder dieselben in der Hauswirtschaft zu beschäftigen. Möchte schließlich Jedermann der hohen Weisheit des Spruches von Leopold Schefer gedenken: „Erzieh' Dein Kind nicht für Dich, sondern für die Andern."

---

In einer idealen Demokratie würden alle Menschen gleich sein — gleich nicht nur in ihren Rechten, sondern im Wesentlichen auch in ihrem Besitz. William M. Salter.

*) Aus Amerika. Reiseberichte von C. Herzog, k. Staatssekretär z. D. Berlin 1884.

## Läuterung.

Von Arthur Pfungst in Frankfurt a. M.

Nicht mehr will ich Schlachten schlagen
In dem großen Kampf des Lebens,
Wo die Sieger heimlich klagen,
Daß das Siegen auch vergebens;

Wo der Stärkste nicht beglückt ist,
Weil er ewig denkt in Sorgen:
Ach! wer heute unterdrückt ist,
Wird zum Unterdrücker morgen!

Nicht mehr will ich Schlachten schlagen,
Will vergessen und verzeih'n,
Zu den Menschen will ich sagen:
„Laßt uns endlich Menschen sein".

## Religiosität und Frauenfrage.

Von Elisabeth Mießner in Berlin.

In der Märznummer der von Helene Lange herausgegebenen Zeitschrift „Die Frau" erschien unter dem Titel „Religiosität und Frauenfrage" ein Artikel von Elisabeth Gnauck-Kühne, auf den näher einzugehen ich mich verpflichtet fühle, weil ich fürchte, daß unsere gemeinsame Sache durch einseitige Beurteilung ihrer verschiedenen Kräfte in schiefe Bahnen oder auf Umwege gelenkt werden könne.

Die Verfasserin jenes Artikels versteht unter Religiosität den Glauben an das Übersinnliche und behauptet am Ende ihrer Ausführungen, daß der wahrhaft Gebildete nach sehr erklärlichen Zweifeln gewöhnlich den Weg zu diesem Glauben zurückfinden müsse. Die Anderen, die das nicht können, seien Halbgebildete. Der Gebildete, so folgert sie, erfährt überall, „daß unser Wissen Stückwerk ist, daß unser Erkennen seine Grenzen hat, daß es auch für den vorgeschrittensten Naturforscher Geheimnisse giebt, daß kein Physiologe die Entstehung des Bewußtseins erklären könne" u. s. w.; und — nun kommt für sie mit Notwendigkeit der Sprung ins Mystische. Der Gebildete lerne sich demütig selbst bescheiden; jetzt, da er einsehen gelernt, daß nach ja mancherlei unaufgeklärt geblieben, jetzt sei dem Glauben Thür und Thor geöffnet, er brauche sich nunmehr weniger auf den Verstand als auf das Gefühl zu verlassen, u. s. w. Wer aber nicht denselben Prozeß durchmachen kann, wie die Verfasserin, der ist ein Halbgebildeter. Er ist bei Büchner, Vogt oder Moleschott stehen geblieben, wie sie geringschätzig behauptet, „und urteilt mit Dreistigkeit über Fragen, an welche der Gelehrte nur mit Zurückhaltung herantritt." Und nun geht es mit einem Sprung zur Frauenfrage über. Um der Frau, welche von der heutigen Bildung immerhin so viel abbekommt, daß sie nicht gut naiv-religiös bleiben könne, die Religiosität, d. h. den Glauben an das Übersinnliche zu erhalten, deshalb fordert die Verfasserin für sie eine höhere, der männlichen gleichwertige Bildung, — eine Forderung, der wir alle beistimmen, wenn auch durchaus nicht den Gründen. Zum Schluß sagt sie: „Er (der Gebildete) fühlt seine Begrenztheit, senkt das Haupt und sieht demütig auf das uferlose Meer hinaus, das er nicht ergründen, nicht durchschiffen kann."

Schon dieser Vergleich zeigt mir deutlich, welch' fragwürdiges Gut eine Demut ist, welche uns den gesunden Mut raubt, das Meer zu unserem und Anderer Nutz und Frommen zu durchschiffen, und welche das kühne Streben hemmt, es mehr und mehr zu ergründen. Diese Demut ist meines Erachtens ebenso gefährlich wie der Hochmut, der alle diejenigen Halbgebildete nennt, welche in Bezug auf den Gottesglauben zu anderen Denkresultaten gelangen als die Verfasserin des Artikels über „Religiosität und Frauenfrage".

Leider sind hier und da ähnliche Ausfälle von hervorragenden Vertreterinnen und berufenen Führerinnen der Frauenfrage gegen atheistische Frauen bemerkbar geworden. Eine derselben hat sich öffentlich gegen die Kampfgenossenschaft mit Atheistinnen verwahrt. Mit diesen „Halbgebildeten", die sich noch auf Darwin, Büchner, Vogt u. s. w. stützten, dürfe nicht gerechnet werden.

Was ist denn eigentlich unter Bildung zu verstehen?

Viel-Wissen und Bildung sind durchaus nicht zwei Begriffe, die sich decken. Es giebt genug gelehrte Leute, welche nicht die Kraft besitzen, ihr aufgespeichertes Wissen in selbständiges Urteilen und Handeln umzusetzen. In der Bildung liegt aber vor allem die Fähigkeit, auf den verschiedenen Gebieten menschlicher Lebensbethätigung nach selbständiger, richtiger Einsicht zu handeln.

Die Befriedigung des Wissensdurstes führt natürlich bei den Frauen ebensowenig mit Notwendigkeit zur Religiosität wie bei den Männern. Der mit einem unverwüstlichen Kraft- und Selbstgefühl Begabte wird des Trostes entbehren können, während diejenigen naturgemäß des religiösen Gefühls bedürfen, die an der eigenen Kraft verzweifeln. Selbstverständlich ist weder das Eine mit Eitelkeit oder Ueberhebung, noch das Andere mit geistiger Inferiorität zu verwechseln. Der Eine steht eben, um mit dem Bilde von E. Gnauck-Kühne zu reden, demütig oder verzagend vor dem gewaltigen Meer, dessen Ufer er nicht sieht, und senkt zusammenschaudernd das Haupt. Der Andere kennt dies Angstgefühl nicht, er kennt aber seine Kraft, und es lockt und zwingt ihn hinaus auf das Meer, allen Gefahren entgegen. Wo hätten wir sonst unsere Columbus her?

Und schließlich — was hat die Religiosität mit der Frauenfrage zu thun?

Es sind doch nur Gegner derselben, welche ihre Gründe gegen die Gleichberechtigung beider Geschlechter aus dem Atheismus einzelner Glieder oder aus der Befürchtung schöpfen, die Frauen könnten durch eine derjenigen des Mannes gleiche wissenschaftliche Ausbildung der Religion entzogen werden. Sie bekunden damit übrigens eine E. Gnauck-Kühne durchaus entgegengesetzte Ansicht über die Macht der Religion und die Halbbildung. — Den Männern gestatten sie, sich frei in ihrem eigensten Denken ihren verschiedenen Anlagen nach zu entwickeln, aber die Frauen sollen alle unter einem Hute bleiben, sie sollen auf Kosten des Verstandes das Gefühl einseitig pflegen.

Solche Angriffe von außen her sind eben keine eigentlichen Angriffe, und es ist meiner Meinung nach eine durchaus verkehrte Taktik, ihnen dadurch begegnen zu wollen, daß man ihnen gegenüber die Freidenkerinnen in unserer Mitte einfach verleugnet, zumal es den Vorkämpferinnen für unsere Sache wahrlich nicht an den schärferen Waffen der Logik fehlt, dergleichen Angriffe gehörig zu parieren. Sie wissen sehr gut, daß unter den Männern Geister der verschiedensten Richtungen an dem Kulturfortschritt gearbeitet haben und arbeiten, Freidenker wie Spinoza, Ludwig Feuerbach, Vogt, Büchner, Häckel, Mill, Höffding u. s. w., auch minder hoch Begabte darunter, ebensogut wie Denker, Dichter, Künstler und Staatsmänner positiven Glaubens.

Auch für unsere große Kulturaufgabe sind alle Kräfte, die sich ihr mit warmer Begeisterung thatfreudig zur Verfügung stellen, von fördernder Wichtigkeit. Diese aber jene von ihnen ihrer freieren Anschauungen wegen aus der gemeinsamen Arbeit ausscheiden wollen, hieße die Frauenbewegung eines guten Teils ihres Vorspanns berauben und den Weg zu ihrem Ziel verlängern. Die Förderung unserer guten und gerechten Sache aber muß die Hauptaufgabe ihrer Vertreter bleiben. Deshalb müssen sie sich's angelegen sein lassen, alle Kräfte zusammenzuhalten.

Also nicht, was uns trennt, wie die individuellen Anschauungen über Religion oder Politik oder die verschiedene Lebensstellung, darf hervorgehoben werden, sondern das, was uns verbindet: das Streben, unser Geschlecht aus seiner benachteiligten Lage emporzuheben.

## Zustände in Fabriken.

Von einem Geraer Fabrikarbeiter.

Millionen Deutsche sind schlecht bezahlte Fabrikarbeiter ohne technische noch sonstige Bildung. Dieser Klasse der Arbeiter habe ich neunzehn Jahre angehört und kann daher an vielen meiner Genossen, die ich näher kennen lernte, den Verlauf der Entwickelung ihres inneren Wesens oft bis ins Einzelne übersehen. In allen Fällen legte diese Entwickelung einen sehr kurzen Weg zurück, da sie sich naturgemäß nur im Schneckengange bewegt, weil die treibenden Kräfte des Unterrichts, der Lektüre, des Denkens und des bildenden Umganges fehlen. Eins, was mir immer mehr zum Bewußtsein gekommen, ist das gänzliche Fehlen des Charakters, der Reife. So weit mein Wahrnehmungsvermögen reicht, habe ich im Fabrikarbeiterstande nicht einen einzigen charaktervollen Menschen gefunden, den ich mir zum Freunde gewünscht hätte. Ich habe nur hin und wieder einen gefunden, der erträglicher oder verträglicher als die andern war. Kindische Alte sind darunter in Menge. — Der Stand der Fabrikarbeiter rekrutiert sich immer wieder aus Arbeiterkindern und auch aus landwirtschaftlichen Arbeitern, welche die industriellen Löhne immer noch höher finden als die landwirtschaftlichen. Je größer die Zunahme dieser Arbeitskräfte, je geringer ist die Aussicht auf Besserung der Löhne, der Behandlung und des sittlichen Zustandes der Arbeiter. Die Löhne sind zum Teil die denkbar niedrigsten; die Behandlung ist ganz der Niedrigkeit der Löhne entsprechend; der traurige sittliche Zustand ist die ganz naturnotwendige Wirkung beider Ursachen.

„Alle Erziehung der Menschen, sowohl die Erziehung durch andere, als auch die Selbsterziehung, hat die Charakterbildung zu ihrem Zwecke,“ sagt der verstorbene Pädagog Deinhardt. Die Grundlage des Charakters muß auch schon in der Jugendzeit gelegt werden, durch Lehre und Beispiel. Aber in Wirklichkeit wird das mögliche und erreichbare Maß von Schulbildung von unseren Arbeiterkindern meist nicht erlangt. An die Schule schließt sich unmittelbar die Fabrik, und diese kann wahrlich nicht als Fortbildungsschule betrachtet werden. Von einer zielbewußten elterlichen Erziehung ist am wenigsten die Rede. Der junge angehende Fabrikarbeiter ist also da, wo ihm noch verständige Zucht notwendig ist, frei und unabhängig. Der Umgang mit seinen Altersgenossen, denen er es in Allem gleichzuthun bestrebt ist, macht ihn vollends selbständig. Der Eintritt dieses unreifen Wesens in die Fabrik erfolgt viel zu früh. Alle Beispiele, die ihm seine älteren Vorgänger geben, sollten eigentlich nur zur Abschreckung dienen. Ganz folgerichtig schließt sich eine zu frühe Verheiratung an. Die nun beginnenden Pflichten und Sorgen sind insofern ein Prüfstein, als sich nun zeigen muß, welcher tiefinnerste Kern eigentlich in ihm steckt. Birgt dieser Kern ein ausreichendes Maß von Kraft und Willensenergie, so wird er sich von seinen Pflichten und Sorgen nicht erdrücken lassen, sondern wird Jahr ein Jahr aus arbeiten wie ein Pferd und alle Annehmlichkeiten des Lebens entbehren, um sich oben zu erhalten. Dies ist der günstigste Verlauf seines Lebens, weiter kann er nicht, wenn ihm nicht günstige Umstände zu Hilfe kommen. Nichts ist in seinem finsteren Leven, was ihn auf den erleuchteten Weg der Vernunft und der Erkenntnis hinzudrängen imstande wäre, es müßten denn entweder ganz gewaltsame Vorgänge in seinem inneren und äußeren Leben eintreten, oder die Natur müßte ihm einen Keim eingepflanzt haben, der alle Hindernisse seiner Entwickelung zur Seite zu schieben die Kraft hätte.

Die eigentliche Kraft und das wahre Wesen des Charakters entspringt aus dem Willen, — der Fähigkeit, sich aus sich selbst zu bestimmen und sich aus sich selbst zu dem zu machen, was man ist. Nun ist der Arbeiter in der Fabrik ein notwendiger Bestandteil der Maschine, die er bedient. Er hat seinen Willen dem Willen der Maschine unterzuordnen; er ist nur ihr Diener. Die Maschine ist das Ganze, er ist von ihr ein Teil. Der Wille der Maschine ist der Wille ihres Verfertigers; der Wille des Arbeiters ist in der Wirksamkeit der Maschine nur eine Hilfsgröße. Wenn der Arbeiter während des Ganges der Maschine denkt, vergißt er sie und sie bekommt ihn unter. Daher erweisen sich gedankenarme Arbeiter befähigter zur Bedienung gefährlicher Maschinen. Dies Moment der dauernden Unterordnung des Willens unter den Willen einer toten Maschine sowohl wie auch gleichzeitig unter den Willen des Fabrikbesitzers und seiner Aufseher wirkt auf die freie Selbstbestimmung seines Willens hindernd und lähmend. Darum hat auch der Sklave keinen Charakter, weil die Selbstbestimmung seines Willens vernichtet wird.

Wer sich in seinem Handeln nur nach dem richtet, was er nach seiner innersten Überzeugung für recht, gut und wahr halten muß, der besitzt ganz gewiß das Merkmal eines echten Charakters. Wer aber bei seinem Handeln sich von einem persönlichen Motiv leiten läßt, z. B. wer nur den Maßstab des Geldwertes bei seinem Handeln anlegt, der wird es niemals zu der Gleichheit des Willens mit sich selbst bringen. Eigennutz, sinnliche Lust, Furcht vor den Vorgesetzten bilden häufig alleinige persönliche Motive der Arbeiter bei ihrem Handeln. — Die Fabrik ist eine Menschenwelt im Kleinen. Es ragen besonders hervor Schwätzer und fürchterliche Maulhelden, daneben gefürchtete Schleicher; ein großer Teil Schwächlinge, welche dem schlechten Grundsatze huldigen: „Mit den Wolfen muß man heulen,“ untermischt mit einem kleinen Teile erträglicherer und verständigerer Arbeiter. Nun denke man sich dazwischen einen charaktervollen Menschen, was ja doch wohl hin und wieder vorkommt, dem ist nur zu raten: „Sei klug wie die Schlange und ohne Falsch wie die Taube.“ — Hierher gehört noch der Spruch Goethes: „Es bildet ein Talent sich in der Stille, sich ein Charakter in dem Strom der Welt.“ In diesem Sinne aber ist die kleine Welt Fabrik kein Strom, sondern ein richtiger Sumpf. Wer aber im Sumpfe steckt, denkt an nichts weiter als an die Rettung aus dem Sumpfe, die ihm jedoch ohne Hilfe nicht möglich ist. Von Seiten der menschlichen Gesellschaft, welcher allein die Pflicht obliegt, rettend beizuspringen und Sümpfe auszutrocknen, ist in diesem Jahrtausend noch nichts zu erwarten.

---

## Die ethische Bewegung und das Transcendente.

Vom Hof-Advocat Dr. Joseph Ritter von Neupauer in Wien.

Herr F. v. Feldegg beanstandet in einem Aufsatz über die ethische Bewegung im 8. und 9. Hefte der Zeitschrift „Deutsche Worte“, daß dieselbe sich über eine Motivation der Ethik, über das Motiv, das den Einzelnen bestimmen solle, ethisch zu leben, nicht klar sei. Er verurteilt unsere Zeit als oberflächlich und nüchtern-rationalistisch und meint, die Moral könne nur im Übersinnlichen die letzte Erklärung und Begründung finden.

Herr v. Feldegg unterläßt es aber ganz und gar, uns das Uebersinnliche, wenn schon nicht zu versinnlichen, aber doch einigermaßen verständlich zu machen, so daß er und wir davon irgend eine gemeinsame Idee, daß er und wir zu jenem irgend eine gemeinsame, übereinstimmende Beziehung erlangen könnten.

Es gab eine Zeit, wo man das Übersinnliche sich als Gottheit vorstellte, den Inbegriff aller Güte, Vollkommenheit, Weisheit und Gerechtigkeit, und wo man unsere Bestimmung darin suchte, in jene andere Welt zu gelangen und dort von Ewigkeit zu Ewigkeit das Angesicht Gottes zu schauen. Wenn wir aber nun auf Erden ein glückliches Leben geführt haben, es uns vergönnt war, zu wirken und zu schaffen, ein hohes Alter zu erreichen, viel Freunde zu gewinnen und zu wissen, daß uns niemand feind ist, und wenn es sich doch nicht der Mühe lohnen soll, so gelebt zu haben, diese Art zu leben, weil ihr die transcendente Begründung fehlt, oberflächlich, nüchtern und abgeschmackt befunden wird, weshalb dann

ist das Verlangen, Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit zu schauen, nicht auch oberflächlich, nüchtern und abgeschmackt, wodurch unterschiede sich dann dieses Glück hier und jenes Glück dort so sehr, daß es das eine, das niemand kennt, noch je gekannt hat, so begehrenswerth macht, das andere, das Viele empfunden haben, als verächtlich erscheinen läßt? Weiß Herr v. Feldegg mehr vom Transcendenten als wir, so möge er suchen, in uns das Verlangen danach zu wecken. Wenn nicht, oder wenn er uns seine Beziehungen zum Transcendenten nicht klar machen kann, was er gerechterweise sagen könnte, wie will er uns dann aus dem, wofür uns die angeborene Erkenntnis mangelt und von ihm nicht erweckt werden kann, Motive für unsere Moral bieten? Das verstehe ich nicht.

Wie stellen uns denn die Religionen aller Zeiten die Gottheit dar? Um gar nichts besser als die Menschen sind. Die Juden haben zwar Gott als mächtiger geschildert, als irgend ein Mensch ist; aber schilderten sie ihn auch nur als so gut, wie ein Mensch von mittlerer Moral ist? Er soll alle Menschen bis auf eine Familie vertilgt und dann Reue darüber empfunden, er soll die Hinmordung ganzer Völker anbefohlen, den Betrügereien der Erzväter Vorschub geleistet haben; und in all dem handelte er nicht einmal nüchtern-rationalistisch, sondern nach der heutigen Auffassung von Moral entschieden unsittlich. Erst Christus erhob Gott zu dem Ideale eines guten Menschen, indem er ihn als einen guten Vater aller Menschen vorstellt, der seinen Feinden vergiebt und allen, auch den Bösen, Gutes thut. Sehen wir doch, wie andere Religionen des Altertums die Gottheit schildern. Wir gelangen zu dem Ergebnisse, daß niemals in irgend eines Menschen Kopf ein Ideal von Gott auftauchte, welches Gott über das Ideal eines Menschen erhebt; im Gegenteil ist der Durchschnittsmensch zu jeder Zeit vollkommener gewesen, als das gleichzeitige Gottesideal war, denn wenn man Menschen zu etwas Schlechtem, Fanatischem entflammen wollte, hieß es: „Dieu le veut.“

Behilft sich einer mit der bloßen Umschreibung: Gott ist das höchste Wesen, viel mächtiger, viel vollkommener, viel gerechter, als der Mensch, so ist das gewiß nichts, was sich von Oberflächlichkeit unterscheidet; das soll das Transcendente sein, daß man unsere menschlichen Vollkommenheiten mit der Zuthat „unendlich“ als etwas Übersinnliches, Erhabenes, an den Mann zu bringen sucht!

In Wirklichkeit hat man doch den Glauben an die Gottheit jederzeit mißbraucht, um Abscheuliches zu vollbringen und Abscheuliches zu rechtfertigen; aber veredelt, so glaube ich, wurde nie ein Mensch durch das Gottheitsideal und die Überzeugung von der ewigen Gerechtigkeit. Christus lehrt, daß der Mensch gleiche Vollkommenheit mit Gott erlangen könne: „Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist;“ und er lehrt, daß die Vollkommenheit und Gerechtigkeit Gottes nicht im Strafen und Belohnen, sondern im unerschöpflichen Verzeihen besteht. Dieses Gottheitsideal ist in der That das edelste, welches je aufgestellt wurde, es räumt eine verderbliche und schädliche Vorstellung von einer Gottheit, mit der man Allianzen gegen die Mitmenschen schließen kann, eine Vorstellung, die nach Christus wieder auftauchte, aus dem Wege; sie kann aber an und für sich eine Motivation für Moral nicht abgeben, wie schon Paulus erfahren mußte, da seine Jünger in alle erdenklichen Laster verfielen, weil sie sich von allen Strafen für ihre Sünden erlöst und losgekauft wußten. Es ist seltsam zu sehen, in welchen Irrgarten Paulus durch diese Lehre geraten war, und alle späteren Confessionen mußten von der Pauluslehre abweichen und eine Theorie construieren, wonach die Erlösung nicht ipso facto wirke.

Wie steht es aber gerade in den positiven Religionen mit der Motivation der Moral? Im Dekalog heißt es: „Ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohlergehe auf Erden.“ Ist diese Motivation, die ganz auf dem Egoismus aufgebaut ist, nicht oberflächlich, nüchtern-rationalistisch? Gerade diese Motivation aber hat gewirkt; denn so viele Elternmorde auch bei den Christen vorkommen, bei den Juden sind sie unmöglich.

Im Hause eines katholischen Pfarrers, der Antisemitismus predigte, machte ich für die Juden geltend, daß bei ihnen niemals Muttermord vorkomme, bei uns Christen sehr oft. Es finde also immerhin bei den Juden eine solche Begrenzung der Verworfenheit statt, die uns Christen unbekannt sei. Statistisch war nachgewiesen, daß unter dem Papstkönig Pius IX. der Elternmord im Kirchenstaat auffallend häufig vorkäme. Der Pfarrer erwiederte nichts auf mein Argument, aber die Schwägerin bemerkte darauf schlagfertig: „Der Jud' wird schon wissen, warum er die Mutter verschont.“ Gewiß ist es gesunder Menschenverstand, wenn der Jude seine Kinder gut erzieht, damit sie ihn, wenn er alt geworden, erhalten können, und wenn er ihnen gutes Beispiel giebt und den Großvater pflegt und ernährt, damit sie ihn selbst, wenn er alt geworden, auch werden erhalten wollen; aber mir ist die „Oberflächlichkeit“ des pseudomoralischen Naturalismus, der abstracte Formalismus (Professor Pfleiderer in der „Ethischen Kultur“ Nr. 41, alinea 6) lieber, als die transcendente Weltanschauung, in deren Bereich der Mörder Hackl aufgewachsen ist, der seine Mutter, die ihm Geld auf Branntwein verweigerte, erschlug und mehrere Nächte ruhig im Bette schlief, unter dem der Leichnam der unbegrabenen Mutter verweste, oder ein Wittmann, der ein Mädchen, das ihm Liebe verweigerte, tötete und dann nur darauf bedacht war, in der Beichte Absolution zu erlangen.

Oberflächlichen, pseudomoralischen Naturalismus kann man diesen Leuten gewiß nicht vorwerfen, aber wenn das Transcendente auch vielleicht eine sehr schöne Motivation für die Moral liefert, wirksam ist sie nicht.

Eine abstracte Philosophie vom Metaphysischen mag interessant sein, aber zur Ethisierung wird sie nichts beitragen. Die historischen Religionsbekenntnisse vertragen sich aber erfahrungsgemäß mit jeder Art von Immoralität, Gewissenlosigkeit und Grausamkeit. Jacob II., ein überzeugter Katholik, lebte im Ehebruch und heilte sich, allerdings aus Furcht vor Gott, durch Selbstgeißelung. Wäre es aber wirklich seicht und oberflächlich gewesen, wenn er aus Furcht vor den Menschen und Scheu vor ihrem Urteile der Königin treu geblieben wäre? Und welches Motiv hätte ihm Herr v. Feldegg an die Hand gegeben?

Ein Monarch hat seinen Gegner im blutigen Kriege überwunden und dankt vor allem Volke Gott für seinen Beistand, und — si licet parva componere magnis — der Bandit in der Romagna, der einen Postwagen überfallen und viel Geld vorgefunden hat, unterläßt es nicht, der heiligen Jungfrau Maria etwas vom Geld zu spenden; aber ich gestehe offen, die Nüchternheit und Oberflächlichkeit der Freidenker, die keine Kriege führen, ihre Mütter nicht erschlagen, lieber einen Korb nehmen, als ein junges Mädchen töten und weniger für die Mutter Gottes schwärmen, dafür aber die Reisenden ungeschoren lassen, ist mir nicht widerlich; der Pharisäismus aber ist mir verhaßt, der das Transcendente vielleicht nur deshalb preist, weil extra dafür Lehrkanzeln errichtet sind, die Moral der Oberflächlichen dagegen weder über Pfründen, noch über Anstellungen verfügt.

Bekanntlich gab es Geistliche, die gegen die Feuerversicherung predigten, denn es sei nicht erlaubt, dem strafenden Gott in den Arm zu fallen. Es ist auch nicht zu bezweifeln, daß die Feuerversicherung etwas Oberflächliches, Seicht-rationalistisches hat. Gäb' es keine Feuerversicherung, so gäb' es mehr Armut, der Arme hätte Gelegenheit, Hiob an Standhaftigkeit zu übertreffen, und der Reiche Gelegenheit, sich die Freude des Wohlthuns zu machen. Dagegen wo ist das Verdienst, wenn der Versicherte Ersatz verlangt und die Anstalt nur thut, wozu sie verpflichtet ist? Kürzlich brannte ein Dorf ab. Die Berichterstatterin, die jeden Morgen in die Kirche geht, beklagt, daß sogar das Allerheiligste in der

Kirche verbrannt sei, und sieht zugleich den Finger Gottes darin, daß das Haus der frommen Schwägerin verschont blieb. Wir Oberflächlichen erklären uns das Ganze, wie Sokrates thun würde, auf eine natürliche Weise. Es ging heftiger Südwind, und die Kirche war südlich, mitten im Dorf, das verschonte Haus zehn Minuten oberhalb des Dorfes, nördlich davon gelegen.

Nun sind aber wir Rationalisten doch bessere Freunde der Menschen, als die Transcendenten; denn ich predige den Kommunismus als Generalversicherung gegen alle Übel, die wirthschaftliche Heilung gestatten, und die gleichfalls fromme Tochter jener Dame belehrte mich erst vor sechs Wochen, es sei recht unvernünftig, Abschaffung der Armut zu fordern, weil uns dann die Freude des Wohlthuns entgehe. Jetzt allerdings schlafen die Kinder zu Bettlern gewordener Bauern im Bette jenes Fräuleins; aber die Lehre zieht sie nicht daraus, daß es eben Kommunismus sei, der hier abhilft, und daß nur hartherzige Menschen gegen den Kommunismus auftreten können, der nicht nur Wenigen, sondern Allen hilft.

Und ist es nicht Christus, der den Kommunismus fordert? Verlangt er nicht Aufrichtung des „Reiches", das Wohnung, Kleidung und Nahrung nach Gerechtigkeit verteilt? War er nicht ein Lohnarbeiter, der die Ungerechtigkeit des Reichtums lehrte? Lehrten nicht Hieronymus, Barnabas und Ambrosius, daß dem Christentum der Gedanke des Kommunismus zu Grunde läge? Sind auch die alle oberflächliche Pseudomoralisten, seichte Rationalisten?

Das Transcendente ist außerordentlich bequem, wenn man die Armen auf den Ausgleich im Jenseits verweisen will, aber für die Ethisierung der Menschen kann es nichts leisten. Der Transcendente ruft den Arbeitern zu: Seid geduldig, das Leben ist kurz, drüben geht es euch besser; der Oberflächliche ruft den Reichen zu: Schämt euch, euch von den Arbeitern füttern zu lassen und das zu vergeuden, wodurch sie den Hunger ihrer Kinder stillen, die Krankheiten ihrer Frauen heilen, die Talente ihrer Nachkommen entwickeln, ihr eigenes Leben verlängern könnten! Wer ist oberflächlich, wer steht der Vollkommenheit näher, wer ist seicht? Wo ist die Pseudomoral?

Und haben wir Oberflächlichen nichts, als engherzige Motive? Wenn ich fühle, wie viele Menschen im Schweiße ihres Angesichtes arbeiten müssen, um mir alles zu schaffen, was ich brauche, wie viele Hände an diesem Stück Papier, dieser Tinte, dieser Schreibfeder gearbeitet haben, wie dies doch nur der tausendste Teil von dem ist, was ich täglich brauche, wenn ich denke, wie viele Kenntnisse auf Millionen von Menschen verteilt sind, die produktiv thätig sind und deren keinen ich ersetzen könnte, da ich von all dem, was ich täglich brauche, gar nichts, als etwa die Milch, herbeischaffen könnte, wenn ich allein auf der Welt wäre: kann sich da Herr v. Feldegg gar keine Motivation für ein ethisches Leben aus dieser Anschauung ableiten? Und ist denn für ihn die Ahnung von dem, was die Menschen ihm leisten, nicht transcendent genug, übersteigt es nicht sein Fassungsvermögen um ein Beträchtliches? Ich halte zur Sache der Arbeiter und Armen, weil ich gestehen muß, daß ich — „vom Raube der Armen lebe." (Jesaias 3,14).

Ich glaube, daß ich über die Ziele der ethischen Bewegung weit hinausgehe, und will sie in den Augen braver Staatsbürger nicht kompromittieren; aber sich zu gestatten, Andersdenkende mit dem anmaßenden Worte „oberflächlich", abzuthun, weil man sonst nichts zu sagen und die eigene Tiefe zu verbergen allen Grund hat, muß doch eine Erwiderung finden. — —

Vielleicht darf ich mir noch erlauben, meinerseits die beiden, die Religion und die Moral betreffenden Fragen zu beantworten, welche vor einiger Zeit in dieser Wochenschrift erörtert worden sind. Meine Antwort ist also folgende:

Religion ist der Glaube an die Menschheit und ihre dereinstige Herrlichkeit. Dieser Glaube ist zu einem ethischen Leben unerläßlich. Die Religionen sind das Gegenteil von Religion und demoralisieren den Menschen, indem sie ihm den Glauben an sich selbst und den Glauben an die Menschen gewaltsam untergraben.

## Bücherbesprechung.

**Landläufige Irrtümer über Sozialismus.** Von R. J. Derfel. Aus dem Englischen übersetzt von Ferdinand Heigl. Bamberg, Verlag der Handels-Druckerei 47 Seiten. (Preis 60 Pf.)

Der Verfasser sucht in diesem, den Antisozialisten zu empfehlenden, frisch und warm geschriebenen Büchlein zu zeigen, daß beinahe alle Einwürfe, die man gegen den Sozialismus vorbringt, sich auf Mißverständnisse hinsichtlich dessen, was der Sozialismus ist und will, gründen. Der häufigste Einwand ist wohl der, daß es unter dem kooperativen System („Jeder für Alle und Alle für Jeden." — im Gegensatz zum individualistischen „Jeder für sich") keine Freiheit mehr geben werde. Aber kennt man denn nicht die unter dem jetzigen individualistischen System herrschenden Verhältnisse? „Welche Freiheit," frägt der Verfasser, „hat ein Mensch, welcher mehr als die Hälfte dessen, was er verdient, einem Andern überlassen oder — verhungern muß? Welche Freiheit hat ein Mensch, der außer Arbeit steht und keine finden kann? Bettelt er, so wird er eingesperrt, sein Gang in das Arbeitshaus ist die Strafe für seine Armut; von Grund und Boden ist er ausgeschlossen, der gehört Privaten; sucht er Obdach in einem Schuppen oder in einem verlassenen Hause, so wird er wegen Übertretung gestraft. Er hat keine andere Wahl, als sich mit Leib und Seele, und sei es um den niedrigsten Preis, zu verkaufen oder wenn ihm dies nicht gelingt, Hungers zu sterben. Und sogar die, welche in Arbeit stehen, wie weit ist es denn mit ihrer Freiheit her?" „Das jetzige System," so setzt der Verfasser hinzu, „bedeutet Freiheit für Wenige, Sklaverei für Viele; aber der Sozialismus will Freiheit für Alle."

Der Übersetzer hat das Werkchen mit fortlaufenden kritischen Bemerkungen versehen. Mit einigen Worten aus seiner Vorrede will ich diese Anzeige beschließen: „Das Streben nach einer gründlichen Änderung, das die Sozialisten aus diesem Gedanken (an die Not der Arbeiterklasse) schöpfen, die sittlich erhabene Sehnsucht nach einer Gesellschaftsform, welche solche Erscheinungen als unmöglich ausschließt, muß eigentlich von allen edel Empfindenden geteilt werden und müßte gerade diejenigen Vereinigungen am meisten beseelen, welche Menschenrecht und Menschenwürde auf ihre Fahne schreiben; sie müßten, statt nach Beschwichtigungs- (Palliativ-) Mitteln zu suchen und in ihnen, namentlich in deren Anwendung auf Einzelfälle, ihre intellektuellen und materiellen Kräfte zu verzetteln, auf durchgreifende Reformen der gesamten Gesellschaft sinnen." G. v. Gizycki.

## Zur Abwehr und Verständigung.

Auf mein Schreiben, die Bedeutung der D. G. E. K. anlangend, welches in Nr. 32 dieser Wochenschrift zum Abdruck gelangte, ist mir eine Erwiderung zugegangen, die ich hier zusammen mit meinem Entgegnungsschreiben den Lesern der E. K. zur Kenntnis zu bringen mir erlaube. Bestimmend hierbei sind die nämlichen Gründe, wie bei der damals erfolgten Veröffentlichung: gewisse Zweifel an der Wirksamkeit unserer Gesellschaft, die immer noch bestehen und denen ich nach Möglichkeit entgegen zu treten gesucht habe. Auch mit seinen diesmal geäußerten Bedenken dürfte der betreffende Freund nicht allein stehen; weswegen eine Erörterung darüber an diesem Ort nicht ungeeignet erscheinen möchte.

Ihre Auseinandersetzung, schreibt mir der nordische Freund, hat mich zu fernerem Nachdenken angeregt und mich, wenn auch nicht bekehrt, doch freundlicher gestimmt. Sicherlich werden Sie eine gewisse Annäherung darin sehen, wenn ich nunmehr die D. G. E. K. als Symptom regerer ethischer Bestrebungen begrüße; sie auch als Triebrad der ethischen Fortschritte anzuerkennen, das allerdings vermag ich nicht, so sehr ich auch wünschen möchte, daß sie einst zu solch' wirksamer Bedeutung sich erheben könnte. Ich unterscheide zwischen Symptom und wirklichem Faktor, weil meines Erachtens dieser Verein als solcher den ethischen Fortschritt nicht um eine Minute beschleunigen oder um eine Handbreite weiter bringen wird. Ich will damit nicht in Abrede stellen, daß die hochachtbaren Leute, die sich zu jener Gesellschaft vereinigt haben, einen heilsamen Einfluß im Sinne des edlen Zieles ausüben können, das sich jene Gesellschaft gesteckt hat. Das geschieht aber nicht dadurch, daß sie sich zur D. G. E. K. vereinigen; auch unter ihnen ist die Gleichheit der Gesinnung und des Strebens vorausgesetzt, welche in der ethischen Bewegung der Gegenwart überhaupt begründet ist. Thatsächliche Förderung wird der Verein nur erzielen, wenn er sich bestimmten, realen Aufgaben zuwendet. Die Politiker behaupten, Einigkeit im Prinzip bedeute gewöhnlich völlige Uneinigkeit in den realen Fragen. Mir scheint dies auch auf den vorliegenden Fall zu passen: ich weiß nämlich nicht, ob die ein-

mütige Anerkennung der Notwendigkeit allgemeiner ethischer Bildung geeignet sei, die Uneinigkeit über die zu erzielenden sozialen Reformen zu überwinden. Wie können der gläubige Christ und der Freidenker, der Absolutist und der Liberale eine gleiche Richtung einhalten, wo es sich um die Gestaltung thatsächlicher Verhältnisse handelt? Daß sie alle eine Abwendung vorhandener oder drohender Mißstände, sagen wir also eine Erlösung wollen, ist zweifellos, aber leer. Mir will es nicht einleuchten, daß es ratsam sei, über konfessionelle und politische Verschiedenheit der Gesinnung hinwegzusehen und sie als bloße Privatsache zu behandeln, um dadurch das ethische Leben selbst auf reinmenschlichen Grund als dessen alleinige Bethätigungsform hinzustellen. Wünschenswert wäre es allerdings, bleibt aber in Anbetracht der verschiedenen Privatgesinnungen, die zurückgedrängt werden sollen, ein bloßer Traum. Bei gewissen „Professorenträumen“ in Italien und Deutschland gab es ein festes, bestimmtes Ziel, das ist aber hier nicht der Fall. Ich wüßte wahrhaftig keinen Grund, meinesteils der D. G. E. K. beizutreten. Etwa um mir ein Zeugnis meiner Ehrlichkeit auszustellen? mich zu mündlicher oder schriftlicher Belehrung des Publikums zu verpflichten? Das wäre schon eine bedeutungsvolle Aufgabe; dazu aber gehört, meines Erachtens, mehr, als allgemeine Prinzipien des gegenseitigen Wohlverhaltens zu erörtern. Daher eben bleibt für mich die D. G. E. K. bloßes Symptom der ohne sie vorhandenen und sich ohnehin kundgebenden Bewegung, und ich kann dem Vereine selbst keine wesentliche, durchgreifende Bedeutung für das förderliche Gedeihen dieser Bewegung zuerkennen, wenn die Wirksamkeit auf Menschentum überhaupt statt auf bestimmte Ziele gerichtet bleibt.

So weit unser skeptischer Freund, dem ich folgende Zuschrift zugehen ließ:

Ohne mir versprechen zu dürfen, Ihre Bedenken gegen die Ersprießlichkeit des Wirkens unserer D. G. E. K. durch meine Einwände zu beseitigen, will ich es doch versuchen, Ihr Wohlwollen für dieselbe möglichst zu erhöhen, so wenig auch Ihre Unterscheidung zwischen Symptom und wirksamer Bethätigungsform hierzu ermutigen mag. Der Verein, den Sie in verblümter Weise für eigentlich überflüssig erklären, besteht erst seit 1½ Jahren, kann also billigerweise keine so erheblichen Früchte seines Wirkens aufweisen, und daß er, wie Sie richtig bemerken, nicht die ethische Bewegung unseres Zeitalters hervorgerufen hat, sondern diese selbst voraussetzt, impliciert allerdings eine Beschränkung dieser Wichtigkeit. Sollte aber der Zusammenhang zwischen der unbedingten Voraussetzung als solcher, also die unverkennbare Tendenz im Überwiegen ethischer Beziehungen und Interessen, und der Thatsache, daß diese Tendenz einen **Ausdruck** in der Bildung des Vereins gesucht und gefunden, so ganz belanglos sein? — Für eine blos symptomatische Erscheinung könnte ich den Verein meinesteils nur halten, wenn es bei vereinzelten Ansätzen zu dessen Gründung verblieben und das Ganze an der von Ihnen gemutmaßten Unwirklichkeit seines Wollens schmählich gestrandet wäre. Durch sein Bestehen erhebt sich der Verein aus einem „bloßen Symptom“ zu einem **Faktor** der ethischen Bewegung; er tritt damit aus dem Bereich des Wünschens und vereinzelten Meinens mitten ins Praktische, denn auf die Verwirklichung seiner Ziele ist es abgesehen, und ich wüßte nicht, wie die von Ihnen als vorhanden anerkannte ethische Bewegung ohne ein solches Zusammenwirken und einmütiges Vorgehen Gleichgesinnter förderlicher geltend zu machen wäre.

Daß Erörterungen über Vorkommnisse des Alltagslebens im Hindlick auf allgemeines Wohlergehen eine hervorragende Pflege finden, werden Sie nicht mißbilligen. Es handelt sich ja dabei nicht nur darum, den Einzelnen in seiner sittlichen Lebensführung zu stärken, sondern auch Mißstände der obwaltenden Verhältnisse aufzuweisen und Mittel zu ihrer Beseitigung ins Auge zu fassen. So hat der Verein an verschiedenen Orten Volksbibliotheken gegründet und ist jetzt dabei, ein Lehrbuch für ethischen Unterricht an den Schulen zu veranlassen, dessen schließliche Anwendung durchzuführen selbstverständlich auch der Fürsorge der Gesellschaft anheimfällt. Ähnlich werden im Laufe der Zeit manche andere Aufgaben von weittragender Bedeutung aufkommen, die kaum irgendwo unbefangener und allseitiger geprüft und zur Ausführung vorbereitet werden dürften, als von dem Vereine, der gerade durch das Allgemein-Menschliche seiner Organisation und seiner Ziele eine äußerst günstig gelegene Warte abgiebt, sich über die richtige Fassung solcher Aufgaben zu orientieren und zu verständigen.

Und dazu, verehrter Freund, dünkt mich nichts so vorteilhaft wie das Ihnen als minder „ratsam“ erscheinende Hinwegsehen über konfessionelle und politische Unterschiede der Gesinnung, um dadurch das Allgemein-Menschliche in den gegenseitigen Beziehungen des Alltagslebens und in den Allen gleichen Bedürfnissen überwiegen zu lassen. Wenn anders die von Ihnen als thatsächlich anerkannte ethische Bewegung einen Sinn hat, so liegt dieser doch, sollte ich denken, in dem unüberschätzbaren Umstande, daß namentlich die konfessionellen Unterschiede, trotz vereinzelter Hetzereien und Rückstauungen, heutzutage für einen großen Teil unserer Mitmenschen zu einer bloßen Privatsache geworden sind, die hinter dem im täglichen Verhalten sich bethätigenden Menschenwert als solchem zurückgetreten sind. Die Überwindung der konfessionellen Gegensätze, die nunmehr doch nur für rückständige Kulturzustände oder für die schnödeste Ränkesucht ihre ehemalige Bedeutung haben, zum Glück ohne über deren einst welterschütternde Gewalt zu verfügen, begrüße ich als Vorboten einer nicht ausbleibenden Abschwächung politischer, nationaler und sozialer Gegensätze. Einstweilen allerdings mögen diese noch mächtig genug sich behaupten; aber großenteils geschieht das mit einem so unverkennbaren Verlangen ethischer Ziele oder mit einer so offenbaren Unkenntnis ihrer richtigen Durchführung, daß sie sich dem Einfluß der ethischen Bewegung nicht werden entziehen können, so weit die Interessen wahrhafter Kulturentfaltung in Frage kommen.

Aber nicht die Aussichten eines erfolgreichen Vordringens der ethischen Bewegung habe ich Ihnen gegenüber zu betonen, sondern die Bedeutung der D. G. E. K. als eines ihrer **Organe**. Und als solches anerkannt zu werden, hat sie wohl ein Recht. Durch die auch Ihnen als vorhanden geltende Bewegung ins Leben gerufen, bietet die D. G. E. K. ihren Mitgliedern durch Zusammenwirken eine bessere Gewähr für die Förderung ethischer Interessen, als dies ohne ein solches der Fall sein würde. Hieraus aber dürfte es durchaus statthaft sein, auf eine **lebendige Wechselwirkung** zwischen dem Verein und der von ihm vorausgesetzten Bewegung zu schließen. Weit entfernt also, für die ethische Bewegung als solche überflüssig zu sein, wird die D. G. E. K., die sich einer so regen Teilnahme erfreut, daß ihre Mitgliederzahl mit jedem Monat beträchtlich zunimmt, allgemach zu einem der wirksamen Triebräder der Bewegung selbst werden.

Helsingfors. **Wilh. Bolin.**

## Spruch.

Von **Johannes Bohl** in St. Gallen.

Mein Sohn! Gewissen ist mit Wissen mehr verwandt,
Als du wohl wissen magst und manchem ist bekannt.
Nicht ein Gefühl ist es, nein ein gewisses Wissen
Von dem, was du wirst thun, was aber lassen müssen,
Wenn dir soll Ruhe sein und ein gewiß Behagen
In Tod und Leben und in gut' und bösen Tagen,
Wenn du gewiß willst sein, daß eine höh're Kraft
Dich trägt und stützet stets, so sei gewissenhaft!
Die Angst, es nicht zu sein, macht dir das Auge klar,
Zeigt dir in hellem Schein, was recht ist und was wahr.
Sie lehrt dich Schritt für Schritt erst prüfen und dann wissen
Und webt aus Unruh' dir ein sanftes Ruhekissen.

## Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

### Abteilung Magdeburg.

Bezüglich der Versammlung vom 8. März tragen wir noch Folgendes nach. Dem Vortrage des Herrn Dr. Felsch über **Wohlwollen und Wohlthun** folgte eine ebenso lebhafte wie anregende Besprechung. Reichstagsabgeordneter **Schmidt** versuchte den Nachweis, daß zwischen der sozialdemokratischen und der „bürgerlichen“ Weltanschauung eine unüberbrückbare Kluft gähne. Die Sozialdemokratie erkenne den Wert der Bestrebungen der ethischen Gesellschaft gerne an, glaube aber, daß diese nichts Wesentliches erreichen werde. Archivar Dr. **Winter** führte aus, daß die Ideen Dr. **Felschs** jeder Partei als Richtschnur dienen könnten; es komme vor Allem darauf an, daß man sich über scheinbare Gegensätze ausspreche und sich gegenseitig kennen lerne. Die ethische Gesellschaft sei ein Beweis, daß in der „bürgerlichen“ Gesellschaft ein starkes und ehrliches Bestreben vorhanden sei, an der Beseitigung der sozialen Übel zu arbeiten. Wenn die Gesellschaft nur das Eine erreiche, daß dieses Streben in immer weitere Kreise dringe, so habe sie Gewaltiges erreicht. — Als besonders erfreulich muß hervorgehoben werden, daß die Debatten die bei der Diskussion über sozialdemokratische Dinge sonst übliche Leidenschaftlichkeit entbehrten. Hierin dürfte bereits, meint der Berichterstatter, der günstige Einfluß der ethischen Gesellschaft erblickt werden.

Am 16. März fand die satzungsgemäße Hauptversammlung statt. Die bisherigen Vorstandsmitglieder Archivar Dr. **Winter**, Rektor Dr. **Felsch**, Kaufmann **Tschenszig**, Lehrer **Sachse** wurden wiedergewählt; für den Prediger Bursche, welcher vorher erklärt hatte, dem Vorstande nicht mehr angehören zu können, trat Frau **Hein** in den Vorstand.

An den geschäftlichen Teil schloß sich eine musikalische Unterhaltung. Mitglieder und Gäste boten herrliche musikalische Genüsse dar.

## Briefkasten.

Herr Verlagsbuchhändler **Alfred H. Fried** in Berlin ersucht uns, an geeigneter Stelle unseres Blattes „die thatsächliche Berichtigung einzufügen, daß es ihm ferne lag, das (in voriger Nummer von Prof. Dr. Tönnies besprochene) Buch von Bianchi, Der Roman eines geborenen Verbrechers, in Berechnung auf trüffelgierige Leser übersetzen zu lassen.“

# Anzeigen.



Die Erneuerung des Abonnements wird den geehrten Abnehmern hierdurch in Erinnerung gebracht.

Die **„Ethische Kultur“** erscheint in **zwei Ausgaben:**

a) **in Wochennummern** (Postzeitungsliste Nr. 2092) Vierteljahrspreis 1,60 M. bei allen Buchhandlungen und Postanstalten; bei direktem Bezug von der Verlagshandlung 2 M. für Deutschland und Oestreich-Ungarn, 2,25 M. für das Ausland.

b) **in Monatsheften à 60 Pf.** Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

**Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.**
Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

Hierzu eine Beilage der **Verlagsbuchhandlung von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig.**

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Kettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2002.

# Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

## Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Herausgegeben von

**Dr. Georg von Gizycki,**

Professor der Ethik an der Universität zu Berlin.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

| II. Jahrgang. | Berlin, den 7. April 1894. | Nr. 14. |
|---|---|---|





### Bekenntnis.

Von Arthur Pfungst in Frankfurt a. M.

Nein, ich fürchte nicht die Höllenpein,
Nicht die Sühne in den andern Welten,
Nicht die Mächte, die der Qual uns weih'n,
Uns're ird'schen Frevel zu vergelten.

Ach, ich fürcht' die Totenrichter nicht,
Die einst meine Thaten wägen werden, —
Die Geschlechter fürcht' ich, die das Licht
Noch mir schauen dürfen auf der Erden.

Wenn ich längst zur ew'gen Ruh' gegangen,
Werden sie noch meine Thaten seh'n,
Und ich frage mich mit tiefem Bangen:
Werd' ich dann vor ihrem Spruch besteh'n?

Ach, sie können messen meine Thaten
Mit dem großen Maß der Ewigkeiten;
Wenn sie kommen, sind jo meine Saaten
Längst gereift im Sonnenbrand der Zeiten.

All ihr Leid, — ich hab es mitverschuldet,
Denn geschrieben steht mit ew'gen Lettern:
Alles Unrecht, das Dein Herz geduldet,
Wird das Glück der Kommenden zerschmettern.

Ach, ich fürchte nicht die Totenrichter,
Die einst meine Thaten wägen werden;
Doch die Denker fürcht' ich und die Dichter,
Welche nach mir wandeln auf der Erden.

### Lebensanschauungen.*)

III.

**Positivistische Moral.**

Von Frederic Harrison in London,
Präsident des englischen Positivisten-Komitees.

Die Religion der Menschheit (gleich einer jeden wirklichen Religion) geht sofort zur Wurzel der Sache, welche ist: wie das Menschenherz zu reinigen, wie die Menschennatur zu erheben, wie das gute Leben zu schaffen ist.

*) Für die Ansichten, welche in dieser Artikelreihe (wie in den übrigen Artikeln) geäußert werden, ist nur deren Verfasser verantwortlich. — Die vorliegende Abhandlung, aus dem englischen Manuskript von der Redaktion übersetzt, ist vom Verfasser selbst durchgesehen worden.

Es war ein großer Schritt in der Moral, als die alten Sittenlehrer sagten: „Thue Anderen, was du willst, daß man dir thue." Aber dies ist eine Verweisung auf eine äußere Handlung, nicht auf das innerliche Herz. Es macht das Selbstinteresse zum Maßstabe der Pflicht. Und nur zu oft erhält es die Auslegung: „Ich gebe, damit du giebst" (do ut des)!

Es war ein größerer Fortschritt in der Moral, als Christus sagte (wie es andere Sittenlehrer schon lange vor ihm gesagt hatten): „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst." Hier wurde nicht die Gerechtigkeit oder das Selbstinteresse, sondern die Liebe die neue Regel. Und sie erblühte zu jenem herrlichen Gedanken des Paulus, die Liebe, die Caritas, die Herzensgüte zum höchsten Gesetze des Lebens zu machen.

Aber ist dies das vollständige und endgiltige Gesetz des Lebens? Untersuchen wir es beim Lichte einer wissenschaftlichen Philosophie. Der Maßstab ist noch immer — das Ich. Jenes Gesetz beruht sich auf das Selbst als Norm der Selbstlosigkeit. Und ferner appelliert es allein an das Gefühl. Das Handeln und das Denken werden nicht berührt. Aber das Handeln und Denken, welche ihre ganze Sphäre in dieser Welt finden, sollten sich dazu verstehen, eine Religion anzunehmen, welche verkündet: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt"? Sie gehen ihren eigenen Weg, gänzlich ungeregelt durch eine Religion, welche ihre Sphäre nicht berührt und sich nur an die schwachen, die unwissenden und die Gefühls-Menschen wendet.

Und warum soll ich meinen Nächsten lieben? Die Antwort des Evangeliums ist einfach, — um der Hölle zu entgehen und den Himmel zu gewinnen. So ruht denn die Moral des Evangeliums gänzlich auf der vagen Hypothese einer überweltlichen Existenz, für welche es keine Spur eines Beweises giebt, und hinsichtlich welcher die Meinungen der Menschen völlig auseinandergehen. Daher hängt die Moral, welche von jeder Form der christlichen Theologie gelehrt wird, schließlich von einer Reihe von Vermutungen ab, über welche sich die Christen achtzehn Jahrhunderte lang unter einander gestritten haben, und welche heutzutage niemand außer den nicht denkenden und den Gefühlsmenschen ohne Vorbehalt annimmt. Dies bildet eine wirkliche Gefahr für die persönliche Sittlichkeit und für die Gesellschaft.

Die Grundmaxime des Positivismus ist diese: Das Leben gehört der Menschheit. Lebe für die Gesellschaft! Das Einzelleben ist mit dem Leben des sozialen Organismus verwachsen. Man kann fragen, ob sich dies denn von der christlichen Regel „Liebe deinen Nächsten wie

dich selbst" unterscheidet. Ja, es besteht ein fundamentaler Unterschied! Das *Leben* schließt die ganze Natur ein, das Handeln und Denken so gut wie das Fühlen. Industrie, Kunst, Wissenschaft, Politik, Religion — alle sind Offenbarungen des *Lebens*. Man heißt uns nicht nur *lieben*, sondern *leben*. Auch heißt man uns nicht bloß unseren *Nächsten* lieben oder für ihn leben, sondern für die *Menschheit*, in der wir, unsere Nächsten, unsere Vorfahren und unsere spätesten Nachkommen eingeschlossen, alle integrierende Teile sind.

*„Lebe für Andere"* bedeutet nicht nur: *liebe* deine Mitmenschen; sondern denke, lerne, arbeite, plane, beobachte, träume (wenn du willst) und entwickele das Leben in allen seinen Seiten für die *Menschheit*, welche ist, war und sein wird. Nichts kann weiter als das *Leben*, nichts umfassender als die *Menschheit* sein, — das heißt, nichts Irdisches und Menschliches. Die Priester unserer Zeit und die Mystiker sagen uns, daß das Leben sich zur Unsterblichkeit zu entwickeln hat und das Leben für die Menschheit nur eine irdische Form des Lebens für Gott ist. Sei es so! Von diesen Mysterien weiß ich nichts und behaupte ich nichts. Weder behaupte noch leugne ich. Ich begnüge mich damit, mich auf das zu verlassen, was ich *weiß*. Und ich weiß von nichts außer dem Leben und von keinem höheren Wesen als der Menschheit. Mögen die, welche mehr wissen, uns ihre *Beweise* geben. Ihrer *Vermutungen* bin ich müde.

In dieser positioistischen Regel: „Lebe für die Menschheit" giebt es keinen Widerstreit zwischen Herz, Kopf und Willenskraft. Hier werden nicht bloße Gefühle erregt, und keine Anstrengung der Ekstase wird gefordert. Die Regel schließt die volle Entwickelung des Wesens in allen seinen Seiten ein. Welches ist diese Entwickelung? Die Gesamtheit der ethischen und sozialen Wissenschaften lehrt uns den Weg der Pflicht, — einen weit bestimmteren und sichereren, als die Furcht Gottes ihn weist, von der man oft glaubt, daß sie Ketzer lebendig verbrennen oder die frohe Botschaft „Friede auf Erden und dem Menschen ein Wohlgefallen" mit Kanonen verbreiten und bei unseren schwarzen Mitmenschen Branntwein einführen heißt!

Warum sollen wir „für die Menschheit leben?" Die Antwort wird von der Wissenschaft der Ethik gegeben. Weil es die *natürliche* Lebensweise ist! Die menschliche Natur ist so organisiert, daß es die einzige Lebensweise ist, welche zugleich frei ist, vollständig, harmonisch und glücklich. Das mitfühlende, soziale Leben ist das Leben des eigenen Selbst in einem wahren Sinne. Wir hören nicht auf, wir selbst zu sein, wenn wir die Menschheit lieben und für sie denken und arbeiten. Wir leben nicht anderer Menschen Leben; wir leben unser eigenes Leben. Warum *sollen* wir für die Menschheit leben? Weil wir es *müssen*. Wir sind von der Natur so konstruiert. Wir leben nur durch die Menschheit, in der Menschheit, vermittelst der Menschheit, ebenso wie die Menschheit nur durch und in uns und vermittelst unserer lebt. Wir können kein anderes Leben führen, — es sei denn eine gebrochene, einseitige, unnatürliche Art von Halbleben.

Die Menschheit zeugte, gebar, hegte und pflegte und kleidete uns; denn unsere Eltern und Wärter waren nur die Werkzeuge der Menschheit, indem sie zu unserem Nutzen die Mittel der Gesellschaft anwandten. Sie lehrte uns unsere Muttersprache; denn unsere Mütter ererbten die Sprache und erfanden sie nicht. Jahrelang hängt unser Dasein Stunde für Stunde von der Menschheit ab; denn unsere Eltern waren nur die Organe der Menschheit. Der einsamste Philosoph wäre nur ein Wilder, wären nicht die Schätze menschlichen Wissens da, deren er sich bedient und zu denen er nur ein neues Scherflein der Wahrheit hinzufügt. Der mächtigste Herrscher ist nur ein Mensch, der viele Menschen dazu bestimmt, zu thun, was er wünscht; denn Caesar allein würde weniger als ein afrikanischer Wilder fähig sein, eine Schlacht zu gewinnen. Der reichste Kapitalist ist nur ein Mensch, dem die Menschheit die Verfügung über die Erzeugnisse zahlloser Männer und Frauen gestattet, und abgesehen von dieser sozialen Kooperation würden Rothschild und ein Bettler gleich reich sein. Wir alle leben durch die Menschheit, und das höhere Leben kann nur ein freies, thätiges, sympathisches Mitwirken mit dem Leben des großen Organismus sein, dessen Bestandteile wir sind. Das Problem der Moral ist, wie dieses in einem Zustande dauernder und steliger Thätigkeit zu erhalten ist. Die ethische Analyse ist diese:

Der Mensch ist ein komplizierter Organismus, welcher aus verschiedenen Neigungen besteht. Einige derselben betreffen das eigene Selbst, einige betreffen Andere. Die erste Klasse sind 1. die zahlreicheren, 2. die stärkeren, 3. die beständigeren. Andererseits sind die Neigungen, welche andere betreffen, 1. mehr im Stande, dauernd zu beglücken; 2. können sie allein beständigen Fortschritt sichern; 3. kann man sich ihnen überlassen, ohne daß sie uns mit unseren Mitmenschen in Kollision bringen. Unsere persönlichen Triebe können so klassifiziert werden:

A) 1. nach Nahrung, Luft, Erhaltung des Lebens;
   2. nach Geschlechtsverkehr — Geschlechtstrieb;
   3. zur Erzeugung, Pflege und Versorgung unserer Nachkommenschaft — Elternliebe;
   4. zu zerstören, zu überwältigen, zu streiten — Kampftrieb;
   5. das Schöne und das Nützliche zu ersinnen und zu schaffen — Industrie;
   6. Macht über andere zu erwerben — Herrschbegierde;
   7. den Beifall anderer zu gewinnen — Ehrtiebe u. s. w.

Diese sieben Triebe — der Nahrungs-, Geschlechts-, Eltern-, Zerstörungs-, Bau-, Herrsch- und Ehrtrieb — sind in der Ordnung ihrer abnehmenden Heftigkeit und ihres zunehmenden sozialen Wertes angeführt. Der Nahrungstrieb ist der heftigste und mindest soziale; die Geschlechtsliebe führt zu ehelicher Sittlichkeit; der Schaffenstrieb ist eine bessere, aber nicht so heftige Leidenschaft wie der Kampftrieb; und die Liebe zum Ruhm ist ein reinerer Trieb als die Liebe zur Macht. Beide können häßlich entarten, beide zu sozialen Zwecken erzogen werden.

Die Neigungen, welche uns zu Anderen treiben, sind drei:

B) 1. Anhänglichkeit an unseres Gleichen, an die Familie, Freunde, Genossen;
   2. Achtung vor unseren Oberen, Lehrern und Führern;
   3. Wohlwollen, Mitgefühl, der Wunsch, allen zu helfen.

Die Klasse B giebt uns nur dauerndes Glück; sie kann unser Leben regeln, ohne Zwietracht zu verursachen; man kann ihr in jedem Maße folgen, ohne daß wir mit unseren Mitmenschen in Konflikt geraten.

Ein den Affekten der Klasse A hingegebenes Leben selbstischer Triebe involviert einen beständigen inneren Krieg und einen fortgesetzten Konflikt mit Anderen um uns her. Es ist das Leben eines wilden Tieres. Der Mensch, der wie ein wildes Tier zu leben sucht, wird mit der Gesellschaft im Kriege sein und im Gefängnisse enden. Ein glückliches Leben ist ein solches, das mit der Summe menschlichen Lebens um uns her in Harmonie ist, d. i. ein Leben, in welchem die selbstlosen Triebe eine stetige Herrschaft über die selbstischen ausüben.

Aber diese Harmonie ist durchaus nicht leicht. Und sie ist nur durch eine lange Erziehung und Kombinierung von Mitteln möglich. Sie verlangt von der Person beständige Anstrengung, systematische Erziehung durch die Gesellschaft, den fortwährenden Einfluß des sozialen Mediums, die tägliche Pflege der edleren, die tägliche Disziplinierung der niederen Triebe. Keine Unterdrückung ist nötig, keine Ascetik, keine Atrophie des eigenen Selbst. *Alle* Triebe, die selbstischen und die selbstlosen, sind unzerstörbar, unentbehrlich, an ihrer Stelle notwendig. Alle sind gehörig zu befriedigen — Nahrung, Geschlecht, Kampf, Ehrgeiz, Eitelkeit sind der Gegenstand menschlicher Funktionen, welche für das Dasein und den Fortschritt der Menschheit erforderlich sind. Das Problem

ist eines der Regulierung, Harmonisierung, Anpassung und Kontrole. Eine egoistische Synthese des Lebens bedeutet ein Dasein voll Sturm, Leiden und Streit. Eine altruistische (selbstlose) ist die einzige Art, wie ein volles, freies, harmonisches Leben für ein soziales Wesen möglich ist. Das Gesetz der Pflicht ist das Gesetz des Glückes.

Aber diese Harmonie ist sehr schwer aufrecht zu erhalten. Sie erfordert wenigstens eine doppelte Anstrengung von seiten der Person selbst und eine doppelte soziale Beeinflussung. Nur jene Ausnahmewesen von engelhafter Milde können ohne moralische und religiöse Erziehung ein gutes Leben führen und nur die ausnehmend sanften und gefühlvollen Naturen können der sozialen Erziehung, des äußeren Gesetzes und der öffentlichen Meinung entraten. Der durchschnittliche Mann, das durchschnittliche Weib, zumal die unerwachsenen, bedürfen beider Formen der Disziplin.

Wir brauchen also ethischerseits 1. eine beständige Disziplin, um die selbstischen Triebe zu zügeln, und 2. eine beständige Anspornung für die selbstlosen Gefühle. Das heißt, wir brauchen praktische Gewöhnungen persönlicher Selbstbeherrschung und einen beständigen Appell an unsere sympathischen und sozialen Affekte. Und dies wird noch nicht genug sein. Wir brauchen auch sozialer- und politischerseits eine systematische Erziehung zur Pflicht durch die organisierte Gesellschaft, d. i. ethische Erziehung auf wissenschaftlicher Grundlage. Wir bedürfen des beständigen Druckes der öffentlichen Meinung auf das Individuum, d. h. des stillen Einflusses eines organisierten öffentlichen Maßstabes der Moral; und endlich bedürfen wir als eines letzten Mittels der Gesetze mit ihren Strafen, — Geldbuße, Einkerkerung, Verbannung, Tod. Selbst alle diese Qualen zusammengenommen können nur eine Durchschnittsmoral und nur bei der Mehrzahl der Menschen herstellen. Abnorme Naturen werden stets hervorbrechen und müssen hart bestraft werden; und der Durchschnittsmaßstab wird hinter einem idealen Maßstab der Tugend weit zurückbleiben. Alles, was wir hoffen können, ist: den größeren Teil der Menschheit ein leidlich nützliches und sittliches Leben führen zu lassen.

Das Ergebnis von dem Allen ist: daß ein wahrhaft ethisches Leben ein Produkt von außerordentlicher Schwierigkeit, ein höchst komplexes Problem ist, welches nur durch ein Zusammenwirken vieler Kräfte möglich und beständig der Störung ausgesetzt ist. Wir müssen jene utopischen Träume des Optimismus aufgeben, daß irgend eine intellektuelle oder wissenschaftliche Bildung genüge, daß wir die systematische moralische Erziehung entbehren können, daß wir uns auf das individuelle Gewissen verlassen können, daß wir den Druck der öffentlichen Meinung, das Gesetz, die Religion nicht nötig haben. Nein, wir brauchen sie alle! Die Ethik kann nie eine hinreichende Leidenschaft einflößen oder mit dem nötigen Enthusiasmus die sittlichen Triebe entflammen. Hierfür bedürfen wir der Religion mit ihrer Wärme, ihrer Ekstase. Und auch das individuelle Gewissen kann ohne den äußeren Druck der öffentlichen Meinung, der Obrigkeit, des Gesetzes, des Gefängnisses nicht ausreichen. Die Moral muß auf die allgegenwärtige Menschheit gegründet werden, welche der natürliche Gegenstand unserer selbstlosen Thätigkeiten und die einzige äußere Macht ist, welche wirklich und groß genug ist, unsere selbstischen Triebe zu zügeln und unsere selbstlosen Gefühle zu begeisterter Hingabe zu steigern.

## Condorcet.

† 8 April 1794.

Von Ernst Schultze in Berlin.

Unter den Männern, die vor nunmehr einem Jahrhundert der französischen Revolution zum Opfer fielen, befinden sich viele Gelehrte, deren Leistungen nicht nur einen historischen Wert besitzen, sondern noch für unsere Zeit eine bleibende wissenschaftliche Bedeutung behalten haben; so Lavoisier, Bailly und vor allen Condorcet, der seinem Leben vor hundert Jahren ein Ende machte.

Aber Condorcet ragt nicht nur durch das, was er geleistet hat, über seine Zeitgenossen hervor, sondern er verdient auch eine ganz besondere Achtung durch seinen Charakter, der ihn weit über sie alle erhebt. In allen Lebenslagen zeigte er sich von einer unbedingten Wahrhaftigkeit und einer unbegrenzten Offenherzigkeit.

Es ist traurig, zu sehen, welche Geringschätzung man Condorcet trotz alledem zuweilen entgegenbringt. Zum großen Teil liegt das allerdings daran, daß er als materialistischer Philosoph und eifriger Verteidiger der naturwissenschaftlichen Geschichtsauffassung bei allen denen auf Feindschaft stoßen muß, die der Weltanschauung der Encyklopädisten ein starkes Mißtrauen entgegenbringen. In dieser Beziehung hat z. B. Fr. Chr. Schlosser sehr ungünstig auf weite Kreise gewirkt.

Für denjenigen aber, der nicht von einem einseitigen Standpunkte aus die Geschichte der Völker überblickt, sondern sich unparteiisch und unbefangen in ihre Betrachtung zu vertiefen vermag, für denjenigen, der die Geschichte der Menschheit nicht nach der Reihenfolge und dem Verlauf der Kriege und nach dem Wechsel der Herrscherdynastieen, sondern nach der geistigen und sozialen Entwickelung der Völker betrachtet, — für den wird die Betrachtung des Lebens und des Schicksals Condorcets das höchste Interesse haben.

Jean Antoine Nicolas Caritat de Condorcet wurde geboren am 17. September 1743 in dem Städtchen Ribemont in der Picardie als Sohn des Rittmeisters Marquis de Condorcet und seiner Gemahlin, einer geborenen de Gaudry. Seine Eltern, die in allen religiösen und sozialen Vorurteilen aufgewachsen waren, denen man in den höheren Ständen der französischen Gesellschaft des vorigen Jahrhunderts begegnet, ließen ihm eine Erziehung zu teil werden, deren Methode durchaus darauf berechnet war, eben diese Vorurteile in dem Geiste ihres Sohnes zu erwecken. Die Mutter ließ ihn zu Ehren der Jungfrau weiß kleiden, und so kam es, daß der Knabe acht Jahre lang gezwungen war, Mädchenkleider zu tragen. Als er das Alter von elf Jahren erreicht hatte, wurde seine Erziehung der Sorgfalt eines Mitgliedes der Gesellschaft Jesu übertragen — eine Maßregel, welche einen, dem beabsichtigten gerade entgegengesetzten Erfolg hatte. Denn der Geist des jungen Condorcet, der mit ungewöhnlicher Kraft und Energie des Denkens ausgerüstet war, vermochte sich nicht in Vorstellungen hineinzufinden, die im Widerspruch standen mit allen den Schlüssen, die er aus der Beobachtung der Außenwelt ziehen mußte. Und so war die Folge dieser Erziehung, daß er in religiöser Beziehung sich dem alleräußersten Skepticismus zuwandte, während er in politischer Hinsicht sich von jedem Gedanken an ein erbliches Vorrecht lossagte.

Im Jahre 1758 bezog Condorcet das Collège de Navarre zu Paris, auf welchem er sich mit Eifer dem Studium der Mathematik hingab. Schon nach zehn Monaten war er in dieser Wissenschaft so weit fortgeschritten, daß ihm die Verteidigung einer schwierigen analytischen These eine Belobigung von Clairaut, d'Alembert und Fontaine einbrachte, die dem Vortrage beigewohnt hatten und ihn nun als ihren zukünftigen Kollegen in der Akademie begrüßten. So kam es, daß er beschloß, sich ganz dem Studium einer Wissenschaft zu weihen, die er wegen ihrer streng logischen Methoden liebte, und deren einzelne Disciplinen ihm einer bedeutenden Vervollkommnung fähig erschienen. Mit einer bewunderungswerten Gabe versehen, die Zweige des menschlichen Wissens anschaulich darzustellen und sie geistreich zu kombinieren, gelang es ihm, einzelne Gebiete der Mathematik zu bereichern und sie auf andere Wissenschaften in fruchtbringender Weise anzuwenden.

Schon im Jahre 1762, im Alter von 19 Jahren, ließ er sich in Paris nieder, um sich ganz dieser Thätigkeit zu widmen. Durch seinen sanften und gefälligen und dabei doch energischen Charakter erwarb er sich bald Freunde, die ihm

herzlich zugethan waren, so z. B. den Herzog de la Rochefoucauld und den Mathematiker Fontaine. Bereits im Jahre 1765 erschien sein „Essai sur le calcul intégral“, dem zwei Jahre später der „Essai sur le problème des trois corps“ folgte — beides Abhandlungen, die wegen ihrer wissenschaftlichen Bedeutung und der Originalität ihrer Darstellung von der Akademie für würdig anerkannt wurden, in ihre „Collection des travaux des savants étrangers“ aufgenommen zu werden. Vereinigt gab er sie 1768 unter dem Titel „Essai d'analyse“ heraus.

Seine Familie war mit dieser Laufbahn des jungen Gelehrten durchaus nicht einverstanden. Sie hätte es bei weitem lieber gesehen, wenn er, ebenso wie alle seine Verwandten, sich der militärischen Laufbahn zugewandt hätte, anstatt sich einem Berufe hinzugeben, der ihnen so wenig standesgemäß erschien. Indessen Condorcet blieb fest und ließ sich nicht von der Verfolgung des Zieles abbringen, das er sich nun einmal gesteckt hatte.

Im Jahre 1769 wurde er der Ehre gewürdigt, als Mitglied in die Akademie aufgenommen zu werden, in der er sich bald hohe Achtung erwarb. Dieselbe wurde noch erhöht, als man Gelegenheit hatte, die ganze Geschmeidigkeit seines Talentes in den Lobreden zu bewundern, die er auf die verstorbenen Akademiker hielt. Es war dies eigentlich die Aufgabe des ständigen Sekretärs der Akademie der Wissenschaften, damals Grandjeau de Fouchy; aber die Reden, die dieser gehalten hatte, zeichneten sich so wenig aus, daß man allgemein mit dem Tausche zufrieden war. Denn Condorcet hatte sich die Fähigkeit zu eigen gemacht, über Dinge, von denen er voraussetzen mußte, daß sie der Mehrzahl seiner Zuhörerschaft unbekannt seien, auf eine angenehme und leichtfaßliche Weise Aufschluß zu geben, so daß seine Reden allgemeine Bewunderung ernteten. Wie sehr man dieselben schätzte, zeigt uns der Umstand, daß man ihren Wert ebenso hoch anschlug, wie den der Lobreden des verstorbenen Fontenelle, die eine so hohe Berühmtheit erlangt hatten. Von Voltaire, der einer seiner besten Freunde geworden war, wurde Condorcet oft „Monsieur plus de Fontenelle“ genannt, und bereits im Jahre 1777 wurde ihm das ehrenvolle Amt des ständigen Sekretärs der Akademie übertragen.

Außer Voltaire waren noch viele andere berühmte Gelehrte in freundschaftliche Verbindung mit ihm getreten, so namentlich d'Alembert und Turgot. Durch den ersteren veranlaßt, lieferte Condorcet eine ganze Reihe von Artikeln für die Encyklopädie, die d'Alembert zusammen mit Diderot herausgab. Durch Turgot veranlaßt, beschäftigte er sich auch mit den Staatswissenschaften. In überaus geistvoller Weise wandte er die Methoden der Mathematik, unter ihnen besonders die Wahrscheinlichkeitsrechnung, auf die Jurisprudenz, die politischen und die moralischen Wissenschaften an, — ein Beginnen, welches einen wahren Sturm der Entrüstung hervorrief. Als Turgot im Jahre 1774 die Stelle eines Ministers der Marine und der Finanzen erhielt, ernannte er seinen Freund Condorcet zum Münzinspektor, und dieser verwaltete sein neues Amt mit Gewissenhaftigkeit und Geschick. Als aber zwei Jahre darauf der Hof an die Stelle von Turgot, dessen er sich als eines Hauptes der Ökonomisten zu entledigen trachtete, den Bankier Necker setzte, dankte auch Condorcet ab, zumal er gegen diesen Mann eine ausgedehnte und erfolgreiche Controverse geführt hatte. Necker hatte nämlich im Jahre 1775 seinen „Essai sur la législation et le commerce des grains“ herausgegeben, in welchem er das Merkantilsystem stark verteidigte. Condorcet ließ als Erwiderung darauf kurz hintereinander zwei Schriften erscheinen: den „Brief eines Arbeiters aus der Picardie an Herrn Necker, der den Handel beschränken will“, und die „Betrachtungen über den Getreidehandel“.

Trotz dieser vielseitigen Thätigkeit fand er noch immer Zeit, Arbeiten rein mathematischen Inhalts anzufertigen, die in den Sammlungen verschiedener Akademien gedruckt wurden*), z. B. der Akademien zu Berlin, Petersburg, Turin und Bologna, deren Mitglied er war. Nur der Académie française gehörte er noch nicht an, da er sich durch sein offenherziges Benehmen den Premierminister de Maurepas zum Feinde gemacht hatte. Im Jahre 1777 hatte man nämlich Condorcet aufgefordert, eine Lobrede auf den Akademiker Herzog de la Brillière zu halten, dessen Schwager de Maurepas war. Condorcet aber hatte sich entschieden geweigert, da Brillière unter Louis XV. der verhaßte Austeiler der lettres de cachet gewesen und zudem nur aus politischen Gründen zum Mitgliede der Akademie ernannt worden war. Als man Condorcet vorstellte, daß er sich dadurch den Zorn Maurepas' zuziehen würde, antwortete er: „Soll ich lieber Verfolgung erleiden wegen eines Versehens, aber wegen einer gerechten und moralischen Sache? Übrigens ist wohl zu bedenken, daß man leichter mein Stillschweigen entschuldigen wird als mein Reden, denn es ist mein fester Entschluß, nichts gegen die Wahrheit zu sagen.“ Die Voraussagung seiner Freunde traf ein, denn so lange Maurepas lebte, wußte er es zu verhindern, daß Condorcet einen Sitz in der Académie française (dem späteren Institut de France) erhielt. Dies geschah erst nach seinem Tode, im Jahre 1782.

Da Condorcet eine so umfassende Thätigkeit entwickelte, ist es nicht zu verwundern, daß er keine Zeit fand, viele Gesellschaften zu besuchen. Er verkehrte nur in kleinen, ausgewählten Zirkeln; das Treiben der großen Gesellschaft war ihm zuwider. Er charakterisierte dasselbe mit den treffenden Worten: „Verschwendung ohne Vergnügen, Eitelkeit ohne Grund, Müßiggang ohne Muße.“

Im Jahre 1786 heiratete Condorcet das Fräulein Sophie de Grouchy, eine Dame von ungewöhnlicher Schönheit und Anmut, reichem Geiste und einer liebevollen und weichen Seele. Da sie dieselben Neigungen wie ihr Gemahl hatte, so wurde ihre Ehe eine sehr glückliche. Aus derselben stammte nur eine Tochter, die später den Iren Arthur O'Connor heiratete.

Im Jahre 1788 gab Condorcet sein Werk über die Provinzialverwaltungen heraus, in welchem er die Verbesserungen darlegte, deren ihm diese Form der Staatsverwaltung fähig und bedürftig erschien. Als dann die Wellen der politischen und sozialen Bewegung in seinem Vaterlande immer höher und höher zu gehen begannen, da warf auch er sich mit aller Kraft dieser Bewegung in die Arme. Und wenn ihm dies auch vielfach verübelt wurde, so ließ er sich doch nicht davon abbringen. Denn er fragte sich, „ob es denn so überaus lächerlich sei, daß ein Mathematiker von achtundvierzig Jahren, der seit beinahe einem Dritteljahrhundert Staatswissenschaft trieb, der vielleicht als erster auf diese Wissenschaft die Rechnung angewandt hatte, sich nun erlaubte, eine persönliche Meinung über Gegenstände zu haben, welche man in der konstituierenden Versammlung debattierte.“ Auf Grund eines tiefgehenden philosophischen Studiums der natürlichen Rechte, deren eine wohlorganisierte Gesellschaft auch den ärmsten Bürger nicht berauben darf, hatte er sich ein System gebildet, das für ihn in seiner politischen Thätigkeit maßgebend war. Er hat es in seiner Beschreibung des Lebens Turgots („Vie de Turgot“, 1786) niedergelegt. (Schluß folgt.)

## Politische Kleinkrämerei und Anekdotentrödel.

Auf dem Kreuzberge bei Berlin erhebt sich ein Denkmal. Die größte der ehernen Platten bekundet, daß „der König dem Volke“ das ragende Zeichen errichtete. Das Volk hatte dem Könige in den Freiheitskriegen Dienste geleistet, die solcher Ehrung wert erschienen.

*) So wurde im Jahre 1777 seine Abhandlung über die Berechnung der Kometenbahnen von der Berliner Akademie mit einem Preise gekrönt.

Die glorreichen Thaten des Jahres 1870/71 haben dem deutschen Volke bis jetzt keine ähnliche Anerkennung eingebracht.

Am 26. und 28. d. M. machte ich wiederholt den Versuch, zu den Gräbern der Märzgefallenen im Friedrichshain zu gelangen. Das erste Mal fand ich einen Schutzmann, der mich und Andre zurückwies, das zweite Mal eine Barriere mit der Tafel „Gesperrt" und einem Wächter, der etwa zwanzig Schritte hinter ihr auf dem verbotenen Wege wandelte. Weder das erste noch das zweite Mal vermochte ich Aufklärung über das „Warum?" der Absperrung zu erhalten. Zudrang lag jedenfalls zur Zeit meiner Anwesenheit nicht vor. Ein Mann aus dem Volke zuckte die Achseln und lächelte dazu. So erfuhr ich wenigstens, wie man die Maßregel in seinen Kreisen ansieht: als Ausfluß der Furcht vor dem Überströmen des Geistes, den die Gräber atmen.

In mir stieg das Gefühl auf, daß es ein sittliches Unrecht sei, die Pietät abzuwehren, selbst wenn sie von polizeilicher Denkweise als demonstrative Pietät gestempelt werden könnte. Ich hörte das gleiche Empfinden ringsum äußern und wußte nun, wie „Thoren höchste Weisheit dünkt, was Weisen Spiel und Tand erscheint."

In der Gegenwart hält der politische Kleinkram Ausverkauf, und wo die größten Fragen der staatlichen und kulturellen Entwickelung gelöst sein wollen, hat der Anekdotentrödel das dankbarste Publikum — wenigstens im Bürgertum. Der Trödel hat mit der Kolportage der anonymen Schriften aus der Zeit der 99 Tage begonnen und mit den Historien und Histörchen, die man sich über Hohe und Höhere unter selbstverständlicher Diskretion zuflüstert, noch nicht aufgehört. Graf Dönhoff stimmt für den Handelsvertrag mit Rußland, weil er erfahren hat, daß nach dem Dafürhalten des Fürsten Bismarck die Ablehnung einer Gefährdung des Friedens gleichkomme. Es ist dies aber gar nicht die Ansicht des Fürsten Bismarck. Graf Dönhoff beruft sich auf den Geh. Kommerzienrat und Reichstagsabgeordneten Krupp, der es von Prof. Schweninger gehört habe. Prof. Schweninger will es nicht gewesen sein, der so etwas äußerte, u. s. w. Nachdem die deutsche Presse sich wochenlang mit dieser so herzlich unbedeutenden Angelegenheit beschäftigt hat, verkündet der Abgeordnete Krupp in einem Florentiner Telegramm, daß ein Mißverständnis untergelaufen sei, über das er sich „gleich am ersten Tage" mit dem Fürsten und dem Professor Schweninger auseinandergesetzt habe. Vermutlich wird die Presse der Meinung sein, daß die Erklärung des Herrn Krupp noch nicht befriedige; jedenfalls war durch die Anekdote über eine angebliche Äußerung des Fürsten Bismarck eine Stimme mehr für den Vertrag gewonnen, und die Stellungnahme des Grafen Dönhoff blieb nicht ohne Einfluß für die Abstimmung Anderer.

Dem Kriegsminister ist der Schwarze Adlerorden verliehen. Obgleich derselbe Kriegsminister der Volksvertretung im heurigen März bei Beratung des Militäretats schon zu Gemüte geführt hat, daß die Verleihung von Dekorationen lediglich Sache der Krone sei, und daß der Reichstag gar nicht darnach zu fragen habe, ob oder wie sich eine Ordensverleihung rechtfertige, ergeht sich die Presse doch in Erörterungen, wie man die Auszeichnung zu betrachten habe. Daß der General das Vorhandensein des Gigerltums in der Armee bestritten, die Verwendung von Soldaten zu Treibern bei Jagden als conditio sine qua non der militärischen Ausbildung hervorgehoben, die höchste Aufgabe einer neuen Militärstrafprozeßordnung in der Sicherung der Disziplin für alle Lebenslagen und nicht in der Gewähr der Gerechtigkeit gefunden hat — dies und noch einiges Andere will der bürgerlichen Presse nicht als zureichendes Verdienst für die Aufnahme in den höchsten preußischen Orden erscheinen. Daher steht denn nach einer angeblich offiziösen Mitteilung die Ehrenbezeugung „in direktem Zusammenhange mit manchen Reformen, deren Grundzüge in wesentlichen Punkten der Kaiser selbst vorgezeichnet hat, während er für andere dem Minister sein Einverständnis ausdrückte." Und nun geht der politische Kleinkramhändler in alle Ministerhotels und fragt nach den dunkel angedeuteten „Reformen".

Der Anekdotentrödler durchschnüffelt Alles, selbst die Kinderstuben in den kaiserlichen Palästen. Das Eiersuchen in Abbazia, erst für die kaiserlichen Prinzen, dann für Seekadetten und Schiffsjungen, verfällt seiner Schilderung. Der Salonwagen des Prinzregenten von Braunschweig kann in Vienenburg nicht von einem Geleise zum anderen übergeschoben werden, ohne daß vielleicht ein Ruck dabei hörbar wird. Flugs hausiert die politische Kleinkrämerei mit einem Eisenbahnunglück, bei dem der Regent von seiner Lagerstatt geschleudert sei u. dergl. mehr. Die Eisenbahndirektion Magdeburg muß dann Tags darauf Telegraph und Post in Bewegung setzen, um der Welt mitzuteilen, daß arge Übertreibungen vorlägen u. s. w.

Der Abg. v. Koscielski, dem kaiserliche Geschenke und Orden eine Wichtigkeit beilegten, an die von Harmlosen vorher nicht gedacht war, legt sein Mandat zum Reichstage nieder: der politische Kleinhandel möchte gern wissen, was der eigentliche Beweggrund war. So erscheint als dramatisches Ereignis, was nur eine Episode persönlicher Verstimmung genannt werden kann. Ein Minister, z. B. Miquel, kann im Zwiegespräch kein Wort äußern, ohne daß die politische Handlangerei es auffängt und säuberlich umhüllt zum Drucke weiter giebt; am frühen Morgen lesen Tausende, was Minister Miquel gesagt hat, und dieser erkennt sein eigenes Wort nicht wieder.

Wer heute als gescheit gelten will, der fiest im historischen Anekdotenschatz des vorigen Jahrhunderts und noch weiter rückwärts. Es ist tausend gegen eins zu wetten, daß mit etwas mehr oder weniger Ziererei jedes Geschichtchen der Vergangenheit als Rahmen paßt für ein Vorkommnißchen der Gegenwart und Beides zusammen einen Schmuck abgiebt für die Zukunft.

Ja, ja, in politischer Hökerei und im Anekdotentrödel leistet Deutschland viel. Gerade genug, um glauben zu machen, es fehlte an wichtigeren Vorwürfen für politische Thätigkeit. Die soziale Frage hat unsre Staatsmänner überhaupt noch nicht heiß gemacht.

Vielleicht wird es dann anders, wenn zum erstenmal ein beachtenswerter Minister dem Kaiser wahrheitsgemäß erklärt, daß der „monarchische Gedanke" viel tiefer untergraben ist, als gemeinhin angenommen wird, und wenn er ihm weiter mitteilt, wie das so kam und kommt. Die politische Kleinkrämerei und der Anekdotentrödel dürften dabei nicht verschwiegen werden und, daß es in Sachsen bereits notwendig geworden ist, die sog. staatserhaltenden Parteien alle zusammen zu schließen gegen die eine sozialdemokratische, auch nicht.

Disziplin für alle Lebenslagen dem Soldaten beizubringen ist gut. Wem sie aber zu gegebener Zeit nützen wird, das hängt davon ab, wer die gerechte Sache verficht. Dieser Gesichtspunkt ist dem Kriegsminister entgangen, als er im Reichstage Alles außer Disziplin für Nebensache erklärte.

Bislang ist das Kapitel über die menschliche Gerechtigkeit bei der Bearbeitung der Lesebücher in usum delphini immer am meisten verstümmelt worden. Der beachtenswerte Minister, den ich vorhin voraussetzte, und auf den wir möglicherweise vergeblich warten, müßte dem Kaiser auch eingehend klar legen, daß die Nachdenklichen von heute unter der Gerechtigkeit etwas ganz anderes verstehen, als etwa die Juristen verflossener Jahrzehnte unter der Justiz.

Graf Caprivi hat beim Festmahl in Danzig vom kommenden Jahrhundert und „kommenden Eventualitäten" gesprochen. Hat der Reichskanzler unter den Eventualitäten dasselbe gemeint, was wir zu erraten glauben, dann ist es hohe Zeit, daß jener beachtenswerte Minister sein Amt antritt.

Sonst könnte es sich ereignen, daß die kommenden Eventualitäten Geschehnisse werden, die anders auslaufen als vorher gedacht.

Jena, 30. März 1894. Ernst Harmening.

## Die zehn Gebote der Menschlichkeit.

Von Dr. Berthold Weiß in Wien.

### I.

**Liebe das Gute und die Guten.**

Das Gute aber ist die ausgleichende menschliche Gerechtigkeit, gegenüber der ungerechten natürlichen Ungleichheit.

### II.

**Hasse das Böse, aber nicht die Bösen.**

Thöricht ist Haß: wer haßt den Stein, an dem er sich gestoßen?

Niemand aber kann mehr für sein Thun, als der Stein.

### III.

**Vergiß nie: zum Menschen macht erst die Menschlichkeit.**

Darum bleibt ein Zwitter von Mensch und Tier, wer nicht in ihrem Dienste steht — trotz Stärke und Klugheit, Macht und Glanz.

### IV.

**Doch verachte den Tiermenschen nicht, o Mensch!**

Als Kind seiner Eltern wärest Du das Gleiche geworden.

### V.

**Die das Geschick tief gestellt hat — werde nicht müde sie emporzuziehen in Liebe.**

Wärmt doch das Feuer der Liebe mehr noch den Liebenden, als den Geliebten.

### VI.

**Lasse den Reichen sich an die Stelle des Armen setzen, und er wird Vieles verstehen.**

Und es wird tiefe Scham über ihn kommen, wenn er unter Hungernden praßt und prangt unter Frierenden.

Die aber nicht verstehen wollen — zwinge sie vom Baume der Erkenntnis zu essen, damit tiefe Scham sie überkomme.

### VII.

**Lasse den Armen sich an die Stelle des Reichen setzen, und er wird Vieles verzeihen.**

Überstürze Nichts, beschleunige Alles.

Man wird uns Narren nennen und Verbrecher: aber die Weisheit aller Weisen, die Tugend aller Tugendhaften mündet in unseren Weg, oder sie ist keine Weisheit, keine Tugend gewesen.

Narren doch sind jene, die nicht sehen, wie ihre Dämme von der steigenden Flut erschüttert werden, und Verbrecher, die noch fortfahren, sie zu verstärken.

### VIII.

**Solange auf der weiten Welt ein Mensch Hungers stirbt, zähle zu seinen Mördern, wer nicht mit uns ist.**

Ungleichheit wird es immer geben; aber sie muß nach Möglichkeit gemildert werden und nur fortbestehen zu Gunsten der menschlich Wertvollen.

Doch auch der Letzte soll nicht hungern und nicht frieren und nicht obdachlos sein.

### IX.

**Thue das Deine, daß der Kampf Aller gegen Alle zur Arbeit Aller für Alle werde.**

Heute heißt noch vielfach gut sein schwach sein unter Menschen und Völkern. Denn ein Anderes sind die Gesetze der Natur und ein Anderes die Gebote der Menschlichkeit.

Einst aber werden die Gebote der Menschlichkeit nur noch den Gipfel der Naturgesetze bilden.

### X.

**Thue das Deine für die Einigung der Menschheit.**

Wenig vermag der Einzelne, solange die Gesamtheit nicht gewonnen ist; daß sie aber gewonnen werde, dahin gehe das Streben jedes Einzelnen.

## Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

**Abteilung Berlin.**

Am 10. März hielt in einer beschlußgemäß nur für Mitglieder bestimmten Gruppenversammlung Herr Professor Dr. Friedrich Jodl aus Prag, der stellvertretende Vorsitzende der D. G. E. K., einen Vortrag über

**Ethische Kultur und soziale Organisation.**

Ethische Kultur, sagte der Redner, sei ihrem Wesen nach die Durchbildung einer möglichst großen Zahl von Einzelnen in Bezug auf ihren Charakter; sie werde sinn- und bedeutungslos, sobald man von diesem persönlichen Element absieht. Die Einwirkung auf den individuellen Willen könne aber nicht das alleinige Mittel zu diesem Zwecke sein, da die Wissenschaft uns lehre, daß der Charakter des Menschen nicht durchaus eine Selbstschöpfung des Einzelnen ist, sondern von den allgemeinen Verhältnissen, unter denen der Mensch heranwächst, von Geburt an mitbeeinflußt werde. Dies werde in unserer Beurteilung praktischer Verhältnisse nur allzuleicht vergessen. Es klinge oft wie ein schlechter Scherz, wenn man über die Schlechtigkeit der Menschen klagen hört, wo man doch lieber die Schlechtigkeit unserer gesellschaftlichen Einrichtungen verdammen sollte, aus denen jene mit einer gewissen Notwendigkeit hervorgehen. Fast alle die Erscheinungen unseres Lebens, welche einen schreckenerregenden Mangel ethischer Kultur verraten, lassen den Tieferblickenden die sittliche Frage als ein soziales Problem erkennen: das Überhandnehmen der Roheit, die ungeheuren Dimensionen der Prostitution, das Bettler- und Vagabundentum, die verkommene Genußsucht der oberen Klassen, die zahlreichen unsauberen Praktiken unseres gesellschaftlichen Lebens, das Schinden und Drücken der kleinen Leute, der wilde Haß der unteren Klassen gegen unsere Gesellschaftsordnung. Sollte heute wirklich noch jemand meinen, daß diesen Dingen lediglich mit Belehrung und Erziehung beizukommen sei, — daß hier irgend anders geholfen werden könne, als indem man gewisse Grundlagen des heutigen Lebens, aus dem diese Zustände erwachsen, abändert?

Wenn auch über diese Forderung heute in weiten Kreisen Einstimmigkeit besteht, so gehen doch die Meinungen über das Maß und die Art der Änderung weitaus einander. Der Redner wollte zunächst von jener Gruppe von Ideen reden, welche man unter den Namen des Kommunismus, Sozialismus, Kollektivismus zusammenfaßt. — Ausdrücke, welche sehr vielseitig seien. Unter „Sozialismus“ wollte er diejenige sozialpolitische Theorie verstehen, welche das gegenwärtige Privateigentum an Grund und Boden und Werkmitteln in einen Gesamtbesitz des Staates verwandeln und die Arbeit jeder Art zu einem Sozialberuf machen, von Staatswegen organisieren und im Staatsauftrag ausführen lassen, also an Stelle des gegenwärtigen Zustandes die allgemeine Arbeitspflicht, die allgemeine Garantie der Arbeit und die allgemeine gesellschaftliche Organisation der Arbeit treten lassen möchte. Unter „Kommunismus“ wollte der Redner diejenige Theorie verstehen, welche nicht nur die Produktion, sondern auch die Konsumtion gesellschaftlich regeln, d. h. an dem Ertrage der nationalen Arbeit Jeden in völlig gleichem Maße teilnehmen lassen will, einerlei, welches seine Beschäftigung, seine Arbeitskraft und somit sein Wert für das Gemeinwesen ist. Den Ausdruck „Kollektivismus“ endlich wollte der Redner überall da gebrauchen, wo es nicht auf die genauere Unterscheidung dieser beiden Formen ankommt, also als Gattungsbegriff zu den beiden Artbegriffen Sozialismus und Kommunismus.

Des Redners Überzeugung war nun die, daß der Kollektivismus vielleicht als Durchgangsstadium möglich, aber sicher nicht auf die Dauer haltbar sei, oder genauer gesagt, daß der reine Kollektivismus ebenso wie der reine Individualismus nur Abstraktionen von der gesellschaftlichen Wirklichkeit seien, welche in jedem gegebenen Moment immer beides zugleich, individualistische und kollektivistische Züge, enthalte und enthalten müsse.

Den Einfluß einer kollektivistischen Organisation auf die Entwickelung der Persönlichkeit hielt der Redner für nachteilig. Heut, wo das Individuum auf eigene Rechnung und Gefahr handle, werde es durch den Wettbewerb getrieben, immer neue Wege zu versuchen, um etwas Eigenartiges zu liefern und das Interesse auf sich zu ziehen: die Not macht erfinderisch. Die Gesellschaft sehe ruhig zu, was aus der Sache wird; und das sei auch das einzige, wozu sie geschickt ist, — die Masse sei ein guter Kritiker, aber ein elender Macher und Führer. Eliminierten wir nun aber den Wagemut der Individuen, ließen wir alles durch Arbeitsorganisationen, welche von Staatswegen eingerichtet und geleitet und von Kollegien und Mehrheitsbeschlüssen abhängig wären, besorgen, so würden schlimme Folgen eintreten. Zunächst würde die Summe des überhaupt Produzierten bedeutend vermindert werden. Heut strenge jeder seinen ganzen Scharfsinn an, um etwas zu produzieren, was wenigstens bei einem Teile der Gesellschaft genug Anklang

findet, um ihn für seine Mühe zu belohnen. Dadurch entstehe jene Mannigfaltigkeit der Erzeugnisse auf allen Gebieten, welche vielleicht das stärkste Gegengewicht gegen die erdrückende Einförmigkeit des Lebens bilde. Sicherlich werde heute in dieser Beziehung mehr produziert, als gut ist; aber schließlich liege es doch in jedermanns eigener Hand, sich gegen die Thorheiten der Überproduktion zu wehren; — wogegen man in der kollektivistischen Gesellschaft einfach genötigt sein würde, mit dem sich zufrieden zu geben, was der Nacker von Staat nun eben liefert. Der Streit um dasjenige, was von Gesellschaftswegen produziert werden soll, würde damit enden, daß der größte Teil der Produktion, welcher nicht unmittelbar der Befriedigung von Massenbedürfnissen dient, unterdrückt würde. Das hätte aber nicht nur wirtschaftliche, sondern auch ethische Bedeutung. Denn mit jener Produktion zugleich würde eine Reihe von feineren Begabungen wertlos und darum unentwickelt bleiben, — es würde ein Zustand eintreten, da man „mit Rasiermessern Steine klopfen“ würde. Bedenke man ferner die geringe Voraussicht der Menschen, so könne man sich einen Begriff von den Schwierigkeiten machen, welche in einer korporativen Gesellschaft die führenden Köpfe haben würden, um die Menschen an anstrengende und unangenehme Arbeiten heranzubringen, deren Ergebnisse schwer zu erkennen sind und in weiter Ferne liegen. Es sei fast mit Sicherheit anzunehmen, daß eine solche Gesellschaft um des augenblicklichen Behagens willen Raubbau an der Zukunft treiben und die feineren und schwierigeren Industriezweige verfallen lassen, also einen, wenn auch nur allmählichen, so doch sicheren Rückgang der Kultur veranlassen würde.

Der Redner wies ferner auf die gewaltige Verschlechterung der Arbeit hin, welche seiner Meinung nach in einer Kooperativ-Gesellschaft nach unvermeidlichen Naturgesetzen eintreten müßte, sobald man das Band zwischen dem Arbeitsertrage und dem eigenen Interesse zu locker werden lasse. Auch in einer kollektivistischen Gesellschaft freilich würde dieses Band vorhanden bleiben: je Besseres und je mehr in ihr von allen Einzelnen geleistet wird, desto größer werde der Gesamtertrag der nationalen Arbeit, desto größer die Dividende des Einzelnen, desto größer auch die Gesamtsumme von Wohlbehagen und Zufriedenheit, welche in dem betreffenden Gemeinwesen verbreitet ist. Diese Rechnung stimme ohne Zweifel; aber werde sie Jeder auch machen können, machen wollen? Der Gesamtertrag der gesellschaftlichen Arbeit eines Vierzig-Millionen-Staats sei eine unendlich komplizierte Größe, in welcher so zahllose Kompensationen eintreten, daß dem Einzelnen sein Anteil am Ganzen völlig aus dem Gesichtskreise schwindet. Nur wenn eine Kooperativ-Gesellschaft eine mäßige Ausdehnung und ein bestimmtes Ziel vor Augen hat, könne man von diesem Prinzip heilsame Wirkungen auf die Belebung des Arbeitseifers und der sachlichen Hingebung der Mitglieder erwarten; und unter dieser Voraussetzung sei sie sicherlich dem bloßen Lohnsystem weit überlegen. Wenn wir aber die ganze bürgerliche Gesellschaft in ein System von bezahlten Arbeitern mit Gewinnbeteiligung verwandeln, wenn die beste, hingebendste Arbeit des Individuums nur ein Vierzigmillionstel der Gesamtarbeit ist, — wie verschwinde da das Größte, was ein Individuum machen kann, in dieser ungeheuren Masse, wie unendlich zahlreich seien die Möglichkeiten, daß bei dieser allgemeinen Verkettung aller mit allen Tausenden und aber Tausenden die Früchte ihres Fleißes durch Ungeschick, Trägheit, Nachlässigkeit Anderer in anderen Zweigen verkümmert werden, und welches Maß von Selbstverleugnung, von aufopferndem Gemeinsinn, von entsagungsvoller Treue trotz der bittersten Enttäuschungen muteten wir mit diesem System dem Menschen zu! Sicherlich sei es viel leichter, heute den Menschen, welcher den Erfolg seiner Arbeit sieht, welcher für sich und die Seinigen etwas erreicht hat, dazu zu bringen, für öffentliche Zwecke etwas zu opfern, als ihm zuzumuten, Tag um Tag und Stunde um Stunde im Dienste der Gemeinschaft thätig zu sein, ohne in dem Erfolg seine eigene Arbeit wiedererkennen zu können. Das hieße so viel, als ihm zumuten, sein lebelang Wasser in ein Faß ohne Boden zu schöpfen, — das hieße an Stelle der einen Form der Ausbeutung, welche wir in unserer kapitalistischen Gesellschaft kennen und zu bekämpfen gewillt seien, nur eine andere Form der Ausbeutung setzen: die beständige und unheilbare Ausbeutung der Thätigen durch die Trägen, der geschickten Arbeiter durch die Untüchtigen, des Edlen durch den Gemeinen. Das Elend der Individuen in seinen jetzigen abstoßenden Gestalten und seinen verhängnisvollen Konsequenzen würde allerdings verschwinden — wenigstens auf so lange, als der reine Sozialstaat noch von dem reichen Erbe der kapitalistischen Epoche zu zehren vermöchte: aber an seine Stelle würde das graue Elend der hinsiechenden Kultur treten — der allgemeine Schlendrian.

Aber weit gefährlicher, fuhr der Redner fort, wäre die gewaltsame Niederhaltung des Köstlichsten, des Unersetzlichsten, was es überhaupt in der Menschenwelt giebt: des genialen Individuums. Es sei so das Charakteristische dieser geheimnisvollen Gabe, daß sie in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle ihre Träger zunächst isoliert und für ihre Umgebung unverständlich macht. Der geniale Mensch sehe andere Dinge als seine Umgebung und sehe die gewöhnlichen Dinge anders als sie: er durchbreche an irgend einem Punkte die Schranken, welche der gewöhnliche Menschenverstand, Routine, herkömmliche Praxis u. s. w. um den Menschen gezogen haben. Schon heute sehen wir, daß der Staat auf allen Gebieten seiner Thätigkeit der natürliche Feind des genialen Menschen ist. Er könne ihn nirgends gebrauchen. Heute bleibe allebem, was nicht in die Staatsschablone paßt, ein gewisser Spielraum, eine Möglichkeit des Aufkommens und der Selbständigkeit. Rings um die Staatsanstalten wuchere das Heer der freien Geister auf allen Gebieten empor; und vieles von dem Herrlichsten, was wir empfangen, habe hier seine Wurzel.

(Schluß folgt.)

---

Jedes Individuum ist in dem Umfange seiner Kräfte für das Universum verantwortlich. Diese Kräfte mögen sehr beschränkt sein; aber genau in ihrem Umfange ist seine Verantwortlichkeit so groß wie die des Allmächtigen.

Edward Bellamy.

---

## Briefkasten.

**Unseren Lesern,** welche nicht Mitglieder der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur sind, erlauben wir uns folgenden Auszug aus den Satzungen derselben mitzuteilen: —

„Zweck der Gesellschaft.

§ 1.

Es ist der Zweck der Gesellschaft, im Kreise ihrer Mitglieder und außerhalb desselben als das Gemeinsame und Verbindende, unabhängig von allen Verschiedenheiten der Lebensverhältnisse sowie der religiösen und politischen Anschauungen, die Entwickelung ethischer Kultur zu pflegen.

Unter ethischer Kultur als Ziel ihrer Bestrebungen versteht die Gesellschaft einen Zustand, in welchem Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und gegenseitige Achtung walten.

Mittel zur Erreichung des Zweckes.

§ 2.

Zur Erreichung des Zweckes der Gesellschaft sollen hauptsächlich folgende Bethätigungen dienen:

1. Im Kreise der Mitglieder:
   Anregung und Förderung jeglicher Art in Bezug auf ethische Aufgaben, Grundsätze und Pflichten;
2. insbesondere und auch nach außen hin:
   a) Erörterung der Thatsachen und Formen des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens; Unterstützung der Reformen, die sich als ethisch notwendig erweisen;
   b) Maßnahmen, um der gesamten Jugenderziehung eine rein ethische Grundlage zu geben und zu sichern;
   c) Erschließung der Schätze der Kunst und Wissenschaft in ihrer ethisch erziehlichen Bedeutung für das gesamte Volk;
   d) Herausgabe und Unterstützung von ethisch förderlichen Schriften aller Art, Büchern, Zeitungen, Flugblättern u. s. w.
   e) Sittigende Einwirkung auf die Formen der Geselligkeit und des Umganges, mit Einschluß des Verkehres verschiedener Nationalitäten unter einander.

Mitgliedschaft.

§ 3.

Zur Erwerbung der Mitgliedschaft ist jede Person berechtigt, welche das 18. Lebensjahr überschritten hat, gleichviel welchem Gesellschafts- und Lebenskreise sie angehört.

Mitglied wird man durch Zahlung eines Beitrages zu den finanziellen Bedürfnissen der Gesellschaft und durch die Annahme ihrer Satzungen. Die Anmeldung erfolgt entweder bei dem Hauptvorstande (§ 21) oder bei den Vorständen der Abteilungen und Zweige, die sich in den einzelnen Orten bilden (§ 8).

Auch Vereine und Körperschaften können auf dieselbe Weise als Mitglieder eintreten.

§ 4.

Die Höhe des Beitrages wird durch Selbsteinschätzung bestimmt, doch muß er jährlich mindestens drei Mark, für Vereine und Körperschaften mindestens zwanzig Mark betragen. Er soll vierteljährlich im Voraus, kann aber auch monatlich oder auch für größere Zeiträume als vierteljährlich im Voraus entrichtet werden.

§ 5.

Die sonstigen Pflichten der Mitglieder bestehen in einer den Zielen der Gesellschaft entsprechenden Lebensführung und in einer ihren Veranstaltungen förderlichen Bethätigung“ . . . .

Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur ist Herr Geheimrat Prof. Dr. Wilhelm Foerster, Direktor der Königlichen Sternwarte in Berlin, S.W., Encke-Platz 3a, Schriftführer Frau Lily von Gizycki in Berlin W., Nettelbeckstr. 24, Kassenführer Herr Bildhauer Hugo Rheinhold in Berlin W., Potsdamerstr. 29. Die Statuten sowie die sonstigen Drucksachen der Gesellschaft sind vom Bureau der D. G. E. K., Berlin N., Ziegelstr. 10/11 zu beziehen.

---

Herr oder Frau — **sk.** — sendet uns einen Artikel gegen Herrn N.'s „Ethische Auferstehung“ und Herr **R. Orlich** in Berlin einen gegen Dr. Harmening's „Die neuen Hofschauspieler.“ Wir werden beide Artikel publizieren, sobald der für geraume Zeit sehr in Anspruch genommene Platz es gestatten wird.

# Anzeigen.



**Alle Freunde ethischer Kultur**

**werden gebeten, für die Verbreitung dieser Zeitschrift in ihrem Bekanntenkreise gütigst nach Kräften zu wirken. Die Verlagshandlung stellt zu diesem Zwecke jederzeit Probenummern der „Ethischen Kultur“ in beliebiger Zahl gratis und portofrei zur Verfügung resp. erklärt sich gern bereit, solche an ihr freundlichst mitgeteilte Adressen zu versenden.**

**Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung**
in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährl. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2092.

# Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

## Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Herausgegeben von
**Dr. Georg von Gizycki,**
Professor der Ethik an der Universität zu Berlin.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

| II. Jahrgang. | Berlin, den 14. April 1894. | Nr. 15. |
|---|---|---|





### Zur Ethik der Presse.

In der „National-Zeitung“ vom 28. März erschien folgender Artikel:

**Versittlichung der deutschen Litteratur.**

Kinder- und Hausmärchen gesammelt durch die Brüder Grimm. Nach ethischen Gesichtspunkten ausgewählt und bearbeitet von Georg und Lily von Gizycki. Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Es ist erfreulich, daß jetzt, nachdem der Druck der Schriften Jacob und Wilhelm Grimms frei geworden ist, überall Ausgaben der Kinder- und Hausmärchen aufsprießen. Sie können nicht weit genug verbreitet werden.

Eine unerwartete Pflicht aber steht für mich auf. Es ist vorauszusehen, daß man die Märchen vielleicht aus der bisherigen Ordnung herausnimmt und besonders zusagende Stücke für sich publiziert. Die Brüder Grimm selbst haben eine Auswahl von fünfzig Märchen herausgegeben, welche als Kleine Ausgabe im Handel ist. Die meisten neuen Ausgaben der Märchen aber werden hoffentlich beide Sammlungen unverkürzt und unverändert abdrucken und die betreffenden Herausgeber sich bewußt sein, hiermit eine Pflicht zu erfüllen. Daß es nötig sei, darauf hinzuweisen, zeigt ein Zirkular der Ferd. Dümmlerschen Buchhandlung zu Berlin, das ich hier folgen lasse:

„Sehr geehrter Herr Kollege!

Nichts in der Welt übt auf das kindliche Gemüt einen tieferen Zauber aus als unser alter deutscher Märchenschatz. Aber gewiß wird es schon jedermann empfunden haben, daß dieser unversiegbare Quell der Freude für die Kinderwelt auch sehr viele Roheiten enthält, die äußerst schädlich auf das kindliche Gemüt wirken müssen. Schon längst hat sich daher das Bedürfnis geltend gemacht, die erste geistige Nahrung unserer Jugend auf ihren sittlichen Grund zu prüfen.

Diese Erwägungen haben uns veranlaßt, eine neue Ausgabe der Grimmschen Märchen zu veranstalten, welche nach ethischen Gesichtspunkten revidiert worden ist. Sie enthält eine Zusammenstellung derjenigen Märchen, welche als sittlich förderlich erscheinen und in denen alles ausgemerzt ist, was nachteilig auf das Kindesgemüt wirken muß. Die Namen der Herausgeber, Georg und Lily von Gizycki (ersterer Professor der Moralphilosophie an der Universität zu Berlin) bieten die Gewähr für die Sorgfalt der Bearbeitung.“

Drei Generationen des deutschen Volkes haben sich an den Grimmschen Märchen erlabt. Jedem Kinde hat man das Buch in die Hände gegeben und alte Leute lesen sie mit Entzücken wieder. Nie hat man gewagt, den sittlichen Grund und Boden anzutasten, auf dem diese Blüten des deutschen Volksgemütes beinahe unbeachtet standen, bis sie von den reinen Händen der Brüder Grimm gepflückt worden sind. Das Bedenken der in manchen Märchen vorkommenden „Stiefmutter“ ist durch die Erwägung beseitigt worden, daß Kinder fast ausnahmslos nicht wissen, was eine Stiefmutter sei: sie denken dabei an nichts, das die Liebe zu einer wirklichen Stiefmutter antastete. Hierüber ist viel gesprochen worden und die Meinung von der Ungefährlichkeit der Stiefmuttermärchen hat den Sieg davon getragen. Mache man aber, wenn es durchaus sein soll, eine Ausgabe der Märchen für Stiefkinder: aber revidiere man sie nicht überhaupt nach ethischen Gesichtspunkten! Verfälsche man nicht! Hüte man die deutschen Kinder vor dieser sich ausbietenden Sittlichkeit. Der sittliche Fortschritt der Welt wird bewirkt durch einen der Menschheit innewohnenden Trieb zum Reinen, Guten und Schönen. Vertraue man auf das, was Jacob und Wilhelm Grimm den deutschen Kindern darboten.

Möchten die deutschen Zeitungen sich dieser Sache annehmen.

Herman Grimm.

Noch an demselben Tage, am 28. März, sandte der Unterzeichnete mit der Bitte um möglichst baldige Aufnahme folgende Erwiderung an die Redaktion der „National-Zeitung“:

**Versittlichung der deutschen Litteratur.**

Unter diesem Titel hat Herr Professor Herman Grimm in der heutigen Nummer der „National-Zeitung“ einen Angriff auf die von mir und meiner Frau herausgegebene Auswahl und Bearbeitung Grimm'scher Märchen erscheinen lassen, ohne dieselben zu kennen, da ich selbst das erste Exemplar erst heut — zugleich mit diesem Angriff — erhielt. Wir haben vorausgesehen, daß unser Unternehmen Anfeindungen ausgesetzt sein würde, haben uns dadurch aber nicht von der Arbeit abschrecken lassen, aus den Gründen, welche wir im Vorwort unserer Ausgabe angegeben haben. Man gestatte mir, dasselbe hier anzuführen:

„Die alten deutschen Märchen üben auf das Kindergemüt einen wunderbaren Zauber aus, wie sonst nichts in der Welt. Ohne zu übertreiben, kann man sagen, daß sie zum Glücke der Kinder einen nicht unwesentlichen Beitrag leisten. Es würde daher fast als eine Grausamkeit erscheinen, wenn man unsern Lieblingen die Märchen vorenthalten wollte. Und doch haben sich gute Menschen hierzu verpflichtet gefühlt, weil die Märchenbücher so vieles enthalten, was die sittliche Entwickelung des Gemütes schädigen kann. Die Märchen stammen aus grauer Vorzeit, und manche rohen Vorstellungen, manche schlimmen Vorurteile werden von ihnen gelegentlich zum Ausdruck gebracht. Aber dies scheint uns kein zureichender Grund zu sein, die Märchen überhaupt aus der Kinderstube zu verbannen. Denn es giebt eine große Anzahl derselben, welche keinen Bedenken unterliegen, sondern vielmehr einen höchst wohlthätigen Einfluß ausüben. Sie regen mächtig die Einbildungskraft des Kindes an und befähigen es, Ideale zu gestalten; sie gewöhnen es daran, sich in die Lage Anderer zu versetzen und deren Wohl und Wehe mitzufühlen; sie pflegen wirksamer als die beste Predigt über Tierschutz rücksichtsvolle Liebe zu allen lebendigen Wesen; und ohne jemals zu moralisieren, lassen sie den Wert aller Tugenden empfinden. Erwägungen wie diese bestimmten den Verfasser des vielleicht besten Buches über den „Moralunterricht der Kinder“, welches wir besitzen, Felix Adler, dazu, in seinem so betitelten Werke (Berlin, Ferd. Dümmler) die Märchen zur Benutzung im moralischen Lehrkursus zu empfehlen; und sie bestimmten uns dazu, die Märchen, welche uns als die sittlich förderlichsten erschienen, zusammenzustellen und in ihnen dasjenige auszumerzen, was wir für sittlich nachteilig hielten. Wir glauben hierdurch gegen die wahre Pietät nicht verstoßen und eine nützliche Arbeit gethan zu haben.“

Wir überlassen das Urteil, ob unser Verfahren richtig war, getrost dem deutschen Publikum, in welchem nicht die Philologen, sondern die Mütter und Väter zu entscheiden haben.

Am 3. April, also sechs Tage nach der Absendung, erhielt der Unterzeichnete diese Erwiderung von der Redaktion der „National-Zeitung“ mit einem Schreiben folgenden Inhalts zurück:

Mit verbindlichem Danke für die Mitteilung gebe ich die Anlage zurück, da sie ja weder eine Berichtigung noch eine Widerlegung der Zuschrift des Herrn Geheimrat Grimm enthält und nur eine Erwiderung seinerseits hervorrufen würde, wenn sie veröffentlicht wäre. Zu einer solchen Polemik ist doch aber eine politische Zeitung nicht der geeignetste Ort.

Die „National-Zeitung“ hat also wohl für einen

Angriff, nicht aber für eine Verteidigung Raum. — Wir unterbreiten auch diesen Beitrag zur Ethik der Presse dem Urteil des Publikums.

Zu dem Artikel des Herrn Geheimrat Grimm muß ich noch erklären: In der Art der Polemik, welche diesem Herrn seine Ethik und Ästhetik gestattet, — er redet von „verfälschen“, von einer „sich ausbietenden Sittlichkeit“, — vermag ich ihm nicht zu folgen. Zur Sache bemerke ich noch dieses: Denjenigen, welche ihren Kindern die kleine oder die große Original-Ausgabe der Grimm'schen Märchen oder einen unveränderten Abdruck derselben in die Hand geben wollen, bleibt dies ja unbenommen; aber die, welche es vorziehen, ihren Kindern eine durch sittliche Gesichtspunkte geleitete Auswahl und Bearbeitung zu geben, werden sich durch die Gründe des Herrn Herman Grimm nicht davon abhalten lassen.

Georg von Gizycki.

## Ethische Kultur und christliche Theologie.

Ein beachtenswertes Beispiel, welches zeigt, wie jemand um seiner Stellung zur ethischen Kultur willen die Gunst derer, die sich vornehmlich als Hüter christlicher Ethik fühlen, verscherzen kann, zeigt uns die Geschichte der neuesten Theologie und zwar im besonderen der Universitätstheologie.

Daß die christliche Theologie, ihres wahren Berufes uneingedenk, den Bestrebungen, welche auf „ethische Kultur“ gerichtet sind, nicht selten gleichgiltig oder abwehrend gegenüber steht, ist leider eine bekannte Thatsache. Während der Fortschritt, den die christliche Religion über die meisten vorchristlichen Religionsformen hinaus gethan hat, gerade darin bestand, daß die Nächstenliebe der Gottesliebe gleich gesetzt, das rituelle Element der Religion zu Gunsten der moralischen Zwecke zurückgestellt, Reinheit des Herzens, Lauterkeit der Denkweise, thätige Bruderliebe als wesentlich hingestellt wurden — und während Christus selbst sogar weniger durchsichtigen Triebfedern gegenüber die Moral der Duldung und Schonung befürwortete: „Wer nicht wider uns ist, der ist für uns,“ — diejenige Gesinnung aber, welche den das Gute um seiner selbst willen, ohne Rücksicht auf traditionelle Dogmen, wollenden und bethätigenden Geist verdächtigen möchte, mit dem bitterernsten, warnenden Grenzbegriff einer unverzeihlichen „Sünde wider den heiligen Geist“ strafte, — so haben die letzten Jahre das traurige Schauspiel gezeigt, daß jenen schon von Tönnies gegeißelten Spöttern und Sykophanten, denen darum zu thun war, die Bestrebungen, welche auf Verwirklichung des Guten um seiner selbst willen gerichtet sind, zu verdächtigen und herabzusetzen, gerade auch solche Kreise sich beigesellten, denen, soweit man ihren Ansprüchen trauen darf, das Gedeihen der christlichen Kultur, insonderheit der theologischen Wissenschaft am Herzen liegt. Neu ist aber, daß auch in Regierungskreisen die Förderung der „ethischen Kultur“ mißliebig beurteilt und ablehnend behandelt wird. Merkwürdigerweise ist es gerade die notorische Hochburg theologischen Freisinns, die Universität Jena, von deren Behörde uns eine derartige Stellungnahme berichtet wird, während in Preußen das Unterrichtsministerium eine wenigstens wohlwollende Haltung zu unseren Bestrebungen von Anfang an eingenommen hat.

In seinem zweibändigen Werk „Die theologische Einzelschule im Verhältnis zur evangelischen Kirche; Ausschnitte aus der Geschichte der neuesten Theologie, mit besonderer Rücksicht auf die jungritschl'sche Schule und die Streitigkeiten über das liturgische Bekenntnis“ berichtet Friedrich Nippold eingehend auch über die Vorgänge, welche bei der Wiederbesetzung des durch den Tod von R. A. Lipsius erledigten Jenenser Lehrstuhls für theologische Dogmatik und Ethik sich abgespielt haben. Man gewinnt überhaupt aus dem Buche, mag es sonst nach Art und Abzweckung beurteilt werden, wie es wolle, doch angesichts der bloßen Thatbestände, die dort aufgedeckt werden, einen recht trübe stimmenden Einblick in die Moral, die gewissen Seiten unserer heutigen Universitätszustände immer noch, vielleicht mehr als früher, anhaftet, und zu deren Besserung viel geredet und geschrieben, wenig gethan worden ist. Hier aber handelt es sich speziell um die „Gesellschaft für ethische Kultur“. Nippold erwähnt die Gründe, welche dazu geführt haben, sämtliche fünf Kandidaten, darunter drei Universitätsprofessoren, welche die theologische Fakultät vorgeschlagen hatte, abzulehnen. Zu jenen dreien gehörte auch der Extraordinarius der Berliner theologischen Fakultät Dr. Runze, welcher s. Z. an den vorbereitenden Verhandlungen zur Gründung der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur sich beteiligt hatte, ohne daß er — hauptsächlich infolge seiner Überbürdung im Doppelamte als Gymnasial- und Universitätslehrer — später als aktives Mitglied der Vereinigung beigetreten wäre. Nachdem Nippold (II. 118 f.) den theologischen Standpunkt und Entwickelungsgang Runze's erörtert hat, fährt er S. 119 fort: „Abermals wird jeder Uneingeweihte erstaunt fragen: was konnte doch im Ernst gegen einen solchen Mann auf Lipsius' Katheder vorgebracht werden? Aber die gleiche unheimliche Klatschsucht, auf die wir schon zweimal stießen, hat auch ihn nicht verschont. Runze hatte nämlich als Professor der Ethik den Plan der Begründung der „Gesellschaft für ethische Kultur“ in einer Zeit, wo dieselbe noch eine durchaus kirchenfreundliche Haltung einnehmen zu wollen schien, gerade zur Unterstützung dieser letzteren Strömung mit unterstützt. Es war wohl eine recht eigentliche Amtspflicht eines Professors der Ethik, welcher er mit der Unterschrift des Aufrufes nachkommen wollte.“ Dieser Umstand sei benutzt worden, ihn in den Augen der entscheidenden Behörde zu verdächtigen. Wenn Nippold hier hinzufügt: „Als die Gesellschaft dann nachmals Wege einschlug, die, wie erklärlich sie auch an sich sein mögen, doch für einen theologischen Professor nicht passend erschienen, hat er wie eine Reihe Anderer sich von der Bewegung zurückgezogen. Für die innerhalb derselben von Fremden vertretenen Meinungen konnte er um so weniger verantwortlich gemacht werden, da er keiner einzigen Versammlung beigewohnt hatte,“ — so ist, nach einer uns vorliegenden eigenhändigen Verzichtsäußerung des Betreffenden für die nachmalige Nichtbeteiligung des ursprünglichen Mitunterzeichners des erwähnten Aufrufes mehr der Mangel an Zeit und Kraft zur thätigen Mitwirkung maßgebend gewesen, als die Besorgnis, die Gesellschaft könnte Wege einschlagen, welche mit den Aufgaben eines theologischen Lehrers unvereinbar wären. Jedermann weiß gegenwärtig, daß die Gesellschaft zur christlichen Religion eine durchaus freundliche, ja prinzipiell verbündete Haltung einzunehmen bestrebt ist, ähnlich wie unser Organ gelegentlich positiv-christlichen Autoren ihre Spalten geöffnet hat.

Wenn wirklich im vorliegenden Falle das Eintreten für eine gute Sache den Verlust der vielbeneideten und erwünschten Lebensstellung eines Ordinariats herbeigeführt haben sollte — was uns allerdings von anderer Seite bestätigt wird, — so kann es doch für uns kaum zweifelhaft sein, wen wir mehr zu bedauern haben, die Kolporteure, Denunzianten und die ihnen Gehör gaben, — oder den Kandidaten, von dem Nippold sagt, „er würde sicherlich, wenn er sich der Moderichtung zur Verfügung gestellt oder nur zugänglich gezeigt hätte, schon lange eine ähnliche Stellung bekleidet haben.“ Was uns aber endlich an der Angelegenheit am auffallendsten erscheint, ist der Umstand, daß diese „Moderichtung“, mit welchem Namen Nippold die „Ritschl'sche Theologie“ meint, von ihren orthodoxen theologischen Gegnern gerade um ihres „Moralismus“ und „Rationalismus“ willen angegriffen wird, weil sie in der That mehr als irgend eine andere Richtung das Ethische im Christentum betont wissen will, aber freilich wohl meistens in einer Form, welche Religion und Moral mittelst eines einseitig zugespitzten Offenbarungs-Begriffes unnötig zu komplizieren geeignet ist.

# Condorcet.

† 8 April 1794.

Von Ernst Schultze in Berlin.

(Schluß.)

Vom Beginn der revolutionären Bewegung an gab Condorcet unter dem Titel „Feuille villageoise" ein Blatt heraus, das, wie es bei der Berühmtheit des Herausgebers und der Vortrefflichkeit seiner Artikel zu erwarten war, bald einen zahlreichen Leserkreis hatte. Denn Condorcet's Name erfreute sich einer großen, allgemeinen Achtung, und so kam es auch, daß er während der Jahre 1789—1793 ohne Unterlaß öffentliche Ehrenposten bekleidete. Zuerst Mitglied des Pariser Munizipalrats, war er 1791 Kommissar des Nationalschatzes, später Mitglied der gesetzgebenden Versammlung (als Deputierter von Paris), kurze Zeit darauf ihr Sekretär, schließlich sogar ihr Vorsitzender.

Am 19. Juni 1790 war ein Gesetz erlassen worden, welches die Abschaffung der Adelstitel verfügte. Um das Dasein dieses Gesetzes in Erinnerung zu bringen, wurde am 19. Juni 1792 eine große Menge von Diplomen von Herzögen, Marquis u. s. w. am Fuße der Statue Louis XIV. verbrannt. Da bestieg der ehemalige Marquis Caritat de Condorcet die Rednerbühne und stellte den Antrag, diese Maßregel auf ganz Frankreich auszudehnen. Der Antrag wurde einstimmig angenommen, der Name des Antragstellers aber wurde auf ausdrücklichen Befehl Katharinas von Rußland und Friedrich Wilhelms II. von Preußen aus den Listen der Akademieen zu Petersburg und Berlin gestrichen.

Condorcet war es ferner, der nach dem 10. August 1792 mit der Abfassung der Adresse betraut wurde, in welcher den Franzosen und den übrigen europäischen Nationen die Gründe dargelegt wurden, welche dazu bestimmt hatten, die Suspension des Königs auszusprechen.

Vom Département de l'Aisne zum Deputierten für den Nationalkonvent ernannt, stimmte er in demselben meist mit den Girondisten. Denn da er die Verhältnisse ruhig zu überblicken und auf Grund eines reichen und ausgedehnten Schatzes von Kenntnissen sicher und richtig zu beurteilen vermochte, so konnte er sich von Thorheiten und Übereilungen fernhalten, in die so viele seiner Landsleute verfielen.

Im November 1792 stellte er den Antrag, die Entscheidung über die Strafe, die Louis XVI. aufzuerlegen sei, zunächst den Deputationen der Departements zu übertragen, dem Konvent jedoch das Recht vorzubehalten, die Strafe zu mildern. Er selbst stimmte für die schwerste Strafe, die nicht Todesstrafe sei, und schlug später vor, die Todesstrafe überhaupt nur noch gegen Staatsverbrecher in Anwendung zu bringen: „Die Todesstrafe halte ich für ungerecht", sagte er. „Die Aufhebung derselben wird eines der wirksamsten Mittel sein, das menschliche Geschlecht zu vervollkommnen, indem man dadurch die Neigung zur Rohheit unterdrückt, welche die Menschheit so lange entehrt hat. Strafen, welche Besserung und Reue nicht ausschließen, sind die einzigen, die der wiedergeborenen Menschheit angemessen sind."

Die Überzeugung, die Menschheit sei einer unbegrenzten Vervollkommnung fähig, war das treibende Prinzip für das ganze Thun und Handeln Condorcets; er hielt „die Sorge für das Beschleunigen dieser Fortschritte für eine der angenehmsten Beschäftigungen, für eine der wichtigsten Pflichten der Menschen, die ihre Vernunft durch Studium und Nachdenken gestärkt haben."

Nachdem Condorcet dem ersten comité de salut public angehört hatte, wurde er gegen das Ende des Jahres 1792 in das neu ernannte comité de constitution gewählt, welches aus neun Mitgliedern des Nationalkonvents bestand, und welches die Aufgabe hatte, demselben den Entwurf einer Verfassung vorzulegen. Dies geschah, nach mehreren Monaten angestrengter Arbeit, am 15. und 16. Februar 1793. Der Entwurf war mit einer beispiellosen Genauigkeit ausgearbeitet worden. Die von Condorcet geschriebene, 115 Seiten umfassende Einleitung legte ausführlich die Motive dar, von welchen die Kommission in ihrer Thätigkeit sich hatte leiten lassen. Da aber die Verhandlungen des Konvents in einem solchen Maße von persönlichen Streitigkeiten ausgefüllt wurden, daß man sich gezwungen sah, die Beratung der Verfassung immer von neuem wieder aufzuschieben, so verlangte Condorcet voll Ungeduld, daß man einen Zeitraum bestimmen solle, nach dessen Verfließen ein neuer Konvent zu berufen sei. Wiederholt hatte er den einzelnen Parteien vorgehalten: „Beschäftigen Sie sich etwas weniger mit sich selbst, und etwas mehr mit dem öffentlichen Wohle."

So kam die Revolution vom 31. Mai 1793. Und als das Volk jetzt ungestüm auf dem Verlangen bestand, man solle ihm endlich die schon so lange versprochene Verfassung geben, ernannte man eine neue Kommission von fünf Mitgliedern, die in wenigen Tagen einen neuen Entwurf verfertigte, der am 10. Juni vorgelegt und bereits am 24. desselben Monats angenommen wurde. Diese Verfassung sollte von den Urversammlungen innerhalb des kurzen Zeitraums dreier Tage angenommen oder verworfen werden. Dabei aber war dieselbe mit einer Oberflächlichkeit entworfen worden, daß bei allen, die einigermaßen richtig urteilen konnten, großes Mißfallen und tiefe Besorgnis hervorrief. Sieyès nannte sie im Gespräche mit seinen Freunden „ein schlechtes Inhaltsverzeichnis." Was aber Sieyès und viele Andere nur heimlich zu sagen wagten, das sprach Condorcet ohne Bedenken in einem Briefe aus, der zur Veröffentlichung bestimmt und an die Wähler gerichtet war, als deren Deputierter er dem Nationalkonvent angehörte. Ich zitiere nur einige Stellen aus diesem Briefe: „Eine Verfassung, welche der bürgerlichen Freiheit keine Garantieen bietet, ist aus Grund aus mangelhaft . . . Alles Gute in dem zweiten Entwurfe ist aus dem ersten entlehnt. Was man verbessern wollte, hat man nur verdreht und verdorben . . . . Der größte Fehler besteht darin, daß man die Mittel zur allmählichen Verbesserung der Verfassung illusorisch gemacht hat." Bei dieser Gelegenheit darf nicht unerwähnt bleiben, daß Condorcet als die Grundlage einer wohlverstandenen Organisation der Gesellschaft die Einführung eines gesetzlichen, periodisch wiederkehrenden Mittels zur Revision der Verfassung, zur friedlichen Abänderung der mangelhaften Teile derselben forderte.

In der Sitzung vom 8. Juli 1793 brachte Chabot das Schreiben Condorcets zur Anzeige, und er schloß mit den Worten: „Condorcet besteht darauf, daß seine Verfassung besser sei als die Ihrige, und daß die Urversammlungen jene annehmen sollen: deshalb beantrage ich, daß Condorcet verhaftet und vor die Schranken gestellt werde." Dieser Antrag wurde sofort angenommen sowie die Versiegelung der Papiere Condorcets verfügt. Am 3. Oktober 1793 standen auf der Liste der Konventsmitglieder, die vor das Revolutionsgericht berufen und dort als Verschwörer gegen die Einheit der Republik angeklagt und zum Tode verurteilt waren, die Namen: Brissot, Vergniaud, Gensonné, Valazé und Condorcet.

Condorcet war gewohnt, das, was er als seine Pflicht erkannt hatte, auszuführen ohne Rücksicht darauf, daß es ihm Nutzen oder Schaden bringen mußte. Er hatte das oft bewiesen. Ich habe nur ein Beispiel davon angeführt, nämlich seine Weigerung auf den Herzog de la Vrillière eine Lobrede zu halten. Das beste Beispiel aber liefert sein Verhalten in der Zeit, als er die oben erwähnte „Adresse an die französischen Bürger über die neue Verfassung" schrieb. Er wußte sehr wohl, welchen Lohn ihm dieses freimütige Verhalten eintragen würde, nachdem er es hatte erleben müssen, daß man am 31. Mai 1793 siebenundzwanzig girondistische Abgeordnete einkerkerte. Er oder vielmehr seine Freunde hatten gleichzeitig mit der Veröffentlichung der Adresse Maßregeln ergriffen, um ihm im Notfalle eine Zuflucht zu sichern.

Und als der Konvent seine Verhaftung beschloß, war er verschwunden.

Er hatte sich in dem Hause einer großmütigen Frau, der Madame Vernet, verborgen und lebte dort, ohne daß die Welt etwas von ihm wußte und ohne daß er viel von der Welt wußte, acht Monate lang, vom Juli 1793 bis zum März 1794. Seine Beschäftigung bildeten hauptsächlich litterarische Arbeiten, unter denen besonders hervorzuheben ist das „Programm eines historischen Gemäldes der Fortschritte des menschlichen Geistes“ („Programme d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain“). Dieser Entwurf, welcher nach seinem Tode herausgegeben wurde, gehört zu dem Geistvollsten und Originellsten, was je über diesen Gegenstand gesagt worden ist. Und wenn wir bedenken, daß Condorcet, als er dieses Werk verfaßte, keine Bücher zur Verfügung hatte, die er als Quellen hätte benutzen können, so wird unsere Bewunderung des Mannes um so größer. Sie steigert sich noch, wenn wir erwägen, in welcher gefahrvollen Lage er das „Gemälde der Fortschritte des menschlichen Geistes“ entworfen hat, und mit welcher philosophischen Ruhe er seine Lage betrachtete. So schrieb er: „Alles beweist, daß wir am Anfange einer der großen Revolutionen der Menschheit stehen .... Der gegenwärtige Stand der Aufklärung bürgt dafür, daß sie eine glückliche sein wird.“

Es lag in Condorcet's Absicht, das „Programm“ zu einem vollständigen „Gemälde“ auszuführen, sobald er sich wieder in den Besitz der Werke setzen konnte, deren er zur Ausführung dieses Planes bedurfte. Leider sollte ihm das nicht vergönnt sein. Schon lange war es für ihn ein beunruhigender Gedanke, daß Madame Vernet sich Ungelegenheiten zuziehen könnte, indem sie ihm eine Zuflucht gewährte, obwohl sie selbst ihm alle Sorgen hierüber auszureden suchte. Allein sie konnte es nicht verhindern, daß Condorcet erfuhr, daß durch ein neues Gesetz alle Diejenigen mit dem Tode bedroht wurden, die einem „außer dem Gesetz“ Erklärten eine Unterkunft gewährten. So schrieb er denn noch den „letzten Rat eines Verbannten an seine Tochter“ und floh dann heimlich aus dem Hause seiner großmütigen Gönnerin. Er gelangte in der Verkleidung, die er an der Stätte seiner unfreiwilligen Zurückgezogenheit gewöhnlich zu tragen pflegte, glücklich aus den Thoren von Paris. Aber es war ihm nicht gelungen, sich einen Paß zu verschaffen, und das sollte ihn ins Unglück stürzen. Denn nachdem er mehrere Tage in der Umgegend von Paris umhergeirrt und seine Hoffnung, auf dem Landgute eines Bekannten ein Unterkommen zu finden, an der Feigheit desselben gescheitert war, als seine Kräfte anfingen zu ermatten, da er neun Monate lang gezwungen gewesen war, auf Bewegung in freier Luft zu verzichten, und er die letzten Nächte in verlassenen Steinbrüchen zugebracht hatte, — begab er sich in ein kleines Dorf, um in dem Wirtshause desselben etwas Nahrung zu sich zu nehmen. Er gab sich für einen Bedienten aus, dessen Herr soeben gestorben sei. Die Wirtin, bei der er einen Eierkuchen bestellt hatte, fragte nach der Anzahl der Eier, die sie dazu verwenden solle, und da die Antwort: „Ein Dutzend“ eine große Unkenntnis in Bezug auf die Zusammensetzung der Mahlzeit eines Arbeiters verriet, so begann sie, den Ankömmling etwas näher zu betrachten. Seine Verwirrung, sein langer verwilderter Bart, dazu die Zartheit seiner Hände und der schlechte Zustand seines Anzuges ließen sie auf den Gedanken kommen, daß er am Ende doch nicht das sei, wofür er sich ausgebe. Als sie, um die Bezahlung der Zeche besorgt, fragte, ob er auch genug Geld bei sich habe, zeigte er seine Brieftasche vor, deren Eleganz mit seinem zerlumpten Äußern in seltsamem Widerspruch stand. Die Ortsbehörde, die inzwischen benachrichtigt worden war, verlangte seine Papiere zu sehen, und da er solche nicht aufweisen konnte, wurde er verhaftet und in das Gefängnis zu Bourg-la-Reine transportiert. Dies geschah am 8. April 1794.

Als man am Morgen des 9. April die Thür seines Gefängnisses öffnete, fand man ihn tot. Er hatte von dem Gifte Gebrauch gemacht, welches er für den Fall seiner Verhaftung schon seit langer Zeit bei sich trug.

So hatte sich ein Mann der entehrenden Strafe der öffentlichen Hinrichtung entzogen, der in seinem Wirken eine erstaunliche Vielseitigkeit gezeigt hatte. In der ganzen Geschichte der Menschheit giebt es nur wenige Männer, die ihm an die Seite gestellt werden können. Er war ein Polyhistor und universaler Geist ersten Ranges. Zumal auf den Gebieten, welche die Grenze zweier Wissenschaften bilden, hat er Bedeutendes geleistet. Ich habe bereits erwähnt, daß es ihm gelungen ist, die Mathematik in hohem Grade für die übrigen Wissenschaften nutzbar zu machen, und möchte als Beispiel für die elegante Art, wie er zwei Wissenschaften mit einander in Verbindung zu bringen wußte, auf die Rede hinweisen, welche er 1782, bei Gelegenheit seiner Aufnahme in die Académie française gehalten hat und welche über den Zusammenhang zwischen den moralischen und den Naturwissenschaften handelt.

Nicht oft hat es Männer gegeben, die mit so großem Erfolge wie Condorcet die Grenzgebiete bebauten, welche die einzelnen Wissenschaften mit einander verbinden; nicht oft haben solche Männer ein so trauriges Schicksal gehabt, wie er: nicht genug, daß die Thorheit und Brutalität seiner Landsleute ihm den Tod gab, man hat auch versucht, ihm sein wissenschaftliches, litterarisches und politisches Ansehen zu rauben.

Ehre seinem Gedächtnis!

## Lebensbilder.

### VI.

Von einer Handschuhnäherin.

Mein Vater war Schneider. Er sah die Maschinen als des Teufels Erfindung an und konnte sich nie entschließen, eine zu kaufen. Demzufolge verdiente er wenig und ergab sich nach und nach dem Trunk. Hand in Hand damit gingen Mißhandlungen der Mutter und der Kinder seitens des Vaters. Obwohl ich in mehreren Ehen dasselbe Verhältnis sah, atmete ich doch erleichtert auf, als er (ich war in meinem siebenten Lebensjahre) starb. Meine Mutter raffte Alles zusammen und eröffnete einen kleinen Gemüsehandel. Sie ließ es sich sehr sauer werden, und auch wir Kinder (mein um ein Jahr älterer Bruder, meine um zwei Jahre jüngere Schwester und ich) mußten tüchtig arbeiten. Mein Vater hatte mich vor seinem Tode noch in der Volksschule untergebracht. Es stellte sich aber bald eine Überfüllung derselben heraus, und so mußten wir als Halbwaisen, die kein Schulgeld bezahlten, die Schule verlassen und trotz unseres Widerwillens nach der Hospitalschule übersiedeln. Jetzt ist ja „Dank Kaiser Friedrichs“ das Schulgeld für die Volksschule fortgefallen. Die Zöglinge der Hospitalschule waren in der Mehrzahl Waisen, die von der Gemeinde bei fremden Leuten untergebracht waren, und Halbwaisen. Von einer häuslichen Erziehung konnte da nicht viel die Rede sein. Auch der Schule war in dieser Richtung zu wenig Einfluß überlassen, so daß sich die Kinder auf der Straße ausbildeten und der Ton in der Schule dieser Bildung angemessen war. Ich gewöhnte mich verhältnismäßig rasch an diesen Ton, nach dem Sprichwort: „Böse Beispiele verderben gute Sitten“. Die Zuchtlosigkeit wurde noch dadurch gefördert, daß wir während des Sommerhalbjahres in unserer schulfreien Zeit nach dem Felde gingen und dort, Mädchen und Knaben durcheinander, arbeiteten, unter Aufsicht eines Aufsehers, der wohl darauf sah, daß wir tüchtig arbeiteten, sich aber im Übrigen um nichts kümmerte. Der weite Nachhauseweg am Abend bot dann Vielen eine willkommene Gelegenheit zu allerlei Unsittlichkeiten, die ich zwar nicht mitmachte, aber doch ohne Empörung mit ansah. Jetzt ist insofern, daß Knaben und Mädchen ge-

trennt arbeiten, eine Besserung eingetreten. Meine Mutter hielt streng darauf, daß wir Kinder öfter zur Kirche gingen; aber auch diese übte keinen günstigen Einfluß auf uns aus; denn ich kann mich noch sehr deutlich erinnern, daß wir während der Predigt nur Dummheiten machten. Freilich faßte ich bei meiner Konfirmation den festen Vorsatz, sehr oft den Gottesdienst zu besuchen, aber mehr aus Liebe und Verehrung zu unserem herzensguten Pastor, dem ich damit eine Freude zu machen gedachte, als aus Liebe und Interesse für kirchliche Angelegenheiten. Nach meiner Konfirmation war nun die Frage, was ich ergreifen sollte; natürlich mußte ich darauf sehen, bald Geld zu verdienen, da auch unser Handel wegen der zunehmenden Konkurrenz nicht so ertragsfähig war, um uns Alle zu ernähren. Mein Bruder lernte Handschuhmacher; und so war es das Nächstliegende, daß wir auf das Handschuhnähen kamen, auch schon deshalb, weil da keine lange Lehrzeit erforderlich war. Dadurch, daß ich auch des Sonntags nähen mußte, um das zu erwerben, was ich für meinen Lebensunterhalt brauchte, unterblieb auch der Kirchenbesuch. Ich verdiene in der Woche 8—10 Mark, — allerdings viel, wenn ich dagegenstelle, was andere Mädchen hier, z. B. in der Tabaksbranche, verdienen. Freilich mußte ich mir dann auch eine eigene Maschine kaufen. Also der Kirchenbesuch unterblieb. Aber ich ging mit anderen jungen Mädchen des Sonntagabends zu Tanz oder anderen öffentlichen Lustbarkeiten und fand auch Vergnügen daran. Da die Frau in den unteren Ständen meistenteils in der Woche ihrer Arbeit nachgeht und des Sonntags sich häuslichen Arbeiten widmen muß, so geht das junge Mädchen ohne elterlichen Schutz ihren Vergnügungen nach, und so kommt es denn, daß sehr viele Mädchen in den unteren Ständen Mutter sind, ehe sie heiraten. Ich muß dies erwähnen, weil auch meine Entwickelung dadurch beeinflußt ist; denn auch ich gehörte zu diesen Mädchen. Schon früher hatte ich viel über die Ungleichheit der sozialen Verhältnisse nachgedacht. Der Umstand nun, daß ich Mutter wurde, in Verbindung damit, daß sich der Vater meines Kindes, trotzdem er mir Treue geschworen hatte, von mir wandte, weil er in etwas besseren sozialen Verhältnissen lebte als ich, brachte mich erst recht dazu, diese Ungerechtigkeit einzusehen. Der Vater meines Kindes erbot sich, 300 Thlr. für die Erziehung desselben bis zum 14. Jahre bei der Vormundschaft zu hinterlegen, was der Vormundschaftsrat für ein Glück für mich ansah; und als ich mir eine Frage erlauben wollte, verbot er mir den Mund mit dem Bemerken, daß ich durchaus nichts darein zu reden hätte. Alles dies brachte mich der Sozialdemokratie näher, und statt noch zu Vergnügungen zu gehen, verwendete ich die Zeit zum Lesen von sozialdemokratischen Büchern. Leider kann ich nicht Alles kaufen, was ich wohl möchte. Aber ich kann mit der vollsten Überzeugung sagen, daß diese Schriften einen günstigen Einfluß auf meinen Geist und Charakter gehabt haben, insofern, als ich jetzt viel selbstloser bin und ein wärmeres Herz für die allgemeinen Interessen besitze als früher. Ja, ich finde, daß die Sozialdemokratie die Massen veredelt. Leider werde ich wohl den Sieg derselben nicht erleben, denn obgleich ich erst 25 Jahre alt bin, fühle ich doch, daß das ewige, anstrengende Nähen meinen Körper aufreibt. Ich möchte noch schreiben, was aus der Mehrzahl der anderen Mädchen geworden ist, und wie sie sich entwickelt haben, aber mein Papier und wohl auch Ihre Geduld ist erschöpft.

---

## Kollektivismus, Arbeitseifer und ethische Kultur.

Von Georg von Gizycki.

In seinem Vortrage „Ethische Kultur und soziale Organisation", über welchen in voriger und in dieser Nummer berichtet worden ist, hat Herr Professor Jodl den Kollektivismus als kulturfeindlich verworfen. Dieses System, welches die Umwandlung des Privateigentums an Produktionsmitteln (Grund und Boden, Gruben und Bergwerken, Rohstoffen, Werkzeugen, Maschinen, Verkehrsmitteln) in gesellschaftliches Eigentum und die Umwandlung der von privaten Unternehmern geleiteten Warenproduktion in eine für und durch die Gesellschaft betriebene Produktion fordert, würde nach seiner Meinung den Arbeitseifer lähmen. Ich kann mich dieser Ansicht nicht anschließen; denn ich glaube nicht, daß der Mensch ein so einfaches Wesen ist, wie Prof. Jodl ihn darstellt, — ich glaube nicht, wie er, daß der Erwerbstrieb der beste oder der unentbehrlichste Trieb zur Arbeit ist. Ich schreibe demselben nicht einmal in der gegenwärtigen kapitalistischen Gesellschaftsordnung die fast ausschließlich maßgebende Bedeutung zu, welche Prof. Jodl ihm beimißt; und vollends meine ich nicht, daß er für alle Ewigkeit der eigentliche Sporn zur Arbeit sein werde.

Daß die Liebe zum Gelde gegenwärtig eine so große Rolle spielt, kommt daher, daß so viele Begierden durch dasselbe Befriedigung finden. Es sichert uns und unseren Lieben ein behagliches Leben, während sein Mangel uns und die Unsrigen dem Verhungern aussetzt; es verschafft uns Ansehen, Macht, Muße, Natur- und Kunstgenuß. Aber die Triebe, welche gegenwärtig so durch Vermittelung des Geldes befriedigt werden — die Gatten- und Kindesliebe, das Streben nach Ehre und Einfluß, die Liebe zu wissenschaftlichem oder künstlerischem Schaffen oder Genießen und die Freude an der Natur, — diese Triebe sterben nicht ab, wenn jenes Befriedigungsmittel beseitigt wird; sie werden in anderer Weise zum Handeln, zur Arbeit bestimmen.

Ich gehöre nicht zu denen, welche meinen, daß der Mensch von Natur träge ist, sondern meine, daß er ein thätiges Wesen ist, — ein Wesen, das gern arbeitet, wenn ihm nur gestattet ist, sich selbst die seinen Kräften und Neigungen entsprechende Arbeit auszusuchen. Und ich glaube, daß jeder durchschnittlich beanlagte, gehörig erzogene und ausgebildete Mensch Freude daran findet, sein Werk gut zu thun. Ich meine ferner, daß Ehre und Schande gewaltige Mittel sind, zu guter Arbeit anzufeuern und etwa bestehenden Tendenzen zur Trägheit und Nachlässigkeit entgegenzuwirken. Und ich glaube nicht daran, daß bloßes Erwerbsinteresse irgend etwas Großes und Schönes in der Welt geschaffen hat.

Und das Große und Schöne, glaube ich, ist auch etwas für die Massen. Man kann die klassenbewußten Arbeiter des heutigen Tages in ihrem Wissensdurst, ihrem Kunstbedürfnis nicht beobachtet haben, wenn man meint, daß ihre Herrschaft einen Zustand bedeuten würde, da man „mit Rasiermessern Steine klopft."

Weit davon entfernt, das gegenwärtige individualistische System der Erwerbskonkurrenz und der Abhängigkeit vom Privatkapital der ethischen Kultur förderlich zu halten, bin ich der Meinung, daß es derselben höchst nachteilig ist. Vom Individualismus zum Egoismus ist nur ein Schritt. Daß so viele Christen, die mit dem Christentum Ernst machen und es als eine Sache nicht bloß des sonntägigen Glaubens, sondern des täglichen Lebens ansehen, zu irgend einer Form des Sozialismus gelangen, erscheint mir sehr folgerichtig. In einem Konkurrenzsystem wird der nicht vorwärts kommen, welcher der goldenen Regel nachlebt. Selbstsucht und Mißgunst — das sind die Eigenschaften, welche dies System nährt, und der Menschenliebe, dem brüderlichen Solidaritätsgefühl wirkt es entgegen.

Die Ethiker fordern, daß Jeder arbeite; und von jedem Arbeiter verlangen sie, daß er, wie der Beamte, seine Arbeit als einen sozialen Beruf auffasse und in dem Gedanken, gemeinnützig thätig zu sein, Befriedigung finde. Wenn nun aus dieser ethischen Forderung als politische Konsequenz die Vorschrift abgeleitet wird, daß Jeder ein Arbeiter und ein Beamter werde und daß an die Stelle des Lohnes allgemein das Gehalt (= Unterhalt) trete, so kann ich darin nicht etwas der ethischen Kultur Nachteiliges, sondern im Gegenteil nur etwas derselben sehr Förderliches erblicken.

Da ich weiß, daß die gegenwärtige Gesellschaftsordnung nicht von Ewigkeit her ist, so kann ich nicht glauben, daß sie ewig dauern wird; und da ich weiß, daß wir Wilde, ja untermenschliche Wesen zu Vorfahren haben, so kann ich in der zuversichtlichen Erwartung, daß die Menschheit beständig weiter fortschreiten und einen Zustand erreichen wird, welcher sich von dem gegenwärtigen weit mehr unterscheiden wird, als dieser von dem der Wilden, — einen Zustand, in welchem man nicht mehr durch Anderer Arbeit reich werden, den demoralisierenden Unterschied von großem Reichtum und großer Armut nicht mehr kennen wird, — einen Zustand, „in welchem Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und gegenseitige Achtung walten“, — nichts Utopisches sehen. Und wenn wir uns durch das Ideal, welches der Sozialismus aufstellt, begeistern lassen, so kann ich das wohl als eine Art Religion (in einem Sinne dieses mehrdeutigen Wortes), nicht aber als die Träumerei eines Ungebildeten anerkennen. Ich habe noch immer geglaubt, daß Wissenschaftlichkeit und Idealismus einander nicht ausschließen.

Der Unterschied zwischen denen, welche den Kollektivismus für heilsam, und denen, welche ihn für verderblich halten, ist, nach Bellamy's Ansicht, im letzten Grunde der Unterschied zwischen denen, welche an die menschliche Natur glauben, und denen, welche sie mißachten.

## Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

**Abteilung Berlin.**

Schluß des Berichtes über Prof. Dr. Friedrich Jodl's Vortrag über

**Ethische Kultur und soziale Organisation**

Der Redner meinte nun aber nicht, daß wir gegenwärtig schon am Ende unserer sozial-ethischen Entwickelung angekommen wären. Er sei durchdrungen von dem Gedanken, daß wir den Begriff der Solidarität aller Teile eines gesellschaftlichen Körpers noch weit schärfer zu betonen haben werden. Aber müsse man darum die ungeheure Triebkraft der Individualität und den mächtigen Regulator des allgemeinen Wettbewerbes ganz preisgeben? Habe man dann schon alles versucht, um von den Grundgedanken der gegenwärtigen Wirtschaftsordnung aus ausgleichend zu wirken? Das sei seine Meinung nicht. Vielmehr müsse man eine Erweiterung der Rechte beanspruchen, welche die Gesamtheit der Individuen garantiert und welche man seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts in den Begriff der Menschenrechte oder Grundrechte einschließe. Der Redner machte zunächst die Pflicht der Gesellschaft geltend, dem Einzelnen die Subsistenz durch Arbeit zu verbürgen. Dies setze nicht notwendig eine staatliche Organisation der Arbeit voraus, sondern sei auch durch eine weitere Ausdehnung des Prinzips der Versicherung, durch eine Versicherung gegen Arbeitslosigkeit, zu erreichen. Wo innerhalb der bestehenden Wirtschaftsordnung aus Gründen, die nicht im Verschulden des Einzelnen liegen, Arbeit schlechterdings nicht gefunden werden kann, da müsse der Staat, auf Grund organischer Einrichtungen, welche gemäß der allgemeinen Technik des Versicherungswesens näher zu bestimmen seien, die Garantie eines Subsistenzminimums übernehmen. Dasselbe müsse so bemessen sein, daß es seine sozial-ethische Wirksamkeit erfüllt, d. h. daß es vor dem Versinken in völliges Elend schützt und zugleich doch den Sporn zur Verbesserung der wirtschaftlichen Lage durch Aufsuchen lohnender Arbeit in sich birgt. Gut organisierte Arbeitsämter würden die unerläßliche Vorbedingung für eine derartige Einrichtung sein; und an die Stelle der Freizügigkeit müßte unter Umständen eine freie Verschiebbarkeit durch die Arbeitsämter treten, — müsse sich ja heute schon der Offizier, der Beamte eine Versetzung gefallen lassen. Der Staat ferner habe überall da, wo er als Arbeitgeber auftritt, die sozial-ethische Pflicht, in jeder Weise, durch die rationelle Veranlagung der Lohnsätze, durch Schutzvorrichtungen, durch Wohlfahrtseinrichtungen, durch die humanste Auslegung der gesetzlichen Bestimmungen, als gutes Vorbild zu wirken, — anstatt, wie es so häufig geschehe, so billig wie möglich zu arbeiten.

Dem Grundrechte der Subsistenz, so machte der Redner weiter geltend, müsse das Recht auf geistige Existenz zur Seite treten: die staatliche Garantie der Bildungsmittel. Mit jeder Volksschule — dieser gar sehr der Verbesserung bedürftigen Anstalten — müßten Einrichtungen verbunden werden, welche eine Beaufsichtigung und erziehliche Leitung derjenigen Kinder ermöglichen, deren Eltern tagüber beschäftigt sind, und die außerhalb der Schulzeiten unberechenbaren Einflüssen preisgegeben seien, — Einrichtungen, welche nicht der privaten Wohltätigkeit überlassen, sondern als eine Sache der Gemeinde anerkannt werden müßten. Aber der Redner forderte noch mehr. Er glaubte nicht, daß die höchste Bildung jemals werde ein Gemeingut Aller werden; die Aristokratie des Geistes, sagte er, sei schlechthin unaufheblich und werde immer wieder wachsen bis man sich entschließe die Köpfe abzuschlagen, welche über die Menge emporragen: — aber sie müsse auch eine wirkliche Aristokratie des Geistes und keine Aristokratie des Geldsackes sein. Und darum sollten durch geeignete Anstalten, durch Staatsstipendien, durch Konvikte, dafür gesorgt werden, daß auch dem befähigten Sohne des Proletariers der Zugang zu den höchsten Bildungsmitteln gewährt werde; aber es sollte zugleich durch die allerstrengste und rücksichtsloseste Auswahl die Gewähr geschaffen werden, daß alle führenden Berufe auf wissenschaftlichem, technischem und politisch-administrativem Gebiete in den Händen der Besten liegen.

Auf die Frage, woher denn die Mittel zur Erfüllung dieser Aufgaben kommen sollten, erwiderte der Redner: „Wozu gründen wir denn ethische Gesellschaften, wenn wir glauben, nichts ausrichten zu können? Wozu anders, als um den Gedanken der menschlichen Solidarität, der Wohlfahrt und Entwickelungsfähigkeit der Gemeinschaft den Menschen vertraut und lieb zu machen? Wenn wir den Menschen nicht die Augen öffnen über die tiefen Mängel, welche auch unserer gepriesenen Kultur noch anhaften, wenn wir ihr Herz nicht zu bewegen verstehen, wenn wir bei dem Allen, was uns wissenschaftliche Einsicht in die Lebensbedingungen der Gesellschaft und das tiefste Gefühl für die großen Güter einer segensreich sich entwickelnden, fortschreitenden Kultur an die Hand geben, nichts ausrichten zu können glauben: dann lassen Sie uns unseren Bund auflösen, still auseinandergehen. Lassen Sie uns das Evangelium von den Pflichten des Besitzes und von der Solidarität aller Teile eines Kulturkörpers, von der Kollektiv-Verantwortlichkeit gegenüber den kommenden Generationen in die Welt hineinrufen, bis es gehört und zu einem Stück der innersten Überzeugung eines jeden geworden ist.“ Der Redner suchte den besitzenden Klassen begreiflich zu machen, „angesichts des riesig anschwellenden Sozialismus, daß, wenn nicht höhere, edlere Motive, so schon die einfache Klugheit, der politische Verstand, gebiete, von zwei Übeln das kleinere zu wählen: lieber rechtzeitig gewisse Opfer zu bringen, als durch starrsinniges Festhalten am Ganzen, auf dem Standpunkte der beati possidentes, die gesamte Kultur den unberechenbaren Folgen einer gewaltsamen und grundstürzenden Umwälzung auszusetzen.“ „Ich perhorresciere den Kollektivismus,“ fügte der Redner hinzu, „aber ich vertrete mit aller Entschiedenheit die Ansicht, daß der Staat das Recht und die Pflicht habe, in die ungeheuren Verschiedenheiten der Macht und des Besitzes, welche sich auf dem Boden des Privateigentums nicht nur an Genuß-, sondern auch an Produktionsmitteln, der Vererbung des Privateigentums und des allgemeinen Wettbewerbes ergeben, zum Wohle der Gesamtheit ausgleichend einzugreifen.“ Der Redner tadelte unsere Steuerpolitik, welche die großen Vermögen noch immer mit ausgesucht zarter Rücksicht behandele. Er war nicht der Meinung, daß die minder begüterten Klassen von der Steuerpflicht ganz ausgenommen werden sollen, wogegen vielmehr gewichtige sozial-ethische Gründe sprächen; auch war er gegen die Ersetzung aller indirekten Steuern durch direkte, hielt vielmehr eine Erhöhung der Besteuerung des Biers und Tabaks für wünschenswert. Die zärtliche Schonung, welche die regierende und besitzende Klasse gegenwärtig ihrem eigenen Geldbeutel angedeihen läßt, bemerkt der Redner weiter, pflege man meistens mit der Bemerkung zu rechtfertigen, daß eine allzu scharfe Besteuerung des großen Einkommens die Ansammlung von Kapital überhaupt verhindern würde, daß jedermann lieber sein ganzes Einkommen durchbringe, als einen Teil desselben ansammeln würde, wenn er gewiß wäre, daß er eine ansehnliche Quote desselben zu öffentlichen Zwecken abgeben müßte. Diese Befürchtung hegte der Redner nicht. So lange eine Progressivsteuer nicht von dem unsinnigen Gedanken ausginge, dasjenige, was über eine gewisse Einkommensgrenze hinausliegt, überhaupt wegzusteuern und dadurch allerdings den natürlichen Trieb der Vermehrung von Kapital und Rente zu hemmen, so bleibe jedes Plus, auch wenn es stärker besteuert wird, doch immer ein Plus und als solches wirksam. Wenn derjenige, dessen Einkommen zwischen 1000 und 2000 Mark beträgt, ½ pCt. Steuer gäbe, und derjenige, welcher zwischen 10 000 und 150 000 Mk. Einkommen hat, 5 pCt. zahlte, dagegen derjenige, welcher 150 000 bis 200 000 jährlich hat, 30 pCt. abgeben müßte, würde dann etwa, fragte der Redner, niemand mehr wünschen, ein Einkommen von solcher Größe zu haben, weil er nur zwei Drittel für sich verwenden kann?

Der Redner befürwortete ferner die Ausdehnung des Prinzips der progressiven Besteuerung auf das Erbrecht, wobei zwei Gesichtspunkte zu kombinieren wären: die Größe des zu erwerbenden Betrages und die Grade der Verwandtschaft, wobei die Frage ernsthaft erwogen werden müßte, ob nicht eine wesentliche Beschränkung des Begriffs der Erbberechtigung einzutreten habe. Jenes oft so unwürdige Herumhausieren mit Erbschaften, um endlich einen dem Erblasser völlig unbekannt oder gleichgültig gebliebenen Menschen, der mit jenem in irgend einer genealogischen Beziehung stehe, ausfindig zu machen, müsse vollständig beseitigt werden, und solche Güter müßten dem Staate anheimfallen. Dann sprach sich der Redner auf das Entschiedenste gegen die Institution der Fideikommisse aus. In seltsamem Gegensatz zu dieser Einrichtung stehe der Leichtsinn, mit welchem unsere großen städtischen Kommunen so oft den an ihrer Peripherie gelegenen Baugrund sich entgehen lassen oder, wenn sie denselben besitzen, sogar entäußern, um ihn der wildesten Privatspekulation auszuliefern. Vielmehr müßten die Kommunen gewisse Teile von Grund und Boden

dieser entziehen und zur Herstellung gesunder und billiger Wohnungen verwenden.

Der Redner wollte diese Gedanken über sozial-ethische Reform-Möglichkeiten nicht autoritativ hinstellen, wünschte vielmehr, sie der allseitigsten Diskussion zu unterwerfen. Er habe nur ein sozialethisches Programm entworfen, von welchem er wünsche, daß es den festen grundsätzlichen Boden für die sozialreformatorischen Bestrebungen der D. G. E. K. abgeben möchte. Den Sozialismus in der Gestalt, wie er jetzt als geschlossenes System auftritt, die Massen begeisternd, die Besitzenden erschreckend, den wollen wir, sagte der Redner[*]), „so weit von uns weisen, wie den Gedanken an das tausendjährige Reich oder an die Herrlichkeiten des ewigen Lebens: das ist selbst eine Art Religion, ein Wahn, der aus der nämlichen Wurzel stammt, wie jene alten Vorstellungen, — aus dem ungeduldigen Sehnen der Menschen nach einem Zustande der Vollendung, der Vollkommenheit, des ganz reinen, ungetrübten Daseins. Das sind Träume, denen der Ungebildete nachhängen mag, weil er die Wahrheit in keiner andern Form zu fassen fähig ist, als in einem Bilde; aber wir, die wir unser Wünschen und Wollen in die ernste Schule der Wissenschaft ergeben haben, — wir müssen diese Dinge abthun .... Wir wissen, daß keine Ethik uns dazu helfen kann, das Unglück, die Schuld und die Not jemals völlig aus der Welt zu verbannen, dies Dasein völlig zu rationalisieren, den Widerspruch zwischen Wirklichkeit und Wünschen aufzuheben.“

Der Redner faßte seine Ausführungen in folgende Thesen zusammen:

1. „Ich halte die Forderung einer durchgängigen Sozialisierung der Produktion, d. h. die Umwandlung *aller* Werkmittel und Kapitalien in Gemeinbesitz des Staates und die Umwandlung *aller* privaten Arbeits- und Erwerbsthätigkeit in einen gesellschaftlich beaufsichtigten und geleiteten Sozialberuf bei dem gegenwärtigen Stande unserer Einsicht in die Lebensbedingungen des gesellschaftlichen Wesens für unzweckmäßig und einer gesunden Entwickelung sozial-ethischer Reformen mehr hinderlich als förderlich.

2. Ich erachte es andrerseits für eine unabweisliche Forderung der sozialen Ethik und einer wahrhaft fortschrittlichen Kulturpolitik, jedem Individuum von Gesellschaftswegen die Grundlage zu sichern, von deren Bestand die Entwickelung einer sittlichen Persönlichkeit überhaupt abhängig ist: die Erlangung des vom allgemeinen Kulturzustande abhängigen Subsistenzminimums durch Arbeit, ein Minimum an Muße und Zutritt zu den Quellen der Bildung, unabhängig von der Vermögenslage, nur reguliert durch Talent und Arbeitskraft.

3. Ich erachte es für unsere Aufgabe, mit allen Kräften an der Verwirklichung dieser sozial-ethischen Grundrechte zu arbeiten, teils durch direkte Beeinflussung des öffentlichen Geistes im Sinne der ethischen Solidarität aller Klassen, teils durch Vorbereitung derjenigen gesetzgeberischen Bestimmungen, welche Hand in Hand mit der allgemeinen Umbildung der Denkweise diese Vervollständigung der Menschenrechte aus der sozial-ethischen Theorie in die Praxis überzuführen geeignet sind.“

An diesen Vortrag schloß sich eine sehr lebhafte Diskussion an, welche am 15. März fortgesetzt wurde. Der uns zur Verfügung stehende Raum nötigt uns, uns auf die Wiedergabe der Worte zu beschränken, welche der Vorsitzende der D. G. E. K., Herr Geheimer Regierungs-Rat Prof. Dr. *Wilhelm Foerster*, der Rede folgen ließ. Geheimrat *Foerster* erklärte:

Die Darlegungen des Herrn Prof. Jodl begrüße er bei dem gegenwärtigen Erregungszustande der sozial-ethischen Erörterungen innerhalb der Gesellschaft für ethische Kultur als höchst wohlthätig.

Um uns die unerläßliche geistige und sittliche Freiheit für echt ethische Bethätigungen zu erhalten, sei es notwendig, *jegliche* Art von Meinungsterrorismus unter uns selber zu verhüten.

In diesem Sinne müßten die Führer der Bewegung für ihre gegenseitige Ergänzung Sorge tragen.

Prof. Foerster erklärte, daß er mit den Auffassungen des Herrn Redners in vielen Punkten nicht einverstanden sei, aber er freue sich, daß ein *solcher* Mann das Gewicht seines Denkens und die Anmut seiner Rede zu Gunsten von Bedenken und Einschränkungen eingesetzt habe, durch deren Hervorhebung gegenüber einer von idealen Forderungen begeisterten Gegnerschaft die Solidität und die Friedlichkeit unseres gemeinsamen Wirkens nur gewinnen könne. Des Näheren ging Prof. Foerster auf die nach seiner Meinung übertriebenen Befürchtungen hinsichtlich der Ertötung des Segens individueller Freiheit durch den sogenannten Kollektivismus ein. Er selber teile im Wesentlichen die idealen Hoffnungen hinsichtlich der Erreichbarkeit eines viel höheren Kulturzustandes, als des bisherigen, durch konsequente, von ethischer Kultur getragene Sozial-Organisation auch des gesamten Wirtschaftslebens.

Den Kommunismus in der von Prof. Jodl formulierten Definition halte er, ebenso wie das jetzt von seiten der wirklich bedeutenden Denker des Sozialismus geschehe, für eine völlig schematische und öde Verirrung; ebenso betrachte er viele der absoluten, noch allzu wenig durchdachten und mit gefährdender Leidenschaftlichkeit verkündeten Forderungen des Sozialismus als wenig geeignete Anfangsstufen eines allmählichen Aufsteigens zu höherer sozialer Kultur, und er befinde sich dabei in naher Uebereinstimmung mit der These 1 des Redners. (Prof. Foerster bezog sich hierbei auf seine in dem 1. Hefte des 11. Jahrganges der „Mitteilungen“ der D. G. E. K. abgegebene Erklärung.) Aber der in der These des Herrn Prof. Jodl gemachte Vorbehalt „bei dem gegenwärtigen Stande unserer Einsicht in die Lebensbedingungen des gesellschaftlichen Wesens“, dieser maßvolle und weise Vorbehalt sei in dem Vortrage selber an mehreren Stellen nicht berücksichtigt. Es seien aus Gegenwart und Vergangenheit Folgerungen für die Zukunft gezogen worden, welche etwas zu weit gingen und die Verständigung über das Nächstliegende wohl nicht erleichterten, vielmehr die Gefahr enthielten, einem Meinungsterrorismus von der andern, nämlich der *individualistischen* Seite Vorschub zu leisten.

Prof. Foerster ist der Überzeugung, daß eine ethische Sozial-Organisation auch des Wirtschaftslebens nur die individuelle *Willkür* beeinträchtigen, aber die sittliche *Freiheit* des Individuums mit allen ihren höchsten und reinsten Antrieben weit überwiegend *stärken* werde, ja, daß die soziale Organisation die *Vollendung* der individuellen Freiheit in diesem Sinne bedeute. Nur der *gemeinsame* Kampf der Menschheit ums Dasein, nämlich die Solidarität der Weltwirtschaft, an Weite des Horizonts hinausgehend über die gewöhnlichen sozialistischen Pläne, werde mit der höchsten Sicherung gegen Not, Irrtum und sittliche Unfreiheit jeder Art den günstigsten Boden für die höchstmögliche Entwickelung der Individualitäten schaffen. Und diese Solidarität sei nichts weniger als eine Utopie. Sie beginne bereits zu knospen. Prof. Foerster glaubt, daß auch die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit einer gesunden, d. h. mit größtmöglicher Rücksicht auf individuelle Freiheit verbundenen sozialen Organisation höher sein werde als diejenige der Spannkraft und „Findigkeit“ des Egoismus im sogenannten „freien“ Wettbewerb der Einzelnen. Der letzteren Schärfung der Kräfte stehe in verhängnisvoller Weise die Beschränktheit des Horizontes des Einzelnen durch sein unmittelbares und nächstliegendes Interesse als ein höchst ungünstiges Moment gegenüber. Schon jetzt zeige es sich an vielen Stellen, auch sogar in der Wissenschaft, welche Schaden und Hemmnisse, ja welche Verschwendungen daraus entstehen, daß der Wirtschaftsbetrieb der Menschheit infolge des blinden Wettbewerbes so zu sagen von der Hand in den Mund lebt. Die ordnende, vorausschauende Weisheit beginne überall schmerzlich zu fehlen. Nach seiner Ansicht könne man auch aus den unbefriedigenden Leistungen der jetzigen Staatsbetriebe keine entscheidenden Einwände gegen die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit einer höheren sozialen Organisation des Erwerbslebens ziehen.

In der Überzeugung, daß eine solide und wahrhaft heilsame Entwickelung der Kultur nur einem stetigen Herauswachsen des Neuen aus dem Bestehenden, mit sorglichster Erhaltung aller in letzterem bereits errungenen edlen Güter, entsprießen werde, sei er mit dem Redner von Herzen einverstanden. Auch die konkreten Vorschläge desselben erschienen ihm als wertvolle Ansatzpunkte für unsere Wirksamkeit, um so mehr, als die Einleitung und Durchbildung dieser Reformen mit Notwendigkeit zu höheren Stufen der sozialen Organisation des Wirtschaftslebens führen werde.

Gegenüber der von Prof. Jodl ausgesprochenen Befürchtung, daß die höheren geistigen Eigenschaften der Menschen durch übermäßige soziale Bindungen verkümmern würden, wies Prof. Foerster auf die Ansichten hin, welche Goethe in seinem hohen Alter von der „sozialen Organisation als der Vollendung der individuellen Freiheit“ gewonnen hatte, und auf die sehr weitgehenden „Bindungen“, in welchen Goethe sich dabei die Menschheit zu ihrem höchsten Glücke gelangend denkt.

[*]) Dies „wir“ kann nicht heißen: „die D. G. E. K.“, denn sonst würde obige Auslassung gegen das Grundprinzip der D. G. E. K. verstoßen wie es in § 1 ihrer Satzungen ausgedrückt ist, welcher lautet: „Es ist der Zweck der Gesellschaft, im Kreise ihrer Mitglieder und außerhalb desselben als das Gemeinsame und Verbindende, *unabhängig von allen Verschiedenheiten* der Lebensverhältnisse sowie *der religiösen und politischen Anschauungen*, die Entwickelung ethischer Kultur zu pflegen ....“ (Anmerkung der Redaktion.)

---

Man sollte alle Tage wenigstens *ein* kleines Lied hören, ein gutes Gedicht lesen, ein treffliches Gemälde sehen und, wenn es möglich zu machen wäre, einige vernünftige Worte sprechen. *Goethe*, Wilhelm Meister's Lehrjahre.

Gesetzt, der leicht zu führende Beweis dafür, daß Reichtum an sich nicht glücklich macht, könnte vollkommen zutreffend geliefert werden, so würde doch nur dem Herzlosesten ein Widerspruch dagegen ankommen dürfen, daß Armut elend macht. *Richard Wagner*, Religion und Kunst.

Weniger, was du giebst, als was du bei Andern hervorlockst, macht dich liebenswürdig. *Jenny von Gustedt*.

Für kleinere Ziele springt niemand ins Feuer.
*Friedrich Naumann*.

# Anzeigen.

## Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

(Abteilung Berlin.)

Den Mitgliedern der Abteilung Berlin wird hierdurch in betreff der vom Anfang April bis Mitte Juli 1894 abzuhaltenden Plenar- und Gruppen-Versammlungen, Folgendes ergebenst angezeigt.

### 1. Plenarversammlungen

im großen Saale des Langenbeckhauses (Ziegelstr. 10).

Sonntag den 15. April, 6 Uhr: Vortrag des Herrn Direktor Prof. Dr. Döring: „Die Triebfedern des sittlichen Handelns“; nachher geselliges Zusammensein.

Montag, den 30. April, 8 Uhr abends: Monatssitzung und Vortrag des Herrn Stadt-Ältesten Eberty: „Wohlthätigkeit und Armenpflege“.

Dienstag, den 8. Mai, 8 Uhr abends: Vortrag von Frau Lily von Gizycki: „Zur Ethik der Frauenfrage“, mit darauf folgender Diskussion.

Sonnabend, den 26. Mai, 8 Uhr abends: Monatssitzung und Vortrag der Frau Jeanette Schwerin: „Die Organisation der öffentlichen Armenpflege und die ethische Bewegung“.

Montag, den 11. Juni, 8 Uhr abends: Monatssitzung und Vortrag des Herrn Bildhauer Rheinhold: „Was uns eint“.

Donnerstag, den 5. Juli, 8 Uhr abends: Monatssitzung und Vortrag des Herrn Geh. Rat, Professor Dr. Foerster: „Fachmännische Autorität und Laientum“.

### 2. Gruppenversammlungen

in unserem Lesesaale (Langenbeckhaus) um 8 Uhr abends:

Sonnabend, den 14. April: Erste (pädagogische) Gruppe: Vortrag des Herrn Geh. Rat Prof. Dr. Foerster: „Über die Erziehung zur Wahrhaftigkeit, im Anschluß an das bekannte Buch von Clifford“, mit Diskussion.

Sonnabend, den 21. April: Zweite Gruppe (für ethische Bildung): Ausschußwahl und Vortrag des Herrn Dr. Julius Friedländer: „Spinoza ein Meister der Ethik“, mit Diskussion.

Donnerstag, den 26 April: Dritte (soziale) Gruppe: Ausschußwahl und Vortrag des Herrn John L. Elliott: „Ethik und Gefängniswesen“, mit Diskussion.

Donnerstag, den 10. Mai: Zweite Gruppe (für ethische Bildung): Vortrag des Herrn Prof. Dr. Bruno Meyer: „Der ganze Bau der Civilisation ist auf die Annahme gegründet, daß es etwas Gutes ist, die intellektuellen und materiellen Fähigkeiten, selbst um den Preis gewisser genau vorauszusehender Übel, auszubilden (Lecky)“, mit Diskussion.

Sonnabend, den 19. Mai: Erste (pädagogische) Gruppe: Vortrag der Frau Laura Jacoby: „Die Pflichten und Rechte der Eltern und der Kinder“, mit Diskussion.

Donnerstag, den 24. Mai: Dritte (soziale) Gruppe: Vortrag des Herrn Grandke (als Gast): „Soziale Not und ethische Kultur“, mit Diskussion.

Sonnabend, den 9. Juni: Erste (pädagogische) Gruppe: Vortrag des Herrn Dr. Bruno Meyer: „Über Döring's System der Pädagogik“, mit Diskussion.

Donnerstag, den 14. Juni: Zweite Gruppe (für ethische Bildung): „Zur Terminologie der ethischen Bewegung: „Was ist Religion — Weltanschauung — Dogmatismus“? Referenten in der vorhergehenden Versammlung der Gruppe zu wählen.

Donnerstag, den 21. Juni: Dritte (soziale) Gruppe. Vortrag des Herrn Landgerichtsrat Keecke: „Zur ethischen Beurteilung des Reichtums“, mit Diskussion.

Die Fortsetzung der im letzten Quartal eingerichteten Diskussionsabende ist in Betracht der vorgerückten Jahreszeit, sowie der starken Beanspruchung vieler Mitglieder auf den Herbst vertagt worden.

Berlin, Anfang April 1894.

Im Auftrage:
Das Bureau der D. G. E. K.
Dr. Penzig.

---

Soeben erschien in unserm Verlage:

## Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich.

(Mit den bis 1. April 1894 ergangenen Abänderungen.)

Ergänzt und erläutert durch die amtlichen Materialien der Gesetzgebung
von
**R. Höinghaus.**

Siebente Auflage. 10 Bogen. Preis 1 M.

— Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. —

**Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12.**

---

**Das erste Märchenbuch auf ethischer Grundlage!**

Soeben erschien in unserm Verlage:

## Kinder- und Hausmärchen

gesammelt durch die

**Brüder Grimm.**

Nach ethischen Gesichtspunkten ausgewählt und bearbeitet
von
**Georg und Lily von Gizycki.**

Vorrätig in 2 Ausgaben:

1. **Volks-Ausgabe.** Mit 8 farbigen Bildern von F. Holbein. 288 Seiten. Oktav-Format. Gebunden 1 M.
2. **Feine Ausgabe** auf Velinpapier. Mit 8 farbigen Bildern von F. Holbein. 288 Seiten. Groß-Oktav. Eleg. geb. 2 M.

— Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. —

**Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW.**
Zimmerstraße 94.

---

*Vom 1. April ab Publications-Organ des „Waarenhaus für Deutsche Beamte“* (ca. 25000 Mitglieder).

Das

## Berliner Fremdenblatt

mit **„Belletristischer Beilage“,**

eine der vornehmsten und ältesten Tages-Zeitungen Deutschlands, ist zugleich vom 1. April ab

**die billigste aller Zeitungen für die besseren Stände.**

Es kostet das „Berliner Fremdenblatt“ mit „Belletristischer Beilage“

**vierteljährlich nur 3,30 Mk. (also monatlich nur 1,10 Mk.)**

**Abonnement bei allen Postanstalten** (Nr. 905 des Post-Zeit.-Katalogs.)

Das **„Berliner Fremdenblatt“** ist in jeder Hinsicht vornehm und objektiv geleitet. Politisch mit den besten Informationen versehen und von keiner Partei abhängig, nimmt es stets eigene Stellung zu allen Tages-Fragen.

**Beste auswärtige Correspondenten auf allen Gebieten.** Eigener Depeschendienst. **Hochinteressantes** Feuilleton im Hauptblatt und in der reichhaltigen **„Belletristischen Beilage“**. Romane und Novellen **allererster Autoren. Ausführlichster** Hofbericht (Hofjournal). Personal- und Sport-Nachrichten.

Das neue Quartal bringt den Original-Roman

**„Ein Orakel“** von **Else von Schabelsky.**

**Gediegener Handelstheil nur im Interesse des Publikums, nicht in dem der Banken und der Börse.**

Einzige officielle Fremdenliste. **Stets ausführlicher** Theaterzettel des nächsten Tages und täglich das gesammte Wochen-Repertoire aller hiesigen Theater.

**Probenummern** sendet die Expedition auf Wunsch **gratis** und **franco.**

**Verlag und Expedition des „Berliner Fremdenblatt“**
Berlin SW. 19, Beuthstraße 8.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2002.

# Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

## Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Herausgegeben von
**Dr. Georg von Gizycki,**
Professor der Ethik an der Universität zu Berlin.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

| II. Jahrgang. | Berlin, den 21. April 1894. | Nr. 16. |
|---|---|---|





### Ignoramus.

Von P. Sabinus.

Es ist durchaus richtig, daß uns die Wissenschaft auf gewisse letzte Fragen, wie diese: Was ist Materie? Was ist Kraft? Wie ist das Bewußtsein entstanden, wie ist sein Vorhandensein aus materiellen Voraussetzungen zu begreifen? nicht klare und befriedigende Antworten giebt. Es ist nicht minder richtig, daß sie die viel dringenderen Fragen: Was sollen wir hier auf Erden? Was für einen Sinn hat diese Welt und das wechselvolle Treiben der Menschen? Was sind alle Hoffnungen der Idealisten, alle Opfer der Helden und Förderer der Humanität, alle Hoffnungen auf Fortschritt und Vervollkomnung des Menschengeschlechts, wenn dereinst vielleicht die ganze Menschheit mit der erkalteten Erde zu Grunde geht?

Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Fragen ein hohes Interesse für uns Sterbliche besitzen, daß seit dem Beginn menschlicher Kultur die Weisesten und Besten sie zum Gegenstand ihres ernstesten Nachdenkens gemacht haben. Wenn das Fragen der „Mondpolitik" sind, wie Huxley*) sich ausdrückt, so hat doch für diese Mondpolitik das Menschengeschlecht seit Jahrtausenden ein so unleugbares Interesse gezeigt, daß man wohl annehmen darf, daß diese Neugierde tief im menschlichen Gemüt begründet ist.

Und auf diese Fragen weiß die Wissenschaft wirklich keine Antwort zu geben? Sie gesteht es selbst ein, indem sie erklärt diese Fragen seien ohne praktische Bedeutung, oder unrichtig gestellt, oder gründeten sich auf falsche Voraussetzungen. Ist es da zu verwundern, wenn das menschliche Gemüt sich von den heiteren Tempeln der Weisen abwendet und im geheimnisvollen Dunkel gotischer Kathedralen, weihrauchduftender Kapellen und verschwiegener Beichtstühle eine Zuflucht sucht, und sich den Männern vertrauensvoll zuwendet, die bestimmte und untrügliche Antworten auf alle schwierigen Fragen zu wissen behaupten.

Der Mann der Wissenschaft giebt uns ohne Zaudern die Grenze an, jenseits deren seine Forschung keine zuverlässigen Ergebnisse mehr bietet, er gesteht uns ein: Hier ist meine Kunst zu Ende, ich weiß nicht; aber der Priester weiß auch dort noch, wenn auch sein Wissen anderer, geheimnisvollerer Art ist; und er zögert nicht, uns sein Wissen mitzuteilen.

Wir lauschen begierig seinen Worten und hoffen auf Erkenntnis.

Wir wünschten vorhin zu wissen, was Kraft, was Materie sei, wie das Bewußtsein entstanden, wie sein Vorhandensein im Zusammenhang und in Wechselwirkung mit der Materie zu begreifen sei. Hören wir, was uns der Priester antwortet. „Alle Kraft in der Welt ist Gottes allmächtiger Wille. Gott ist ein Geist. Er hat die Materie, Erde, Sonne, Mond und alle die leuchtenden Gestirne des Himmels, Pflanzen und Tiere aus Nichts geschaffen. Er hat auch den Menschen geschaffen nach seinem Ebenbilde."

Befriedigen dich diese Erklärungen? Du konntest dir über die Begriffe Kraft und Stoff, mit denen die Wissenschaft arbeitet, nicht klar werden, und hörst nun von einem Geist, der die Materie aus nichts erschafft. Du konntest die Hypothesen der Forscher über die Entstehung des organischen Lebens nicht begreifen und hörst nun, daß Pflanzen und Tiere durch einen Machtspruch Gottes aus Nichts ins Leben gerufen worden sind. Du konntest nicht verstehen, wie das menschliche Bewußtsein den Körper beeinflussen und wiederum durch mechanische Einwirkungen auf den Körper beeinflußt werden kann, und nun erfährst du, daß Gott, der doch ein Geist ist, den Menschen nach seinem Ebenbilde geschaffen hat. Sind jetzt deine Fragen beantwortet? Ist deine Wißbegier gestillt? Mußt du nicht jetzt, wie du früher fragtest: Was ist das: — Materie? Was ist das: — Kraft? nun erst recht fragen: Was ist das: — Gott? Was ist das: — ein Geist? Was heißt das: — aus nichts erschaffen? Sind diese Fragen leichter zu beantworten? Hat man dir nicht, anstatt die Probleme zu lösen, welche die Wissenschaft nicht lösen konnte, neue und weit schwierigere Probleme aufgestellt?

Aber die Antworten der Priester befriedigen mein Herz mehr als das Trostlose: „Ignoramus" (wir wissen nicht) der Männer der Wissenschaft. Dieser Gott, den ich allerdings nicht völlig begreife, wird mir als ein allgütiger, allweiser und allmächtiger Vater geschildert, der mich geschaffen hat, meine Lebensbahn von Anfang bis zu Ende in seine treue Obhut nimmt, und mich endlich, nachdem sein eigener Sohn sein unschuldiges Blut für mich vergossen hat, um meine Sünden zu sühnen, zu ewiger Freude in sein Himmelreich aufnehmen will. Du wirst mir zugeben, daß das beruhigende Versicherungen sind, auf denen ich mein irdisches Leben vertrauensvoller aufbauen kann, als auf der wissenschaftlichen Hypothese vom mitleidslosen Kampfe Aller gegen Alle und einer Natur, die dem millionenfachen Untergang und der Todesqual ihrer Geschöpfe gleichgiltig zusieht.

Um von allem Anderen zu schweigen, sage mir nur Eins: Wie war es möglich, daß du in Sünde verfielest, da dich der allgütige, allweise und allmächtige Gott doch nach seinem Ebenbilde geschaffen hat? Hat er dich mit Absicht schwach

*) Huxley. Reden und Aufsätze. Deutsche Ausgabe S. 137.

und zur Sünde geneigt gemacht, — so erscheint seine Güte zweifelhaft; hat er dich nicht besser machen können, obgleich er wollte, — so müssen wir seine Allmacht in Frage stellen; hat er nur ein Versehen begangen, obwohl er dich hätte besser machen können, — so müssen wir an seiner Allweisheit zweifeln. Ich weiß, du wirst mir auf alle diese dunklen Fragen mit einem neuen Mysterium antworten und sagen: Er gab mir den freien Willen.

Nun, wir können die Sache beliebig fortsetzen, aus dem Unbegreiflichen kommen wir keinesfalls heraus, und, was schlimmer für dich ist, diese Widersprüche, Unbegreiflichkeiten und die Zweifel, welche sie gebären, erschüttern auch jene beruhigenden Versicherungen, auf welche du dein Lebensglück gründen wolltest, in ihren Fundamenten. Du beklagst dich, daß die großen Gesetze der Natur kein Mitleid mit deinen Schmerzen kennen, dir scheint die Gleichgiltigkeit trostlos, mit welcher im Kampfe ums Dasein die Existenzen von Millionen von Lebewesen erbarmungslos vernichtet werden. Ueberlege dir, was du für diese gleichgiltigen Naturgesetze, die doch nur dein kurzes Erdenleben beherrschen, und dir nach aller möglichen Pein dieser Existenz ein ruhiges Nichtsein, ein ewiges Vergessen deiner Qualen gönnen, eintauschen willst.

Höre, was deine Priester sagen: Der Gott, der dir im freien Willen die Möglichkeit zu sündigen gegeben hat, wird dich für diese deine Sünden zu ewiger Pein verdammen und wird sogar die Sünden deiner Väter und Vorväter an dir heimsuchen. Weißt du, was das heißt: — „Ewige Pein?“ Wenn du es nicht weißt, schlage die Visionen der heiligen Männer auf, welche die Qualen der Verdammten mit eigenen Augen gesehen zu haben behaupten, betrachte die Gemälde gläubiger Künstler, welche das jüngste Gericht darstellen, lies die Schilderungen des großen Florentiner Dichters.

Aber dich wird dein Glaube erlösen und das Blut des für deine Sünden gekreuzigten Gottessohnes. Und dennoch wird am jüngsten Tage die Zahl der Verdammten die der Seligen überwiegen. Tröste dich, wenn du kannst, damit, daß du einer von den wenigen Auserwählten sein wirst, während Millionen deiner Menschenbrüder, die es im Glauben nicht so weit haben bringen können wie du, ewiger Verdammnis anheimfallen. Versuche dir endlich eine „ewige“ Seligkeit auszumalen.

Doch genug! Kehren wir zur Wissenschaft zurück. Sie weiß uns zwar die letzten Fragen nicht zu lösen, sie bietet auch gerade keine sehr schmeichelhaften und erfreulichen Aussichten.

Die Gesetze des Lebens sind ernst und streng und kennen keine Liebe, kein Mitleid, außer denen, die in den Herzen unserer Menschenbrüder wohnen; aber sie sind auch frei von Laune, Schadenfreude und Grausamkeit — sie kennen keinen Ort ewiger Qualen.

Die moderne Forschung weist als Naturwissenschaft die Annahme einer denkenden und wollenden „Ersten Ursache“ zurück, weil diese Hypothese, anstatt die Erklärung der Erscheinungswelt zu vereinfachen, dieselbe unendlich komplizierter machen würde, sie weist als Ethik den Gedanken an einen strafenden und belohnenden Gott, an Wunder und Jenseits zurück, weil sie die Gründe durchschaut, durch welche die Völker niederer Kulturstufen ganz naturgemäß und ohne alle Einwirkung übernatürlicher Mächte zu diesen Glaubenselementen geführt werden mußten, weil diese Dogmen selbst einer gewissenhaften wissenschaftlichen Kritik nicht standhalten, weil sie endlich, — und das ist der schwerste Einwurf, — zu ernsten moralischen Bedenken Anlaß geben.

Ich kam nach dreißig Jahren wieder,
Fand nicht mehr vor die alten Lieder,
Nicht mehr die alten Kernnaturen.
Es gingen Streber in ihren Spuren —
Sie thaten nichts zu Nutz und Frommen
Der Menschheit, als selbst in die Wolle zu kommen.
Johannes Bahl.

## Lebensanschauungen.*)

### IV.

**Theosophische Moral.**

Von Dr. jur. Hübbe-Schleiden in Steglitz-Berlin, Vorstand der Theosophischen Vereinigung.

Wissen wir nicht Alle ganz von selbst, was gut ist und was böse? —

Jawohl! Wir Alle halten ein Ziel unseres Strebens für besser als das andere, manches gar für schlecht, eins für das beste, höchste. Aber haben alle Menschen darüber die gleiche Ansicht? Sagt wohl etwa jedem Menschen das „Gewissen“, daß das eine gut ist und das andere nicht?

Freilich sagt jedem Menschen sein Gewissen, was gut und was böse sei; aber sein Gewissen sagt nicht jedem Menschen dasselbe.

Warum nicht? — Weil alle auf verschiedenen Entwickelungsstufen stehen. Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß es Menschen gäbe, in denen sich gar kein Gewissen rege. Es ist aber ein ebenso großer Irrtum, ein offenbarer Mangel an Erfahrung und an Kenntnis der Kulturgeschichte und der Ethnographie, zu glauben, daß das Gewissen allen Menschen dasselbe sage. Die Thatsache des Gewissens ist unleugbar, und aus ihr sind folgenschwere Schlüsse zu ziehen. Der Inhalt des Gewissens aber wechselt sehr mit Zeit und Ort, mit individueller Anlage und mit der Altersreife. Wie der Vorstellungsinhalt des Bewußtseins eines Menschen, so ist auch der Inhalt und die Art seines Gewissens jederzeit ein individuelles Entwickelungsprodukt auf Grundlage allerdings einer Vorentwickelung, die sehr weit vor die Geburt des betreffenden Individuums hinausreicht.

Wenn nun die Frage nach verschiedenen Ethiken aufgeworfen wird, nach der christlichen, der sozialistischen, der positivistischen, der theosophischen u. s. w., so könnte wohl jemand glauben, es handle sich darum, was jede der verschiedenen Geistesrichtungen für gut oder für böse halte und danach solle etwa deren Wert und Entwickelungsstufe ermessen werden. Dabei aber würde kaum etwas herauskommen, weil alle Richtungen, die hier in Frage kommen können, in den Grundbegriffen übereinstimmen werden. Von Wert dagegen wird ein solcher Wettstreit für die Beurteilung der verschiedenen Weltanschauungen im Hinblick auf die beste, vernunftklare Begründung des, warum das von allen als das gute Wollen und Verhalten Anerkannte gut ist.

Welche Geistesrichtung also kann die Ethik am besten theoretisch rechtfertigen und begründen?

Und das scheint mir zweifellos: Tyrannen und Fanatiker, die Sklavenhalter, Ketzer-Inquisitoren, Hexen-Richter und andere hätten ihre Greuelthaten nicht verübt, wären sie Theosophen gewesen.

Theosophen? Wer ist denn ein Theosoph? Was ist Theosophie? Was lehrt sie?

Theosophie ist die übereinstimmende Lehre aller Weisen aller Zeiten, daß allen individualisierten Erscheinungen eine und dieselbe Wesenseinheit zu Grunde liegt, (oder daß das Wesen alles Daseins eines ist) und daß allen Individuen abstrakte Wesenskerne (Individualitäten) innewohnen, die den Kreislauf ihrer Fortentwickelung vollenden durch das schließliche Aufgeben und Aufgehen ihrer eigenen Selbstheit (Individualität) in die Wesenseinheit alles Daseins (in die absolute Selbstheit, in das absolute Sein). Der Werdegang dieser Vollendung ist der Inbegriff aller Glückseligkeit, wechselnd und wachsend mit dem Werden selbst, mit dem bewußten Sichnähern der Vollendung.

Grund und Wesen alles Daseins ist das Daseinwallen, die Lust am individuellen Dasein. Alles Dasein ist Werden, und alles Werden stellt sich uns als ein ursächliches Ent-

*) Für die in dieser Artikelreihe (wie in den übrigen Artikeln) geäußerten Ansichten ist nur deren Verfasser verantwortlich.

wickeln, als beherrscht von der Kausalität, dar. Nun ist aber alles Dasein, alles Werden *individualisiert*; es ist seinem Wesen nach *individuelles* Daseinwollen. Mithin muß auch das *Wesen* aller *Ursächlichkeit* (der Kausalität) *individuell* sein. Alles Individuelle, so in der Natur (im Makrokosmos) wie im Menschentum (im Mikrokosmos), taucht in seinen hochentwickelten Erscheinungsformen nicht *unmittelbar* aus dem *all-einen* Wesen alles Daseins auf und verschwindet ebensowenig *unmittelbar* in dieses, wenn die zeitweilige Individual*form* zerfällt. Die Entwickelung alles Daseins (aller Individualität) beruht vielmehr auf dem individuellen Fortwirken aller zu einer Individual-Einheit gestalteten Kausalität. Und diese individuelle Kausalität wirkt auch nicht nur in allen *materiellen* Erscheinungsformen des Daseins, sondern ebenso gewiß auch in der Geisteswelt des *ethischen* Lebens: „Was der Mensch säet, das wird er ernten“, das wird seine Individualität *werden*.

Dies Werden der individuellen Kausalität im Geistesleben nennt seit uralter Zeit die Sanskritsprache *Karma*.

Jedes Wesen, jeder Mensch, ist jederzeit sein *eigenes* Entwickelungsprodukt, und zwar nicht nur im gegenwärtigen Leben. Alle Anlagen des Geistes und Charakters, mit denen der Mensch geboren wird, die sehr verschieden sind bei allen Menschen, selbst bei Zwillingen oft grundverschieden, — all diese individuellen Eigenheit beweisen, daß jede Individualität ihre eigene Vorentwickelung gehabt haben muß, durch viele, *sehr* viele verschiedene Leben hindurch, vor ihrer letzten Geburt. Und zwar sehen wir diese Thatsache nicht allein beim Menschenwesen, sondern in der ganzen Natur, die überall individualisiert ist. Die ganze „Darwinistische“ Entwickelung ist nicht zu begreifen, wenn es nicht Individualitäten wären, welche sich entwickeln durch unzähligen Wechsel der Erscheinungsformen hindurch.

Auch die Thatsache der Vererbung gewinnt ein inneres Verständnis nur im Lichte dieser Erkenntnis. Sie ist ein Spezialfall des Gesetzes innerer Wahlverwandtschaft, das wir alles Dasein, alles Werden auf allen Entwickelungsstufen beherrschen sehen. „Wir sind — wie *Hugo von Gizycki* treffend sagt — nicht unsern Eltern ähnlich, *weil* wir deren Kinder sind, sondern weil wir in irgendwelchen Eigenschaften unserm Vater und (in anderen) unsrer Mutter ähnlich waren, wurden wir deren Kinder“, und diese Eigenschaften, welche Zwillinge zu gleicher Zeit zu Kindern eines und desselben Elternpaares machen, können sehr verschieden sein.

Diese theosophische Erkenntnis war und ist nachweislich*) die Weisheit der Weisesten *aller* Zeiten bei *allen* großen Kulturvölkern — nicht ohne Grund, denn sie ist thatsächlich der einzige Schlüssel, welcher *alle* Daseinsrätsel, alle anscheinenden Widersprüche der Weltordnung und des Menschenlebens löst.

Nur sie erklärt die Thatsache des jedem Menschen innewohnenden *Gefühls* einer Vernunft, einer Gerechtigkeit der Weltordnung trotz aller anscheinenden Ungerechtigkeiten und Ungleichheiten des individuellen Daseins.**) Alle diese Unterschiede sind verschiedene Entwickelungsstufen aller Wesen; nur durch Überwindung aller Stufen einer nach der andern ringt sich jeder allmählich zu immer höherer Vollendung und Glückseligkeit empor. Aber jedes Wesen kann und muß sich diese immer höheren Ziele *selbst* erringen. Niemand kann dem andern das Heranreifen seines Wesens schenken, es durch Stellvertretung für ihn besorgen. Glücklicherweise nicht, denn eben dieses Selbsterringen ist ja der Inbegriff der wachsenden Glückseligkeit. Auch schätzt niemand geschenktes Gut so hoch wie selbst erworbenes.

Nur diese Weltanschauung erklärt uns ferner die rätselhafte Thatsache, daß man sich für sein Thun und Lassen, Denken, Wollen *selbst* verantwortlich *fühlt*, obwohl man sich doch sagen muß, daß all dies Wollen, Denken, Thun und Lassen nur die kausal notwendigen Folgen der in unseren Geburtsanlagen und Schicksalen gegebenen Ursachen sind. Eben *diese* Ursachen sind *unser eigenes* Entwickelungsprodukt; unser Bewußtsein ist ein eigener selbstständiger Faktor innerhalb der Kausalität. Das was wir „*freien*“ Willen nennen, ist *bewußt* gewordener Wille; nur für die Folgen unseres „bewußten“ Wollens oder Nicht-Wollens fühlen wir uns verantwortlich; und alle Freude, alles Leid, das wir *bewußt* empfinden, kann — da jede Wirkung ihrer Ursache gleichwertig (adäquat) sein muß — auch nur die Ursache eines früheren *bewußten* Wollens oder Nichtwollens unseres eigenen Selbstes sein. Daß mein *äußeres* Sinnenbewußtsein sich dieser in meinem *inneren* Selbst (meiner Individualität) sich fortspinnenden Kausalität nicht erinnert, ist kein Gegengrund, denn — abgesehen von dem Wechsel der auf einander folgenden Persönlichkeiten meiner Individualität, jedesmal mit einem neuen Gehirn — erinnere ich mich auch nicht der Einzelheiten, wie ich Englisch und Französisch und Klavierspielen lernte, und befinde mich doch im Genusse dieser Fähigkeiten.

Von sehr vielen anderen Gesichtspunkten sei hier nur noch einer der hauptsächlichsten hervorgehoben.

Hätte unser ganzes Dasein nicht den Sinn, daß das Werden unserer Individualität zur endlichen Vollendung im All gelangen wird, daß also unser Individual-Bewußtsein allmählich zum All-Bewußtsein heranwächst, so wäre die Thatsache der Entwickelung *irgend welches* Daseins überhaupt nicht zu begreifen. *Alles* Dasein *wird*, es *strebt* nach etwas, das es wünscht, das es für etwas Besseres hält. Alles wächst, *will* wachsen an Wissen und an Macht, an Erkenntnis und an Kraft. Wozu all dieses Streben aller dieser Individualitäten nach Vollendung, nach Vervollkommnung, wenn keine dieses Ziel erreichen könnte?! Und wieviel von seinen höchsten Idealen kann ein Mensch in *einem* Leben denn erreichen? Welchen andern Sinn sollte für ihn das winzig kleine Entwickelungs-Stück seines *einen* Erdenlebens zwischen seiner letzten Geburt und seinem nächsten Tode haben, als eben den, daß es ein Teil ist seines ganzen Entwickelungsganges vom Atom zum Gotte (oder Gottmenschen) zum Ideale, das wir *alle*, das ein *jeder* von uns einst erreichen *will*, erreichen *muß*, erreichen *wird*?!

Welchen Sinn und Zweck sollte es für uns haben, wenn gerade unsere heißesten Kämpfe, die wir mit uns *selbst* durchkämpfen, nur für unsere jetzige kurzlebige Persönlichkeit Wert haben sollten, wenn uns unsere schönsten wertvollsten Errungenschaften, die wir völlig subjektiv nur für uns selbst erringen, ohne daß davon noch andere Menschen Gewinn haben und ohne daß davon nach unserm Tode objektiv ein Nutzen übrig bleibt, — wenn uns in unserer Individualität nicht alle diese inneren geistigen und ethischen Errungenschaften erhalten blieben, wenn nicht auch alles Wissen, das wir uns mit vieler Mühe angeeignet haben, uns in der nächsten Verkörperung unserer Individualität als hochgesteigerte Anlage, die Fortsetzung unserer Geistesentwickelung erleichterte, wie dies *Platon* und *Lessing* ganz besonders anschaulich gemacht haben?'

Doch ich muß hier abbrechen*), da der Zweck dieser Zeilen ja die *ethische Nutzanwendung* dieser Erkenntnis sein soll. Diese liegt nun freilich so sehr auf der Hand, daß sie ein Jeder leicht von selber findet. (Schluß folgt.)

*) Ich werde dies demnächst im Einzelnen nachweisen in einer Studie, welche die ganze Geistesentwickelung unserer Kulturgeschichte einschließlich der Gegenwart umfaßt.

**) Nur weil man heutzulage diese *Thatsachen* mit jenem *Gefühl* nicht in Einklang zu bringen versteht, herrscht soviel *Pessimismus*.

*) Die nähere Ausgestaltung dieser theosophischen Erkenntnis in der Sprache der Darwinistischen Wissenschaft und der modernen Philosophie habe ich in meiner kleinen Schrift gegeben: „Das Dasein als *Lust*, *Leid* und *Liebe*, die altindische Weltanschauung in neuzeitlicher Darstellung; ein Beitrag zum Darwinismus. Mit Titelbild, 2 Tondrucken, 24 Zeichnungen und 10 Tabellen. (Braunschweig 1891, bei C. A. Schwetschke u. Sohn.)

## Der kleine und der große Kladderadatsch.

„Der große Kladderadatsch", Ausgabe Bebel, hat seit längerer Zeit nicht von sich reden gemacht. Desto mehr der illustrierte, Edition Hofmann, der wochenlang zunächst versteckte, dann offene Angriffe gegen Angestellte des Auswärtigen Amtes zu bringen für angezeigt hielt — zum größten Behagen für die Kreise, die keinen sehnlicheren Wunsch hegen, als daß dem gegenwärtigen Reichskanzler eine empfindliche Schlappe zugefügt werden möchte. Mit Pauken und Trompeten war der Feldzug gegen die Herren „von Austernfreund", „von Spätzle" und „Graf Troubadour" in Scene gesetzt. Allerdings, anfänglich verpufften die Schüsse, da niemand die vermeinten Witze verstand; als aber die Redaktion im Briefkasten nachhalf und die wirklichen Namen der Bekriegten veröffentlicht wurden, erregte das Blatt eine solche Aufmerksamkeit, daß es in seinem Grundsatze, täglich mit Ausnahme der Wochentage zu erscheinen, schwankend und zeitweise Mitarbeiter einer Leipziger Zeitung wurde. Es sollten „ganz ungehörige Dinge" sich zugetragen haben, und das politische Deutschland sah grausamen Enthüllungen entgegen. Die bangen Erwartungen erfüllten sich jedoch nicht. Das erste Quartal des Abonnements schloß nur mit einem Widerspruche in den Erklärungen des Verlegers und des Redakteurs ab, und so bleibt — was freilich gerade das Schlimmste dabei — dem politisierenden Staatsbürger übrig, zu glauben, was er will.

Quidquid agis, prudenter agas et respice finem: wenn der Kladderadatsch mit Veröffentlichung von Ungehörigkeiten dem deutschen Volke wirklich einen Dienst zu erweisen gedachte, so mußte er den Mut haben, dies auch außerhalb des Rahmens eines Sensationsprozesses zu thun. Sagte er sich dagegen, daß die Bekanntgabe seiner Geheimwissenschaft unangebracht sei, so verging er sich von vornherein schon durch bloße Andeutungen.

Auch der Fall des Kladderadatsch ist typisch für die Ethik der Presse und ihrer angestellten Journalisten.

Da hat „der große Kladderadatsch" doch ganz andere Mitarbeiter. Von den höchsten bis zu den niedrigsten Kreisen ist man ihm zu Gefallen thätig. Er hat zielbewußte, noch mehr aber unwillentliche Gehilfen. Ja, gerade die letztere Gattung liefert ihm wertvollere Beiträge, als die erstere: sie ätzt das Gefühl, und die Revolutionen sind von jeher Empfindungsmache, nicht Verstandessache gewesen. Die hervorragendsten Revolutionäre bleiben immer Persönlichkeiten, die, im Besitze der Macht, gesunde Reformen zu rechter Zeit herauszuführen, sich solchen entgegenstemmen. Wir sind im Grunde dahin gekommen, daß man „nicht aus noch ein" weiß. Man mag sich nicht eingestehen, daß überall „ganz ungehörige Dinge" passieren, daß die wirtschaftliche und soziale Lage eine unhaltbare geworden ist, und greift überall zu verkehrten Mitteln, um die Unzufriedenheit zu dämmen.

Kein Pomp und kein Gepränge täuscht mehr über die Gährung hinweg, in der wir uns befinden: abseits von den schaulustigen Hurra- und Evviva-Schreiern harrt eine zehnfach, tausendfach größere Zahl Schweigender, die bei sich nachgrübeln, auf wessen Kosten der Reichtum anwächst. Ihre Begeisterung gilt einer anderen Sache als der, Städte im festlichen Schmucke zu sehen.

Der Reichtum, der den Besitzlosen nicht zu helfen und sich nur auf die Seite der Machthaber zu schlagen weiß, verneint die Berechtigung seiner Existenz. Ist es nicht eine bedeutungsvolle Erscheinung, daß so zahlreiche Vergehen — Beleidigung, Aufreizung zum Klassenhaß, Gotteslästerung, Verächtlichmachung von Staatseinrichtungen u. s. w. — lediglich aus dem gereizten Gefühl des Enterbtseins bethätigt und die Diener des Staates dann gehalten werden, im Namen der Justiz da zu strafen, wo beim Vorhandensein echter Gerechtigkeit überhaupt nicht verstoßen wäre?

Es ist eine Erbsünde, die sich im neuen bürgerlichen Gesetzbuch wieder festzusetzen droht, daß man Klassengesetzgebung für Volksrecht und Gesetzesanwendung für Gerechtigkeitspflege hält, während Gesetzlichkeit und Gerechtigkeit mehr als je von einander geschieden und häufig in geradem Widerspruche sind.

Muß Einem nicht der Arbeiter, der an offenliegenden gesellschaftlichen Schäden, an konventionellen Lügen u. dergl. mit gesetzwidrigen Ausdrücken, aber ehrlich, Kritik übt, am kleinen Finger lieber sein, als der Pflegling des Staates, der für schreiende Übelstände immer Beschönigungen zur Hand hat und gegen die sozialen Neuerer den Haß und die Haltung eines Gliedes der oberen Zehntausend zur Schau tragen zu sollen glaubt?

Wer hätte nicht schon mitleidig die Jesusworte in Ev. Luk. 23, 34 bei sich bewegt, wenn er wahrnahm, in welch' ungeeigneter Weise z. B. Subalternhüter der gegenwärtigen Ordnung das Vollgefühl, etwas besseres als arme Sterbliche zu sein, den Angehörigen der besitzlosen Klasse gegenüber zum Ausdruck bringen?

Ist nicht selbst der nervenschwache, weibische Gigerl zu seinem Teil ein unfreiwilliger Mitarbeiter am großen Kladderadatsch? Nicht jede Soldatenmißhandlung ein Tropfen in den Kelch, der zum Überlaufen kommen soll? Nicht jede Verteidigung, wo einfach Unrecht zu bekennen wäre, eine neue Verletzung berechtigter Empfindsamkeit? —

Die Kräfte, die zur Vorbereitung einer Umwälzung lebendig werden, erwachsen oft aus den scheinbar unbedeutendsten Geschehnissen. Man kann ihr Vorhandensein fühlen, wenn auch nicht beweisen.

Das Reich ist nicht einmal zu der Einsicht gelangt, daß eine gerechte Steuerreform — bei der das arbeitslose Einkommen für den Gemeinsäckel einbezogen wird — geboten sei. Wie es scheint, hält man eine soziale Besserung zunächst in der Advokatenkaste für eine dringliche Aufgabe der Gesetzgebung. Wenn nur wohlanständige, in der Obedienz vor den staatlich gebilligten Meinungen erprobte Juristen in bestimmter Zahl zur Anwaltschaft zugelassen zu werden brauchen, hat man dem sozialen Schreckgespenst einen Finger gekrümmt — denn, entsetzlich, unter den Rechtsanwälten giebt es bereits sozialdemokratische!

Gehört nicht auch der Antrag des Grafen Kanitz auf Verstaatlichung des Getreidehandels zu den Artikeln, die dereinst in der Geschichte der sozialen Revolution ein Blatt beanspruchen? Absichtsloser ist wohl nie Jemand Mitarbeiter am großen Kladderadatsch geworden, als gerade der Urheber der Idee vom Getreidemonopol, der für sich und Seinesgleichen am Ausgange des neunzehnten Jahrhunderts das Recht und die Macht beansprucht, dem übrigen bedürftigen Volke einen Preis für Brot u. s. w. zu diktieren, wie er selbst bei den höchsten Getreidezöllen nicht zu befürchten steht. Und zwar bloß, um die von Getreide entleerten Säcke des Grafen Kanitz und Genossen unversiegbar mit Gold und Silber zu füllen!

Der Antrag wird von Segen sein. Er zeigt, daß die Selbstsucht in den besitzenden Klassen durch Vernunftgründe und Kirchenbauten nicht zu beseitigen ist, und er wird anderen Anträgen die Wege ebenen, wie z. B. dem Begehren, das Sondereigentum an Grund und Boden, insbesondere an den Bergwerken, unterschiedslos aufzuheben.

Wer gründliche Gesundung unserer Verhältnisse herbeiführen will, darf sich nicht fürchten, das, was ist, zu erkennen und das, was sein soll, auszudenken. Er muß unbeirrt die Konsequenzen ziehen und in gesetzgeberische Thaten umzusetzen suchen. Auch die radikalsten Umgestaltungen können sich auf friedlichem Wege vollziehen.

Soll die soziale Frage eine glückliche Lösung finden, so muß jedenfalls Eins eingeschränkt werden: die unwillentliche Mitarbeiterschaft am großen Kladderadatsch, und zwar in den oberen Regionen, wie in den unteren.

Jena, den 12. April 1894. Ernst Harmening.

## Bemerkungen über die Schule.

Von Gustav Baader in Berlin.

Der Verfasser des Aufsatzes in Nr. 13 d. Bl. „Betrachtungen über Schule und Erziehung" teilt seine Erfahrungen, welche er bei der Erziehung seiner zwei Knaben gemacht hat, doch jedenfalls in der Meinung mit, daß die von ihm befolgte Erziehungsmethode von glücklichem Erfolge gewesen sei und er sie deshalb anderen Eltern als Wegweiser empfehlen dürfe.

Wie der Verfasser angiebt, sind seine beiden Söhne tüchtige Männer in dem von ihnen gewählten Berufe geworden; aber unter welchen Opfern sowohl seitens der Eltern wie der Söhne ist dieses Ziel erreicht worden! Daß ich materielle Opfer nicht meine, sei, um möglicher Mißdeutung vorzubeugen, kurz gesagt. Seinen beiden gutgearteten und intelligenten Kindern kam jedoch der nötige Fleiß und die erforderliche Ruhe zum Lernen erst nach dem 20. Jahre, und die Zeit bis dahin nennt er selbst eine zehnjährige leidenreiche Zeit, jedenfalls für Eltern und Kinder; denn wenn auch nicht ausgesprochen, so galt es doch in jener Zeit der Phantasie und der freien Denkthätigkeit der Kinder enge Grenzen zu ziehen und sie *innerhalb der Gesetze denken und handeln* zu lehren.

Solche Richtschnur für die Erziehung der Kinder mag ganz vortrefflich geeignet sein, tüchtige Staatsbeamten heranzubilden, die den Staatswagen weder nach rechts noch nach links aus dem gewohnten Geleise schieben; aber charaktervolle, selbstbewußte Menschen werden durch solche Erziehung nimmermehr herangebildet, und damit wird der Zweck der Erziehung verfehlt.

Wer die Kinder beim Spielen beobachtet, wird wahrnehmen, wie verschieden die Anlagen, Neigungen und Talente bei ihnen sind, und dieser Verschiedenartigkeit sollte die größte Aufmerksamkeit und Beachtung der Erzieher zugewandt werden; an dankbaren und fleißigen Schülern wird es, falls die Eigenart Berücksichtigung findet, nicht fehlen, denn das Kind ist für Wohlwollen und Unterricht immer dankbar; und daß es ihm am nötigen Fleiße nicht fehlt, beweisen die Schweißtropfen, die beim Spielen oftmals auf dem Kindesgesichte perlen.

Nach meiner Meinung werden in der Schule an die Kinder Anforderungen gestellt, denen ein kräftiges und gewecktes Kind sich nur schwer und mit Widerwillen fügen kann. Bis zum vollendeten sechsten Jahre in meist ungebundener Freiheit aufgewachsen, soll es, gänzlich unvermittelt, der Schulordnung sich fügen, soll Mund, Hand und Fuß nur mit Erlaubnis oder auf Befehl des Lehrers rühren, sich mit etwas beschäftigen, dessen Wert ihm gänzlich unerkennbar ist. Es beginnt mit dem Schulbesuche eine Leidenszeit für das Kind, die nicht etwa mit der erzwungenen Angewöhnung an die Schulordnung beendigt ist, sondern die, wie der Verfasser selbst sagt, während der ganzen Schulzeit fortdauert; sie ist eines jener sogenannten notwendigen Übel, an denen unsere jetzige Zeit so überreich ist.

Der Verfasser scheint nicht zu ahnen, daß er in seinem Aufsatze die schärfste Verurteilung der bestehenden Schuleinrichtungen ausspricht, denn einen herberen Tadel kann eine Einrichtung wohl nicht erfahren, als den, wenn auch nicht beabsichtigten Vorwurf, über Eltern und Kinder eine zehnjährige Leidenszeit herbeigeführt zu haben. Wenn nicht mehr Dressur, sondern die Förderung und Ausbildung aller menschlichen Anlagen die Aufgabe der Schule sein wird, wird es keine zehnjährige Leidenszeit mehr geben.

## Vermischtes.

*Gegen die akademischen Trinksitten* wendet sich eine Ansprache der katholischen Bischöfe in der Schweiz, aus der die Zeitschrift des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke folgendes Stück heraushebt: „Einer der bedenklichsten Auswüchse der Trinksitten ist der Trinkzwang der Akademiker. An höheren Studienanstalten können die Mitglieder gewisser Vereine statutenmäßig genötigt werden, sich zu betrinken. Sie müssen trinken, auch wenn das Bedürfnis zu trinken fehlt, auch wenn ihre Gesundheit gegen das Übermaß protestiert, auch wenn sie sich damit unter das Tier erniedrigen. Alle Rücksichten auf Menschenwürde und Moral und Gesundheit müssen da verstummen und zurückweichen vor dem sinnlosen Trinkzwang. Es ist in diesen Kreisen nicht genug, daß es jedem freisteht, unmäßig zu sein, nicht genug, daß die Unmäßigkeit nicht mehr als Schande gilt, sie wird sogar statutarisch vorgeschrieben. Weiter kann wohl der Widerspruch gegen das Sittengesetz nicht mehr getrieben werden. Dieses Joch eines unsittlichen Zwanges legen die unvernünftigen Trinksitten auf den Nacken der meisten jungen Akademiker, um dieselben, die Blüte unserer Jugend, die Hoffnung unseres Vaterlandes, an Leib und Seele zu verderben. Wir verlangen an dieser Stelle nicht völlige Enthaltung von geistigen Getränken, wir sagen nur: dieser unsittliche Zwang soll gebrochen werden, es soll für die jungen Männer die Freiheit zurückerobert werden, nüchtern und mäßig zu sein, die Freiheit, als vernünftige Menschen und gute Christen ihre Erholung zu genießen, die Freiheit, nicht selbstmörderisch gegen das eigene Fleisch zu wüten. Wir verlangen, daß die Hoffnungen von Familie, Kirche und Vaterland nicht in ihren schönsten Blüten durch eine wahnsinnige Unsitte geknickt werden, welche allzuoft bewirkt, daß gerade in jenen Fällen die bittersten Früchte geerntet werden, in welchen die schwersten Opfer gebracht wurden."

## Auf dem Friedhof.

Von Ludwig Schiff in Karlsruhe.

Wir standen im Kreise
Am offnen Grab —
Sie senkten leise
Die Bahre hinab.
Geschmückt war mit Blumen
Und Kränzen der Sarg,
Die köstlichste Blume
Im Innern er barg. —
Ein Mägdelein, kaum erst
Zur Jungfrau erblüht,

Das Herze so rein,
So reich das Gemüt!
Die Seele im Tiegel
Der Schmerzen gestählt,
Krystallklarer Spiegel
Unendlicher Welt! —
Des Spiegels Scherben
Versenkt in der Gruft! —
Vom Leben zum Sterben
Wie endlos die Kluft!

Und draußen leuchtet der Sonnenschein
Weithin über Fluren und Felder,
Der Frühling ruft seine Melodei'n
Durch die lauschenden, rauschenden Wälder!
Es eilt über Dämme und Brücken
Hoch über des Stromes Bette
Das Dampfroß, dem Winde zur Wette,
Mit dem Freunde den Freund zu beglücken.
Und klarblau umspannt der Himmel
Der Erde fröhlich Gewimmel!

O herrliche Welt!
So schön! So weit!
Du füllst mein Herz
Mit Bitterkeit!
Von allen Freuden

Ein ewiges Scheiden!
Das Leuchten erlischt!
Das Bild verwischt!
Der Ton verklingt!
Die Welt versinkt! —

Nicht Thränenflut, nicht Herzeblut,
Nicht heißer Mutterliebe Glut
Kann teure Tote wecken —
Und wenn Du weinst — getrost! dereinst
Auch Dich wird Erde decken!
Und wenn Du klagst und schier verzagst
Und nimmer kannst vergessen,
Ist's besser, sag! nicht tausendfach,
Als hättest nie besessen? —

## Bücherbesprechungen.

**Ethical Addresses.** First Series. No. 1: What Do We Stand for? By Felix Adler. S. Burns Weston, Publisher. 118 South Twelfth Street, Philadelphia. 1894. (15 p.)

Dem Wunsche entsprechend, daß regelmäßig Vorträge, welche in den amerikanischen ethischen Gesellschaften gehalten wurden, veröffentlicht werden möchten, haben sich die Führer der ethischen Bewegung in Amerika entschlossen, jährlich zehn ausgewählte Reden zu publizieren, und Herr S. Burns Weston in Philadelphia, der Managing Editor des International Journal of Ethics, hat die Herausgabe übernommen. Der jährliche Subskriptionspreis für die Serie beträgt 3 Mk., einzelne Hefte kosten 40 Pf.

Die vorliegende treffliche Rede des Begründers der Gesellschaften für ethische Kultur eröffnet die Serie. Sie entwickelt in kürzester Fassung das Programm der ethischen Gesellschaften. Das besondere Evangelium, welches sie predigen, ist dieses: daß das gute Leben allen ohne die vorherige Annahme irgend eines religiösen Glaubens oder einer philosophischen Theorie möglich ist, daß der Weg des Rechten ohne den Umweg durch das Land des Glaubens oder der Philosophie betreten werden kann. Aber darin liegt keine Verwerfung des Glaubens an Gott oder an Christus; die ethischen Gesellschaften sind nicht Gesellschaften von Freidenkern oder Agnostikern; viele ihrer Mitglieder gehören dieser Richtung in der That an, andere aber sind gottesgläubig. Die ethischen Gesellschaften als solche erklären sich weder für noch wider den Gottesglauben, — sie sind der gemeinsame Boden, auf welchem alle, die das Gute wollen, welchen Glauben sie auch haben mögen, zusammenkommen können.

Das zweite Heft in der Serie, „An Ethical View of Life“, reproduziert die Rede, welche Herr W. M. Salter im vorigen Winter in Berlin gehalten hat und welche in diesem Blatte in deutscher Übersetzung (und auch im Sonderabdruck bei Ferd. Dümmler in Berlin) erschienen ist. Die folgenden Hefte werden Vorträge von W. L. Sheldon, Stanton Coit und M. M. Mangasaeian enthalten. G. v. Gizycki.

---

**Amerikanisches Bildungswesen.** Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht der zweiten Städtischen Realschule (Höheren Bürgerschule) zu Berlin. Ostern 1894. Von Professor Dr. Emil Hausknecht. Berlin 1894, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung (Hermann Heyfelder). 29 Seiten. 4°.

Wir empfehlen dieses instruktive Schriftchen, welches der Verfasser auf Grund eines umfangreichen Materials, das er im Sommer und Herbst 1890 und 1893 in den Vereinigten Staaten gesammelt, ausgearbeitet hat, allen Denen, welche sich für das höhere Unterrichtswesen der jungen Männer und Frauen interessieren.

G. v. Gizycki.

---

## Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

### Abteilung Berlin.

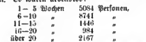
In der Versammlung der sozialen Gruppe sprach am 22. März Herr A. Massini über

**„Die Ethik der verkürzten Arbeitszeit“.**

Der Redner führte aus, daß die Bestrebungen, die Arbeitszeit zu verkürzen, schon seit mehr als hundert Jahren existierten und nicht nur von den Arbeitern, sondern auch von Männern der Wissenschaft unterstützt worden seien. So sei schon Helvetius für eine siebenstündige und Hufeland für eine sechsstündige Arbeitszeit eingetreten. Wenn trotzdem die Mehrzahl der Arbeitgeber gegen eine Verkürzung der Arbeitszeit agitiere, so liege dies daran, daß die Arbeitgeber noch nicht begriffen hätten, daß die Verkürzung ihre eigenen Interessen fördern würde. Eine Verkürzung der Arbeitszeit würde nicht nur keinen Niedergang der Löhne, sondern sogar eine Erhöhung derselben und außerdem die Anstellung vieler Arbeitslosen zur Folge haben, so daß die Kaufkraft des ganzen Volkes einen so bedeutenden Aufschwung nehmen würde, daß der Gewinn eines jeden einzelnen Fabrikanten durch den erhöhten Absatz den Verlust durch die höheren Löhne bedeutend übersteigen müßte. Als Beweis für diesen Grundsatz führte der Redner folgende Beispiele an: In England trat im Jahre 1838 eine Verkürzung der Arbeitszeit ein. Die Löhne stiegen darauf um 10%. Im Jahre 1838 gab es 4217 Manufakturen, die 356 689 Personen beschäftigten, im Jahre 1860 gab es hingegen 6378 Manufakturen, die 775 534 Personen beschäftigten. In der Baumwollen-Industrie trat im Jahre 1850 eine fernere Reduktion der Arbeitszeit ein, und während im Jahre 1850 nur 17 099 231 Spindeln thätig waren, betrug die Anzahl der Spindeln im Jahre 1865 30 387 267. Die Anzahl der fabrizierten Yards betrug im Jahre 1850 914 773 563, im Jahre 1865 4 431 281 728, was eine Zunahme von 394% bedeutet. Auch nach der Verkürzung der Arbeitszeit im Jahre 1850 stiegen die Löhne um 10—20%.

Wenn so die Verkürzung der Arbeitszeit schon aus praktischen und kommerziellen Rücksichten empfehlenswert sei, so sei sie aus ethischen Rücksichten eine absolute Notwendigkeit. Die Arbeitslosigkeit und das Elend nehme in furchtbarer Weise zu. In Hamburg sei am 11. Februar dieses Jahres eine Arbeiter-Enquete veranstaltet, welche folgendes Resultat ergeben habe:

Von den 53 75? befragten Arbeitern waren 34 634 verheiratet und 19 122 ledig. Die Anzahl der zu ernährenden Familienangehörigen betrug 138 851. Zur Zeit der Enquete waren von den Befragten 18 981 ganz arbeitslos und hatten vom Tage der Aufnahme rückwärts gerechnet zusammen 191 013 Wochen zu verzeichnen, in welchen sie keine Arbeit hatten. Im Durchschnitt kamen auf die Einzelnen 10,37 Wochen Arbeitslosigkeit. Es waren arbeitslos:



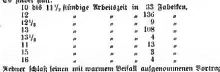
| | | | |
|---|---|---|---|
| 1— 5 | Wochen | 5084 | Personen, |
| 6—10 | „ | 8741 | „ |
| 11—15 | „ | 1446 | „ |
| 16—20 | „ | 984 | „ |
| über 20 | „ | 2167 | „ |

Außer den 18 981 ganz arbeitslosen Personen waren 13 934 teilweise arbeitslos.

Der größte Teil dieses Elendes der Arbeitslosen könne durch Reduktion der Arbeitszeit beseitigt werden, da die Arbeitszeit in den meisten Fabriken noch eine ganz enorme sei.

Der Fabrikinspektor aus dem Großherzogtum Hessen berichtete im Jahre 1885 Folgendes:

Es findet statt:



| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| 10 bis 11½ | stündige | Arbeitszeit | in | 33 | Fabriken, |
| 12 | „ | „ | „ | 136 | „ |
| 12½ | „ | „ | „ | 9 | „ |
| 13 | „ | „ | „ | 108 | „ |
| 13½ | „ | „ | „ | 4 | „ |
| 11 | „ | „ | „ | 13 | „ |
| 15 | „ | „ | „ | 3 | „ |
| 16 | „ | „ | „ | 4 | „ |

Redner schloß seinen mit warmem Beifall aufgenommenen Vortrag mit der Bemerkung, daß auch der geringste Arbeiter über soviel freie Zeit verfügen müsse, daß er nach seiner Arbeit noch genügend Muße und vor allem auch noch die Kraft habe, sich mit Kunst, Wissenschaft und Politik zu beschäftigen. Ein abgearbeiteter Mensch suche nur Erholung in der Befriedigung seiner materiellen Bedürfnisse, und nur ein Arbeiter, dessen Spannkraft noch nicht durch übermäßige, gesundheitsschädliche Arbeit verbraucht sei, könne sich höheren geistigen Interessen widmen. Nur durch eine Verkürzung der Arbeitszeit könne ein Zustand geschaffen werden, in welchem Gerechtigkeit und Menschlichkeit walten.

E. Bachmann.

---

## Leipziger Gesellschaft für ethische Kultur.

Die am Sonntag, den 11. März, vormittags 11 Uhr von der „Leipziger Gesellschaft für ethische Kultur“ einberufene öffentliche Versammlung hatte sich eines sehr guten Besuches zu erfreuen. Neben verschiedenen Gelehrten unserer Stadt bemerkten wir zahlreiche Damen aus den oberen Ständen, außerdem aber viele Sozialdemokraten, namentlich Mitglieder des „Arbeitervereins“, der die Verbreitung einer größeren Bildung unter den Arbeitern erstrebt, allerdings unter Hervorkehrung einer sozialistischen Färbung. Als Vortragender war Herr Geheimrat Professor W. Foerster aus Berlin erschienen, einer der Leiter der ethischen Bewegung in Deutschland. Das von ihm behandelte Thema lautete:

**„Die ethische Bewegung und der soziale Frieden“.**

In seiner Einleitung wies der Vortragende den der ethischen Bewegung öfters gemachten Vorwurf zurück, daß die Anhänger derselben nur weichherzige Gemüter seien, denen die Spannkraft im Kampf des Lebens abgehe. Es sei falsch, im Ausbruche der Leidenschaft Energie zu erkennen. Leidenschaftlichkeit sei die größte Schwäche, die Knechtschaft der höheren Antriebe des Menschen unter dem Joche der niederen Regungen. Die höchste Energie sei die Selbstüberwindung, und das Bestreben der ethischen Bewegung sei darauf gerichtet, diejenigen, welche sich selbst überwinden wollen, die Friedfertigen, zu einer schaffenskräftigen Gemeinschaft zu verbinden.

Der Mensch sei ein soziales Lebewesen, aber für seine volle sittliche und geistige Entwickelung bedürfe er eines unerläßlichen Maßes von Bewegungsfreiheit mitten in der sozialen Gebundenheit. Zwischen den Anforderungen der sozialen Gemeinschaft und der Freiheit des Individuums bestehe ein unablässig hin- und herwogender Kampf. Die Veredelung dieses Kampfes sei eines der wesentlichen Ziele der ethischen Bewegung.

Die Gemeinschaftsbildung steigere und veredele das Individuum in mehrfacher Hinsicht. Indem sie jeden Einzelnen nach seiner Eigenart für das Ganze am nutzbarsten zu machen sucht, stärke sie die Leistungsfähigkeit und die Befriedigung des Individuums. Indem sie die Selbstüberwindung durch edle Unterordnung kultiviert, erhöhe sie die sittliche Freiheit des Individuums. Indem sie die Irrungen der Einzelnen ausgleicht, führe sie zu höherer gemeinsamer Wahrheit.

Aber allen diesen günstigen Wirkungen der Gemeinschaftsbildung stehen Gefahren und Übertreibungen gegenüber, welche immer und immer wieder zu mehr oder minder berechtigten Auflehnungen der Einzelnen gegen die soziale Organisation und zu vorübergehendem

Vorwiegen anarchischer Zügellosigkeit der Individuen Anlaß geben. Jene Gefahren der Gemeinschaftsbildung bestehen in der aus übermäßiger Bindung der Einzelnen hervorgehenden Verkümmerung ihrer Eigenartigkeit, am meisten aber darin, daß unter Umständen die Leidenschaft und der Übermut, überhaupt alle Schärfen des Egoismus durch den Gesamtegoismus der Gemeinschaft gesteigert werden. Gerade die geringeren Individuen seien der Gefahr am meisten ausgesetzt, von der Stärke und dem Selbstgefühl der Gemeinschaft berauscht zu werden und dabei an ihrem Gewissen und ihrem Mitgefühl gerade in dem Glauben an die Rechtfertigung ihres Thuns durch das Wohl der Gemeinschaft die stärkste Einbuße zu erleiden, besonders wenn sie unglücklicherweise von der Gemeinschaft mit einer Autorität bekleidet werden, die in einem großen Mißverhältnis zu ihrem individuellen Werte steht. Sie verwechseln dann die ihnen geliehene Kraft mit der eigenen und verfallen leicht der gefährlichsten Willkür des Gebrauches dieser Kraft. Mit einem Worte, es sei der soziale Terrorismus jeder Art, welcher in nicht ethisch durchgebildeten Gemeinschaften leicht zur Herrschaft kommt.

Dieser Terrorismus werde von Vielen ertragen, solange die Gemeinschaft ihnen deutliche Vorteile oder die Aussicht auf solche bietet. Die edleren Individuen bekämpfen ihn, gleichviel, ob er ihnen überwiegend Vorteile oder Nachteile bringt. Gegenüber allen solchen Gefahren der Gemeinschaftsbildung, oder ebenso auch gegenüber denjenigen Gefahren, welche eine gegen dieselbe reagierende übermäßige Losgebundenheit individueller Willkür mit sich bringt, bedürfe es „reiner“ Gemeinschaftsbildungen, welche dem Individuum keine Autorität verleihen und ihm an sich keine äußeren Vorteile bieten, weil sie selber diejenige äußere Macht und Autorität nicht erstreben, durch deren kollektiven Miterwerb der sittliche Adel und die sittliche Freiheit des Individuums sehr leicht in gewissem Grade vermindert wird. Solche Gemeinschaften wollen die ethischen Gesellschaften sein, sie wollen eben so sehr gegen jede Art von sozialem Terrorismus als gegen jede Art von gesetzloser Willkür des Individualismus kämpfen und höheren sozialen Frieden auf die ethische Verbindung sozialer Organisation mit individueller Freiheit zu begründen suchen.

Dieser ethische Bund, welcher allmählich alle Kulturvölker, ja die ganze menschliche Gesellschaft umfassen solle, kenne keinerlei beschränkende Aufnahmebedingungen und kenne auch keinen Ausschluß; denn derjenige, der sich am weitesten von den Zielen des Bundes entfernt hat, bedürfe gerade am meisten der Hilfe desselben. In Allen müsse das Gefühl lebendig werden, daß Hingebung an die Gemeinschaft unter Wahrung der sittlichen Freiheit die vornehmste Pflicht des Einzelnen sei. Tiefstes Glück, unnennbare Seligkeit werde denen zu teil, die sich begeistert solcher Mitarbeit zur Erreichung höheren Glückes für Alle widmen.

In der auf den Vortrag folgenden Diskussion nahmen das Wort die Herren Cäsar Astfalck (Vorsitzender der „Teutoburger Partei“), Lange (Vorsitzender des Arbeitervereins), Weisheit (Anarchist) und Bosse (Mitglied des Arbeitervereins), sowie Herr Dr. Brosch. In vielen Punkten stimmten sie den Ausführungen des Vortragenden bei. Herr Astfalck riet der ethischen Bewegung, ihre Hauptaufmerksamkeit dem Familienleben, insbesondere demjenigen der Mittelstände zuzuwenden. Die Vertreter der Arbeitervereine wahrten die Verschiedenheit ihres Vorgehens, erklärten sich aber in den Zielen mit dem Vortragenden einverstanden. Sie begrüßten es mit Freuden, daß die ethischen Gesellschaften einen Boden schaffen, auf welchem sich die verschiedensten Parteien aussprechen und gegenseitig fördern könnten. Darüber sei man auch bei ihnen einig, daß der Kampf der Zukunft mit geistigen Waffen zu führen sei; sie haben hervor, daß die Kultur und die freiheitliche Entwickelung dem politischen Vorgehen der Arbeiterschaften bereits viel zu danken habe und noch mehr verdanken werde.

In den Schlußworten dankte Prof. Foerster für die freundliche Aufnahme, die sein Vortrag gefunden habe, obgleich er kein Volksredner sei. Die ethischen Gesellschaften werden es sich angelegen sein lassen, das gegenseitige Verständnis der verschiedenen Volksklassen untereinander zu fördern; sie glaubten gerade den Arbeitern Vieles zur Läuterung und Sicherung ihrer berechtigten Bestrebungen bringen, aber auch von ihnen lernen zu können.

---

Es ist nicht wohlgethan, ihr Seelenretter,
Wenn ihr erlaubte Lust so streng verpönt.
Geschützt am besten gegen schlimmes Wetter
Ist, wer sich früh an frische Luft gewöhnt.

Johannes Bohl.

---

## Briefkasten.

Fräulein **Helene Lange** in Berlin schreibt uns:

„In Nr. 13 der „Ethischen Kultur“ findet sich eine Kritik von Elisabeth Mießner über einen Artikel in der von mir herausgegebenen Zeitschrift „Die Frau“: Religiosität und Frauenfrage von E. Gnauck-Kühne. Ich darf wohl annehmen, daß die Redaktion mit diesem Artikel nicht bekannt ist, sonst würde vermutlich der Gegenartikel keine Aufnahme gefunden haben, da er zum Teil die Ausführungen von Frau Gnauck direkt umdreht, ein Verfahren, das zu unterstützen sicherlich nicht in der Absicht des Blattes für Ethische Kultur liegt. Ich gestatte mir daher, um die Aufnahme der nachfolgenden Zeilen zu ersuchen.

Frau Gnauck führt in ihrem Artikel aus, daß wissenschaftliche Bildung und Religiosität sehr wohl zusammengehen können, daß der Gebildete sogar auf dem Wege zu einer vergeistigten Gotteserkenntnis einen großen Vorsprung vor dem Halbgebildeten habe. Aus diesen Sätzen zieht Fräulein Mießner die Folgerung: „Wer nicht denselben Prozeß (nach ihrer Definition „den Sprung ins Mystische“) durchmachen kann wie die Verfasserin, der ist ein Halbgebildeter.“ Die beiden Sätze: „Der Halbgebildete hat es schwerer religiös zu sein“ und: „wer nicht religiös ist, ist halbgebildet“ sind aber eben so wenig identisch wie etwa die Sätze: „Die Frau hat es nicht leicht, sich allein durch das Leben zu bringen“ und: „wer sich nicht leicht allein durch das Leben bringen kann, ist eine Frau“.

Was Frl. Mießner weiterhin über die Ausführungen der Verfasserin, die Unerforschlichkeit gerade der feinsten und tiefsten Lebensprobleme betreffend, bemerkt, giebt kein besonderes Vertrauen zu der Tiefe ihrer eigenen Studien. Vor diesen Problemen stehen gerade die bedeutendsten exakten Forscher mit einem „Ignorabimus“; vor ihnen fühlt auch ein Goethe „kindliche Schauer treu in der Brust“ und empfindet „die ruhige Verehrung des Unerforschlichen“ als das höchste Glück eines denkenden Menschen. Aber vielleicht ist Frl. Mießner auch über Goethe hinaus.

Den versteckten Angriff, der sich gegen mich selbst richtet, würde ich übergehen, wenn ich es der Sache wegen dürfte. Frl. Mießner berichtet, eine der Führerinnen der Frauenbewegung habe sich „öffentlich gegen die Kampfgenossenschaft mit Atheistinnen verwahrt“. Dieser Satz bezieht sich auf eine Versammlung, in der ich öffentlich die Behauptung des Herrn von Leixner, die Führerinnen der Frauenbewegung seien Atheistinnen, zurückgewiesen habe. Was die „Kampfgenossenschaft“ betrifft, so gehört es nicht zu meinen Gewohnheiten, Menschen, mit denen ich arbeite, nach ihrem Glaubensbekenntnis zu fragen, wenn sie nur gut und tüchtig sind. Das ist Frl. Mießner sehr wohl bekannt, und eben das macht ihre Behauptung unentschuldbar. Daß ich im übrigen Menschen, die heute noch in dem unwissenschaftlichen und unphilosophischen Materialismus der fünfziger Jahre stecken bleiben, für halbgebildet erkläre habe, ist völlig richtig; ich konstatiere das gern nochmals als meine Ansicht. Einen exakten Forscher aber wie Darwin, dessen Resultate nur die Ignoranz zu leugnen vermag, habe ich niemals mit den Vertretern jener seichten Richtung zusammen genannt.“

Fräulein **Elisabeth Mießner** in Berlin erwiedert hierauf:

„1. Fr. E. Gnauck-Kühne zeigt in dem besprochenen Artikel nirgends die Absicht, zu erweisen, daß „wissenschaftliche Bildung und Religiosität sehr wohl zusammengehen können.“ Was sie beweisen will, ist, daß wissenschaftliche Bildung in der Regel zur Religiosität führen muß! Diejenigen, bei denen die überlieferten Dogmen mit der Wissenschaft in Konflikt geraten sind, scheidet sie in zwei Gruppen: „Die einen gehen abwärts“ zur „materialistisch-atheistischen Auffassung,“ „die anderen aufwärts zu einer geläuterten, durchgeistigten Gotteserkenntnis.“ Und nun beschreibt sie den Weg des Gebildeten, auf dem er zur Gotteserkenntnis gelangt, und den Weg des Halbgebildeten zum Atheismus, indem sie stets den Gebildeten und Gläubigen einerseits dem Halbgebildeten und Atheisten andererseits gegenüberstellt.

2. Verlangt die tiefste Bildung wirklich, daß wir uns eine feste Grenze setzen? Ist unsere Erkenntnis unvollkommen, so ist auch das Erkennen der Grenze unserer Erkenntnis unvollkommen. Und in der That ist stets die Grenze des als unerforschlich Angenommenen im Laufe der Jahrhunderte weiter und weiter hinausgerückt worden, und wird vermutlich beständig hinausgerückt werden. Es ist daher kein Hochmut, wenn der Durchschnittsmensch von heute über diese oder jene Anschauungen hervorragender Geister der vergangenen Zeiten „hinaus“ ist. Jedenfalls wird auch Frl. Lange sehr wohl wissen, daß die an sich so wertvollen naturwissenschaftlichen Forschungen unseres großen Meisters Goethe von der heutigen Wissenschaft überholt und berichtigt worden sind, während übrigens die Ansichten der anerkanntesten Naturforscher über den Wert der Darwinischen Forschungen noch immer geteilt sind. Durch Anerkennung absoluter Autoritäten verschließt man sich allerdings den Weg zu selbständiger Erkenntnis.

3. Es ist mir unbegreiflich, wie Frl. Lange von einem „versteckten Angriff“ gegen sie reden kann; machte ich sie doch zwei Tage vor dem offiziellen Erscheinen meines Artikels persönlich auf die sie betreffende Stelle aufmerksam. Sie mußte wissen, daß ich es für Thatsache hielt, sie habe die Frauen, welche sich auf Büchner, Vogt u. a. stützen, als Halbgebildete bezeichnet, mit denen in der Frauenfrage nicht gerechnet werden könne. Ich mußte umsomehr überzeugt sein, diese Äußerungen wären thatsächlich gefallen, als ich wußte, daß sie den Artikel in der Volkszeitung, der darüber berichtete, kannte, ohne eine Erwiderung zu bringen. Woher mir „sehr wohl bekannt“ sein soll, daß Helene Lange Seite an Seite mit Atheistinnen kämpft, ist mir unerfindlich.

Ich würde mich aber im Interesse der Frauenbewegung gefreut haben, wenn sie sich veranlaßt gesehen hätte, den von mir beklagten engherzigen Standpunkt nicht nur zum kleinsten Teil, sondern vollständig abzuweisen.“

---

### Druckfehlerberichtigung.

In voriger Nummer muß die letzte Zeile lauten: „Für kleine Ziele springt niemand ins Feuer.“

# Preisausschreiben.

Die „Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur“ wünscht die Abfassung eines volkstümlichen Handbuches der humanen Ethik auf wissenschaftlicher Grundlage, welches Lehrer und Eltern anleitet, einen von trennenden Voraussetzungen religiöser oder metaphysischer (einschließlich materialistischer) Art freien ethischen Unterricht zu geben.

Für die Lösung dieser Aufgabe bestimmen wir einen Preis von

**4000 (Viertausend) Mark.**

Preisrichter sind:

Herr Geh. Regierungsrat Dr. Wilhelm Foerster, Professor an der Universität zu Berlin;
" Dr. Georg v. Gizycki, Professor an der Universität zu Berlin, Herausgeber der Wochenschrift „Ethische Kultur“;
" Dr. Friedrich Jodl, Professor an der deutschen Universität zu Prag;
" Gustav Maier, zu Ermatingen (Schweiz);
Frau Jeanette Schwerin zu Berlin;
Herr Lehrer J. Tews zu Berlin;
" Dr. Ferdinand Tönnies, Professor an der Universität zu Kiel.

Die Preisrichter sind von der Mitbewerbung ausgeschlossen.

Bewerber wollen ihre Arbeiten mit einem Motto, jedoch ohne Namen des Verfassers und in Begleitung eines mit dem gleichen Motto versehenen, geschlossenen Kouverts, welches Namen und Adresse enthält, bis längstens 1. Oktober 1896 an den 1. Vorsitzenden der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, Professor Dr. Wilhelm Foerster (Berlin SW., Enckeplatz 3a) einsenden.

Die Bekanntgabe des Urteils soll möglichst bald, jedoch spätestens bis zum Oktober 1897 erfolgen.

Die Gesellschaft behält sich indessen vor, falls bis zum angegebenen Zeitpunkte eine vollkommen entsprechende Arbeit nicht eingelaufen sein sollte, den Preis nochmals auszuschreiben.

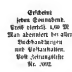
Die Auszahlung des Preises erfolgt sofort nach Verkündigung des Urteils. Mit derselben wird die gekrönte Arbeit Eigentum der Gesellschaft; doch wird es hierdurch nicht ausgeschlossen sein, den Verfasser an etwaigen Rein-Erträgen der Verbreitung des Handbuchs angemessen zu beteiligen. Die übrigen Arbeiten werden den Einsendern zur Verfügung gestellt.

Berlin, Ende März 1894.

**Der Hauptvorstand**
der
**Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.**
J. A.: **W. Foerster. F. Jodl.**



Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12




# Ethische Kultur

Inserate:
Die viergespaltene
Petitzeile 40 Pf.
Annahme in allen
Annoncenbureaux
und in der
Expedition SW.,
Zimmerstraße 94.

## Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Herausgegeben von
**Dr. Georg von Gizycki,**
Professor der Ethik an der Universität zu Berlin.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

| II. Jahrgang. | Berlin, den 28. April 1894. | Nr. 17. |
|---|---|---|





## Bemerkungen zur Frauenfrage.

Von Irma von Troll-Borostyáni in Salzburg.



Alle auf prinzipieller Rechtsungleichheit aufgebauten sozialen Institutionen wirken sittlich verderblich, sowohl für die Bevorrechteten wie für die Unterdrückten, da sie in beiden die moralischen Begriffe fälschen, in dem Einen wie in dem Anderen eine ganze Reihe sittlicher Defekte zeitigen und soziale Zustände hervorrufen, welche ihrerseits wieder den Herd mannigfachster sittlicher Verirrungen bilden.

Die Geschichte belehrt uns darüber, wie der Cäsarenwahnsinn autokratischer Selbstherrlichkeit mit seinem verbrecherischen sic volo, sic jubeo, neben dumpfem, stumpfem Sklavensinn der Unterjochten ganze Völker, trotz ihrer glänzendsten äußeren Kulturerrungenschaften, dem Untergang entgegengeführt hat, weil die uneingeschränkte Herrschaft der Bevorrechtigten im Verein mit der Erschlaffung der ihrer natürlichen Menschenrechte Beraubten den innersten Kern der Völker der Fäulnis anheimfallen ließ.

Und dem Blicke auf die Gegenwart bietet sich nicht minder ein Bild krankhafter sozialer Zustände dar, welche in der ungleichen Verteilung natürlicher Rechte ihre Wurzel haben.

Unsere Zeit ist emsig bestrebt, dafür allerlei Linderungsarzneien ausfindig zu machen. Die Sozialgesetzgebung befaßt sich mit Herausklügelung verschiedenster Palliatiomittelchen, um die großen Eiterbeulen am sozialen Körper — nicht zu kurieren, nein, sie nur für den Augenblick weniger schmerzhaft zu machen. Doch ist es damit nicht gethan, daß man sie mit allerlei Pflästerchen überklebt, unter welchen sie ungehindert immer weiter und tiefer schwären. Sie müssen ausgeschnitten und das Blut muß regeneriert werden. Und dies kann nur geschehen, indem man aus dem sozialen Organismus das Gift rechtlicher Ungleichheit ausscheidet und den frischen, reinen Quell unentwegter Gerechtigkeit in seine Poren leitet.

In den politischen, kirchlichen und nationalen Wirrnissen unserer Zeit wogt der Kampf, wenn auch nur dem tiefgründenden Auge erkennbar, doch in letzter Linie um nichts anderes, als um die Erzwingung gleicher Gerechtigkeit für Jeden und Alle. In unverhüllter Schärfe tritt er in der großen sozialen Frage auf die Bildfläche des Volkslebens, und so handelt es sich auch in jenem Gliede derselben, das wir die F r a u e n f r a g e nennen, nur um Befreiung des einen Geschlechtes von dem Joche gesetzlicher Unterdrückung und Verkürzung seiner Rechte und um die Erreichung gleicher Gerechtigkeit für Mann und Weib.

Und wie zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen der Genuß von Vorrechten — denn V o r r e c h t ist gleichbedeutend mit U n r e c h t — sittliche Übel zeitigt bei dem Privilegierten wie bei dem in seinem Rechte Gekränkten, so tritt diese Erscheinung auch in den auf der Basis prinzipgemäßer Ungerechtigkeit aufgebauten Beziehungen der Geschlechter zu einander und zum Staate zutage. Fast alle moralischen Mängel und Fehler, welche die Geschlechter als typische Eigenschaften charakterisieren, und viele schwere Übel des sozialen Lebens haben darin ihre Wurzel und würden schwinden, sowie diese Wurzel selbst ausgerodet würde.

Den traditionellen Anschauungen unserer Gesellschaft gemäß ist man gewohnt, in der F a m i l i e den günstigen Boden für eine sittlich gesunde Charakterentwickelung der heranwachsenden Generationen zu erblicken. In ihrer gegenwärtigen, durch die gesetzliche und ökonomische Lage des Weibes bedingten Gestalt ist sie dies aber mit nichten.

Schon Stuart Mill bezeichnet die Familie als eine Schule des Despotismus, indem er sagt: „Ist die Familie in ihren besten Formen, wie so oft behauptet wird, eine Schule der Sympathie, der Zärtlichkeit, des liebevollsten Selbstvergessens, so ist sie, was ihr Oberhaupt betrifft, noch viel öfter eine Schule des Eigenwillens, der Herrschsucht, des Sichgehenlassens und einer zwiefach gefärbten idealisierten Selbstsucht, von der selbst die sogenannte Opferfreudigkeit nur eine andere Form ist. Die Sorge für Frau und Kinder ist für einen solchen Mann auch nur ein Teil der Sorge für sich selbst, da sie ja ein Teil seines Eigentums, seiner Interessen sind und ihre irdische Glückseligkeit bis auf das kleinste Detail seinem bon plaisir aufgeopfert wird“ Und an einer andern Stelle: „Wäre die Familie in richtiger Weise konstituiert, so würde sie eine Schule aller Tugenden der Freiheit sein, wie sie eine solche ganz gewiß für alle anderen Dinge ist. Die Familie wird stets eine Schule der Herrschaft für die Eltern, des Gehorsams für die Kinder sein; was aber not thut, ist, daß sie eine Schule der Sympathie in der Gleichheit, eines Zusammenlebens in Liebe, ohne Gewalt von der einen, ohne Gehorsam von der andern Seite werde, und zwar durch das Verhältnis der Eltern zu einander.“

Aber nur in der gesetzlichen Botmäßigkeit der Frauen ihren Gatten gegenüber liegt der Grund, warum die Familie in ihrer gegenwärtigen Form den ihr gestellten hohen ethischen Aufgaben nicht zu entsprechen vermag. Der Gründe hiefür sind noch manche andre.

In erster Linie ist zu beachten, daß für einen einer guten psychischen und kräftig gesunden physischen Veranlagung der Sprößlinge günstigen Aufbau der Familie die unerläßlichste

Vorbedingung fehlt, wenn die Ehen aus anti-ethischen Motiven geschlossen werden, wie dies in unserer Gesellschaftsordnung, welche dem Weibe die ökonomische Selbständigkeit und Unabhängigkeit erschwert und in welcher immer noch an der albernen Gewohnheit festgehalten wird, einer verheirateten Frau ein größeres Ansehen, als einer unverheirateten, und sei die letztere auch ein weit nützlicheres und tüchtigeres Glied der Gesellschaft, als die erstere, einzuräumen*), leider vorherrschend der Fall ist. Denn diese beiden Umstände bringen es mit sich, daß bei der Wahl des Gatten vonseite des Mädchens und der um dessen Zukunft besorgten Eltern viel weniger auf die Charaktereigenschaften des Mannes und auf die Frage nach dem natürlichen Zug der Herzen, als vielmehr auf die soziale Stellung und die materielle Lage des Freiers maßgebende Rücksicht genommen wird, und ferner, daß eine gar nicht geringe Zahl von Mädchen der höheren und mittleren Gesellschaftskreise ganz ohne oder selbst wider ihre Neigung dem ersten Besten ihre Hand reichen, nur damit sie um des Himmelswillen der drohenden Gefahr entrinnen, etwa unvermählt zu bleiben und den manche tief deprimierenden Schein auf sich zu laden, als seien sie „sitzen geblieben".

Ich habe schon des öfteren Gelegenheit genommen, darauf hinzuweisen, von welch unermeßlicher Tragweite für das individuelle und für das allgemeine Wohl es sei, soziale Zustände zu schaffen, in welchen die Ehe zu dem werden könnte, was sie allein sein sollte und was sie in unserer heutigen Gesellschaft so selten ist, zu einem Liebesbunde, und von welch sittlich und physisch degenerierender Wirkung auf die elementare Zusammensetzung und Entwickelung der kommenden Geschlechter es ist, daß dieses Bündnis in den meisten Fällen aus allen möglichen, dem einzigen ethisch berechtigten Motive sympathischen Impulses fernab liegenden Beweggründen geschlossen wird. Die Behandlung der in Rede stehenden Frage zwingt mich, es auch an dieser Stelle zu wiederholen, daß das mächtige Übergewicht des ökonomischen Momentes in der Eheschließung und Familiengründung die Hauptursache ist des physischen und sittlichen Dekadenzelends unserer Zeit, und daß dieses verhängnisschwere Übergewicht durch die wirtschaftliche Selbständigmachung der Frauen sehr vermindert würde.

Ich glaube nicht, daß sich jemand der Einsicht zu verschließen vermöge, wie sehr eine liebeleere, um materieller Vorteile willen eingegangene Verbindung von Mann und Frau aller Bedingungen entbehrt, um einen Boden zu schaffen, aus dem ein neues Leben in geistiger und körperlicher Kraft und Gesundheit erblühen könne. Mag auch eine tüchtige Schule die intellektuelle Entwickelung des Kindes besorgen, so wird doch seine Seele darben. Aller Hochsinn des Denkens, alle Idealität des Empfindens muß ersticken in der beengenden Luft banaler Nüchternheit, und das tantum quantum, welches das Lebensgesetz der Eltern bildet, wird zum Stabe, an dem die junge Menschenpflanze emporwachsend sich hinanrankt und dessen Richtung sie annimmt. Alle höheren Lebens- und Strebensziele bleiben dem jungen Geiste ein Buch mit sieben Siegeln, nur die materiellen Werte gewinnen ihm Bedeutung und alles was sich nicht in klingende Münze umsetzen läßt, wird ihm zu überflüssigem, lächerlichem Tand.

Aus solchem milieu gehen — je nach zufälliger individueller Veranlagung — die kalten, selbstsüchtigen Verstandesmenschen, die öden Philister, die grundsatz- und gewissenlosen Streber, die stumpfgeistigen, mit den andern gleichgearteten Rudeln gedankenlos und ohne über Zweck und Ziel ihres Lebensweges sich bewußt werdenden, auf den durch die tiefsten Niederungen des Lebens führenden Heerstraßen einhertrabenden menschlichen Heerdentiere hervor, aber auch die Wüstlinge, deren überschäumende Triebkraft und Lebenslust die Zwangsjacke berechnenden Mammonsdienstes von sich geschleudert haben und nun, da ihrem impulsiven Lebens- und Freudensdrange keine menschenwürdigen höheren Ziele gesteckt wurden, in erniedrigenden Lastern und Ausschweifungen ihr Genügen suchen.

So ungefähr stellt sich dem prüfenden Blick das Bild der erzieherischen Wirkungen der als die Pflanzstätte edler Gesittung gepriesenen **Familie** dar, wenn dieselbe auf einer der Weihe gegenseitiger Liebe und Achtung entbehrenden, aus niedrigen, der Gier nach materiellen Vorteilen entfließenden Motiven geschlossenen Ehe gegründet ist.

Von manchen derartiger, dem Schoße sogenannter Vernunftheiraten (die aber in Wahrheit aller höheren Vernunft entbehren) entspringenden Familien mag ein oberflächlicher Beobachter den Eindruck eines ganz achtbaren, wohlgeregelten Familienlebens empfangen. Die trostlose, öde Leere des Seelenlebens, in welcher alle zarten, edlen Regungen des Gemüts im Keime ersticken, entzieht sich meist dem Blicke des Fernerstehenden, der nur die schablonenhafte, wohleingedrillte Disziplin der kleinen Gemeinde wahrzunehmen vermag. Und solche um der Wahrung des äußeren Anstandes willen wenigstens die gröberen Verletzungen der sittlichen Gesetze vermeidenden Ehegatten sind immer noch die besten dieser Kategorie. Denn in den meisten Fällen führt eine Ehe, welche nicht die Weihe freier Herzenswahl, sondern ein Kauf- und Verkaufsvertrag ist, zum Ehebruch. Aber selbst, wenn diese so häufige Konsequenz eines liebeleeren Ehebündnisses nicht zu Tage tritt, sind dann die physiologischen und psychologischen Bedingungen gegeben für eine günstige Zusammensetzung neuer Lebenskeime und für eine das heranwachsende Geschlecht für die Aufgaben des Lebens intellektuell, physisch und moralisch tüchtig heranbildende Familienerziehung? Ich glaube kaum, daß sich jemand finden wird, der diese Frage mit einem freimütigen Ja beantworten wollte. Die Wiege einer körperlich und geistig gesund veranlagten und gedeihlich aufblühenden Generation steht nicht am Zahltisch einer verkauften und verleugneten oder verstorbenen Liebe, sondern im Brautgemach einer hohen, freien Hingebung.

Aber nur dann kann die Ehe die Pforte zu solcher Hingebung werden, wenn bei Mann und Weib keine andern Motive, als freie Herzenswahl, ihr entgegenführen. Und nur dann kann dieser einzige zu Recht bestehende Beweggrund zur Geltung kommen, wenn Mann und Weib als gleich freie und gleich berechtigte Wesen einander gegenüberstehen, wenn jeder der beiden sich bewußt ist, seinen Weg durchs Leben auch ohne den andern machen zu **können**, aber die volle Befriedigung seines innersten, tiefsten Glücksverlangens nur in der Zusammenfügung beider Pfade zu finden.

Als notwendige Voraussetzung gleicher Freiheit und gleicher Rechte für Mann und Frau muß selbstverständlich auch gleiche charakterbildende Geistesentwickelung erkannt werden.

Hiermit soll nicht etwa gesagt sein — wie es vielleicht einem antifrauenrechtlich gesinnten Spötter zu folgern beifallen könnte —, daß zu einer glücklichen Ehe der Besitz gleicher Kenntnisse beider Gatten erforderlich sei, daß beispielsweise der Arzt eine Ärztin, der Advokat einen weiblichen Doctor juris u. s. w. als Braut heimführen müsse. Nicht um die Summe und den Zweig des erworbenen exakten Wissens, sondern um das allgemeine Bildungsniveau der Gatten handelt es sich ja, dessen Gleichheit erforderlich ist, damit zwischen Mann und Frau jene geistige Harmonie bestehen könne, welche allein es ist, die deren Verbindung eine der Vergänglichkeit des Augenblicks trotzende Dauer der Liebe und seelischer Befriedigung zu verleihen vermag.

Es soll nun keineswegs geleugnet werden, daß auch unter den bestehenden Verhältnissen manche Ehen aus gegenseitiger Neigung geschlossen werden und daß es, trotz der durch-

*) Eine, nebenbei bemerkt, geradezu haarsträubend absurde Gepflogenheit, welche aus der ebenso widersinnigen wie gemeinen Anschauung entspringt, daß das Weib nicht nach seinem persönlichen Menschenwerte, sondern im Hinblick auf seinen angeblich einzigen Naturberuf, d. h. als Annex des Mannes und als Fortpflanzungsapparat abzuschätzen sei, und daß nur allein dem Manne Anspruch darauf gebühre, ohne Rücksicht darauf, ob er nun Ehemann und Familienvater, oder Hagestolz sei, nach seinem persönlichen Verdienste, Ansehen und Achtung zu genießen

schnittlichen Verschiedenheit des Bildungsgrades der Gatten auch glückliche Ehen giebt, wo die herzliche Zuneigung und die gute Gemütsart des Paares die geistige Kluft freundlich überbrückt. Leider aber gehören solche Verbindungen zu sehr seltenen Ausnahmen, und selbst im Schoße dieser würde ein noch vollkommeneres Glück wohnen, wenn die Gatten durch das nur bei gleicher geistiger Entwickelung knüpfbare Band innigster seelischer Übereinstimmung verbunden wären. Sagt doch selbst der durch seine tiefe psychologische Menschenkenntnis ausgezeichnete französische Romancier Balzac — den man gleichwohl frauenemanzipatorischer Gelüste gewiß nicht verdächtigen kann —: „Une femme qui a reçu une éducation d'homme, possède, à la vérité, des facultés les plus brillantes et les plus fécondes en bonheur pour elle et pour son mari."

Aber nicht nur für ihr eigenes und ihres Gatten Glück besitzt die Frau, die eine männliche Erziehung erhalten hat, die Frau, deren Charakter gestählt, deren Denken entwickelt, deren Geist mit Kenntnissen bereichert ist, die „glänzendsten und fruchtbarsten Eigenschaften," sondern auch für die Erziehung ihrer Kinder. Die bravsten Hausfrauen, die demütigsten Griseldis-Naturen (und diese Gattung von Frauen sind es ja, welchen kurzsichtige Scheinweisheit so gerne die Palme reicht) werden nie imstande sein, ihre Kinder zu möglichst tüchtigen und vollkommenen Menschen heranzubilden, auf welche das die beste Erziehung in prägnantester Form kennzeichnende Wort seine Anwendung finden kann: mens sana in corpore sano.

Zum Schlusse eilend habe ich nur noch hinzuzufügen, daß durch die in Rede stehende Umgestaltung der sozialen Ordnung, nämlich durch eine gleiche Verteilung von Freiheit, Recht und Pflicht auf beide Geschlechter, die ethische Entwickelung der Gesellschaft nicht nur durch eine Verbesserung der Institutionen der Ehe und der Familie — von welchen der moralische Fortschritt der Zukunft in erster Linie abhängig ist — gefördert würde, sondern auch im allgemeinen durch die Heranbildung und Heranziehung der weiblichen Hälfte der Menschheit zur selbstthätigen Anteilnahme an den großen Kulturaufgaben der Gesellschaft. Der intellektuelle und ethische Fortschritt der Völker würde einen bisher noch ungeahnten Aufschwung nehmen, wenn die noch brachliegende Fülle von Intelligenz und Leistungsfähigkeit der Gesamtheit zugute käme und wenn — was als eine weitere notwendige Folge in Wirkung träte — die bisher, sehr zum Schaden des sittlichen Gedeihens der Menschheit, auf einem für jedes der beiden Geschlechter anders lautenden, zwiespältigen Moralkodex gegründeten moralischen Anschauungen und Forderungen auf der Grundlage gleicher Gerechtigkeit aufgebaut würden.

## Frauenpflichten.

Von Marie Kuretta in Brieg.

Es wird so viel von Frauenrechten gesprochen, die weitgehendsten Forderungen werden gemacht, und so auffallend selten wird die Frage aufgeworfen, wie es denn die Frauen bisher mit ihren Pflichten gehalten und ob sie sich durch gewissenhafte Erfüllung derselben zur Erlangung von neuen Rechten reif gezeigt haben.

Sicherlich liegt in den Forderungen der modernen Frauenbewegung viel Wertvolles, und sie bezeichnen meines Erachtens einen wichtigen Fortschritt in der Entwickelungsgeschichte des weiblichen Geschlechts, besonders wo sie sich auf Mädchen-Erziehung und -Unterricht und auf die Zugänglichmachung höherer Bildung und lohnender Berufsarten beziehen, aber man vergißt, fürchte ich, über den Ansprüchen, die die Frauen zu machen berechtigt sind, nur zu oft diejenigen, die man an sie stellen muß, vor allem, wo es sich um verheiratete Frauen und ihr natürliches Arbeitsfeld handelt.

Ich will in diesem kleinen Versuch auch nur von verheirateten Frauen der gebildeten Stände, von den „Damen", sprechen und die Frage erörtern, ob und inwieweit diese ihre zahlreichen, wichtigen Pflichten erfüllen. Jeder, der sich diese Frage stellt und in seinem Erfahrungskreise mit unparteiischen Blicken Umschau hält, wird sie, wenn er aufrichtig ist, ohne weiteres mit „nein" beantworten müssen. Natürlich giebt es Ausnahmen, wie ich gleich voransschicken will, es giebt noch Frauen, in denen nicht alles Pflichtgefühl in der Masse konventioneller Anschauungen untergegangen ist, in denen ein lebendiger Funke ethischen Strebens sich regt; aber der weitaus größte Teil der „Damen" versteht es, wie mancher Familienvater mir zugeben wird, ausgezeichnet gut, alle Arbeit des Hauswesens und der Kinderpflege auf Köchinnen, Stubenmädchen, Kinderfrauen, Kindergärten und Pensionsvorsteher abzuwälzen. War das denn immer so? oder hat es in dieser Sache wirklich eine „gute alte Zeit" gegeben, wo es die Frau der gebildeten Stände nicht für unter ihrer Würde hielt, viele wichtige Arbeiten in Wirtschaft und Kinderstube, bei denen größere Einsicht und Liebe zur Sache, als man sie von bezahlten Kräften erwarten kann, fast unentbehrlich sind, mit anzugreifen, wo die Frau als sparsame Verwalterin des Geldes ihrem Manne wirklich eine unentbehrliche Mitarbeiterin war, statt eines eleganten Luxusgegenstandes? Die Frage, ob es früher besser gewesen ist, kann ich nicht entscheiden; ich weiß nur, daß die Frauen heutzutage vielfach eine ganz merkwürdige Auffassung ihres Berufs und ihrer Pflichten haben, daß sie glauben, wenn sie etwas sticken, Porzellan malen, mühsame, nutzlose Handarbeiten anfertigen oder gar die Wohnung mit Brandmalereien von höchst zweifelhaftem künstlerischem Werte schmücken, und wenn sie daneben die Zuthaten zum Kochen herausgeben, im Salon Staub wischen und die Kinderfrau ermahnen, daß Baby sich auch ja nicht erkältet, — daß sie dann ihre Pflichten als Hausfrau und Mutter vollkommen erfüllt haben und sich im Innern mit Stolz eine Mustergattin nennen können. Dabei kommt es ihnen gar nicht in den Sinn, daß der Mensch doch arbeiten muß, und daß es im Grunde genommen schmählich ist, sich von seinem Manne erhalten zu lassen, ohne irgendwelche nennenswerte Gegenleistung; denn das konventionelle „Führen" des Haushaltes, wie es von den meisten Frauen der höheren Stände geübt wird, kann man doch kaum als solche bezeichnen. Von allen Seiten hört man Klagen darüber, daß die jungen Männer sich mehr und mehr gegen das Heiraten sträuben, oder es wenigstens so lange, wie irgend möglich, hinausschieben; aber ist das ein Wunder bei den Ansprüchen, die die jungen Frauen zu machen gelehrt werden, bei der sichern Aussicht auf einen kleinen Troß von Dienstboten, der sich, wenn nicht gleich mit der Frau, so doch unfehlbar mit dem ersten Kinde einfindet? Wenn die Frau vor der Heirat einen Beruf erlernt hat, den sie in der Ehe ausüben kann, wenn es ihr damit möglich ist, etwas Wesentliches zu verdienen und so dem Manne einen Teil der Hausstandskosten abzunehmen, dann, à la bonheur, dann ist es am Platze, wenn sie die Wirtschaft, soweit die wirkliche, eigentliche Arbeit in Betracht kommt, und einen Teil der Kinderpflege gut geschulten bezahlten Kräften überläßt, sich nur die Überwachung und Controle vorbehält und ihrem eigenen Beruf nachgeht; kann sie das aber nicht, — und das gilt wohl heute noch für die Mehrzahl der Fälle, — dann ist es meiner Ansicht nach ihre erste und wichtigste Pflicht, alle ihre Kräfte, soweit sie sie nicht in den unmittelbaren Dienst des Mannes stellen kann, dem Haushalt und den Kindern zu widmen, sich nicht mit Spielereien zu begnügen, sondern das Maß der bezahlten Kräfte möglichst zu beschränken, und wirklich zu arbeiten: wer geistige Arbeit nicht gelernt hat oder nicht befähigt für sie ist, darf körperliche nicht für unter seiner Würde halten.

Von allen Seiten höre ich nun entsetzte Einwände machen

und meine Behauptungen als übertrieben und kraß hinstellen, als eine gehässige Darstellung in falschem Licht. Da drängt sich mir die Frage auf: wenn ich wirklich Unrecht haben sollte, wenn die „Damen“ nicht unter die Drohnen, sondern unter die Reihe der Arbeiter gezählt werden müssen: wo in aller Welt nehmen sie die Zeit her zu ihren Dekorationsspielereien, zu ihren zahllosen a-shopping-Gängen, ihren Wohltätigkeitsbazars und Missionsstunden, Damenkaffees und Theegesellschaften? Sie müßten denn ein Geheimnis besitzen, den 24 Stunden des Tages eine Elle zuzusetzen, ein Geheimnis, das sie aber den Männern noch nicht verraten haben, denn diese, — Ausnahmen natürlich wieder abgerechnet, — finden mitten am Tage nicht Zeit zu dergleichen.

Ich will mich nun bemühen, der Reihe noch die voraussichtlichen Einwände gegen die hier ausgesprochenen Ansichten zu widerlegen. Vor allem muß ich mich gegen den Vorwurf wehren, als gehörte ich zu denjenigen, die die Frauen ohne Ausnahme und für alle Zeiten hinter den Kochtopf verbannen wollen und die behaupten, Versimpelung wäre die erste Bedingung edler Weiblichkeit. Ganz im Gegenteil halte ich es nicht nur für wünschenswert, sondern vor allem für eine Pflicht der Frau, ihren Geist nicht einrosten zu lassen; denn wie will sie ihrem Manne eine anregende Gefährtin sein und ihren wißbegierigen, fragelustigen Kindern gegenüber nicht in Verlegenheit kommen, wenn ihr Horizont mit den Stubenwänden aufhört; und wenn mir entgegengehalten werden wird, daß sich das mit der Erfüllung meiner vorhin gestellten Forderungen nicht vereinigen läßt, so kann ich darauf nur antworten, daß man mit guten Vorsätzen und festem Willen bedeutend mehr erreichen kann, als gemeinhin angenommen wird, — wenn man sich nur nicht scheut, seine Kräfte wirklich etwas anzuspannen, und wenn man sich bemüht, die Zeit systematisch einzuteilen und zusammenzuhalten. Ach, wieviel kostbare Zeit wird von den Frauen verzettelt! Darüber allein ließe sich ein ganzes Buch schreiben! Jeder, der mit der Zeit umzugehen versteht, wird mir zugeben, daß eine Frau, die selbst den ganzen Tag über in Küche und Kinderstube beschäftigt ist, doch mindestens jeden Abend ein paar Stunden Zeit zu anregender Lektüre finden kann. Damit wird sie sich in vielen Fällen, wenn der Haushalt große Ansprüche an sie stellt, begnügen müssen; aber geht es nicht den meisten vielbeschäftigten Männern, dem Lehrer, dem praktischen Arzt ebenso? Es muß nur dafür gesorgt werden, daß die jungen Mädchen vor der Hochzeit etwas erkleckliches lernen, eine höhere Allgemeinbildung, einen weiteren Interessenkreis erlangen, dann wird es ihnen später als Frauen nicht schwer werden, sich trotz ernster Arbeit geistig weiterzubilden oder doch wenigstens ihr intellektuelles Niveau nicht allzutief unter das ihres Mannes herabsinken zu lassen. Geistesbildung ist ja durchaus nicht identisch mit Gelehrsamkeit, wohl aber ist sie meiner Ansicht nach gleichbedeutend mit einer gesunden, selbständigen Auffassung von Welt und Leben und wird am besten bewiesen durch eine richtige Beurteilung der eignen Stellung und durch ernste Hingabe an seine Pflichten.

Als zweiten Einwand wird man geltend machen, daß vieles, was nicht den Anschein von Pflicht hat, unter Umständen doch eine solche sein kann, z. B. die Geselligkeit, — und selbstverständlich räume ich ein, daß in manchen Fällen, wenn auch immerhin verhältnismäßig selten, die Geselligkeit um der Stellung des Mannes willen eine wichtige Pflicht ist, — die dann auch von Seiten der Frau ebenso ernst genommen werden muß, wie jede andere; aber keine Pflicht der ganzen Welt zwingt die Frauen dazu, über nutzlosen Handarbeiten und geisttötendem Kaffeeklatsch Wirtschaft und Kinder zu vernachlässigen.

Schließlich werden viele meinen, es sei, besonders für junge Frauen, ein allzu trauriges Leben, das ihnen hier vorgemalt wird: Tags über die kleinlichen Sorgen der Küche und Kinderstube und abends lesen und lernen; aber es ist meine volle Überzeugung, daß die Befriedigung und das Freudegefühl, das diese Art von Leben verschafft, ein so starkes, intensives ist, wie es auf die Dauer weder Luxus-Handarbeiten, noch Damenkaffees &c. hervorzurufen imstande sind; denn nur die allerseichtesten, flattrigsten Naturen können sich auf die Dauer von diesem Leben, in dem es nur „Beschäftigung“, keine Arbeit giebt, befriedigt fühlen, während alle, die auch nur ein klein wenig tiefer angelegt sind, die Öde ihres Lebens empfinden, oft ohne sich klar zu werden, was ihnen eigentlich fehlt. Diese Unzufriedenheit äußert sich denn auch bei vielen jungen Frauen auf die verschiedenste Weise: die eine klagt, daß „nichts los ist in dem Nest“, obschon sie vor Visiten und Vergnügungen kaum zu Atem kommt, die andere jammert, daß sie bei ihrer vielen freien Zeit so gern etwas verdienen möchte, das Gehalt ihres Mannes wäre so knapp, — während ihr der nächstliegende Gedanke gar nicht in den Sinn kommt, nämlich die Kinderfrau abzuschaffen, die Kleinen unter ihre eigene Obhut zu nehmen, dadurch dem Haushalt um eine wesentliche Last zu erleichtern und so durch Ersparen indirekt etwas zu verdienen.

Woher kommen nun eigentlich diese ungesunden Zustände? Ihre Ursachen sind, glaube ich, sehr mannigfaltiger Natur. Bei den Einen, — aber das sind, Gott sei Dank, die wenigsten, — ist es wirkliche, bewußte Arbeitsscheu die in Fleisch und Blut übergegangene Anschauung, daß der Ehemann seine Frau „standesgemäß“ zu erhalten hat, ohne seinerseits irgendwelche Forderungen stellen zu dürfen, — eine Anschauung, die August Strindberg in seinen galligen Skizzen über die Ehe fast allen seinen Frauenfiguren in den Mund legt, wenn er sie auf jede Bitte, jeden Anspruch, den ihr Mann an sie zu stellen wagt, zur Antwort geben läßt: ich bin deine Hausfrau, nicht dein Dienstmädchen! Diese gewöhnlich unheilbar Arbeitsscheuen sind aber, wie gesagt, meinen Erfahrungen nach selten; sehr groß ist dagegen die Schar derer, die ein Drohnenleben führen, weil es nicht fein, nicht fashionabel ist, zu arbeiten, weil es sich mit der Würde einer Lady nicht verträgt, selber das Mittag zu kochen, selber das Baby zu baden und zu kämmen oder gar, — entsetzlicher Gedanke! — im Garten spazieren zu fahren; und während der arme Mann sich oft von früh bis spät abmüht, um die Mittel zum Lebensunterhalt seiner Familie zu verdienen, — bei der Bureauarbeit, im dumpfen Schulzimmer, oder auf mühsamer, aufreibender ärztlicher Praxis, — läßt es sich seine Frau in ihrer unglückseligen Freiheitsstreberei angelegen sein, die Lady zu spielen, d. h. Dienstboten für sich thätig sein zu lassen und selbst ein Minimum zu leisten. Die größte Zahl der Frauen aber denkt sich leider gar nichts bei ihrem unverantwortlichen Nichtsthun; ihre einzige Richtschnur, an die sie sich fast instinktmäßig hält, ist die Konvention; und wenn man eine von diesen auf den Kopf zu fragte, worum sie sich eigentlich für $2\frac{1}{2}$ Personen 2 Dienstboten hält, so würde sie gewiß nicht die Menge der Arbeit als Motiv angeben, sondern mit größter Naivetät sagen: Mein Gott, alle Welt hält jo zwei Mädchen! Dabei will ich hier von der Frage ganz absehen, ob es nicht ein schweres Unrecht an den Kindern ist, wenn sie, statt von der Mutter verpflegt zu werden, einem Mädchen anvertraut sind, oft einem ganz jungen 15jährigen Proletarierkinde, das in seinem Elternhause, aus dem es direkt herkommt, die denkbar schlechteste Schule in der Kinderpflege durchgemacht hat.

Ein Teil der Schuld an diesen Mißständen liegt nun allerdings nicht auf Seiten der Frauen selbst, sondern muß ihren Erziehern in die Schuhe geschoben werden: den Eltern und den Ehemännern. Wenn den jungen Mädchen von klein auf, vor allem durch das Beispiel der eigenen Mutter, aber auch durch konsequente Anhaltung zur Arbeit, der Satz gepredigt würde: wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen, oder in modernerer Form: jeder gesunde Mensch soll soviel produzieren, wie er konsumiert, und wenn andererseits die

Ehemänner, die so oft das Leben eines 18- oder 19-jährigen jungen Mädchens in ihre Hand nehmen, die Liebe, die ihnen entgegengebracht wird, und den guten Willen, den Feuereifer jeder jungen Hausfrau benutzen und sie anleiten wollten, wie sie ihr Leben anzufassen und einzurichten haben, — gewiß würde es dann bedeutend weniger nichtsthuende Frauen geben. Aber man findet nun einmal diese erzieherische Einsicht bei den Eltern fast nie, bei den Ehemännern selten, und deshalb müssen sich die Frauen schon selber helfen; sie müssen sich aus dem gedankenlosen Schlaf, in den die für alle denkende Konvention sie eingewiegt hat, aufraffen zu ernster gewissenhafter Arbeit. Ich gebe zu, daß das viel verlangt ist von den heutigen Frauen, die so sehr wenig zum eigenen Denken und Urteilen, geschweige denn zu strenger Selbsterziehung angeleitet werden, — vielleicht zu viel, — vielleicht aber täusche ich mich auch nicht mit meiner Ansicht, daß in unseren Frauen ein tüchtiger Fond von Arbeitskraft und Leistungsfähigkeit steckt, der nur von Jahr zu Jahr mehr vernachlässigt und ignoriert wird und so in Gefahr kommt, ganz verloren zu gehen, der aber nicht eher zur vollen Blüte und segensreichen Wirkung kommen wird, als bis die Frauen zu der Einsicht gelangen, daß ihre ganze Lebensführung einer Reform bedarf. Die richtige Einsicht ist der erste Schritt zur Besserung, und wenn die Frauen nur erst den ernsten Wunsch haben, ihrem Leben einen tieferen Inhalt zu geben, es nach Grundsätzen und nicht nach dem augenblicklichen Behagen, nach zufälligen Impulsen zu regeln, dann ergiebt sich das „wie" bei der Klarheit ihres Pflichtenkreises ganz von selbst.

---

## Lebensanschauungen.

### IV.

**Theosophische Moral.**

Von Dr. jur. Hübbe-Schleiden in Steglitz-Berlin,
Vorstand der Theosophischen Vereinigung
(Schluß.)

Unser Verhalten gegenüber unseren Mitmenschen wird hauptsächlich bestimmt durch das Bewußtsein, daß das Wesen in uns allen eines und dasselbe ist. Wir fühlen uns vollkommen solidarisch verbunden in dem großen ganzen Wesen, das in uns und allen unseren Zeitgenossen lebt, wir leiden mit dem großen Ganzen an den vielen Unvollkommenheiten und den sogenannten „Schlechtigkeiten" unserer gegenwärtigen Gesellschafts-, Staats- und Wirtschaftsordnung oder vielmehr Unordnung, wir freuen uns mit ihm über jeden Schritt zur Besserung in unseren barbarischen Kulturverhältnissen.

Ich weiß, daß ich für mich keine mir irgend annehmbare Glückseligkeit erringen kann, wenn sie nicht alle meine Mitmenschen mit mir erringen. Ein „Himmel" mit dem Bewußtsein, daß daneben eine „Hölle" ist, wäre für uns nur eine Vorstufe zur Hölle, in die wir so lange wieder zurückkehren, bis es endlich uns gelungen sein wird, das große Ganze vollständig daraus herauszuarbeiten.

Ich identifiziere mich durchaus nicht mit meiner Persönlichkeit, noch weniger mit meinem Körper, nicht mehr als mit dem meiner Mitmenschen, die mit mir bewußt demselben idealen Ziele zustreben. Es hat freilich ein jeder zunächst für den Körper seiner eigenen Persönlichkeit zu sorgen, (etwa wie die Mutter für ihr Kind) denn in dem Maße, wie wir unser Werkzeug, das wir uns für diese Lebenszeit herausgebildet haben, in gutem, tüchtigem Stande halten, um so besser, wirksamer kann jeder dem gemeinsamen Ziele Aller dienen; aber eben deshalb wird man auch nach Kräften jedem andern helfen, dem gemeinsamen Ziele auf das beste und wirksamste dienen zu können.

Ein Kampf ums Dasein gegen irgend jemanden ist für uns ein sinnloses Beginnen unbewußter Menschen, die noch in der kindlichen Täuschung eines Strebens nach persönlicher Glückseligkeit befangen sind. Der Kampf ums Dasein ist für uns in der Hauptsache nur ein Ringen nach Erkenntnis, nach Verbreitung des Bewußtseins der Wesenseinheit aller, des Gefühls der Solidarität des Geistes in allem Menschentum. Als eine unerläßliche Vorbedingung dazu halten wir es für notwendig, daß ein jeder Mensch wirtschaftlich und intellektuell in so gute Verhältnisse versetzt werde, daß er solches geistige Streben fassen und demselben Raum geben kann. Solche Verhältnisse können auch nur durch Zusammenwirken theosophischer Bestrebungen mit richtiger gerechter wirtschaftlicher Organisation erzielt werden.

Haß und Lieblosigkeit, Neid und Mißgunst sind für uns unmöglich, — es sei denn als Rückfall in eine kindliche Verirrung oder als das Fieber einer zeitweiligen Geistes- und Charakterkrankheit. Wie sollte ich den hassen können, der doch seinem Wesen nach ich selbst bin?! Ist auch einmal ein solcher „Andere" meines Selbstes etwa so thöricht mich zu hassen, zu befeinden, so werde ich nur um so mehr bemüht sein, ihm zu zeigen, daß er nur sein eigenes Wesen haßt, befeindet. — Und wie sollte ich jemand beneiden, da ich mir doch sage, daß sein „Glück" allein die Wirkung der von ihm in einem früheren Leben selbst gegebenen Ursachen sein muß, mag er sich in seinem gegenwärtigen Leben solches „Glücks" auch noch so unwürdig erweisen, und da ich mir ferner sage, daß es lediglich von meinem jetzigen Verhalten, meinem jetzigen Wollen, Denken, Reden, Thun abhängt, mir später ähnliche oder noch bessere Verhältnisse zu schaffen.

Aber auch Hochmut und Verachtung sind unmöglich, denn mag jenes Wesen, jener Geist, der in uns Allen lebt, auch noch in vielen Individualitäten sich auf niederen Entwickelungsstufen darstellen: wie wenige Verkörperungen mag es hinter mir liegen, daß auch meine Individualität noch selbst auf solcher Stufe stand?! Ja, wer sich selbst vor irgend einer Schwäche eitel sicher wähnt und rühmt, der hat oft gerade die noch innerlich nicht überwunden!

Mitleid paart sich von selbst mit Nachsicht, Langmut und Geduld. Ist sich ein jeder nicht bewußt, wie oft und viel er mit den Schwächen und Verkehrtheiten seiner eigenen Persönlichkeit Geduld haben muß, wie er oft in Versuchung ist, sich an seiner eigenen Person zu ärgern?! Warum denn in aller Welt sollte die andere Individualität neben ihm weniger Nachsicht und Geduld beanspruchen können?!

Ohne diese Erkenntnis, dies Bewußtsein, dies lebendige Gefühl scheint uns die Lösung der sozialen Frage ganz unmöglich. Ohne sie werden alle Verbesserungen nichts als Umgestaltungen von äußeren Einrichtungen sein, aber kein wesentlicher Fortschritt zur Glückseligkeit, zum friedlichen und freudigen Zusammenleben und -arbeiten aller Menschen. Nun verbreitet sich glücklicherweise dies Gefühl der Bruderliebe, dies Bewußtsein der Solidarität des Menschentums in immer weiteren Kreisen der Gebildeten und Ungebildeten; aber die einzige Erkenntnis, durch die Grund und Ursache erklärt werden, warum dies so ist, und warum es so sein sollte, ist die theosophische.

Nur nebenbei und beispielsweise sei hier darauf hingewiesen, daß diese Erkenntnis auch alle einzelnen Beziehungen zwischen den Menschen tiefer begründet. Nehmen wir z. B. die Elternliebe. Dankbarkeit und Liebe zu den Eltern finden ihren Grund in der Kindesseele schon durch jedes einigermaßen naturgemäße Verhalten der Eltern. Wo dies aber nicht der Fall ist, macht sich bei heranwachsenden Kindern leicht die Erwägung geltend, daß sie ihren Eltern eigentlich nur zu zürnen hätten dafür, daß deren Lust die Ursache geworden sei, daß sie in solchem leidenvollen Erdendasein leben. Das ist aber nicht so: vielmehr ist es gerade die Individualität jedes sich wieder verkörpernden Menschen selbst, welche die Eltern wesentlich mit beeinflußt hat. Die Eltern dienten ihr als Mittel und Werkzeuge, um durch sie wieder körperliches Leben in der Sinnenwelt zu gewinnen, und ihr Streben nach Vollendung fortsetzen zu können; alles Leiden

unseres Lebens aber hat ja unsere eigene Seele selbst gewollt als unentbehrliches Mittel zu dieser Vervollkommnung. Deshalb wird jeder Teosoph empfinden, daß er seinen Eltern ganz besondere Dankbarkeit schuldet.

Und weiter. Auch für alle Strafrechtspflege (die der Ausdruck unseres ethischen Bewußtseins sein *sollte*) bietet die theosophische Erkenntnis die einzige *vernunftvolle* Begründung, nämlich eine Begründung, die über die bloßen Zweckmäßigkeits-Rücksichten der Abschreckung und der Besserung hinausgeht. Da redet man von Rache und Vergeltung. Ja, an wem und gegen wen denn? Ist nicht jedem nachdenkenden Menschen klar, daß all und jede Handlung streng kausal bedingt sein muß durch die Gesamtheit der Ursachen, die man kurz als Geistes- und Charakter-*Anlagen* und *Schicksale* des Menschen zusammenfassen kann?! Wenn also für diese alle nicht der Verbrecher selbst verantwortlich gemacht werden kann, wenn man ihn dennoch dafür „strafen“ will, daß er in diesem jetzigen Leben eine unerlaubte Handlung gethan hat, so wäre das *ihm* gegenüber sinnlos. Man rächt sich an seinen Anlagen und Schicksalen. Erst dadurch, daß man einsieht, daß er selbst durch seine bewußten früheren Leben der *alleinige Urheber* all seiner jetzigen Anlagen und Schicksale ward, (positiv und negativ) nur dadurch ist der Gedanke einer Selbstverantwortlichkeit und daher „Bestrafung“ im eigentlichen Sinne zulässig.

Soweit die Hauptgesichtspunkte unseres Verhaltens zu unseren *Mitmenschen*. Das ist die *eine* Seite der Pflichten, welche unser ethisches Gefühl uns auferlegt; die *andere Seite* sind die Pflichten hinsichtlich unserer eigenen *Individualität*.

Ich wies schon oben darauf hin, daß ohne die theosophische Erkenntnis der Möglichkeit, daß jede Individualität das Ziel ihrer Vollendung erreichen könne, jedes *thatsächliche* Streben nach Vervollkommnung *unerklärbar* sei, und jedes *solche bewußte* Streben mag gar manchem praktisch Denkenden *sinnlos* erscheinen. Zwar ist das nie für den, der schon so weit vorangeschritten ist, daß er in sich das Leben des *großen Ganzen* pulsieren fühlt, und daß es ihn befriedigt für dies große Ganze zu leben und zu streben. Wer dies aber noch nicht kann, für den lohnt die verhältnismäßig geringe Befriedigung, die er für sich selbst durch die Errungenschaften *eines* kurzen Erdenlebens erzielt, kaum die Mühe, wenn all dies *subjektiv* Errungene, all die Selbstüberwindung, all das Ringen nach der eigenen Läuterung und nach Vergeistigung des Tierischen in uns, wenn alles dieses mit unserm nahen Tode *verloren* ginge.

Wer dies glaubt, wer wirklich glaubt: „wir sind nur *einmal* jung!“ für den ist die mit diesem Satze ausgesprochene Selbst-Nachgiebigkeit ganz konsequent. Warum sollte er nicht seiner selbstischen Sinnenlust folgen, wenn er nur niemanden *anders* dabei schädigt?! — Wir aber wissen, daß wir immer *wiederkehren* werden in dies Leben, immer wieder „jung“, mit neuen frischen Kräften unsern Lauf zur endlichen Vollendung fortzusetzen haben, *bis* wir sie erreichen. Für uns heißt es nicht: „nach uns die Sündflut!“ sondern: „nach uns und auch für uns *selbst* die Ernte dessen, das wir säen!“

Nur wer dies erkennt, weiß klar, *warum* und zu welchen Endzwecken für sich *selbst* er das Leben ernst nimmt. Das Zeittotschlagen sogenannter „Vergnügungen“ und das „Gesellschaftsleben“, bei dem niemand weiser und besser wird, ist für ihn ein überwundener Standpunkt. Aber er wird auch sich nicht selbstquälerischer Askese hingeben, sondern wird seinen Körper sowie seine Seele bestmöglich als Werkzeuge seines geistigen Strebens ausnutzen.

Wem ferner einmal die Thatsache der nicht nur im materiellen Leben, sondern auch im Geistesleben *individuell* fortwirkenden *Kausalität* klar zum Bewußtsein gekommen ist, der wird sich nicht bloß sagen: „Was der Mensch ißt, das ist er“, sondern „*Was er denkt, das wird er!*“

Die Lust, die im Gedankenleben auftaucht, wird zu Wort und That früher oder später, je nachdem sie mehr oder weniger durch gleiche Gedanken genährt wird, wenn sie nicht durch andere Lust und andere Gedanken überwunden oder umgestaltet wird. — Böser Wille im Gedanken trifft denjenigen, gegen den er sich richtet, auch schon ohne das gesprochene Wort und ohne die gethane Handlung. Aber mehr noch schadet jeder böse Wille, jeder häßliche Gedanke dem *Wollenden* und *Denkenden* selber. Ja, sie schaden ihm vielleicht *mehr* als Wort und That, denn diese bringen oft den Thäter besser zur Erkenntnis seiner häßlichen Gesinnung und zur Umkehr, je stärker aber sich die böse Lust, der häßliche Gedanke in des Menschen Seele einfrißt, desto nachhaltiger wird er *selbst* geschädigt. Und diese Wirkung hört nicht mit dem Tode auf; als andere Persönlichkeit wird er die Folgen solches bösen Willens und Gedankens ernten, wie auch andererseits die Früchte jedes edlen reinen Strebens. Sei es auch nur ein Augenblick der Hingabe des Selbstes für andere ohne Gegenleistung gewesen, er war nicht umsonst!

Nur nebenbei sei hier erwähnt, daß *Selbstmord* für den Theosophen ganz unmöglich ist, weil er nicht nur die Zwecklosigkeit solches Eingriffes einsieht, sondern weiß, daß er dadurch sein Los nur noch verschlimmert, denn die Aufgabe, die ihm zu lösen schwer ward, bleibt ihm immer noch zu lösen, nur wird sie ihm noch erschwert durch die hinzutretenden Folgen solches willkürlichen Eingriffs in die natürliche Entwickelung. Ruhe und Befriedigung ist im *Tode* nicht zu finden, sondern nur in der *Befreiung* von den *eigenen* Begierden und Bedürfnissen.

*Todesfurcht* ist ausgeschlossen durch die sichere Erkenntnis, daß der Tod ein Übergang von einem Leben in ein anderes, von einem Zustande in einen anderen ist, — beständig unter dem Gesetze der kausalen Fortwirkung des individuellen Geisteslebens.

Selbst die Trennung durch den Tod von denen, die man liebt, ist leichter zu ertragen im Bewußtsein eines Wiedersehens im nächsten Leben und Wiedererkennens in der gleichen Liebe, denn — wie Platen sagt —

„Ein jedes Band, das noch so leise
die Menschen an einander reiht,
wirkt fort in seiner stillen Weise
durch unberechenbare Zeit.“

Vor allem ist jede Art des *Pessimismus* für den Theosophen ganz unmöglich, rückschauend oder in die Zukunft blickend. Er hat die Gerechtigkeit der Weltordnung erkannt. Er weiß, daß alle Ungleichheiten in der Welt nur *neben* einander *gleichzeitig* erscheinende Entwickelungstufen sind, die für *jede* einzelne Individualität *nach* einander folgen. Er erkennt, daß in einem Weltall, das von der Kausalität beherrscht wird, alle anscheinenden Ungerechtigkeiten nur scheinbar sein müssen, daß, wenn jede *Wirkung* der Summe aller ihrer *Ursachen* gleichwertig ist, er notwendig für irgend etwas, das er jetzt bewußtermaßen leidet, irgend wann einmal im jetzigen oder in irgend einem früheren Bewußtsein seiner Individualität die Ursache dazu gegeben haben muß.

Aber wir wissen nicht nur, warum wir das Selbstverantwortungsgefühl für alles, was wir *geworden* sind und wollen, denken, thun, thatsächlich in uns haben, sondern wir haben das gleiche Selbstverantwortungsgefühl auch für unsere *Zukunft*. Wir wissen, daß das Früher oder Später unserer Erlösung, unserer vollendeten Glückseligkeit in geistiger Befreiung, lediglich von unserem eigenen ernsten Wollen abhängt.

Alles „*Leid*“ und „*Unglück*“, das uns trifft, sehen wir als Erziehungsmittel an, die uns zu eben jenem Ziele dienen. Die meisten Menschen werden durch Unglück und Leid mehr demoralisiert oder verbittert als veredelt und geläutert; ihre Kraft erlahmt, sie werden trotzig oder sie verzagen ganz. Noch andern nützt das eigene Leid nur, insofern es sie Leid und Not der Mitmenschen verstehen lehrt und so

durch das Gefühl des Mitleids Liebe zu den Nächsten weckt; und dabei kann sogar durch hingebendes Wirken für die Anderen das eigene Leid zeitweilig vergessen werden. — Uns wird aber eigenes und fremdes Leid nie trotzig und verzagt machen, denn wir fühlen seine Ursache und seinen Zweck, und wissen, daß das Leid nur eine kurze Durchgangsstufe ist. Wir wissen, daß wir unser bewußtes Empfinden als „Kulturmenschen“ nicht zum Maßstabe des Weltdaseins zu machen haben; wir betrachten das Geschehene „sub specie aeterni“, vom Standpunkte des Ewigen, Unwandelbaren in uns, und es wird uns leicht, uns in den Weltwillen zu fügen, unser Leid und Unglück zu ertragen und zu überwinden dadurch, daß wir uns bemühen, einerseits deren Grund und Ursache, und andererseits deren Zweck und Nutzen für uns selbst in jedem Einzelfalle zu erkennen — jenen Zweck nämlich, der durch die selbstthätige Wirkung, durch die Thatsachen-Logik, der Entwickelung gegeben ist.

Indem es uns unmöglich ist, unser Herz an unsere Person (persona heißt Maske) zu hängen, kann auch das Ungemach des gegenwärtigen Erdenlebens unsern Geist (unsere bleibende Individualität) niemals erdrücken. Wie stürmisch um uns her das Meer des Lebens brausen mag: wer je den Fels, den innern unerschütterlichen Kern des Wesens der Unendlichkeit und Ewigkeit in sich empfunden und erkannt hat, dem kann nichts den Seelenfrieden rauben.

Ein Giordano Bruno, der die Wahrheit der Theosophie im vollsten Umfange erkannt hat, dessen Geistesleben sie verwirklichte, er stirbt auf dem Scheiterhaufen in Gelassenheit, — vielmehr noch: in der vollen Geisteskraft der Überzeugung, daß sein Selbst hier seinen letzten Überwindungskampf vollbringt, daß hier das „göttliche“ Selbst in ihm von allen Fesseln sich befreit, die es bisher an viele leidvolle Gestaltungen des äußern Selbstseins banden, und daß es sich nun zu einer unermeßlichen Glückseligkeit auf höheren Bewußtseinsstufen der Fortentwickelung bis zur endlichen Vollendung aufschwingt.

Das war eine letzte Probe auf das Exempel der theosophischen Begründung der Ethik, soweit sie die eigene Individualität betrifft. Mögen auch Bruno's Biographen kaum diesen innern Zusammenhang seiner Erkenntnis mit seinem Feuertode verstehen, einige ahnen wenigstens die Größe dieser vorbildlichen Leistung, wenn sie ähnliches bei ihm berichten, wie es uns erzählt wird, als einst das „Es ist vollbracht“ am Kreuze auf den Lippen jenes Meisters der barmherzigen Liebe erstarb:

„Noch war der Scheiterhaufen nicht verglommen, noch sangen die Totenbrüder ihre Litanei, da erbebte die Erde, und ein rollender Donner entdröhnte dem Boden. Der ferne Vesuv begann einen Ausbruch, und dessen Wirkungen spürte Nola und Rom. Viele Häuser begannen zu wanken, fallende Trümmer beschädigten die auf den Straßen sich drängende Menge. Der Pöbel, vom plötzlichen Entsetzen erfaßt, an ein Strafgericht Gottes glaubend, drängte sich mit wüstem Geschrei hierhin und dorthin. Viele erstickten im Gedränge. — Auf der Piazza Farnese standen zahlreiche Ochsen, bestimmt zur Ernährung der frommen Pilger, welche die Stadt füllten; von der Erderschütterung erschreckt, rissen sie sich los, und rannten rasend bis zum Platze der Hinrichtung. Da war kein Halten mehr, in wenigen Minuten war der Platz leer, und nur Tote und Verwundete lagen noch in der Nähe des rauchenden Aschenhaufens.“

Mag das nun Phantasiegebilde oder Wirklichkeit gewesen sein, soviel ist zweifellos, daß solche Meisterthat praktischer Ethik von unendlich weittragender Wirkung ist. Nimmt vielleicht auch nicht die leblose anorganische Natur an solchem Akte teil, so bewegt er doch die Herzen ungezählter Tausende, Millionen auf Jahrhunderte hinaus, sogar die Herzen Derer, die kaum besser als die leblose, unbewußte Natur verstehen, was da eigentlich vorgeht.

Doch wer ist heute reif zu solcher Meisterthat?! Ja, wer? — Ist das aber Grund zu verzweifeln ob des langen Weges, den wir vor uns haben?! Bruno bahnte sich seinen Richtweg steil den Berg hinan durch Dornengestrüpp und über Schlangengewürm hinweg. Wir andern gehen langsamer den sich bequemer schlängelnden Promenadenweg hinauf. Das Kraftmaß, welches nötig ist, die Last hinaufzuschleppen, ist das gleiche: wir verteilen uns die Mühe auf längere Zeit, so lange wie wir wollen: und — „Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?!“ ruft Lessing zuversichtlich aus, beim Ausblick auf den langen Weg, den jeder Einzelne in der „Erziehung des Menschengeschlechtes“ bis zum Gipfel der Vollendung vor sich hat.

„Könnte ich doch mein Leben noch einmal beginnen, um dies oder jenes anders machen zu können!“ So hat mancher schon geseufzt, geblendet von dem sinnlichen Bewußtsein der heut herrschenden, kurzsichtigen Weltanschauung. Selbstverständlich kann nicht nur, nein, muß ein jeder immer neu beginnen, bis er nicht nur dieses oder jenes besser machen kann, sondern bis er alles ganz und gar vollendet haben wird! Ohne dies wäre alles Dasein sinnlos, unerklärlich in seiner Entstehung und Entwickelung, unverständlich in seinem Zweck und Ziel. Die treffendste Darstellung alles Werdens aber als ein Wachsen des Bewußtseins und ein Aufgehen in den All-Willen giebt Rückert in seiner „Weisheit des Brahmanen“:

„Aufgeben sollst Du nur das Selbst, das Du nicht bist,
Nicht jenes, das in Dir die Gottheit selber ist.“

## Vermischtes.

Frauenwahlrecht. Der „Deutsch-Australischen Post“ (Sidney) vom 3. März c. entnehmen wir diese Mitteilung: „Neu-Seeland. Die folgenden Zahlen liefern einen starken Beweis für das Interesse, welches die Frauen an ihrem neuen Wahlrecht nehmen, und widerlegen die Behauptung, daß die meisten Frauen das Stimmrecht gar nicht wünschten in deutlichster Weise. In Auckland stimmten 5283 von 6660 eingetragenen Frauen, in Wellington 6146 von 7289, in Christchurch 5989 von 6710, in Dunedin 6306 von 7644, in New Plymouth 1289 von 1465, in Wanganui 1454 von 1660, in Wellington Vorstädten 1622 von 1860, in Wairau 1314 von 1428, in Buller 1284 von 1431, in Lyttleton 1324 von 1581, in Timaru 1612 von 1804, in Riccarton 1417 von 1634, in Oamaru 1423 von 1638, in Waihemo 1267 von 1358, in Tuapeka 1006 von 1115, in Invercargill 1648 von 1968, in Egmont 803 von 877. Dies ist in den meisten Plätzen ein größeres Verhältnis als das der Männerstimmen.“

Das „Reuter'sche Bureau“ meldet aus Wellington in Neuseeland unterm 13. d.:

„Eine Abordnung von Frauen fand sich heute bei dem Premierminister Siddon ein und befürwortete, daß Frauen auch als Parlamentsmitglieder sollten erwählt werden können. Der Premierminister erwiderte, daß dies nur die logische Folge davon wäre, daß den Frauen das Stimmrecht erteilt worden sei. Ihre politische Erziehung wäre natürlich eine Grundbedingung.“

## Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

### Abteilung Frankfurt a. M.

Die Abteilung hielt Samstag, den 31. März, ihren Abteilungstag ab. Der Vorsitzende, Herr Dr. Arthur Pfungst, erstattete den Jahresbericht, aus dem wir folgende Daten anführen. Es wurden sieben Monatsversammlungen abgehalten: öffentliche Vorträge hielten Herr Dr. Wislicenus aus Straßburg über „Ethische Kultur in ihrer praktischen Durchführung“, Herr Geheimrat Foerster-Berlin über „Die Freiheit des Einzelnen und die Solidarität der Menschheit“, Herr Gustav Maier-Ermatingen über das Thema: „Wozu brauchen wir Ethik?“ In der Monatsversammlung vom April sprach Pfarrer Sänger über „Die ethische Bewegung in Amerika“, in der vom Oktober Herr Professor Tönnies über die „Satzungsänderungen“, die der Zweig-

verein Kiel ausgearbeitet hatte, in der November-Versammlung Herr Dr. Pfungst über den Gesellschaftstag und in der des Januar über einige neue ethische Publikationen. Nachdem der Referent noch des hier abgehaltenen Gesellschaftstages gedacht hatte, berichtete er über das für die Abteilung wichtigste Ereignis des Vereinsjahres: die Einsetzung einer Kommission, welche die Möglichkeit der Begründung einer unentgeltlichen öffentlichen Lesehalle mit Volksbibliothek untersuchen sollte. Er teilte mit, daß bereits über 2500 M. jährlicher Beiträge gesichert seien und daß das Unternehmen voraussichtlich gelingen werde. Hierauf erstattete Herr Dr. Jacob Meyer den Kassenbericht an Stelle des verhinderten Kassierers, Herrn Carl Peters. Nach Verlesung des Berichtes der Revisoren wurde dem Vorstande Decharge erteilt. An den Bericht des Vorsitzenden schloß sich eine interessante Debatte, an der sich namentlich die Herren Pfarrer Sänger, Freytag, Paul Fulda, Säng und Dr. Bunzel-Griesheim beteiligten. Herr Freytag trat entschieden dafür ein, daß durch häufigere Zusammenkünfte ein intensiveres Arbeiten in der Frankfurter Abteilung ermöglicht werde, und gab der Überzeugung Ausdruck, daß durch das lebendige Wort vor allem gewirkt werden müsse. Herr Pfarrer Sänger berichtete im Anschlusse hieran über einige Versammlungen in der Gewerkschaft der Holzarbeiter, bei denen sich Mitglieder der hiesigen Abteilung mit sozialdemokratischen Rednern auseinandergesetzt hatten. Nachdem Herr Paul Strauß dem Vorstande den Dank der Versammlung ausgesprochen hatte, wurde der neue Vorstand per Akklamation gewählt. Derselbe besteht aus den Herren: Dr. Arthur Pfungst, erster Vorsitzender, Pfarrer Carl Sänger, zweiter Vorsitzender, Elias Hené, Kassierer, Direktor Dr. Pauli, Beisitzer, Dr. Eugen Elkan, Schriftführer. Als Revisoren wurden die Herren Otto Hörth und Carl Peters gewählt. Nach einigen geschäftlichen Mitteilungen schloß der Vorsitzende die Versammlung.

### Abteilung Berlin.

Sonntag, den 15. April, 6 Uhr, hielt Herr Direktor Prof. Dr. Döring einen Vortrag über

„Die Triebfeder des sittlichen Handelns."

Das Ergebnis seiner Betrachtung faßte er in diese Sätze zusammen: Die stärkste unter den Triebfedern der höheren Menschennatur ist die aus dem Bedürfnis nach Selbstschätzung; ihre reinste und berechtigtste Wirkungsweise ist die direkt und unmittelbar auf wirklichen Eigenwert unseres Daseins und Strebens gerichtete im Gewissen. Auf das vollkommenste und uneingeschränkteste Wollen des Guten führt wiederum das Streben nach wahrem Eigenwert, nach wahrer Daseinsberechtigung im Gewissen. Wollen wir also eine unser ganzes Wollen und Thun bewußt und absichtsvoll zum Guten leitende Maxime haben, so kann es nur die sein: das in der richtenden Stimme des Gewissens sich manifestierende Bedürfnis nach wahrem Daseinswert mit der uneingeschränkten Herrschaft über unser Wollen zu betrauen. Wahren Wert kann unser Sein und Streben nur durch seine Bedeutung für das Wohl der Andern erhalten: das Streben nach wahrem Werte unseres Daseins wird uns am nachdrücklichsten zu allem Guten leiten.

Eine wertvolle und nicht zu verachtende Hilfe aber wird diese Alleinherrschaft des Gewissens an einer von Jugend auf mächtigen Gewöhnung zum Guten haben. Wenn die blindlings mit der Macht einer zweiten Natur wirkende Gewöhnung und das bewußte, absichtsvoll auf wahren Eigenwert gerichtete Streben der Gewissensmaxime in der gleichen Richtung auf das Gute sich bethätigen, so kann aus dieser vereinten Doppelkraft nur ein volles Maß der erstrebten Wirkung entspringen.

## Anzeigen.



Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2092.

# Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

## Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Herausgegeben von
**Dr. Georg von Gizycki,**
Professor der Ethik an der Universität zu Berlin.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

| II. Jahrgang. | Berlin, den 5. Mai 1894. | Nr. 18. |
|---|---|---|





## Das Medizin-Studium der Frauen.

Von Dr. med. Franziska Tiburtius in Berlin.

Von der Redaktion der Zeitschrift „Ethische Kultur“ sind mir folgende, das Medizin-Studium der Frauen betreffende Fragen vorgelegt worden:

1. Ist dieses Studium aus sittlichen und hygienischen Gründen wünschenswert, und eventuell aus welchen?
2. Ist die Frau zum Beruf des Arztes physisch und psychisch geeignet?
3. Hat sie im besondern die für Operationen erforderliche Körperkraft?
4. Ist es angemessen, daß den Frauen die Universitäten geöffnet werden, oder sollten für sie besondere medizinische Anstalten eingerichtet werden? Falls erstere Frage bejaht würde: sollten Frauen und Männer alle Vorlesungen und Demonstrationen gemeinsam haben oder sollten in einzelnen (event. in welchen) eine Trennung der Geschlechter stattfinden?
5. Welche Vorbildung für die Universitäten sollten die Frauen haben, um in der Medizin nicht hinter den Männern zurückzustehen?

Die Beantwortung fand ich bei einigem Nachdenken schwieriger, als ich mir anfangs vorgestellt, weil subjektive Ansichten und persönliche Erfahrungen allzuleicht das Urteil bestimmen in solchen Fragen, welche noch nicht durch eine größere Reihe von Erfahrungen ihre Erledigung finden. Es ist daher auch sehr wohl möglich, daß einige meiner Kolleginnen und vielleicht auch manche der Leser, die sich die Mühe nehmen, über die Fragen wirklich nachzudenken, zu abweichenden Schlüssen gelangen.

I. Über die erste Frage möchte ich am liebsten recht kurz weggehen. Es ist schon so Manches darüber geschrieben, pro et contra! Nur zwei Punkte möchte ich berühren:

Eine Gefahr für die Sittlichkeit ist für Frauen und Mädchen von Untersuchung und Behandlung durch einen kompetenten und ehrenwerten Arzt im Allgemeinen nicht abzusehen; Schade kann aber veranlaßt werden dadurch, daß die Frauen die Untersuchung scheuen und deshalb nicht rechtzeitig ärztliche Hilfe nachsuchen. Eine Reihe der schwersten Frauenkrankheiten bieten im Anfang geringe Symptome, und da ist die rechtzeitige Erkenntnis der Gefahr, so lange Hilfe noch möglich, von größter Bedeutung. Es giebt Frauen, welche nur die zwingendste Notwendigkeit zum Arzt treibt, während sie sich leichter entschließen, wegen Symptomen, die ihnen nur unbequem erscheinen, zu einer Frau zu gehen. Die Möglichkeit, eine Ärztin konsultieren zu können, ist daher für manche Frauen wünschenswert.

Ferner: im Allgemeinen stellt sich zwischen einer „Ärztin“ und ihren Patientinnen leichter ein vertrauliches Verhältnis her, da die Patientin von vornherein von dem weiblichen Arzt ein mehr persönliches Interesse für ihre Angelegenheiten voraussetzt; — das kann ja auch manchmal recht unbequem sein; — doch lernt man dadurch häufig Mißstände kennen, die nicht auf der Oberfläche liegen, und gewinnt Gelegenheit, vernünftige Anschauungen, die direkt oder indirekt zu gesundheitsgemäßer Lebensweise führen, zu — man verzeihe das Wort — suggerieren. Alle in Deutschland praktizierenden weiblichen Ärzte beschränken ihre Thätigkeit auf Behandlung von Frauen und Kindern; da ist es doch eigentlich natürlich, daß die fachlich gebildete Frau der Frau Rat erteilt.

Ich glaube also Frage 1. bejahen zu dürfen.

II. Wenn Jemand die allerdings sonderbar klingende Frage aufwerfen würde: Ist der Mann zum Beruf des Arztes physisch und psychisch geeignet, so würde die Antwort lauten: viele Männer sind es, aber nicht alle. Der Beruf des Arztes erfordert vollkommene Gesundheit, auch normale Sinnesfunktionen, im Übrigen in körperlicher Beziehung mehr Ausdauer und Resistenzfähigkeit als hervorragende Muskelkraft. Das Gleiche gilt für die Frauen, die den Beruf ergreifen.

Wie jeder andere Mensch kann auch der Arzt, resp. die Ärztin einmal krank werden und gezwungen sein, die Praxis eine Weile aufzugeben; es tritt dann der Kollege oder die Kollegin für sie ein. Doch die Schwankungen von einem Tag zum andern, die Migränen, die Nervenverstimmungen müssen der Frau fern sein oder doch unter Herrschaft gehalten werden; sie muß die Fähigkeit haben, auch unter gelegentlichem körperlichem Unbehagen Gleichmäßigkeit der Stimmung, gute Laune, Arbeitskraft und Arbeitslust, freundliches Eingehen auf die Klagen Anderer zu bewahren.*)

Selbstverständlich muß Durchschnittsintelligenz vorhanden

*) Ich habe aus meiner Studienzeit zwei junge Kolleginnen in Erinnerung, Slavinnen, welche scheinbar schwächlich, sogar mit Ohnmachten und nervösen Erscheinungen behaftet, zur Universität kamen, während der Studienzeit gesünder wurden, aufblühten und, wie ich später erfuhr, einer anstrengenden Praxis vorstehen konnten. Wo die Nervosität nur eine Folge des Unbeschäftigtseins und des Mangels an einem Lebensberuf oder widriger Lebensverhältnisse ist, kann eine falsche Gesundung durch das Studium herbeigeführt werden; wo angeborene pathologische Veranlagung vorhanden, ist wohl auf eine solche Besserung nicht zu rechnen — eher kann das Gegenteil eintreten, — und Frauen, welche sich dem immerhin anstrengenden und aufregenden Beruf widmen, mögen dies wohl bedenken

sein, — etwas mehr ist natürlich vorteilhaft; ebenso die Fähigkeit zu konsequenter geistiger Arbeit, Freude an theoretischem Denken und eine gewisse Anlage und Übung zu kritisierender Überlegung und zur Selbstkritik; Beobachtungsgabe pflegt man den Frauen ja nicht abzustreiten.

Noch Eins ist für die Ärztin erforderlich: der Beruf giebt reiche Befriedigung für solche, die von persönlichem Behagen abstrahieren können; sonst darf sie nicht allzuviel vom Leben verlangen, und Manches, woran das Herz des jungen Mädchens hängt, muß aufgegeben werden.

Ich glaube nun doch, daß es eine ganze Anzahl von Frauen giebt, welche nach ihrer physischen und psychischen Konstitution für den ärztlichen Beruf geeignet sind; sollte es ja vorkommen, daß einige in Selbsttäuschung das Studium ergreifen, so wird wahrscheinlich der Schade für die Allgemeinheit nicht groß sein. Wenn nicht während der Vorbereitungszeit, so doch während des Studiums dürfte der Irrtum ihnen selbst und Andern klar werden.

III. Es ist etwas schwierig, diese Frage zu beantworten; „die Frau“ bedeutet doch wohl „die Frauen“, und in Bezug auf Körperkraft sind die Unterschiede unter den Frauen fast noch größer als unter den Männern. Es giebt solche, welche sehr schwere Lasten mit Leichtigkeit tragen, und andere, welche durch das Halten eines Regenschirms ermüdet werden. Es ist aber wohl nach etwas Anderes gemeint; es soll wohl heißen: besitzt der Durchschnitt der Frauen neben der körperlichen Kraft auch die Ausdauer, den Mut, die Kaltblütigkeit, Überlegung und Selbstbeherrschung, welche bei Ausführung größerer Operationen notwendig ist?

Zu den in das Gebiet des weiblichen Arztes gehörenden Operationen, welche am ersten nach Körperkraft erfordern, gehören in erster Reihe die in der Geburtshilfe vorkommenden Hilfeleistungen; eine einigermaßen kräftige Frau vermag solche sehr wohl auszuführen; (es giebt ja Ausnahmefälle in der Obstetrik, bei denen auch der männliche Arzt sich in die Notwendigkeit versetzt sieht, Beistand zu requirieren).

Was nun die übrigen in der modernen Gynäkologie vorkommenden sogenannten „großen“ Operationen betrifft, so bemerke ich von vornherein, daß der Beweis für die Befähigung der Frauen zu denselben bei uns in Deutschland noch nicht erbracht ist. Und das aus guten Gründen.

Die chirurgische Technik der Neuzeit ist auf eine Höhe gebracht, wie nie zuvor; die staunenswerten Erfolge, welche die Chirurgie resp. die operative Gynäkologie in den Händen einiger ihrer berufensten Vertreter aufzuweisen hat, ist nur möglich durch subtilste Ausbildung der manuellen Geschicklichkeit. Und dazu führt nur eine durch viele Jahre fortgesetzte Übung, beständige Teilnahme, Anschauen und Mitarbeiten. Der junge Student tritt als Famulus ein, wird dann Volontärarzt oder Unterassistent, bis er endlich als erster Assistent dem Meister zur Hand geht und in der Teilnahme an der Arbeit und an der Verantwortlichkeit alle jene Eigenschaften erwirbt, welche dem Operateur von Fach notwendig sind; nur auf diese Weise ist dies möglich. Autodidakten giebt es auf diesem Gebiet kaum. Die Assistentencarriere ist nun bis dahin den Frauen verschlossen gewesen. Die jetzt in Deutschland praktizierenden Frauen waren froh, als Volontärs in größeren Kliniken Aufnahme zu finden, und sind den klinischen Lehrern, welche ihnen diese Gunst gewährten, noch heute dankbar dafür; weiter konnten sie nicht kommen. Es wäre geradezu Vermessenheit — würde ihnen auch sehr übel genommen werden, — wenn sie sich unter diesen Umständen beispielsweise an eine Laparatomie oder Hysterectomie, wo jeder kleinste Mißgriff, jeder Moment der Unschlüssigkeit ein Menschenleben kosten kann, machen würden.

Das Arbeitsfeld der jetzt in Deutschland praktizierenden weiblichen Ärzte (soweit mir bekannt, sind es sechs) ist vorzugsweise das Gebiet der sogenannten konservativen Gynäkologie nebst den dazu gehörenden operativen Eingriffen; ich glaube, daß auch auf diesem beschränkten Gebiet Nutzbringendes geschaffen worden ist. A priori halte ich es für wahrscheinlich, daß eine Frau, falls Anlage und Neigung bei ihr vorhanden, unter günstigen Umständen die Qualifikation zu einem guten Operateur erwerben könnte.*)

IV. Die bei weitem größere Mehrzahl der Frauen, welche Medizin studierten — ich glaube eigentlich alle meine deutschen Kolleginnen — halten gleich mir die Einrichtung besonderer Universitäten für Frauen nicht für eine Notwendigkeit, nicht einmal für wünschenswert. Der Zweck des Studiums und die Wissenschaft ist für beide Geschlechter gleich. Wer mit Eifer und Verständnis studiert, ob Mann oder Weib, soll zu der Zeit des Studiums, wo bestimmte Spezialfächer und klinische Demonstrationen vorgenommen werden, von dem Ernst und der Heiligkeit der Wissenschaft schon soweit ergriffen sein, daß nicht Raum bleibt für Nebengedanken (das persönliche weibliche Gefühl bleibt dabei völlig unberührt). Ich bekenne offen, daß, nachdem der erste Eindruck überwunden war, niemand von uns Frauen den Wunsch nach Separatkursen hatte. Zu solchen Demonstrationen und Spezialvorlesungen, welche absolut keine Bedeutung für ihr eigenes Geschlecht und späteres Fach haben, gehen die weiblichen Studierenden eben nicht hin. — Es ist mir nicht bekannt, daß an den schweizerischen Universitäten aus dem gemeinsamen Studium von jungen Männern und Frauen nach dieser Richtung hin ernsthafte Unzuträglichkeiten erwachsen wären.

V. So lange in Deutschland das Abiturientenexamen des humanistischen Gymnasiums allein die Berechtigung zum Studium der Medizin giebt, sollten auch die Frauen streben, die in demselben geforderten Kenntnisse sich anzueignen, schon um später nicht als Ärzte II. Klasse angesehen zu werden. Ob diese Art der Vorbildung die zweckmäßigste ist, wird ja auch bei uns in neuerer Zeit von manchen Seiten bezweifelt (in der Schweiz z. B. ist Kenntnis des Griechischen nicht obligatorisch); — doch das liegt jenseits des Gebietes vorliegender Frage.

Der Weg, auf dem die Frauen dies Ziel erreichen können, ist ein anderer, als der, welcher den Männern klipp und klar durch die neun Klassen des Gymnasiums vorgezeichnet ist. Die Frauen, welche jetzt in der Praxis stehen, haben ihre vorbereitenden Studien privatim gemacht. Jetzt sind in verschiedenen Städten Deutschlands (Berlin, Karlsruhe, Leipzig), zunächst durch private Initiative, sogenannte weibliche Gymnasien ins Leben gerufen, eigentlich Oberklassen, welche auf dem Unterbau einer tüchtigen Mädchenschulbildung hinzufügen sollen, was fehlt, um die Bildungs- oder Wissenshöhe des humanistischen Gymnasiums zu erreichen. Die Unterklassen fehlen bis jetzt noch, und auch dafür giebt es gute Gründe. Wenige Eltern werden heutzutage von vornherein ihr Töchterchen zum Studium bestimmen; zunächst ist es doch immer die Heirat, von welcher sorglich voraussblickende Eltern Lebensglück und Lebensstellung erhoffen. Zeigen sich in den späteren Schuljahren besondere Anlagen oder Neigungen, oder treten in der Lebenslage Veränderungen ein, so wird wohl die Berufswahl ins Auge gefaßt. Zwischen der Mädchenschule — in welcher schon eine gewisse Selbständigkeit des Denkens anzustreben wäre — und dem Eintritt in das Frauengymnasium sollte meiner Meinung nach ein Zeitraum der Freiheit vom Schulzwang eingeschaltet werden; zum Teil aus hygienischen Gründen, dann aber auch, um dem jungen Mädchen Gelegenheit zu geben, sich umzuschauen, wie die Welt außerhalb der Schulstube aussieht; sie wird dadurch sich selbst, ihre Neigungen und Fähigkeiten besser verstehen. Recht gut könnte dieser Zeitraum zur Erwerbung wirtschaftlicher Kenntnisse ꝛc. angewendet werden. — Sicherlich wird die Rückkehr zu dem Schulzwang etwas Selbstüberwindung kosten; wer

*) Es sind mir zwei amerikanische Kolleginnen persönlich bekannt, welche in ihrer Heimat für recht bedeutende Operateure gelten: Dr. M. Brown in San Francisco und Dr. Fanny Berlin in Boston. Ohne Zweifel giebt es dort noch eine ganze Anzahl weiblicher Chirurgen; die Verhältnisse liegen eben anders.

aber dazu nicht fähig ist, ist auch im ärztlichen Beruf nicht zu brauchen.

Die Erfahrungen der Lehrer an den hiesigen Gymnasialkursen sprechen dafür, daß ein Zeitraum von 3—4 Jahren ausreicht, um bei dem mehr entwickelten Verstand und der geübteren Denkthätigkeit erwachsener Mädchen das zu erreichen, was dem weniger entwickelten kindlichen Gehirn in einem Zeitraum von ca. 9 Jahren eingeprägt wird an Latein, Griechisch und Mathematik, — um diese Fächer handelt es sich doch in erster Linie. Mit 22—24 Jahren würde bei diesem Bildungsgang das junge Mädchen für die Universität „reif" sein; das ist früh genug; es ist sogar wünschenswert, daß sie an Alter und Welterfahrung ihre männlichen Kollegen etwas überragt.

Es ist möglich, daß nach Jahren, wenn die Erfahrungen auf diesem Gebiet sich gemehrt haben werden, ein anderer Modus als mehr zweckentsprechend erkannt wird; auch bin ich mir bewußt, daß schon jetzt über die beste Art der Vorbereitung verschiedene Ansichten herrschen. — Wie ich im Anfang sagte, — es urteilt eben jeder unter dem Einfluß seiner persönlichen Erfahrungen. Ich wünschte nur, daß diese Zeilen auch Andern Anregung geben möchten, mit ihren Erfahrungen und Meinungen hervorzutreten; durch Austausch und Vergleich würde der Sache gedient.

---

Den Probedruck vorstehenden Artikels sandte die Redaktion an mehrere weibliche Ärzte mit der Bitte, ihr Urteil über die darin geäußerten Ansichten mitzuteilen, beziehungsweise die vorliegenden Erwägungen durch weitere Bemerkungen zu ergänzen. Wir veröffentlichen die bisher erhaltenen Antworten:

Frau Dr. D. S. Henriette Tiburtius in Berlin schreibt:

„Mit den Ansichten meiner Schwägerin bin ich vollkommen einverstanden, besonders aber möchte ich die erste Frage nach meinen langjährigen Erfahrungen mit Frauen und Müttern noch energischer bejahen."

Fräulein Dr. med. Emilie Lehmus in Berlin:

„Meine Ansichten und Erfahrungen stimmen mit jenen meiner Kollegin, wie dieselben in dem mir zugesandten Aufsatz zum Ausdruck kommen, völlig überein."

Fräulein Dr. med. Agnes Bluhm in Berlin:

„Ich stimme mit den in dem mir übersandten Aufsatz niedergelegten Ansichten der Kollegin Tiburtius vollkommen überein und habe nichts wesentliches hinzuzufügen. Nur hätte ich schärfer betont gewünscht, daß die Möglichkeit, eine Ärztin zu konsultieren, für **viele Frauen dringend** wünschenswert ist. Ferner bin ich fest überzeugt, daß Frauen gerade als Operateure imstande sind, Tüchtiges zu leisten. An der dazu nötigen Muskelkraft fehlt es ihnen nicht; außerdem aber sind sie den Männern gegenüber durch den Bau ihrer Hand entschieden im Vorteil."

## Vom Baume der Erkenntnis.

Der Baum der Erkenntnis hängt früchteschwer, und einzelne Minister beginnen, von ihm zu naschen. Allerdings nur erst zu naschen. Denn mehr ist es nicht, wenn zehn Jahre später, nachdem deutsche Bodenreformer auf das Symptom der Verschuldung alles Besitzes hingewiesen haben, der Landwirtschaftsminister v. Heyden und der Finanzminister Miquel im Preußischen Abgeordnetenhause oratorisch bekannt geben, daß „man an den Erscheinungen der Verschuldung des ländlichen Grundbesitzes nicht achtlos vorübergehen könne." Nein, wahrhaftig, das kann man nicht. Man konnte es schon seit lange nicht mehr, und vielleicht gelingt es in nicht zu ferner Zeit auch einem tonangebenden Diener des Staates, den Ursachen der Erscheinung auf den Grund zu gehen und den unleugbaren Zusammenhang mit dem gesetzlich sanktionierten Sondereigentum an Grund und Boden zu entdecken. Bis zu der Einsicht ist der Landwirtschaftsminister schon gelangt, daß „wenn es nicht gelingt, der weiter fortschreitenden Verschuldung die Quellen abzugraben, kein Zweifel mehr bleibt am Verschwinden des unabhängigen Grundbesitzerstandes."

Diese Einsicht ist ja immerhin noch eine beschränkte. Sie zieht noch nicht den städtischen Besitz in den Kreis ihrer Wahrnehmungen, obgleich er noch ganz andere Hypothekenlasten trägt als der ländliche.

Ob, wie der Minister meinte, gerade Landwirtschaftskammern die geeigneten Körperschaften sind, um „die schwierige Frage" zu erörtern und zu lösen, darf man billig bezweifeln. Als „Landwirtschafts-Kammern" werden sie das Interesse des landwirtschaftlichen Besitzes den Interessen der Allgemeinheit gegenüberstellen.

Die gegenwärtigen bedrückten Besitzer werden das Recht beanspruchen, beati possidentes zu werden, unbekümmert darum, daß Millionen Besitzloser in Preußen und Deutschland leben, für die die Überwucherung des arbeitsunthätigen und doch zinsheischenden Kapitals noch viel empfindlicher ist, als für die Groß- und Kleingrundbesitzer.

Es hat allen Anschein, als wenn die Staatsleitung ihre Aufgabe darin erblicken wollte, durch künstliche Institutionen — z. B. Verbreitung und Erweiterung des sog. Anerbenrechts — der Verschuldung entgegen zu treten, unbekümmert darum, daß dann nur wieder Einzelne, vom Zufall der Erstgeburt Erwählte oder dergleichen, auf Kosten der übrigen privilegiert würden.

Der Finanzminister **Miquel** hat schon gefunden, daß in Städten häufig der Eigentümer nur eine nuda proprietas hat und in Wirklichkeit lediglich Verwalter der Hypothekengläubiger, oder wie die schnöden Bodenreformer sich ausdrücken, „Hypothekensklave" ist.

Wäre im preußischen Staatsministerium ein tiefergehendes Verständnis für das, was den Verschuldungszustand erzeugt und zu immer größerer Ausdehnung bringt, vorhanden gewesen, so hätte der Gesetzentwurf betr. die Aufsuchung und Gewinnung der Kali- und Magnesiasalze eine bessere Fassung und Verteidigung erfahren, und dem Abgeordnetenhause wäre die Verantwortlichkeit für die Ablehnung des grundlegenden Artikels 3 schwerer gemacht worden. Dieser Artikel wollte bekanntlich „die Aufsuchung und Gewinnung der Kali- und Magnesiasalze fortan ausschließlich dem Staate" zuweisen.

Bei der unzureichenden Vertretung der Vorlage bleibt es nunmehr dabei, daß der Einzelne — richtiger das Kapital — auch fernerhin der Gesamtheit die unentbehrlichsten und kostbarsten Güter des heimischen Bodens vorweg nehmen darf. Es ist auch zu viel verlangt, daß preußische Landtagsboten, die doch in ihrer überwiegenden Mehrheit eher alles Andere thun, als sich mit sozialen Problemen beschäftigen — es ist zu viel verlangt, sage ich, daß solche von der Wissenschaft noch unberührte Volksvertreter, ohne wieder und wieder mit immer neuen Argumenten darauf hingewiesen zu werden, aus einem einmaligen Ausspruche sollten begreifen können, wie es sich bei dem Kaligesetze „um die Wahrung eines der Nation gehörigen Naturschatzes" handele (vergl. die Rede des Ministers v. **Berlepsch** in der Sitzung vom 20. Februar dieses Jahres).

Nur einige Wenige ließen durch den Abgeordneten v. **Mendel** erklären: „Wir sind für die Vorlage, weil es sich um einen reichen Nationalschatz handelt, der in erster Reihe zur volkswirtschaftlich gesunden Ausbeutung zu verwenden ist." In diesen Worten lag kurz und bündig die Rechtfertigung des Entwurfs, und das Abgeordnetenhaus hätte nur dafür zu sorgen gehabt, daß die Einzelbestimmungen des Gesetzes dem guten Willen entsprachen. Nur wenn die übrigen Artikel die durch Artikel 3 beabsichtigte „Wahrung des Nationalschatzes für die Nation" in eine unerträgliche Belastung der konsumbedürftigen Landwirtschaft oder anderer Kreise umsetzten, durfte der Entwurf abgelehnt werden.

Der Artikel 3 als solcher war der Annahme wert, er durfte nicht fallen. Denn der Fortbestand der sogenannten Staßfurter Konvention mit der *ausschließlichen Ausbeutebefugnis des Staates* hinsichtlich der noch nicht aufgeschlossenen Kalilager war unter allen Umständen besser als eine mögliche Sprengung des Kartells mit *Auslieferung* der vorläufig keiner anderen Nation zur Verfügung stehenden *Naturschätze* an die *privatkapitalistische Beschlagnahme.* —

Dem Herrn *Miquel* ist schon eine Ahnung davon aufgedämmert, daß, was für die Römer vor 2000 Jahren als Recht gut war, für uns heutzutage von Übel sein kann; hätte er die Verschuldungsseuche noch weiter verfolgt, so würde er gefunden haben, daß auch der Staat Preußen, das Reich, sämtliche Bundesstaaten und der Regel nach auch die deutschen Gemeinden die Schuldsklaven des Kapitals und die Exekutoren seiner Zins- und Rentenansprüche sind.

Wo eine Gemeinde noch nicht verschuldet ist, wird sie es nächstens sein, aber sie behauptet ihre Ausnahmestellung nur deshalb, weil sie nicht zu der römisch-rechtlichen Aufteilung des kommunalen Besitzes geschritten und gegen die Lockung, um eines vorübergehenden Vorteils willen ihren Grund und Boden zu veräußern, argwöhnisch geblieben ist.

Wenn in Gemäßheit der vom Reichstage gefaßten Resolution die Konkursstatistik vervollkommnet wird, so ist es unausbleiblich, daß man auf den Erfahrungssatz stößt: der Große frißt den Kleinen, und auch auf dem Gebiete der Wohnungsfrage wird dem Kapital schließlich das Zugeständnis gemacht werden müssen, daß es mächtiger bleibt, als alle genossenschaftlichen Verbände und baupolizeilichen Vorschriften. Die Wohnungsfrage wird sich nur lösen lassen, wenn gegenüber dem Sondereigentum der kommunale Besitz an Grund und Boden wächst.

In einer sehr maßgebenden Berliner Zeitung, die früher solchen Anschauungen, wie ich sie hier entwickle, unzugänglich war, konnte man am 8. April d. J. als *Grundsatz* lesen, „*daß die Besteuerung des realen Besitzes* in Berlin aus Anlaß des neuen Kommunalsteuergesetzes eine Ermäßigung *nicht* erfahren“ dürfe. Und weiter stand da: „Gerade in dem Weichbild Berlins *steigt der Wert* von Grund und *Boden* mit kurzen zeitweitigen Unterbrechungen *fortgesetzt,* und zwar *durchweg ohne Zuthun der zeitigen Besitzer. Große kommunale Aufwendungen tragen zu dieser Wertsteigerung bei.*“ Das ist aber nicht bloß in Berlin, sondern in allen Städten Deutschlands so, und kann auch nicht anders sein. —

Überall merkt man die Wirkungen eines Naschens vom Baume der Erkenntnis; er reckt auch überallhin seine Zweige, und wer herzhaft zugreift und von ihm isset, deß Augen werden aufgethan, und er wird wissen, was gut und böse ist.

Jena, den 26. April 1894. Ernst Harmening.

---

## Zur Psychologie der Arbeit.

### I.

Von Friedrich Jodl.

In einem Aufsatze „Kollektivismus, Arbeitseifer und ethische Kultur“ hat Herr Professor v. Gizycki die Ansichten auf das Entschiedenste bekämpft, welche ich über den wahrscheinlichen Zusammenhang zwischen Kollektivismus und Arbeitsleistung ausgesprochen hatte.

Diese Kritik läßt zum Teil die nämlichen Gedanken zu Wort kommen, welche schon in der auf meinen Vortrag „Ethische Kultur und soziale Organisation“ folgenden Diskussion (bei welcher der Herausgeber d. Bl. nicht anwesend sein konnte) gegen mich geltend gemacht worden sind. Es liegt vielleicht im Interesse einer vollständigen Beleuchtung der Frage, wenn ich auch meine Antikritik mit wenigen Strichen reproduziere.

Ich muß dieselbe mit der Bemerkung beginnen, daß ich von einem Teile der gemachten Einwendungen mich nicht getroffen fühle, weil dieselben meine eigene Meinung ausdrücken. Auch ich hatte die Liebe zum Erwerbe — sagen wir vielleicht besser das Ringen um möglichst günstige Lebensbedingungen, um äußern Erfolg — nicht für den einzigen Sporn zur Arbeit. Die Freude an der Thätigkeit als solcher, die Motive der Ehre und Schande, ja selbst den Gemeinsinn erkenne ich ohne Rückhalt als Triebfedern menschlicher Arbeit an. Ich hatte nur keine Veranlassung, von ihnen zu sprechen, weil es mir lediglich darauf ankam, zu zeigen, welche Motive zur Arbeit würden bei einer kollektivistischen Organisation *verändert* werden. Die vorhin genannten wirken heute; sie würden auch in einer kollektivistischen Gesellschaft wirken. Darüber ist kein Streit. Fraglich ist nur dies: Wenn wir den Eigennutz oder die Liebe zum Erwerb aus dem System der sozialen Triebkräfte eliminieren — werden die übrig bleibenden edleren Motive für sich allein ausreichen, um das zu bewirken, was heute von ihnen und der Liebe zum Erwerbe zusammen ausgerichtet wird? Ich muß es bezweifeln und bin durch die Gegenargumente bis jetzt nicht von der Grundlosigkeit dieses Zweifels überzeugt worden. Professor v. Gizycki geht, wie mir scheint, bei seinen Darlegungen zu sehr von den Gefühlen und Stimmungen aus, welche die edelste und freieste Form der Arbeit, die Produktion im eigentlichen Sinne, erzeugt. Ich will dahin gestellt sein lassen, ob auch diese *nur* idealen Motiven ihre Kraft verdankt, ob nicht auch sie durch tausendfach verästelte Kanäle mit dem Streben nach äußerem Erfolg verwachsen ist. Gewiß: durch dieses Streben allein ist nie etwas wahrhaft Großes geschaffen worden; nicht in Handel und Industrie, nicht in Wissenschaft und Kunst, nicht im Staate. Aber ich hätte den Mut nicht — angesichts so vieler Thatsachen, von denen die intime Geschichte auch hervorragender Menschen voll ist — zu behaupten, daß Rücksicht auf den äußeren Erfolg in ihrem Arbeiten gar keine Rolle gespielt habe. Wohin ich blicke, sehe ich diese Rücksicht aufs Stärkste ausgebildet. Es wird zwar nicht immer von ihr geredet, aber um so entschlossener darnach gehandelt. Der Unterschied zwischen verschiedenen Menschen ist nur der, daß der Eine sich verkauft, sich wegwirft, um des Erfolges willen, der Andere sich den Erfolg erzwingen will.

Solche Bedenken hätte ich selbst bei der höchsten Art von Arbeit. Diese aber kann man doch unmöglich zum Typus der Arbeit überhaupt machen. Es ist unvermeidlich, daß die innere Befriedigung der Arbeit um so geringer wird, je niedriger die Art der Arbeit, d. h. je maschinenmäßiger, je abwechslungsloser und je anstrengender sie wird. Es ist unmöglich, den Haushalt einer hochzivilisierten Gesellschaft zu versehen, ohne daß eine große Menge niedriger Arbeit im obigen Sinne nicht nur überhaupt verrichtet, sondern gut verrichtet wird. Ich gebe zu, daß der Mensch ganz gern sich beschäftigt, „wenn ihm nur gestattet ist, sich selbst die seinen Kräften und Neigungen entsprechende Arbeit auszusuchen.“ Aber niemals werde ich glauben, bevor nicht der Augenschein mich eines Besseren belehrt, daß der Ruf „Freiwillige vor!“ in einer kollektivistischen Gesellschaft genügen wird, um den gesamten Arbeitsbedarf „mittels freier Neigung der Einzelnen“ zu decken. Ich fürchte — ein gewaltiges Defizit an Offerten und schnöde Zwangsmaßregeln des Idealstaates würden das Ende sein. Setzen wir indessen das Unmögliche als wirklich! Es sollen sich Liebhaber für die härtesten, die ungesundesten, die langweiligsten Arten von Arbeiten finden! Wird die Liebhaberei vorhalten? Wird die reine Freude an der Arbeit, wird der Gedanke, gemeinnützig thätig zu sein, ausreichen, um die Menschen anzutreiben, dauernd ihr Bestes mit besten Kräften zu leisten? Man möge doch bedenken, was es heißt, die ungeheure manuelle Arbeit menschlicher Kultur mit Menschen verrichten müssen, hinter denen die unbedingte Garantie auskömmlicher Existenz von Staatswegen steht, und denen

gegenüber das natürlichste und ausgiebigste soziale Zwangsmittel, die Bedrohung der Existenz durch selbstverschuldeten Verlust der Arbeit, in Wegfall gekommen ist. Ich wenigstens kann die Befürchtung nicht los werden, daß dann der Gedanke eine unheimliche Verbreitung gewinnen würde: „Was soll ich mich schinden und plagen? Laßt uns die Sache möglichst bequem machen — der Staat muß ja doch für uns sorgen!" Man würde damit vielleicht so wenig Lärm machen, als heute mit dem egoistischen Erfolgstreben; aber um so sicherer würde es die Grundstimmung werden, mit welcher Viele ihren Anteil an der sozialen Arbeit betrachten. Und dann — armer Staat, arme Kultur!

Indessen — ich bekenne gerne, daß dies alles Befürchtungen sind, welche sich auf diejenige Beschaffenheit der Menschen gründen, von denen uns die bisherige Erfahrung Zeugnis giebt. Prof. v. Gizycki aber verweist auf einen Zustand, in welchem die Menschheit sich soweit über ihre heutige Stufe hinaus entwickelt haben wird, wie der heutige Kulturmensch seine halb-tierischen Vorfahren überragt. Auch meine innigsten Wünsche und Hoffnungen liegen nach dieser Richtung. Aber niemals bestand mein Idealismus darin, Wünsche mit Wirklichkeiten zu verwechseln. Jedem Versuche, den Gedanken der Gemeinschaft und Solidarität fester ins menschliche Fühlen und Wollen einzuprägen, gehört meine Teilnahme und Mitwirkung. Allein auf dasjenige, was noch nicht ist, was erst in Jahrtausenden wirklich werden soll, läßt sich kein Staat bauen. Nicht nur derjenige sündigt, welcher gar keine idealen Ziele des Wollens kennt, sondern auch derjenige, welcher seine Ideale aus anderem Stoffe schafft, als die Wirklichkeit. Wenn ich in einem Zustande, in welchem Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und gegenseitige Achtung walten, nur eine schlechte Utopie sehen würde, so könnte ich der D. G. E. K. nicht angehören. Aber daß die Verwirklichung dieser ethischen Ideale nur durch eine kollektivistische Organisation möglich sei — dieser Beweis steht aus, und ich weiß nicht, ob er je geliefert werden wird.

## II.*)

### Von einer Handschuhnäherin.

Die Nummer der „Ethischen Kultur", die mein Lebensbild enthält, habe ich mit Dank erhalten; und da ich auch den übrigen Teil der Nummer gelesen habe, so kann ich nicht umhin, Ihnen für Ihren, mich besonders ansprechenden Artikel „Kollektivismus, Arbeitseifer und ethische Kultur" nochmals meinen besonderen Dank auszusprechen. Der Artikel hat mir deshalb eine große Freude gemacht, weil er beweist, daß es auch unter den höheren Ständen Leute giebt, die sich den Menschen nicht so einseitig vorstellen. Die Richtigkeit Ihrer Ansicht kann ich bei uns im Handschuhgewerbe jeden Tag beobachten, da jede Näherin, trotz der sehr langen Arbeitszeit, ihre Ehre darin sieht, den Handschuh möglichst gut zu nähen. Mein Bruder, der als Handschuhmacher in einer größeren Fabrik arbeitet, sagte schon vor zwei Jahren zu mir, bei einem Gespräch über Kollektivismus, daß es jeder Kollege von ihm (trotzdem es grade dem Handschuhmacher leicht ist, zu pfuschen, ohne daß es der Fabrikant bemerkt, weil derselbe nie so genau berechnen kann, wieviel Handschuhe aus einer Anzahl Felle geschnitten werden können) als etwas Selbstverständliches ansieht, nur gute und reelle Arbeit zu liefern, und sich ein Kollege vor dem anderen schämen würde, wenn es hieße, er machte Pfuscherarbeit: Und in der That, wer, wie ich, es schon gesehen hat, wie sich der Handschuhmacher freut, wenn er aus einem schadhaften Fell nach längerem Prüfen und Überlegen doch noch einen tadellosen Handschuh schneidet, der kann nicht sagen, daß nur der Zwang der Erwerbsverhältnisse die Menschen zum Arbeiten treibt, und nicht fortleugnen, daß der Trieb, etwas Gutes und Vollkommenes zu schaffen und sich über sein Werk zu freuen, tief in der menschlichen Natur begründet ist. Wer die menschliche Natur studiert, für den unterliegt es keinem Zweifel, daß dieser Trieb von jeher ein wichtiger Faktor in unserer ganzen Entwicklung war, ohne den wir auch nicht den entferntesten Teil der Errungenschaften besäßen, die, wenn auch nicht der ganzen Menschheit, so doch einem Teil derselben das Leben angenehm machen. Nach meinen Beobachtungen, und ich denke, daß ich als Arbeiterin unter lauter Arbeitsbienen wohl Gelegenheit zu dergleichen habe, muß sich die Kultur und Produktion in der Kollektivarbeit auf eine Höhe erheben, die sie in einer auf kapitalistischer Produktionsweise gegründeten Arbeit niemals einnehmen wird. Grade diese letztere Produktionsweise ist es, die die Individualität ertötet und auf die Dauer die Lust am Schaffen verkümmern läßt. So lange das Kapital die Herrschaft besitzt, kann die Beeinflussung des öffentlichen Geistes im Sinne der Ethik nicht viel helfen, denn der Profitgeist verschwindet erst mit dem Kapital. Sollen die sozialen, ethischen Reformen sich wirklich gesund entwickeln, so können sie es nur im Kollektivismus, auf Grund allgemeiner Erziehungs- und Arbeitsbedingungen. Ehre und Schande sind, wie Sie ja auch anführen, gewaltige Mittel, zu guter Arbeit anzufeuern; aber ich behaupte, daß dieselben, wenn es eben nötig wäre, in der Kollektivarbeit in noch viel höherem Maße ihre Wirkung ausüben würden wie jetzt. Aber ich glaube hinwiederum nach der ganzen Natur des Menschen annehmen zu müssen, daß diese beiden Mittel vollständig überflüssig sind in einer Gesellschaft, in der die allgemeine Arbeitspflicht als erster Grundsatz aufgestellt wird und die Fähigkeit des Einzelnen besser entwickelt wird als jetzt. Außerdem weiß dann der Mensch, daß seine Arbeit der Allgemeinheit, also auch sich selbst und seinen Lieben wieder zu gute kommt und nicht, wie es jetzt der Fall ist, meistenteils nur einem verhältnismäßig kleinen Teil zu Nutz und Frommen dient. Und diese Liebe zu seinen Angehörigen ist keine der kleinsten Antriebe des Menschen zur Arbeit und wird, wie Sie ja auch anführten, diese Liebe nachher den Menschen in anderer Art und Weise zum Arbeiten bestimmen.

## III.

### Von Georg von Gizycki.

Herr Professor Jodl hat in obigem Artikel die in seinem Vortrage vom 10. März unerwähnt gelassenen Motive zur Arbeit, welche ich in Nr. 15 geltend gemacht habe, als wirksam anerkannt; es handelt sich also nur um die Frage, welche Stärke sie durchschnittlich haben. Das vorstehend abgedruckte Urteil einer Handarbeiterin scheint mir wertvoll zu sein; denn wenn ich für den Kollektivismus eintrete, so rechne ich dabei keineswegs, wie Professor Jodl mir schuld zu geben scheint, mit einem Menschenmaterial, das wir noch gar nicht besitzen, sondern mit der gegenwärtig vorhandenen menschlichen Natur, — über deren Beschaffenheit die Ansichten allerdings auseinander gehen; — obwohl ich freilich meine, daß veränderte Lebensbedingungen die menschliche Natur verändern werden. Mein Idealismus besteht nicht darin, „Wünsche mit Wirklichkeiten zu verwechseln"; aber in der That schließt er einen starken Glauben an die Zukunft der Menschheit ein, der gerade aus dem, was ich von der Wissenschaft gelernt habe, erwachsen ist. Ein Mann, den wir alle verehren, hat gesagt: „Der Mensch kann nicht groß genug vom Menschen denken."

Professor Jodl scheint vorauszusetzen, daß beim Kollektivismus die Motive zu tüchtiger Arbeit vermindert werden, weil die Mitwirkung des Erwerbstriebes fortfällt oder auf ein Minimum reduziert wird. Hierauf kann man nun zunächst erwiedern, daß der Kollektivismus nicht notwendig die Verzichtleistung auf den Erwerbstrieb einschließt, — daß mit jenem nicht notwendig völlige ökonomische Gleichheit verbunden zu sein braucht. Man könnte diese als ein zu erstrebendes, aber nicht sofort zu verwirklichendes Ziel ansehen

*) Diesen und den vorigen Artikel erhielt die Redaktion an demselben Tage.

und für die nächste Periode eine — innerhalb bescheidener Grenzen verbleibende und den Unterschied von Armut und Reichtum ausschließende — Abstufung der Gehälter beibehalten. Aber ich glaube nicht, daß dieses Auskunftsmittel erforderlich wäre. Denn wenn bei der veränderten Organisation der Gesellschaft zwar gewisse Motive zur Arbeit vermindert werden, so werden andrerseits gewisse andere gewaltig verstärkt. Die „soziale Sanktion" im besonderen, der Einfluß von Ehre und Schande, muß in einer Gesellschaft, die nicht in Klassen gespalten ist, sondern aus gleichen Arbeitern besteht, eine weit größere Macht ausüben, als gegenwärtig. Und ebenso muß der Gemeinsinn als Triebfeder zur Arbeit in einer solchen Gesellschaft eine bedeutend größere Rolle spielen, als gegenwärtig, wo der Hauptvorteil der Arbeit großenteils nur Einzelnen zu gute kommt, und zwar oft solchen, die der Arbeiter verachten muß. Dadurch, daß gewisse höhere Seiten der menschlichen Natur leichter sich bethätigen können und nicht so oft, wie gegenwärtig, durch den Selbsterhaltungstrieb niedergehalten werden, und daß an gewisse niedere Seiten der menschlichen Natur nicht so häufig appelliert wird, — die einen Gemütsmuskeln, so zu sagen, durch stärkere Übung gekräftigt, die anderen durch mindere Übung geschwächt werden, — muß die menschliche Natur selbst im Laufe der Geschlechter verändert und zur Erlangung sittlicher Bildung fähiger gemacht werden.

Ich habe nicht bezweifelt und es nicht getadelt, daß in der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung auch bei hervorragenden Menschen der Erwerbstrieb eine große Rolle spielt, habe es vielmehr in dem genannten Artikel erklärt; aber wohl bezweifle ich, daß in einer kollektivistischen Gesellschaft, welche den berechtigten Trieben, die jetzt allein durch Gelderwerb Befriedigung finden können, in anderer Weise genugthut, die Arbeit hervorragender Menschen durch die Einmischung von Erwerbsinteressen verbessert werden würde. Wie sehr selbst gegenwärtig die Arbeit durch solche Motive verschlechtert wird, haben wir z. B. bei großen Schriftstellern und Künstlern oft wahrzunehmen Gelegenheit.

Was nun die unangenehmen und gefährlichen Arbeiten anbetrifft, auf welche Professor Jodl hinweist, so gehören gegenwärtig viele der unangenehmsten und gefährlichsten Arbeiten thatsächlich zu den am schlechtesten besoldeten, — ein Zustand, der von dem, was ich unter Kultur verstehe, himmelweit entfernt ist. Daß die Menschen durch die bittere Not gezwungen werden, solche Arbeiten auf sich zu nehmen, erscheint mir als etwas Entsetzliches, — an dessen Vorhandensein ich mich mitschuldig zu machen glauben würde, wenn ich es nicht bekämpfte. Sobald man sich nicht mehr auf die Hungerpeitsche wird verlassen können, um Arbeiter zu erhalten, werden die sämtlichen derartigen Berufszweige minder unangenehm und gefährlich gemacht oder aufgegeben werden müssen; und darin erblicke ich einen großen Vorteil. Auch erscheint es mir nicht als eine Notwendigkeit, daß anstrengende oder langweilige Maschinenarbeiten andauernd von denselben Personen verrichtet werden; sondern ich halte es für gesundheitlich sehr vorteilhaft, daß bei den meisten Arbeitern an jedem Tage die Arbeit abwechsle. Ein Jurist sagte mir einmal, er sehne sich darnach, ein paar Stunden täglich in einer den hygienischen Anforderungen entsprechend eingerichteten Fabrik arbeiten zu dürfen. Was endlich die Überschätzung der geistigen, der körperlichen Arbeit gegenüber, anbetrifft, wozu wir Lehrer und Schriftsteller sehr geneigt zu sein pflegen, so ist dieselbe in diesen Blättern wiederholt getadelt worden.

---

Ich fühle, daß ich alt werde und bald sterben muß. Aber — es ist hoffentlich kein Unrecht, es zu sagen, — ich kann es nicht ertragen, die Welt mit all' diesem Elend in ihr zu verlassen.

Lord Shaftesbury in einem Briefe an Miß Frances Power Cobbe, ein Jahr vor seinem Tode.

## Bücherbesprechungen.

**Beiträge zur Bekämpfung des Antisemitismus.** 1. Die Juden in Europa von Joh. v. Döllinger. 1891, Verleger: Dr. Carl v Kißling in Linz. gr 8°, 34 Seiten.

Der Verleger erklärt den Antisemitismus für eine Geistesepidemie der Gegenwart, welcher er durch Aufklärung und Belehrung Einhalt thun wolle. Er beginnt mit der Herausgabe eines akademischen Vortrags Johann v. Döllinger's „Die Juden in Europa", gehalten in der bairischen Akademie der Wissenschaften am 25. Juli 1881.

Und in der That! Aufklärung und Belehrung spendet der Vortrag des berühmten Gelehrten und Kirchenpolitikers in reichem Maße. In aller Kürze entwirft er ein anschauliches Bild des Schicksals der Juden, welches um so überzeugender wirkt, als fast überall die Urkunden und Fälle angeführt werden, auf welche sich die Darstellung stützt. Durch Berufung auf Strabo zeigt Döllinger, daß die Juden schon vor der Zerstörung ihrer Hauptstadt weit durch das römische Reich verbreitet waren. Von den Kaisern wurden sie geschützt, vom Volke dagegen als überlegene Mitberater auf allen Erwerbsgebieten gehaßt. Ihre Beschneidung, ihre Sabbathfeier, ihre Speisegesetze und ihre scheue Absonderung erregten Spott und Verachtung Um die Zeit des römisch-jüdischen Krieges fielen sie zu Tausenden als Opfer heidnischer Volkswut Gerade damals zog sich der Judaismus krampfhaft in sich zusammen. Der Talmud legte sich wie ein eiserner Reif um die Nation Nichtsdestoweniger blieb die älteste Kirche dem Beispiel Christi getreu. Sie erklärte durch den Mund der Kirchenväter das jüdische Volk für einen verirrten Bruder, gegen welchen die Christen geduldige Liebe zu üben hätten Diese Sinnesweise schwand jedoch, als das römische Heidentum mit seinem Hasse gegen die Juden in Masse sich zum Christentum bekannt hatte. Nunmehr wurden es gerade die christlichen Priester, welche den Fanatismus des Volkes gegen die Juden anfachten. Von den Kreuzzügen bis zur Reformation brachte jedes Jahrhundert eine Steigerung ihres Elends (S 11) Die Fürsten benutzten sie als Schwämme, ließen sie mit dem Gelde des Volkes sich vollsaugen und drückten sie dann aus Aber weshalb widmeten sich die Juden ausschließlich dem einträglichen Geldhandel? Durch die Schuld der Kirche. Päpste und Konzilien hatten das Zinsnehmen verdammt und sich damit in Widerspruch mit den Bedürfnissen des bürgerlichen Lebens gesetzt Deshalb mußten die Juden hier eintreten, denen andere Erwerbszweige verschlossen waren und denen ihr Gesetz erlaubte, von Fremden Zins zu nehmen (S 15 ff) Unter den Mohammedanern lebten sie nicht vom Zinsgeschäft, sondern von der Handarbeit (S. 20)

Wollte ein Jude freiwillig Christ werden, so verschlimmerte sich meistens seine Lage Die Gemeinschaft mit dem eigenen Volke verlor er, und die Kirche kam ihm mit Argwohn entgegen. Besaß er Vermögen, so ward ihm die Zurückerstattung aller Zinsen zur Pflicht gemacht Unter allen Umständen verfiel er sofort der Gewalt des Glaubensgerichts und konnte schon auf bloßen Verdacht hin eingekerkert, gefoltert und verurteilt werden.

Von besonderem Interesse ist die Bemerkung, daß in der ganzen kirchlichen Litteratur jener Jahrhunderte, welche sich in feindlichen Deklamationen gegen das verabscheute Volk nicht genug thun konnte, nirgend dessen sittliches Leben angetastet wird, soweit es Familie, Keuschheit, Mäßigkeit, Vertragstreue betrifft Neben dem Vorwurf des Wuchers findet sich immer nur der der Gotteslästerung, welche die Christen schon in dem bloßen Beharren der Juden bei ihrem väterlichen Glauben erblicken mochten

Seit der Reformation hat sich ihr Los immer günstiger gestaltet. Die bürgerliche Gleichstellung haben sie in den europäischen Staaten erreicht außer in Rußland, der Türkei, Spanien und Portugal. In den meisten Ländern bilden sie den an Wohlstand voranstehenden Bruchteil der Bevölkerung Die alten Tugenden sind auch jetzt noch nicht von ihnen gewichen. Doch stehen dem Licht auch düstere Schatten gegenüber, welche die besseren Wortführer des Volkes nicht leugnen. Die stärkste Anklage und die hauptsächlichste Ursache des Volkshasses findet Döllinger in der Ausbeutung des Landvolks in den slavischen, und einigen deutschen Ländern durch das von Juden betriebene Wuchergewerbe Seit den Tagen Mendelssohn's haben die Juden in Deutschland, England und Frankreich in Sitte und Denkweise sich diesen Völkern genähert Gegenwärtig ist Deutschland der Träger des geistigen Lebens im Judentum, sodaß der Einfluß deutscher Gedanken- und Sinnesweise unter ihnen selbst bis nach Nord-Amerika stärker ist als jeder andere.

Der Verfasser schließt mit einer entschiedenen Ablehnung der Lehre, daß die Menschen berufen seien, Sünden der Vorfahren an den schuldlosen Nachkommen zu rächen. Den Antisemiten gegenüber bekennt er sich zu dem Wort der Sophokleischen Antigone: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da"

Eisenach. Dr. Martin Keibel.

---

**Goldene Lüge.** Drama in vier Aufzügen von Hermann Faber. Leipzig, Verlag von Philipp Reclam jun.

Hermann Faber darf den Anspruch erheben, daß seine Dramen von der Kritik eingehender besprochen werden, als die Mehrzahl der Bühnenstücke, welche wir in den letzten Jahren kommen und gehen

sahen. Er schreibt nicht für den Tag, um den Novitätenhunger eines großstädtischen Publikums zu stillen; er ist ein freischaffender Künstler, der nur das zu behandeln unternimmt, was seine Seele wahrhaft bewegt, ein durch und durch moderner Geist, der klar erkannt hat, daß das wahrhaft Interessante an den zahlreichen „Fragen", welche unserer Zeit eigentümlich, sind ihre ethische Seite ist. — In dem Drama „Goldene Lüge" wird uns ein Konflikt vorgeführt, der dem Ethiker Vieles zu denken geben kann: Rudolf Gerland, ein junger, talentvoller Bildhauer, der mit heißer Sehnsucht nach höchsten Zielen strebt, lebt in dem Wahne, daß er finanziell unabhängig genug gestellt sei, um seiner Kunst in wahrhaft idealer Weise dienen zu können. Er liebt eine ihm geistesverwandte junge Bildhauerin, Sabine, welcher er Unterricht erteilt. Sie fühlt mit ihm und bestärkt ihn in seiner Auffassung von idealem Künstlertum. So wird die Schülerin allmählich zu seiner Muse, beide fördern einander in edelm Wettstreit und erscheinen für einander geschaffen. Aber in Rudolfs pekuniären Verhältnissen ist allmählich eine Veränderung eingetreten: Es hat sich nach dem Tode seines Vaters herausgestellt, daß kein Vermögen mehr übrig bleibt, nachdem alle Verbindlichkeiten notdürftig gedeckt worden sind, und der Künstler, der nie daran gedacht hatte, daß er je darauf angewiesen sein könnte, an den Erwerb zu denken, sieht sich vor die Alternative gestellt, seinen hohen künstlerischen Plänen zu entsagen, oder genügende Subsistenzmittel herbeizuschaffen, um seiner Kunst weiter leben zu können. In dieser verzweifelten Lage bietet sich dem Bildhauer eine reiche Heirat als Ausweg. Er opfert seine Jugendliebe und ehelicht die ideallose, verwöhnte Tochter eines reichen Mannes, um sich seiner Kunst zu erhalten. Seine Erwartungen verwirklichen sich nicht. Zu spät sieht er ein, daß er einen falschen Weg betreten hat, daß er seiner Kunst nichts mehr sein kann, nachdem er die Probe, welche das Leben an ihn gestellt hatte, nicht bestanden. Er empfindet die Wahrheit des Wortes, daß nur reine Hände ein Kunstwerk schaffen können, und geht unter, weil er sein Künstlertum über sein Menschentum gestellt hatte.

Die Idee des Faber'schen Dramas ist sehr einfach, aber die Ausführung nötigt uns Achtung vor dem Können des Dichters ab. Am Gelungensten erscheint der 2. Aufzug, in welchem der Held immer mehr von dem richtigen Wege abgedrängt wird, bis er schließlich unterliegt. Uns interessiert besonders die ethische Seite des Dramas, welcher der Verfasser sichtlich seine höchste Aufmerksamkeit geschenkt hat. Im Hintergrunde der Handlung wird angedeutet, in welcher Weise Rudolf hätte glücklich werden können, wenn er nicht als Mensch gefehlt hätte, um seine Künstlerschaft zu retten. Hier hat Faber richtig herausgefühlt, daß wir seinen Helden lediglich als ein Opfer widriger Umstände hätten betrachten müssen, wenn das Stück keinerlei Andeutung darüber enthielte, in welcher Weise sich wohl die Zukunft Rudolfs an Sabinens Seite gestaltet hätte. Daher erscheint uns der Schluß des 3. Aufzugs, jene Scene, in der Sabine die Schriftstücke vernichtet, entschieden als der Höhepunkt der Dichtung, und der zerrissene Vertrag wird uns zu einem Symbol von echter, gewaltiger Tragik.

Im Äußeren zeichnet sich das Stück durch logischen Aufbau der Handlung und Knappheit der Form vorteilhaft aus und erscheint wohl geeignet, das Interesse ernster Leser nicht weniger als ein Publikum zu fesseln, das im Theater mehr als Unterhaltung und Zeitvertreib zu suchen gewöhnt ist.

Frankfurt a. M. Dr. Arthur Pfungst

## Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

### Abteilung Breslau.

Am 20. März cr. fand die Jahresversammlung der obigen Abteilung statt. Dieselbe wurde eingeleitet durch einen Vortrag des Herrn Dr. Wagner über: „Die Ethik im Lichte der Völkerkunde". Hierauf folgte die Erstattung des Jahresberichts. Derselbe ergab ein bedeutendes Wachstum der hiesigen Gesellschaft nach innen wie nach außen. Die Zahl der Mitglieder hat sich binnen Jahresfrist fast verdreifacht, und der Eifer, mit welchem gearbeitet wurde, geht am besten daraus hervor, daß im Laufe von 14 Monaten 40 Versammlungen veranstaltet und 24 Vorträge gehalten wurden. — Hieran schloß sich der Bericht der Lesezimmer-Kommission. Aus demselben ging hervor, daß die zu Beginn des Jahres der öffentlichen Benutzung übergebenen Sonntags-Lesehalle noch keinen rechten Boden gefunden hat. Der Besuch derselben war trotz verhältnismäßig reicher Ausstattung mit Lesestoff der verschiedensten Art zu Zeiten ein recht spärlicher. Schließlich wurde zur Neuwahl des Vorstandes geschritten. An Stelle des nach Königsberg übergesiedelten Privat-Docenten Herrn Dr. Peiser wurde Herr Dr. Neißer zum ersten Vorsitzenden, zum zweiten Schriftführer wurde Frau Rechtsanwalt Marcuse gewählt. In der Besetzung der übrigen Aemter fand keine Veränderung statt.

Entfaltete die hiesige Abteilung in dem verflossenen Vereinsjahre eine höchst erfreuliche Rührigkeit, so wurde dieselbe in den ersten Wochen des neuen Jahres noch überboten; haben doch in der Zeit vom 30. März bis 19. April bereits 6 größere Versammlungen stattgefunden. Der Löwenanteil hiervon fällt der neugebildeten „Musischen Gruppe" zu. Am 10. April trat dieselbe zum erstenmal in die Öffentlichkeit mit dem Vortrage des Herrn Dr. Semrau: „Wie betrachtet man Kunstwerke?" Drei Tage später fand als Veranstaltung derselben Gruppe im Musiksaal der Universität ein Konzert zum Besten der Lesehalle statt. Hervorragende Künstler wie die Konzertsängerin Frl. Regine Samosch, die Pianistin Frl. Martha Herz, die Schauspielerin Frl. Ida Grunert, der Solo-Violoncellist Herr J. Melzer und der Opernsänger Herr K. Lang hatten ihre Mitwirkung zugesagt, und so erschien der Erfolg des Unternehmens von vornherein als ein ziemlich gesicherter. Diese Erwartung ist auch nicht getäuscht worden. Das Konzert nahm einen höchst befriedigenden Verlauf. Es gewährte allen Teilnehmern einen hohen Kunstgenuß und verschaffte der Kasse des Lesezimmers trotz des mäßigen Eintrittspreises und erheblicher Kosten einen reichlichen Gewinn (140 M.).

Am 19. v. M. endlich hielt Herr Dr. Semrau auf Veranlassung der „Musischen Gruppe" einen zweiten Vortrag über: „Adolf Menzel," ein ebenso dankbares als zeitgemäßes Thema, da sich gegenwärtig in unseren Mauern eine Ausstellung von Gemälden jenes Künstlers befindet. Erwähnt seien schließlich noch die Vorträge des Herrn Dr. Freudenthal: „Einiges über Nahrungs- und Genußmittel" und des Herrn Rechtsanwalt Dr. Mamroth: „Berufung über Strafurteil" und „Entschädigung unschuldig Verurteilter," ersterer im hygienischen Kursus, letztere im juristischen Kursus gehalten. Auch diese Vorträge waren gut besucht und fanden eine sehr beifällige Aufnahme.

Die Zahl der Mitglieder der Abteilung Breslau beträgt z. Z. 92.

## Briefkasten.

**Zur Betrachtung über Schule und Erziehung** in Nr. 13 d. Bl. schreibt uns der Verfasser noch Folgendes:

„Die Bemerkungen von G. Baader in Nr. 16 d. Bl. sind sehr richtig. Auch ich finde den Grund unseres 10jährigen Martyriums während der Schulzeit meiner Söhne in der Hauptsache darin, daß dieselben nicht individuell behandelt wurden. Beweis: Meine Knaben waren beide sehr lebhaft, wurden jedoch von den Lehrern in der Schule als träge und schläfrig beurteilt, eine offenbare Folge der Dressur; kurzum die Harmonie zwischen dem Vortrag des Lehrers verbunden mit dem Zwang ihre Lebhaftigkeit zu unterdrücken, machten sie vollständig teilnahmslos und unfähig, dem Faden des Vortrags zu folgen. Ich unterscheide jedoch die Lehrmethode von den Schulgesetzen, welche letzteren m. E. entschieden streng zu befolgen sind, weil ein Fortschritt in der allgemeinen Kultur nur dort denkbar und möglich ist, wo man gelernt hat, sich unter Umständen auch unterzuordnen und die Vorzüge Anderer anzuerkennen.

Die Klagen der Eltern über die pedantische und anstrengende Behandlung der Kinder von seiten einzelner Lehrer sind ja ziemlich allgemein, und somit eine mehr individuelle Berücksichtigung ihrer speziellen Fähigkeiten durchaus wünschenswert. Ich kann daher nur wiederholen, durch eine mehr zeitgemäße Reorganisation der höheren Schulen den Kindern und Lehrern mehr Zeit zu gewähren, und zwar so, daß wenigstens während der Sommermonate die Schulstunden nur auf den Vormittag beschränkt werden."

Herr **R. Orlich** in Berlin schreibt uns: „In Nr. 11 der „Ethischen Kultur" veröffentlichte Herr E. Harmening in einem Artikel „Die neuen Hofschauspieler" seine Ansicht über die Aufführungen von „Charley's Tante" in Hofkreisen. Ich glaube, daß gar mancher Leser unseres Blattes mit diesen Ausführungen nicht ganz einverstanden sein dürfte. Mit gar vielem Pathos wird nämlich aus dem Umstand, daß Se. Maj. der Kaiser und der Herzog von Koburg-Gotha sich Charley's Tante haben vorführen lassen, gefolgert, das wäre eine unangebrachte Bevorzugung eines ganz faden englischen Machwerkes und eine Zurücksetzung guter deutscher Bühnenwerke. Der Fall liegt doch aber wohl anders. — Die erlauchtesten Häupter sollen nämlich ganz wie gewöhnliche Sterbliche Augenblicke haben, wo sie sich für die täglichen Repräsentationspflichten in etikettenmäßiger Steifheit neben anstrengenden Regierungsgeschäften einmal schadlos halten wollen, indem sie vom Olymp herabsteigen und ganz Mensch sind, vor allen Dingen einmal herzlich lachen mögen. Und da ist bekannt, daß auch auf den steifsten Philister und auf den verknöchertsten Professor ein Stück tollen Schwanks eine zwerchfellerschütternde Wirkung nicht verfehlt. Die Richtigkeit dieses beweisen einfach die allabendlichen Lachsalven im Adolf-Ernst-Theater. Man wird erwidern: ja das Publikum sei eben wenig wählerisch und schon der gewöhnlichste Blödsinn reiche hin, um die Besucher solchen Musentempels zu entzücken. Man berücksichtigt dann aber nicht, daß der Zweck der verschiedenen Theater auch himmelweit verschieden ist. Man darf nicht jedes sogenannte Theater als Kunsttempel betrachten und nicht seine Leistungen aus dem Gesichtswinkel der Kunst beurteilen. Zudem, wer sind denn die Besucher des Adolf-Ernst-Theaters? Die große Mehrzahl unserer Mitbürger, nicht nur die Ungebildeten, haben sich das Stück angesehen und die allermeisten haben herzlich darüber lachen müssen. Sobald sie das gethan haben, hat das Stück seine Aufgabe erfüllt, es will ja nichts anderes, als auf einige Stunden Erheiterung bieten. Daß da auch ein Häuflein gar gestrenger Kunstkritiker sitzt, die jedes Stück mit Lessing- und Shakespeare'schem Maßstab messen wollen, ficht die harmlose Menge nicht an. Gerade wer einen Goethe und Lessing von Grund aus kennt, wird mir Recht geben; nach den mannigfachen echten Kunstgenüssen, an denen ja in Berlin kein Mangel ist, will man einmal

etwas anderes sehen und hören, als geistreiche Salonwitze und Konversations-Sprühregen. Ich leugne nicht, daß Adolf Ernst auf sehr niedrigem Kothurne einherschreitet, daß die gute alte Berliner Lokalposse durch ihn nicht im Mindesten gewonnen hat, doch jeder giebt, was er kann, und in seinem Fache ist Ernst nicht der geringste. Übrigens so grundschlecht, wie Herr Harmening das Stück und die Darstellung machen will, sind beide nicht, sobald man eben daran festhält, was es sein soll und will. Wer zu „Charleys Tante" geht, weiß eben, was ihm blüht, und darf keinen Vergleich mit Minna von Barnhelm ziehen wollen, das wäre komischer, als der schwächste Witz in diesem schwachen Stück. Es hat wenig Witz, sagt Herr H.; ja, Wortwitze fehlen allerdings, aber dafür ist Situationskomik genug vorhanden und flottes Spiel hilft leicht darüber hinweg. Der Effekt ist jedenfalls der gewünschte, und das kann hier allein den Ausschlag geben. Nun wollte der deutsche Kaiser auch einmal recht herzlich lachen, man sagte ihm, „Charley's Tante" würde ihm dazu verhelfen, man sagte sicher nicht, daß das Stück in litterarischer Beziehung mustergiltig sei. Nun kann selbstverständlich Seine Majestät nicht nach der Dresdner Straße kommen, in jene Hallen, die aller Erfordernisse zur Aufnahme von Leuten mit höheren Ansprüchen an Komfort des Hauses bar sind. Da das nicht ging, so hat er sich's bequem gemacht und die Leute in seinem Hause spielen lassen; daraus kann man ihm doch unmöglich einen Vorwurf machen. Ist denn die deutsche Bühne so auf allerhöchste Gunst angewiesen, daß sie nicht auch ohne solche ihren Weg findet? Muß man aus der Aufführung bei Hofe auch schon folgern, der Kaiser hätte damit andere Zwecke als seine private Belustigung verfolgt, den englischen Schwank heben und die deutsche Kunst erniedrigen wollen? Wie steht die gute deutsche Kunst so hoch, daß solch Unternehmen auch dem Mächtigsten nicht gelingen würde, denn sie bedarf solcher Protektion nicht; weit gesünder entwickelt sie sich ohne die schwüle Hofluft in freier Entfaltung aller Kräfte, wo doch das wahrhaft Gute und Schöne stets am Ende den Sieg davontragen wird."



Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Kettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. —
Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2092.

# Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

## Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Herausgegeben von

**Dr. Georg von Gizycki,**

Professor der Ethik an der Universität zu Berlin.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

| II. Jahrgang. | Berlin, den 12. Mai 1894. | Nr. 19. |
|---|---|---|





## Lebensbilder.

### VII.

Von einem Staatsbeamten.

„Durch Nacht zum Licht!“

Die Mitteilungen aus dem Leben einfacher Arbeiter, welche seither in dieser Zeitschrift veröffentlicht wurden, bestimmen mich, auch die Geschichte meines Lebens zu veröffentlichen, weil es viele tief in das Seelenleben eingreifende ethische Momente enthält, welche für die Bestrebungen unserer Gesellschaft von Nutzen sein können. Das Sprichwort sagt: „Handwerk hat einen goldenen Boden“. Und in der That, wenn ich zurückblicke auf die Tage meiner Kindheit, welche ich in innigster Verbindung mit den harmlosen Freuden, aber auch mit den vielfachen Sorgen der Handwerker verlebte, so sind auch mir die Lehr- und Wanderjahre im Handwerk zum goldenen Boden des Lebens geworden, weil sie mich befähigten, mit einem umfassenderen, vorurteilsfreieren Blick die sozialen und wirtschaftlichen Fragen unserer Zeit abzuwägen, als dieses z. B. den Beamten oder Gelehrten möglich ist, welche in ihrer Jugendzeit keine Gelegenheit hatten, mit den Arbeitern des Kleingewerbes zu fühlen, zu denken und zu handeln.

Man muß selbst im wahren Sinne des Wortes ein Arbeiter gewesen sein, um zu verstehen, was derselbe empfindet, wenn die Feierabendglocke schlägt und er am Samstag seinen verdienten Lohn empfängt; man muß selbst an dem Gefühl sich gelabt haben, welches den Arbeiter durchdringt, wenn er am Sonntagmorgen erwacht und weiß, daß der Tag des Herrn auch sein Feiertag ist. — Doch ich gehe zur Beschreibung der Geschichte meines Lebens über, wie ich als einfacher Arbeiter meine Laufbahn begonnen, meiner dreijährigen Militärpflicht als einfacher Soldat genügt habe und durch nachgeholte Studien schließlich in eine amtliche Stellung des höheren Staatsdienstes gelangt bin, welche eine umfassende ethische und wirtschaftliche Bildung voraussetzt.

Mein Vaterhaus steht in der Hintergasse eines Landstädtchens der Mark Brandenburg. Es ist ein einstöckiges Häuschen mit einem daranliegenden Gärtchen, in welchem neben Gemüse und Blumen auch der edle Weinstock gepflegt wurde, und in welchem mir sehr frühzeitig mit meinen fünf Geschwistern Gelegenheit geboten wurde, mit Hacke und Schaufel fleißig zu arbeiten. Ich hatte also das große Glück, ein Vaterhaus zu besitzen. Arm und ohne ein eigentliches Heim, treten Millionen in die Welt, das Gefühl einer gewissen Verlassenheit mit sich herumtragend, welchem derjenige niemals in diesem Maße anheimfallen kann, der ein Vaterhaus besitzt.

Ich besuchte bis zu meinem 14. Lebensjahre die Schule meiner Vaterstadt, und nachdem ich konfirmiert worden war, wählte ich die Profession meines Vaters, welcher ein allgemein geachteter Schreinermeister war, zum Lebensberuf. Meine Lehrjahre beginnen mit dem Jahre 1839, fallen also in eine Zeit, wo man in den östlichen Provinzen des preußischen Staates die vollständige Gewerbefreiheit noch nicht hatte und somit die letzten Reste des ehemaligen Zunftwesens noch bestanden, deren erzieherischen Einfluß auf die Lehrlinge des Handwerks ich somit noch voll genossen habe. Die ethischen und wirtschaftlichen Verhältnisse meiner Eltern waren für die sittliche Erziehung der Kinder die glücklichsten, welche man sich denken kann: sie waren weder arm noch reich, gottesfürchtig, ohne Pietisten zu sein, und stets gleicher Anschauung, auch wenn es galt, die Erziehung der Kinder durch Strafen zu regeln. Die Lehrjahre gingen in bürgerlicher Einfachheit und harmloser Zufriedenheit vorüber. Ohne Zweifel war diese Zeit meines Lebens eine glücklichere als die meiner eigenen Kinder, welche die höheren Lehranstalten der Residenz besucht haben, um sich für eine Lebensstellung in den leitenden Kreisen der Staatsgesellschaft vorzubereiten. Die einzige Lektüre, wodurch ich meinem strebenden Geiste und meiner Wißbegierde während dieser Zeit meines Lebens Befriedigung gewähren konnte, bestand von meinem 12.—14. Jahre in der biblischen Geschichte, und von meinem 14.—17. Jahre habe ich nach Feierabend oft bis spät in die Nacht hinein Beckers Weltgeschichte gelesen, welche mir ein Lehrer unseres Ortes geliehen hatte. Es nahte nunmehr auch die Zeit, wo ich zum Gesellen freigesprochen werden sollte. Noch gedenke ich mit stiller Pietät des Tages, wo ich, vor offener Lade stehend, von dem Altmeister des Handwerks in Gegenwart meines Vaters zum Gesellen erklärt wurde und bei dieser Gelegenheit eine so ernste Mahnung auf den Lebensweg erhielt, daß mir die hellen Thränen über die Wangen liefen und ich mir still gelobte, ein braver Mensch und ordentlicher Handwerker zu werden. Die Art und Weise, wie meine Aufnahme in den Innungsverband der Handwerks-Gesellen vollzogen ward, konnte meinem ästhetischen Sinne freilich nicht behagen, und zwar war es namentlich das unmäßige Schnapstrinken und das Singen roher Lieder auf der Herberge, welches zu sehen und zu hören mir widerwärtig war.

Es war im Frühjahr 1844, als ich eines Tages mit meinem Vater mich auf das Landratsamt begab und mir ein Wanderbuch für eine Reise in den Staaten des Deutschen Bundes ausstellen ließ. Das Felleisen wurde nach Anleitung des Vaters gepackt und von meiner guten Mutter, welche die Kasse des Hauses verwaltete, „vier Thaler“, eingewickelt in

ein Taschentuch, in einer verborgenen Ecke desselben als letzter Zehrpfennig placiert. Es war eines Abends gegen 9 Uhr, als ich zum Abschiede gerüstet in der Wohnstube meiner Eltern saß. Meine Geschwister gingen schweigend um mich herum, und Vater und Mutter konnten nur noch mit großer Mühe die Thränen zurückhalten, welche unwillkürlich in die guten Ratschläge mit einflossen, die mir auf den Weg gegeben wurden. Ich war noch nicht 19 Jahre alt, hatte wenig Menschenkenntnis und sollte nun plötzlich, ohne die leitende Fürsorge der Eltern, hinaus in die weite, weite Welt; sollte auf einige Jahre Abschied nehmen von allem, was mir seither lieb und teuer gewesen. In der That, der Augenblick, wo der junge, wohlerzogene Handwerker an diesem Scheidewege seines Lebens steht, ist ein gewaltiger, folgenschwerer Lebensabschnitt und von viel größerer ethischer und wirtschaftlicher Bedeutung, als der Austritt eines wissenschaftlich vorgebildeten Sohnes aus dem Vaterhaus, um die Universität zu besuchen oder in eine militärische oder zivile Beamten-Laufbahn einzutreten. Der junge Handwerker ist ganz auf seine Energie und Arbeitskraft angewiesen; er soll sich sein Brot verdienen, unter Umständen, die ihn dauernd den großen Gefahren moralischen Verderbens aussetzen, und zwar namentlich dann, wenn ihm der Anschluß an eine gesetzlich bestehende Korporation fehlt, die ihm in Stunden der Not stützend zur Seite steht, ihm einen sicheren Halt gewährt. — Erst das dumpfe Rollen des Marktwagens, welcher mich abholen sollte, erweckte mich aus der Betäubung, welche sich unserer aller bemächtigt hatte. Meine Mutter brach in lautes Weinen aus, während der Vater mich still an seine Brust zog und nur sagte: „Kehre so gut und brav zurück, als Du heute Dein Vaterhaus verläßt!" Dieser Wunsch des besten Vaters war so bescheiden und doch so schwerwiegend; denn er wußte sehr wohl, daß ich, wenn Gott mich nicht schützte, in sittlicher Beziehung nicht besser zurückkehren konnte. — Es war, als ob mit dem Vaterhause mir die Welt entschwunden sei. — Ich teile kurz mit, daß ich mit dem Wanderstab in der Hand von meiner Heimat aus Thüringen, die Rheingegend, Baden, Württemberg, Bayern und Österreich-Ungarn durchpilgert habe, daß ich über die steirischen Alpen bis Triest an das adriatische Meer gelangt und von dort durch Österreich, Böhmen und Sachsen, nach einer Abwesenheit von 2½ Jahren, in die Heimat zurückgekehrt bin.

Durchaus unbekannt mit der idealen Welt, welche die erhabenen Geister unserer Nation geschaffen, war ich durch Jena und Weimar gewandert. Ich hebe diese Thatsache hervor, um zu konstatieren, daß die Mehrzahl unserer Mitmenschen, vielleicht 80—90 Prozent der Gesamtheit, insoweit sie den arbeitenden Klassen angehören, von dieser idealen Welt im großen und ganzen nichts wissen und ihre Zeit ausschließlich dazu benutzen, um die Mittel zur Ermöglichung ihrer materiellen Existenz zu schaffen. — Ein ziemlich ausgebildetes deutsches Zunftleben fand ich noch in Frankfurt am Main, nur hatte man es unterlassen, dasselbe im Geiste der Zeit fortzubilden. Namentlich war es jedem fremden Berufsgenossen fast unmöglich gemacht, in dieser Stadt das Meister- und Gewerberecht zu erlangen. Mein Weg führte auch bei der Festung Hohenasperg vorüber, welche auf einem mit Reben angebauten Hügel in der Nähe von Ludwigsburg liegt. Noch wußte ich freilich zu jener Zeit nichts von den Leiden des Dichters Schubart und den Sorgen unseres großen Nationalökonomen Friedrich List, welche ihren deutschen Patriotismus in den Zellen dieses Staatsgefängnisses schwer zu büßen hatten. Von allen wirtschaftlichen und politischen Fragen seiner Zeit, in welcher „Ruhe" als die erste Pflicht eines Bürgers bezeichnet wurde, weiß der junge Handwerker der vormärzlichen Zeit des Jahres 1848 nichts zu sagen. — So bin ich „schlecht und recht" als Handwerker gewandert, und, nachdem ich auch in verschiedenen Städten, sogar fast ein volles Jahr in Kroatien in der Nähe der türkischen Grenze gearbeitet, infolge einer Zuschrift meines erkrankten Vaters; schließlich in einer Tour von Triest in die Heimat zurückgekehrt. Alle meine Sachen hatte man mir auf diesem Wege durch ein merkwürdiges Zusammentreffen von Umständen entwendet, so daß ich thatsächlich meiner äußeren Erscheinung nach einem Vagabonden ähnlicher als einem rechtschaffenen Handwerker war.

Die ausgedehnte Reise und die auf derselben gesammelten Erfahrungen waren entscheidend für mein ferneres Leben geworden. Ich hatte die Klagen meines Vaters über den Verfall des Handwerks bestätigt gefunden, aber auch die unausbleiblichen demoralisierenden Folgen der vollständigen Aufhebung des Innungswesens und der Hand in Hand damit gehenden Sittenlosigkeit unter den Handwerksgesellen auf der Landstraße und in den Werkstätten kennen gelernt.

Eine wirklich solide Grundlage für Hebung und Befestigung des Mittelstandes, also des Kleingewerbes, hatte ich außer in Frankfurt am Main auch in Bayern und Österreich-Ungarn, also nur dort gefunden, wo man zur Sicherstellung des Handwerks die vollständige Gewerbefreiheit noch nicht hatte und sich das bürgerliche Leben der Handwerker noch in den Grenzen eines mäßigen Zunftzwanges, verbunden mit einer gewissen Wohlhabenheit, bewegte. Mein Entschluß, dem mir in Aussicht stehenden Leben als armer Handwerker noch rechtzeitig zu entgehen, stand schon lange bei mir fest, nur war es mir noch nicht klar geworden, auf welche Weise ich meinen still gehegten Wunsch realisieren sollte. — Mit meinem Bruder zusammen habe ich darauf das Geschäft meines Vaters bis zu dessen Tode fortgeführt, aber der Mangel an dem nötigen Betriebskapital ließ uns auf keinen grünen Zweig gelangen; auch fehlte mir wohl der kaufmännische Sinn, welcher bekanntlich das belebende Element der Gewerbefreiheit ist. Indes trug ich meinen Pflichten als ältester Sohn des Hauses soweit Rechnung, als ich es vermochte und als die zunehmende Krankheit meines Vaters dieses notwendig machte, um unsere Existenz in bisher gewohnter Einfachheit und Anständigkeit zu unterhalten.

Im Frühjahr 1847 verschlimmerte sich die Krankheit meines Vaters so, daß derselbe dauernd das Bett hüten mußte, und es blieb der furchtbare Tag nicht aus, wo der geliebte Vater aus unserer Mitte scheiden mußte. Niemals werde ich den Augenblick vergessen, wo unsere Mutter mit den Worten in die Werkstatt trat: „Kinder, kommt, heute stirbt Euer Vater!" Es war am 15. März.

Wir traten still weinend in das Sterbezimmer, dort lagen meine Schwestern bereits auf den Knieen um das Bett des vortrefflichen Mannes, welcher mit bereits gebrochener Stimme uns alle noch zu segnen und zu trösten suchte. „Wir sollten gute und brave Menschen bleiben", war alles, was er noch sagen konnte. — Alles ist heilig in einem solchen Augenblick, wo der Vater einer Familie sich auf ewig von seinen Lieben, von seinem Weibe, von seinen Kindern trennt. — Bald trat der herbeigerufene Prediger, ein Freund unseres Hauses, an das Bett des Sterbenden, um ihm die letzten Trostsprüche der Religion zu bringen. An demselben Tage ist mein Vater nach dem Genuß des heiligen Abendmahls in Frieden und inmitten seiner betenden Familie entschlafen.

(Fortsetzung folgt.)

## Die ethische Reform der Schule.

Von Oberlehrer Th. Landmann in Königsberg i. Pr.

Dem ewigen Naturgesetz, daß es keinen Stillstand in der Entwickelung der irdischen Dinge giebt, unterliegt auch ohne Zweifel das Schulwesen. Auch dieses ist, nachdem es bereits im Laufe der Zeit mannigfache Stadien der Entwickelung durchgemacht, noch keineswegs als vollkommen, seine Entwickelung demnach noch nicht als abgeschlossen zu betrachten. In welcher Richtung aber in heutiger Zeit eine heilsame Fortentwickelung des Schulwesens nicht nur möglich, sondern zum

Besten der Menschheit sogar dringend geboten erscheint, darauf soll im folgenden in möglichster Kürze hingedeutet werden.

Der Mensch wird bekanntlich das, was Naturanlagen, häusliche und Schul-Erziehung aus ihm machen; wozu dann noch verschiedenartige Einwirkungen des Orts, des Verkehrs, der sonstigen Lebenslage u. s. w. als weniger wichtige Faktoren hinzukommen. Unter jenen drei Faktoren nehmen aber die Naturanlagen eine überaus wichtige, bisher vielleicht noch nicht genügend gewürdigte Stellung ein. Denn nach dem sehr wahren Horazischen Wort: „Ob du auch mit Gewalt das von der Natur Stammende verdrängen mögest, es wird doch stets zurückkehren“ (Naturam expellas furca, tamen usque recurret) hält es überaus schwer, durch erziehliche Einwirkung schlechte Naturtriebe zu unterdrücken oder in heilsame Bahnen zu lenken. O, um wieviel leichter und erfolgreicher wäre das Erziehungsgeschäft, wenn die Kinder vorzugsweise körperlich und sittlich *gute* Anlagen mit ins Leben brächten! Ohne Zweifel sind jene heute ja überhand nehmenden fehlerhaften Naturanlagen der Kinder, wie körperliche Schwäche, Gemütlosigkeit, Neigung zur Trägheit, Unaufrichtigkeit u. a., das Ergebnis der höchst bedauerlichen Thatsache, daß immer mehr und mehr das Gefühl für die Heiligkeit der Ehe schwindet, daß bei Eheschließungen teils sinnliche, teils materielle Interessen eine Hauptrolle spielen. Ehen, die, wie es sein *sallte*, aus wahrer, auf gegenseitiger Achtung begründeter Liebe hervorgehen, gehören schon fast zu den Ausnahmen. — Doch für den Zweck der varliegenden Arbeit muß es bei dieser Andeutung sein Bewenden haben.

Mindestens ebensa trübe sieht es mit dem zweiten Faktor im Werdeprozeß des jungen Menschenkindes, der *häuslichen* Erziehung, aus. Während in den oberen Gesellschaftskreisen infolge einer verkehrten Lebensauffassung die Neigung varherrscht, die Kinder wesentlich für die Geselligkeit zu erziehen, ihnen jene aberflächliche „Salonbildung“ zu vermitteln, welche doch himmelweit von der wahren Bildung verschieden ist, mangelt es in den niederen Volksschichten nicht nur großenteils an dem nötigen Verständnis für die Kindererziehung, sondern auch an der hierzu erfarderlichen Zeit und den nötigen Mitteln. Es ist demnach in Angelegenheiten der Erziehung kein Verlaß auf das Haus; zum Ersatz muß schlechterdings die *Schule* planmäßig die rationelle Erziehung in die Hand nehmen, muß sie es versuchen, die durch Geburt und häusliche Erziehung begründeten Fehler, so gut es gehen will, durch konsequente Einwirkung zu beseitigen.

Bevor wir nunmehr auf die Thätigkeit der Schule im besonderen eingehen, müssen wir zuvor als allgemein anerkannte Aufgabe der Schule den Grundsatz in Erinnerung bringen, daß die Erziehung der Jugend durch die Schule einerseits eine *allgemeine*, andrerseits eine *harmonische* sein soll. Die Schule soll ihre Zöglinge weder zu einer bestimmten Religion, noch zu einem bestimmten Stande erziehen; sie soll dieselben nicht einseitig bilden, beispielsweise nicht die intellektuelle Anlage auf Kosten der übrigen; sie soll die Jugend durch ihre Thätigkeit auf eine so hohe allgemeine Bildungsstufe erheben, daß dieselbe van diesem Bildungsniveau aus für jede beliebige Lebenslage gerüstet erscheint.

Mißt man die Thätigkeit und Organisation der heutigen Schulen mit dem soeben bezeichneten Maßstabe, sa muß man zugestehen, daß dieselben in mehrfacher Hinsicht der Reform bedürftig sind. Der allgemeinen Bildung widerspricht einerseits die Organisation der Schulen, ihre Klassificierung in höhere, mittlere und niedere, andrerseits die Erteilung des konfessionellen Religiansunterrichts; der harmanischen steht der Umstand entgegen, daß in der That in allen Schulanstalten die *intellektuelle* Bildung auf Kosten der übrigen — körperlichen und geistigen — Angelegtheiten nahezu ausschließlich Berücksichtigung findet. Das wesentlich ist der Krebsschaden, an welchem unsere heutigen Schulen kranken: *die im Erziehungsleben in Frage kommenden Bildungsgebiete, das physische, ethische, intellektuelle und ästhetische, finden nicht die ihrem Bildungswerte entsprechende Berücksichtigung.*

Um den zuerst genannten Widerspruch zu beseitigen, d. h. die Allgemeinheit der Vorbildung fürs Leben zu erzielen, dazu wäre in erster Linie erforderlich, daß die heutige Dreiteilung der Schulen in höhere, mittlere und niedere aufgegeben und an Stelle deren organisch gegliederte *Einheitsschulen*, wie sie als wünschenswert in Nr. 13 und 14 v. J. dieses Blattes von Heinrich Hennings und Paul Natorp eingehend besprochen sind, eingerichtet würden. Das zweite Erfordernis für diesen Zweck wäre die Beseitigung des konfessionellen Religionsunterrichts und die Einführung eines *allgemeinen ethisch-religiösen Unterrichts* für *alle* Schüler, gleichviel welcher Religion oder Konfession sie angehören. Auch dieser Punkt ist bereits in Nr. 4, 12, besonders aber in Nr. 14 und 17 v. J. von berufener Seite so vortrefflich behandelt worden, daß ein näheres Eingehen darauf mindestens überflüssig erscheinen dürfte. Die heute bestehenden unglückseligen Standesvorurteile, der „Kastengeist“, sowie die religiösen Gegensätze und Sonderungen können nur dann in einer die Menschheit beglückenden Weise schwinden, wenn die beiden genannten Forderungen voll und ganz zur Durchführung kommen.

Etwas näher eingehen aber müssen wir nach auf die andere Seite der Erziehung, die *harmonische* Durchbildung der Jugend.

Wenn, wie schan oben erwähnt, die modernen Schulen den Schwerpunkt ihrer Thätigkeit in die intellektuelle Ausbildung ihrer Zöglinge verlegen, während die physische, ganz besonders aber die *ethische* Bildung auffallend in den Hintergrund tritt, so stehen sie schlechterdings den idealen Anforderungen noch sehr fern. Wenn wir die verschiedenen Bildungsgebiete ihrem pädagogischen Werte nach ins Auge fassen, so verdient die *physische* Bildung, die Körperpflege, als die für den Ausbau des geistigen Lebens den Grund legende, in erster Linie Berücksichtigung. Soll die durch das vier- bis sechsstündige Sitzen auf den Schulbänken bewirkte Einbuße an Gesundheit ausgeglichen und während der Schulzeit eine gedeihliche körperliche Entwickelung der Schüler erzielt werden, ja müßte *täglich mindestens eine Stunde der Körperpflege* gewidmet, die Zahl der übrigen Unterrichtsstunden aber entsprechend vermindert werden. Und ganz wahl ließen sich die wissenschaftlichen Schulstunden zu gunsten der Turnstunden entsprechend beschränken, wenn aus dem vorgeschriebenen Lehrstoff alles überflüssige aber gar schädliche Material — worauf wir noch später zurückkammen — entfernt würde.

Auf geistigem Gebiet ist ohne Frage die *ethische* Bildung weitaus der wichtigste und unentbehrlichste Teil der Erziehung; umfaßt doch die ethische Bildung die Ausbildung des Unterscheidungsvermögens zwischen Gut und Böse, zwischen Recht und Unrecht, die Bildung des Gemüts, der Fähigkeit und Neigung, teilzunehmen an Leid und Freude des Nächsten, die Ausbildung des auf das Gute gerichteten Willens, des Charakters. Auf einer richtigen ethischen Erziehung beruht doch ohne allen Zweifel wesentlich nicht nur das wahre Glück des Einzelnen und der Familie, sondern auch das nationale Wohl, das Glück der Völker. *Wenn* dem aber so ist, woher dann, so müssen wir verwundert fragen, die so auffallende Vernachlässigung des ethischen Elements in den Schulen? — Der konfessionelle Religiansunterricht mit all seinem veralteten, der Jugend zum Teil völlig unverständlichen Memorierstoff sall es thun, soll eine von religiösen Begriffen lasgelöste ethische Unterweisung überflüssig machen! Ob er es wahl gethan hat? Die Antwort auf diese Frage ist schon von andern, berufeneren Männern, in neuerer Zeit von Herrn van Egidy, gegeben warden. Hätte der Religiansunterricht eine veredelnde, ethisierende Kraft, dann würde die Erde heute nicht sa voll Jammers und Elends sein, dann würde sich die Menschheit heute bereits auf einer ethisch höheren Kulturstufe befinden. Eben die ganz ungebührliche Vernachlässigung des ethischen Elements in der Erziehung kann nur die Quelle aller

menschlichen Unvollkommenheiten sein. Daher stammt der heute alle Verhältnisse überwuchernde Egoismus und Materialismus, daher alle Rohheit, Unaufrichtigkeit, Rücksichtslosigkeit und alle sonstigen der Moral widersprechenden Eigenschaften, durch deren Bethätigung die Menschen fortgesetzt sich selbst und andern zur Plage gereichen.

Soll es besser werden auf der Erde, sollen die Schulen ihre erziehliche Aufgabe lösen, dann muß, wir wiederholen es nachdrücklich, der konfessionelle Religionsunterricht in allen Schulen einem allgemeinen ethisch-religiösen Unterricht Platz machen. Die Schule soll nicht evangelische oder katholische Christen, soll nicht Juden heranbilden, sondern Menschen, Menschen, die eine vernünftige Lebensanschauung, einen richtigen Begriff von der erhabenen göttlichen Weltordnung haben, Menschen, die durchdrungen sind von der Vortrefflichkeit der für alle Völker und alle Zeiten geltenden ewigen göttlichen Moralgesetze, deren Mißachtung zum Unheil, deren Befolgung zum Glück und Frieden führt. Den Gegnern des ethischen Unterrichts, die bekanntlich den Einwand erheben, daß derselbe im Gegensatz zum Religionsunterricht etwas zu Trockenes, Nüchternes, Farbloses an sich habe, kann man nur entgegnen, daß ihnen selbst die ganze Erhabenheit der Ethik noch nicht voll zum Bewußtsein gekommen zu sein scheine. Sie befinden sich offenbar noch in den Netzen des alten Vorurteils, daß Gottesdienst das Wesentliche im religiösen Leben sei, und nicht vielmehr die thätige Nächstenliebe. Allerdings, wem das rechte Verständnis und Interesse für den ethischen Unterricht mangelt, der wird auch seine Schüler nicht besonders dafür zu begeistern vermögen. Es kommt daher alles auf die Vorbildung der Lehrer an; doch darauf kommen wir später noch zurück.

Viel wäre noch über die Einzelheiten des Moralunterrichts zu sagen; indes würde ein näheres Eingehen darauf den Rahmen der vorliegenden, allgemein zu haltenden Arbeit bedenklich überschreiten. (Schluß folgt.)

## Die sittliche Bestimmung der Frau.

Zweiter Artikel.

Die Redaktion d. Bl. hat eine Anzahl von Frauen und Männern, derselben ihre Ansichten über diesen Gegenstand mitzuteilen. Wir fahren in vorliegendem Artikel mit der Veröffentlichung der Antworten fort:

Herr R. Bonghi in Rom, Staatsrat des Königreichs Italien:

„Das Problem der sittlichen Bestimmung der Frau ist, wie alle anderen, sehr schwierig zu lösen geworden. Unsere Väter erörterten es nicht; sie zweifelten nicht, daß diese Bestimmung durch die Religion und die Natur klar bezeichnet worden sei. Aber die Wissenschaft — oder was man so nennt — hat die Antworten, welche sie gaben, kompliziert, oder sie verhindert uns vielmehr, sie heute ebenso einfach anzunehmen, als sie gegeben wurden. Und es giebt nach andere Gründe für diese Schwierigkeit, die noch immer im Wachsen ist: der wichtigste ist der, daß das Leben, welches für die Frau ebenso hart geworden ist, wie für den Mann, sie zwingt, ihren Unterhalt durch dieselben Beschäftigungen zu suchen, die bis zur neuesten Zeit den Männern vorbehalten zu sein schienen. Darnach kann die an mich gerichtete Frage: Welches ist die sittliche Bestimmung der Frau? folgendermaßen formuliert werden: Welcher Veränderung hat der gegenwärtige soziale Zustand die fast bis zur Mitte dieses Jahrhunderts feststehende sittliche Bestimmung der Frau unterworfen? Dieser vielleicht, daß sie nicht mehr in dem Grade wie früher im Kampfe des Lebens eine besondere Stellung einnimmt, eine so beschränkte Sphäre wie einstmals, sondern daran teilnimmt wie der Mann und eine der seinen immer ähnlicher werdende Funktion darin ausübt. Und doch wird aller Unterschied zwischen der sittlichen Bestimmung der Frau und der des Mannes nicht verwischt werden: es wäre unmöglich, da der physische Unterschied ein zu großer ist. In der Zukunft wie in der Vergangenheit wird dies hauptsächlich der Frau zugehören: der Kultus der weicheren Gefühle, der religiöse Instinkt, der ideale Aufschwung, die Liebe zu den Kindern, die Sorge für die Familie, der konservative Geist. Ihre Bestimmung wird immer die sein, dem Mann die Arbeit zu erleichtern, ihn mit Liebe und Anmut zu umgeben, ihm das Leben erträglicher zu machen, ihm ein Ziel zu geben, an das er sich hält, ihm den Geist zu veredeln und die Sitten sanfter zu machen. Aber diese Bestimmung kann die Frau nur unter der Bedingung erfüllen, daß sie sittlich gut ist."

Fräulein Hedwig Bender in Eisenach:

„Die sittliche Bestimmung der Frau ist meiner Meinung nach keine andere, als die des Menschen überhaupt: sie hat die Verpflichtung, sich mit ihren Kräften und Fähigkeiten in den Dienst der Menschheit und ihrer Entwickelung zu stellen. Vermöge ihrer eigentümlichen Naturanlage wird ihr dabei in erster Linie die Lösung derjenigen Aufgaben zufallen, die im Bereich persönlicher Einwirkung und Hilfsleistung liegen; ihre Wirksamkeit wird sich hauptsächlich auf den vielumfassenden Gebieten der Liebesthätigkeit und der erzieherischen Wirksamkeit (im weitesten Sinne des Wortes) bewegen; beides Thätigkeiten, die sich im natürlichsten Berufe der Frau, dem der Gattin und Mutter, vereinen; neben der Sorge für die Gesundheit und das persönliche Behagen der ihrer Obhut Anheimgegebenen, ist ihr besonders die für das Gemütsleben der Menschheit, die Pflege des idealen Sinnes, der Begeisterung für das Schöne und Gute anvertraut. Daneben wird sie sich freilich nach Maßgabe ihrer individuellen Begabung auch in höherem oder geringerem Grade an der spezifisch männlichen Kulturmission zu beteiligen haben: an der Mehrung des idealen wie des materiellen Besitzstandes der Menschheit, an der Erzeugung neuer Güter und Werte, an den Aufgaben der staatlichen wie der gesellschaftlichen Lebensgestaltung. Aber immer sollte sie dabei ihres höchsten Berufes, ihres Samariterinnen- und Erzieherinnen-Berufes, eingedenk bleiben, niemals sollte sie aufhören, eine Vertreterin der Menschlichkeit im besten Sinne des Wortes zu sein."

Herr Professor Dr. Paul Natorp in Marburg:

„Die sittliche Bestimmung der Frau ist keine andere, als die sittliche Bestimmung des Menschen. Der Unterschied der Naturbestimmung begründet nicht einen Unterschied der sittlichen Bestimmung.

Zwar in der Anwendung auf die unmittelbaren Fragen des Lebens schränkt sich der Satz ein durch die notwendige Rücksicht auf die besondere Stellung der Frau, die durch den gesellschaftlichen Zustand bedingt und mit ihm veränderlich, übrigens auch bei gegebenem Gesellschaftszustand für verschiedene Lebenskreise verschieden ist. Daraus entspringen besondere sittliche Aufgaben, aber nicht eine unterschiedliche sittliche Bestimmung der Frau; so wenig wie man von einer besonderen sittlichen Bestimmung des Kindes oder des Sklaven reden darf; denn zwar hat das Kind, so lange es Kind, der Sklave, so lange er Sklave ist, besondere, eben dadurch bedingte, auch sittlich zu betrachtende Aufgaben; aber das Kind soll nicht immer Kind bleiben, und der Sklave sollte gar nicht Sklave sein; die Bestimmung des Einen wie des Andern ist nur die einzige: Mensch zu sein.

Soll ich den edelsten, wahrsten, allgemeingiltigsten mir aus der Litteratur bekannten Typus des sittlichen Lebens der Frau unter gesellschaftlichen Zuständen ähnlich den unsrigen bezeichnen, so mögen die Dichter und Schönredner aller Zeiten und Völker mir verzeihen, wenn ich den einen zu nennen weiß: Gertrud, des Maurers Frau, in Pestalozzis Roman."

Fräulein Ottilie Baader in Berlin:

„Die Frage: Welches ist die sittliche Bestimmung der Frau? beantworte ich dahin, daß sie dieselbe wie die jedes

Menschen ist, d. h. alle ihre Fähigkeiten nach Möglichkeit zu entwickeln, also ein recht vollkommener Mensch zu werden, sich selbst in den Dienst der Menschheit zu stellen und an deren Vervollkommnung mit allen Kräften zu arbeiten.

Alles, was man bisher als besondere sittliche Bestimmung der Frau hingestellt hat, ist nur ein Ausfluß der derzeitigen sozialen Verhältnisse; ihre einzige natürliche sittliche Bestimmung ist die, Mensch zu sein."

Frau **Minna Cauer** in Berlin:

„Die sittliche Bestimmung der Frau, falls wir überhaupt von einer sittlichen Bestimmung des einen Geschlechts sprechen können, ist, Reinheit und Wahrhaftigkeit in Gesinnung und Gesittung zum Siege zu verhelfen, den göttlichen Begriff, der in dem Worte Mütterlichkeit liegt, d. h. uneigennützigste Liebe auf das Gesamtleben zu übertragen und die Welt im kleinen und kleinsten zu verstehen, mit dem Hindlick auf die hohe Bestimmung der Menschheit."

Fräulein Dr. O. S. **Elvira Castner** in Friedenau-Berlin:

„Alle Frauen, ob hoch oder niedrig geboren, ob arm oder reich, ob als liebende Gattin und sorgende Mutter in glücklichen und gesicherten Familienverhältnissen lebend, oder hart für die Erhaltung ihrer Lieben Schulter an Schulter mit dem Manne arbeitend, aber auch allein auf sich angewiesen durchs Leben gehend, haben die sittliche Aufgabe zu erfüllen: die Menschheit durch Wort und Beispiel zu erziehen zur Religiosität und Pflichterfüllung. — In den Händen der Mutter liegt nicht nur die physische, sondern auch die sittliche Erziehung ihrer Kinder, sie soll den Grund legen zur Erziehung zum Charakter. Die Mutter soll des Kindes Hände falten, wenn es die Worte des ersten kindlichen Gebetes: Abba, lieber Vater, stammelt; sie ist es, die das erste Samenkorn zu Wahrem und Schönem in die jungen Herzen legt und die Ideen des Rechten und Guten so klar vor die Seele des Kindes führt, daß sie der Gegenstand seiner Wünsche und Bestrebungen werden und später den innersten Inhalt seines Charakters ausmachen. Wahre Gottesfurcht und unerschütterliches Gottvertrauen, oder auch wahre und auch richtige Menschenliebe soll durch die Mutter in den jungen Kinderherzen geweckt und gepflegt werden. — Wahre Religiosität erzeugt Pflichtgefühl und führt zu Pflichterfüllung, denn wer Gott fürchtet und seinen Geboten nachzuleben sucht, muß auch seinen Nächsten lieben und der Pflichten eingedenk sein, die er gegen seine Mitmenschen zu erfüllen hat. Ohne Rücksicht auf Gunst oder Ungunst der Menschen, alle krummen und unrechten Wege scheuend, sollte jeder, nach eigenem besten Ermessen handelnd, nicht darnach fragen, wodurch komme ich am weitesten im Leben, sondern, wie schreibt die Pflicht es vor, was spricht das Gewissen. Das gilt nicht allein für den Mann, es soll die Richtschnur des Handelns auch für die Frau sein. In Selbstverleugnung und strengster Pflichterfüllung soll sie den ihr vom Geschick angewiesenen Platz im Leben auszufüllen suchen; als Hausfrau und Mutter ihres Amtes waltend, ihren Kindern ein Vorbild, als unverheiratete Frau, wenn ihr nicht die Sorge um Familie oder Verwandte obliegt, ihre Kräfte in den Dienst der Allgemeinheit stellend. Mit Rat und That soll sie dienen und helfen, wo man ihren Rat wünscht und ihre Hilfe in Anspruch nimmt. So kann sie nicht nur Segen stiften, sondern wird auch durch ihr Beispiel erziehend auf Andere einwirken. — Vermag die Frau bei der Erziehung, die sie in unserer Zeit selber erhält, ihrer sittlichen Aufgabe gerecht zu werden?"

Fräulein Dr. med. **Franziska Tiburtius** in Berlin:

„Die sittliche Bestimmung der Frau scheint mir im Grunde keine andere zu sein, als die allgemein menschliche: in und durch Arbeit für Andere zugleich in der Veredelung des eigenen inneren Menschen fortzuschreiten."

Herr Professor **A. Dodel** in Zürich:

„Die sittliche Bestimmung der Frau ist vorgezeichnet durch den Anteil des Weibes an der Erziehung des Menschengeschlechtes. Zu dieser Erziehung gehört nicht nur die Leitung des Kindes, sondern auch die Zeugung desselben. Die Fruchtbarkeit des Weibes allein verleiht der Spezies Mensch ewiges Leben: durch die körperliche und geistige Gesundheit des Weibes wird das Gedeihen des ganzen Menschengeschlechtes bedingt. Die Entwickelungsfähigkeit des Weibes in allererster Linie bedingt die Entwickelung der ganzen Gattung. Ich denke, daß hierüber keine Zweifel mehr bestehen, und daß das Weibes sittliche Bestimmung unweigerlich zu identifizieren ist mit der sittlichen Bestimmung des Menschen schlechtweg.

Es ist bekannt, daß unter normalen Verhältnissen körperliche und geistige Vorzüge sich von den Eltern auf die Kinder vererben. So lehren es die Naturgesetze. — Auch anerzogene Eigenschaften werden zumeist durch die Mütter auf die Kinder übertragen: Genußsucht, Naschhaftigkeit, Hochsucht, Heuchelei und Verlogenheit sind zumeist Erbfehler der Erziehung durch schlechte Mütter, indes andrerseits Opferwilligkeit, Selbstverleugnung, Wahrheitsliebe, Aufrichtigkeit, Gerechtigkeits- und Freiheitsliebe sich zumeist als Erbtugenden der Erziehung durch gute Mütter erweisen.

Weil das psychische Vermögen aller Wickelkinder nach als unbeschriebene Wachstafel erscheint, auf welche die Mutterliebe und Muttersorge die ersten Schriftzüge eingraviert; und weil notorisch die allerersten Lebensjahre eines Kindes die psychische Grundlage ausbauen, auf welcher späterhin Schule und öffentliches Leben den Hochbau ausführen: so fällt dem Weibe als Mutter der erste Faktor zu, welcher aus dem Kinde entweder einen Engel oder einen kleinen Teufel, einen werdenden Menschen oder aber ein Zerrbild desselben macht.

Das gesunde Weib ist zur Mutterschaft bestimmt; so will es die Natur — und wenn das gesunde Weib hiervon Nichts wissen will aus Bequemlichkeit oder niedrigster Selbstsucht, so ist es ein Unweib, ein Unmensch oder bildlich gesprochen: ein Unkraut, das die Natur vorweg ausrattet, da ja das Unweib ohne Nachkommen dahingeht und sich im eigentlichsten Sinne des Wortes selbst ausjätet, wobei sein selbstsüchtiger Wille konform ist und zusammenfällt mit dem strafenden Verhängnis des Naturgesetzes selbst. Ich rede also von solchen unnatürlichen, sich selbst ausjätenden weiblichen Wesen nicht weiter, sondern von den gesunden, zur Mutterschaft berufenen und zur Mutterschaft gewillten und auf diese Mutterschaft stolzen, verheirateten Frauen. Diese haben unter allen Menschen die höchste sittliche Bestimmung. Und das Weib, welches zwei, drei oder mehr gesunde Menschen geboren und dieselben in ihrer Menschwerdung als wackere Mutter nach Kräften gefördert hat durch Erziehung und Leitung in eigener Person: dieses Weib wiegt im Menschwerdungsprozeß hundert mal mehr als die Salondame geistreichsten Genres, welche verschmäht, den Gesetzen der Natur gerecht zu werden und dem ewigen Leben der Gattung Mensch ihren pflichtigen Tribut ehrlich zu bezahlen.

Die Anhänger der Malthus'schen Übervölkerungstheorie werden entgegnen, daß heute, in diesen Tagen industrieller Krisen und periodisch wiederkehrender Arbeitslosigkeit, das Weib wohl daran thue, sich aller Mutterschaft zu entschlagen. Der absterbende, in raschem Zerfall begriffene Kapitalismus hat die Lehre von der Übervölkerung als Popanz auf den Altar der Ungerechtigkeit gestellt: von Übervölkerung aber im Ernste zu reden, während noch für die zehn-, zwanzig- oder fünfzigfache Zahl der gegenwärtig lebenden Menschen Raum und Materie genug auf unserem Planeten vorhanden sind, ist zum mindesten ein eitles Bemühen. Dem fruchtbaren Germanen wird die Erde gehören, während der Mensch lateinischer Rasse an seiner selbstgewählten beschränkten Fruchtbarkeit zu Grunde gehen wird. Jeder Frevel an Naturgesetzen hat auch gleich die natürliche Strafe im Gefolge.

Das Weib hat unleugbar an der Fortdauer unseres Geschlechtes den Hauptanteil; bei der Erziehung unserer Kinder ist es in eminent höherem Grade bethätigt als der Mann. Die physiologische Arbeitsteilung im Familienleben hat dem Weibe den **gewichtigsten** Faktor zugemessen. Unverständlich und sündhaft war es daher, daß der Mann in allen Kulturstaaten das Weib unterdrückt und in der Weiterentwickelung hintangehalten hat. Das rächte sich so bitter, daß wir heute — in einer großen Zeit — nur ein schwaches Geschlecht vorfinden. Die Wissenschaft und die Technik haben die alte Welt aus ihren Angeln gehoben; aber die Volksseele — dieser Gradmesser des eigentlichen Kulturfortschrittes — scheint auf dem Schutte des Mittelalters unbetroffen weiter zu träumen. Wissenschaftliche Grundwahrheiten bleiben auch heute noch weitherum unbeachtet, wenngleich sie in erster Linie dazu berufen sind, den ganzen Kern der Volksseele umzuprägen. Das wird noch lange so bleiben, so lange als das Weib — die Mutter der Kinder — dem geistigen Stillstande preisgegeben bleibt.

Zur höchsten sittlichen Bestimmung von Natur aus berufen, ward das Weib zur rechtlosen Sklavin, und es hat uns diese rechtlose und willenlose Sklavin ein Geschlecht geboren, bei dem die Tugend eigentlich nur noch dem Namen nach bekannt ist und die Charakterlosigkeit als selbstverständliche Tagesordnung erscheint. Gilt denn nicht Wahrheitsliebe als „Mangel an Erziehung“, Gerechtigkeitssinn als Unklugheit und Wahnwitz, Freiheitsliebe als nutzlose Himmelstürmerei oder als verrückter Idealismus? Das unterdrückte, seiner sittlichen Bestimmung nach **unwürdig** behandelte Weib konnte kein freies Geschlecht erziehen; der Sklave ist ein schlechter Schulmeister, und die Sklavin ist eine schlechte Gouvernante.

Wissen allein macht frei; unwissende Mütter können unmöglich wissende Kinder erziehen. Wissende Mütter schützen ihre Kleinen nicht nur vor hunderterlei Leibesgefahren, sondern auch vor geistiger Verkrüppelung, deren erste Grundursache ja nichts Anderes als Unwissenheit ist. Der unheilvolle Aberglaube — ein Wahnwitz der „Herren der Schöpfung“ —, daß das Weib geistig weniger entwickelungsfähig sei als der Mann, jenes hohnlachende Gespenst des bazillenartig verbreiteten Vorurteiles von der geringeren Kapazität des weiblichen Hirnes, hat durch die vielen Jahrhunderte hindurch bis diesen Tag die Hörigkeit des Weibes aufrecht erhalten. Erst die letzten Jahrzehnte haben — in republikanischen Staatswesen — experimentell bewiesen, daß die geistige Entwickelungsfähigkeit beim Weibe dieselbe ist, wie beim Manne, und daß es ein Unheil war und eine strafbare Ungerechtigkeit, als man dem Weibe den Weg zu höheren Berufsarten und die Bahn zu den lichten Höhen wissenschaftlicher Erkenntnis verrammelte und das ganze weibliche Geschlecht der Unwissenheit und dem Aberglauben überließ. Das **wissende** Weib allein ist dem wissenden Manne ebenbürtig und seiner würdig; würdig allein ist die **wissende** Mutter, des wissenden Mannes Kinder zu erziehen. — — Jener höchsten sittlichen Bestimmung des Weibes entspricht die neulich aufgestellte Forderung, daß die Mädchen ebenso sorgfältig und ebenso gut geschult werden, wie die Knaben. Keine Thüre irgend eines Schulhauses, einer Akademie oder einer Hochschule sei dem wissensdurstigen Weibe verschlossen! Wissende Frauen sind die erste Bedingung für die Befreiung der kommenden Generationen von Wahn- und Aberglaube, von Aber- und Unwitz, von Heuchelei und Charakterlosigkeit, von Knecht- und Magdseligkeit.

Das Weib wird erst in ferner Zukunft seiner sittlichen Bestimmung gerecht werden können. Das wird in jener Zeit sein, wo das Weib ökonomisch und politisch gleichberechtigt neben dem Manne stehen und ein wirklich freier Mensch sein wird, wie der aus dem ökonomischen Kampf in die ökonomische Freiheit emporgekommene Mann. Dann werden alle gesunden Frauen ihrer Mutterschaft stolz und als Freie befähigt sein, ein freies Geschlecht nicht nur zu gebären, sondern auch in Haus, Schule und Leben zu erziehen. Das wird jene Zeit sein, da Mann und Weib, beide in gleichem Maße, sich ihrer sittlichen Bestimmung bewußt sein und darnach handeln werden. Mann und Weib werden **Menschen** sein, nicht der Eine Despot, nicht der Andere Sklave. Die Bahn der Einzelentwickelung wird dann auch für jene Frauen durchaus frei sein, die aus irgendwelchen Gründen auf die Gründung einer eigenen Familie **freiwillig** — nicht wie heute gezwungen — Verzicht leisten. Der Weg der Einzelbethätigung wird jedem Menschen in gleicher Art geöffnet sein, gleichviel ob ihn ein Weib oder ein Mann gehen will.

Bevor jene Zeit über den Horizont heraufkommen kann, werden freilich mancherlei „alte Sitten“ absterben müssen. Heute gilt Vieles als geheiligte Sitte, was faktisch unsittlich ist und durchaus unvereinbar mit der sittlichen Bestimmung des Menschen. Anderes wird an die Stelle treten müssen, soll unserem Geschlecht jenes ewige Leben beschieden sein, welches **allein** ein wahrhaftes Leben sein kann: die Fortdauer der Gattung im Wechsel der Erscheinungen des Natur- und Weltlebens. Alle Sittengesetze werden Naturgesetze sein und die „sittliche Bestimmung der Frau“ wird auch die **Erfüllung** des Naturgesetzes sein. Für den Menschen giebt es nach **Ludwig Feuerbach** nichts Größeres, als Mensch zu sein. Mensch sein heißt Gott sein; auch vom Weibe und für das Weib gilt: Homo homini Deus est (Der Mensch ist dem Menschen der Gott).“

## Bücherbesprechungen.

**Stanton Coit, Ph. D., Nachbarschaftsgilden.** Ein Werkzeug sozialer Reform. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen. Berlin 1893. Robert Oppenheim.

Eine Schrift, wie diese, kann ich nur anzeigen mit der Bitte an alle Freunde der guten Sache, sie kennen zu lernen. Ich empfehle auch, sie in Gruppensitzungen und ethischen Vereinen vorzulesen; wer aber sich angeregt und fähig fühlt, dem trefflichen Verfasser nachzueifern, der kann vielleicht einen Anfang damit machen, daß er in Arbeiter-Clubs das Buch zur Grundlage von Vorträgen macht, indem er nach jedem kurzen Kapitel Zustimmung und Widerspruch darlegt und zur Erörterung auffordert. An dem praktischen organisatorischen Talente, das überall glänzend hervortritt, wird jeder sich erbauen und bilden. Ich habe mit einigen Andeutungen über Familien-Genossenschaften, die in Eisenach Aufmerksamkeit fanden, ohne dieses Buch zu kennen, etwas ähnliches im Auge gehabt. Ich wollte nur das erste Fundament um eine Stufe tiefer legen. Meine Meinung war, es müßten zuerst höher gebildete und Muße habende Familien, die solche (ethischen) Ziele anerkennen, sich zusammenschließen, um den Kern einer Nachbarschaft zu bilden, wie diese dann den Kern einer Gemeinde darstellen würde. Stanton Coit aber zeigt, was ein einzelner Mann vermag. Wenn er die Bedeutung des Geschaffenen zu hoch schätzt, so wird man dies gern entschuldigen. Unbedeutend ist es nicht, denn es glänzt eine schöne Idee darin. Und wenn der Verfasser am Schlusse ausruft (S. 131): „Man stelle mir nur hundert junge Männer und Frauen zur Verfügung, die, dazu vorgebildet, ihre ganze Zeit und Kraft derjenigen sittlichen und wirtschaftlichen Erziehung des Volkes widmen, wie ich sie oben dargestellt habe, **und ich verbürge mich**, daß durch ihre Bemühungen Laster*), Trunksucht und Unsauberkeit im Volke auf ein so geringes Maß zurückgesetzt werden sollen, daß in zehn Jahren die Statistik ein schnelles Abnehmen dieser Übelstände feststellen und den Erfolg jenen hundert jungen Lehrmeistern zuschreiben wird“ — so möchte ich wagen, die gleiche Bürgschaft zu übernehmen, wenn „im Volke“ so verstanden wird, daß eine Zahl gemeint sei, die in angemessenem Verhältnisse zu jener kleinen Schar von Hundert stehe. Hier wäre ein Feld für wahre Menschenfreunde, die über so große Mittel verfügen, als diese Aufgabe erfordert. Eine Million — dann läßt sich für ethische Kultur thätig sein! —

Kiel. **F. Tönnies.**

---

**Über ethische Kultur.** Von Dr. **Joseph Schmilg.** 26 S. 8° Verlag und Druckort nicht angegeben.**)

Die Broschüre, von einem Manne mit jüdisch-religiöser Weltanschauung geschrieben, fußt auf der antiquierten Philosophie des Aristoteles und Maimonides und weist von Späteren nur den Einfluß von Rousseau's Emile auf.

*) Das Wort vice = Laster bezeichnet im Englischen specifisch die Unkeuschheit.

**) Der Redaktion aus Rußland übersandt.

Die drei ersten Kapitel bringen eine allgemeine Erörterung über die Bedeutung der Ethik und beschäftigen sich mit den Mitteln, welche dem Menschen vor jeder Einwirkung eines methodischen Unterrichts als „Erwecker“ zu geistigem und sittlichem Leben sich darbieten. Selbst geltend machen sich die im Individuum liegenden Anlagen, die Angriffe der Natur, welche seinen Intellekt zur Gegenwehr anspornen, und seine Beziehungen zu der ihn umgebenden Gesellschaft, welche das Gefühl für Gerechtigkeit und das Streben nach Anerkennung wecken.

Die systematische Erziehung hat an die individuellen Anlagen des Zöglings anzuknüpfen und ihnen gemäß das Ziel (Berufswahl), wie auch den Weg dahin (Unterrichtsmethode) festzustellen, ohne das allgemeine menschliche Ziel (Verwirklichung der Tugend) aus dem Auge zu lassen.

Gemäß dem Motto: Sp. Salom. 22 a 6 sind Anpassung des Unterrichts an die Auffassungsgabe des Kindes (phantastische Erzählungen vom jüngsten Gericht, von Himmel und Hölle sind streng zu vermeiden), sowie fleißige Wiederholung die Haupthilfsmittel des Unterrichts. Bei der ethischen Erziehung muß schon von früher Jugend an das Kind zur Bethätigung und Einübung des Guten angehalten werden. Auf körperliche Erziehung fehlt jeder Hinweis.

Daß das Büchlein in hebräischer Sprache geschrieben ist, hat den Wert, daß es hierdurch einem Publikum in den slavischen Ländern zugänglich gemacht wird, welches gemeinhin eine von der Religion unabhängige Behandlung der ethischen Fragen nicht anerkennt. Der Autor hat bei diesem litterarischen Unternehmen einen Vorgänger an Bachja (Bechai) ben Joseph, welcher, ungefähr um 1040 lebend, ein Buch „Sittliche Pflichten“ (Chowoth halewowoth) in hebräischer Sprache mit ähnlicher Tendenz geschrieben hat und sich hierbei gegen den Vorwurf der Ketzerei zu verwahren hatte.

Möge unserem Autor dieser Vorwurf erspart bleiben.

Berlin. Dr. Wilhelm Neumann.

## Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

### Abteilung Frankfurt a. M.

Die Abteilung hielt am 26 April ihre Monatsversammlung ab. Zunächst referierte Herr Dr. Pfungst in einem längeren Vortrage über das vor Kurzem erschienene Werk des Philosophieprofessors Paul Natorp in Marburg: „Religion innerhalb der Grenzen der Humanität.“ Der Redner hob hervor, daß es sich um eine Publikation von hervorragender Bedeutung handle, die unser Interesse ganz besonders durch die eigenartige Stellung des Verfassers zu Religion und Dogma verdiene. Natorp ist bereit, den Transcendenz-Anspruch der Religion fallen zu lassen, betrachtet aber das Aufgeben der Religion an sich als einen unersetzlichen Verlust, weil ihm die Religion als höchster Ausdruck des sittlichen Gefühls gilt. Der Redner betonte besonders, daß Natorp auch namentlich wegen der historischen Kontinuität an der Religion unbedingt festhalte, und versuchte den Nachweis zu führen, daß die Kontinuität schon durch die langsame Entwickelung auf sittlichem Gebiete genug gewahrt bleibe, und daß allzu große Rücksichtnahme auf Kontinuität jede reformatorische Bewegung steril machen muß, weil nur radikale Reformatoren einige Aussicht haben, die Trägheit der Massen zu überwinden. Nachdem der Redner noch hervorgehoben, daß Natorp in wesentlichen Punkten andere Wege einschlage, als die Anhänger der rein ethischen Bestrebungen, schloß er mit einer warmen Würdigung des wertvollen Gehaltes der besprochenen Publikation, die auch denjenigen Förderung und reiche Anregung gewähren müsse, die auf anderem Boden stehen. An das Referat schloß sich eine lebhafte Diskussion, an der sich namentlich die Herren Pfarrer Sänger, Emil Stiebel, Dr. Jacob Meyer, Freytag, Bär und Dr. Schreiber-Höchst beteiligten. Hierauf wurde der Antrag Freytag und Genossen, „Alle acht Tage sollen zwanglose Zusammenkünfte der Mitglieder stattfinden“, zur Debatte gestellt. Die Versammlung beschloß einstimmig, daß vom 10 Mai ab allwöchentlich Donnerstag abends 8½ Uhr zwanglose Zusammenkünfte stattfinden sollen.

### Abteilung Berlin.

Am 21. April hielt in der Gruppe für ethische Bildung Herr Dr. Julius Friedländer einen Vortrag über „Spinoza ein Meister der Ethik“. Der Vortrag gipfelte in der Ausführung, daß nach Spinoza das Ziel der Ethik die Solidarität der Menschheit ist. Die Menschheit muß gemeinsam das ihr Nützliche erstreben; was den Einzelnen schädigt, schadet Allen, was der Gemeinsamkeit nützt, kommt Allen zu Gute. Was der ethische Mensch sich wünscht, frei und glücklich zu werden, das wird er auch Andern wünschen; er wird dahin streben, daß alle Menschen so erzogen werden, um des höchsten geistigen Gutes teilhaftig werden zu können. So sind bei Spinoza die Triebfedern ethischen Handelns nicht in mystisch-religiösen Gründen, nicht in einem kategorischen Imperativ zu suchen, sondern in dem Triebe, die Quellen des Glücks immer fließend zu erhalten. Zwischen vernünftigem Individualismus und Kollektivismus besteht kein Zwiespalt, der erstere mündet in den letzteren ein, weil er seine volle Befriedigung nur in ihm findet.

## Briefkasten.

Herr Professor **Ferdinand Ritter v. Feldegg** in Wien schreibt uns:

„Herr Dr. v. Neupauer hat mir in Nr. 13 dieser Zeitschrift in dem Aufsatze **„Die ethische Bewegung und das Transzendente“** die Ehre einer längeren Kritik meiner gegen diese Bewegung gemachten Einwände erwiesen. Da von demselben Verfasser schon früher einmal in den Monatsheften „Deutsche Warte“ ein kurzer Artikel wider mich erschienen ist, den ich aber, da er nichts vorbrachte, was nicht schon in der vorausgegangenen Polemik in derselben Zeitschrift im wesentlichen enthalten gewesen wäre, nicht beantwortete, so glaube ich diesmal ohne Unhöflichkeit eine Antwort nicht schuldig bleiben zu können. Sie soll kurz ausfallen. Herr v. Neupauer nimmt es mir übel, daß ich meine „Beziehungen zum Transzendenten“ nicht klar ausgesprochen und insbesondere auch das „Verlangen danach“ bei meinen Gegnern nicht erweckt; er läßt durchblicken, daß ich dies am Ende wohl gar nicht imstande wäre, so daß ich „die eigene Tiefe zu verbergen allen Grund“ hätte. Dieser letztere Vorwurf, den sich Herr v. Neupauer zum Schlusse aufspart, ist aber nicht bloß unhöflich, sondern auch unklug. Denn wozu einem Gegner, wenn man ihn widerlegt zu haben glaubt, noch einen Fußtritt versetzen? In der That kann ich Herrn v. Neupauer gleich auf seinen ersten Vorwurf nicht viel erwidern, denn ich habe leider keine andern Beziehungen zum Transzendenten, als die sind, die jedem Menschen zu Gebote stehen, ich stehe mit dem Himmel weder in schriftlicher noch in telephonischer Verbindung und bin daher auch ganz außerstande, Herrn v. Neupauer klar zu machen, wie es droben im „Transzendenten“ aussieht. Herr v. Neupauer brachte mich daher mit seiner Frage wahrhaftig in Verlegenheit, in eine heitere Verlegenheit, die mir nur noch einmal im Leben widerfuhr, und das war, als mich mein kleiner Junge fragte: „Sag' mir, lieber Papa, wer ist stärker, der liebe Gott oder ein Elefant?“ — Ich konnte damals meinem Jungen nichts Zutreffendes antworten, und er ist deswegen noch heute der Meinung (seitdem ist ein Jahr verflossen), daß ich in der That über das fragliche Kräfteverhältnis nicht recht Bescheid wüßte: „Papa weiß es auch nicht!“ — Ja, geehrter Herr Doktor, er weiß es in der That nicht. — Aber freilich deswegen, weil „Papa“ oder sonstwer, weil Sie oder ich, weil wir alle insgesamt vom „Transzendenten“ nicht eben sonderlich viel wissen, zu folgern, daß ein Transzendentes gar nicht existent sei, ist doch wieder gerade nur so klug, als wenn Einer aus seinem leeren Magen den Schluß zöge, daß es auf der Welt nichts zu essen gäbe; nur daß bei demjenigen, der diesen Schluß in Bezug auf das Transzendente zieht, die Leere gleichsam um einen Stock höher wohnt. — Und das ist das Erste, was ich Ihnen zu erwidern habe, Herr Doktor.*) — Darauf werden Sie nun aber zweifellos abermals replizieren, wie es möglich sei, „aus dem, wofür uns die angebliche Erkenntnis mangelt, Motive für unsere Moral zu bieten?“ — Doch auch ich muß hier duplizieren, daß meiner, an anderm Orte dargelegten Überzeugung nach die Wurzeln des Transzendenten in unserem Gefühle, nicht in unserer Erkenntnis ruhen, und daß deshalb das Gefühl, nicht die Erkenntnis unsere ethischen Handlungen bestimmt. Der Grund für die Moral wird demnach unser Gefühl eines Transzendenten sein, nicht unsere Erkenntnis desselben, die wir nicht besitzen. Und abermals muß ich hier auf den großen Unterschied verweisen, der besteht zwischen dem, was man unter Moralübung und dem, was man unter Moralbegründung zu verstehen hat. Nur die letztere bedarf einer theoretischen Unterlage, und daß diese uns zuletzt ins Gebiet des Transzendenten weist, wird Jedermann mit der Zeit klar, der die moralische That als Problem anfaßt und aufzufassen vermag. Die erstere, die Moralübung, bedarf dagegen des Mittels unserer Vernunft nicht, sie ist vielmehr ganz Gefühlssache, als solche aber im wahren Sinne des Worts praktische Metaphysik, die uns dadurch, daß wir in ihr aus den Grenzen des principii individuationis heraustreten, handgreiflich auf ein außer oder über diesem Prinzipe stehendes höheres Prinzip, ein Transzendentes, hinweist. Und das ist das Zweite, was ich Ihnen zu sagen habe. — Eine Entgegnung auf die positiven Ausführungen des Herrn v. Neupauer kann ich mir füglich ersparen. Wer im Ernste den Decalog dahin interpretiert, daß er sagt: „gerade diese Motivation“ (Ihr sollt Vater und Mutter ehren, damit es Euch wohlergeht auf Erden) „habe gewirkt, denn während Elternmorde auch bei den Christen vorkommen, bei den Juden sind sie unmöglich“ (sic!); — wer ferner den Muttermörder Hackel, im Gegensatze zu den der transzendenten Moralbegründung baren Juden, als Beispiel eines Transzendent-Gläubigen anführt:**) der macht es seinem Gegner unmöglich, ihm die gebührende Antwort zu erteilen, ohne die gebotenen Grenzen der litterarischen Höflichkeit zu überschreiten. — Doch ich will nicht mit dem Gefühle des Unmuts schließen. — Wie sagt doch Herr v. Neupauer? „. . . . . wenn ich denke, wie viel Kenntnisse auf Millionen von Menschen verteilt sind, deren keinen ich ersetzen könnte, da ich von alledem, was ich täglich brauche, gar nichts als etwa die Milch herbeischaffen könnte, wenn ich allein auf der Welt wäre: kann sich da Herr v. Feldegg gar keine Motivation für ein ethisches Leben aus diesen Anschauungen ableiten?“ — Nein, wahrhaftig nicht! Ich vermag aus der Vorstellung einer so traurig-heitern Welt, auf der Sie „allein“ wären und auf der Sie gleichwohl sich „Milch

---

*) Herr v. Neupauer hat in seinem Aufsatze nur gesagt: „Herr v. Feldegg unterläßt es aber ganz und gar, uns das Übersinnliche, wenn schon nicht zu versinnlichen, aber doch einigermaßen verständlich zu machen, so daß er und wir davon irgend eine gemeinsame Idee, daß er und wir zu jenem irgend eine gemeinsame, übereinstimmende Beziehung erringen könnten.“

Anm. d. Red.

**) Herr v. Neupauer bediente sich des Ausdruckes: „Die transzendente Weltanschauung, in deren Bereich der Mörder Hackl aufgewachsen ist.“

Anm. d. Red.

herbeizuschaffen" vermöchten, bloß das eine abzuleiten, daß Ihnen das grausamliebende Schicksal zum wenigsten eine Kuh zur Leidensgefährtin beigegeben haben müßte, die Sie selbst melken würden."

Herr Dr. **Josef Ritter v. Neupauer** in Wien erwidert hierauf das Nachstehende:

„Zur Unhöflichkeit gegen Herrn v. Feldegg habe ich keinen Anlaß, weil er mich nicht herausgefordert hat; er wird auch finden, daß ich nur mit der Philosophie unhöflich umspringe, der er huldigt. Und es ist wohl begreiflich, daß wir Materialisten und Deterministen die sich wieder vordrängende Philosophie des Dualismus nicht mit Handschuhen anfassen, weil ihre Vertreter auch uns gegenüber nicht anders verfahren. Sie widerlegen uns nicht, sondern sie nennen unsere Welt- und Lebensanschauung „geistlos abgeschmackt, öd", ohne zu argumentieren, zu erörtern oder zu beweisen. — So wenig nun Herr v. Feldegg Anlaß hat, so heftig zu erwidern, so gereicht es mir doch zum Vergnügen, daß er sich durch einige Unhöflichkeiten Genugthuung verschafft hat. Ich bin weit davon entfernt, ihm daraus einen Vorwurf zu machen und kann mir dafür eine Entschuldigung ersparen. Und wenn die Polemik von Person zu Person auf keine andere Weise als durch Unhöflichkeiten entfesselt werden kann, so wollen wir lieber unartig sein. — Ich möchte nur das Eine bemerken. Weiß Herr v. Feldegg wirklich nicht, was das ist, das ihm dunkel vorschwebt und er mit dem Worte „das Transzendente" und jetzt als „Gefühl" bezeichnet, so kann er auch nicht wissen, ob ihn nicht dieses unbestimmte Gefühl — uns zum mindesten hat er es nicht näher bezeichnet, und er mag wohl darunter verstehen, was man sonst Gewissen nennt, — vielleicht nur auf die Menschheit verweist, jenes Ganze, Große, Mächtige, das — natürlich auf Erden — überall und nirgends ist, dessen Walten wir im Einzelnen, niemals aber in seinem großen Zusammenhange klar vor uns sehen, dieses mächtige Schaffen, Erkennen und Leiten, dessen Verschwinden für uns gewiß trostloser wäre, als der Verlust des Glaubens an Gott und seinen Schutz. — Herrn v. Feldegg leitet sein Gefühl dahin, dem „Transzendenten" zu dienen, mich, der Menschheit zu dienen. Ich bin nie hinaus gekommen über ein Gefühl des Dankes gegen die Menschen, ein Gefühl der Ehrfurcht vor den Menschen, ein Gefühl auch der Scheu und Unterordnung unter sie, nicht unter diesen und jenen Einzelnen, aber unter diese Gesamtheit, — Mensch. — Schon das fällt außerhalb des klaren Begreifens und Erkennens, und darum frage ich, ob das nicht genügt, unser ganzes Gefühl in Anspruch zu nehmen. — Glaubt aber Herr v. Feldegg, das Gefühl verweise uns auf einen persönlichen Gott, und suppliert ihm ein solches Gefühl den Gottesbeweis, so müßte man doch erst sehen, ob dieses Gefühl lebendig bliebe, wenn man aufhörte, eine Generation nach der anderen im Theismus zu erziehen. — Vielleicht sind wir nicht weit auseinander. Auch ich glaube, daß sich der Ethiker vorläufig wird zumeist durch das Gefühl leiten lassen müssen. Denn was die Menschen brauchen, und wieviel wir ihnen schulden, ist heute der herrschenden Anarchie wegen nicht erkennbar. — Zum Schlusse noch eins. Wo habe ich behauptet, daß es ein Transzendentes nicht gebe? Gewiß nie und nirgends. Obwohl ich Materialist bin, bin ich nie so kindisch gewesen, zu behaupten, wir könnten beweisen, daß alles aus der Materie hervorgegangen. Aber auch dann, wenn wir das beweisen könnten, bliebe ja doch die Gewißheit von einem Transzendenten übrig, schon deshalb, weil auch die Materie ein Transzendentes ist. — Ich leugne, daß das Heraustreten aus den Grenzen des „principium individuationis" auf das Transzendente im Sinne des Herrn v. Feldegg führt. Der nackte Individualismus und der nackte individualistische Egoismus ist deshalb falsch, weil die menschliche Kultur — infolge der Arbeitsteilung und ihrer Vorteile für die Selbsterhaltung — dahin geführt hat, daß wir uns innerhalb der menschlichen Gesellschaft besser, als in der Vereinsamung, erhalten können, und wir aus diesem Grunde bessere egoistische, aber doch auch egoistische Motive haben, sozial-egoistisch und nicht individual-egoistisch zu handeln, nämlich unsere Handlungen so einzurichten, daß die egoistischen Interessen im Rahmen der sozialen Interessen gedeihen. Das höhere Prinzip, das Herr v. Feldegg entdeckt, hat also nach meiner Meinung mit dem Theismus gar nichts zu schaffen, wohl aber mit dem Sozialismus. Das führte mich auf jene Klarlegung unserer Abhängigkeit von den Mitmenschen hin, die Herr v. Feldegg so verhöhnt. Wenn ich supponierte, ich sei allein auf der Welt, so mag dies nicht sehr exakt ausgedrückt sein; ich hätte allerdings sagen können, der einzige Mensch auf Erden. Aber ein Schriftsteller von Temperament denkt nicht daran, daß ein Gegner sich an solche Dinge klammern könnte.

## Anzeigen.



Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. —
Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährl. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2002.

# Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

## Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Herausgegeben von
**Dr. Georg von Gizycki,**
Professor der Ethik an der Universität zu Berlin.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

| II. Jahrgang. | Berlin, den 19. Mai 1894. | Nr. 20. |
|---|---|---|





## Aus dem Codex Salomonis.

Wer kennt nicht das 3. Kapitel im 1. Buch der Könige!? „Das Urteil," das Salomo fällte, „erscholl vor dem ganzen Israel, und sie fürchteten sich vor dem Könige, denn sie sahen, daß die Weisheit Gottes in ihm war, Gericht zu halten."

Das Gerücht Salomons kam vor die Königin vom Reich Arabien, und sie ging, ihn zu versuchen mit Rätseln. Aber Salomo sagte ihr Alles, und war dem Könige nichts verborgen, das er ihr nicht sagte. Schließlich bekannte sie ihm: „Du hast mehr Weisheit und Gutes, denn das Gerücht ist, das ich gehöret habe."

Es hat etwas Erquickendes, sich heutzutage in die Persönlichkeit Salomonis zu vertiefen, und man soll die Hoffnung nicht aufgeben, daß auch uns wieder Könige aufstehen, die über dem äußeren Glanz und Prunk Salomons eine noch glänzendere und überzeugendere Weisheit hervorleuchten lassen.

Das Rätsel der sozialen Frage konnte die Königin vom Reich Arabien dem Salomo damals nicht aufgeben. Der König, der dies Rätsel löst, würde noch größer sein als jener, der doch schon größer war „mit Reichtum und Weisheit, denn alle Könige auf Erden."

In den Sprüchen Salomonis (29, 7) findet sich allerdings schon der Satz: „Der Gerechte erkennet die Sache der Armen," sowie der Gegensatz: „Der Gottlose achtet keine Vernunft." Wahrlich, die Vernunft zwinget bald, die „Sache der Armen" zu erkennen.

Es war von höchstem Interesse für mich, in einem Artikel der „Hamburger Nachrichten" das bedenkliche Entgegenkommen von Angehörigen der oberen Stände — Akademiker und Professoren, kirchlicher und geistlicher Kreise — einer abfälligen Kritik unterzogen zu sehen. In Wahrheit, so hieß es dort, seien es nur Träume einzelner müßiger Köpfe, was heute noch an neuen sozialen Reformen vorgeschlagen werde u. s. w.

Das klingt, als seien die sozialpolitischen Gesetze des neuerstandenen deutschen Reiches die Ergebnisse der äußersten Leistungsfähigkeit menschlichen Witzes und Verstandes. Allerdings, wenn die letzteren nicht weiter reichen als die Gaben eines rheinischen *Großindustriellen*, der seine Ansichten über den „Sozialismus der gebildeten Stände" in einer Versammlung des Vereins der Industriellen des Regierungsbezirks Köln vortragsweise entwickelt und die Billigung der „Hamburger Nachrichten" gefunden hat.

Man liest außer anderem: „*Haß und Neid gegen den Besitz* sind ohne Zweifel die leitenden Beweggründe unserer sozialdemokratischen Führer. Das ist aber auch das stille, oft verhaltene, oft laut in die Massen geworfene Bekenntnis vieler Gebildeten und Besitzenden selbst. Die beste Gelegenheit, alle Massen der Bevölkerung wirklich wohlhabender, reicher, glücklicher zu machen, ist doch *allein die Arbeit. Vermehrte Arbeit und vermehrte Arbeitsgelegenheit* zu schaffen, daran denken aber alle unsere übereifrigen Sozialpolitiker nicht. Mit der Anfeindung des Kapitals verhindern sie die Schaffung neuer Unternehmungen und neuer Arbeitsgelegenheit." (!)

Wenn doch wenigstens solche Leute schweigen wollten, die nicht einmal mit den elementaren Sätzen heutiger sozialer Denkweise vertraut sind! Dann wären obige Worte nicht gesprochen und nicht geschrieben, und ein konservativer Reichstagsabgeordneter, der vor kurzem noch preußischer Gesandter war, hätte es unterlassen, am 14. April d. J. in Gegenwart so vieler besserer Kenner und unter recht verständlichem und recht belehrendem „Lachen links" als den „Kern der sozialdemokratischen Bestrebungen" hinzustellen: „alles durch Produktivgenossenschaften zu erreichen." Er hatte vermutlich zu irgend einer Zeit einmal ein Stück von Lassalle, aber „ohne Anmerkungen", und aus den letzten Jahrzehnten nichts mehr von Sozialismus gelesen. Und jener Großindustrielle wußte nicht, wie gerade „übereifrige Sozialpolitiker" mit schlagender Beweisführung darthun, daß die Übermacht des Kapitals die Verminderung der Arbeitsgelegenheit, die Vernichtung der Produktion zur unabweisbaren Folge hat; er wußte nicht, wie *alle Sozialreformer immer und immer nur daran denken, vermehrte Arbeit und vermehrte Arbeitsgelegenheit zu schaffen* — aber auch das *arbeitslose* Einkommen einzuschränken und zu beseitigen! Das verhängnisvolle dieses Einkommens kann nicht oft und nicht eindringlich genug bekannt gegeben werden. Und doch ist es gerade dies, was sich als Schuld auf uns Alle lastet, als eine Schuld, die zu zahlen ist und nicht gezahlt werden kann, als eine Schuld auch im Sinne des Delikts — eine Schuld wirtschaftlicher Verwahrlosung des nationalen und kommunalen Hausstandes!

Mich will bedünken, es sei eine Pflicht der Ethik, allem Unrecht entgegen zu treten, nicht zum mindesten auch dem Unrecht, wie es mit der unrichtigen Wiedergabe der „Beglückungspläne" des „unpraktischen deutschen Idealismus" tagtäglich begangen wird.

Den Sozialismus erkennen und ihn bekämpfen ist jedermanns Recht; von ihm nichts wissen und ihn doch hassen ist eine Sünde, und als Unwissender ihn lästern ist ein Verbrechen.

„Einen Armen hassen auch seine Nächsten; aber die Reichen haben viele Freunde."

An diese goldene Lehre (Sprüche Sal. 14, 20) dachte ich, als ich jüngst las, wie sich die „Burschenschaftlichen Blätter" dagegen verwahrten, daß sie sozialistischen Bestrebungen huldigten. Der unschuldige Anlaß zu dieser Verwahrung lag in einer beherzigenswerten Ermahnung des Marburger Professors Natorp, der die genannten Blätter kurz vorher Aufnahme gewährt hatten.

Die Verwahrung bildet eins der unzähligen kleinen Zwischengespräche im großen Kampfe menschheitlicher Interessen. Die Burschenschaftlichen Blätter führen das Wort für einen Teil der sog. akademischen Jugend, und zwar für einen kleinen Teil, dessen Glieder sich wie bei anderen studentischen Farbenverbindungen aus Kindern des zahlungsfähigen Bürgertums zusammensetzen. „Mancher ist arm bei großem Gut, und Mancher ist reich bei seiner Armut" (Sprüche Sal. 13, 7.): die jungen Leute eignen sich wohl noch andere Auffassungen an, wenn sie nach der Tändelei und Spielerei des akademischen Lebens ans „Brotverdienen" gehen. Die akademische Vorbereitung zu einem edlen und künstlerisch abgerundeten Leben erscheint allerdings heute mangelhafter als je; aber man braucht die Hoffnung nicht aufzugeben, daß so Viele, die unter bunten Mützen und mit bunten Bändern sich besser dünken als ihre Kommilitonen und auf den Arbeiter als den „Proleten" herabsehen, doch dereinst noch inne werden: „Wo Stolz ist, da ist auch Schmach; aber Weisheit ist bei den Demütigen" (Sprüche Sal. 11, 2).

In den Zeitungen stand, daß gegen Arbeiter, die in Versammlungen ein „Hoch auf die internationale, revolutionäre, völkerbefreiende Sozialdemokratie" ausgebracht hatten, der Strafparagraph wegen groben Unfugs angewandt worden sei. Da hätten wir es denn so weit gebracht, daß, was bislang noch niemand als ein Unrecht erkannt hatte, plötzlich als strafbar gilt. Die Hochs auf die Sozialdemokratie sind geistige Stärkungen, die sich die Kämpfer des Proletariats am Schlusse von politischen Versammlungen durch Zuruf gegenseitig verabreichen — genau nicht anders, als es die sog. Ordnungsparteien mit ihren Hochs auf den Kaiser zu thun gewohnt sind.

Wer in jenen Hochs ein strafbares Thun erblickt, ist wahrlich nicht berufen zum Richterstuhle Salomonis. Ebensowenig wie es ein Richter ist, der sich dem abzuurteilenden Angeklagten gegenüber in verletzenden und beleidigenden Ausdrücken gefällt, in Ausdrücken, wie er sie von Anderen strafen würde, die er sich aber hingehen läßt, weil er „über" dem Angeklagten zu Gericht sitzt.

Im 10. Kapitel der Sprüche Salomonis heißt es:

„Haß erreget Hader; aber Liebe decket zu alle Übertretungen;"

„Des Gerechten Mund ist ein lebendiger Brunnen ...."

und

„Des Gerechten Zunge ist köstliches Silber."

Jena, den 8. Mai 1894. Ernst Harmening.

## Lebensanschauungen.*)

### V.

#### Sozialistische Moral.

Von Dr. Conrad Schmidt in Zürich.

Es wurde gewünscht, daß in diesem Blatte die moralischen Ansichten verschiedener Richtungen und Parteien in kurzem Umriß den Lesern vorgeführt würden. Wenn ich, als Sozialdemokrat, der Aufforderung gerne entsprechend, nun im Folgenden Einiges über Moral auszuführen versuche, so geschieht das natürlich mit dem Vorbehalte, daß man die hier zu entwickelnden Ansichten, wenn sie auch mit dem allgemeinen Gedankenkreise des modernen Sozialismus in einer gewissen Verbindung stehen, als das, was sie sind, als Privatansichten auffasse. Wenn es in unserem Programme heißt: „Religion ist Privatsache", so gilt das von den moralischen Anschauungen in einer auf politisch-soziale Aufgaben sich konzentrirenden Millionenpartei natürlich erst recht.

Die Geschichtsauffassung, welche, von Marx in allgemeinen Zügen entworfen, in die Reihen der sozialdemokratischen Partei tief eingedrungen ist, schließt allerdings, konsequent zu Ende gedacht, eine christlich-kirchliche Auffassung der Moral, eine Ableitung derselben aus einem irgendwie geoffenbarten göttlichen Willen aus. Jene Marxische Geschichtsauffassung nennt sich selbst materialistisch; die materiellen Bedürfnisse und die aus ihrem Widerstreite mit der jeweiligen ökonomischen Struktur hervorgehenden Kämpfe gelten ihr als der entscheidende Hebel geschichtlicher Entwickelung; für eine aus dem geschichtlich-natürlichen Zusammenhange herausgelöste, auf ein Offenbarungswunder sich gründende Moral, die als selbstständige Macht der Geschichte eigene, von dem ökonomisch vorgezeichneten Entwickelungswege unabhängige Bahnen vorzeichnete, ist in jener Geschichtsanschauung, wenn man nicht ihr Wesen verändern will, kein Raum. Die christlich-kirchliche oder allgemeiner eine übernatürliche Begründung der Moral verwerfen, heißt aber selbstverständlich nicht, die Existenz der Moral selbst in Zweifel ziehen. Es entsteht vielmehr die Frage, worin dies Existierende, wenn auf keine Offenbarung zurückführend, in Wahrheit begründet sei? Offenbar doch irgendwie in der menschlichen Natur und Gesellschaft. Diese Antwort gab bereits die bürgerliche Aufklärungsphilosophie des 18. Jahrhunderts, die, wie sie der positiven geoffenbarten Religion eine „natürliche" gegenüberstellte, ebenso auf die „natürliche" Moral im Gegensatz zu der kirchlich-geheiligten hinwies. Die gesellschaftlich verbundenen Menschen werden, so stellte man sich den moralischen Bildungsprozeß vor, durch die Einsicht in das, was jedem Einzelnen und der Gesellschaft nützt, andererseits durch gewisse edlere Gefühle und Antriebe, wie Mitleid und Sympathie, dazu gedrängt, gewisse Arten des Verhaltens vor den übrigen hochzuschätzen. Der Inbegriff dieser billigenswerten Regeln des Handelns repräsentiert den Codex der aus dem gesellschaftlichen Zusammenhange selbst erwachsenen und zur Erhaltung der Individuen wie der Gesellschaft notwendigen, „natürlichen" Moral. Sehen wie von der Berufung auf die Gefühle ab, so trägt diese Philosophie einen ausgesprochen utilitarischen Charakter, und innerhalb des gemeinsamen Utilitarismus lassen sich wieder zwei Hauptrichtungen unterscheiden, je nachdem als Triebfeder des moralischen Handelns die Rücksicht auf das eigene, oder auf das fremde, weiterhin das gesellschaftliche Glück betont wird.

Diese Analyse ist sicher von großer Bedeutung, aber man darf sich den Wert derselben nicht übertreiben. Ohne auf die Beziehung des Handelns zum individuellen und gesellschaftlichen Glück zurückzugehen, läßt sich die Existenz der Moral nicht begreifen; aber es wäre verkehrt zu glauben, daß man durch dieses Zurückgehen ein wissenschaftliches Prinzip entdeckt habe, von dem aus nun mit logischem Zwange über Moralität und Unmoralität aller Handlungen entschieden werden könne, eine Richtschnur, so klipp und klar, wie sie etwa die Kirche in ihrem Katechismus besitzt. Das Glück ist nichts für sich Bestehendes, Einfaches, niemals erstreben wir ein abstraktes Glück, sondern immer nur bestimmte Güter, von deren Erreichung wir uns ein besonderes Glück versprechen. Je nach dem Bedürfnis, welches uns hinter den Gütern hertreibt, und je nach der Art der erreichten Güter (das Wort im weitesten Sinne genommen), ist auch die Art unseres Befriedigtseins, unseres Glückes verschieden. Wer dem Einzelnen sagt, er solle nach seinem Glücke streben, giebt ihm damit einen Entscheidungsgrund, der durchaus noch keine Moralität des Handelns garantiert. Es kommt eben darauf an, worin jemand sein Glück findet. Der Dieb aus Leichtsinn, der Säufer, der betrügerische Gründer, der Kriecher und Streber u. s. w. sieht ebensowohl das eigene Glück wie der ehrliche

*) Für die in dieser Artikelreihe (wie in den übrigen Artikeln) geäußerten Ansichten ist nur deren Verfasser verantwortlich.

Mann. Und wenn bei Dieb und Säufer die Chance, daß sie mehr Unglück als Glück erfahren, bedeutend groß ist, so gilt das doch nicht für die anderen, meist noch schlimmeren Typen. Wer kann da eine Bilanz aufstellen und aus ihr beweisen, daß diese Gesellen bei ihrer Glücksjagd schließlich die Düpierten sind? Auch der Appell an das „wahre Glück" ändert nichts an der Sache. Denn das, was moralische Menschen gerne als wahres Glück bezeichnen, ist eine aus dem Bewußtsein innerer Anständigkeit fließende Beruhigung; dieselbe unterscheidet sich von anderen Arten des Glückgefühls durch ihre Quelle, ohne darum notwendig stärker und andauernder als andere aus anderen Quellen fließende Glückgefühle zu sein. Auch wird gerade dieses Glück, da jede Rechtschaffenheit noch immer viel zu wünschen übrig läßt, vielfach mit starker Beunruhigung verbunden sein. Eine niedrige Denkart kann darum ohne jedes „wahre" Glück leicht viel glücklicher als eine rechtschaffene sein.

Und auch die zweite Art des Utilitarismus, welche uns statt an das eigene an das fremde Glück als Leitstern unseres Verhaltens weist, giebt kein Prinzip, aus dem heraus über die Moralität von Handlungen eine klare Entscheidung möglich wäre. Ebenso wie die Einzelnen ihr eigenes Glück auf den verschiedensten Wegen suchen, so stellt sich ihnen auch das fremde Glück und das Glück der Gesellschaft unter den verschiedensten, einander widersprechenden Formen dar. Die Gesellschaft ist nicht eine mechanisch zusammengesetzte Vielheit von Personen, die in Summa etwa dasselbe Interesse hätte, sie zerfällt in einzelne Gruppen, deren Interessen einander zum Teil fremd, zum Teil feindlich gegenüberstehen. Und mit der geschichtlichen Änderung der Gesellschaft ändern sich diese Gruppen, wie die Interessen derselben. Was vom Standpunkt der einen Interessengruppe als eine der Gesellschaft nützliche Handlungsweise gilt, erscheint vom Standpunkt der anderen durchaus verderblich. Das Glück der Gesellschaft zu erstreben und im allgemeinen diesen Zielen gemäß zu handeln, werden auch die ärgsten Reaktionäre und Privilegienverfechter vorgeben, zum Teil mit ganz ehrlicher Überzeugung. Allem Fortschritt gegenüber, der ohne Opfer nicht möglich ist, kann an Ruhe und Ordnung als die sichersten Glücksgüter der Gesellschaft appelliert werden. Setzt man an die Stelle des gesellschaftlichen Glücks das möglichst große Glück der möglichst großen Anzahl, so wird allerdings ein demokratischer, privilegienfeindlicher Zug in das oberste utilitarische Moralgebot hereingebracht; nur ein wirklich volksfreundlich-fortschrittliches Verhalten scheint mit dem so gefaßten Gebote in Einklang zu stehen. Aber auch hier fragt es sich schließlich wieder, worin man das Glück der möglichst großen Anzahl setzt, ob in Ruhe und dumpfhinbrütende Zufriedenheit, die im Himmel vielleicht noch einen Extralohn zu gewärtigen hat, oder in die Bewegung der Unzufriedenheit, in den unendlich langwierigen und opfervollen Kampf um ein freieres und reicheres, alle individuellen Kräfte entwickelndes Dasein der Massen. Das Glück — das eigene sowohl wie das der Gesellschaft — ist ein ganz abstraktes Prinzip, aus dem sich das, worin das Glück zu setzen sei, nicht ableiten läßt. *Alle wirkliche Moral* basiert denn auch nicht auf jenem allgemeinen Glücksprinzip, sondern auf *ganz bestimmten Werturteilen*, die aus jenem Prinzip *allein* nicht gerechtfertigt werden können, auf *konkreten Voraussetzungen darüber, welche Güter — und damit, welche Art des Glückes zu erstreben sei.*

An dieser Klippe muß auch die anarchistische oder individualistische Moral, die Herr Wille vor einiger Zeit in diesen Blättern entwickelte, scheitern. Der theoretische Anarchismus, der natürlich für das verrückte, direkt reaktionär wirkende Bombenwerfen nicht verantwortlich zu machen ist, beruht nicht auf einer Untersuchung gesellschaftlicher Thatsachen, Bedürfnisse und Entwickelungstendenzen, wie der theoretische Sozialismus, sondern auf einem Dogma. Das, wovon die kämpfende Menschheit sich zu befreien ringt, ist nicht die Herrschaft und der Zwang schlechthin, sondern die Herrschaft und der Zwang des Kapitals und des modernen Staates; und dieses Streben ist ihr notwendig durch die Verhältnisse vorgezeichnet, es beruht auf unabweislichen Bedürfnissen, nicht auf dogmatischem Vorstellen. Indem der theoretische Anarchismus die Autorität, den Zwang und die Herrschaft schlechthin als Feind der Menschheit hinstellt, will er ihrem sehr realistisch-konkreten Kampf eine utopistisch-dogmatische Wendung geben. Eine Gesellschaft mit sozialistischer Produktion und Verteilung wird voraussichtlich, schon weil sie sich aus der kapitalistischen entwickelt, auf absehbare Zeit hin bei aller demokratischen Organisation eine gewisse Autorität, Herrschaft und Zwangsgewalt ihrer Organe nicht entbehren können.

Den eigentümlichen Zug ins Abstrakt-Utopische, welcher dem ganzen theoretischen Anarchismus eigentümlich ist, zeigt auch die „individualistisch-anarchistische" Moral Willes. Wie der Anarchismus nicht gegen eine konkrete Art des Zwanges und der Herrschaft, sondern gegen Zwang und Herrschaft schlechthin polemisiert, so richtet Wille (wenn ich ihn recht verstehe) seine Kritik nicht gegen einen bestimmten überlebten Inhalt der gesellschaftlichen Moral — das was die Sozialisten heute als „Klassenmoral" zusammenfassen — sondern gegen die Moral schlechthin. Soweit dieselbe irgend einen Zwang — und sei es auch nur der Zwang, die Herrschaft und Autorität moralischer Vorstellungen — einschließe, soweit widerstreite sie dem anarchistisch-individualistischen Menschheitsideale und sei mit aller Kraft zu bekämpfen. Krieg dem Sollen, Friede dem Wollen! Wenn sich nämlich die menschliche Vernunft von allen moralischen Ansprüchen, die an sie gestellt werden, als von fremden, auf irgend einer Art des Zwanges beruhenden Ansprüchen emanzipiert und ganz abstrakt nur das eigene Glück als Maßstab des Verhaltens anerkennt, wird sie — das scheint Willes Meinung — zu einem mit den Zwecken der Gesellschaft harmonierenden (und in diesem Sinne moralischen) Handeln führen. Warum? Weil die sozialen Rückwirkungen gegen ein egoistisches, aber fremde Interessen beleidigendes Handeln in dem betreffenden Individuum mehr Unlust als Lust erzeugen. Das ist falsch für die gegenwärtige Gesellschaft, wie auch Wille einräumt, und ob eine so einfache, prästabilierte Harmonie zwischen dem eigenen und fremden Nutzen in einer späteren, sozialistischen Gesellschaft *durchgehends* bestehen möchte, kann mit Fug und Recht bezweifelt werden. Die Vorstellung trägt den dogmatischen Charakter eines Postulats.

Aber, wird man einwerfen, handelt denn der Mensch nicht immer in seinem Interesse, sucht er nicht immer auch bei seinen edelsten Handlungen Selbstbefriedigung? Wenn ein moralisches Verhalten nicht irgendwie den Bedürfnissen und Interessen des Einzelnen entspräche, so wäre er eben doch an der Moral nicht interessiert, stünde ihr gleichgültig und fremd gegenüber. Bei einer solchen Gleichgültigkeit könnte also die Moral, wie notwendig auch immer für die Erhaltung und den Fortschritt der menschlichen Gesellschaft, keine Realität im wirklichen Handeln der Individuen erhalten, die Leitung gewissermaßen zwischen ihr und diesem Handeln wäre unterbrochen. Ist sie eine reale Macht, so muß das Individuum an den moralischen Vorschriften Interesse haben, das moralische Handeln muß irgendwie auch eine Art der Selbstbefriedigung einschließen.

Der Einwurf ist treffend und ich hob früher bereits hervor, wie wichtig es mir erscheint, daß die bürgerliche Aufklärungsphilosophie auf den Zusammenhang zwischen Moral und den individuellen und gesellschaftlichen Bedürfnissen zurückgegangen ist. Aber ebensowenig wie aus der formalen Erkenntnis, daß der Mensch sich selbst befriedigen will, bereits seine wirklichen Bedürfnisse und die Art und Norm ihrer Befriedigung sich verstehen lassen, ebensowenig können aus jener Erkenntnis specifisch moralische Normen abgeleitet und als notwendig gültig erwiesen werden. Das Individuum,

welches sich von den in ihm entwickelten moralischen Vorstellungen als einer fremden autoritären Macht emanzipieren will, um ganz dem eigenen Glücke zu leben, wird je nach den besonderen Bedürfnissen seiner Natur mit den objektiven Regeln der Moral in Konflikt kommen oder nicht. Nicht von der vernünftigen Einsicht, sondern von der Art und dem Stärkeverhältnis seiner materiellen und ideellen Verhältnisse hängt das ab. — — —

Moralische Forderungen, wie sie auch auf den verschiedenen Stufen geschichtlicher Entwickelung wechseln mögen, haben doch das Gemeinsame, Forderungen an das Individuum zu sein, welches, von mannigfaltigen Bedürfnissen bewegt, diese Bedürfnisse durch sein Handeln zu befriedigen sucht. *Die Frage ist, woher kommen jene moralischen Forderungen und wie können sie sich bei dem Individuum, dessen Handeln sich doch immer auf das individuelle Ich mit seinen Bedürfnissen und Interessen als treibende Kraft zurückbezieht, Geltung verschaffen?* Die Gewalt moralischer Forderungen über den individuellen Willen hat zur Voraussetzung, daß der Wille bei seiner *egoistischen Form*, durch welche er immer ein auf Selbstbefriedigung gerichteter Wille ist, doch einen *über diese Form hinausgehenden Inhalt* erhalten kann. Gewisse Analogieen hierzu bietet schon die Tierwelt. Das zweckmäßige Verhalten der Tiere erklärt man sich insgemein aus einer Art des Instinktes. Gewisse Bedürfnisse werden von ihnen dunkel empfunden, und ihr Thun und Lassen folgt durchaus dem Antrieb dieser Bedürfnisse, ist auch ohne verständige Überlegung „instinktiv“ auf die Befriedigung dieser Bedürfnisse gerichtet. Aber indem die Tiere dem Instinkte folgen, befriedigen sie nicht nur das momentane Bedürfnis, sondern realisieren Zwecke, von denen sie (nach unserer Auffassung wenigstens) gar keine Vorstellung haben, erhalten sich und die Gattung. Formell ist ihr Verhalten an den Instinkt als das Treibende gebunden, aber in dieser Form des Instinktes und durch sie wird etwas Höheres und Allgemeineres — die Selbst- und Arterhaltung — verwirklicht.

Dieselbe Zweckmäßigkeit des instinktiven Verhaltens finden wir beim Menschen wieder. Als ein *denkendes Wesen* emanzipiert der Mensch sich aber andererseits von der Herrschaft des *blinden Triebes*; an Stelle bloßer *Impulse* treten *bewußte Zwecke* und eine die Mittel frei abwägende Überlegung. Diese Emanzipation ist natürlich nur eine relative. Die Zwecke, die sich der Mensch setzt, sind zwar als bewußte, durch das Denken ermittelte Zwecke, vom bloßen Triebe verschieden, aber der *Inhalt* dieser Zwecke wird dem Willen im weiten Umfang durch die fortwirkenden Impulse des primitiven Trieblebens — „Hunger und Liebe“ — gegeben. Dem Einzelnen, der immer nur als Glied einer bestimmten wirtschaftlichen und politischen Gesellschaftsordnung existiert, ist ferner die *Bahn*, auf welcher er diese Zwecke zu verfolgen hat, durch die Stelle, welche er im Ganzen der Gesellschaft einnimmt, vorgeschrieben. Und jene wirtschaftlich-rechtliche Ordnung existiert nicht abgelöst von dem Handeln der einzelnen Individuen, sondern nur in und mit diesem Handeln. Die Glieder der Gesellschaft, vor allem natürlich die, welche aus ihr den größten Vorteil ziehen, die Herrschenden und Leiter, sind an der Aufrechterhaltung dieser konkreten Ordnung, also auch daran, daß die Einzelnen die ihnen zufallenden gesellschaftlichen Funktionen in gehöriger Weise ausüben, lebhaft interessiert. Eine Stockung dieser Funktionen, hervorgerufen durch ein der gesellschaftlichen Ordnung widersprechendes Verhalten der Einzelnen, würde die Existenz dieser Ordnung selbst bedrohen, wenigstens ihre erwünschten Wirkungen schwächen. So werden sich im innigsten Zusammenhange mit dem konkreten Aufbau der Gesellschaft ganz naturwüchsig gewisse zu Geboten (meist mit religiöser Sanktion) formulierte Ansprüche herausbilden, als Ausdruck des Verhaltens, welches die „öffentliche Meinung“ den einzelnen Gliedern der Gesellschaft, je nach dem Platze, den dieselben in der gesellschaftlichen Ordnung einnehmen, vorschreibt. Für das Kind gegenüber den Eltern, für die Frau gegenüber dem Mann, für die verschiedenen Klassen des Berufs- und Erwerbslebens (also, um an Mittelalterliches zu erinnern: für Meister und Geselle, Ritter und Hörigen, Bürger und Priester u. s. w.) gelten besondere Regeln des Verhaltens, deren Vernachlässigung (von strafender Vergeltung nach ganz abgesehen) moralische Mißbilligung nach sich zieht. Daß sich über diesen Moralkodex der Berufe andere, allgemeinere Moralvorschriften erheben, die von den Besonderheiten des Berufslebens und damit der *historisch-konkreten Gestalt der Gesellschaft* überhaupt *losgelöst* erscheinen, kann nicht Wunder nehmen. Die gewisse Art des Verhaltens, die jedem Individuum, ganz abgesehen von seinem Gesellschaftsplatze, nahe liegen, wirken in *allen* Verhältnissen der Gesellschaft störend und bedrohlich: man denke an Lüge, Betrug, Verleumdung, Unzuverlässigkeit, Rücksichtslosigkeit u. s. w. Hier verschwinden die gesellschaftlichen Unterschiede, die moralische Forderung scheint eine gleiche und allgemeine, jedem historischen Gesellschaftswechsel entnommene zu sein, die sich in dem einfachen Satz resümieren läßt: Was Du nicht willst, daß man Dir thue, das thue den Anderen auch nicht. Sogar die konkrete Berufsmoral scheint schließlich nur eine Konsequenz dieses höchsten Gebotes auszudrücken. Aber näher zugesehen, führt auch dieser Satz wieder auf die konkrete Gesellschaft als die bestimmende Macht der Moral zurück. Denn wenn ich Andern nicht anthun soll, was ich selbst von ihnen nicht erleiden will, so ist offenbar die Voraussetzung jener Pflicht, daß mein „Nicht-erleiden-wollen“ vernünftig und berechtigt sei. Was ich aber vernünftiger Weise erleiden soll und was nicht, darüber hat die Gesellschaft je nach ihrem historisch verschiedenen Aufbau sehr verschiedene Ansichten, die auf das moralische Bewußtsein des Einzelnen bestimmend einwirken.

(Schluß folgt.)

---

## Lebensbilder.

### VII.

Von einem Staatsbeamten.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir den Vater zur Ruhe bestattet, waren wieder Zweifel über meine Zukunft in mir woch geworden; nur mit innerem Widerstreben und darum auch wohl mit wenig Erfolg habe ich mit meinem Bruder zusammen mich damals noch den Geschäften gewidmet. — Diesem Zustande mußte ein Ende gemacht werden, namentlich auch mit Rücksicht darauf, daß die zum Geschäft erforderlichen Roh-Materialien meist auf Kredit entnommen werden mußten und die Bezahlung der fertigen Arbeiten von seiten unserer Kundschaft (ein sehr großer Krebsschaden im Kleingewerbe) für gewöhnlich sehr lange auf sich warten ließ, — alles Folgen des Einflusses der sich mehr und mehr ausbreitenden Kapitalswirtschaft in einer Hand; der kleine Handwerker konnte diesem Strome der Zeit gegenüber nicht standhalten. — Meine Mutter, eine noch rüstige Frau, hatte sich selbst einem Spezialgeschäfte gewidmet, und die Schwestern waren in der Lage, sich einen eigenen Erwerb zu schaffen, so daß, in Verbindung mit dem Besitz des Hauses und eines größeren Gartens, die Existenz derselben, so lange ihnen Gott die Gesundheit schenkte, gesichert war. — Ich bestimmte daher meinen Bruder zum Eintritt in eine Militäranstalt und meine Mutter zum Verkauf des Handwerkszeuges, mir und ihm so die Brücke zur Rückkehr in die Heimat abbrechend, um frei über mich disponieren zu können. — Noch wußte ich nicht, wohin das Schicksal mich führen sollte; die Sporen zum Antrieb hatte ich mir selbst gegeben, und da an eine Rückkehr in die Heimat nicht mehr zu denken war, so kam es eben darauf an, meines Glückes eigener Schmied zu sein. — Ich will diesen Entschluß eines 23jährigen jungen Mannes als keine heroische That bezeichnen, aber auch als keinen Leichtsinn. Es sind genau

dieselben Ursachen gewesen, welche tausende von Menschen zur Auswanderung bestimmen: „der Kampf des individuellen Genius mit den ihn umgebenden Verhältnissen, um zu seiner vollen Entfaltung zu gelangen.“ Und weil es nicht selten die strebenden und besseren Elemente einer Nation sind, welche diesen Kampf mit besonderer Energie aufnehmen, so ist der Fortgang derselben aus dem Vaterlande stets als ein großer Verlust zu beklagen.

Während dieser Periode meines Lebens hatte schließlich der intime Umgang mit einer befreundeten Försterfamilie mich zu einem entscheidenden Schritte geführt und bestimmte mich endgiltig für das Forstfach. Zu diesem Zwecke trat ich im Jahre 1848 noch freiwillig in ein preußisches Jägerbataillon, um mir durch gute Führung im Dienst eine Empfehlung zu erwerben, wodurch es mir möglich würde, bei einem königlichen Oberförster noch die Jägerei und das Forstfach zu erlernen und zugleich Ansprüche auf eine Forstversorgung im Staatsdienst zu erwerben. Im Jahre 1849 machte ich mit dem Bataillon den Marsch nach Sachsen zur Bewältigung des Maiaufstandes in Dresden und später den Feldzug im Großherzogtum Baden mit. Es giebt keine körperlichen Anstrengungen, welche schwerer zu ertragen sind, als ein Marsch, wie wir ihn damals vom 25. Mai bis 21. Juni, bei der fürchterlichsten Sommerhitze, kriegsmäßig ausgerüstet, auszuhalten hatten. Hundertzwanzig Mann stark rückte unsere Kompagnie aus Dresden aus, und nur achtzig Jäger gingen gesund und kräftig über die badische Grenze, um zunächst in den Gefechten bei Ladenburg und Heidelberg die Militär-Revolution niederwerfen zu helfen. Nur der energische Wille, nicht umzusinken, hatte mich befähigt, alle Strapazen dieses Feldzuges und die Belagerung von Rastatt gut zu ertragen und mitzumachen.

Nach einer Abwesenheit von fast zwei Jahren, während welcher Zeit ich Gelegenheit hatte, das schöne Badenerland, den Garten Deutschlands, in allen seinen Grenzen, den herrlichen Schwarzwald mit seinen lieblichen Thälern und reizenden Dörfern in seinem ganzen Umfange kennen zu lernen, kehrte ich mit dem Bataillon in die alte Garnison zurück. Der dauernde Umgang mit einer großen Zahl von jungen Forstmännern und Jägern hatte meinen Entschluß, noch das Forstfach zu erlernen, nur befestigt. Diese Militärjahre betrachte ich nun thatsächlich noch heute als die schönsten Jahre meines Lebens, und bin durchaus nicht der Meinung, daß sie entsittlichend, wie man oft sagt, auf meine Individualität gewirkt hätten, im Gegenteil, die unter oft höchst schwierigen Verhältnissen gepflegte Kameradschaft ist in so rührender Weise zum Ausdruck gelangt, namentlich mir armem Menschen gegenüber, welcher nichts weiter hatte, als sein spärliches Traktament, daß ich nur mit Liebe und Dankbarkeit an diese Jahre meines Lebens zurückdenke. Nimmer habe ich in den Jahren meiner Dienstzeit etwas erlebt oder gesehen, was den in neuester Zeit oft gerügten Mißhandlungen von seiten einzelner Vorgesetzten ähnlich gesehen. Es war ein so schöner Korpsgeist in diesem Bataillon, daß thatsächlich auch in ethischer Beziehung nichts zu wünschen übrig blieb. Nach meinem Abgange vom Militär fand ich zunächst bei einem Freunde, dessen Eltern ein Rittergut in der Lausitz besaßen, ein vorläufiges Unterkommen. Der Aufenthalt auf diesem Landgut, zu welchem auch ziemlich ausgedehnte, durch einen angestellten Förster verwaltete Waldungen gehörten, war so einesteils eine treffliche Vorschule für meinen späteren definitiven Eintritt in das Forstfach, und andererseits lernte ich dabei auch die Ökonomie und geselligen Freuden des Landlebens, aber auch die Sorgen und Arbeiten kennen, welche selbst in einem musterhaft geführten Wirtschaftsbetriebe dem Besitzer eines Landgutes nicht erspart bleiben.

Getreu meinem Vorhaben trat ich darauf, durch die Vermittelung meines Kompagniechefs, und nunmehr schon mit guten Vorkenntnissen ausgerüstet, im Jahre 1851 bei einem königlichen Oberförster in die Lehre. Bei demselben war ich zwei Jahre, während welcher Zeit ich mich meinem neuen Berufe mit großem Eifer widmete und, ohne die Jägerei zu vernachlässigen, hauptsächlich die Waldwirtschaft studirte. Ich war teils in den Revieren bei den Förstern, teils in der Forst-Kanzlei beschäftigt und hatte somit die beste Gelegenheit, den inneren und äußeren Dienst des Waldes gründlich kennen zu lernen. Nebenbei habe ich durch Zeichnen und Mithilfe bei Forstvermessungsarbeiten die nötigen Mittel erwerben müssen, deren ich zur Unterhaltung meines Lebens bedurfte. Denn nur mit geringen Geldmitteln versehen, hatte ich vor meinem Eintritt in den Militärdienst mein Vaterhaus verlassen, auch während meiner ganzen Dienstzeit ohne irgend welche Unterstützung als einfacher Soldat meine Pflichten erfüllt und während dieser Zeit mich der Achtung meiner Vorgesetzten und der Liebe meiner Kameraden in vollem Maße zu erfreuen gehabt. Fast 26 Jahre alt, war ich mit meinem Eintritt in das Forstfach zum drittenmal ein Lehrling geworden, obwohl ich die Lehr- und Wanderjahre im Handwerk und die Militärjahre bereits als vortreffliche Schulen für das praktische Leben kennen gelernt hatte.

Der mehrfache Aufenthalt in dem unserer Familie befreundeten Försterhaus hatte unzweifelhaft die ideale Richtung meiner Seele bereits sehr beeinflußt, und der Aufenthalt im Jägerbataillon mich zum praktischen Entschluß geführt. Diese Lehrzeit ist in vieler Beziehung bemerkenswert, denn einmal hatte ich während dieser Zeit nur drei Thaler monatlich zur Beschaffung meiner sämtlichen Lebensbedürfnisse zur Verfügung, wobei ich die von meinem Vater geerbten 50 Thaler zur Ausstattung meiner Garderobe verwendete. Die obigen drei Thaler sendete mir meine gute Mutter monatlich aus ihrem Selbstverdienste. Dieses Geld war mir also heilig, und es hat mir in der That großen Segen gebracht. Schulden machte ich keine. Ich hebe diese Facta hervor, um zu zeigen, mit wie geringen Mitteln es bei ernstem Willen noch möglich ist, sich in eine neue Lebenslage hineinzuarbeiten und den Geist weiter zu bilden. Diese Einschränkung auf das geringste Maß von Existenzmitteln hatte ich freilich bereits während meiner Wander- und Militärjahre kennen gelernt, und die dabei gesammelten Erfahrungen sind mir später bei meinen sozialen und volkswirtschaftlichen Studien ein sehr wertvoller Schatz geblieben. In der That: die Prüfungen und Entbehrungen der Jünglinge sind die wahren Würzen ihres Lebens, weil sie das Glück und die Weisheit des Alters in sich tragen.

Im Umgang mit den wissenschaftlich gebildeten Forstkandidaten, deren stets mehrere mit den Vermessungs- und Taxationsarbeiten in der Oberförsterei beschäftigt waren, fühlte ich bald heraus, daß mir zum gründlichen Studium des Forstfaches die wissenschaftliche Vorbildung fehle. Diesem Mangel suchte ich zwar so viel wie möglich durch unausgesetztes Selbststudium mit Hilfe der forstwissenschaftlichen Schriften, welche die Bibliothek der Oberförsterei bot, abzuhelfen, war aber oft ganz unglücklich darüber, daß mir im Bereich der elementaren Wissenschaft noch so vieles unbekannt geblieben war. Glücklich nur war ich in dem Gedanken, ganz unabhängig in der Welt zu stehen, und daß ich thun durfte, was ich thun wollte, um mich meinen Mitmenschen so nützlich wie möglich machen zu können. Ich war körperlich gesund, voll Eifer zu lernen und von Natur mit einem Frohsinn begnadigt, welcher auch ein mir angethanes Unrecht schnell vergeben und vergessen konnte. Mit kurzen Worten, ich war in diesen einfachen Lebensverhältnissen doch einer der glücklichsten Menschen unter der Sonne. Ich hatte in der Schule des Lebens bereits erkannt, daß zur Unterhaltung meiner geistigen und körperlichen Gesundheit die einfachsten Genüsse des Lebens die besten seien, und obwohl ich zur Bestreitung außerordentlicher Bedürfnisse zu jener Zeit absolut kein Geld übrig hatte, mir nichts zu meinem inneren Glücke fehlte. Mein Eifer zu lernen hatte mir die Herzen vieler

vortrefflicher Menschen gewonnen, und obwohl man wußte, daß ich mir das Zimmer selbst reinigte, das Bett selbst machte und mir selbst den Kaffee kochte, so hatten sich doch die Zirkel der besseren Gesellschaft mir geöffnet. Ich hatte, wie immer, absichtlich vermieden, besser zu scheinen, als ich war, und ich bin stets gut bei dieser Regel gefahren, — so lange ich mich im Umgang mit Menschen befand, welche nicht von Vorurteilen befangen waren. (Schluß folgt.)

## Die ethische Reform der Schule.

Von Oberlehrer Th. Landmann in Königsberg i. Pr.

(Schluß.)

Zum Zweck der ethischen Bildung darf es nicht bei dem systematischen Moralunterricht sein Bewenden haben, vielmehr wird dieselbe auch durch eine zweckmäßige Umgestaltung anderer Unterrichtsfächer wesentlich unterstützt werden müssen. Ganz besonders ist es der Unterricht im *Deutschen*, zumal der deutschen Litteratur, welcher reichlich Gelegenheit zur Lektüre ethischer Schriften bietet und im Anschluß hieran zu „ethischen Betrachtungen“. Soll dies aber geschehen, so ist sowohl eine andere Auswahl der zu lesenden klassischen Werke zu treffen, als auch ein anderer Modus ihrer Behandlung notwendig. Um es allgemein auszudrücken: es sollte fortan bezüglich der Auswahl des Lehr- und Lernstoffs für den Schulzweck weniger das *ästhetische*, als vielmehr das *ethische* Bildungsbedürfnis maßgebend sein. In die Schule, die es doch eben noch mit unreifen, der Aufklärung bedürftigen Geistern zu thun hat, gehören schlechterdings nicht litterarische Stoffe, welche lediglich reifen, innerlich bereits gefestigten Geistern, also Erwachsenen, einen erhebenden ästhetischen Genuß gewähren. In diese Kategorie sind offenbar sämtliche Lesestücke zu rechnen, in denen das erotische Element, wenn auch noch so schön und decent, eine Hauptrolle spielt. Solche an und für sich herrliche Motive werden durch die öffentliche Besprechung vor Kindern in den Staub herabgezogen; sie wirken auf die Gemüter von Kindern, die dafür weder ein Verständnis haben können, noch sollen, nicht veredelnd, sondern sinnverwirrend.

Was übrigens die *ästhetische* Bildung betrifft, so kann dieselbe für Schulzwecke doch nur, soweit sie im Dienste der Ethik steht, als wünschenswert, als ein notwendiger Bestandteil der Schulbildung aber nicht betrachtet werden.

Ganz dieselben Gesichtspunkte würden auch, um es kurz zu sagen, für die Auswahl der Lektüre griechischer und lateinischer Klassiker in den oberen Klassen der Gymnasien maßgebend sein. Wer mag es ermessen, wieviel Unheit so manches der Schullektüre entlehnte klassische „Kraftwort“ in der menschlichen Gesellschaft angerichtet haben mag! Beispielsweise darf jene bedauerliche Überhebung eines Teils der Menschheit über die andere, jene Exklusivität gegenüber den minder Gebildeten oder Begüterten, zum großen Teil getrost auf das bekannte Horazische Wort zurückgeführt werden: „Das gemeine Volk hasse ich und wehre es ab“ (Odi profanum vulgus et arceo). Und welchen Anteil mag Horaz mit seinem „Nun muß man trinken“ (Nunc est bibendum) und anderen den verfeinerten Lebensgenuß preisenden Gesängen an dem heutigen Kneipenleben der Studenten haben! Wieviel zweckmäßiger wäre es, eine für die Jugend passende Auswahl aus den ethisch-philosophischen Schriften des Cicero, Xenophon, Plato u. a. zur Lektüre für die oberen Klassen zu treffen! Ungemein viel wertvolle Zeit würde gewonnen und wichtigeren Unterrichtsstoffen gewidmet werden können, wenn der systematische grammatische Unterricht in den fremden Sprachen nur auf das zum Verständnis der Lektüre Notwendigste beschränkt würde, das Lateinische aber in den Realgymnasien ganz in Wegfall käme. Eine formale Schulung des Geistes, — worauf die Herren Philologen immer pochen, — kann doch nur dann erzielt werden, wenn der Lernende mit der nötigen Reife des Geistes und mit *Interesse* an die Arbeit herantritt. Erzwungene Leistungen haben ethisch keinen Wert. Freudig soll die Jugend arbeiten, und nicht mit Seufzen! Wie oft lehrt die Erfahrung, daß Schüler, welche in der Schule in den Sprachen wenig leisteten, später im Leben höchst brauchbare Mitglieder der menschlichen Gesellschaft geworden sind. Das winzige und ganz zwecklose Ergebnis des lateinischen Unterrichts in den Realschulen aber ist wahrlich die darauf verwendete Zeit und Kraftanstrengung nicht wert. Die lateinlosen Realschulen, deren Gründung in neuester Zeit in Aufnahme kommt, sind bereits erfreuliche Erscheinungen einer gesunden Reformbewegung. Die formale Bildung, die „geistige Gymnastik“ läßt sich sehr wohl durch andere, auch inhaltlich wertvollere Fächer ersetzen; ganz besonders scheinen für diesen Zweck die auch fürs praktische Leben so überaus wertvollen mathematischen Wissenschaften geeignet. Den oben entwickelten Erziehungsgrundsätzen gemäß würde ferner auch der Lehrstoff für die realen Fächer, Geschichte, Geographie und Naturkunde, eine bedeutende Sichtung erfahren müssen. Der Maßstab für die Auswahl des Lehrstoffes aus dem im Laufe der Zeit ungeheuer angewachsenen Materials soll wieder wesentlich das ethische Interesse der Jugend sein. Alle Einzelheiten, deren Kenntnis man füglich im Leben entbehren könnte, aller Gedächtnisballast, der doch wieder aus dem Gedächtnis schwindet, sobald er nicht fortgesetzt reproduziert wird, alles das muß zu Gunsten eines wichtigeren Bildungsmaterials gestrichen werden. Solch nutzlosen Lehrstoffes, dessen Durcharbeitung nur Lehrenden und Lernenden eine unerquickliche Pein bereitet, ist aber noch eine Fülle!

Hiernach würde im Geschichtsunterricht an Stelle der politischen und Kriegsgeschichte der Völker mehr Kulturgeschichte und in den oberen Klassen eine leichtverständliche Philosophie der Geschichte treten. Im geographischen Unterricht namentlich würde eine Menge von Einzelheiten fallen müssen, deren Kenntnis jedes Lexikon entbehrlich macht; in den Vordergrund aber würde die *astronomische* Geographie treten, weil dieser Zweig des Unterrichts recht eigentlich ethisch auf die Jugend zu wirken geeignet ist, indem er sie nicht nur über ihre Stellung als Erdenbürger im Universum aufklärt, sondern ihr auch einen tiefen Einblick in Gottes herrliche, ewige, wunderbare Ordnung im unendlichen Weltall gewährt. In dem naturkundlichen Unterricht endlich würde der naturbeschreibende Teil ganz erheblich beschränkt, einzelne Gebiete der Physik dagegen, besonders aber die Lehre vom Menschen bedeutend erweitert werden können. Kurz, überall soll mehr Gottes Werk als Menschen-Werk Berücksichtigung finden. Das Ewige, das Göttliche haftet im Gemüte und veredelt es, menschliche Festsetzungen belästigen nur und schwinden bald.

Der im Obigen angedeuteten ethischen Reform der Schulen würde folgerecht auch ein anderer Modus der *Lehrer-Vorbildung* vorangehen müssen; hierüber zum Schluß nur noch einige Worte.

Als erster unanfechtbarer Grundsatz bezüglich der Vorbildung zum Lehrfach sollte doch folgender aufgestellt werden: Erzieher müssen, wenn sie überhaupt ethisch fördernd auf die Jugend wirken wollen, *moralisch* und *pädagogisch* durchgebildete, selbst moralisch handelnde, von Nächstenliebe, insbesondere von Liebe zur Jugend durchdrungene Menschen sein! Jene guten Eigenschaften, welche der Lehrer dem Kinde anzuerziehen sich bestreben soll, müssen vor allem an ihm selbst als feste Charaktereigenschaften ausgeprägt erscheinen. Schon hieraus allein ergiebt sich die Notwendigkeit einer entsprechenden Reform der Lehrer-Vorbereitungsanstalten.

In den Lehrer- und Lehrerinnen-Seminaren wird bekanntlich auf wissenschaftlichem und pädagogischem Gebiet Tüchtiges geleistet, während in ethischer Hinsicht noch viel zu wünschen übrig bleibt. Wie aber steht es mit der Vorbildungsstätte für das höhere Lehramt, den Universitäten? — Alle Achtung vor der großartigen wissenschaftlichen Thätigkeit der Universitäten! Aber, — möchte ich nur bescheiden fragen, — ist es nicht etwas ganz anderes, „die Wissenschaften erweitern“ und „Kinder erziehen“?! Mit dieser Frage ist wohl schon

genügend der offenbar große Fehler gekennzeichnet, daß eine Fakultät, die philosophische, alle Studierenden umfaßt, sowohl die, welche die pädagogische, als auch die, welche die streng wissenschaftliche, die akademische Laufbahn einschlagen wollen. — Ein fernerer, namentlich für die Vorbildung zum Lehrfach höchst ungünstiger Umstand ist der noch immer epidemisch herrschende Mißbrauch der „akademischen Freiheit“, wogegen ja neuerdings erfreulicherweise von seiten hervorragender Universitätslehrer zu Felde gezogen ist und hoffentlich weiter angekämpft werden wird! Weit besser stände es den Studierenden an, durch tägliches Turnen Körper und Geist zu kräftigen, als diese wertvollen Werkzeuge der Thätigkeit im wüsten Kneipenleben zu ruinieren! — Doch, es würde das zuletzt berührte Thema eine eigene Abhandlung erfordern; für den vorliegenden Zweck genügt es wohl, darauf hinzuweisen, daß im allgemeinen die Vorbereitung in ethischem Interesse eine derartige sei, daß **jeder** Studierende später als Lehrer nötigenfalls den Unterricht in **jedem** Lehrfach, mindestens aber für seine Klasse den ethischen und den Turnunterricht zu übernehmen befähigt sei. Selbstverständlich würde die in Rede stehende Modifikation des Studiengangs auch wieder einen andern Modus der Befähigungs-Prüfungen notwendig machen; doch das würde zu weit führen.

Hiermit wäre der Stoff zu einer ethischen Reform der heutigen Schulen noch keineswegs erschöpft; indes soll auch der vorliegende Aufsatz nur ein „Beitrag“ sein. Demnach betrachte ich diese Arbeit nicht als etwas in sich Abgeschlossenes, sondern hoffe, daß dieselbe zu weiterer fruchtbarer Besprechung des wichtigen Gegenstandes, zu Ergänzungen, wohl auch Berichtigungen den wünschenswerten Anlaß geben dürfte.

---

## Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

### Abteilung Berlin.

**Die Frauenfrage**

war das Thema, welches Frau **Lily von Gizycki** in der Plenar-Versammlung am Dienstag den 8. Mai behandelte. Sie betonte in der Einleitung, daß dieselbe Gerechtigkeit, welche die Befreiung der Sklaven forderte, heute die Befreiung der Frau fordere. Die Stellung der Frau in der Vergangenheit sei durch die Thätigkeit bedingt gewesen, die ihr oblag. Die Fortschritte der Industrie hätten ihr die Arbeit mehr und mehr aus den Händen gerissen und ihre Stellung vollständig verändert. Auf der einen Seite sähen wir die große Masse derer, die nicht mehr im eigenen Heim, sondern außerhalb desselben schwer arbeiten müßten, auf der anderen Seite einige wenige „Glückliche“, die zwischen Sport und Vergnügen ihre Tage verbringen. Von den ca. 45 pCt. unverheirateten, geschiedenen oder verwitweten Frauen seien ungefähr 5000000 auf ihre Arbeit angewiesen; dazu kämen zahllose Frauen, die mit ihrem Mann für den Lebensunterhalt zu sorgen hätten. 33 pCt. von allen in Fabriken Beschäftigten seien Frauen, in Sachsen sogar 60 pCt. Um die Löhne, für welche „das schwache Weib“ arbeiten muß, näher zu beleuchten, führte die Rednerin eine Reihe von Beispielen an. Jedes Stück unserer Kleidung, sowie alles, was uns an Gebrauchs- und Luxusgegenständen umgiebt, könne von hohläugigen Frauen, von müden, um ihre Jugend betrogenen Mädchen qualvolle Leidensgeschichten erzählen. Auch diejenigen, die als Dienstboten und Landarbeiterinnen für unseres Leibes Nahrung und Notdurft sorgen, seien so schlecht gestellt, daß sie im Alter der Pflege der Armenverwaltungen anheimfielen.

Der deutsche Philister pflege, sobald er von den Lohnkämpfen der Proletarier-Frauen, ihrer Betheiligung an politischen Bestrebungen läse, entrüstet zu rufen: „Wie unweiblich! die Frau gehört ins Haus!“ Zur selben Zeit lausche sein Töchterlein in der Schule der Lehrerin, die sich zwar nicht zu den Proletarier-Frauen rechne, aber doch nicht besser gestellt sei, als diese. Sie müsse, um leben zu können, häufig ihre freie Zeit zur Erteilung von Privatunterricht benutzen und sei daher geistig und körperlich abgespannt für ihren Beruf. Es müsse eine der vornehmsten Sorgen des Staates sein, daß die Erzieher des Volkes durch den Kampf ums tägliche Brot nicht die Begeisterung für ihren Beruf und die Fähigkeit, sich weiter zu bilden, verlieren. Nur solche Menschen, die auf der Höhe ihrer Zeit stehen, seien imstande, der Jugend die Wege zu weisen, die zu den Höhen der Zukunft führen. Nur bei einer Klasse von Frauen sei der Philister es zufrieden, daß sie der Öffentlichkeit angehören, es sei die Klasse, die ihn amüsiert. Aber auch die im Zirkus oder im Theater auftretende Künstlerin teile das Schicksal der Arbeiterin und der Lehrerin inbezug auf ihre Gage, die nicht hinreiche, den Lebensunterhalt und die Toiletten zu bestreiten. — Es gebe auch unter den konservativen Betrachtern der Frauenfrage solche, welche die Frau heben möchten, indem sie sie wieder ganz dem häuslichen Leben zurückgeben wollen. Das sei unmöglich, denn eine Entwickelung ließe sich nicht zurückschrauben, und das häusliche, das eheliche Leben sei auch vielfach in der Zersetzung begriffen. Die Arbeiterin habe vor ihrer bessersituierten Schwester das meist voraus, daß sie aus Liebe heirate, aber die Not, welche die Frau zwinge mitzuverdienen, und die schlechten Wohnungen verhinderten ein glückliches Familienleben. Zwei Dinge, die zum Glück der Ehe notwendig seien, wären aber in den Proletarierehen zu finden: gemeinsame Interessen und gegenseitige Selbständigkeit, daher wären die Proletarierehen durchschnittlich glücklicher, als die Ehen in der sogenannten guten Gesellschaft. Dort würden meist die Mädchen auf den Männerfang dressiert. Man schlösse sie in der ersten Jugend ganz vom Verkehr mit den Männern ab, was ihre Neugierde und ihre Sinnlichkeit errege. Das Gebiet des Geschlechtslebens würde vor ihnen verhüllt, obwohl jede Mutter die Pflicht habe, sie einzuweihen. Schule und Familie gäben ihrem Geist keinen Inhalt, denn nur der Dilettantismus sei mit den Gesetzen der Weiblichkeit für vereinbar erklärt worden. Sie heiraten, ohne daß sie den Mann kennen, noch er sie, und ohne nach geistiger Harmonie zu fragen. Solche Ehen könnten keine wahrhaft glücklichen sein. Das Glück der Ehe beruhe weder auf Reichtum, noch auf flüchtiger Leidenschaft, sondern auf jener Liebe, die auf Achtung und Freundschaft gegründet sei. Nur bei völliger Gleichstellung der Geschlechter könnten solche Ehen zur Regel werden. — Die Rednerin ging sodann auf die Prostitution über, welche das einzige Privilegium der Frau sei. Man gestatte der Frau in Deutschland nicht, Medizin zu studieren, weil man für ihre Weiblichkeit besorgt sei, aber sie dürfe sich einen Gewerbeschein verschaffen, der sie berechtige, sich und Andere zu Grunde zu richten. Sie dürfe in Deutschland nicht wählen, aber sie dürfe von dem durch Verkauf ihres Körpers erworbenen Gelde Abgaben zahlen. Gegen die Meinung, die Prostitution sei ein notwendiges Übel, erhob die Vortragende energischen Einspruch; sie könne nicht zugeben, daß durch irgend welche Gründe **zweierlei Moral** in der Menschheit gerechtfertigt werden könne. Es sei nicht statthaft, daß man aus falscher Prüderie solche Zustände durch Schweigen gut heiße.

Was die Mittel zur Lösung der Frauenfrage beträfe, so sei man in Deutschland bisher in ihrer Anwendung sehr sparsam gewesen. Ein Teil der Frauenwelt kämpfe für die Eröffnung der höheren Berufe für die Frau, speziell für das Medizin-Studium. Außer in der Türkei und in Deutschland hätten sie dieses Ziel überall erreicht. Bei uns pflege die Volksvertretung darüber zur Tagesordnung überzugehen. Wenn nun auch zu hoffen sei, daß der Türke dem Deutschen nicht zuvorkomme, so sei doch damit die Frauenfrage nicht gelöst. Die Frau, welche sich ihrer Menschenwürde und ihrer Menschenrechte bewußt geworden sei, müsse die Anerkennung dieser Menschenrechte fordern: **die politische Gleichberechtigung mit dem Mann.** Die Gründe, welche die Gegner dieser Forderung anzuführen pflegten, wies die Rednerin zurück, indem sie Aussprüche berühmter Vorkämpfer der Frauenemanzipation — John Stuart Mill, Wendell Phillips, Harald Höffding — zitierte. Als Äquivalent dafür, daß die Frau der Wehrpflicht nicht nachkommen könne, sei in Anrechnung zu bringen, daß sie dem Staate die Bürger schenke und dabei auch dann noch in Lebensgefahr schweben werde, wenn der Völkermord der Erinnerung angehören werde. — Der Befreiungskampf der Frau sei nur ein Teil des großen Befreiungskampfes, der, so hoffe die Rednerin, ein friedlicher sein werde, wenn das milde weibliche Element eingreifen dürfe.

Mit einem kräftigen Appell an den Gerechtigkeitssinn des Mannes, an das mitfühlende Herz der Frau schloß der Vortrag.

---

## Briefkasten.

Herr **Fr. W. Toussaint** in Straßburg i. E. schreibt uns: „Die Artikel des Herrn **Harmening** enthalten fast immer einen guten Kern, wenngleich die oft bittere Schale, in welcher letzterer geboten wird, nicht dem Geschmacke Jedermanns entsprechen dürfte. Es sind oft Schnitte ins Fleisch, welche Schmerzen verursachen. Indes, das Gute kann oft erst durch Böses erzielt werden. — So enthält z. B. der Artikel in Nr. 7 der Zeitschrift: „**Einer nach dem Andern**“ eine geradezu klassische Darstellung unserer genossenschaftlichen Kreditverhältnisse. Nach meinen persönlichen Erfahrungen kann ich jedes Wort unterschreiben, und bleibt es nur zu wünschen, daß dieser Artikel in der betreffenden Litteratur die größte Verbreitung findet und auch von seiten der Staatsbehörden und der Vertreter des Volkes in den Parlamenten in die eingehendste Erwägung gezogen werden möchte. Ferner ist es der Artikel in Nr. 18: „**Vom Baum der Erkenntnis**“, welcher im Interesse der Lösung unserer **sozialen Zeitfragen** die Beachtung aller Menschenfreunde verdient, denn es bleibt keinem Zweifel unterworfen, daß letztere nur in Verbindung mit einer Reform der Besitzverhältnisse des Grund und Bodens zum Heile der Menschheit in ein besseres Fahrwasser gelangen können. Man vergesse bei den Bestrebungen zur Hebung der „Ethischen Kultur“ niemals, in erster Linie an die Sicherstellung der materiellen Existenz der großen Mehrheit unserer Mitmenschen zu denken, deren vornehmster Grundsatz „**Erst Leben!**“ heißt.“ —

Herr Dr. **Ernst Harmening** in Jena, dem wir obigen Brief vorlegten, bemerkt hierzu: „Herr Toussaint hat ganz recht: ich bin bitter in der Ausdrucksweise. Aber kann man denn die Gleichgültigkeit anders aufrütteln? Drängen sich nicht noch ganz andere, schneidendere Bezeichnungen auf die Lippen und in die Feder? — Fordert das Unrecht, dem man auf Schritt und Tritt begegnet, nicht zur **energischen Zurückweisung**, zur Verdammung auf?“ —

---

# Anzeigen.



Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12 — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2092.

# Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

## Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Herausgegeben von

**Dr. Georg von Gizycki,**

Professor der Ethik an der Universität zu Berlin.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. Zimmerstraße 94.

| II. Jahrgang. | Berlin, den 26. Mai 1894. | Nr. 21. |
|---|---|---|





### Zur Psychologie der Arbeit.

#### IV.

Von einem Maschinentechniker (Ed. B.).

Ganz unabhängig davon, ob eine Verstaatlichung der Betriebsmittel zu erwarten steht oder wünschenswert ist, scheint es mir für den Ethiker angebracht, die Beweggründe für den größeren oder geringeren Arbeitstrieb des Menschen in unseren heutigen Zuständen zu prüfen. Wenn ich mir erlaube hierzu die Feder zu ergreifen, so geschieht es aus ähnlichen Gründen, wie sie die Handschuhnäherin zur Äußerung antrieben, nämlich weil ich glaube, daß alle philosophischen Thesen auf dem Erfahrungsboden aufbauen müssen. Seit 20 und einigen Jahren bin ich als Maschinentechniker in den verschiedensten Betrieben und Ländern thätig gewesen und glaube ich dabei diejenigen Menschen, auf welche es hier in erster Linie ankommt, die arbeitende Menschheit, in ihrer Thätigkeit gründlich genug kennen gelernt zu haben. Nach diesen Erfahrungen nun kann ich nicht behaupten, daß der Gewinn im Allgemeinen einen hervorragenden Einfluß auf den Arbeitenden hätte. Wer dächte bei seiner Arbeit nur an den Gewinn? Faule wird es allerdings immer geben. Aber die Faulen und Nachlässigen sind unter den Arbeitern nicht die Regel und mindestens ebenso mißachtet, wie unter anderen Berufsklassen. Vorübergehend mag wohl eine Verstimmung zwischen Arbeitgeber und Arbeiter dazu Veranlassung werden, daß letzterer mit Unlust arbeitet, die Regel aber ist Arbeitslust und Arbeitsfreude — immer vorausgesetzt, daß keine übertriebenen Forderungen an die Arbeiter gestellt werden und ihre Behandlung eine menschenwürdige ist. Und dieser Arbeitstrieb ist er nicht einzig und allein genährt von der Notwendigkeit, seinen Lebensunterhalt zu verdienen? Unbewußterweise ganz sicher, genau so, wie alle unsere sittlichen Handlungen in einem gesunden Egoismus wurzeln. Aber schon bei den wilden Völkerschaften giebt es keinen Streit darum, daß gearbeitet werde, das Solidaritätsgefühl ist vielmehr bei ihnen so stark überwiegend, daß sie nicht nur ungezwungen ihrer gewöhnlichen Arbeit nachgehen, sondern auch bei ihrer rohesten Arbeit, dem Kampf, nicht zurückstehen. Ziehen wir diese einfachen Zustände unseren heutigen Verhältnissen gegenüber in Betracht, so müssen wir wohl heute einen bedeutenden Rückschritt konstatieren bezüglich des Solidaritätsgefühles, welches in der Pflichterfüllung gipfelt. Die krasse Verschiebung des Besitzes hat den Unterschied zwischen herrschenden und unterdrückten Klassen immer gewaltiger hervortreten lassen. Dadurch hat sich mehr und mehr ein Strebertum entwickelt, welches mit allen Mitteln und unter Aufwand aller Kräfte in die herrschende Klasse zu dringen sucht, um nicht als Beherrschte zu unterliegen. Hierbei ist allerdings der Arbeitstrieb im ethischen Sinne verschwunden und oft nur die Karrikatur davon zurückgeblieben. Der durch das Solidaritätsgefühl veredelte Egoismus des natürlichen Zustandes mußte dem krassen Egoismus der Jetztzeit weichen, weil das Solidaritätsgefühl geschwunden ist, und wo es geschwunden ist, dort kann von einer Pflichterfüllung im Sinne der Arbeitsfreudigkeit nicht mehr die Rede sein. Geschwunden ist aber das Solidaritätsgefühl nur bei den herrschenden Klassen; bei den beherrschten ist es mehr als früher ausgebildet, und deshalb ist auch grade hier noch der ethische Arbeitstrieb vorhanden. Thatsächlich müssen die beherrschten Klassen Hunger leiden, insofern sie kaum das verdienen, was sie zu ihrem Lebensunterhalt gebrauchen. Wenn aber der Hunger bei so Vielen die Folge unserer wirtschaftlichen Entwickelung ist, so ist er deshalb noch nicht die Triebfeder der menschlichen Arbeit. Not kann heute wohl dazu führen, Arbeiten anzunehmen, welche nicht in den jeweiligen Fähigkeiten Einzelner liegen, d. h. sie kann zur Arbeitsvergeudung treiben; Not kann auch den Menschen dazu bringen, daß er seine Kräfte überanstrengt und sie dadurch vorzeitig schwächt — aber Alles dieses doch nur, weil durch unsere Verhältnisse die Herrschenden übermäßige Wünsche durch die Beherrschten befriedigen lassen dürfen. Nur derartige Verhältnisse konnten den irrigen Schluß zulassen, es liege im Wesen der Arbeit, daß sie nur gezwungen geleistet werde. Arbeit ist wohl das Mittel des Menschen bei dem Kampf um das Dasein, aber nicht ein Mittel — insofern Kapital nur angesammelte Arbeit ist —, welches der Mensch ungestraft gegen den Menschen gebrauchen kann. Der Mensch darf vielmehr mit diesem Mittel nur neben dem Menschen kämpfen, um sich die Natur zu unterwerfen, nicht aber gegen ihn.

Aus diesem falschen Gesichtswinkel, glaube ich, wird auch das Wesen der Arbeit selbst angesehen und die für unser technisches Zeitalter wunderbare Frage aufgeworfen: Wer wird sich noch für die mechanische, für die schwere oder für die schmutzige Arbeit finden, wenn Allen das Recht auf ein menschenwürdiges Leben garantiert würde?

Wir leben in einer Zeit, wo schon in sehr vielen Betrieben der Übergang von Handarbeit zur Maschinenarbeit sich vollzieht, wo er in anderen mit ungeahnter Schnelle erfolgen wird, d. h. aber thatsächlich doch nur in einer Zeit, wo möglichst alle „mechanische Arbeit“ dem Menschen von der Maschine abgenommen werden muß. Vorübergehend, ich möchte dies besonders betonen, kann wohl unsere Arbeit

dabei mechanischer werden, als sie es in früheren Zeiten war, weil zuerst nur die einfacheren Funktionen der Handarbeit von der Maschine übernommen werden. Je komplizierter die Maschinen aber sind, je größere Ansprüche wir an ihre Leistungen stellen müssen, desto schwieriger wird auch ihre Bedienung und Leitung. Und wo die Funktionen der Maschine so einfache sind, daß sie einer steten Bedienung entbehren können, dort werden auch sofort eine größere Anzahl Maschinen dem einzelnen Menschen zur Überwachung und Bedienung übergeben. Immer aber bleibt der Mensch — wie groß auch ihr Arbeitsanteil an dem Gesamtresultat ist — der leitende Geist der Maschine. Anzunehmen, daß dauernd die Arbeit des Menschen mechanischer würde, und zwar gerade durch die Maschine, heißt das Wesen der Maschine völlig verkennen. Zunächst bedarf es schon eines längern Studiums für den Arbeitenden, das neue Werkzeug — seine Maschine — genau kennen zu lernen, als dies früher bei den einfachen Werkzeugen der Fall war. Ohne gründliche Kenntnis der Maschine ist aber eine ersprießliche Arbeit an derselben garnicht möglich. Jede Maschine ist, wie jeder Mensch, individuell zu behandeln. Unterscheiden sich die Menschen kurz nach der Geburt für uns nur wenig von einander und bildet sich erst später ein individueller Charakter aus, so möchte ich aus meiner Erfahrung das Gleiche von der Maschine sagen. Es bilden sich bei ihr im Gebrauch immer mehr Eigentümlichkeiten durch Beanspruchung und Abnutzung, und sie verlangt immer mehr zu ihrer Behandlung die Kenntnis ihrer Individualität. Ohne Kenntnis ihrer Eigenschaften kann der Arbeiter die Maschine nicht mit dem nötigen Erfolg bedienen, zu dieser Kenntnis aber gehört die geistige Arbeit des ihr Experimentierenden. Allen verständlich dürfte es z. B. wohl sein, daß die Arbeit — ich spreche nicht von der Geschicklichkeit, welche hier wie dort entwickelungsfähig ist — daß also die Arbeit an einer Nähmaschine schwerer zu erlernen ist, als die des Nähens mit der Hand; daß erstere aber auch mehr geistige Anstrengung kostet, als die Handnäherei. Das Wesen der Handnäherei kennt jedes Kind besser oder schlechter, und diese Arbeit selbst kann mit Muße verrichtet werden. Auf der Maschine aber kann nur der verständige Mensch das Nähen erlernen, denn außer der Kenntnis der Maschine ist für ihre so außerordentlich schnellen Arbeitsleistungen eine wesentlich besonnenere und aufmerksamere Bedienung notwendig. Betrachten wir noch ein anderes Beispiel extremerer Art und zwar die Nägel-Maschine. Ein ganzes Bund Draht wird ihr auf einmal übergeben und sie verarbeitet das Material mechanisch zu Nägeln. Hier ist also die Arbeit ganz mechanisch, und weil sie es ist, weil der Mensch keine ausreichende Beschäftigung an einer einzelnen Maschine findet, werden ihm sofort mehrere solcher Maschinen-Individuen zur Beaufsichtigung anvertraut. Und wahrlich! es erfordert keine geringere Intelligenz, mehrere dieser Maschinen zu bedienen, als die Herstellung ähnlicher Nägel durch Handarbeit in Gesenken. Nur ist es nötig, daß der Mensch in letzter Linie für die Maschinen-Arbeit anders ausgebildet werde, als er bisher für die Handarbeit ausgebildet wurde; er muß eben eine mehr geistige Ausbildung erhalten. Die Handarbeit erfordert die intensive Ausbildung einseitiger manueller Geübtheit. Welche Kraftvergeudung lag aber darin, als der Mensch nur zu einem einzigen Handwerk ausgebildet werden mußte! Wird der Arbeiter, wie es die Maschinenarbeit immer mehr erfordert, vor seiner praktischen Thätigkeit zum Maschinentechniker ausgebildet, so kann er bei kurzer Übung in jeder Art Betrieb seine Kräfte mit Erfolg äußern. Wir sehen also, daß grade umgekehrt die Maschinen-Arbeit eine höhere Intelligenz erfordert, als die Handarbeit. Erschreckend wirkt immer nur die mechanische Arbeit, wo sie — wie heutzutage — für eine unsinnig lange Zeit in Anspruch genommen wird, also nicht die Arbeit an sich, sondern die übertriebene Ausnutzung der Arbeitenden. Heute ist die Maschine nicht, was sie sein soll, der Knecht der Menschheit, bedauerlicherweise ist vielmehr ein großer Teil der Menschen zu Knechten der Maschine geworden. Was Wunder, wenn wir den Eindruck haben, daß die Maschinen-Arbeit den Menschen ruiniert und geistig abstumpft! Nein, sie ist vielmehr imstande, wie andere Körperübungen, wie das Turnen oder die militärischen Übungen, stärkend und erfrischend auf den Körper einzuwirken, wenn diese Wirkungen nicht durch Überanstrengungen aufgehoben würden. Muß man nicht leider heutzutage sogar von der mehr geistigen Arbeit oft genug sagen, daß sie zu einer mechanischen gemacht worden ist, wenn wir z. B. sehen, wie die abwechslungsreichen Funktionen des Bankgeschäftes unter der Herrschaft des Kapitals zu ebensovielen mechanischen Einzelfunktionen der Beamten geworden sind? Es dürfte wohl Niemand behaupten, daß diese Arbeiten auf die jungen Angestellten anregender und erfrischender wirken, als die körperlichen auf die Arbeiter an der Maschine. Also nur das heutige System kann daran Schuld sein, wenn die körperliche Arbeit als eine drückend mechanische empfunden wird, und es ist daran Schuld, wenn geistige Arbeit zur abstumpfend mechanischen herabgedrückt wird.

„Schwere Arbeit“ giebt es für das technische Zeitalter überhaupt nicht. Spielend können wir heute die schwersten Lasten heben, enorme Drucke ausüben, Metalle schmelzen oder die mächtigsten Eisenblöcke unter dem Dampfhammer verarbeiten, mit einem Worte spielend die größten Kräfte ausüben. Giebt es heute aber noch grobe Arbeiten, so liegt dies daran, daß wir die volle Entwickelung noch nicht erreichen konnten, weil das herrschende Interesse der Ausbeutung dieser Entwickelung im Wege steht. Die schweren Arbeiten der Steinträger — sie sind nicht nötig, wo mechanische Aufzüge Verwendung finden; die schweren Arbeiten des Schmiedes — sie wandeln sich immer mehr in mechanische Schlag- und Druckarbeiten um; die heißen Arbeiten vor den Öfen und Walzen im Hüttenwerk — sie könnten auch heute schon überall maschinellen Einrichtungen überwiesen sein, wie es bereits in denjenigen Ländern der Fall ist, wo die Menschenarbeit kostspieliger als die der Maschine ist. Wir sehen schon jetzt die harten Arbeiten des Maurers und Steinpflasterers sich vereinfachen. Für die Häuser wird weniger Mauerwerk und mehr Eisen verwendet, größere Gußstücke aus Gyps oder Cement zur Erleichterung des Aufbaues benutzt, ja es werden selbst ganze Häuser durch reine Gußarbeit aus Cementmörtel hergestellt. Zum Pflastern der Straßen werden Maschinen benutzt, auch werden die Straßen ohne größere Kraftanstrengung mittelst Holz oder Asphalt abgedeckt. Eine übermäßige Muskelarbeit ist nirgends nötig, wenn das ökonomische Interesse der Gesamtheit zu entscheiden hat und nicht das von einzelnen Interessen-Gruppen.

So ist aber auch die „schmutzige Arbeit“ eine solche nur so lange, als entweder das Interesse einzelner Gruppen ihre Wandlung hindert, oder sie es aus Vorurteil, solange die „Enterbten“ aus Not derartige Arbeiten ausschließlich zu verrichten haben. Arbeiten, welche wir im gewöhnlichen Leben und Treiben als schmutzig bezeichnen, erscheinen uns nicht mehr so, wenn sie der Chemiker in seinem Laboratorium, der Arzt in seinem Berufe ausübt. Machen wir uns dieses an einigen Beispielen klar: Das Reinigen der Haushaltungs-Gegenstände wird als eine der weniger reinlichen Arbeiten in dem Familienleben betrachtet, indessen der Chemiker seine Geräte am liebsten selbst reinigt, weil er weiß, daß das Gelingen seines Experimentes davon abhängig werden kann. Dürfte nicht aber ein mindestens ebenso hohes Interesse die erstgenannte Hausarbeit zu Ehren kommen lassen, wenn sie von dem Gedanken belebt wird, daß die Sauberkeit den Genuß erhöht und praktisch den Menschen vor Krankheits-Übertragungen schützt? So gilt auch die Arbeit der Reinigung von Maschinen heute als eine niedere, weil sie ausschließlich der Arbeiter zu verrichten hat. Die Reinhaltung des Kindes durch die Mutter, die Untersuchung des

Kranken durch den Arzt sind sie sauberere Arbeiten? Deutlicher noch scheint mir der Unterschied in der Beurteilung hervorzutreten, wenn wir die Arbeit des Fleischers mit der des Chirurgen vergleichen. Die Beschäftigung des Fleischers bei Zerlegung des Tieres wird als eine unsaubere erachtet, die anatomische aber Operations-Thätigkeit des Chirurgen als ehrende.

Für eine Gesellschaft, in welcher das Allgemein-Interesse leitend ist, giebt es keine mechanische, grobe oder schmutzige Arbeit. Die mechanische hört es auf zu sein, wenn sie nicht bis zur Überanstrengung und Erschlaffung getrieben wird, die schwere durch unbehinderte Ausbildung der Werkzeuge und Mittel; die schmutzige hört es auf zu sein, sobald das Vorurteil überwunden ist.

So möchte ich hier nochmals hervorheben, daß es nur die Überanstrengung ist, welche heute die Arbeitsfreudigkeit unterdrückt. Es ist durchaus nicht nötig, daß man Sozialdemokrat ist, um die Überzeugung zu gewinnen, daß diese Arbeitsfreudigkeit umsomehr hervortreten muß, je mehr der Mensch, von Sorge und Not befreit, seine Existenz gesichert sieht; dazu braucht man nicht die Verstaatlichung der Betriebsmittel vorauszusetzen. Mir persönlich will es scheinen, als ob die Menschheit einer Verstaatlichung aller Betriebsmittel zunächst nicht entgegengeht. Das Erkennen und das Können hat den Menschen zu einem mächtigen Wesen auf der Erde erhoben; aber bei dem Ringen um Civilisation sind die Früchte derselben in den Händen von Wenigen geblieben. Die Solidarität innerhalb der Gattung Mensch wurde hierdurch gefährdet und damit zugleich auch die Gattung selbst. Es treibt daher zum Ausgleich. Die Unterdrückten, die Enterbten, sie fordern den Besitz, welcher nur wenigen zufiel. Ihre Forderungen mußten zunächst so unmäßig sein, wie die Anmaßung der Herrschenden es geworden war. Wir sehen bereits den Ausgleich sich vollziehen. Beiderseits wurden die Forderungen modifiziert, und mir will es scheinen, sie müssen sich bis zum völligen Ausgleich immer weiter modifizieren. Auch die Sozialdemokratie fordert heute nicht mehr die gleichmäßige Verteilung der Güter, auch sie läßt also den einzelnen Individuen die Freiheit, mehr oder weniger materielle Güter, je nach deren Neigung, sich aneignen zu dürfen; nur die den Menschen ruinierende Macht will sie dem Kapital nehmen. — Wir werden es heute durch keine Philosophie entscheiden, ob die Verstaatlichung der Betriebsmittel zur Lösung dieser letzten rein menschlichen Forderung im wesentlichen beitragen werde. Aber es widerspricht dem Wesen der Solidarität, daß die Arbeitslust des Menschen auch für eine solche Wandlung der Dinge zurückgehen könne. Gleichgiltig, ob sich die Verhältnisse im Sinne der heutigen Unterdrückten entwickeln werden oder in anderer Weise — für den Ethiker ist nur bestimmend, daß alles beseitigt werde, was die Solidarität der Menschheit untergräbt, weil für den Ethiker die Solidarität die Sonne ist, welche alle selbstischen Triebe der Menschen zu Tugenden wandelt.

---

## Lebensanschauungen.

### V.

### Sozialistische Moral.

Von Dr. Conrad Schmidt in Zürich.

(Schluß.)

Die moralische Erziehung besteht darin, daß dem in der Gesellschaft aufwachsenden Individuum die Ansprüche der Gesellschaft an sein Verhalten absichtlich und durch die Erfahrung des täglichen Lebens unabsichtlich eingeprägt werden; und sie gewinnen wirkende, sein Urteil und Handeln bestimmende Macht im Menschen, nicht darum, weil er etwa auf die Selbstbefriedigung seines Willens verzichtet, sondern darum, weil dieser Einfluß sein Wollen derart umgestaltet, daß er in der Vernachlässigung jener Ansprüche keine Befriedigung findet. Er mag in der Praxis, wenn sein materieller Vorteil mit der Erfüllung jener Ansprüche in härtere Kollision kommt, dieselben verletzen, aber er wird diese Verletzung aus den ganz besonderen Verhältnissen des vorliegenden Falles vor sich zu entschuldigen versuchen. In der inneren Entschuldigung aber zeigt es sich wieder, daß er den, jenen gesellschaftlichen Ansprüchen gemäßen Willen als den normalen innerlich anerkennt. Der gewöhnliche Verlauf des Lebens legt Zeugnis von der Macht ab, welche die Gebote der Gesellschaft über seinen Willen gewonnen haben. So erhält der Wille des in der Gesellschaft lebenden Individuums, wie ich oben sagte, einen über die egoistische Form hinausgehenden Inhalt. Wie das Tier, seinem Instinkte folgend, nicht nur das momentane Bedürfnis befriedigt, sondern sich selbst und seine Gattung erhält, so schafft das Individuum, obwohl sein Wille formell nur auf Selbstbefriedigung gerichtet ist, materiell etwas viel Höheres. Es erhält die Gesellschaft, die Trägerin aller Kultur. Und das geschieht, weil der menschliche Wille bildungsfähig ist, weil er durch Lehre, Beispiel, Lob, Tadel, Drohung und Strafe im Interesse der konkreten Gesellschaft umgestaltet werden kann, sodaß neben den natürlich-egoistischen im höheren Sinne soziale Bedürfnisse im Menschen selbst entstehen. Neben der nur äußerlich-mechanisch wirkenden Furcht vor Vergeltung wird das Bedürfnis rege, im kleineren Kreise der Gesellschaft durch pflichtgemäßes Handeln etwas zu gelten, geachtet und endlich vor dem religiösen Spiegelbilde der Gesellschaft, ihrem höchsten, überirdischen Schutzpatron, der Gottheit, gerechtfertigt zu werden. Die Ansprüche der Gesellschaft erfüllend, sucht der Mensch dieses Bedürfnis und damit sich selbst zu befriedigen.

Die bloße gesellschaftliche Tüchtigkeitsmoral, von der wir bisher allein sprachen, ist, wie notwendig immer, darum noch kein sehr erhabener Gegenstand, und sie verträgt sich leicht mit borniertem Vorurteil, Pharisäertum, blinder Furcht anzustoßen, und anderen recht zweifelhaften Eigenschaften. Eine tiefere, an Bewunderung streifende Hochachtung wird uns das moralische Verhalten eines Individuums erst dann abnötigen, wenn es jener robusten Stütze, auf denen die gewöhnliche Moral ruht, bis zu gewissem Grade entbehren kann, wenn sein Thun Zeugnis ablegt von einer größeren Verinnerlichung und Verselbständigung des moralischen Bewußtseins. Der Zusammenhang zwischen sozialer Tüchtigkeit und der Selbstbefriedigung des Individuums liegt auf der Hand, so lange die Opfer, die der Moralische zu bringen hat, uns leicht erscheinen. Je ernster es der Mensch aber mit der Moral nimmt, um so größere Opfer erwachsen ihm im Namen der Moral. Die Widersprüche zwischen den allgemein formulierten und offiziell auch anerkannten Moralgeboten (den christlichen etwa) und dem, was das gewöhnliche Moralbewußtsein der Gesellschaft als erlaubt passieren läßt, werden ins Auge gefaßt, und es entsteht der Antrieb, diese Widersprüche zu beseitigen, vorerst für die eigene Person durch ein strengeres und mit den „obersten“ Moralgeboten wirklich harmonierendes Verhalten, weiterhin durch eine Reform der sozialen Moral überhaupt. Wenn die gewöhnliche Moral nicht nur vor Gott, sondern vornehmlich vor den Mitmenschen angenehm macht, so ändert sich das jetzt. Innere und äußere Konflikte häufen sich, statt Lob und Anerkennung tritt Tadel, Haß und Verfolgung ein. In den allerverschiedensten Formen, Arten und Graden tritt diese sozusagen übergesellschaftliche, Respekt einflößende Moral auf, entsprechend der Natur des moralisierenden Individuums, seiner Energie und Gedankenrichtung und den sozialen Verhältnissen. Man denke z. B. an Tolstoi.

Eine solche opfervolle Moral, die „nicht den Frieden bringt, sondern das Schwert“, scheint etwas über jede Selbstbefriedigung hinausgehendes zu sein, und sicher wird auch das Durchschnittsindividuum in ihr nicht Selbstbefriedigung suchen. Aber Innenleben und seelische Bedürfnisse Derer, die diese

Bahn betreten, sind eben anders entwickelt. Den Ansprüchen der Gesellschaft zu genügen und so sich Achtung zu erwerben, bietet ihrem — meist religiös tief bewegten — Gewissen keine Ruhe. Und Ruhe des Gewissens erscheint ihnen vor allem andern als erstrebenswert. So wird die „Besserung“, die eigene wie die soziale, ihnen zu einem gebieterisch antreibenden Bedürfnis; ihm zu genügen, vermögen sie auch große Opfer zu ertragen. In aller ihrer „Selbstverleugnung“ lebt das Selbstbefriedigungsstreben fort.

Aber an der gesellschaftlichen „Natur“ prallt alle Bemühung dieser hochherzigen Moralisten ab, und nirgends sehen wir, daß das Wesen einer Gesellschaft, mag es auch noch so grell gegen das offiziell anerkannte „oberste“ Moralgesetz abstechen, durch den Nachweis solchen Widerspruches umgeändert wurde. Im Gegenteil, auch wenn die Gesellschaft die reinsten Morallehren offiziell annimmt, so weiß sie stets ihnen den gefährlichen Stachel zu nehmen und sie ihren eigenen, im Lichte dieser Moral oft sehr unmoralischen Bedürfnissen anzupassen. Die ganze Geschichte des Christentums ist ein fortlaufender Beleg hierfür.

Nicht in der Moral, in den *Klassenkämpfen*, die sich im Schoße der Gesellschaft aus dem Widerstreit ökonomischer Interessen mit Notwendigkeit erzeugen, liegt die treibende, den Bau der Gesellschaft umändernde Macht. Freilich, der Klassenkampf, der gegen eine bestehende Gesellschaftsordnung sich richtet, schließt zugleich auch eine Kritik der Moral ein. Aber dieser Kritik, welche den dumpfgläubigen Respekt vor den Geboten der Gesellschaft in den Massen gründlich erschüttert, gilt natürlich nicht die Moral schlechthin, sondern die den bestehenden Zustand heiligende Moral als Feindin. Ja, der Kampf der unterdrückten Klasse schafft aus den Bedürfnissen des Kampfes selbst heraus einen eigenen *neuen Maßstab moralischer Beurteilung*, der ebenso wie der Maßstab der alten Gesellschaftsmoral ganz konkreten Zwecken entspricht. So ist in der Sozialdemokratie der „gute Genosse“, welcher solidarisch mit dem Proletariate fühlt und entsprechend handelt, moralischer Typus. Denn wenn auch der Kampf um die materiellen Interessen des Proletariats geführt wird, so ist damit nicht gesagt, daß der *einzelne* Proletarier, indem er diesem Kampfe sich anschließt, seine *persönlichen* materiellen Interessen stets besser wahrt, als wenn er abseits bleibt. Soll er trotzdem ein zuverlässiger Kämpfer sein, so ist die Voraussetzung dafür, daß neben den persönlichen materiellen Bedürfnissen noch andere Bedürfnisse in ihm entwickelt seien: das Bedürfnis, der erkorenen Partei und den Genossen treu zu sein, das opfermutige Gefühl für Parteiehre und Parteipflicht. Diese Treue ist zugleich Treue gegen das erstrebte Gesellschaftsideal, auf dessen Verwirklichung die treibenden Kräfte der modernen Gesellschaft unabänderlich hinarbeiten. In ihrer reinen Form ist diese Treue freudige und bewußte Hingebung nicht an die ruhende, sondern an die bewegte Gesellschaft, an ihren allgemeinen, grenzenlosen Fortschritt, der künftigen Geschlechtern jene Freiheit der Entwickelung gewähren soll, für welche die Lebenden kämpfen, ohne sie zu genießen. Früher die Gesinnung weniger erleuchteter Geister, erzeugt die Macht der Verhältnisse jetzt in unabsehbar weiten Reihen heller oder dunkler diese Art des Bewußtseins. Denn die Verhältnisse zwingen zu einem Kampfe, der sein Endziel nur durch Aufhebung der Klassen und allen aus dem Gegensatze der Klassen hervorgehenden Jammers erreichen kann, ein Endziel aber, das die Kämpfer nicht selbst mehr zu erleben hoffen dürfen. Diese Art moralischen Bewußtseins geht ihrem *Wesen* nach (die Unvollkommenheit der Einzelnen soll damit nicht geleugnet werden) über die beschränkt-enge Tüchtigkeitsmoral, wie über die der wirklichen Gesellschaftsbewegung abgewandte, utopistisch-edle, aber machtlose „reine“ Moral weit hinaus. Sie sprengt die Schranken jener, ohne in das Dogmatisieren dieser zu verfallen. Der individuelle Wille weiß sich an das hochherzigste und dabei ganz reale Fortschrittsstreben der Gattung gekettet. Das Bewußtsein solcher Verkettung, wie vage auch immer, erschließt neue Quellen moralischer Selbstbefriedigung und hilft über die Opfer des Kampfes hinweg. Ohne alle Hoffnung jenseitiger Belohnung wächst der Wille der Massen, wenn auch der Form nach immer an die Selbstbefriedigung gebunden, weit über jeden egoistisch beschränkten Inhalt hinaus.

Hier wie überall ist indessen die Voraussetzung der Moral eine Entwickelung gewisser ideeller Bedürfnisse auf dem Boden konkreter Gesellschaftszustände. Kritik an die Bedürfnisse zu legen, auf welchen das moralische Verhalten ruht, erscheint an sich im Interesse sowohl des individuellen als des gesellschaftlichen Fortschrittes sicher sehr wünschenswert. Nur muß die Kritik ihren Maßstab von bestimmten realen Zielen des Fortschrittes hernehmen und so gewissermaßen ein Interpret des Fortschritts auf moralischem Gebiete sein. Eine Kritik dagegen, die das moralische Bedürfnis schlechthin (schon weil es autoritär fordert) verdächtig machen und das emanzipierte Individuum an das eigene Glück als Leitstern seines Handelns verweisen wollte, ist ihrem Wesen nach nicht fortschrittlich. Immer nur unter der Voraussetzung bestimmter moralischer Bedürfnisse ist darauf zu rechnen, daß ein moralisches Verhalten Selbstbefriedigung gewähre und darum auch praktiziert werde. Niemand vermag dem Einzelnen zu sagen, ob er nicht ohne solche Voraussetzung glücklicher sein würde, ob es also vom bloßen Glücksstandpunkt aus nicht vielleicht vorteilhaft wäre, alle derartigen Bedürfnisse in sich so weit als möglich auszurotten. Das wäre nur konsequent. Aber die Freiheit einer solchen Emanzipation wäre die Freiheit der Decadence.

---

## In tyrannos.

Von Hermann Danziger in Berlin.

Ihr wollt mir nicht das Recht gewähren,
Daß ich ein Deutscher bin, wie ihr?
Ihr schreit, bethört von Hetzerlehren:
Hinaus, Du Hund! hinweg mit Dir!
Du bist ein Sprößling jener Rasse,
Die aller Menschheit Auswurf ist:
Wir hassen Dich mit wildem Hasse,
Weil Du vom Stamme Juda bist.

Ach! könntet ihr ins Herz mir schauen,
Wie drin der Kummer sticht und wühlt,
Ach, könnt' ich, dürft' ich euch vertrauen,
Wie meine Seele für euch fühlt,
Wie man die Glut, die ich empfinde,
Mit kaltem Hohn mir nur vergilt,
Ihr nähmt von eurem Aug' die Binde,
Die euch der Wahrheit Glanz verhüllt.

Glaubt mir, auch ich hab' stets empfunden,
Wie ihr, des deutschen Volkes Not,
Ich blute, wie von eig'nen Wunden,
Seh' ich der Massen Hungertod,
Ich möchte gern das Letzte teilen,
Hätt' ich zum Teilen etwas nur,
Ich möchte helfen, möchte heilen
Das Elend all' auf deutscher Flur.

Und doch soll ich nicht Heimat nennen
Das Land, da ich geboren bin?
Darf Brüder nicht in euch erkennen?
Und opfert ich mich willig hin,
Und stürb ich auch für Deutschlands Ehre
Den Tod auf blut'gem Schlachtgefild,
Ein Jude dennoch nur ich wäre,
Ein Flecken auf Germanias Schild?

Und ich bin jung, und fühl' zu Thaten
In mir die Lust und auch die Kraft,
Und möchte wirken gern und raten,
Wenn man am Bau der Zukunft schafft.
Ich trachte nicht nach Anerkennung,
Schon das Bewußtsein wär' genug,
Daß nach des Hasses langer Trennung
Mit euch ich wag' vereinten Flug.

Zum höchsten Ziel emporzustreben
Ist auch mein stolzes Ideal:
Was liegt an meinem schwachen Leben?
Doch meiner Brüder große Zahl,
Die gleiche Sklavenketten drücken,
Sie möcht' ich gern, wenn ich's vermag,
Befreien helfen und beglücken.
Das wünsch' und bet' ich Tag um Tag.

Ich darf, mein Deutschland, Dir nicht leben
Und darf auch sterben nicht für Dich,
Darf mich Dir nicht zu eigen geben,
Und lieb' Dich doch herzinniglich,
Und zieht mich doch mein ganzes Denken
Zu Dir nur, Land der Denker, hin!
Mein Lied selbst soll ich Dir nicht schenken!
O weh mir, daß ich Jude bin!

„Dein Lied, wohl sind es deutsche Worte,
Doch deutschen Geist verrät es nicht!“ —
Weist meinem Liede nur die Pforte!
Birgt euch nur vor der Wahrheit Licht!
Ich bin doch deutsch! so wahr die Lüge
Ein feiger Messerheldenstich,
So wahr sie trögt des Teufels Züge,
So wahr bin deutsch, wie ihr, auch ich!

## Lebensbilder.

### VII.

Von einem Staatsbeamten.
(Schluß.)

Nach absolvierter Lehrzeit und einem längeren Aufenthalt in einem großen gräflichen Gebirgsforst habe ich mich bis zum Jahre 1856 teils mit geometrischen, teils mit bautechnischen Arbeiten beschäftigt, um die nötigen Mittel zur Unterhaltung meiner Existenz zu beschaffen. Bei dem Bau einer größeren Gebirgsstraße, welche von seiten des Staates zur Beschäftigung hunderter armer Weber ausgeführt wurde, wurde mir Gelegenheit, in dem Grafen Eberhard zu Stolberg-Wernigerode, vieljährigem Präsidenten des preußischen Herrenhauses, einen mir sehr wohlwollenden Gönner zu finden, welcher nunmehr mit großer Entschiedenheit meine weitere Fortbildung förderte, um das mir gestellte Ziel, Privat-Oberförster zu werden, noch erreichen zu können.

Ich war bereits 31 Jahr alt geworden, hatte das praktische Leben und seine Härten von vielen Seiten kennen gelernt, aber im Hintergrund meiner Wünsche stand es bereits fest, mir vor allen Dingen noch eine gründliche wissenschaftliche Bildung anzueignen, ehe ich auf der betretenen Bahn weiterginge. Zu diesem Zweck nahm ich im Anfang des Jahres 1857 mit einem ersparten Schatz von hundert Thalern meinen Aufenthalt in G., um mich auf das gesetzliche Schulexamen der Reife für Prima und die Prüfung als Forstgeometer vorzubereiten; auf Grund derselben gedachte ich dann die Forstakademie in Tharand zu besuchen.

Zur Erlernung der nötigen Sprachkenntnisse habe ich Privatunterricht genommen, dagegen Algebra, Mathematik und Naturwissenschaft auf der Gewerbeschule gehört, welche ich täglich vier Stunden besuchte, und Geschichte, Geographie und Litteratur mir durch ein entsprechendes Selbststudium anzueignen gesucht. Bereits mit einer guten Vorbildung ausgerüstet, welche ich im Laufe der Jahre dauernd gepflegt hatte, war es mir möglich, durch ein fortgesetztes Studium von täglich 16 Stunden noch vor Ende des Jahres 1857 das Primaner-Examen auf einer Realschule I. Ordnung und im Juli 1858 das Examen als Regierungsgeometer zu bestehen.

Ich erfülle hier nur eine Pflicht der Dankbarkeit, wenn ich die leitende Fürsorge hervorhebe, mit welcher ein hervorragender Bürger der Stadt während meines Aufenthaltes in G. meine Studien in ethischer und wirtschaftlicher Beziehung unterstützte. Seinem täglichen Umgange verdanke ich zum großen Teil meine litterarische Bildung. Mitten in meinen Studien nahm ihn mir der Tod — ich hatte in ihm einen zweiten Vater zu beweinen.

Nach Absolvierung meiner Examina und einem längeren Aufenthalt auf dem Schlosse des Grafen Eberhard zu Stolberg-Wernigerode wurde ich von der Regierung mit der interimistischen Leitung einer Gebirgsstraße beschäftigt und bin später als leitender Techniker der Regulierung der Grundsteuern thätig gewesen.

Es tritt hier die Pflicht an mich heran, des edlen Mannes in eingehender Weise zu gedenken, welcher dem ehemaligen Arbeiter mit einer Fülle warmer Menschenliebe in seinem Kampfe und in seinen Bestrebungen nach mehr Licht und Wahrheit als ein kräftiger, väterlicher Freund während einer langen Reihe von Jahren zur Seite gestanden. Es ist dies der Graf Eberhard zu Stolberg-Wernigerode, der allbekannte Pfleger der Verwundeten und Kranken, der barmherzige Samariter in unseren letzten großen Kriegen, welcher zuletzt Oberpräsident der Provinz Schlesien war. Die Feder ist zu schwach, den plötzlich durch den Tod dahingerafften Mann würdig zu rühmen, dessen Handlungen immer nur der natürliche Ausdruck seiner edlen Seele waren. Das Wort der heiligen Schrift: „Was die rechte Hand thut, soll die linke nicht wissen“, galt von allen seinen Wohlthaten, die er ohne Zahl still und verborgen austeilte; er fand den Lohn der guten That in ihr selbst. Auch diese Zeilen diktiert mir die tiefste Dankbarkeit in die Feder, aber nicht weil er mir seine väterliche Hand gereicht, um meinen Geist für das praktische Leben zu bilden und nützlicher zu gestalten, sondern weil er überhaupt wohlzuthun verstand, ohne wehe zu thun. Darum wirkte sein Umgang auch so veredelnd auf alle diejenigen, welche das große Glück hatten, ihm persönlich nahe zu treten.

Auch dieser edle Mann lebt trotz seines zu frühen Todes fort in seinen guten Werken, denn so wie ich noch heute zehre von dem befruchtenden Samen der Nächstenliebe, welchen er mir durch seine Handlungen in die Seele gepflanzt, so wird der Geist wahrer Humanität fortleben in den Herzen der Tausende, welchen er im Leben als Freund, als Staatsmann oder als Wohlthäter nahe getreten, und seine Thaten werden segenbringend auch für spätere Geschlechter des deutschen Volkes bleiben.

Mit dem Aufenthalte im Schlosse des Grafen gelangten meine humanitären Anschauungen über den ethischen Zweck des Lebens, zu welchen bereits in meinem Vaterhause und durch den Anschluß an einzelne der besseren Familien in G. die Grundlage gelegt worden war, zu einem gewissen Abschluß, und die Wahrheit des Spruches: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, so wird euch alles andere zufallen“, wurde mir zur Gewißheit, denn ich sagte mir: „Suche den Geist fortzubilden und das Herz zu veredeln, so werden die Menschen Vertrauen zu dir gewinnen, und es werden dir dann auch die materiellen Bedürfnisse des Lebens nicht fehlen.“ — Schon damals hatte sich diese Verheißung thatsächlich an mir erfüllt.

Im Jahre 1860 habe ich mich auch, eingedenk des Spruches: „Drum prüfe, wer sich ewig bindet, ob sich das Herz zum

Herzen findet“, und gestützt auf die eigene Kraft, mit einem edlen Mädchen, der Tochter eines Rittergutsbesitzers, verheiratet und war auf diese Weise mit der Gründung eines eigenen Hausstandes in eine neue, wenn auch bescheidene, so doch recht glückliche Lebenslage gelangt. Ich wohnte in einem reizend, am Fuße des Gebirges gelegenen Landhaus, welches das Geburtshaus meiner Kinder wurde, hatte weder Nahrungssorgen, noch fehlten mir die Freunde. Ein Gefühl großer innerer Befriedigung war es mir damals, unter diesen günstigen Verhältnissen meine alte gute Mutter und meine Geschwister bei mir zu sehen. Mein reger Geist suchte und fand zu jener Zeit Erholung in dem Studium der vaterländischen Geschichte und der Landwirtschaft; auch hatte ich das Glück, mit einer großen Zahl gebildeter Familien in geselligen Verkehr zu treten, wozu die seltene Geistesbildung und die gesellschaftlichen Formen der mir beschiedenen Hausfrau nicht den wenigsten Anteil hatten.

Es ist dieses ein sehr wichtiger Faktor, denn erst mit Hilfe des gesellschaftlichen Taktes ist es uns möglich, das Vertrauen von Leuten zu gewinnen, welche, von Vorurteilen befangen, sich in die bescheidenen Gefühle und Lebensanschauungen des bei weitem größten Teiles ihrer Mitmenschen nicht hineinzudenken vermögen. Man vergiebt in diesen Kreisen der Gesellschaft viel eher ein erfahrenes Unrecht als einen Formfehler, und das schöne Wort der Frau von Staël-Holstein: „Alles wissen heißt Alles vergeben“ ist nach meinen Erfahrungen nirgends unbekannter, als in den bevorzugten Kreisen der menschlichen Gesellschaft.

Die bessere Erziehung meiner Kinder nötigte mich im Jahre 1867 meinen Wohnsitz nach einer größeren Stadt zu verlegen und meine Existenz auf die Ausführung von Landeskulturarbeiten zu basieren. Es waren dieses wieder schwere Jahre mühevoller und fast aufreibender Thätigkeit, in welchen auch die Nahrungssorgen nicht gefehlt haben. Indes war der Lohn dieser Arbeitsperiode meines Lebens schließlich doch ein äußerst günstiger. Denn in Verbindung mit meinen Beiträgen zur technischen und wasserwirtschaftlichen Litteratur hatte ich mir in wenigen Jahren im In- und Auslande einen geachteten Namen und ein sicheres Arbeitsfeld erworben. Ich hatte das große Glück, mit vielen der besten deutschen Männer in persönliche Beziehungen zu treten und mit meinen Bestrebungen dem Vaterlande in einem ziemlich umfassenden Maße auf produktive Weise nützlich zu sein. Das preußische Ministerium gewährte mir zweimal die Mittel, größere Studienreisen zu machen. Die k. k. österreichische und königl. bayrische Regierung beriefen mich in ihre Länder, um Verbesserungen auf dem Gebiete der Landwirtschaft daselbst einzuführen, nachdem dieses in meiner engeren Heimat bereits mit gutem Erfolge geschehen war. Diese Reisen und Arbeiten hatten mich mit fast allen Autoritäten der Landwirtschaft in Deutschland und Österreich-Ungarn persönlich bekannt gemacht, abgesehen von den vielen interessanten Menschen, welche ich auf den verschiedensten Landgütern als Wirtschaftsleiter oder Besitzer kennen lernte. Auf diese Weise war mir eine vortreffliche Gelegenheit geboten, mich nicht nur im praktischen Landbau und speziell in der Wasserwirtschaft, sondern ganz besonders auch auf ethischem und sozialem Gebiete im regen Umgang mit erfahrenen und gebildeten Menschen praktisch und wissenschaftlich fortzubilden. In der That muß ich diese nützliche, umfassende Thätigkeit, welche mich oft weit über die Grenzen meines Vaterlandes hinausgeführt, als eine der schönsten Perioden meines Lebens bezeichnen.

Das praktische Leben, in direkter Fühlung mit einer großen Zahl von Männern, welche noch heute Zierden der Wissenschaft sind, war meine Schule geworden, und da ich das Studium technischer und volkswirtschaftlicher Schriften nicht vernachlässigte, sogar selbstthätig in die Förderung der wirtschaftlichen Litteratur mit originalen Gedanken eingriff, so war man auch in den Kreisen des höheren Verwaltungswesens auf meine Thätigkeit aufmerksam geworden. Im Jahre 1868 wurde ich von seiten des k. k. österreichischen Ministeriums nach Wien berufen, um an den Beratungen der 26. Versammlung deutscher Land- und Forstwirte teilzunehmen; desgleichen im Jahre 1873 als Mitglied der internationalen Versammlung der Land- und Forstwirte während der Weltausstellung zur Beratung wichtiger, allgemeiner Landeskulturfragen. Bei dieser Gelegenheit war es auch, wo die Mitglieder dieser Versammlung, einer Einladung des Kaisers Franz Joseph folgend, demselben in Gegenwart seines gesamten Hofstaates im Schlosse zu Schönbrunn einzeln vorgestellt wurden. Dort habe ich gesehen, daß die Repräsentationspflichten eines Fürsten keine beneidenswerte Aufgabe sind, und im Stillen daran gedacht, daß der einfache Arbeiter und Handwerker, insofern er nur gesund ist und keine Not um Arbeit hat, auch in ethischer Beziehung viel freier und besser in der Welt gestellt ist, als die oft mit allem Luxus umgebenen Großen der Nation.

Nach Vorgang dieser öffentlichen Thätigkeit erhielt ich im Jahre 1873 eine Berufung und schließlich eine etatsmäßige Anstellung im höheren Staatsdienste. Ich hatte noch in späteren Lebensjahren erreicht, was unter hunderttausend Arbeitern nur höchst selten einem gelingt. — Diese Geschichte meines Lebens zeigt, wie ehrliches Vorwärtsstreben auch den weniger mit Glücksgütern bedachten Menschen zu höheren Zielen, zu wahrer ethischer Bildung führen kann, welche den Neid nicht kennt und mit klarem Blick die Fehltritte der Mitmenschen auf ihre natürliche Ursachen zurückführt und stets human beurteilt; aber dieselbe zeigt auch, wie der Mensch mit seinen höheren Zwecken wächst, und daß es ein großes Glück für die gesamte Menschheit wäre, wenn von seiten des Staates Einrichtungen getroffen würden, die geistig und sittlich befähigten Kinder der Nation, ohne Rücksicht auf ihre sozialen Verhältnisse, durch eine geeignete, gleichmäßige Erziehung als Führer des Volkes heranzubilden; sie zeigt endlich auch, wie schwer es dem ehemaligen Arbeiter geworden ist, nach Lage der Organisation des modernen Staates sich in den leitenden Kreisen der Verwaltung eines Landes, ohne weitere Hilfsmittel als seinen guten Willen zu arbeiten, geltend zu machen.

Meine amtliche Stellung und die Erfahrungen meiner früheren Lebensjahre, verbunden mit der Gelegenheit, welche die vorhandene Universität zu einer weiteren wissenschaftlichen Fortbildung mir bot, befähigen mich heute, sowohl im praktischen Staatsdienst als auch in der Litteratur zur Lösung der sozialen und wirtschaftlichen Fragen unserer Zeit mit bestimmten Anschauungen und positiven Darstellungen eintreten zu können. Ich habe das seltene Glück gehabt, in einem der schönsten Teile des deutschen Vaterlandes mir eine geachtete Lebensstellung zu schaffen, und wenn auch die Sorgen nicht gefehlt haben, so darf ich doch mit den Gefühlen innigsten Dankes zu Gott und mit innerer Befriedigung auf die Tage meines Lebens zurückblicken. Ich habe, gestützt auf die eigene Kraft, mich vom einfachen Arbeiter in die bevorzugten Kreise der Gesellschaft emporgearbeitet, einen Hausstand gegründet, ein Haus gebaut und ein paar gemeinnützliche Bücher geschrieben.

Zum wahren Glücke eines Menschen gehören aber auch die Sorgen, und derjenige ist der glücklichste, welcher „aktiv dulden“ gelernt hat. — So ausgestattet mit reichen Erfahrungen und einem immer noch lebhaften Streben zu lernen, stehe ich an einem Punkte in der Staatsgesellschaft, wo ich gemeinnützlich zu wirken vermag und wo der Mensch sich seiner ganzen Würde bewußt sein soll.

Aber wenn ich mich frage: ist deine innere Glückseligkeit mit deinem Streben nach höheren Zielen auch in Harmonie geblieben? so muß ich mit Nein! antworten, denn ich habe gefunden, daß, je weiter ich mich von den einfachen Freuden und Lebensanschauungen der bürgerlichen Gesellschaft meiner Jugend entfernte, die Tage wirklichen Glückes immer seltener geworden sind. Ich fühle mich namentlich in ethischer Be-

ziehung nicht mehr so in Harmonie mit dem Leben und den mich umgebenden glänzenderen gesellschaftlichen Verhältnissen, wie ich es damals war, als ich als Handwerker fremde Länder besuchte, als einfacher Soldat meine Pflichten erfüllte und als Forstlehrling die sandigen Kiefernwaldungen der Lausitz durchstreifte. Einesteils fand ich damals bei meiner Umgebung mehr Wahrheit und Aufrichtigkeit, mehr Verständnis und gerechte Anerkennung meiner Bestrebungen, als dieses heute der Fall ist, wo ich mich vielfach in Disharmonie mit Leuten befinde, welche in anderer Weise ihren Weg durch das Leben genommen haben, denn jedermann begreift nur den Geist, dem er gleicht, und es ist ein großes Glück für mich, daß ich schon lange Ursache und Wirkung mit Ruhe zu beurteilen verstehe und vergeben und vergessen gelernt habe. Niemand wandelt ungestraft unter Palmen, und die Nachwelt kann oft erst den Leuten gerecht werden, welche in ihrem Bestreben nach Vollkommenheit oft weiterblicken als viele ihrer Zeitgenossen, und es begreifen, daß man die Fehler, welche sie machen, streng nach den Worten Lessings zu bemessen hat: „Es irrt der Mensch, so lang' er strebt." Doch eines muß ich im Hinblick auf meinen Kampf ums Dasein hervorheben, das sind die lebhaften seelischen Erregungen: die Sorge, die Liebe, der Glaube und die Hoffnung, welche in den Stunden der Not mich stets aufrecht erhalten haben; auch bin ich durchdrungen von der Überzeugung, daß ohne eine positive religiöse Grundlage eine möglichst vollkommene ethische Bildung des Menschen ganz unmöglich ist, weit nur diese dem Menschen in den Stunden der Not und des Zweifels die innere Kraft zu geben vermag, welche ihn aufrecht erhält. Auch der ärmste und mittellose Mensch kann, ausgerüstet mit tief religiöser ethischer Bildung, ein menschenwürdiges Dasein führen, insofern er Arbeit und das notwendigste zum Leben mit Rücksicht auf sein Wissen und Können zur Verfügung hat. Der Schwerpunkt unserer sozialreformatorischen Bestrebungen liegt daher offenbar in der Hebung und Kräftigung des Mittelstandes, weil hier, wo die Menschen weder reich noch arm sind, das ethische Fundament: die innere Glückseligkeit und ein vernünftiges Handeln, verbunden mit Pflichtgefühl und Wahrheitsliebe, noch meinen Erfahrungen noch am meisten gefunden wird. Das praktische Leben in der menschlichen Gesellschaft verlangt, wie die Geschichte und die tägliche Erfahrung uns lehren, sowohl im Staate als in der Gemeinde und Familie zu seinem kulturellen Fortgange freilich oft auch das Eingreifen roher Gewalt, denn wer da lebt, muß es klar sich sagen:

„Durch dies Leben sich hindurch zu schlagen,
Das will ein Stück Roheit.
Wohl dir, wenn du es hast erfahren,
Und kannst dir dennoch retten und wahren
Der Seele Hoheit.
In Seelen, die das Leben aushalten
Und Mitleid üben und menschlich walten,
Mit vereinten Waffen
Wirken und schaffen,
Trotz Hohn und Spott,
Da ist Gott!"

Diese schönen Worte Friedrich Vischers möchte ich zum Schluß allen denjenigen zurufen, welche im guten Glauben, das beste zu wollen, nicht müde werden, im Interesse der Menschheit die Gemeinheit, den Eigennutz und den Hochmut zu bekämpfen, dabei jedoch niemals den schönen Wahrspruch zu vergessen, welcher da lautet: „sit modus in rebus." Kein Geringerer als Goethe, der Altmeister unserer deutschen Litteratur, dessen Selbstbiographie wir in „Wahrheit und Dichtung" ihm zu danken haben, sagte einst: „Die Frage, ob einer seine Biographie schreiben dürfe, ist höchst ungeschickt. Ich halte den, der es thut, für den höflichsten aller Menschen." Dieser Ausspruch des großen Denkers und Meisters dürfte geeignet erscheinen, alle Bedenken zu beseitigen, welche unsere Seele erfüllen, wenn wir in stillen Stunden auf die Geschichte unseres Lebens zurückblicken. Handelt es sich doch in der Hauptsache darum, selbst gemachte Erfahrungen, also auch Wahrheiten, zu sagen, welche nicht immer das Lob des Verfassers verkünden, und diese eine Thatsache, deren Strenge dem Herzen oft wehe thut, dürfte geeignet erscheinen, den Worten unseres großen vaterländischen Dichters ihr volles Recht zu wahren.

Auch bleibt es keinem Zweifel unterworfen, daß die unser Leben von der Wiege bis zum Grabe umgebenden Objekte oft einen viel stärkeren Einfluß auf die Gestaltung unserer Individualität haben, als die subjektive, in uns wohnende Kraft dieses vermag, und daß es nur einer sehr geringen Zahl von Gott mit außergewöhnlicher Energie begnadigter Menschen gelingt, in dominierender Weise alle Hindernisse zu beseitigen, welche ihrem Genie auf dem Wege zur Erreichung eines speziellen Zweckes entgegentreten. Diese Erkenntnis macht uns nicht nur bescheidener im Hinblick auf die eigenen Handlungen und Wünsche, sondern auch duldsam und wohlwollend in dem Urteil über die Fehler unserer Mitmenschen. Darum sind die Selbstbiographieen, überhaupt die Lebensgeschichten aller derjenigen Menschen von Wichtigkeit für die ethische Weiterbildung einer Nation, welche sozusagen von der Pike auf sich zu einer gewissen Selbsterkenntnis über den Zweck ihres Daseins emporgearbeitet und dabei das Vertrauen zu dem stillen Walten einer göttlichen Vorsehung nicht verloren haben. — Und willst du des Lebens Weisheit finden, so gedenke der schönen Worte des Dichters:

„Schau in dich und schau um dich;
Lern' in dem eigenen Wesen
Die Welt und in der Welt
Die eigene Seele lesen!"

---

## Bücherbesprechung.

**Der Verbildungsspiegel.** Untersuchungen über unsere moralischen Krankheiten. Eine Vorschule der Wiedergeburt. Erster Band: Scheinsucht. Vom Naturprediger Johannes Guttzeit. Großenhain und Leipzig 1893, Verlag von Baumert und Ronge. Kl. 8°, XV, 268 Seiten.

Guttzeit beginnt mit drastischem Hinweis auf das Leiden der zivilisierten Menschheit: „Alle zwei bis drei Minuten tötet ein Zivilisierter sich selbst, 180000 im Jahre." — — — „In den Mittelpunkten der Zivilisation morden kleine Kinder sich selbst oder Vater und Mutter, und was dergleichen Greuel noch mehr sind — siehe die erste beste Zeitung". Wider dies Leiden und seine Ursachen, soweit sie moralischer Natur sind, beschließt er ein Werk zu schreiben, dessen erster Band, wider die Unwahrhaftigkeit der Gesellschaft, uns vorliegt. Einen zweiten und dritten Band gedenkt er gegen die Entartungen des Verstandes und des Gefühls zu richten.

Die Sünden gegen die Wahrheit aber erscheinen ihm als die augenfälligsten, welche zuerst abzulegen seien. „Es ist dahin gekommen", klagt er, „daß Jeder von jedem an deren getäuscht wird und auch getäuscht sein will." „Man wagt nicht, einen Argwohn auszusprechen, aus Furcht, zu beleidigen." In Wahrheit aber „ist die freimütige Aussprache für den Verdächtigten vorteilhafter, da sie ihm Gelegenheit giebt, sich zu rechtfertigen. Wie sollten Alle als Geschwister in der Familie Menschheit einander liebevoll aus unseren Schwächen heraushelfen. Jedenfalls sollte Jeder, der von einem Abwesenden schlecht spricht, bereit sein, es ihm auch ins Gesicht zu sagen." Von dieser beherzigenswerten Forderung kommt Guttzeit in loser Verbindung zur Verwerfung anderer Äußerungen von Scheinsucht: des Gebrauchs von Verschönerungsmitteln, der Geckerei, des Prunkes bei Leichenbegängnissen, des Prahlens mit Kunst und Wissen der Kinder, der Begünstigung von Scheinbildung statt wahrer Bildung, von scheinbarer statt wahrer Heilung der Übel: „Im Verborgenen mag die Schlechtigkeit wuchern, sie darf nur nicht hervortreten, nicht von sich reden machen oder gar auf der Straße sich zeigen .... Was recht ist, weiß man im allgemeinen wohl . . . Weil man jedoch zur Erreichung der Ideale keine Möglichkeit sieht, darum verzichtet man auch auf die Annäherung .... Hält man auch den oberflächlichen Anschein noch nicht für den wahren Zustand, so behandelt man ihn doch, als ob er es wäre, — das ist das Wesen der Scheinsucht." Aus den folgenden Abschnitten seien noch erwähnt seine Verurteilung des Krieges als Massenraubmords, sein Hinweis auf die Heuchelei in unserer Höflichkeit, auf die Verkehrtheit des Duellwesens, auf den Widerspruch zwischen unseren Gesetzen und unserem Rechtsgefühl, seine Bedenken gegen die Klassenunterschiede, die Orden, das Examenwesen, gegen die Anschauungen über Scham und Anstand, gegen die Verunglimpfung der Sinnlichkeit, gegen die Anwendung schlechter Mittel für gute Zwecke. „Wer fortgesetzt schlechte Mittel gebraucht, dessen anfangs vielleicht guter Zweck

verliert immer mehr von seiner Güte. Er übt sich aufs Schlechte ein, die guten Geister verlassen ihn, böse treten an ihre Stelle und nehmen ihn immer mehr in Besitz."

Ist auch der innere Zusammenhang dieser Kritik nur mangelhaft, sind auch viele der darin erhobenen Vorwürfe weder neu noch einwandsfrei, so führt doch die ehrliche Entrüstung über Alles, was ihm als unwahr und gemacht erscheint, den Autor bisweilen zu ungewöhnlicher Vertiefung seiner Gedanken und zu überraschend glücklichem Ausdruck derselben. Mit Hilfe von gut gewählten Anekdoten, Beispielen aus dem Leben, Gleichnissen und Zitaten gelingt es ihm, seine Mahnworte durch lebendige Anschauungen zu stützen und sie aus derbem Humor, beißendem Spott und eindringlichem Ernste eigenartig zu mischen.

Zur Überwindung der Scheinsucht und ihrer verderblichen Folgen fordert er von der zivilisierten Menschheit Achtung „gegen den Geist der Natur, d. h. gegen Gott, den wir nur bei Übereinstimmung unseres Redens und Handelns mit unseren innersten Gemütstrieben zu finden vermögen."

Eisenach. Martin Kelbel.

## Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

### Abteilung München.

Die Abteilung München, welche jetzt 90 Mitglieder zählt, hat vom 1. Januar bis 15. Mai 1894 18 Sitzungen abgehalten, und zwar vier größere im Saal des Kunstgewerbehauses bezw. Hôtel Roth, die von über 100 Personen besucht waren, und 14 kleinere, an denen durchschnittlich 40 Mitglieder und Gäste teilnahmen. Zwei Versammlungen galten der Erledigung geschäftlicher Angelegenheiten. In den übrigen fanden Vorträge mit Diskussion statt, bzw. wurden Aufsätze aus dem Gebiet der Ethik verlesen und besprochen. Was die Vorträge anlangt, so behandelte Frau C. Tombo die Beziehungen zwischen „Ethischer Kultur" und „Einigem Christentum". Herr Offizial Engelbach trug einen die thätige Menschenliebe verherrlichenden Aufsatz „Das Evangelium des Kampfes" vor. Frau A. Steidle sprach über „Frauenbildung" und Herr Schriftsteller Dr. Karl Sturm gab eine Übersicht über „Spinoza's Ethik". Derselbe sprach ferner über das Thema: „Die gemeinsame Wurzel des wirtschaftlichen und sittlichen Handelns", die nach seiner Ansicht lediglich im Selbsterhaltungstrieb zu suchen sei, und außerdem in mehreren hiesigen Vereinen über die Bestrebungen unserer Gesellschaft. Auf seine und seines Bruders, Herrn Bildhauer Sturm, Einladung besuchten mehrere Vertreter der Arbeiterschaft unsere Versammlungen und nahmen an den Debatten regen Anteil. Herr Dr. med. Kohler behandelte einen praktischen Fall thätiger Menschenliebe in seinem Vortrag über „Rettungswesen in Großstädten". Die interessanten Ausführungen hatten die Bildung einer „Freiwilligen Rettungsgesellschaft" in München zur Folge, deren Aufgabe sein wird, das hiesige sehr mangelhaft beschaffene Krankentransportwesen nach dem Vorbild Wiens, Hamburgs und Berlins zu organisieren, für Sonn- und Feiertage einen ärztlichen Wachdienst und für gewöhnlich zwei ständige Sanitätswachen einzurichten, deren Mitglieder bei plötzlichen Unglücksfällen, besonders solchen auf Straßen und öffentlichen Plätzen, die erste Hilfe zu leisten haben. Die neu gegründete Gesellschaft erfreut sich bei Publikum und Behörden der größten Sympathien. Herr Schriftsteller L. Lang beleuchtete die Ethik der verschiedenen Wirtschaftssysteme und gab zur Erklärung seiner die kapitalistische Wirtschaftsweise eifrig verteidigenden Ausführungen einen sehr interessanten Überblick über die Geschichte der sozialistischen Theorieen. Bei Gelegenheit der Debatte über die genannten Vorträge zeigte sich unter den Mitgliedern eine große Verschiedenheit der Ansichten, für welche hoffentlich bei fortgesetzter Betonung der ethischen Gesichtspunkte bald ein Boden der Verständigung gefunden wird. Der Antrag Tönnies gab Herrn Buchhändler Staegmeyer Anlaß zu einem Vortrag über „Die sittliche Verwahrlosung der Kinder", und endlich schilderte ein Gast der Abteilung, Herr Dr. Karl Brendel, die Gefahren des Alkoholmißbrauchs für die Ethik des Volks. — Nachdem die Abteilung München erst kürzlich zum Zweck der Propaganda ein eigenes Flugblatt herausgegeben hat, ist sie zur Zeit daran, sich eine Geschäftsordnung zu geben. Die Vereinsbibliothek, die zur Zeit 150 Nummern zählt, wird stark in Anspruch genommen. Die Sitzungen der Abteilung finden jetzt regelmäßig am Dienstag Abend im Rocecosaal des Café Wittelsbach statt.



Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12

Erscheint
jeden Sonnabend.
Preis viertelj. 1,60 M.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Postanstalten.
Post-Zeitungsliste
Nr. 2002.

# Ethische Kultur

Inserate:
Die viergespaltene
Petitzeile 40 Pf.
Annahme in allen
Annoncenbureaus
und in der
Expedition SW.,
Zimmerstraße 94.

## Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Herausgegeben von
**Dr. Georg von Gizycki,**
Professor der Ethik an der Universität zu Berlin.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

| II. Jahrgang. | Berlin, den 2. Juni 1894. | Nr. 22. |
|---|---|---|





### Zur Ethik der Nationen.

Von Prof. J. Gavanescul in Bukarest.

Nur ausnahmsweise giebt es noch dann und wann Leute, welche den ungeheuren Mut haben, zu behaupten, daß in den Beziehungen der Individuen unter einander derjenige Recht hat, der die Macht besitzt. Das öffentliche Gewissen verurteilt die theoretischen Verirrungen eines Nietzsche, und diese Verurteilung wird von der wissenschaftlichen Ethik bestätigt.

Die Moral, welche die Verhältnisse der Individuen regelt, nimmt jeden Tag einen immer mehr allgemeinen Charakter an. Die Wahrheit, daß es ein objektives Recht und Unrecht giebt, gleichviel ob wir es kennen oder nicht, gleichviel was wir von demselben halten, der Gedanke, daß das menschliche Handeln nicht ohne bestimmte Wirkung auf das Wohl der Gesamtheit bleibt, und die Überzeugung, daß in letzter Analyse die Wirkungsart der Handlung auf das Sein der Gesamtheit es ist, was über den moralischen Charakter der Handlung entscheidet, gewinnen immer mehr die Seelen der modernen Zeit. Die Zusammengehörigkeit aller Menschen zu einer einzigen organisch-psychischen Einheit wird immer mehr empfunden und behauptet.

Das Recht des Individuums auf das Leben und Wohlsein wird natürlich ebenfalls anerkannt, obschon es freilich mit dem allgemeinen Leben und der Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft harmonieren muß. Wenn nun aber die Eigenartigkeit der Daseinsform eines Wesens den sozialen Glückseligkeitstrieb der Mehrheit in seiner Funktion nicht stört und hindert, so wird sie nicht bloß gebilligt, sondern sogar gefordert. Denn die Vielseitigkeit der menschlichen Verhaltungsweisen vervielfältigt die Glücksarten des Lebens. Und die allgemeine Entfaltung des psychischen Seins wird um so schöner, als es durch ein vielseitigeres Prisma des Glückes hindurchdringt, und die ewige Harmonie seiner Bestrebungen wird um so anziehender und großartiger, je größer die Zahl der Glückstöne ist, welche in dem tiefen Einklang der Seelen sich einigt.

Wenn das Leben der Individuen und das Recht auf die eigene Daseinsform derselben von dem moralischen Gefühl behauptet und von den Gesetzen geschützt wird, ist das Verhältnis ein ganz anderes, wenn wir das Recht der Nationen auf Leben und Glück betrachten. Es ist wahr, daß schon eine ethische Macht, welche man das *internationale Gewissen* nennen könnte, sich leise zu regen scheint; ein internationales Gericht aber giebt es noch nicht. Das wirkliche Völkerrecht ist noch heute das Recht des Mächtigeren; und während man nicht mehr den Mut hat, den Haß der Individuen gegen einander öffentlich zu predigen und aufzustacheln, strebt man noch den Haß der Völker und Rassen gegen einander anzufachen und zu unterhalten. Daraus sieht man, wie primitiv noch die Ethik der Nationen ist.

Die Morgenröte besserer Zeiten steigt jedoch bereits empor. Dies zeigt sich z. B. in der regen Teilnahme, mit welcher die ganze zivilisierte Welt die Phasen des heroischen Kampfes der *Siebenbürger Rumänen* für ihr Recht auf nationales Dasein und die Verhandlungen des Processes verfolgt hat, welche neulich in Klausenburg (Cluj) stattgefunden haben, ist ein Beweis, daß ein *internationales Gewissen*, welches dem internationalen Gerichte vorangeht, schon zu entstehen beginnt.

Man kennt die Umstände, welche die Ungarn bestimmten, fünfundzwanzig der bedeutendsten politischen Kämpfer der schon seit zwölf Jahren gebildeten Rumänischen National-Partei vor das Gericht zu ziehen. Vor etwa zwei Jahren brachte eine Deputation dieser die Interessen und Aspirationen des Rumänischen Volkes vertretenden Partei ihrem legitimen Monarchen nach Wien ein *Memorandum*, in welchem die Beschwerden ihres Volkes, die Leiden und die Ansprüche desselben beschrieben, erklärt und motiviert waren. Die Deputation wurde nicht empfangen; und die Leiter des Volkes, diejenigen, welche das *Memorandum* verfaßt, nach Wien gebracht oder verbreitet hatten, wurden vom Ungarischen Staatsanwalt als Staatsverräter angeklagt und vor das Klausenburger Schwurgericht gestellt.

Da die im *Memorandum* enthaltenen Ansichten und Rechtsbestimmungen von der ganzen Rumänischen National-Partei in der Konferenz von 1892 als ihre eigenen anerkannt wurden, und da diese Partei die Interessen des ganzen Rumänischen Volkes vertritt, so ergiebt sich daraus, daß die Ungarische Regierung, indem sie das *Memorandum* verurteilt, die Daseinsberechtigung eines nicht-magyarischen Volkes als solchen nicht anerkennen und neben sich dulden will. Sie setzt irriger Weise die Vernichtung anderer Völker-Daseinsformen als Bedingung ihrer eigenen Fortdauer voraus und stützt sich also auf die Verbreitung des moralisch zu verdammenden Völker- und Rassenhasses.

Wie es aber für ein Individuum unrecht und unmoralisch ist, sein Leben und Glück auf die Vernichtung des Lebens und Glückes, auf die Entwürdigung und Unterdrückung anderer zu gründen, so ist es auch für ein Volk unrecht. Das oberste moralische Gesetz in seinen beiden Formulierungen, der negativen und der positiven, nämlich: Was du nicht willst, daß man dir thue, das füge auch keinem andern zu; und: Was

du willst, daß man dir thue, das thue auch du deinem Nächsten, — dies Gesetz gilt auch für die Nationen; und im vorliegenden Falle kann es sehr gut angewandt werden. Denn sowohl die Gerechtigkeit als auch die Menschenliebe sieht man darin beleidigt. Den Magyaren hat es nicht gefallen, von anderen unterdrückt zu werden, und nach dem Jahre 1848 haben sie ganz Europa mit ihren Klagen über Bedrückung und Verfolgung erfüllt. Worum wollen sie jetzt andere unterdrücken? Den Magyaren hat es dann gefallen, die eigene Volksfreiheit und Selbständigkeit, die nationale Individualität zu behaupten, zu verlangen und zu erlangen. Warum gestatten sie jetzt nicht anderen Völkern dasselbe? Was Recht für dich ist, ist Recht auch für einen anderen. Was unmoralisch für einen anderen ist, ist auch für dich unmoralisch.

Das eben sagt jetzt den Ungarn die öffentliche Meinung der Kulturwelt. Dasselbe internationale Gewissen, welches ihnen vor einigen Jahrzehnten Recht gab und Mut einflößte, tadelt jetzt laut das unpolitische, bedauerliche Verhalten derselben gegen das brave Rumänische Volk und dessen Kampfgenossen, die nicht-magyarischen Nationalitäten Ungarns.

Wenn ein Volk seine Individualität bewahren, seine Sprache und Religion kultivieren, seine Sitten und Gebräuche behalten und glücklich sein will, wie es das Ungarische thut, worum läßt es nicht auch anderen Nachbarvölkern dieselbe Möglichkeit, ihre ethische Persönlichkeit, ihre Sprache, Religion, Sitten und Rechte zu bewahren? Sind denn diese zwei Möglichkeiten unverträglich? Nein. Die verschiedenen berechtigten Glücksarten der Völker-Individualitäten verhalten sich zu einander, wie die verschiedenen einstimmigen Töne einer Harmonie.

Der Weg, welcher das Leben der Nationen zur Entwickelung und Vollkommenheit führt, ist ja unendlich breit, daß alle Völker der Erde nebeneinander ihn nicht auszufüllen vermögen. Die Existenz- und Glückseligkeitsberechtigung eines Volkes schließt nicht notwendig diejenige eines anderen aus. Die Anschauung, daß eine Nation nur soweit fortschreiten und sich entfalten kann, so weit sie andere Nationen unterdrückt, assimiliert und zermalmt, ist ebenso unmoralisch wie von Grund aus falsch. Darin läßt sich nur die Stimme des wilden Egoismus hören, welcher den Kampf aller gegen alle anstatt des Friedens und der Verbrüderung anfachen, den Völkerhaß anstatt der Liebe predigen und sein eigenes Wohl anstatt des allgemeinen Wohles an die erste Stelle setzen will.

## Das Medizin-Studium der Frauen.

Zweiter Artikel.

Frau Dr. **Adams Walther**, Vorsteherin der Lungenheilanstalt Nordrach im Badischen Schwarzwald, beantwortet die in Nr. 18, S. 137 abgedruckten Fragen folgendermaßen:

I. Weibliche Ärzte eine Sittlichkeitsfrage? Etwa weil die Frauen durch die Behandlung eines männlichen Arztes moralisch gefährdet seien? Beleidigen wir weder die Frauen, noch die Ärzte, noch den gesunden Menschenverstand durch eine solche Vorstellung.

Wohl aber darum, weil die Frauen das Recht haben, auf diesem Gebiete, wie auf jedem anderen, ihre Kräfte, soweit sie reichen, zu bethätigen; und weil es jedem freistehen sollte, nach seinem Gefühl und persönlichen Vertrauen, sich an einen Arzt oder eine Ärztin zu wenden. Unter gesunden und natürlichen Verhältnissen werden sich Männer ebensooft an eine Ärztin als Frauen an einen Arzt wenden. Die Wissenschaft ist geschlechtslos. In diesem Sinne ist die Ausbildung von Ärztinnen allerdings eine Sittlichkeitsfrage.

Sie ist gewiß auch eine hygieinische Frage, sowohl für jetzt als später. Jetzt im Interesse der Frauen, welche durch eine gekünstelte Erziehung ihre einfache und gerade und saubere Denkungsweise eingebüßt und sich durch die Scheu vorm Arzt sich von einer rechtzeitigen Untersuchung abhalten lassen. Später, wenn dieser Grund wegfällt, weil das Zusammenwirken beider Geschlechter der Förderung der Heilkunst, welche Beide zum Gegenstand hat, nur dienlich sein kann.

II. Freilich ist die Frau durch eine dreitausendjährige Knechtschaft geistig und körperlich entartet, und ihre heutige Erziehung, besonders in den sog. gebildeten Ständen, hat bis jetzt wenig dazu beigetragen, die ererbten Anlagen zu verbessern. Und den Männern, welche in der Hauptsache sie zu dem gemacht haben, was sie ist, wird es nun nicht schwer zu beweisen, daß sie darum zu keinem der Berufe taugt, deren Ausübung Ansehen und Geld einbringt. Da sie indessen als landwirtschaftliche und industrielle Arbeiterin, als Unternehmerin und Geschäftsfrau, als Hausfrau und Mutter — sogar in Deutschland, wo die Frau auf einer traurig niedrigen Stufe steht — auf Leistungen hinweisen kann, welche physische Kraft, Ausdauer, geistige Gewandtheit und Zuverlässigkeit voraussetzen, so werden wir wohl nicht allzuviel riskieren, wenn wir sie auch zum ärztlichen Beruf zulassen.

III. Diese Frage ist zur Genüge durch die Thätigkeit der Ärztinnen in Rußland, Amerika und England beantwortet. Von Frau Suslowa hat Prof. Rakitansky gesagt: „Es war eine Lust, sie operieren zu sehen." Ob die französischen, skandinavischen und italienischen Ärztinnen auch operieren, ist mir unbekannt. Jedenfalls werden sie, ebensowenig wie die deutschen, die Antwort schuldig bleiben, wenn sie auch die Verhältnisse bisher in dieser Richtung zurückgehalten haben. Sind denn alle Frauenärzte und Chirurgen Athleten?

Freilich werden die Frauen, je mehr sie in die Schranken des öffentlichen Lebens treten, sich um die Gesetze einer hygieinischen Lebensweise bekümmern und für die Entwickelung und Erhaltung ihrer Körperkräfte Sorge tragen müssen.

IV. u. V. Keine Trennung auf pädagogischem Gebiete. Gemischte Schule vom Kindergarten bis zur Universität. — Unter vernünftigen Verhältnissen scheint mir ein Aussetzen des Studiums während der Entwickelungsjahre nicht geboten.

Es ist schwer, diese Fragen ernst zu nehmen. Sie sind ja selbstverständlich für alle, die gewohnt sind, den ökonomischen Maßstab an die Erscheinungen zu legen. Die Frage des Frauenstudiums ist eben nur ein kleiner Bruchteil der Frauenfrage, und diese ist — so wenig das leider von den meisten bürgerlichen Vertreterinnen erkannt wird — nichts anderes als eine Erwerbs- und Klassenfrage, und als solche wiederum nur ein Bruchteil der ganzen sozialen Frage. Sind wir erst — und dazu uns nur der Sozialismus verhelfen kann — mit dieser ins Reine gekommen, so wird die Lösung aller Nebenfragen sich von selbst ergeben.

Es ist mir eine besondere Genugthuung, zu sehen, daß meine Auffassung, soweit sie die unmittelbare Praxis betrifft, in wesentlichen Punkten mit der unserer verehrten Vorkämpferin und Kollegin, Fräulein Dr. Tiburtius, übereinstimmt.

Frau **Olga Gebauer**, Oberhebamme an der Königlichen Universitäts-Frauenklinik in Berlin und Vorsitzende des Berliner Hebammen-Vereins, antwortet auf jene Fragen:

I. Bei der heutigen Erziehung unserer weiblichen Jugend, die gewöhnlich bis zur Verheiratung über die Pflichten als Frau und Mutter sehr unzulänglich unterrichtet ist, liegt das dringende Bedürfnis vor, bei medizinischen Fragen, wie sie die Ehe von selbst mit sich bringt, einen ärztlichen Berater aus dem eigenen Geschlecht um Auskunft und Belehrung zu fragen.

Dringender noch fällt dieses Bedürfnis in die Augen für unsere unverheiratete weibliche Jugend anläßlich von Unterleibs- und Geschlechtskrankheiten. Jeder Sachverständige kann im Berufe die Erfahrungen häufig machen, daß junge Mädchen ihre Jugend lieber verkränkeln, als sich an den Arzt zu wenden. Selbst diejenigen Frauen, die infolge von Geburten und langwierigen Leiden vielfach ärztlichen Rat einholen

müssen, seufzen jedes Mal von Neuem, wenn wieder eine ärztliche Unterredung notwendig ist, und können nur mit Widerwillen einem Manne gegenüber alle jene unumgänglichen Fragen beantworten, die sie aus Schamhaftigkeit am liebsten weder hören noch beantworten möchten. Jeder denkende Mensch muß sich wundern, daß unsere Väter, Männer und Brüder im 19. Jahrhundert nicht die Willenskraft besitzen, ihren weiblichen Angehörigen eine so dringende und notwendige Bitte: „gebt uns weibliche Ärzte“ zu erfüllen.

II. Die willensstarke Frau, und nur solche werden das Studium vollenden, eignet sich ebenso gut zum Arzte als der Mann. Hier bedarf es kaum der Sammlung neuer Erfahrungen. Man braucht nur die Leistungen von Hebammen und Krankenpflegerinnen einmal statistisch zusammenzustellen, dann wird man sehen, wie zähe die weibliche Natur ist und die fast unmenschlichen Strapazen erträgt, die manche Anstalten den weiblichen Angestellten aufbürden. Mit Ruhe und Umsicht helfen die Frauen bei den schwersten Operationen, warum sollen sie bei der planmäßigen Schulung nicht Kaltblütigkeit und Sicherheit zum selbständigen Operieren erwerden? Den Hebammen sind unter gewissen Umständen einige geburtshilfliche, darunter eine der gefährlichsten Operationen gestattet. Vor einigen Jahren wollte man den Hebammen das Recht, diese Operationen auszuführen, entziehen, wogegen die Hebammen lebhaften Einspruch erhoben. Nach Einsicht sämtlicher Tagebücher der preußischen Hebammen und nach sorgsamen behördlichen Erhebungen stellte sich der Segen im Vergleich zu den verzeichneten Unglücksfällen bei diesen Operationen der Hebammen so klar heraus, daß beide Operationen den Hebammen auch nach dem neuen Lehrbuche (1892) belassen worden sind. Bedenkt man, daß eine Hebammenschülerin in ganz ausnahmsweisen Fällen eine solche Operation einmal in der Lehranstalt ausführen darf, da solche Übungen immer nur den jungen Ärzten zu statten kommen, so ist es klar, daß ein gründliches Studium auch die Frau zum tüchtigen Arzte heranbilden wird. Ohne Frage werden die weiblichen Ärzte bei den inneren Eingriffen in den weiblichen Körper von vornherein zarter vorgehen; ich habe es oft gesehen, daß einzelne Ärzte von der Empfindlichkeit der Geburtsteile absolut keine Ahnung besaßen, — denn nur dies konnte ihre Handlungsweise entschuldigen.

Der weibliche Arzt wird besonders auch als Kinderarzt der Frauenwelt willkommen sein.

III. Die meisten Operationen erfordern gar nicht so übermäßige Körperkräfte; diejenigen aber, die besonderen Kraftaufwand erheischen, können sehr oft auch von einem männlichen Arzte nicht allein ausgeführt werden.

IV. Gewiß sollen die Frauen die gleiche Ausbildung wie die Männer erhalten. Von den vorgeschriebenen Pflichten darf ihnen nichts erlassen werden, damit sie nach vollendetem Studium auch die gleichen Rechte wie die männlichen Ärzte erwerben können. Eine Trennung der Geschlechter wäre aus mannigfachen Gründen anzustreben. Vor allen Dingen liegt der Gedanke sehr nahe, daß die Uniaersitäten die weiblichen Hörer nur immer als aufgebürdete Beigabe behandeln würden, während eigene Anstalten für weibliche Studenten mit Eifer den Wettbewerb mit den schon bestehenden Anstalten aufnehmen würden und den Ihrigen von vornherein das Gefühl der Gleichberechtigung sichern würden. Bei der Ausbildung weiblicher Ärzte sallte mehr, als dies leider bei der Ausbildung der Ärzte geschieht, von Anfang an auf die Erwerbung praktischer Erfahrungen Wert gelegt werden.

V. So lange den Ärzten die Gymnasialvorbildung auferlegt ist, müssen sich auch die Fraurn dieselbe in Mädchengymnasien unverkürzt aneignen.

Fräulein Dr. **Elvira Castner** in Berlin:

Drm von Frl. Dr. Tiburtius Gesagten stimme ich vollkommen bei; zu Beantwortung der Frage I. möchte ich nur hinzufügen, es giebt eine größere Menge Frauen, als man im Allgemeinen anzunehmen geneigt ist, die nur im äußersten Falle und wenn Hilfe meistens zu spät ist, den Beistand eines Arztes in Anspruch nehmen. Mit vollem Vertrauen aber wenden sie sich an einen weiblichen Arzt und vom Standpunkt der Gerechtigkeit sollte man endlich einsehen, daß für solche Frauen die Möglichkeit, eine Ärztin zu konsultieren, geschaffen werden muß.

Zu Frage IV möchte ich bemerken, daß es in keinem Falle empfehlenswert wäre, besondere Anstalten für Frauen behufs des Medizin-Studiums einzurichten. Manche Professoren würden glauben, Rücksichten auf die weiblichen Zuhörerinnen nehmen zu müssen, und Vorlesungen wie Demonstrationen würden dabei nicht gewinnen, sondern an Tiefe und Gründlichkeit verlieren. Im Übrigen ist die Frage genügend durch die Praxis beantwortet: in allen Staaten, in denen Frauen studieren dürfen, geschieht es mit Männern zusammen. Sollte das, was in andern Ländern durchgeführt worden ist, nicht auch in Deutschland gehen? Wir müssen es zur Ehre der deutschen Männer annehmen.

Fräulein Dr. **Fanny Berlin** in Boston, Massachusetts:

Die fünf Fragen sind, meiner Ansicht nach, so gründlich und bündig von Fräulein Dr. Tiburtius beantwortet, und ich bin mit den darin geäußerten Ansichten so vollständig einverstanden, daß mir nicht viel zu ergänzen übrig bleibt. Nur in Bezug auf Frage III: „Ob die Frau im besonderen die für Operationen erforderliche Körperkraft hat“ will ich mir erlauben Einiges hinzuzufügen, da ich durch persönliche Erfahrung, sowie durch eine beinahe neunzehnjährige Brobachtung anderer Ärztinnen in den Vereinigten Staaten Amerikas auf diesem Gebiete reichlich Gelegenheit hatte, mir gerade über diese Frage ein Urteil zu bilden.

Doch will ich von vorherein bemerken, daß ich nicht von operativen Eingriffen in der Obstetrik spreche, da ich auch in dieser Hinsicht mit der Antwort von Dr. Tiburtius einverstanden bin, sondern von gynäkologischen und Abdominal-Operationen.

Trotz der Thatsache, daß hunderte von Frauen hier den ärztlichen Beruf schon seit 30 oder mehr Jahrrn betreiben, ist ihnen mit wenigen Ausnahmen, der Zutritt zu den besseren medizinischen Schulen, ebenso zu den Kliniken der größeren Hospitäler noch nicht gestattet.

Aber durch die außerordentliche Energie der amerikanischen Frauen, und Dank der Thatsache, daß Hindernisse von seiten der Regierung für das Errichten von medizinischen Schulen für Frauen hier nicht existieren, sind einige sehr bewährte Frauen-Kollegien hier aufgeblüht, welche tüchlige Ärztinnen ausbilden. Zu salchen Kallegien gehören vorzüglich das „Womau's Medical College of Philadelphia“ und die „New-York Infirmary“. Um praktische Kenntnisse zu erwerden, gehen diese Studentinnen, nachdem sie an den oben erwähnten Kolleges promaviert haben, für ein oder zwei Jahre in ein Hospital. Deren giebt es hier speziell für Frauen und Kinder gar manche, welche durch private Energie und auf private Kosten erhalten werden. Besonders zu erwähnen ist eines der ältesten und besteingerichteten Haspitäler, nämlich das „New England Hospital for Women and Children in Boston, Massachusetts.“ Die Gründerin desselben ist Dr. Marie E. Zakrzewska.

Diese Hospitäler haben den Frauen Gelegenheit gegeben, sich in der gynäkologischen Chirurgie auszubilden. Manche Ärztinnen hier haben ihre medizinischen Studien von varnherein in Europa, resp. in den zwei Schweizer Universitäten, Zürich und Bern, absalviert und dann später noch viele von den besten Operateuren Englands und Deutschlands aperieren sehen. Selbständiges Operieren üben sie nur in den oben erwähnten Hospitälern aus. In den letzten 15 Jahren ist die Gelegenheit für Frauen, auch in Privatfällen zu operieren, sehr verbreitet geworden, weil rben das Vertrauen des Publi-

tums zu den weiblichen Ärzten als Operateuren immer größer wird. Ja, in vielen Fällen werden Frauen von den Ehemännern der Patientinnen den männlichen Chirurgen vorgezogen. Besonders erfreulich ist die Thatsache, daß die Resultate der weiblichen Operateure ebenso günstige sind als die ihrer männlichen Kollegen. Es ist mir nicht ein Fall bekannt, wo bei der Ausführung irgend einer geringeren oder wichtigeren Operation die nötige Körperkraft oder Geistesgegenwart gefehlt hätte. Es ist eben in diesem, vielleicht mehr als in jedem anderen Gebiete Bedingung, daß die Frau (und ebenso der Mann) die dazu notwendigen Vorbereitungsstudien gemacht hat, natürliches Talent für Chirurgie besitzt und Meister in diesem Fache in Thätigkeit gesehen und ihnen womöglich assistiert hat.

## Das Proletariat.

Von Willy Pastor in Friedrichshagen.

(Nachdruck verboten.)

Das Proletariat, das ist der Rest, der nicht aufgehen will im großen Rechenexempel der Gesellschaft. So oft man die richtige Lösung versuchte, so sein die großen Rechenmeister von Confucius bis Tolstoy, von Ramses bis Napoleon zu Werke gingen — mit jenem Rest ist doch noch keiner fertig geworden.

Wie denkt die Gesellschaft über das Proletariat?

Hm — wie die Gesellschaft denkt über das Proletariat, das ist so eine eigene Sache. Als ich vor Jahren zum erstenmal mit den sozialen Rätseln mich ernster abgab und in den Büchern unserer Schriftgelehrten las, wie man bisher den Traum der Menschheit deutete, da fiel mir eine Beobachtung ganz besonders auf: die Einmütigkeit, mit der die Weisen aller Schulen das Proletariat verdammten. Proletariat, Lumpengesindel, Mob, verächtliches Pack — das waren für sie Ausdrücke gleichen Sinnes.

Die Beobachtung machte mich stutzig. Der consensus sapientium schien mir von jeher etwas Bedenkliches. Zudem war die Ansicht bereits geheiligt von der Presse, diesem Papagei der öffentlichen Meinung; und was die öffentliche Meinung anlangt — genug, ich hatte Ursache, mißtrauisch zu sein.

Kennt ihr denn überhaupt das Proletariat? fragte ich nun weiter. Wie sieht es denn aus? Aus welchen Elementen setzt es sich zusammen?

Und ich wälzte die dicken Bücher. Vergebens. Viel böse Worte, der Rest Schweigen. Ich fragte an bei Männern der Praxis, Leuten, die sich großer Menschenkenntnis rühmten. Aber, wie heißt es doch? ein Narr wartet auf Antwort. Kopfschüttelnd mußte ich mir endlich gestehen, daß der consensus sapientium eine Sache betraf, die man überhaupt noch gar nicht kannte.

Was ist das Proletariat? Die Frage fesselte mich nun doppelt. Auf alle Fälle wollte ich eine Antwort haben. Aber wie die finden?

Es gab nur einen Weg: er führte mich mitten hinein ins Proletariat. —

So unbekannt dem Großstädter das Proletariat ist, so bekannt sind ihm die Proletarier. Auf allen Straßen und zu allen Tageszeiten drängen sich ihre zerlumpten Gestalten ihm auf. Aber nur vereinzelt sieht er sie hier auftauchen. Vereint zu größeren Massen sind sie ihm eine fast unbekannte Erscheinung. Diese Parias der Gesellschaft, deren ganze Kraft in ihrer Gemeinsamkeit beruht, zeigen noch heute einen beinahe unbegreiflichen Hang zur Einsamkeit. Gewaltsam müssen ihre Massen erst zusammengepeitscht werden, und die Entbehrung muß ihre schärfsten Geißeln dazu schwingen: den Hunger und die Kälte.

Merkwürdig, wie einig die Gesellschaft mit dem Proletariat in der Angst vor diesen grimmigsten Zuchtmeistern der Menschheit ist. Es ist, als ob sie deutlich sähe, wie gefährlich das Proletariat werden könnte, wenn es einmal die Schläge des Hungers und der Kälte mit ungeschwächter Kraft empfände. Immer eifriger ist man bemüht, die Wucht dieser Hiebe zu brechen. Da baut man Wärmehallen und Asyle zum Schutz gegen die Kälte des Winters und der Nacht. In Volksküchen und Kaffeehäusern kann der Enterbte für wenige Pfennige seinen Hunger stillen. Verein um Verein thut sich auf und verspricht dem Armen seinen Schutz, — aus Mitleid, wie sie sagen.

Ihren Zweck erreichen diese Anstalten vollkommen. Fort und fort entziehen sie dem großen Strom Kräfte und hindern ihn so, sich mit jener Gewalt zu stauen, der das altersschwache Gebäude schwerlich widerstehen könnte. Die Klasse des Proletariats wird — vorläufig mindestens noch — durch diese „Wohlthaten“ thatsächlich in einer Weise gesprengt, die jedes gemeinsame Vorgehen unmöglich macht. So bleibt denn dem Einzelnen, wenn er der Mildthätigkeit der Gesellschaft einmal müde wird, nichts übrig, als die Reihen der „Hilfsarbeiter“ zu vergrößern.

In den stetig wechselnden Reihen dieser Hilfsarbeiter, die keiner Partei, keiner Organisation angehören, mündet das eigentliche Proletariat zusammen. Der ganze Haß, die ganze Verachtung unserer Gesellschaft entladet sich auf den Häuptern dieser Unglücklichen. Der Gebildete sieht in ihnen nichts als verkappte Verbrecher. Der Arbeitgeber betrachtet sie geringschätzig als das billigste und leichtest zu ersetzende Material. Ja, selbst der eigentliche Arbeiter verachtet die „Ungelernten“ als eine minderwertige Menschensorte.

Das Proletariat wollte ich kennen lernen. Der Verkehr mit diesen Hilfsarbeitern schien mir der beste Weg zu meinem Ziel. Mißlang der Versuch, so blieben mir noch immer die „Wohlthätigkeitseinrichtungen“ als weitere Studienquellen.

Unter den Stellen, an denen die Hilfsarbeiter zu finden sind, schienen mir für meine Zwecke am günstigsten die vor den Manufakturgeschäften. Zweimal in der Woche halten die größeren Manufakturgeschäfte Berlins (sie liegen ziemlich dicht beieinander im Centrum der Stadt: Gertraudtenstraße, Hausvoigteiplatz, Jerusalemerstraße) einen „Lieferungstag“ ab. Beim Abladen der Waren sind ungewöhnlich viel Hände nötig. Das ist der Grund, weswegen sich Mittwochs und Sonnabends in der Mittagsstunde vor diesen Geschäften bisweilen eine solche Menge „zerlumpten Gesindels“ beisammenfindet.

Unter dieses Gesindel dachte ich mich zunächst zu begeben. Sie hatten eine verhältnismäßig leichte Arbeit. Auch meine ungeschulten Arme konnten im Notfall damit fertig werden. Besser jedenfalls als mit den Lasten, die den Hilfsarbeitern an anderen Stellen — Bahnhöfen, Markthallen u. s. w. — aufgeladen werden. — —

Es war wie eine Reise in Feindesland. Und wie ein Spion mußte ich mich verstecken in die Tracht des fremden Volkes. So gut es ging, suchte ich sie aus meiner eigenen Garderobe zusammen. Zunächst aus der alten Wäsche das älteste Hemd und die älteste Unterhose. Dann aus dem Allerheiligsten des Kleiderschranks ein Paar fadenscheinige Hosen, groß karriert, sehr oft geflickt. Für die Stiefel hatte ich bereits gesorgt: das Wind- und Wetterpaar hatte ich tags vorher in die regendurchweichten Straßen der Vorstadt eingestapft, so daß es jetzt schon eine ganz passende Ergänzung meines übrigen Exterieurs bilden konnte. Ferner ein Rock: die Knopflöcher ausgeweitet, die Ränder zerfranst, in den Farben verschossen wie Herbstlaub. Endlich schlug ich noch um den Hals einen alten Wollshawl und trat dann vor den Spiegel.

Ich mußte selber lachen. Das Ensemble war wirklich gar nicht übel. Wenn mir jetzt ein Bekannter aus der Gesellschaft begegnete!

Aber nun vorwärts! Den alten Musikantenhut auf, den schäbigen Sommerüberzieher — so.

Vor meiner Hausthür eine Gruppe spielender Kinder. Ich gehe mitten zwischen ihnen hin. Gleichgiltig scheinbar. Aber die Nerven zittern vor Erregung.

Ein Lachen an meiner Seite. Wie, sollte — nein, der Kleine spielt mit einem Hund.

Vorüber an zwei Arbeitern ... Kein Seitenblick.

Ein vornehmer Herr. Geheimrat oder so etwas. Ich falle ihm auf. Ein prüfender Blick, dann über seine Züge hin, ganz flüchtig, ein Ausdruck, halb Mitleid, halb Verachtung.

Nun bin ich sicher, und mit der Sorglosigkeit eines Vagabunden gehe ich meiner Wege.

Die Auslage eines Buchladens hält mich unterwegs auf. Ich vertiefe mich in die Lektüre der Titel. Da plötzlich schreckt eine Unteroffiziersstimme gröbsten Kalibers mich auf.

„Vorwärts — vorwärts!"

Aufs höchste verblüfft wende ich mich um. Ein Schutzmann. Schon will ich ihn anfahren. Doch noch rechtzeitig fällt mir ein, daß ich in diesem Aufzug ja kein Mensch bin.

„Na, wird's bald?!" — Ich trolle weiter.

Kurz nach elf bin ich am Hausvoigteiplatz. Die Arbeit ist im vollen Gange. Einzelne Frauen und Männer, mit großen Packeten beladen, verschwinden hinter den Glasthüren der Riesengeschäfte. Wagen fahren vor, vollbepackt mit Tuchen und Wollgarnen, Draschen, in die die Mäntelnäherinnen ihre Wochenarbeit hoch aufgestapelt haben. Und da stehen auch, in kleinen Gruppen verteilt, die Hilfsarbeiter. Sobald ein Wagen hält, springt einer von ihnen herzu und bietet sich an zum Abladen.

Langsam mache ich mich an eine der Gruppen heran. Man nimmt anfangs keine Notiz von mir. Dann weist mich einer lachend auf einen jungen Schutzmann, der offenbar neu eingekleidet ist und die Welt noch wie eine große Kaserne zu betrachten scheint. Er geht die Gruppen der Hilfsarbeiter ab, mit einem Gesicht, wie ein Unteroffizier die Front seiner Rekruten. Ich mache mich lustig über ihn; aber ein Versuch, ein längeres Gespräch anzuknüpfen, mißlingt. Man kritisiert die Vorübergehenden, unterhält sich kurz über kleine Zwischenfälle des Tages, bleibt im übrigen jedoch sehr verschlossen.

Die einzige praktische Beobachtung, die ich mache, ist die einer gewissen Kollegialität zwischen diesen Hilfsarbeitern. Man drängt sich nicht vor, und jeder Abgelehnte räumt ohne Widerrede dem nach Arbeitslosen den Platz. Auch ich finde mein Stück Arbeit beim Auspacken einer größeren Ladung Wollgarne. Beim Schluß reicht mir ein kleiner Commis mit herablassendem „Da!" den Lohn meiner Arbeit: ein Zehnpfennigstück.

Ja, das war ja ein ganz hübscher Verdienst für den Anfang, zehn Pfennige. Aber meine Hoffnungen, von den Hilfsarbeitern aus den Weg ins Proletariat zu finden, waren darum doch gescheitert. Da blieb mir schon nichts anderes übrig, als in den „Wohlthätigkeitseinrichtungen" mein Glück von neuem zu versuchen.

Ich dachte das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden und wandte mich zunächst in eine Volksküche.

Langer, kegelbahnförmiger Raum. Gleich am Eingang die Kasse. Man verlangt 16 Pfennige. Dafür habe ich das Recht, am entgegengesetzten Ende des Lokals „ein halbes Mittagessen" zu fordern. Das wird mir denn auch verabfolgt in Gestalt einer massiven Erdsensuppe mit Speck. Beides in Emaillenapf. Als einziges Verkehrsmittel zwischen diesem Napf und meinen Kauwerkzeugen reicht man mir einen Löffel. Messer und Gabel fallen weg als überflüssiges Luxusgerät.

Auf einer der langen Wandbänke nehme ich Platz.

„Mahlzeit" — murmelte ich gleichgiltig zwischen den Zähnen.

„Mahlzeit" — echot es ebenso zurück. Niemand blickt auf.

Ich vertiefe mich in mein (übrigens recht genießbares) halbes Mittagessen und horche, ob sich nicht ein Gespräch anknüpfen läßt. Aber alles bleibt stumm. Man läßt sich, ganz wie ich es that, mit einem halb mürrischen „Mahlzeit" nieder, verzehrt seine Portion, ohne ein Wort zu äußern, und entfernt sich entweder, oder ruht aus in einem kurzen Mittagsschlaf, den Kopf in die Hand gestützt.

Also auch hier nichts zu erfahren. Ich muß mich begnügen mit einem Studium der Räumlichkeiten. An der Wand mir gegenüber mehrere Plakate; darauf mit Kaisergeburtstagsletern sinnreiche Verse, wie:

ARBEIT, MÄSSIGKEIT UND RUH
SCHLIESST DEM ARZT DIE THÜRE ZU.

Oder:

MIT GOTT BEGONNEN
IST SCHON GEWONNEN.

Hm — ja ja .... Also weiter. Am Ausweg giebt mir ein letzter Wandspruch noch den Segen mit auf den Weg:

RECHT HALTE HEILIG BIS ZUM TOD,
SO BLEIBT EIN FREUND DIR IN DER NOT.

Du lieber Himmel, nun fängt es gar noch an zu regnen. Und dabei ein Wind, als ob einem der Sprühregen erst noch ganz besonders eindringlich gemacht werden sollte. Dem Kalender nach müßte es bitterkalt sein, denn für den Februaranfang paßt solches Herbstwetter nicht. Und wahrhaftig, trotz meines Anzugs, der durchlöchert ist wie ein Schweizerkäse, wäre mir die schneidendste Kälte lieber als dieses teuflische Chassez-croissez von Sturm und Sprühregen.

Aber nun habe ich's mir einmal in den Kopf gesetzt, nicht abzulassen, bis ich einen bestimmten Anhaltspunkt habe, und entschlossen arbeite ich mich dem Ostwind entgegen.

Seltsam, wie mir allmählich zu Mute wird bei meiner Wanderung. Ist es, daß ich heute zum erstenmal dem Proletariat genauer ins Auge sehe? Sind es die gleichgiltigen aber verächtlichen Seitenblicke der Bessergekleideten? Oder ist meine Phantasie dem Verstand wieder einmal voraus? Genug, noch ehe ich das Proletariat genauer kenne, fange ich bereits an, wie das Proletariat zu fühlen. Die „Macht des milieu", wie der Psychologe es nennen würde.

Bei einer Filiale des „Lokal-Anzeiger" überraschte mich diese Selbstentdeckung zuerst. Es war 4 Uhr, und die Listen offener Arbeitsstellen wurden eben verteilt. Auf beiden Seiten der Straße stauten sich die Arbeitslosen und buchstabierten ihre Listen herunter. Zwischendurch, wie überall, wo das Proletariat sich zeigt, Schutzleute. Als ich sie beobachtete, wie sie gelangweilt auf und nieder gingen und bisweilen wie zum Zeitvertreib ihr wohlbekanntes „vorwärts — nicht stehen bleiben!" hervorknurrten, da legte ich mir zum erstenmal die Frage vor: Was sollen sie hier eigentlich? Fürchtet man etwa von diesen ausgehungerten Gestalten, die hier nichts suchen als Arbeit, einen Putsch? Oder wollen sie den „anständigen" Menschen die Straße freihalten? — Ich sah mir diese anständigen Menschen näher an — und ein Gefühl von Scham überkam mich. Ich wußte nur zu gut, welche Gedanken hinter ihren ärgerlichen Mienen lauerten. Sie waren verdrießlich, daß sie einige Schritt langsamer gehen mußten, daß der Anblick des profanum vulgus sich ihnen aufdrängte, daß die Schutzleute den Weg so schlecht freihielten. Genau wie sie hätte ich selbst noch gestern empfunden ...

Und immer sympathischer wurden mir die Gestalten in Lumpen, immer widerwärtiger die Gutgekleideten und deren „Schutz"leute. Als einer von diesen mich schärfer ansah und mir gar einige Schritte folgte, fühlte ich in mir das Blut vor Erregung aufsteigen. Und als kurz darauf ein schwammiger Bankier bei meinem Anblick seine Krummnase um fünfzig Grad erhob, war ich nahe daran, ihn anzupöbeln.

Aber diese subjektive Beobachtung war auch so ziemlich die einzige Ausbeute des Tages. Die Wärmehalle oder das Asyl aufzusuchen, die letzten mir bis dahin bekannten Gebiete der Beobachtung, dazu war es bereits zu spät. So mußte ich schon für heute Feierabend machen und mich auf den nächsten Tag vertrösten.

Auf dem Nachhauseweg kam ich noch einmal an einer größeren Gruppe von Proletariern vorüber. Sie umlagerten die Thür eines geschlossenen Metzgerladens. In kurzem sollte der Laden geöffnet werden. Für einiges Kupfergeld werden dann die elendesten Fleischreste losgeschlagen. Beileibe nicht als menschliche Nahrung — das würde die Polizei nie und nimmer zugeben. Aber wurde es als „Hundefutter" verkauft, dann konnte die besorgte Obrigkeit wohl nichts dagegen haben.

(Fortsetzung folgt.)

## „Lasset uns aber niemand ein Ärgernis geben, auf daß unser Amt nicht verlästert werde."

Dem Gewitter geht ein Wehen, und dem Sturme fliegen Vögel voraus. Umwälzungen in einem Staate künden sich durch Ereignisse an, die, je näher das Verhängnis heranzieht, desto dichter sich drängen. Es vergeht keine Woche, kein Tag, an dem nicht von hier oder dort ein für Tausende befremdlicher Akt der Justiz gemeldet wird. Ich behaupte, daß, wer Notizblätter für die zukünftige Geschichte der sozialen Neugestaltung sammelt, mit der Sichtung und Verarbeitung des auf ihn einstürmenden Stoffes von früh bis abends vollauf zu thun hat. Der Glaube, daß die gegenwärtigen Zustände sich irgendwie halten ließen, ist gänzlich erschüttert, und die Zuversicht, daß die notwendige Umgestaltung sich nicht als zerklüftende Revolution, sondern als friedliche Reform vollziehe, schwindet auch bei den Hoffnungsfreudigen.

Die Scheidung in zwei Lager, in zwei Parteien, ist bereits weiter vollzogen, als man sich selbst eingestehen mag, und wenn der Staat von heute als Staatsbürgerpflicht die Zufriedenheit mit dem, was von Staatswegen und im Namen des Staats geschieht, hinstellen wollte, so würde er die überwiegende Mehrheit auf der Seite der Pflichtvergessenen finden.

Die Arbeiter stehen im Kampfe um die Verbesserung ihrer Lage nicht mehr allein; aus der Auflehnung der Besitzlosen gegen die soziale Ordnung ist ein Ringen so und so vieler Interessenten-Gruppen nach Besserung ihres Daseins, aus dem Kampfe des Proletariats gegen die Nichtproletarier ein allgemeiner Kampf um die Wohlfahrt geworden.

Bebel zog als erster Arbeiterführer in den Reichstag ein; das war zu der Zeit, als man über die Hirngespinste der Sozialdemokratie spottete. Das Sozialistengesetz wurde erlassen; das war zu der Zeit, als man den Erfolg der gefährlichen Umsturzbestrebungen zu fürchten begann. Und man hob das Gesetz wieder auf, als man anfing, der Meinung zu werden, daß manches in den Bestrebungen der radikalen Partei berechtigt sei. Die Verhältnisse wurden stärker als der Wille, es beim Alten zu belassen; zur Zeit ist man weithin von dem Gedanken erfüllt, daß eine bessere Wirtschaftsordnung möglich sei, als die hergebrachte es ist mit ihrem Gehen- und Geschehenlassen.

Nur die Justiz hält sich verpflichtet, noch nichts von dem gelten zu lassen, was bereits in allen Gemütern lebt. Und doch ist die Zeit vorbei, wo ein Richter trotzig auf die schweinsledernen Bände pochen und ausrufen durfte: Das steht nicht in meinem corpus juris!

Die Justiz war ja nie Gerechtigkeit, sondern immer nur eine Funktion, die von den herrschenden Klassen für Gerechtigkeit ausgegeben wurde. Allein so lange die beherrschten Klassen die Justiz als Gerechtigkeit ansahen, trat die Gegensätzlichkeit nicht so gefährlich fühlbar zu Tage. Jetzt sind wir auf dem Punkte angelangt, einzusehen, daß Gesetz nicht Recht, und Gesetzesanwendung nicht Rechtspflege ist.

Das Sozialistengesetz vom 21. Oktober 1878 gilt heute gemeinhin als eine Sammlung sozialen Unrechts, und einer Arbeitslosenversammlung, die man im Jahre 1879 gehaßt haben würde, wandte sich in richtiger Erkenntnis der unverschuldeten Not die Teilnahme weiter Kreise zu. Die Polizei, die am 18. Januar d. J. mit Säbeln und Gummischläuchen gegen die Menge einschritt, die aus der Brauerei Friedrichshain in dichten Scharen herausquoll, handelte nicht nach den Wünschen einer Bevölkerung, die Thätlichkeiten nur im äußersten Fall für gerechtfertigt ansieht, und fehlte gegen das Gefühl aller, die dem Zusammenstoß als nicht unmittelbar Beteiligte zuschauten.

Eine scharfe Kritik erhob sich in den Zeitungen, und die Worte, die den Federn vieler Redakteure entglitten, brachten eine Mehrzahl der letzteren auf die Anklagebank. Sowohl die Art und Weise, wie die am 8. d. M. begonnene Verhandlung durch den Vorsitzenden geleitet wurde, als das Verhalten des Staatsanwalts und die endliche Entscheidung nebst den verkündeten Gründen haben über die Laienkreise hinaus Mißbilligung erfahren, und kühles Schweigen seitens der Publizistik bedeutete geradezu das höchste Maß von Wohlwollen.

Und doch ist, wenn man den Dingen auf den Grund geht, nichts Außergewöhnliches passiert, was sich nicht immer wiederholen sollte, wenn zwei Parteien im Kriegszustande leben und Anhänger der einen berufen sind, über die Kämpfer der anderen zu Gericht zu sitzen. Je nachdem man sich zu der proletarischen Bewegung geneigt oder übelwollend stellt, wird man das praevenire der Polizei verwerflich oder billigenswert finden und die ganze Prozedur gegen die angeklagten Redakteure tadeln oder mit Achselzucken hinnehmen. „Es ist im Kriege, wie im Kriege!"

Aber, wenn wir uns so auch Alles, was die Vorgänge vom 18. Januar d. J. und das Gerichtsverfahren umgiebt und begleitet, zum Verständnis bringen, so bleibt über allen Erörterungen, die bislang angestellt sind, noch Eins hervorzuheben:

Polizei, Staatsanwalt und Richter der einen Partei walten ihres Amtes in richtiger Weise doch nur, wenn sie der andern Partei Verständnis entgegen zu bringen vermögen und bringen. Und an diesem Erfordernis hat es nach den Veröffentlichungen in bedenkenerregender Weise gemangelt. Während die unglücklichen Verhältnisse der Arbeitslosen im weitesten Maße menschliche Rücksicht erheischten, wurde ihnen eine in der polizeilichen Pflicht und polizeilichen Auffassung wurzelnde unnachsichtige Behandlung zu Teil.

Die Berichterstatter schrieben aus der Empfindung, daß die mit Thätlichkeiten zersprengte Menge in ihren Rechten unnötig gekränkt sei, und Staatsanwalt wie Vorsitzender standen solchen Empfindungen fremd gegenüber. Sie erachteten es wohl als ihre Aufgabe, die Taktik der Polizei aus deren innerstem Gedankengange zu begreifen, nicht aber für ein Gebot der mit Schwert und Wage hantierenden Themis, den Eindruck der rein äußerlichen Handlungen auf die Betroffenen und die Zuschauer in Erwägung zu ziehen.

Damit verschob sich überhaupt die Urteilsfindung des Gerichts, die nun nicht sowohl die angeblich strafbare That der Redakteure, als vielmehr die von den Redakteuren kritisierte Handlungsweise der Polizei dem Erkennen unterwarf.

So ergab sich ein Erkenntnis ohne die Erkenntnis der inneren Vorgänge gerade bei den Angeklagten.

Unter Anklage stand das Vergehen der Beleidigung, genauer — nach dem Eröffnungsbeschlusse — das der Verleumdung. Es kam auf das innere Bewußtsein der Beschuldigten an. Gerade für dies, für den bekannten dolus, waren die „sozialen Empfindungen", wie ich mich kurz, aber verständlich ausdrücken möchte, von Erheblichkeit, die in den Seelen der Artikelschreiber herrschten oder geherrscht hatten.

Die Gerichtsverhandlung erhob sich aber nicht auf die Höhe irgendwelcher ernster sozialer Betrachtungen, noch suchte sie Zugang zum Verständnis verschiedener sozialer Denkweise und zu den Überzeugungen der Angeklagten, von deren Vorhandensein oder Nichtvorhandensein doch die Verschuldung oder mindestens der Grad derselben abhing.

Die Justiz ist eben weltfremd, d. h. sie enthält sich der

Kenntnis von Dingen, an deren Ergründung heutzutage viele ihr ganzes Leben setzen. Die Enthaltsamkeit von allem Wissen über das Proletariat und dessen Ideen und Bestrebungen hat zur notwendigen Folge, daß der bürgerliche Richter in einem angeklagten Proletarier von vornherein nicht einen Menschen mit anderen Überzeugungen, sondern einen Attentäter mit schlechtweg verpönten und strafbaren Anschauungen erblickt.

Der bürgerliche Richter wird in seiner ablehnenden Haltung gegen den Ausdruck andersartigen Wissens oder Meinens noch durch den Staatsanwalt des Bürgertums übertroffen. Ein beredtes Zeugnis für diese Behauptung legte der Staatsanwalt ab, der kürzlich die begangene That des Anarchisten Ladislaus Gumplowicz zunächst durch eine Zusatzstrafe von $1\frac{1}{2}$ Jahren Gefängnis geahndet wissen wollte, dann aber, nachdem der Angeklagte Gumplowicz sich unter Hervorkehrung seiner individuellen Auffassung von Recht und Macht verteidigt hatte, eine Gefängnisstrafe von acht Jahren beantragte! Richteramtswegen wurde auf nur neun Monate Gefängnis zusätzlich erkannt.

Und wenn ein Schöffengericht 5 Mark Ordnungsstrafe gegen einen Arbeiter verhängt, der, als Zeuge geladen, im Arbeitsanzuge erscheint, weil es darin eine Verhöhnung der Würde des Gerichts erblickt, während es dem Arbeiter nur darauf ankam, möglichst wenig Arbeitszeit zu versäumen, sollte man da nicht an den Spruch erinnern: „Ein Messer wetzt das andere und ein Mann den anderen“? (Sprüche Sal. 27, 17.)

Jena, den 24. Mai 1894. Ernst Harmening.

---

## Vermischtes.

Eine hauswirtschaftliche Preisfrage hatte die Redaktion der „Illustrierten Frauen-Zeitung“ aufgestellt. Sie fragte, wie eine Hinterlassenschaft von 3000 M. eingeteilt werden müsse, um die vollständige Ausstattung eines Haushaltes davon zu bestreiten, und wie die jährlichen Ausgaben bei einer Einnahme von 3600 M. einzuteilen seien. Kürzlich wurde die mit dem ersten Preise gekrönte Arbeit veröffentlicht. Einige Zahlen aus dieser Arbeit werfen ein interessantes Schlaglicht auf die Anschauungen der „guten“ Gesellschaft. Die Einrichtung besteht aus einem Wohnzimmer, einem Eßzimmer, einer kleinen Arbeiterstube, einem Schlafzimmer, der Küche und der Mädchenkammer. Für das Eßzimmer wird ein Büffet für 100 M. angeschafft, das Mädchen bekommt in seiner Kammer ein Bettstell für 15 M., einen Tisch und einen Stuhl für 10 M. — weiter nichts! Im Wirtschaftsbudget findet sich die Rubrik „Wein und Zigarren für den Mann“ mit 150 M. veranschlagt, dagegen rechnet die „deutsche Hausfrau“, wie sich die Verfasserin nennt, für „Lohn, Weinachten 2c. für das Mädchen“ 120 M.! Und das nicht etwa, weil sie sonst überhaupt nicht auskommen könnte — sie beabsichtigt jährlich 600 M. auf die Sparkasse zu tragen.

Die Redaktion der „Illustrierten Frauen-Zeitung“ begründet ihre Preisverteilung damit, daß jene Antwort wegen „der im Verhältnis richtigen Einteilung der Summen in erster Linie in Betracht komme.“

## Heideblümchen.

Von Max Hahnemann in Weißensee.

Still, zufrieden auf der Heide,
Schlicht und einfach in der Tracht,
Niedrig Heidekraut erblühet
Weithin in bescheid'ner Pracht.

Unbeachtet wächst im Sande
Heideblümchen anspruchslos;
Emsig'e Bienen saugen kosend,
Honig aus der Blüten Schoß.

Und die Heideblümchen winken:
Willst nach weiter, müder Mann?
Komm, vertrau uns deine Sorgen,
Ruhe dich auf weichem Plan.

Und ich folgt' der Blümlein Winken,
Streckte mich ins Heidekraut,
Rings die Blümlein hörten alle,
Was ich ihnen anvertraut.

Von getäuschter Lebenshoffnung
Und von schwerem Mißgeschick,
Von des Lebens läst'gen Fesseln,
Von entbehrtem Liebesglück.

Als ich all mein Leid geendet,
Sprach ein Blümchen traut zu mir:
Willst du wieder glücklich werden?
Sei bedürfnislos, wie wir!

---

Die Wahrheit besitzen und nicht ihr Apostel werden heißt die Wahrheit verfolgen. M. M. Mangasarian.

---

## Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

### Zweig Kiel.

**Über die Anfänge eines neuen sozialen Geistes**

sprach am 15. Mai Herr Geheimer Regierungsrat Prof. Dr. Wilhelm Foerster in einer zahlreichen, von Männern und Frauen aus allen Ständen besuchten Versammlung. Die D. G. E. K., bemerkte er, hat es erst auf 1600 Mitglieder bringen können; man darf daher auch die Erwartungen auf praktische Ergebnisse nicht allzu hoch spannen. Sie will aber allen Beladenen und mit geistiger Not Kämpfenden Erleichterung und Hilfe bringen und hat für ihr Wirken aus vielen Kreisen schon warme Zustimmung gefunden. Manche bleiben der Mitarbeit an der ethischen Kultur fern, weil sie durch außenstehende Mächte von einer thätigen Mitgliedschaft ausgeschlossen werden. Die Gesellschaft hat es noch oft mit Bekämpfung von böswilligen oder auch zufälligen Entstellungen ihrer Ziele und Zwecke zu thun. Manche zeigen unseren Bestrebungen gegenüber aber auch eine autoritative Ueberlegenheit, die sich meistens wohl in das Gegenteil umwandeln würde, wenn diese Leute mehr Zeit hätten, über das Leben ihrer Mitmenschen nachzudenken, ja, wenn sie nur dazu kämen es zu beobachten. Der neue soziale Geist hat allerdings bis jetzt nur kümmerliche Anfänge gemacht und hat zunächst einen alten Geist auszutreiben, das ist der Geist des Egoismus, der es darauf abgesehen hat, für sich selbst den größtmöglichsten Vorteil herauszuholen. Der neue soziale Geist aber, der eine Verpflanzung wissenschaftlicher Strenge und Genauigkeit auf soziale und wissenschaftliche Gebiete bedeutet, will Menschlichkeit und Humanität, Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit auf alle menschlichen Verhältnisse verpflanzen. Die bisher maßgebenden sozialen Mächte sind die kirchliche Gemeinschaft, der Staat in seiner militärischen wie bureaukratischen Organisation und die Wissenschaft in ihrer unterrichtlichen und forschenden Einrichtung. Ein Blick in die Vergangenheit lehrt uns, wie die Kirche in Gemeinschaft mit der Feudalität und den Fürsten es war, die eine feste Kette gegen jede Äußerung menschlicher Individualität und Regsamkeit bildete. Der neue soziale Geist versucht, die Bewegung der Massen in ihren Gründen zu erfassen und für die Menschheit in ihrer Totalität dienstbar zu machen. Der alte soziale Geist hat einen Kampf gegen zwei Fronten zu kämpfen, gegen den Idealismus, wie er sich im Sozialismus zeigt, und gegen die Profitmacherei der heutigen Geldmächte. Wenn auch unter den Männern des Kapitals edle mit unedlen Charakteren zusammen sitzen, wenn ihnen oftmals auch eine edle Hingabe an das Gemeinschaftliche nicht abgesprochen werden kann, so verkennen sie doch meistens die Bewegungen der großen Massen zu Gunsten eines neuen sozialen Geistes. Die sogenannte Arbeiterbewegung der Gegenwart hat diesem Geiste neue Impulse gegeben, so daß durch die Mitwirkung der Wissenschaft die Bewegung sich in maßvollen Grenzen halten wird. Die Wissenschaft hat wohl die Aufgabe, durch die sogenannte „Universitätsausdehnung“ das Volk auch in seinen unteren Schichten zu unterweisen, darf dabei aber nicht unterlassen, selbst zu lernen durch scharfes Beobachten der unteren Stände in ihren Wünschen, Hoffnungen und innersten Regungen. Hierzu will auch die Gesellschaft für ethische Kultur mithelfen. Staat, Gesellschaft und Kirche verhalten sich bis jetzt abwartend, werden aber Hilfe suchen und auch finden in unseren Bestrebungen und Zielen.

# Anzeigen.

**Ein neues reich illustriertes Prachtwerk für Haus und Familie**

erscheint seit Kurzem unter dem Titel:

## Berlin in Wort und Bild.

Von

**Paul Lindenberg.**

**Mit mehr als 200 prachtvollen Illustrationen**

von O. Gerlach, F. Holbein, R. Knötel, G. Koch, H. Lüders, L. Manzel, Ald Richter, H. Schlittgen, F. Stahl, R. Warthmüller, Willi Werner, W. Zehme u. A.

**Vollständig in 25 Lieferungen à 30 Pf.**

Paul Lindenberg, der als ansprechender Erzähler, als glänzender Schriftsteller in weiten Kreisen sich einen Namen erworben, wohl der beste Kenner Berlins und seiner Geschichte, hat es in diesem Werke unternommen, dem deutschen Volke eine fesselnde Schilderung der Reichshauptstadt und ihres gesammten Lebens, gewürzt mit historischen Erinnerungen und Anekdoten, darzubieten. Kreuz und quer führt er uns durch das moderne Berlin; er zeigt uns seine stolzen Straßen und Paläste, schildert uns das Berlin der Arbeit, des Ringens und Schaffens, aber auch des Vergnügens und der Erholung. Mit dem kunstvoll ineinandergreifenden Räderwerk der städtischen Verwaltung macht er uns vertraut, in den wunderbaren Mechanismus des Post-, Telegraphen- und Fernsprechbetriebes läßt er uns Einsicht nehmen. Zu den Armen, den Leidenden und Darbenden wird er den Leser geleiten, in das Berlin der Wohlthätigkeit, in die gemeinnützigen Anstalten, aber auch in die Höhlen des Lasters und Verbrechens. Ein interessantes Kapitel schildert die weitverzweigte Organisation der Polizei und die Stätten, wo die Verbrechen ihre Sühne finden, den Gerichtssaal und die Gefängnisse. Und wenn der Leser von der Fülle der realistischen Bilder, an denen Berlin so reich ist, ermüdet, dann wird er ihn hinausführen in die schattigen Gänge des Tiergartens oder in die anmutige Umgebung, an den grünen Strand der Spree oder an die idyllischen Ufer stillträumender Seen, in deren blauen Fluten sich die lieblichen Bilder der märkischen Landschaft wiederspiegeln.

**Lieferung 1 wird auf Wunsch von jeder Buchhandlung gern zur Ansicht mitgeteilt.**

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12,
Zimmerstraße 94.

Soeben erschien:

## Japaner und Altaier.

Von

**Heinrich Winkler.**

24 Seiten gr 8°. Preis 1 Mark.

Diese linguistische Studie ist für alle Sprach- und Altertumsforscher von hohem Interesse.

**Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.**

**Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin**
SW. 12, Zimmerstr. 94.

Soeben erschien:

Gedanken

über

## Unser Kommen und Gehen.

Naturwissenschaftliches Glaubensbekenntnis.

24 Seiten, gr. 8. Preis 60 Pf.

— Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. —

**Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12,**
Zimmerstraße 94.

**Alle Freunde ethischer Kultur**

**werden gebeten, für die Verbreitung dieser Zeitschrift in ihrem Bekanntenkreise gütigst nach Kräften zu wirken. Die Verlagshandlung stellt zu diesem Zwecke jederzeit Probenummern der „Ethischen Kultur" in beliebiger Zahl gratis und portofrei zur Verfügung resp. erklärt sich gern bereit, solche an ihr freundlichst mitgeteilte Adressen zu versenden.**

**Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung**
in Berlin SW 12, Zimmerstr 94.

## Ethische Schriften

aus dem

### Verlage von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin.

**Der Moralunterricht der Kinder.** Von Felix Adler. Autorisierte Übersetzung, herausgegeb. von Georg von Gizycki 2 M., geb. 2,50 M

**Die ethischen Gesellschaften.** Vortrag von Prof. Felix Adler. 25 Pf

**Die ethische Bewegung in Deutschland.** Vorbereitende Mitteilungen eines Kreises gleichgesinnter Männer und Frauen zu Berlin. Zweite verm. Auflage. 60 Pf.

**Wahrhaftigkeit** (The Ethics of Belief.) Von William Kingdon Clifford. Autorisierte Uebersetzung von Lily von Gizycki. 60 Pf.

**Die ethische Aufgabe des Menschen.** Von Dr. Berthold Weiß. Zweite Auflage. 30 Pf

**Die Begründung einer Gesellschaft für ethische Kultur.** Einleitungs-Rede, gehalten am 18. October 1892 zu Berlin von Wilhelm Foerster, Prof. und Direktor der Königl. Sternwarte zu Berlin. 40 Pf.

**Geistesfreiheit und Gesittung.** Ein Beitrag zum sozialen Frieden. Von Wilhelm Foerster. Zweite Ausgabe 30 Pf.

**Zur Ethik des Nationalismus und der Judenfrage.** Rede, gehalten am 23. November 1892 in der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur zu Berlin von Wilhelm Foerster 30 Pf

**Die Judenfrage ökonomisch und ethisch.** Von Dr Franz Lütgenau. 30 Pf.

**Kinder- und Hausmärchen,** gesammelt durch die Brüder Grimm. Nach ethischen Gesichtspunkten ausgewählt und bearbeitet von Georg und Lily von Gizycki
Volks-Ausgabe Mit 8 farbigen Bildern von F. Holbein. Gebunden 1 M.
Feine Ausgabe auf Velinpapier. Mit 8 farbigen Bildern von F. Holbein. Elegant gebunden 2 M.

**Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.** 1893. 1. u. 2 Heft à Heft 50 Pf.

**Die ethische Lebensansicht.** Von William Mackintire Salter Aus dem englischen Manuscript übersetzt von Georg von Gizycki. 40 Pf

**Träume.** Von Olive Schreiner. Autorisierte Übersetzung von Margarete Jodl. Mit einer Einleitung von Dr Friedrich Jodl. 1,60 M., eleg. geb. 2,40 M.

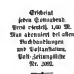
**Religion und Moral.** Antwort auf eine in der „Ethischen Kultur" gestellte Frage von Graf Leo Tolstoy Aus dem russischen Manuscript übersetzt von Sophie Behr. 60 Pf.

**„Ethische Kultur" und ihr Geleite.** I. Nietzsche-Narren (in der „Zukunft" und in der „Gegenwart") II Wölfe in Fuchspelzen (2 Kirchenzeitungen) Von Ferdinand Tönnies 75 Pf

**Ethische Kultur.** Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen Jahrgang 1893. Gebunden 8 M.

**Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.**

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki. Berlin W. 62., Kettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12


Erscheint
jeden Sonnabend.
Preis vierteljl. 1,60 M.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Postanstalten.
Post-Zeitungsliste
Nr. 2092.

# Ethische Kultur

Inserate:
Die viergespaltene
Petitzeile 40 Pf.
Annahme in allen
Annoncenbureaux
und in der
Expedition SW.,
Zimmerstraße 94.

## Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Herausgegeben von
**Dr. Georg von Gizycki,**
Professor der Ethik an der Universität zu Berlin.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

| II. Jahrgang. | Berlin, den 9. Juni 1894. | Nr. 23. |
|---|---|---|





### Das Gesetz von Ursache und Wirkung und das menschliche Handeln.

Herr R. M. in St. Petersburg richtete folgendes Schreiben an den Herausgeber:

„Die Nr. 28 v. Jgs. Ihres Blattes brachte einen Artikel „Ethische Hygiene“ von J. St. Gewiß sind es tiefe Wahrheiten, die hier geltend gemacht werden; und so Mancher wird an sich selber erfahren haben, wie Ruhe und Frieden in unsere Seele kehrt, wenn wir alle Geschehnisse mit klarem, festem Auge in ihrer Naturnotwendigkeit erfassen. Liegt aber hierin nicht zugleich eine Gefahr, und zwar insofern, als wir bei konsequenter Durchführung dieses Prinzips unsere Affekte bis zu einem Grade abkühlen und beruhigen, wo wir die Beschaulichkeit über die Thätigkeit setzen, wo wir uns bei der Erkenntnis der Naturnotwendigkeit einer schädlichen Erscheinung beruhigen, statt thätig einzugreifen? Ein sehr gebildeter und zugleich edel denkender Mensch, dem gegenüber ich mit Begeisterung von der Gesellschaft für ethische Kultur gesprochen hatte, gab mir in seiner philosophischen Ruhe nur die lakonische Antwort: „Alles schon einmal dagewesen.“ In diesem Manne hatte also die Erkenntnis von der Notwendigkeit dieser Erscheinung (der ethischen Gesellschaft nämlich) die Begeisterung für die Sache lahm gelegt.

Die Philosophie — so sagt Herr J. St. in seinem Artikel weiter — überwindet auch den Haß. Gewiß ist es ein erhabenes Streben, dem Hasse Zügel anzulegen und die Menschen ihrer bösen Thaten wegen zu bemitleiden; kann aber dieses Streben nicht in seiner letzten Konsequenz dahin führen, daß wir überhaupt die Fähigkeit zu hassen und damit auch die Kraft verlieren, das Böse zu bekämpfen? Unser Haß ist doch ebenso naturnotwendig, ist das natürliche Widerstreben unserer geläuterten Anschauungen und Gefühle gegen die minderwertigen, ist der Motor für den Kampf. Der Mann muß „in Lieb' und Haß gewaltsam sich bewegen,“ sagt Schiller.

Nicht das Gefühl des Hasses sollen wir ersticken, sondern nur das Ziel desselben ändern, nicht den Menschen sollen wir hassen, sondern seine That. Die bösen Handlungen darf, ja muß ich hassen. Denn dieser edle Haß hält mich von gleichen Thaten ab und führt mich zum Guten.

Dieselbe Gefahr allzugroßer Beruhigung laufen wir aber erst recht unseren eigenen Handlungen gegenüber. Wenn wir die Handlungen Anderer vom Kausalitätsprinzip aus betrachten sollen, dann werden wir solches auch bei unseren eigenen Handlungen thun. Wir erblicken dann unsere Fehltritte als etwas Unvermeidliches, Naturnotwendiges; wir konnten, werden wir sagen, bei unserem Temperament, unseren angeborenen Anlagen und unter den gegebenen Verhältnissen nicht anders handeln, als wir es gethan haben. Den Vorwurf, daß wir uns hätten beherrschen können, weisen wir dann mit der Erklärung ab, daß unsere Kraft der Selbstbeherrschung in dem Moment der Handlung eben nicht stark genug war, naturgemäß nicht stark genug sein **konnte**. Wir beruhigen durch diese Betrachtungen unser **Gewissen** und verlieren leicht das Gefühl der Verantwortung für unser Thun.

Also auch hier, denke ich, müssen wir in uns das Gefühl des Hasses und der Verabscheuung wach erhalten, wir müssen uns selber hassen lernen in unserer Schlechtigkeit, um dadurch in uns die Sehnsucht nach dem Gegensatz, nach dem Guten, zu erwecken.

Daß wir den **unabänderlichen** Geschehnissen gegenüber in der Erkenntnis der Naturnotwendigkeit aller Dinge Beruhigung finden, wird kein Vernünftiger bestreiten, auch nicht, daß wir dem Ärger, dem Zorn und der Verzweiflung dadurch Einhalt thun; überall da aber, wo wir **thätig eingreifen** können, wird die philosophische Ruhe zu einer unglücklichen Narkose. — Auf diese Gefahr aufmerksam zu machen, ist der Zweck dieser Erwägungen.“

Herr R. M. hat in vorstehendem Briefe auf eine ohne Zweifel bestehende Gefahr hingewiesen. Thatsächlich kann die Erkenntnis der „Notwendigkeit“ der menschlichen Handlungen die von ihm erwähnten nachteiligen Folgen haben. Aber dies ist nur dann der Fall, wenn der Mensch nicht zu Ende denkt und die Sache nur einseitig auffaßt. Die volle Einsicht in die ursächliche Verkettung der Vorgänge kann auf das menschliche Gemüt nicht anders als wohlthätig einwirken.

Das Gesetz von Ursache und Wirkung in seiner Anwendung auf das menschliche Thun und Lassen besagt, daß alle Handlungen der Menschen Ursachen und Wirkungen haben. Das menschliche Verhalten ist demnach ein Gegenstand der die Ursachen und Wirkungen erforschenden Wissenschaft, deren Ergebnisse sich auf diesen wie auf den anderen Gebieten für das menschliche Wohlergehen verwerten lassen. Wissen ist Macht. Hätte das Gesetz von Ursache und Wirkung auf dem Gebiete des menschlichen Handelns keine Geltung, so würde es keine Wissenschaft des Menschenlebens, keine Ethik, Politik oder Pädagogik geben können, so wenig wie es eine Wissenschaft der Medizin gäbe, wenn die physiologischen Vorgänge nicht naturgesetzliche Erscheinungen wären. Die Einsicht in die ursächliche Verkettung der menschlichen Dinge verurteilt den Menschen nicht zur Rolle eines bloßen Zuschauers, so wenig wie die Einsicht in die Naturnotwendig-

keit des physikalischen Geschehens den Menschen in der materiellen Welt zur Unthätigkeit bestimmt; sondern wie gerade diese Erkenntnis dem Menschen die Herrschaft über die unbeseelte Natur verschafft und die Naturkräfte den menschlichen Zwecken dienstbar gemacht hat, so auch steigert die Einsicht in den naturgesetzlichen Zusammenhang der menschlichen Dinge unser Vertrauen auf die menschliche Kraft. In der Kette der Ursachen und Wirkungen ist der Wille ein Glied, und zwar das für die Gestaltung des menschlichen Schicksals wichtigste. Ihr Schicksal schafft die Menschheit größtenteils sich selbst; und auch der Einzelne ist in hohem Maße seines Glückes und seiner Tüchtigkeit Schmied. Jede Handlung, ja jedes Gefühl, jeder Gedanke beeinflußt seinen Charakter, sein künftiges Handeln; nichts, was in seiner Seele vorgeht, ist ohne ewige Folgen.

Die Erkenntnis der ursächlichen Bedingtheit der Handlungen mildert unsere Affekte. Denn man kann nicht stark fühlen, während man nachdenkt, je öfter man nachdenkt, um so öfter werden Gefühle in den Hintergrund gedrängt; und über eine Handlung nachdenken heißt: nicht bei ihr stehen bleiben, sondern auf ihre Ursachen zurückgehen und ihre Wirkungen verfolgen; und wenn die Handlung als unrecht erscheint, so erkennt der Nachdenkende, daß nicht nur die handelnde Person selbst, sondern auch alle diejenigen zu tadeln sind, welche an ihrer schlechten Charakterbeschaffenheit schuld sind: und die moralische Gemütsbewegung verbreitet sich also über ihren ursprünglichen Gegenstand hinaus auf ein weiteres Gebiet und verliert eben dadurch ihre Heftigkeit. Die Gefühle des Hasses, der Rache, des Abscheus, kurz alle feindlichen Affekte werden gemildert, und eben dadurch gelangt jenes Gefühl, welches im Geiste eines entwickelten Menschen einen dauernden Einfluß ausübt, die Menschenliebe, zu ungehemmterer Bethätigung. Mitleid und Kummer treten oft an die Stelle von Haß und Rache. Das ist ein sehr segensreicher Einfluß des Nachdenkens über das menschliche Verhalten: der Mensch wird dadurch dem Menschen freundlicher gesinnt.

Der Naturtrieb der Rache, ein Erbstück unserer wilden, ja unsrer tierischen Vorfahren, ist ursprünglich meist ein so starker Affekt, seine Bändigung durch edlere Gefühle so sehr erforderlich, daß die Gefahr, er könne zu sehr zurückgedrängt und dadurch der Widerstand gegen das Böse beeinträchtigt werden, gering erscheint. Das Böse braucht nicht durch Haß, es kann durch Menschenliebe und Pflichtgefühl bekämpft werden; jedenfalls muß der Haß dem allgemeinen Wohlwollen untergeordnet werden und nur in dessen Namen, als Unwille und Entrüstung gegen Ungerechtigkeit, auftreten. Die Erkenntnis der unheilvollen Wirkungen des bösen Thuns muß in Jedem, dem das Wohl Anderer am Herzen liegt, Gefühle hervorrufen, welche zum Widerstande gegen das Böse bestimmen; so daß nicht zu befürchten ist, die Einsicht in die Kausalverknüpfung des Geschehens werde einen das Handeln lähmenden Einfluß ausüben. Wir müssen nie vergessen, daß das Gesetz von Ursache und Wirkung nicht nur lehrt, daß alle Vorgänge Ursachen, sondern auch, daß alle **Wirkungen** haben. Die Voraussicht der notwendigen **Wirkungen** verhindert, daß die Gefühle zu schwach werden. Und wenn Gefühle, denen Vernunftprozesse vorangegangen sind, nicht die leidenschaftliche Heftigkeit der unmittelbaren Triebe haben und ihre Wirksamkeit ruhiger ist, so ist dieselbe darum doch nicht minder stark.

Ebenso wenig wie gegen das fremde Thun werden gegen das eigene Verhalten die Gefühle durch die Erkenntnis, daß alles Handeln seine Ursachen und Wirkungen hat, zu sehr geschwächt. Wenn ein Mensch erkennt, daß seine Gemütsverfassung eine solche war, daß sie unvermeidlich zu schlechten Handlungen führte, so ist dies für ihn die stärkste Veranlassung, seine moralische Verfassung zu verurteilen, Schmerz über sie zu empfinden und sich anzustrengen, sie zu verbessern. Die Auffassung des Handelns von seiten des Gemüts und die von seiten des Verstandes sind zwei ganz verschiedene Vorgänge, die eben darum in keiner Weise einander widerstreiten. Das Gemüt reagiert, so zu sagen, auf die Betrachtung der Handlungen mit bestimmten Gefühlen; der Verstand denkt über ihre Ursachen und Wirkungen nach. Diese beiden Prozesse stehen nicht im Widerspruch mit einander, ja wenig es ein Widerspruch ist, sich an dem Geruche einer Rose zu erfreuen und über die zu Grunde liegende chemische Verbindung nachzudenken; aber allerdings kann der Geist sich gleichzeitig nur auf eine Thätigkeit konzentrieren und daher nicht stark fühlen, während er nachdenkt. Die ursächliche Erklärung einer Erscheinung ist nicht eine Rechtfertigung derselben; sie enthält nicht die Bestimmung, daß sie wertvoll ist, so wenig wie die, daß sie verwerflich ist. Nur die übergroße Heftigkeit des Schmerzes über eigenes Verhalten wird durch die Erkenntnis von dessen ursächlicher Bedingtheit gemildert; und sehr heilsam ist dies: denn jener Grad des Schmerzes kann leicht zur Verzweiflung, zum Verluste alles Selbstvertrauens und jeglicher Hoffnung auf sittliche Besserung führen. Aber jene Erkenntnis schwächt den Schmerz nicht in dem Maße, daß er aufhören würde, seine eigentliche Aufgabe zu erfüllen: den Menschen zu bestimmen, sich zu bessern.

Georg von Gizycki.

## Die Mußmenschen.

Von Marie von Ebner-Eschenbach*).

Ein zum Tode verurteilter Verbrecher entsprang seiner Haft kurz vor dem Tage, an welchem er hingerichtet werden sollte, und gelangte auf der Flucht in ein wildes Bergland, dessen Geklüfte ihm Schutz vor den verfolgenden Häschern bot. Als der Hunger ihn zwang, seinen Schlupfwinkel zu verlassen und einen wirtlicheren Aufenthalt zu suchen, führte ihn sein Weg zu der Hütte eines alten Ziegenhirten, der dem halb Verschmachteten Gastfreundschaft gewährte. Der Alte wurde gesprächig und erzählte unter anderem von einem merkwürdigen Lande, in welchem er viele Jahre seines Lebens zugebracht hatte. In diesem Lande, sagte er, herrsche der Glaube an die Unfreiheit des menschlichen Willens. Dort maße sich Keiner das Recht an, seinen Nächsten zur Verantwortung zu ziehen; niemand schreibe sich ein Verdienst zu; niemand zeihe sich einer Schuld; den Begriff von gut und böse gebe es nicht; es gebe kein Thun, sondern nur ein Geschehen; die Handlungen der Menschen werden genau so betrachtet wie Naturereignisse, als die notwendigen Folgen unabsehbarer, von Ewigkeit her wirkender Ursachen.

„So giebt es in dem Lande weder Gesetz noch Richter?“ fragte der Verbrecher.

„Weder Gesetz noch Richter,“ antwortete der Hirt.

„Und Mord und Raub, wie werden sie beurteilt?“

„Nicht anders, als wie man Sturm und Wetterschlag beurteilt.“

Da hatte der Verbrecher eine große Freude und rief: „Das ist ein Land für mich, in dem hätte ich geboren werden sollen. Dahin will ich gehen.“

Sofort erkundigte er sich nach dem Weg, den er einzuschlagen habe, trat die Wanderung an und erreichte nach vielen Abenteuern und Fährlichkeiten eines schönen Sommermorgens glücklich sein Ziel.

Er betrat ein blühendes, sorgfältig bebautes Land. In der Nähe eines freundlichen Dorfes waren viele Leute mit dem Mähen einer herrlichen Wiese beschäftigt. Die Männer führten die Sense, die Frauen den Rechen, Alle arbeiteten eifrig und mit sichtbarem Vergnügen.

Wie merkwürdig! dachte der Verbrecher, und fragte einen der Mäher: „Freund, warum plagst Du Dich?“

*) Mit Bewilligung der Verfasserin aus ihren „Parabeln, Märchen und Gedichten“ (Berlin, Gebrüder Paetel) abgedruckt.

„Weil ich muß," antwortete Jener.

„So? und wer zwingt Dich?"

„Wer? Du meinst wohl, was mich zwingt. Mich zwingt das angeerbte Bedürfnis des Fleißes, mich zwingt die Einsicht, daß ich arbeiten muß, da ich leben muß."

„Habt Ihr denn hier zu Lande keine reichen Leute, denen Ihr wegnehmen könntet, was Ihr braucht um zu leben, und noch etwas darüber?"

„Da würden wir," erhielt er zur Antwort, „dem Thoren gleichen, der seiner, goldene Eier legenden Henne den Hals abschnitt. So unvernünftig müssen nur Halbwilde handeln; wir sind ein uraltes Kulturvolk und müssen das Vernünftige thun."

Kaum waren diese Worte gesprochen, als sich plötzlich ein Geschrei erhob, das durchaus nichts Kultiviertes hatte. Eine kleine hübsche Frau war mit ihrem Mann in Streit geraten und drosch mit den Fäusten, so stark und so schnell sie konnte, auf ihn los. Er wehrte sich nicht.

„Alle Wetter," sagte der Verbrecher, „diese Frau hagelt ja."

„Zu Zeiten. Die Motive, von denen sie veranlaßt wurde, als immerwährender Sonnenschein an unserem Ehehimmel zu prangen, wirken leider noch nicht permanent," entschuldigte der Geprügelte und machte ein sehr trauriges Gesicht, als jetzt ein hochgewachsenes Weib auf die kleine Frau zutrat, ihr trotz ihres Sträubens die Hände auf den Rücken band und sie wegführte.

Der Verbrecher allein hatte diesem Vorgang mit Neugier und Schadenfreude zugesehen; alle übrigen schenkten ihm nur geringe und unlustige Aufmerksamkeit.

Die Raststunde war gekommen; die Mäher ließen sich ins Gras nieder und begannen das Mittagessen, das Frauen und Kinder aus dem Dorfe herbeigebracht hatten, gemeinsam zu verzehren. Der Verbrecher setzte sich zu dem betrübten Ehemann, der nicht aufhören konnte, von seiner Gattin zu sprechen.

„Sie hat ihre Mutter früh verloren," erzählte er, „und ist vom Vater aus schwer belastet mit ererbtem moralischen Siechtum. Der Einfluß unserer Schule, dieses herrlichen Gartens, in welchem junge Menschenblumen unter der Leitung großer Künstler und Denker zur Entfaltung des schönsten Müssens herangebildet werden, hat sich als unzureichend zur Besiegung des Übels meiner armen kleinen Frau erwiesen."

„Deine männliche Oberherrlichkeit desgleichen," spottete der Verbrecher. „O Du Starker, Du Langmütiger! wie geduldig hast Du Dich mißhandeln lassen von einem schwachen Weiblein! Welchen Lohn giebt es bei Euch für solche Tugend?"

„Lohn? Tugend?" erwiderte man ihm; „haben die Bewohner Deines Landes nichts gelernt in der Flucht der Jahrtausende? Klebt man bei Euch noch an so kindischen Begriffen? Wir sind ein uraltes Kulturvolk und wissen von ihnen längst nichts mehr."

Diese Entgegnung ergötzte den Verbrecher, und er sprach nun den Wunsch aus, zu erfahren, wohin die kleine Frau, die so hübsch hageln konnte, geführt, und wer Diejenige gewesen, von der sie abgeholt worden.

„Eine Krankenwärterin," antwortete der Mann, „und sie hat meine Frau ins Spital bringen müssen."

„Ist sie denn krank?"

„Gewiß. Hast Du nicht gesehen, daß sie eine Krankheit hat, durch die sie gezwungen wird, mich zu schlagen?"

„Krankheit nennt Ihr das?" rief der Verbrecher; „nun, wenn sie eine Krankheit hat, die sie zwingt, zu schlagen, habe ich eine Gesundheit, die mich zwingt, zu essen. So nehm' ich denn ungeladen an Eurem Mahle teil."

Damit griff er in die Schüsseln, langte nach den Gläsern und aß und trank für Zehn.

Die Mußmenschen schienen erstaunt, ließen ihn jedoch gewähren. Als die Raststunde zu Ende war, gaben sie ihm eine Sense in die Hand und sagten: „Du hast gegessen, jetzt arbeite!"

Aber davon wollte er nichts hören. Er behauptete, sich fortwährend ausruhen zu müssen, bis zu dem Augenblick, in dem eine zusagende Thätigkeit sich ihm eröffne.

Die Arbeiter gingen wieder an ihre Beschäftigung; er blieb bei den Mädchen und Frauen zurück, die das Ordnen des Eßzeuges besorgten, fing an mit ihnen zu schäkern, machte einem jungen Weibe Liebesanträge und wollte, als dieselben abgewiesen wurden, sofort Gewalt brauchen.

Die Frauen riefen nach Hilfe; einige Männer stürzten herbei und entrissen dem Verbrecher sein Opfer. Da geriet er in Wut, zog sein Messer und konnte erst nach heftigem Kampf niedergeworfen und gebändigt werden.

Je wilder er geraſt hatte, desto schonender war man mit ihm umgegangen. Alle bedauerten ihn: „Glücklich, die eines heilsamen Müssens sind," sprachen sie. „Du bist es nicht; Dein Benehmen ist gemeinschädlich und macht Dich reif für das große Spital."

Und wirklich wurde er nicht in das kleine Dorfspital, sondern nach dem Hauptspital in die Stadt gebracht.

Dort übernahm ihn ein Krankenwärter und führte ihn eine breite Treppe empor durch einen langen Gang, auf den viele Thüren mündeten. An jeder Thür hing ein Rähmchen, und in jedem Rähmchen stak ein Rezept. Hinter den Thüren hörte man jämmerlich klagen und stöhnen.

Dem Verbrecher wurde unheimlich zu Mute, und kleinlaut erkundigte er sich, was denn da geschehe.

„Es werden Erinnerungszeichen gepflanzt, lies nur die Rezepte."

Und er las: Dreimal täglich fünf Rutenstreiche. — Allabendlich zwölf Stockprügel. — Vierzehn Tage bei Wasser und Brot . . . u. s. w.

„Wie nennt Ihr das?" rief er, „Erinnerungszeichen pflanzen? . . . Hol' Euch der Teufel!"

„Ich kenne die Wurzel nicht, aus der ihm ein zureichender Grund dazu erwüchse," versetzte der Wärter. „Die Erinnerungszeichen, die hier gepflanzt werden, verfehlen ihre Wirkung selten. Sie treiben so zwingende gesunde Motive, daß dieselben fast regelmäßig genügen, die ungesunden, die etwa in dem Rekonvaleszenten wieder auftauchen müßten, zu überwinden."

„Wenn sie aber nicht genügen?"

„Dann wird die Kur wiederholt, so oft wiederholt, bis der Eintritt der gesunden Motive das Selbstverständliche wird und die ungesunden, immer weiter zurückgedrängten, sich endlich gar nicht mehr melden."

„Wenn sie sich aber durchaus nicht zurückdrängen lassen?"

„Dann geht der Kranke den Weg der Unheilbaren."

„Was ist das für ein Weg?"

„Das ist der Weg zum Richtplatz."

„Pfui!" sagte der Verbrecher, „pfui! einen Richtplatz habt Ihr auch?" Er sprach seinen Abscheu gegen dieses letzte Mittel und gegen die ganze motivtreibende Behandlung aus; der Wärter jedoch zuckte die Achseln und versetzte:

„Was ist zu thun? Wir Menschen sind einmal angewiesen, in Gesellschaft zu leben, und da wir es sind, müssen wir suchen, dieses Zusammenleben möglichst gedeihlich zu gestalten. Nun hat die Erfahrung uns gelehrt, das geschähe am besten, wenn Frieden, gegenseitige Rücksicht und Hilfsbereitheit unter uns herrschen. So haben wir denn die ganze Kraft unseres Müssens auf die Erfüllung jener Bedingungen der allgemeinen Wohlfahrt gestellt. Giebt sich bei Einzelnen ein ihr widerstrebendes Müssen kund, so können wir es nur als ein krankhaftes ansehen, und müssen suchen, es zu kurieren."

„Durch Prügel und Fasten?" rief der Verbrecher.

Der Wärter bemühte sich, ihn zu beruhigen. „Wir befinden uns in der Abteilung der Schwerkranken," sprach er. „So scharfe Mittel wie hier werden nur ausnahmsweise angewandt. Bei unserer weit vorgeschrittenen Kultur genügt meistens eine leichte Behandlung zum Aufpflanzen eines dauernden Erinnerungszeichens und zur Heilung eines ungesunden Müssens."

„Ach, sprächst Du wahr!“ fiel ihm ein Mann ins Wort, der sich genähert und den letzten Satz seiner Rede mit angehört hatte. „An mir ist Eure Kunst gescheitert. Ihr habt mich vor einem Jahr als geheilt von meiner Hochmutskrankheit entlassen, und heute schon habe ich in einem Zeitungsartikel mein eigenes philosophisches System auf Kosten aller bisher aufgestellten gelobt und jene schmählich heruntergemacht. Gebt mir mein Geld zurück, oder nehmt mich von neuem in die Kur.“

Der Wärter lud ihn ein, ihm ins Ordinationszimmer zu folgen, wohin er eben einen Fremden, der sehr krank sei, führen müsse. — Da brach der Verbrecher jedoch in helle Empörung aus. „Geht ohne mich!“ schrie er, „ich habe des Spaßes genug.“ Er wandte sich und wollte entfliehen. Der Wärter lief ihm nach, hielt ihn fest; ein furchtbares Ringen entstand, und ehe die aus allen Zellen herbeieilenden Kranken es hindern konnten, hatte der Verbrecher den Wärter erdrosselt.

Das war die letzte seiner Thaten.

Nachdem die Spittler ihr wärmstes Mitleid mit seinem hochgefährlichen Zustand geäußert hatten, überwältigten sie ihn und schleppten ihn vor die Doktoren.

Einen Augenblick war dem Verbrecher seine Frechheit abhanden gekommen; angesichts der Sanftmut und Ruhe, mit welcher die Ärzte sich gegen ihn benahmen, kehrte sie wieder zurück, und er beantwortete voll Hohn alle an ihn gestellten Fragen.

Die Doktoren erklärten seinen Fall als einen unerhört schweren und diktierten eine allerdings schreckliche Behandlung. Er ließ sie ausreden, und schlug dann ein tolles Gelächter auf.

„Ihr habt Euch umsonst bemüht,“ spottete er; „ich lasse mir Eure Behandlung nicht gefallen, weil ich Euren Anordnungen nicht unterstehe, weil ich ein freier Mensch bin.“

Die Doktoren sahen einander erstaunt an: „Ein freier Mensch? was heißt das?“ fragten sie.

„Das heißt, Ihr Automaten, daß Ihr Eure Traktierungen an mir nicht versuchen dürft, weil ich nichts gemein mit Euch habe, weil ich kein Mußmensch bin. Was ich gethan habe, habe ich thun wollen und hätte noch ganz anders handeln können.“

Bei diesen Worten bemächtigte sich der Versammlung ein maßloses Entsetzen.

„Weh über Dich!“ riefen die Doktoren; „Du hättest das Ungesunde und Gemeinschädliche nicht thun müssen, und hast es dennoch gethan? Ungeheuer! scheußliche Ausnahme des allweisen, allherrschenden Gesetzes! . . . Für Dich haben wir keine Behandlung, Du mußt den Weg der Unheilbaren gehen.“

Der Verbrecher geriet außer sich, als dieses Verdikt über ihn gefällt wurde. „Da bin ich schön angekommen,“ sprach er. „Vermaledeites Mußpack! Thut man bei Euch, was man muß, wird man geprügelt; thut man, was man will, wird man gerichtet.“

Noch vor dem Blocke schimpfte er fort.

„Hochmütige Kulturaffen, Ihr seid ebenso dumm, wie bei uns die Leute sind. Euer Müssen und unser Wollen, Eure Rezeptenschreiber und unsere Richter, es kommt auf Eins heraus.“

„Ja,“ erwiderte der Henker, „es kommt eigentlich auf Eins heraus,“ und waltete seines Amtes.

---

## Das Proletariat.

Von Willy Pastor in Friedrichshagen.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Am folgenden Tag machte ich mich erst gegen vier Uhr auf den Weg. In der richtigen Voraussetzung, daß ich die nächste Zeit nicht an meinen Schreibtisch kommen würde, hatte ich verschiedene Arbeiten erledigt. Ziemlich müde und sehr hungrig ging ich von Hause weg. Trotzdem wollte ich nichts zu mir nehmen. Schlug mein letzter Versuch, ein Besuch der großen Wärmehalle am Alexanderplatz, fehl, so war ich entschlossen, das Asyl aufzusuchen. Dort, hatte ich gehört, werde irgend eine Suppe zweifelhaften Charakters verschenkt. Da schien es mir geraten, meinen Magen, dem für die Beobachtung solcher Obdachssuppen noch die rechte Schulung fehlte, recht aufnahmefähig zu halten.

Alexanderplatz. In den Stadtbahnbögen rechts mußte der Beschreibung nach die Wärmehalle liegen. Zuerst das Prachtrestaurant zum Prälaten, fast ein Dutzend Bogen lang. Dann eine Maschinenhalle. Ein Mädchenheim. Eine Filiale des „christlichen Vereins junger Männer“. Das Zentralbureau für Arbeitsnachweis. Endlich die Wärmehalle. Eine Kulturgeschichte in extenso, die Reihenfolge dieser Bogen. Und über sie hinweg, hin- und herrasend, unbekümmert um die Tausende, die da unten ein- und ausgehen, die Züge der Eisenbahn — das wahre Bild der Gegenwart.

Es gilt, daß man sich's ganz gesteh',
Wie unbekümmert um Glück und Weh
In ewig eigenen Bahnen kreist
Schaffend und formend der Menschengeist. (Dehmel.)

Durch die Ehrenwache zweier „Blauen“ hindurch halte ich meinen Einzug. Zunächst einen Überblick. Bogen um Bogen dasselbe Bild. Lange Bänke, ohne Tische, auf denen die Proletarier dichtgedrängt beieinander sitzen, wie Schuljungen bei der Prüfung. Die Fensteröffnungen oben an der flachen Bogenrundung. Der einzige Ausblick, den sie freilassen, ist das gegenüberliegende Polizeigebäude. Die Polizei als einzige Aussicht des Proletariats — dieser kleine Zug schien mir tief, tief symbolisch.

Endlich habe ich auf einer der letzten Bänke einen Platz gefunden, von dem aus ich ungestört das Publikum beobachten kann. Ein großer Teil ist in irgend eine Lektüre vertieft, die älteren meist in Zeitungen, während bei den jüngeren eine entschiedene Vorliebe herrscht für jene „25-Pfennig-Bücher“, deren Räuber- und Indianergeschichten unsere Sextaner so angenehm gruseln machen. Der Grund des Interesses ist in beiden Fällen derselbe: die Freude am Sensationellen. So hörte ich wie ein junger Arbeiter dem andern seine Geschichte zum Tausch anbot mit den Worten: „Det's fein, da is' 'ne Masse Dodschlag drin“.

Zu meiner Freude merke ich, daß man sich hier freier gehen läßt. Da das Schlafen in diesen Räumen verboten ist, läßt sich jeder, der nicht gerade liest, gern in eine Plauderei ein. Unglücklicherweise bin ich jedoch zwischen mehrere Polen geraten, die nur sehr schlecht deutsch sprechen und von den genaueren Verhältnissen des Proletariats keine Ahnung haben. Den Platz wechseln, würde auffallen. Verschwinden und wiederkommen wäre zeitraubend. Zudem hätte ich auch dann die rechte Nachbarschaft nicht sicher. Kurz, ich entschließe mich zum Weg ins Asyl.

Prenzlauerstraße. Eine der vielen Straßen des Zentrums, deren geringe Breite zur Höhe der Häuser nicht recht passen will. Auf den ersten Blick sieht man, daß diese Straßenflucht angelegt war für jene sonderen, licht- und luftreichen Häuser altpreußischen Geschmacks. Seit jedoch die Hauptstadt Preußens die Hauptstadt Deutschlands wurde, lernte man sparsamer mit dem Raum umgehen. Die vielen Straßenzüge, die sich um das Zentrum herumlagerten, preßten die alten Häuser immer dichter zusammen und trieben sie immer mehr in die Höhe. Und nun stecken die großen Häuser in der kleinen Straße drin, wie ein aufgeschossener Bengel in seinen kurzen Hosen.

Und doch haben die meisten dieser Straßen noch etwas vom alten Leben an sich: wie in den seligen Tagen der Polizeistunde schlafen sie auch heute noch früh ein. Während am Alexanderplatz das Leben noch fieberisch pocht, wird es hier schon still und einsam. Nur hin und wieder das seelenlose Gesicht einer Dirne. Aber selbst diese Dirnen haben nichts gemeinsam mit der Demimonde Neu-Berlins. In

weißer Schürze und Umschlagetuch schlendern sie meist baarhaupt durch die Straße. Nichts von dem koketten Mäntelchen mit dem Pelzbesatz, dem flotten Kopfputz und dem leichten Gang. So wenig, wie das Innere ihrer Kammern rote Ampeln und weiße Himmelbetten kennt. Plump getünchte Wände und ein rohes Bettgestell, in dem die brutalste Liebe, die Liebe sans phrase — Venus bestia sich wälzt.

Das Ende der Prenzlauerstraße ist auch das des alten Berlins. Nur zwei Bauwerke hat die Vergangenheit nach vor diese Stelle gesetzt. Rechts das Mauerviereck eines Kirchhofs, links das Exerzierhaus des „Kaiseralexandergardegrenadierregiments". Zwischen beiden ein ansehnlicher freier Raum. Dem alten Berlin war es ein Platz, dem neuen der Anfang einer Straße: in der vollen Breite des ehemaligen Platzes zieht sich heute die „Prenzlauer Allee" hinaus. Zu beiden Seiten wahre Turmmauern von Häusern. Aber die breite Straßenflucht in der Mitte scheint für Luft und Licht hinreichend zu sorgen, und mit stolzer Selbstzufriedenheit rühmt der moderne Bürger seine Obrigkeit und deren wohlweise Bauordnung. Und trotzdem ist diese Bauordnung wie soviele unserer gepriesensten Sozialreformen doch nur Maske, nichts als Maske. Man gehe nur durch die Thorfahrt der Häuser eines neuen Stadtteils (im Norden namentlich). Haus nach Haus ragt da hintereinander auf, so dicht, daß sie einander den Atem zu nehmen scheinen und die Höfe dazwischen sich ausnehmen wie ungeheure Kamine. Wen je das Geschick in eine solche Hofwohnung verschlug, der begreift sehr wohl, was auch den Bewohnern der neuen Stadtteile so schwer auf der Brust liegt, was ihre Schultern niederzwängt und ihre Gesichter bleicht. Ja wären die Hofräume ebenso breit wie die Straße selbst, dann freilich könnte man von einer gesunden, wenn auch vielleicht nicht ganz praktischen Bauart reden. So dagegen ist die Riesenstraße der Neustadt eine Riesenheuchelei.

Die Stadt verläuft allmälig im Sande der Mark. Die Straße wird zur Landstraße, in der die Pflasterung aufhört und die städtischen Gassen abgelöst werden von den Grasgräben des Landes. Mehr und mehr rücken die Häuser auseinander und verbreiten sich die Aussichten auf das Flachland. Da taucht endlich die große rote Front des Asyls auf.

In der Fröbelstraße biege ich ein. An einem großen Gebäudekomplex, dem Altmännerhaus, vorüber zum „roten Schloß", wie der Proletarier das städtische Obdach getauft hat.

Eine Uhr habe ich nicht mitgenommen. Aber nach meiner Schätzung kann es nicht viel über fünf sein. Um sechs erst, hat man mir mitgeteilt, wird das Asyl geöffnet.

Langsam gehe ich in der Nähe auf und nieder. Ein Proletarier geht an mir vorbei. Er betrachtet mich einen Augenblick. Dann:

„Wenn de noch lang hier rumstehn willst, denn kannste ooch jleich bei Muttern Jrün jehn".

„Nanu, ich denke doch erst um sechs?"

„J, schon feil vier. Komm man mit". —

Durch das Frontgebäude über den Hof in einen kleinen Vorraum. Hier, in diesem karbolduftenden Flur sammelt man sich an. Welche Gestalten! Weißhaarige Alte, deren Arbeitskraft längst auf den letzten Tropfen ausgesogen ist, und die man nun als wertloses Gerümpel auf die Straße geworfen hat. Dann wieder Männer der besten Jahre von kräftigem Bau, die arbeiten könnten, arbeiten wollten, — wenn man sie nur arbeiten ließe. Auch halbwüchsige Burschen, Knaben nach ihrem Alter, Roués nach ihren Erfahrungen.

Endlich ist die vorschriftsmäßige Zahl beisammen, und die Thür wird aufgerissen.

„Vorwärts!" kommandiert eine Stimme von innen.

Man drängt und stößt sich hinein. Aber dem schneidigen Herrn da drin scheint es noch immer nicht schnell genug zu gehen.

„Vorwärts!!" brüllt er noch einmal mit ganzer Lungenkraft.

Jetzt komme auch ich an ihm vorbei. Natürlich ein „Blauer".

Über einige Gänge weg trägt der Strom mich in einen Saal. Ein schmuckloser Raum mit spärlichem Oberlicht, drückend schwül in seiner stickigen Karbolatmosphäre. Man setzt sich auf die Bänke, die da in der Mitte aufgestellt sind wie in einem Bethaus, oder drängt sich an die Thür im Vordergrund.

Nach einiger Zeit ein wachsender Lärm an der Thür, durch die wir eintraten. Noch einen zweiten Schub Obdachloser hat man eingelassen.

Wachsende Unruhe. Der Zudrang nach der Vorderthür wird stärker.

Da, ein Schlüsselrasseln. Es wird geöffnet, und mit ängstlicher Hast schiebt man sich vorwärts. Als Wegweiser stehen wieder einige Blauröcke da.

Langer Schmalraum. An den Längswänden zwei Reihen zusammengeschlagener Pritschen. Darauf stürzt man sich los. Ich selbst nehme in der Mitte des Saals eins der Instrumente in Beschlag. Beim Aufschlagen bemerke ich ein Stück einfachen Sackzeugs. Ob es die Bestimmung hat, die Rolle einer Matratze oder eines Deckbetts zu markieren, darüber bin ich mir noch nicht ganz klar. Für beide Fälle jedoch dürfte es seinen Beruf verfehlt haben.

Endlich ist der Raum gefüllt. Auf zwei Pritschen durchschnittlich drei Mann. Macht auf die 60 Pritschen, die hier stehen, an die 80 Personen. Hm, die Luft kann gut werden.

Die Fenster, wie in einem Gefängnis hoch oben an der Wand, geben nicht mehr genug Licht. Man zündet die beiden Gaslichter an der Eingangs- und Ausgangsthür an und schließt die Baracke vorn ab.

„Baden!" ruft eine Stimme an der oberen Thür. Und der halbe Schlafsaal eilt hinaus. Ich selbst verzichte auf den Genuß und betrachte mir von der Pritsche aus meine „Pennbrüder".

Da wäre ich nun mitten drin in einer Gesellschaft von „Ballonmützen und Zuhältern" und müßte mich meinem offiziellen Empfinden nach höchst unbehaglich fühlen. Und doch kommt mir das alles so durchaus natürlich vor, als wenn ich seit Jahren schon in dieser Umgebung gelebt hätte. Die Geschichte mit den Brennesseln: es sticht, wenn man dran rührt, es ist harmlos, wenn man fest zugreift.

Die „Badegäste" kommen zurück. Unter ihnen meine beiden Nachbarn; ein stellungsloser Arbeiter und ein alter, lahmgewordener Kellner. Endlich zwei Leute, wie ich sie suchte. Man hat kein Mißtrauen mir gegenüber. Nur einmal, als ich eine „Biene" (Bienen, so nennen sie ohne Unterschied der Arten die stechenden und saugenden Insekten) im Nacken fühle und danach lange, fällt dem Kellner meine schwielenlose Hand auf. Doch der Verdacht ist bald beseitigt.

„Was bist Du denn eigentlich?"

„Schreiber."

„Schreiber? Ja warum haste denn das nicht gesagt vorne? Dann wärste doch in'n Schreibersaal gekommen."

Und nun malt man mir in den glühendsten Farben die Herrlichkeiten des Schreibersaals aus. Es scheint dies das Paradies der Obdachlosen zu sein. Die üppigsten Luxusgegenstände soll man dort gesehen haben. Man munkelt sogar von Strohsäcken.

Das Schloß am Eingang wird gedreht. Ich frage, ob es bereits das Abendessen sei. „Dauert noch 'ne Stunde", antwortet man; „das is' blos wieder so'n *." Der * (das Charakteristikum selbst hierherzusetzen verbietet mir der Paragraph der Beamtenbeleidigung; denn ein Beamter muß der * wohl gewesen sein, er wäre sonst schwerlich zu dem Schlüssel gekommen) schreitet die Baracke langsam ab und bietet für zehn Pfennige „zwei Butterstullen" feil. Zwei jüngere Leute in meiner Nähe bringen das genügende Kupfergeld zusammen und erstehen den Leckerbissen.

In aller Bescheidenheit eine Frage nebenbei. Wie ist

ein solcher Vorgang, ein Wucher gemeinster Art, möglich? Nach dem Abendessen, um das gleich vorweg zu nehmen, bot man sogar Cigarretten an. Das Angebot wurde allerdings abgelehnt mit den drostischen Warten „rooch du'm Hund am Schwanze", aber wie verträgt sich der bloße Versuch mit dem Paragraph der Hausordnung, der das Rauchen verbietet?

Trotz des Hungers wurde mir die Zeit bis zum Essen nicht lang. Allein die zahllosen Genrescenen, die hier bunt wie auf einem niederländischen Bild durcheinanderwirbelten, kannten einem die Zeit verkürzen. Am interessantesten waren mir die politischen Gespräche, mit denen man hier „unter sich" nicht zurückhielt. Ich selbst verwickelte mich in eine Debatte, die ein Leser des „Vorwärts" mit einem solchen des „Sozialist" eingeleitet hatte. —

„Aufstellen!!" Die Thür ist aufgegangen. Man erhebt sich und stellt sich dem Kommanda gemäß vor die Pritschen. Zwei Beamte gehen die Reihen ab und verteilen ineinandergestülpte Speisenäpfe. Aus einem Speiserest meiner Schüssel sehe ich, daß es Tags vorher Mehlsuppe gegeben hatte. Sollte auch heute — du lieber Himmel, wenn sie nur genießbar ist!

Und wieder geht man die Reihen herunter. Diesmal mit wahren Säulen trockener Brotschnitte. Trocken — das heißt nicht geschmiert. Im Übrigen fühlt es sich schon einigermaßen feucht an. Der Magen der Arbeitslosen soll zum mindesten nicht ohne Arbeit bleiben.

Nun ordnen die Obdachlosen sich zu einer langen Prazession. Am Eingang hat ein Unterbeamter in Soldatenmütze sich mit einem langen Schöpfgefäß var einen ungeheuren Speisekessel gestellt. Dorthin geht die Wallfahrt. Es ist die Suppe.

Die Spitze schwenkt wieder um. Sie balanzieren ihre gefüllten Näpfe. Wahrhaftig — Mehlkleister! Und welche Nummer! Braun wie eine Kartoffelschale. Aber ich kann nicht umkehren, das würde auffallen.

So suche ich wenigstens das Übel nach Kräften zu verringern. Als ich am Kessel stehe, halte ich den Napf absichtlich schief, sa daß die Hälfte wieder zurückklatscht in den Kessel. Umsonst. Die Soldatenmütze bekommt ein menschliches Rühren und schreit mich an:

„Ochse! Kannste nich grade halten?! Ausschütten!!"

Es hilft nichts. Ich muß wieder ausschütten und mir mein volles Teil zumessen lassen.

Aber gut war es, daß ich den Tag über gehungert hatte.

Das Brod ist verzehrt und die Suppe ausgeschlürft. Man legt sich nieder, barfuß meist. Ein hartes Lager, solch eine Pritsche. Aber schließlich, es läßt sich ertragen. Wenn man nur nicht die unglückliche Idee gehabt hätte, die Wärmerohre direkt unter den Kopfenden der Pritschen hinzuleiten.

Es wird stiller und stiller. Schließlich nur noch hie und da ein lautes Geräusch. Das hohle Husten eines Schwindsüchtigen ader das Stöhnen eines Träumers. Aber nur flüchtig auftauchend, dann wie versinkend in dem Schnarchen, das regelmäßig, wie das Wellenspiel eines Meeres, auf- und niederwogt. Ein schwerer Dunst, der Armeleutegeruch, jene fast greifbar dicke Atmosphäre, die gleichzeitig den Körpern und Kleiderfetzen der Elenden entströmt, steigt auf zur Decke. Und immer dichter ballt er sich zusammen, bis er sich schließlich langsam, langsam zu senken scheint und ich ihn nun wie eine körperliche Last beinahe auf mir sich niederlassen fühle. Aber es ist nicht Ekel, was ich dabei empfinde. Nur eine gewisse beängstigende Schwere. Doch sie geht aus van einer Last, die ich vereint mit den Unglücklichen mir zur Seite trage, die mich mit ihnen verbindet. Und dann ist mir, als ob diese neblige Schicht nicht nur in diesem engen Raum lagere. Weit, weit darüber hinweg dehnt sie sich aus. Über all die Tausende unglücklicher Arbeiter des Gedankens, das leidende, verachtete Praletariat des Geistes lagert die gleiche, dunstige Schicht, und sie alle haben das gleiche Interesse, diese Nebel zu durchdringen, die sich zwischen sie und ihre Sonne zwängen.

Bis um Mitternacht kammen nach hin und wieder kleine Gruppen von Nachzüglern. Sie durchgehen die Baracke, überzeugen sich, daß alle Plätze besetzt sind, und ziehen dann weiter, zum nächsten Schlafsaal. Dann fällt auch diese Störung fort, und eingewiegt vam gleichmäßigen Geräusch der Schnarchenden dämmere ich sacht hinüber. . . .

„Aufstehen! Decken zusammen!" — Der Morgengruß der Beamten.

Es kommt wieder Leben in den Saal. Die Vorsichtigen ziehen behutsam ihre Kleider aus, um sie von den „Bienen" zu säubern. Man delagert die vier Wasserhähne der Baracke, um „Toilette" zu machen, und rüstet sich zum Empfang des Frühstücks.

Dieselben Bilder wie am Adend vorher. Erst das Brot, dann die fatale Wallfahrt zum Suppenkessel. Diesmal sallte ich mehr Glück haben. Als ich wieder so ziemlich den ganzen Inhalt der Suppe zur Seite schütten lasse, verliert der Beamte die Geduld und giebt mir den guten Rat, mich zum Teufel zu scheren.

Aber meine Freude kommt zu früh. Mein linker Nachbar wird mitleidig, als ich mich so untröstlich scheinbar am Pritschenrand niederlasse:

„Da, kannst meine haben!"

Nur mit Aufbietung aller seiner Autarität vermochte mein Großhirn den Magen zur Aufnahme dieser neuen Portion zu bestimmen. —

„Pritsche hoch! Decken vor!" Es ist die letzte Scene dieses Nachtlagers. Ein baumlanger Blaurock geht den Saal durch, überzeugt sich, daß man ihm gehorcht hat, und schupst einen klapperigen Alten, der nicht schnell genug fertig werden konnte.

Nicht lange nach fünf Uhr morgens waren wir draußen. Die Schlafsäle werden einzeln geleert und ihre Insassen vor dem Gebäude polizeilich zerstreut. Ansammlungen sind ja bekanntlich gegen den Geist der Ordnung. Sie verleiten leicht zu revolutionären Ausschreitungen — selbst, wenn es eine Handvoll Menschen ist, die am finstern Frühmorgen eine halbe Stunde vor der Stadt zusammensteht.

Um sechs langten wir, zu dritt, am Alexanderplatz an. Es war noch dunkel, aber die Stadt war schon wieder munter. Das Wetter hatte sich bedeutend abgekühlt und wir zitterten var Kälte in unsern Lumpen. Die Wärmehalle wurde jedoch erst nach sieben geöffnet. An die Mauer lehnen oder uns auf irgend einen Treppenabsatz niederlassen, das durften wir nicht wagen; das Auge des Gesetzes ist in dieser Gegend von ganz besonderer Wachsamkeit. So blieb uns nichts übrig, als über eine Stunde lang von einer Ecke zur andern zu pilgern und uns in allerlei Betrachtungen zu ergehen, weshalb man im Asyl wohl solche Eile hatte, uns zu entfernen, während man sich hier doch durchaus nicht beeilte, uns aufzunehmen. Zu einem Resultat sind wir dabei nicht gekommen. — — —

An diesem Tag degannen meine eigentlichen Studien. Meinen Zweck hatte ich endlich erreicht. Van einem „Pennbruder" erfuhr ich die Orte, an die ich mich zu wenden habe. Welches diese Orte sind, welche weiteren Erfahrungen ich auf meinen Wanderungen sammelte, davon ein andermal, wenn ich die Umrisse des vorliegenden Gemäldes im Einzelnen ausführe.

(Schluß folgt.)

---

## Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

**Ableilung Berlin**

**Ethik und Gefängnißwesen**

war das Thema, welches Herr John L. Elliott am 26. April cr. in der sozialen Gruppe behandelte. Er führte folgendes aus:

„Der größte Fehler, welchen die gesetzgebenden Mächte begangen haben, ist der, das Verbrechen und nicht den Verbrecher in Betracht zu ziehen. Die Gesellschaft kann sich nicht gegen die bereits begangene That des Verbrechers schützen, sie kann nur fernerem Verbrechen vorbeugen. Verbrechen erzeugt Verbrechen. Wenn eine Gesellschaft die Verbrechen vermindert sehen will, so muß sie das Entstehen der Übelthaten verhindern. Ein Gefangener soll aus dem Gefängnis als

ehrlicher Mann hervorgehen, ausgerüstet mit geistigen und körperlichen Fähigkeiten, sein tägliches Brot zu verdienen, mit moralischer Kraft gestählt für den Entschluß, rechtschaffen zu leben, und wenn diese Fähigkeit nicht erreicht, die moralische Kraft nicht entwickelt werden kann, dann bedingt die Wohlfahrt der Gesellschaft, daß dem Verbrecher die Freiheit vorenthalten werde, als einem hilflosen Idioten oder moralisch Verrückten, unheilbar Kranken. Ich glaube nicht zu weit zu gehen, wenn ich der Hoffnung Raum gebe, daß der Tag nicht zu fern sein wird, wo man den Grundsatz anerkennt, daß das Endziel unseres Strafverfahrens darin besteht, den Übertreter so lange in Gewahrsam zu halten, bis er gänzlich gebessert ist, und es angebracht erscheint, ihn der Gesellschaft zurückzugeben. Dies ist die Theorie, welche Mr. **Brockaway** in der Besserungsanstalt zu **Elmira** zu verwirklichen sucht. Das System macht wegen der Art der Übertretung, wegen der Schwere des Verbrechens in der Behandlung des Gefangenen keinen Unterschied.

Es ist ganz gleichgültig, ob das gesetzlich in Betracht kommende Strafmaß 10 oder 20 Jahre oder nur 12 Monate lautet. Der nach Elmira kommende Sträfling unterliegt den Bestimmungen der Besserungsanstalt, und wenn er diesen genügt, d. h. wenn er gebessert ist, wird er entlassen, ohne Rücksicht auf die Länge der Strafe. Mr. Brockaway's Theorie bezweckt ausschließlich Bekehrung und Ausrottung der verbrecherischen Keime eines verbesserungsfähigen Verbrechers und stützt sich dabei darauf, daß es ganz gleich ist, ob eine mehr oder minder schwere Übertretung vorliegt, sondern daß überhaupt ein Verbrechen oder eine Übertretung vorhanden ist, deren Wiederholung für die Zukunft verhindert werden muß. Was ich über diese Anstalt sagen werde, ist zum Teil das, was ich selbst in Elmira gesehen habe, zum Teil dem Buche des Engländers **Alexander Winter** entnommen, welcher nach Amerika gekommen ist, um dies System zu studieren. Mr. Winter lebte längere Zeit in der Anstalt, arbeitete als Gefangener und versuchte auf jede Weise, sich ein richtiges Urteil darüber zu bilden. Die Gefangenen sind in drei, von einander stark unterschiedene Grade geteilt. Beim Eintritt in die Anstalt kommt der Betreffende in den zweiten oder Übergangsgrad, beim Steigen kommt er in den ersten und beim Fallen in den dritten oder eigentlichen Verbrechergrad. Die Beförderung und Freilassung geschieht durch beständiges, stufenweises Avancieren. Es ist verhältnismäßig ein kürzerer, aber bei weitem beschwerlicherer Weg, als es scheint. Die Anstalt ist Zwangsschule und Bildungsanstalt. Dieser Zwang besteht jedoch nur darin, aufzuwecken und zu zwingen, aus eigenem Antriebe seine Mängel zu erkennen und zu bessern, und es hängt ausschließlich und allein von dem Willen, Fleiß und Betragen des Betreffenden ab, wann er entlassen wird. Folgende Aufstellung zeigt die Gefangenschaftsdauer. Es sind im ganzen 3289 entlassen worden.

| | | | |
|---|---|---|---|
| Nach | 12 | Monaten | 7 pCt. |
| „ | 13—15 | „ | 25 „ |
| „ | 16—18 | „ | 16 „ |
| „ | 19—24 | „ | 21 „ |
| „ | 25—39 | „ | 19 „ |
| „ | 39 | „ | 9 „ |

Für den nach Entlassung strebenden Mann giebt es absolut keinen Ausweg, als selbst mit spontaner Willenskraft zu arbeiten. Ist nun ein Individuum in den ersten Grad befördert worden, dann ist in Arbeit, Schule und Führung das Prädikat „vorzüglich“ für weitere 6 Monate erforderlich, um den Direktoren bei ihren vierteljährigen Sitzungen behufs Entlassung auf Parole (Ehrenwort) in Vorschlag gebracht zu werden. Die auf Parole Entlassenen werden von den Versetzungsbeamten unter Aufsicht und Kontrolle gehalten, und sobald sie vom richtigen Wege abweichen, werden sie wieder verhaftet und nach der Anstalt zurückgebracht. Ich halte dies Parole-System für eine der wichtigsten Seiten der neuen Reform. Der plötzliche Sturz aus einer Sphäre in eine andere ist der gerade Weg zu Ausschreitungen, niemals aber bringt er gute Früchte. Wenn ein solches Übergangsverhältnis wirklich segenbringend sein soll, so darf es vor allen Dingen keinen plötzlichen Charakter haben.

Wenn in Erwägung gezogen wird, daß von den nach Elmira verurteilten Individuen 75, ja vielleicht sogar 90 pCt. thatsächlich keine Profession gelernt haben, und daß von allen Verbrechen rund 94 pCt. gegen das Eigentum begangen werden, so ist es nicht zu verwundern, wenn diesem Umstand von Anfang an ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet worden ist und beständig mehr und mehr gewidmet wird.

Unter allen Umständen sollte mit jeder Art von Arbeit in den Gefängnissen der Zweck verbunden sein, wenn nicht ausschließlich darin liegen: dem Entlassenen ein Ernährungsfeld zu sichern. Moral zu besitzen, ist wohl sehr schön, aber sobald Not und Elend an die Thür klopfen, sobald der Magen zu knurren beginnt, dann ist unserer schwachen menschlichen Natur die Versuchung, die Gesetze zu übertreten, nur zu nahe gelegt. Unterricht wird in 25 Erwerbszweigen gegeben; unter diesen 25 Professionen befinden sich Klassen für Maschinisten, Schmiede, Steinhauer, Zimmerleute, Holzdrechsler, Maler (Anstreicher), Maurer, Abputzer, Klempner, Buchbinder, Drucker, Schneider, Schuhmacher, Bäcker, Barbiere u. s. w. In einer der letzten Sprechstunden des General-Direktors sprach ein neunzehnjähriger Sträfling und erzählte mit weinenden Augen von seinen Lügen bei der Aufnahme in die Anstalt und schloß mit der Bemerkung: Hätte ich in meiner ersten oder zweiten Gefangenschaft eine Profession gelernt, dann würde ich niemals zum dritten Male ein Verbrechen verübt haben. Mr. Brockaway hat mir einmal gesagt: „Wenn ich einen fortgehenden Gefangenen frage: ‚Was wollen Sie da draußen in der Welt?‘ und er antwortet: ‚Mich bessern‘, so glaube ich ihn schon wieder in der Anstalt zu sehn; aber wenn er sagt: ‚Ich will arbeiten!‘ dann glaube ich, daß er wirklich gebessert ist.“

Es giebt nichts Irrigeres, als zu glauben, daß das Leben in der Anstalt leicht oder angenehm ist; zwar arbeiten die Sträflinge nur acht Stunden in den Gewerken, aber ich habe weder innerhalb noch außerhalb irgend eines anderen Gefängnisses so schnell und tüchtig arbeiten sehen. Die Arbeit ist so schwer, daß ein schwacher Mensch es nicht aushalten kann und erst in der Turnhalle vorbereitet werden muß.

Ich kann nur ganz kurz noch andere bemerkenswerte Züge dieses Besserungssystems andeuten. Eine der originellsten Ideen und in gewisser Beziehung eng verbunden mit dem erzielten Erfolge ist die Herausgabe einer Anstalts-Wochenzeitung, die an sämtliche Gefangene, ausgenommen an diejenigen des dritten Grades, am Sonntag-Vormittag ausgegeben wird.

Unter den Gefangenen befinden sich immer Leute, die als Drucker und Setzer verwendet werden können. ‚The Summary‘ besteht aus 8 Seiten Druckpapier, und das ganze Arrangement läßt nichts zu wünschen übrig und bringt in präziser Kürze außer der Wiedergabe aller nennenswerten in- und ausländischen Neuigkeiten der vorhergehenden Woche sämtliche Ereignisse, welche sich in der Anstalt zugetragen haben. Ferner bringt sie Original-Abhandlungen aus autoritativer Feder und aus den besten Journalen. Der Sträfling schreitet vollkommen mit der Zeit fort.

Wir finden in Elmira auch eine Art militärischer Ausbildung der Gefangenen. Als im Jahre 1888 durch das Gesetz alle Gefangenen außer Arbeit gesetzt wurden, kam man in Ermangelung eines anderen Beschäftigungsmittels auf den Gedanken einer militärischen Organisation. Man wählte 60 der bestgeeigneten Leute aus dem 1. Grade aus und brachte ihnen die Anfangsgrundsätze der militärischen Bewegungen so schnell als möglich bei. Diese 60 Mann wurden zu Unteroffizieren gemacht, und in weniger denn einem Monat war ein Regiment mit 8 Kompagnien gebildet. Seitdem dies Gesetz beseitigt ist und die Gefangenen wieder produktiv arbeiten können, wurde das militärische System, das als so heilsam befunden worden war, teilweise beibehalten. Zweimal in der Woche wird der ganze Nachmittag in militärischen Übungen zugebracht. Der General-Direktor ist der Oberst des Regiments, andere Beamte sind zum Teil auch Offiziere, und die ganze Anstalt wird als militärische Schule betrachtet. Fertigkeit, Reinlichkeit, Schnelligkeit und andere Eigenschaften des Soldaten, in denen der Verbrecher notorisch schwach und nachlässig ist, werden dem Sträfling beigebracht.

Es bleibt nur übrig, die Ergebnisse dieses Systems anzugeben; dies genau zu thun, ist selbstverständlich unmöglich, man kann es nur taxieren, aber immerhin viel genauer als bei einem gewöhnlichen Gefängnis, weil die Entlassung auf Parole ist.

Auf Parole wurden entlassen 3289 Personen; wahrscheinlich gerettet wurden 2689 oder 82 pCt.

Soviel über die Besserungsanstalt in Elmira.

Gestatten Sie mir nur ein Wort über Gefängnisreform im Allgemeinen und die Stellung unserer Gesellschaft dazu.

Wir brauchen ein neues Gefängnissystem, ein System, welches der Not unserer Zeit entspricht, ein System, welches auf Gerechtigkeit begründet ist und unsere Gesellschaft wirklich schützt, nicht ein System, welches die Staats- und Menschenfeinde vermehrt. Gerechtigkeit besteht nicht darin, Thaten mit Zeit abzumessen. Es ist irrationell, die Strafe für eine That anzusetzen, welche das zufällige Resultat von mitwirkenden Umständen ist. Es ist kein Unterschied zwischen einem vorsätzlichen Meuchelmörder, dessen Kugel sein Opfer nicht trifft, und einem, der besser gezielt hat. Aber wirkliche Gerechtigkeit fordert nicht allein, daß wir den Verbrecher richtig beurteilen, sondern auch, daß wir ihn wirklich bessern. Es ist eine abgenutzte Phrase, daß der Staat zum größten Teil an jedem Verbrechen schuld und verpflichtet ist, es so weit wie möglich gut zu machen. Man hört heute so viel von der Beschützung der Gesellschaft, — als ob die Gesellschaft allein angegriffen werden könnte; während es in Wirklichkeit oft das Individuum ist, welches angegriffen ist, und das sich schützen muß.

Zugegeben, daß wir ein neues System brauchen, was haben wir zu thun?

I. Uns bewußt zu werden, daß die jetzt noch herrschende Idee, daß ein Verbrecher für seine Übelthat ein gewisses Maß von Zeit absitzen muß, ganz gleich, wie diese zu seiner Besserung verwendet wird, unzulänglich ist.

II. Verschiedene Klassen von Verbrechern streng von einander zu trennen, so daß jede die richtige Behandlung haben kann. Die Jüngeren und Besserungsfähigen müssen zur Umkehr gebracht, physisch, geistig und moralisch erzogen werden, die alten und gewohnheitsmäßigen Verbrecher auf Lebenszeit in Haft behalten werden.

Ich muß mich auf ein paar Andeutungen beschränken, aber ich möchte noch zeigen, wie fürchterlich wir uns in der Behandlung einer Klasse von Verbrechern geirrt haben, — und solche Irrtümer erstrecken sich auf fast alle Klassen derselben, — ich meine die Klasse der Schwachsinnigen. Gehen wir in die Gefängnisse, in die Zuchthäuser, in die

Verbrecherkeller, in die Besserungsanstalten für gefallene Mädchen, gehen wir, wohin wir wollen, wo Verbrecher versammelt sind, da sehen wir die trüben Augen, die kleinen oder übergroßen Schädel, das maskenartige Gesicht des Idioten. Sie haben dem Gesetz zuwider gehandelt, aber warum? Weil sie es nicht anders wußten, weil sie nicht anders konnten. Sie haben die Leidenschaften eines erwachsenen Menschen und den Verstand eines Kindes. Die Vernunft und die Willenskraft, mit welcher wir unsere Leidenschaften und Versuchungen bekämpfen, fehlen ihnen gänzlich. Neulich habe ich einen solchen gesehen. Während meiner Unterhaltung mit ihm fragte ich ihn: „Wieviel ist 3 × 3?“ Er konnte nicht antworten, obgleich er den ernstlichen Versuch machte, das Exempel zu lösen. „Nun sagen Sie mal, wieviel ist 3 + 3?“ Da nahm er seine krummen stumpfen Finger und versuchte, daran abzuzählen. Nach längerer Zeit ist er zu dem Ergebnis gekommen, daß es 5 sei. Und — der Mensch sitzt im Zuchthause. Was thut er da? Er dreht ein Rad und wird es noch 3 Jahre lang drehen und wird wieder herauskommen, wenn möglich noch stumpfsinniger als vorher. In Elmira werden diese Art Verbrecher besonders behandelt. Sie sind im sogenannten Kindergarten. Das Wort Kindergarten ist vollständig ins Englische übernommen. Sie werden dort erstens besser genährt, müssen tüchtig turnen und werden besonders in schnellen Bewegungen geübt. Alles nur Erdenkliche wird angewendet, sie aus ihrem Stumpfsinn herauszuschütteln, und es ist erstaunlich, wie viel mit solcher Behandlung gemacht werden kann. Außerdem bekommen die Kindergarten-Schüler Unterricht in der Art, daß sie von Stufe zu Stufe geleitet werden, und Tag für Tag die einfachsten Dinge lernen, bis allmählich in die dunkle Seele ein paar Lichtstrahlen hineindringen. Aber es giebt auch solche, die niemals brauchbare Mitglieder der menschlichen Gesellschaft werden können, und ich behaupte, daß es nicht unrichtig ist, solchen Menschen sowohl wie den Gewohnheitsverbrechern die Freiheit zu nehmen. Nicht so sehr unsretwegen, als vielmehr um der noch ungeborenen Generation willen ist es nötig; denn so gewiß wie die Wasser, welche über die Niagara-Felsen rauschen und donnern, dieselben sind wie die, welche ruhig und still im Ontario-See plätschern, so gewiß rührt Gutes und Böses einer Generation von allen vorangehenden her. Es ist traurig, daß wir auch nur einen einzigen Menschen die Freiheit nehmen müssen; aber ich glaube, es wird in Zukunft viel häufiger nötig sein. So ein Gefangener, besonders ein lebenslänglicher, ist ein schmerzlicher Anblick. Sein blasses Gesicht, die braune Jacke, welche so einfach ist, aber so viel Scham bedeutet, sollten jedem von uns sagen: „Da du von mir verlangt hast, daß ich meine Freiheit aufgebe, daß ich mein Leben dem Gesamtwohl ganz und gar unterordne, habe ich auch das Recht, von dir zu verlangen, daß du dein Leben dem Gesamtwohl ganz und gar unterordnest. Jeder Tag, jede Stunde ist mir weggenommen, und jeden Tag, jede Stunde hast du zu arbeiten, daß den fürchterlichen Zuständen, aus welchen ich gekommen bin, deren Produkt ich bin, abgeholfen werde.“

Die Gefangenen sind es, die uns die Bedeutung der Worte lehren:

„Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
der Übel größtes aber ist die Schuld.“



Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint
jeden Sonnabend.
Preis viertelj. 1,60 M.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Postanstalten.
Post-Zeitungsliste
Nr. 2002.

# Ethische Kultur

Inserate:
Die viergespaltene
Petitzeile 40 Pf.
Annahme in allen
Annoncenbureaux
und in der
Expedition SW.,
Zimmerstraße 94.

## Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Herausgegeben von
**Dr. Georg von Gizycki,**
Professor der Ethik an der Universität zu Berlin.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. Zimmerstraße 94.

| II. Jahrgang. | Berlin, den 16. Juni 1894. | Nr. 24. |
|---|---|---|





## Lebensanschauungen.

### VI.

### Egoistische Moral.

Von Dr Ewald Horn in Steglitz.

1. Grundlegung. Worauf soll man die Moral gründen? Auf Gottesoffenbarung wie die Theologen? Auf das Gewissen wie Fichte? Auf den common sense wie die Engländer? — Oder auf die Selbstsucht? Ich thue das Letztere. Aber ist das dann noch Moral? Ob es deine Moral ist, weiß Ich nicht, aber meine Moral ist es. Wie Ich durchs Leben finde, darauf kommt es mir an, nicht, wie du über die Bühne wandelst. Indes höre! denn ich brauche deine Ohren, sonst rede ich nicht.

Die landläufigen Moralen bekämpfen die Selbstsucht. Aber Gestern und Heute lehren, daß sie sich allen Moralen zum Trotz behauptet. Ist nun der Begriff der Moral im Gegensatz zu dem der Selbstsucht entstanden, so daß sich beide wie Tag und Nacht verhalten, nämlich einander ausschließend, — oder ist die Moral eine Erweiterung und Steigerung der Selbstsucht, aus ihr hervorgegangen, sie stützend, rechtfertigend und erst recht auf ihren Gipfel bringend? Ich bin der Meinung.

Die Selbstsucht begründet doch wohl die menschliche Gesellschaft; denn wenn die Menschen einander nicht bedürften zu ihrem persönlichen Wohlbefinden, würden sie sich gleichgiltig gegen einander verhalten, jedenfalls keine Verbände eingehen. Aus der Sexualität entspringt die Familie, die Sippe u. s. w. Die Moral ist also eine bloße Klugheitsregel, die darauf hinauskommt: Ich suche mein Wohl, dazu bedarf Ich deiner; aber du wirst mein Wohl nur fördern, wenn auch du deine Rechnung dabei findest. Dies muß Ich dir zugestehen. Sieh, da haben wir ja eine gemeinsame, allgemeine Moral! Aber lassen wir das Allgemeine, Ich liebe das Besondere und sage: Trachtet am ersten nach der Selbstliebe, so wird euch die Nächstenliebe schon noch in der richtigen Form zufallen! —

2. Vom Sein und Dasein des Menschen. Die Essentia eines Menschen (und jedes Individuums) d. h. seine individuelle Besonderheit ist zugleich der Grund seiner Existentia und die treibende Ursache seines Lebens. Denn so, wie Einer geworden ist nach Geburt und Erziehung, so will er sich bethätigen; denn das ist sein Sein, sein Sein, sein Ich. Die Seinsbethätigung ist gleich der Daseinsbehauptung. Darum eben habe Ich ein individuelles Sein — und alles Sein ist individuell —, daß Ich mich behaupte, durchsetze, offenbare und darstelle. Thäte Ich das nicht, so brauchte Ich nicht zu sein. Also lebe Ich.

3. Was heißt Leben? Ich will, weil Ich bin, und Ich bin, weil Ich will. Wille ist mein Leben. Das „Recht" zum Leben ist dir noch nicht mit der Geburt gegeben, du nimmst es dir in der Geburtsstunde deines Ich, deines Eigenwillens, und jetzt hast du es. Nun wahr dich und wehr dich! Ihr müsset von neuem geboren werden, sonst werdet ihr nicht in das Reich — der Freiheit kommen. Frei geboren von der Mutter wird Niemand. Ich muß mich selbst gebären, um frei zu sein. Langsam bereitet sich diese Stunde vor. Aber dann springe Ich mit einem Satz in die Welt wie Joggi vom Baum und rufe hinaus: „Ich!" und das Echo schallt mir hundertfältig zurück: „Ich!" und bestätigt mir meine Entdeckung. Nun habe Ich mich gefunden: Freiheit ist mein Wille, ist mein Leben.

4. Von der Freiheit des Egoisten.*) Man spricht von der Willensfreiheit als einem Attribut des Willens und versteht darunter eine Negation, nämlich die Abwesenheit der Willensreize einerseits und der Willenshindernisse andrerseits. Das ist verkehrt, denn diese Freiheit negiert den Willen selbst. Freiheit und Unfreiheit sind identisch, sie bezeichnen das Verhältnis des Ich zu den Objekten von beiden Seiten betrachtet. Daß Ich will, das ist meine Freiheit, und daß Ich nicht immer kann, wie Ich will, meine Unfreiheit. Beides aber bedingen die Objekte, ohne sie ist kein Wille; denn jedes Ich ist relativ zum Nicht-Ich und existiert nur im Gegensatz dazu. So gewährleisten mir die Objekte meine Freiheit, so bedeuten sie meine Unfreiheit.

Alles ist dem Egoisten an seiner Freiheit, d. h. an seiner Eigenheit, d. h. an seinem Willen gelegen. Seine Freiheit ist sehr positiv, sie ist sein Ich selbst — und mir geht nichts über mich.

Seinem Willen folgt der Egoist, seitdem er ihn im Selbstbewußtsein entdeckt und sich von Anderen unterschieden hat. Weil Ich bin, darum will Ich, und um zu sein, um dazusein, darum will Ich. Mein Wille ist der Ausfluß meines Seins und Grund und Stütze meines Daseins. Sobald Ich mich erkannt habe, bin Ich ein Freier geworden, nämlich ein Eigener und Niemand soll mich mir rauben.

Warum sollte Ich nicht auch fremdem Willen folgen, wenn der meinige einwilligt? Es ist mir bequem, es ist mir nützlich, Ich weiß, was Ich thue und bleibe, der Ich bin. Aber expropriierst du meinen Willen, indem du mir den Brotkorb hoch hängst, so bist du schon gestraft an deiner Freiheit, in-

*) Vgl. meinen Aufsatz im Dezemberheft 1893 der „Freien Bühne".

dem du meine Rache fürchten mußt. Sie kommt über dich, offen oder heimlich.

5. *Von den Willenshindernissen.* Wer will frei sein, der muß ein Herr sein, nämlich Herr seiner selbst. Selbstbeherrschung ist die Bedingung der Selbstherrschaft. Jenes ist die objektive, dieses die subjektive Seite der Freiheit. Dies vorausgesetzt, wird kein onderer mich in seine Gewolt bekommen.

Außer mir giebt es keine Willenshindernisse. Solche betreffen nur das einzelne Wollen. Aber sie sind dovon unzertrennlich und in ihrem Hinwegröumen besteht eben die Thot. Der Wille bethötigt sich nur im Einzelwollen.

Von zweierlei Art sind *diese* Willenshindernisse, physische und transcendentole. Die Welt der Dinge, das große heterogene Nicht-Ich, umgiebt mich, lostet auf mir mit seinen gewoltigen Kräften. Gegen sie will Ich mich behoupten, von ihrem Reichtum will Ich zehren. Dazu ist nötig, daß Ich mir die Natur unterwerfe, über sie herrsche, oder mich ihr nnpasse. Dos eine oder dos ondere: Ich orbeite an der Rotur und arbeite an mir selber; so werde ich mich durchschlagen. Auf dieser doppelten Arbeit beruht der Fortschritt des Menschengeschlechts. ober mich geht er nichts an. Meine Freiheit ist Vervollkommnungsstreben, Willensbereicherung, Mehrung des *Ich.*

Physische Freiheit ist unmöglich, ihr Gedanke schon Thorheit. Wöre sie, so wäre der Wille nicht, so wöre Ich nicht. Der Allmächtige ist der Ohnmächtige; denn wos sollte er wollen? Physische Freiheit bringt erst der Tod und das Ende der Welt. Werfe Ich ein Hindernis bei Seite, so erhebt sich schon wieder ein neues vor meinen Augen. Ich kämpfe dagegen on, immerfort, und die Dinge tragen die Spuren meiner Thätigkeit. Dos geht so longe, bis das Werkzeug des Willens, der Körper, versagt. Donn hot sich unter normalen Verhöltnissen ouch der Wille erschöpft. Dos Ich hot seine Schuldigkeit gethon, es hat sein eigentümliches Sein bethötigt, und die Spur von seinen Erdentogen geht in Äonen nicht unter. Fichte spricht die Unsterblichkeit denen ob, die ihre sittliche Bestimmung im Leben verfehlt hoben. Ich spreche sie dem ob, der sich nicht als Egoist, ols Eigner im Stirnerschen Sinne bethötigt hot. Denn *der Egoismus ist meine sittliche Bestimmung.*

Die transcendentale Unfreiheit geht aus vom homogenen Nicht-Ich, von einem onderen Willen, der dem meinen entgegensteht. Do alle Willen ihre Bethötigung auf dieselben Objekte der sichtbaren Welt richten, so sind Kollisionen unvermeidlich. Ist mein Gegner ein Freier wie Ich, so vertrage Ich mich mit ihm; ist er ein Unfreier, so unterwerfe Ich ihn. Freiheit ist Gewalt und Gewolt ist Recht.

Physische und tronscendentole Freiheit sind Negotionen, sie bedeuten dann und wonn die zufällige oder erzwungene Abwesenheit von Willenshindernissen. Positiv ist nur die Freiheit des Ich, d. h. der Wille. Diese Freiheit zu wahren, erstrebe Ich den

6. *Verein der Freien.* Mein Freiheitsbegriff schließt den Willenszwang ous. Darum ist er, d. h. der Egoismus geeignet, die Menschen vom Staate zu erlösen und doch zu vereinen. Denn um meiner selbst willen scheue ich Übergriffe in die Willensphäre Anderer und die Anwendung physischen Zwonges, weil noch dem Roturgesetz, daß die Wirkung die gleiche Gegenwirkung hot, die Unfreiheit, die Willensbeeinträchtigung des Andern in meine eigene zurückschlägt. Und wie sollte Ich, der Ich ein Freier bin und die Autorität als Willenszwong verwerfe, meinem Ideal, meiner Eigenheit, mir selbst ins Gesicht schlogen können, Ich, der Ich weiß, wieviel mir mein Prinzip wert ist, Ich, dem nichts über Mich geht? Nein, nimmermehr, Ich werde gerecht sein um meiner selbst willen, und *diese* Gerechtigkeit erhöhet das Volk, sie begründet den Verein der Freien; aber die Unfreiheit ist der Leute Verderben.

Gewolt wird Keinem ongethan werden, der dagegen reagiert. Die sich nicht ouflehnen, mögen Sklaven sein; denn die physische Unfreiheit ist immer die Folge der individuellen. Dem Sklaven geschieht sein Recht, wenn er Gewalt erföhrt. Warum ist er Sklove, so er doch ein Freier sein konn? Und die freie Vereinigung bietet ihm die Möglichkeit dozu. Niemand, d. h. keine outoritöre Macht schützt den Freien, wenn er es nicht selbst thut. Zur Seite steht ihm dobei der Ehrenkodex der Freiheit, der die formole Bedingung der freien Vereinigung ist. Der Rechtsstaat freilich ist der Gewaltsstoot. Er erhält die Menschen in ökonomischer Abhängigkeit. Letztere oder beraubt den Willen der freien Verfügbarkeit über seine Werkzeuge, den Körper mitsomt der Vernunft. Dorum ist für den Egoisten die ökonomische Freiheit die conditio sine qua non zur Herbeiführung seines Vereins der Freien. Ein Schritt zum Ziele ist die soziolistische Gesellschoft. In ihr werden die Egoisten erst recht hungrig werden noch der Freiheit des Egoismus, und sie werden dos Reich der Anorchie erben.

7. *Die Tugenden und die Pflichten des Egoisten.* Stolz ist der Freie auf seine Freiheit und dieser *Stolz* ist seine Tugend, seine Kardinoltugend. In ihm hongt er, wie die Thür in der Angel. Was man sonst für preiswerte Tugenden hält, der Stolz des Egoisten schließt olle in sich. *Mäßig* ist er um seiner Freiheit willen; denn ein Herr kann nur sein, wer sich im Zaume hält. Dos Heerdenvieh überrennt einonder in der Hast des Genießens, es tritt einonder unter die Füße und frißt einander dos Futter ous der Rouse. Dorum ist es unfriedfertig. Je obhängiger sich die Menschen mochen von den Objekten, desto unfreier und friedloser sind sie. Zweierlei verfolgt dos Ich: Nehmen und Geben, Erwerben und Ausgeben, Verzehren und Schaffen, sein Dosein erholten nnd sein Sein bethötigen. Aber jenes ist nur Mittel zum Zweck, dieses der eigenttiche Zweck. Ersteres ermöglicht ollerdings nur das Zweite, indessen Genießen ist vitam degere, Hondeln vitam vivere.

Die Genußsucht ist der Feind der Freiheit. Unfrei ist, wen die Bedürfnisse ziehen. Alle Bestrebungen, die die Genußsucht eindämmen, wie die der Vegetarier und Temperenzler, fördern die Freiheit und sind willkommen zu heißen bei dem Werke, die Menschen zur Freiheit zu — *erziehen.* Denn wos heute noch Freiheit schreit om schmutzigen Biertisch oder an blutiger Tafel, dos sind rohe Knechte, aber keine feinfühligen Herren. Die Menschen müssen erst anders werden, dann wird es onders werden. Das Hauptmotiv in der soziolen Bewegung der Gegenwort ist moteriell: die Proletorier wollen teilhoben am Genuß. Aber wenn sie das Wappen der Bourgoisie: den Schweinskopf mit der Zitrone im Maul, flonkiert von Bierkrug und Weinflosche, nls Fohnenzeichen ihrer zukünftigen „Gesellschoft“ erkiesen, donn werden sie nie über den Jordon kommen.

*Topfer* ist ferner jeder Freie. Die Doseinsbehouptung ginge wohl der Gefohr aus dem Wege, ober die Seinsbethätigung faßt den Stier bei den Hörnern. Um meiner Freiheit willen fürchte Ich nichts in der Welt. Die Furcht macht feige, der Egoist oder will sich durchsetzen. Dobei vergißt er der *Weisheit* nicht, do er sich kennt und seine Kroft. Wer den Mikrokosmos durchschout, der hot den Mokrokosmos erfoßt. Der Topfere ist ouch *wahrhoftig* in seinem Thun; wen sollte er fürchten? Die Lüge beeinträchtigt sein freies Handeln. Aber ols Woffe der Abwehr hat er auch den Mut, unwahr zu sein, Unfreien gegenüber. Ask me no questions and J'll tell you no lies. Meine Gedonken sind nicht deine Gedanken, und meine Wege sind nicht deine Wege.

Aber die Freien respektieren gegenseitig ihre Willenssphäre.

*Gerecht* ist der Egoist. Weil Ich meine Freiheit liebe, dorum hüte Ich mich vor einem Eingriff in die Willenssphöre des ondern. Wer sich kennt, der kennt auch andere. Meine Freiheit hat die deinige zur Voraussetzung. Frei sein konn einer nur unter Freien. Diese Erkenntnis führt zur Gerechtigkeit. Der Freie ist der Gerechte. Er schont die Willens-

sphäre des andern und läßt keinen Eingriff in die seine zu. Aber auch nur der Gerechte ist frei.

Alle diese Tugenden übt der Egoist nicht um anderer willen, sondern um seiner selbst willen. Sie sind ihm keine „du sollst“, sondern ein „Ich will“. In diesen beiden Wörtlein hanget ihm das ganze Gesetz und die Propheten. Ich kenne keine Pflichten gegen andere, die nicht zugleich Pflichten gegen mich selbst sind. Wir Egoisten finden, daß sich die Menschen viel zu sehr um einander bekümmern. Jeder verlangt etwas vom andern, anstatt ihm etwas zu sein aus seiner Fülle, aus seinem Reichtum heraus. Daher aller Wirrwarr, alle Zwiespältigkeit und Unzufriedenheit. Fort mit dem Worte: Du sollst! Es ist die Wurzel alles Übels.

Pflichten gegen den Nächsten? Ja, wenn mein Ich dabei seine Rechnung findet, so erfülle Ich sie. Es ist Sache der Bildung, das Ich im Wir zu finden, und die ganze Pflichtenlehre schließt das Wörtchen „Wir“ ein. Wir, die Freien, üben Pflichten auf Gegenseitigkeit. Die Freien wachsen wie die Bäume des Waldes: sie treiben sich gegenseitig empor, hinauf zum Licht, in der Freiheit zur Freiheit.

8. Von Mitleid und Liebe. Nur eine Liebe hegt der Egoist, die Liebe zu seiner Freiheit, und nur ein Leid fühlt er, die Willensknechtung, die Ohnmacht. Die Liebe zu Andern, das Mitleid mit andern ist eine optische Täuschung. Wen Ich im Spiegel sehe, der bin Ich selbst. Aber der andere muß gleichen Wesens sein mit mir; nur im Freien erkenne Ich mich wieder, in ihm liebe Ich mich, mit ihm leide Ich.

Frei kann Einer nur sein unter Freien, darum wirkt er für die Verbreitung der Freiheitsidee, darum reicht er die Hand denen, die heraufstreben zum Reiche der Freiheit, zu Zarathustras Berge.

Mit den Unfreien hat der Egoist kein Mitleiden, er bedauert sie, wenn er sie nicht verachtet. Physische Willenshindernisse sind sie dem Freien. Kann er sie aber zu seinem Dienst benutzen, als Mithelfer seiner eigenen Seinsbethätigung und als Mittel zur Erweiterung seiner Freiheit, so liebt er sie, wie man ein Haustier liebt.

Je weniger die Unfreien leisten an eigenem, selbständigem Thun, desto mehr bleibt den Freien zu thun übrig. Je größer also die Unfreiheit der Genießenden, desto größer die Freiheit der Schaffenden. Und diese zwei Menschenklassen wird es wohl immer geben.

9. Von Gut und Böse. Gut ist die Freiheit, sie ist das höchste Gut; böse die Knechtschaft, sie ist das höchste Übel. Relativ gut ist alles, was meinen Willen fördert, mein Ich mehrt, relativ böse, was meinen Willen hemmt und hindert. Denn mein Wille ist meine Freiheit, mein Sein und Leben.

Zwei Arten des Übels gehen durch die Menschenwelt. Die einen rühren her vom heterogenen Nicht-Ich der Natur und sind allen Menschen gemeinsam. Die andern fügen die Menschen sich selbst zu aus Unverstand, aus — Unfreiheit. Alle Uebel, alle Schmerzen sind Willenslähmungen, nein — Willenshindernisse verschiedenen Grades. Die höchste und vollkommenste Willenslähmung ist der Tod; aber der ist kein Übel, weil er nicht empfunden wird.

Wir leiden nach dem Gesetz von Wirkung und Gegenwirkung. Sollen wir klagen über das Leid? Sollen wir wünschen, daß es nicht wäre? So müßten wir wünschen, daß wir nicht wären. So müßten wir weiter wünschen, daß überhaupt nichts wäre. Thörichte Wünsche das! Wir leben, und leiden ist das notwendige Korrelat dazu. Klagen aber sind unweise, sagt Epiktet.

10. Gegenwart und Zukunft der Freien. Daseinsbehauptung und Seinsbethätigung ist unsere Freiheit. Beides erschwert uns der Staat, er bevormundet die Mündigen und läßt sie doch hungern. Unser erreichbares Ziel ist transcendentale Freiheit, d. h. die Abschaffung der höchst überflüssigen bewußten Willenshemmungen seitens Anderer, damit alle Kraft eingesetzt werden kann zur Bekämpfung der physischen Unfreiheit, d. h. zur Arbeit an der Natur.

Der Staat existiert nur in der Anerkennung seiner Bürger; versagt diese, so verschwindet der Schemen und die nackte Gewalt kommt zum Vorschein. Kapitalismus heißt sie heute und Bureaukratie. Jenen überlassen wir der Sozialdemokratie, diese umgehen wir wie den Stein im Wege: stoßen wir uns nicht daran, so wird sie an ihrer Zwecklosigkeit zu Grunde gehen. Wir Egoisten sind Anarchisten und — Wüstenprediger; denn in der Wüste der Unfreiheit wandeln wir. Aber wir streuen den Samen der Zukunft. Und grünen wird einst und blühen das Land der Freiheit und die Erde wird nicht mehr sein das Jammerthal, zu dem sie die Menschen heute noch machen. Die Unfreiheit herrscht heute, sie ist mächtiger als Ich, darum bin Ich ihr „loyaler Unterthan“. Denn Narren nur opfern sich ihrer Idee. „Widerstrebe nicht dem Übel!“ lehrt Tolstoi — und meint, er wäre kein Egoist. Wir sind es Alle; haben wir nur den Mut, uns dazu zu bekennen und — Freie zu werden!

---

## Das Proletariat.

Von Witty Pastor in Friedrichshagen.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Als ich mich in das Leben des Proletariats mehr und mehr versenkte, machte ich die eigentümliche Erfahrung des Afrikareisenden, der zum erstenmal die Schwarzen im schwarzen Erdteil selbst beobachtet: es fällt ihm auf, wie individuell verschieden doch diese Neger sind, die ihm in Europa alle so täuschend ähnlich vorkamen.

„Kleider machen Leute.“ Das ist eine alte Weisheit, an die alle Welt glaubt — und die trotzdem wahr ist. Sie beschränkt sich nicht auf den Backfisch, der beim Anblick jeder Offiziersuniform in Begeisterung gerät: jeder Gebildete, der einen Mann in Lumpen sieht, hält diesen Mann für einen Lump. Ob der eine Lump intelligent, der andere stumpf, der eine harmlos, der andere tückisch aussieht, das ist ihm einerlei. Für ihn sehen sie sich alle so ähnlich, wie ein Neger dem andern.

Ich gebe ja zu, es ist nicht so leicht, die Persönlichkeiten im Proletariat zu sondern. Auch das Elend ist ein Stand, der seinen Typus schafft. In Gang und Haltung, Blick und Miene bekommen diese Unglücklichen etwas Gleichartiges, und wie der Palimpsest über den ursprünglichen Text, legt sich die Maske des Elends über die der eigentlichen Persönlichkeit. Aber unleserlich ist die alte Handschrift darum noch nicht, und wer sich nur die rechte Mühe nimmt, der kann ihre halbverwischten Züge schon entziffern.

Zwei große Schichten lassen sich zwanglos im Ganzen des Proletariats sondern: die „Deklassierten aller Art“ und die „Zugewanderten.“ Hier die Masse derer, die sich aus der Tiefe der Gesellschaft in die Höhe arbeiten wollten, dort die Herabgestoßenen, die sich nicht oben zu halten vermochten.

Noch eine dritte Klasse, scharf individuell ausgeprägt, ist man im Anfang geneigt, aus diesem Bild herauszuheben. Das sind die gelernten und organisierten Arbeiter, die der Mangel an Arbeit hierher verschlug. Doch ihr Verhältnis zum Proletariat hat keine Tiefe. Es sind die Hospitanten des Proletariats. Die Fälle werden immer seltener, daß diese Elemente gänzlich untergehen. Die Organisationen, deren Berechtigung ja sogar die Arbeitgeber allmählich anzuerkennen sich bequemen, sind bereits stark genug geworden, um ihren Mitgliedern den Rückweg frei zu halten. Freilich, wer diese Schicht der Gesellschaft aus der Vogelschau des Bürgertums betrachtet, dem dünken auch die organisierten Arbeiter so revolutionär, wie die verlumptesten Gestalten des „Mob.“ Genau so erscheinen dem Arbeiter aus seiner Froschperspektive Bürgertum und höchster Adel gleich reaktionär. Hier dagegen, auf dem tiefsten Standpunkt der Gesellschaft, in der Flunder-

perspektive des eigentlichen Proletoriats, da bekommen der organisierte Arbeiter und der Bourgeois etwas gemeinsames. Der „Organisierte“ mit seinem Klassenstolz und wachsenden Bildungsbewußtsein nimmt sich da recht harmlos ous, beinahe wie ein Anwärter der Bourgeoisie. Und schließlich, ist er das nicht von jeher gewesen? War es etwa eine Laune, daß der Hohepriester der Sozialdemokratie, Karl Marx, so verächtlich vom „Lumpenproletariat“ sprach? „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!“ war seine große Devise; er dachte bei ihr an alle möglichen Elemente — nur on keine Proletarier. Das liebe Bürgertum mag ruhig sein. Wenn es nicht im letzten Augenblick noch ganz außergewöhnliche Fehler begeht, hat es vou dieser Seite gewiß nichts zu befürchten.

Bei weitem bedenklicher schon ist die große Masse der Zugewanderten, der eigentliche Stamm des Proletariots. Hier haden wir die Kolonisten der früheren Jahrhunderte, übersetzt ins Moderne. Sorgen ums tägliche Brot, sogt man, haben ihre Scharen vom Land in die Stadt gezogen. Das stimmt für einen großen Teil von ihnen, vielleicht für die Mehrheit. Ader neden dieser Triebkraft ist noch eine andere von nicht geringerer Wirksamkeit thätig: die Unzufriedenheit. Der sotte Bürger, der ihnen vorwirft, nur der verlockende Glanz der Großstadt habe ihnen die heimatliche Lage so unerträglich scheinen lassen, hat so Uurecht nicht. Sie wollten es „besser haden,“ in der That. Aber seit wann ist denn diese Unzufriedenheit mit dem Üderkommenen etwas so Fürchterliches? Bedenkt man wohl, daß die Unzufriedenheit es war, die das erste Gemeinwesen schuf? Daß die Unzufriedenheit Pyramiden baute, Despoten stürzte und Götter adsetzte? Das alte Lied: — spricht der Erfolg sie heilig, dann stehen morgen als Märtyrer auf, die man heute als Verbrecher hinrichtete.

Diese Schicht des Proletariats umfaßt die eigentlichen Armeen der Revolution. Klore Anschauungen, bestimmte Ziele sucht man hier vergebens. Im Gespräch kann man diese Leute durch die handgreiflichsten Trugschlüsse für Ideen erwärmen, die sie noch kurz vorher mit Leidenschaft verdammten. Es war mir das ein Beweis, wie durchaus überflüssig es vorläufig noch ist, in irgend einer Weise bei ihnen zu ogitieren, — ob die Agitation nun von Arnachisten ausgeht oder von christlichen jungen Männern, ob man sie ouf ein sozialdemokratisches oder ein antisemitisches Programm einschwört. Ein Progromm ist ein Stück Papier. Der leiseste Wind konn es verwehen — und in Revolutionszeiten pflegt der Wind bisweilen etwas stark zu wehen. Die geistige Unseldständigkeit wird dieses Gros des Proletariats auf nicht obsehdare Zeit jeder Macht unterordnen, die sich als Macht ausweisen kann.

Man kann sich von dieser Thatsache leicht überzeugen, wenn man ihr Verhältnis den Schutzleuten gegenüber deobachtet. Im Innersten hegen sie einen geradezu fanatischen und nur ollzuberechtigten Haß gegen diese Beamten (den sog. Blaukoller). Und doch möchten sie es *einzeln* mit ihnen nicht verderden. Selten wird der Durchschnittsproletarier die Gelegenheit versäumen, sich dei einem Blaurock lieb Kind zu mochen. Ein bestimmter Fall. Jeder Berliner kennt zur Genüge die Straßenscene, die sich beim Sturz eines Droschkenpferdes abspielt. Im Nu sammelt sich eine Gruppe neugieriger Zuschauer um den Wagen. Mitten ous der Gruppe hervor dtinkt die Helmspitze eines Schutzmanns, der dei solcher Gelegenheit schnell bei der Hand zu sein pflegt. Nun sehe man sich die nähere Umgedung des Schutzmanns genauer an. Man wird staunen, wie häufig da irgend eine Ballonmütze zu demerken ist, die mit der unterthänigsten Rekrutenmiene eifrig auf den „Herrn Polizeirat“ einspricht!

Bezeichnend ist ouch eine kleine Scene, deren zufälliger Zeuge ich wor. Das Pferd eines Arbeiterwagens scheute und ging durch. Man sah die krampfhaften Versuche des Kutschers, das Tier zum Stehen zu dringen. Hinter dem Wagen her ein Schutzmann. Der Name des Besitzers ist an der Seite angebracht, er kann also den Verdrecher vorläufig nicht aufschreiben. Do kommt von der andern Seite ein Proletarier. Er liest Namen und Adresse, und — ruft beides dem Schutzmann zu.

Irgend welche Entrüstung über solche Scene zu äußern, ist im Grunde überflüssig. Stolz, Edelsinn, Konsequenz sind Tugenden, die sich mit einem leeren Magen nicht gern defreunden. Nur vor einem möchte ich warnen. Die herrschende Macht bilde sich doch ja nicht ein, derartige Vorkommnisse seien symptomatisch für ihre Volkstümlichleit. Heute noch zieht die „Hurrakanaille“ nach dem Takt der Militärmusik durch die Straßen, brüllt jeder offiziellen Größe sein Hoch zu und begegnet den Staatsuniformen mit einer gewissen Demut. Sollte ader je ein Zeitpunkt eintreten, an dem diese Mächte etwas von ihrer Kraft eingebüßt haden, so werden sie die wahre Gesinnung der „breiten Schichten des Volks“ deutlich genug zu sehen bekommen. —

So wenig Abwechselung der Teil des Proletariats bildet, der nie das Leden der „Gesellschaft“ kennen lernte, so lebendig erscheint das Bild der „Deklassierten.“ Eine wahre Rumpelkammer, die das Gerümpel aller möglichen Stuben unserer Gesellschaft beisammen sieht. Da trifft man den untergegangenen „kleinen Mann“ neben dem verbummelten Corpsstudenten, den ehemaligen Offizier neden dem verkrachten Spekulanten, den idealen Kondidaten der Theologie neben dem ewigen Zigeuner. In ihren Gedanken wie ihrem ganzen Benehmen zeigen sie fast alle Rudimente ihrer früheren Stellung. Der Corpsstudent deobachtet beim Trinken dem „akademisch gedildeten“ Proletarier gegenüber alle Regeln des Comments. Der ewige Zigeuner schließt sich kamerodschaftlich eng jedem an, der sich als Künstler auszuweisen vermag. Sogar ihre moralischen Grundsätze hoben viele durch alle Not und alles Elend hindurchzuretten gewußt. Ich erlebte da einen kleinen Fall, der als typisch hier mitgeteilt sein mag: Nach mehreren Tagen „echten“ Proletarierlebens hotte ich die magere Kost der Kaffeeklappen und Volksküchen satt und dachte mir einen Abend etwas reichholtiger zu gestalten. Zu dem Zweck stahl ich mich aus der Gesellschaft eines Lieutenants a. D., mit dem ich den Tag über zusammen war, fort, um zu Hause ein Dreimarkstück zu holen. Abends treffe ich meinen Begleiter wieder. Schmunzelnd halte ich ihm den Thaler entgegen. Er, aufs höchste verblüfft:

„Wa — wo hast Du das Geld her?“

Ich zucke die Achsel: „Sone Frage!“

„Doch nicht etwa gestohlen?“

„Nonu, wenn ich Hunger habe, und die Gelegenheit —“

„Dann kannst Du Dir Brot nehmen, oder Wurst, oder Schinken, oder was Du willst. Aber Geld — Geld stiehlt man nicht!“ —

Ist die herrschende Morol im Recht, dann ist es die „eigene Schuld,“ die olle Deklassierten ins Elend stürzt. Aber diese sogenannte eigene Schuld sieht oft einem sozialen Angriff zum Verwechseln ähnlich. Der verbummelte Student z. B., der verschuldete Offizier, gewiß, sie sind ja auch „selbst Schuld“ an ihrem Unglück. Aber sind sie vielleicht nicht auch ein klein wenig Opfer ihres Stondes? Der Reserendor, dem das Warten zu lang wurde, der Spekulant, der umkam bei einem Bankbruch (ein Unglück nebenbei, das an einem Tag oft Tausende kleiner Bürger und Bauern dem Proletariat zuführen kann), auch die hätten sich jo „alles vorher klar machen“ können, hätten „nicht so leichtsinnig“ sein dürfen u. s. f. Aber haben sie nicht auch eine Art — Mut gezeigt? Und ist diese Art Mut im Grunde nicht die Bedingung jedes Fortschritts?

„Seldst Schuld“ an ihrem Elend, das sind unter diesem Gesichtspunkt auch die Unglücklichsten der Unglücklichen: die Ritter vom Geist, die zu sehr ihren Idealen lebten, um sich geistig zu prostituieren, und jene Edlen, denen das Unglück der Ausgestoßenen zu sehr zu Herzen ging und die ein offenes Wort, eine Handlung der Großmut um Amt und Stellung brachte. Die rülpsende Philisterweisheit bestreitet ollerdings, doß ouch geniale Menschen zu Grunde gehen können, denn

„das Genie bricht sich stets Bahn.“ Eine Weisheit, die freilich nicht zu widerlegen ist; denn die sie widerlegen könnten, die eben mußten verstummen in ihrer Qual, — verstummen wie ihre nächsten Geistesbrüder, jene Prometheusnaturen, die darum leiden, weil sie den Niederen das Licht zu bringen wagten.

Und was wird aus all diesen Elementen, die das Elend bis zur Unkenntlichkeit oft durcheinander wirft?

Man muß beobachtet haben, mit welcher Unermüdlichkeit die „Verkommenen“ oft suchen sich mit „ehrlicher Arbeit“ durchzuschlagen, und wie sehr die Vorurteile der Gesellschaft sie daran hindern. Die Ächtung der Gesellschaft, das ist ein Fluch, so entsetzlich und grausam, wie bei den niederen Völkern die Ausstoßung aus der Gemeinde. Wehrlos stehen die Unglücklichen da. An hundert Thüren pochen sie an. Sie wissen, daß sie die Arbeit verrichten können, um die sie sich bemühen. Jede Probe, die man für gut hält, ist ihnen recht. Aber man weist sie zurück. Denn — „es fehlen die nötigen Qualitäten.“

Nur bei einer Klasse von Arbeitern läßt man sie noch zu: bei den Ungelernten. Sie „dürfen“ arbeiten z. B. als Kellner, als Laufbursche oder Kolporteur, in den verschiedenen Zweigen des Straßenverkaufs, als Handlanger, Steinarbeiter, kurz in allen jenen Stellungen, zu denen eine „Vorbildung,“ d. h. die Vorzeigung bestimmter staatlicher Papiere, noch nicht erfordert wird. Sind diese Stellen überfüllt, bringen sie das Existenzminimum nicht ein, oder erträgt der Proletarier nicht die bisweilen übermenschlichen Anstrengungen, so bleiben ihm nur noch zwei Wege des Erwerbs: die Bettelei und das Verbrechen.

Die Bettelei als Erwerbszweig hat im Proletariat bereits eine Ausbildung erfahren, die an die Ausbildung eines staatlich anerkannten Gewerbes streift. Mit absoluter Deutlichkeit sondern sich von einander die beiden Klassen der Lokal- und der Hausbettler. Nie würde ein Lokalbettler an einer Hausthüre anklopfen, und nie ein Hausbettler in einer Kneipe vorsprechen. Beide jedoch bevorzugen mit gleicher Konsequenz die Arbeiterkreise. Diese Schicht der Gesellschaft, die dem Proletarier so nahe steht und selbst oft genug den Hunger zu Gesicht bekommt, ist von einer geradezu rührenden Freigebigkeit. Nur an den letzten Wochentagen, wenn der Arbeiter selbst in Verlegenheit kommt, suchen sie die Viertel des Besitzes auf. Aber die Nickel, die sie hier zusammenscharren, erreichen nicht den Betrag der Kupfermünzen, die ihnen bei den Arbeitern zufließen. Die Lokalbettler, die ausschließlich auf die Arbeiterkneipen angewiesen sind (in den „Restaurants“ wird ihnen der Eintritt verweigert), suchen den Ausfall der ungünstigen Zeit durch größere Einnahme in der günstigen zu decken. Mit Vorliebe suchen sie die Lokale der Gewerkschaften an Zahltagen auf.! Gewöhnlich werden sie dann von den Arbeitern erst einer Prüfung unterzogen, ob sie einmal „organisiert“ waren. „Verheddern“ sie sich in ihren Antworten, so gehen sie leer aus. Doch die Geriebeneren sind auf solche Fälle vorbereitet. Sie haben sich über die Organisation genauer unterrichtet, hie und da auch Papiere an sich gebracht.

Untereinander helfen die Bettler sich aus durch Tausch in den sogenannten Bettlerbörsen, die in den Abendstunden in gewissen Lokalen, in der warmen Jahreszeit auf dem Danzigerfeld (Nähe des Asyls) regelmäßig stattfinden.

Wie alle Teile des Proletariats werden auch die Bettler von der Polizei besonderer Aufmerksamkeit gewürdigt. Ganze Abteilungen von Geheimschutzleuten, die „Bettelpatrouillen“, werden gegen sie losgelassen. Doch in den meisten Fällen umsonst. Verschiedene Merkmale, die ich hier nicht näher auseinanderzusetzen habe, machen den „Faulen“ (Geheimschutzmann) sofort kenntlich. Erblickt der Lokalbettler, der sein Arbeitsgebiet immer erst überschaut, einen von ihnen, so tritt er gleichgiltig an den Schenktisch, „hebt“ einen und verschwindet wieder. Selbst wenn sie auf den bloßen Verdacht hin festgenommen sind, wissen sie sich mit irgend einer Legitimation meist noch vor dem „Pensum“ im Rummelsburger Arbeitshaus zu schützen.

Die Einförmigkeit ihres Gewerbes stumpft die Bettler mit der Zeit in einer Weise ab, die sie jeder Initiative unfähig macht. Jahraus jahrein leben sie ohne ein eigenes Heim. Das „rote Schloß“ (städtisches Obdach), die „Palme“ (Asylverein) werden eine Zeitlang benutzt, gelegentlich in der „Herberge zur Heimat“ oder irgend einer Pennstelle vorgesprochen, oder auch das einfachste Quartier gewählt: „Mutter Grün“ („Wirds wieder Frühling in Berlin — Zehn wer raus bei Muttern Jrien“). Ein entsetzliches Drama. Aber sie gewöhnen sich daran. Mit blöder Gleichgiltigkeit, ja bisweilen sogar Galgenhumor, verrichten sie die tausend Kniffe ihres Gewerbes. Für die „Gesellschaft“ sind sie dauernd verloren. Aber auch die Umsturzpartei findet hier nicht ihre besten Rekruten.

Furchtbar dagegen, ein brennendes Menetekel, ist die Klasse derer, die zu stolz sind als Bettler zu knieen vor der Gesellschaft, die sie zurückstieß, und die nun der Göttin des Verbrechens dienen, jener furchtbaren Gottheit, die blind waltet und blind zuschlägt — wie die Gerechtigkeit.

Sie sind in der Minderheit des Proletariats, aber von allen sind sie die leidenschaftlichsten und energischsten Naturen. Immer wieder beleben sie die dumpfgährende Masse, die aus allen Ständen und Landesteilen zusammenkamen, und die das Elend so einheitlich zusammen preßt. Ihre sich häufenden und stets entsetzlicheren Thaten legen der Gesellschaft eine Frage vor, die sie nicht mehr überhören darf, wenn ihr das eigene Leben etwas gilt.

---

## General Matthew Mark Trumbull.*)

General Matthew M. Trumbull, der bekannte freisinnige Schriftsteller und Mitarbeiter des „Open Court“, ist am 9. Mai in Chicago im Alter von 68 Jahren einem hartnäckigen und langwierigen Nierenleiden erlegen. Sein Tod brachte ein vielbewegtes Leben zum Abschluß. Er wurde in London geboren und sollte nach dem Wunsch seiner Eltern sich dem geistlichen Stande widmen; dagegen sträubte sich aber die gesunde, ehrliche Natur des kernfrischen Burschen und er beschloß, nach Amerika auszuwandern. Hier verdiente er sein erstes Brot als Tagelöhner an einem Eisenbahnbau, wurde dann Schulmeister und siedelte später nach Virginien über. Auch da fand er keine bleibende Stätte, da er sich als Gegner der Sklaverei viele Feinde und Verfolger zuzog. Um sich gegen die Angriffe der Sklavenhalter zu schützen, begab er sich nach Jowa und zog dann als Freiwilliger mit nach Mexico, wo er sich durch persönliche Tapferkeit auszeichnete. Nach dem mexikanischen Krieg widmete er sich in Jowa der Rechtspraxis, wurde von seinen Mitbürgern zum Staatsanwalt und später in die Gesetzgebung gewählt und trat beim Ausbruch des Bürgerkrieges als Kapitän in ein Infanterieregiment ein. Später organisierte er das 9. Kavallerieregiment des Staates Jowa, zu dessen Oberst er ernannt wurde. Kurz vor Schluß des Bürgerkrieges ward er zum Brigadegeneral befördert. Vom Präsidenten Grant wurde er zum Steuereinnehmer in Dubuque, Jowa, ernannt, welchen Posten er 12 Jahre lang bekleidete. Dann siedelte er nach Chicago über, wo er sich fast ausschließlich litterarisch bethätigte und auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens eine ausgesprochen freisinnige Richtung vertrat. Der Mut der Wahrheit, der ihn in allen Lebenslagen beseelte, ließ ihn entschieden Partei ergreifen für die unglücklichen Opfer einer einseitigen Klassenjustiz, die als „Anarchisten“ im Jahr 1887 den Bombenwurf auf dem Heumarkt, dessen wirklicher Thäter

*) Aus dem in Milwaukee erscheinenden „Freidenker“ vom 20. Mai cr. — Die ganze Nummer 351 von „The Open Court“ in Chicago (17. Mai cr.) ist dem Andenken des General Trumbull gewidmet.

niemals entdeckt wurde, mit Galgen und lebenslänglichem Kerker büßen mußten. Die zersetzende Kritik, die er in einer größeren Broschüre an den Entscheidungen der Gerichte in diesem schrecklichen Tendenzprozesse übte, machte in litterarischen, juristischen und politischen Kreisen gerechtes Aufsehen und bat später Gouverneur Altgeld die Hauptanlaßpunkte zu seiner Entscheidung, welche den letzten drei Opfern die Thore des Kerkers öffnete. Trumbull starb, wie in der Regel Verfechter der Wahrheit und des Fortschrittes, arm, und noch auf seinem Sterbebette traf er die Verfügung, daß bei seinem Begräbnis alle religiösen Zeremonien unterbleiben sollten.

## Streifzüge durch die moderne Litteratur.

### VI.

Von Lily von Gizycki.

Wer zur Frühlingszeit, wenn alles zu sprossen beginnt, aber die Tage voll warmen Sonnenscheins noch abwechseln mit solchen, die an den Winter erinnern, hinauswandert in die freie Natur, der pflegt frisch und hoffnungsfroh wieder heimzukehren, auch wenn der Sturm ihm noch so sehr das Haar zerzauste. Sogar das Unkraut, das ihn im Sommer ärgert, freut ihn jetzt; denn seine grünen Blättchen sind ihm auch ein Frühlingsgruß. Und obwohl er weiß, daß von den tausend und abertausend Knospen an Busch und Baum zahllose sich zu keiner Frucht entwickeln, weil die bösen Raupen und der schlimme Frost sie vernichten, so hofft er doch auf die Zeit der Blüte und der Reife, die niemals ganz ausgeblieben ist.

Von solch einer Lenzfahrt durch das weite Land der Litteratur komme ich. Sie führte mich durch wohlgepflegte Gärten, über ödes Land, über Berge und Felsen, und ein Hauch des Frühlings wehte überall. Aus jedem Landstrich habe ich mir Erinnerungsblätter mitgenommen, von denen ich jetzt erzählen will.

In einem Thal, durch dessen geheimnisvoll rauschende Baumwipfel nur selten ein Sonnenstrahl hindurchdringt, scheint das Epos von Arthur Pfungst „Laskaris“ und der „Alchymist“*) entstanden zu sein. Der Held, ein junger Grieche, sehnt sich von Cypern, seiner Heimat, fort in das Gewühl des Lebens. Er will genießen, schaffen, erkennen. Sein weiser Lehrer Philaleth versucht ihn zurückzuhalten, indem er von dem Leid und dem Elend erzählt, dem der Knabe entgegengehen würde, wenn er sich nicht bescheiden lernt. Von der Sonne, die glutrot untergeht, sagt er:

Das was du siehst, ist nur ein Widerschein
Von jener düster'n, unheilvollen Glut,
Die furchtbar aufsteigt aus der Welt der Pein,
Die flammend aufsteigt aus vergoss'nem Blut.

Ungeduldig ruft Laskaris dem Lehrer zu:

Warum willst du die Farben mir verwischen?
Warum für Licht mir geben Nacht und Graus?
Wenn mich ein Bild entzückt, trittst du dazwischen
Und löschst die lieblich schönen Farben aus.

Dieselben Worte möchte ich dem Dichter zurufen. „Zwei Seelen wohnen, ach, in seiner Brust“; davon legt sein Werk Zeugnis ab. In prachtvollen Strophen voll glühenden Lebens schildert er die Natur:

Und wenn die Sonne kommt, dann fühlt's das Meer,
Dann bebt es voller Sehnsucht ihr entgegen,
Dann beut dem Gaste es, so hoch und hehr,
All seiner salz'gen Wogen reichen Segen;
Dann steigen all die Meerbewohner auf,
Sich an der Sonne Flammenpracht zu weiden,
Es dringen Melodie'n zur Welt hinauf,
Der Meergeschöpfe Lied von Glück und Leiden.

Mit allem Feuer dichterischer Phantasie erzählt er von schönen Frauen, von glänzenden Festen; und das Glück der Liebe besingt er mit warmem Gefühl; — und dennoch: die Welt

giebt nichts, denn Alles was sie spendet,
Entflieht auch wieder, wie des Windes Wehn;
Der Menschen Wünschen und Verlangen endet,
Es flieht ihr Glück, wenn sie es kaum gesehn.

Laskaris, der schöne, lebensfrohe Jüngling, zieht hinaus in die Welt. Sein Lehrer hat ihm noch kurz vor seinem Ende gelehrt, jene im Mittelalter häufig gesuchte Panacee zu brauen, die alles Metall, womit es in Berührung kommt, in Gold verwandelt. Aber Laskaris macht zunächst für sich keinen Gebrauch davon, die Liebe zu Irene, dem schönen Töchterlein eines Apothekers in Dresden, führt ihn in dessen Dienst. Er hört, wie das Volk unter dem Regiment August des Starken seufzt:

— — — die Höflinge verpraßten
Das Mark des welken Land's mit bitter'm Hohne,
Derweil sie durch die Welt wie Götter schritten
Die Starken schwelgten und die Schwachen litten.

Aber er denkt nicht daran, sein zauberhaftes Geheimnis den Schwachen zu Liebe auszunutzen. Erst als es gilt, die Geliebte zu erringen, entdeckt er sich ihrem Vater, der die Tochter dem namenlosen armen Fremdling nicht zum Weibe gegeben hätte, nun aber stolz ist, ihn seinen Sohn zu nennen. Wohl gedenkt Laskaris seines Lehrers, der ihn mahnte, die Panacee nur für das Glück des Volkes zu gebrauchen, wohl rührt ihn das Elend, das er sieht, aber er lindert es nicht; er geht zum Kurfürsten und schafft ihm den Reichtum, den er begehrt, um seine Kriege zu führen, seine Feste zu feiern. Aurora, die schöne Geliebte Augusts, lernt er am Hofe kennen. Glühende Leidenschaft zieht beide zu einander; Laskaris vergißt sein Weib, dem er vor kurzem noch ewige Liebe schwur. Der Befehl des Kurfürsten an Aurora, ihm nach Polen zu folgen, reißt die Liebenden aus ihrem sündigen Glückstraum. Wilder Haß gegen den Herrn, dem er um Auroras Willen gedient hat, erfüllt nun Laskaris' Seele. Er rächt sich an ihm, indem er aufhört, Gold zu schaffen. Der Kurfürst läßt ihn gefangen nehmen, und im einsamen Kerker der Albrechtsburg klagt der Alchymist um sein verfehltes Leben. Er zeiht die Menschen der Undankbarkeit und Ungerechtigkeit; — daß er selbst undankbar und ungerecht handelte, fühlt er nicht. Nur die Erinnerung an sein Weib ruft das Gefühl der Reue in ihm wach, das jedoch schnell der allgemeinen Anklage des weiblichen Geschlechtes weicht. Er meint zu erkennen

— — — wie durch Lied und Wein
Der Mann auf Erden seine Kraft verliert,
Wie Frauen listig unser Herz bethören
Wie sie die Leidenschaft uns dienstbar machen,
Wie Frauenthränen unser Glück zerstören.

Als echter Pessimist sucht er die Schuld an seinem Unglück nicht in sich, sondern außer sich. Sein treues Weib errettet ihn aus der Gefangenschaft, und damit schließt das Werk. Die Worte, mit welchen Laskaris das neue Leben begrüßt, scheinen zu diesem hinüberzuführen:

Es giebt ein Wollen, das das Weltall bändigt,
So ruft's in meinem Herzen laut und schrill,
Ein Wollen giebt's, das alle Qualen endigt,
Und mein ist dieses Wollen, denn ich will!

Was wird er wollen? — Der Dichter ist uns bis jetzt die Antwort schuldig geblieben. Ich hoffe, er wird uns erzählen, wie Laskaris, dem Irren und Kämpfen seiner Jugend entwachsen, als reifer Mann unter das Volk tritt; wie das Bewußtsein seiner Schuld über ihn kommt, die darin bestand, daß er sich selber lebte, statt der Menschheit. Er wird nicht mehr in unfruchtbaren Schmerzen die grausame Natur, das harte Geschick anklagen, das die Menschen elend macht, denn er fühlt die Kraft in sich, die Natur zu meistern und in die zermalmenden Räder des Geschickes selbst einzugreifen.

Der Held der Sage pflegt eine Zauberkraft, ein allzeit

*) Laskaris. Eine Dichtung von Arthur Pfungst. Leipzig, Wilhelm Friedrich. Der Alchymist. Eine Dichtung von Arthur Pfungst. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

siegkhaftes Zauberschwert oder einen unverwundbaren Körper zu besitzen, der ihn zu völkerbefreiendem Kampfe fähig macht. Die Kinder begeistern sich an seinen Thaten. Die Helden der Wirklichkeit haben auch ein Zauberschwert, das Drachen tötet und Riesen bezwingt. Die alten Leute glauben oftmals nicht an seine Wunderkraft, und wenn sie daran glauben, so fürchten sie sich davor, denn der scharfe Stahl haut auch manch alten, friedlichen Laubengang nieder, der sie vor Wind und Sonne schützte, dem Siegeslauf des Helden aber im Wege ist. Einer jener Helden ist Leopold Jakoby. Mit seinem Zauberschwert, dem Wort, hat er nicht nur kräftig dreingehauen, er hat es auch als Wahrzeichen über dem Haupte geschwungen, ein Wahrzeichen, dem Tausende folgen. Minna Geith*) hat versucht, eine biographische Skizze des von ihr bewunderten Dichters zu schreiben. Er selbst hat das meiste Material dazu geliefert; Bruchstücke seiner Werke und Gedichte von ihm sind in das Ganze verflochten, und wenn ich auch gewünscht hätte, das Bild dieses kühnen Kämpfers in kraftvolleren Umrissen gezeichnet zu sehen, so muß ich doch anerkennen, daß die Verfasserin ihren weichen Stift sorgsam geführt hat. Jakobys bedeutsamstes Werk ist, meines Erachtens, seine Gedichtsammlung: „Es werde Licht!“ Er beherrscht wie Wenige die Sprache und baut seine Schöpfungen häufig in freien Strophen auf, deren kraftvolle Schönheit kaum ein moderner Dichter übertreffen wird. Auch die „Deutschen Lieder aus Italien“ sind zum Teil prachtvoll. Eines davon beginnt also:

Unheilvoller
Als das Darben der Erdenkinder
Und alles Leid der Menschen ist
Das Nichtwissen
Vom eigenen Elend.

Er hat dazu beigetragen, die in stumpfer Apathie dahinlebende Menschheit wissend zu machen. Leidenschaftlich tönt seine Klage:

Wie das Herz gehet bei einem Fieberkranken,
So schlägt der Webstuhl
Und fliegt das Schifflein durch.
Aber auf der Spule ist der Hunger aufgewickelt,
Und der wird hineingewebt
In die glänzenden Zeuge.
In dem Saal, wo die Kerzen hell schimmern
Und die seidnen Gewänder knistern und rauschen,
Da klingt der Reigen,
Und die jungen Gesichter strahlen
Fröhlich vom Tanz.
Und sie setzen sich Paar an Paar
Mit munterem Lachen
Zum schimmernden Mahle nieder,
Und die Pfropfen knallen und die Gläser klingen
Aber auf das glänzende Gewebe dort fällt mein Blick,
Und daraus hervor grauenhaft
Das Gespenst des Hungers grinst mich an
Über den Tisch.

Vom Volkslied, das der Fellah singt, wie der nordische Bauer, sagt er:

Es tönet wie ein Murmeln
Von tausendjähr'gem Leid,
Wie die gepreßte Stimme,
Die leis' um Hilfe schreit;
Und nach des Elends Ende
Ein Sehnen tief und bang
Wie eine Prophezeiung
Hörst du aus diesem Sang.

Doch nicht wie Laskaris verzweifelt der Held der Wirklichkeit an Welt und Menschen:

Eine neue Welt steigt aus Nebel und Dampf,
Mit Jauchzen gehn wir in den Kampf.
Was morsch war, ihr haltet es nimmer,
Was verfault war, stürzt in Trümmer . . .

Dieselbe Hoffnungsfreudigkeit, welche Jakobys Dichtungen durchklingt, derselbe tiefe Schmerz um die Not der Menschen, welcher in vielen seiner Lieder zum Ausdruck kommt, erfüllt auch die „sozialen Gedichte“ Bruno Wille's*). Die Perle der Sammlung ist „Die kommende Sonne“. Einige Strophen daraus lauten:

Es brennt in meinem Gehirn
Ein Traum mit gährender Glut,
Wie hinter Vesuvius Felsenstirn
Der Erde fiebeerndes Feuerblut. –
Ich träume die kommende Sonne.

Und wie des Meeres Flut empor
Zum lockenden Monde schwillt,
Wallt meine Seele schmachtend
Dem angebeteten Traumgebild
Entgegen — der kommenden Sonne

— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Die Erde schimmert wie eine Braut
Im Schmuck der Blumen und Seen;
Hinter üppig grünendem Haine
Marmorhäuser erstehen. —
Preis dir, verklärende Sonne!

Und aus den Thoren der Marmorstadt
Wallt des Volkes festliche Schar,
Bringt Fahnen, selige Lieder,
Trunkene Blicke zum Opfer dar
Der entzückenden Göttin Sonne.

Die Worte des Propheten Jesaias, welche Bruno Wille diesem Gedicht voraufgehen läßt, sind der Inhalt all der poetischen Werke, die aus dem Denken und Fühlen eines aufstrebenden, kräftigen Geschlechts entstanden sind. Es spricht nicht nur reine Poesie aus ihnen, sondern auch derselbe glaubensstarke Sehergeist, der Jesaias reden machte: „Sieh, ich will einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen . . . Es wird eine Zeit sein, wo die Thränen abtrocknen von allen Angesichtern, und die Schmach genommen ist von allen Völkern . . . Ihre Herren müssen heißen Herren ohne Land und all ihre Fürsten ein Ende haben; Dornen werden wachsen in ihren Palästen, Nesseln und Disteln in ihren Schlössern . . . Und kein Einwohner wird sagen: Ich bin schwach . . . Sie werden Häuser bauen und auch bewohnen, Weinberge pflanzen und deren Früchte auch essen: sie sollen nicht bauen, daß ein Anderer bewohne, und nicht pflanzen, daß ein Anderer esse; sie sollen nicht umsonst arbeiten . . . Wohlan alle, die ihr durstig seid, kommt her zum Wasser; und die ihr kein Geld habt, kommt her, kauft und eßt; kommt her und kauft ohne Geld, umsonst beides, Wein und Milch . . .

Und der Gerechtigkeit Frucht wird Friede sein, ihr Nutzen ewige Stille und Sicherheit, daß mein Volk in Häusern des Friedens wohnen kann, in sichern Wohnungen und in stolzer Ruhe . . .“ (Fortsetzung folgt.)

## Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

**Abteilung Straßburg i. E.**

**Die ethische Bewegung in Frankreich**

(„Le mouvement éthique en France“) war der Gegenstand des Vortrags, den am 21. Mai das Mitglied der hiesigen Abteilung, Herr Pfarrer Piepenbring, in französischer Sprache hielt. Der Vortrag war besonders von Damen aus elsässischen Kreisen stark besucht und fand allseitig wohlverdiente Anerkennung und Zustimmung. Der Inhalt desselben war etwa der folgende:

Nach einem kurzen Überblick über die Entwickelung der ethischen Bewegung in Nord-Amerika und Deutschland ging der Vortragende auf die Bewegung in Frankreich ein, die im wesentlichen durch den Schriftsteller Paul Desjardins in Paris hervorgerufen und getragen ist. Dieser, ursprünglich der frivolen Richtung in der modernen französischen Litteratur huldigend, erkannte bald, welchen Schaden dieselbe seinem Vaterlande bringen könnte, und einmal zu dieser Erkenntnis gelangt, begnügte er sich nicht, sich von derselben innerlich frei zu machen, sondern er dokumentierte dies auch äußerlich durch einen Artikel, den er unter dem Titel „Le Devoir présent“ zuerst in der Revue Bleue und dann auch als Broschüre im Jahre 1891 erscheinen ließ.

---

*) Leopold Jakoby. Ein Lebensmärchen. Aus Mitteilungen, Briefen und Schöpfungen erzählt von Minna Geith. München 1893.

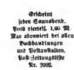
*) Einsiedler und Genosse. Soziale Gedichte nebst einem Vorspiel von Bruno Wille. Berlin. S. Fischer. 1894.

Er konstatiert darin, daß neben der frivolen Richtung in der modernen französischen Litteratur seit kurzem eine ernstere Richtung zu Tage trete, und er sucht nachzuweisen, in welcher Weise diese vorgehen müsse, um die Oberhand zu gewinnen. Der Ansicht ernstgesinnter Leute in Frankreich, daß nur von einer katholischen Propaganda auf diesem Gebiete die Rede sein könne, tritt er nicht aus Voreingenommenheit gegen die katholische Kirche, sondern deshalb entgegen, weil dadurch in engherzigster Weise Protestanten, Juden und Freidenker von der Mitwirkung ausgeschlossen würden. Es sollen aber alle zum Kampfe sich vereinigen, die einig sind in der Anschauung, daß der Mensch auf Erden nicht nur zum Genuß, nicht nur um seiner selbst willen da sei, sondern daß er auch ernste Pflichten zu erfüllen habe. Im übrigen bleibt jedem völlige Freiheit seiner religiösen, politischen und sozialen Ansichten gewahrt. Herr Desjardins vertritt völlig das Hauptprinzip der amerikanischen Gesellschaften für ethische Kultur: Da die geistige Vereinigung der Menschen auf Grund des Glaubens unmöglich ist, so muß sie auf den moralischen Handlungen beruhen. Er verwahrt sich ferner gegen eine Verwechslung der ethischen Bewegung mit der Philanthropie, denn letztere wolle die äußeren Leiden der Menschen lindern, aber sie denke nicht an eine innerliche, an eine moralische Gesundung. Dabei wendet sich Desjardins gegen eine falsche Art der Wohlthätigkeit, jenes gedankenlose Almosengeben, das direkt demoralisierend wirkt, und empfiehlt Gesamthebung der Lebenslage der ärmeren Bevölkerungsschichten auf sozialpolitischem Wege.

Es konnte nicht fehlen, daß dieses Auftreten Desjardins' ihm zahlreiche Sympathien und Anhänger verschaffte, zu welchen katholische und protestantische Geistliche, Juden und Freidenker gehörten, und welche schon im Anfang des Jahres 1892 sich regelmäßig versammelten. Sie beschlossen, eine ganz Frankreich umfassende Bewegung unter dem Namen: Union française pour l'action morale hervorzurufen, die jedoch keine wirkliche Gesellschaft bildet, da man absichtlich von der Aufstellung von Statuten absah, sondern nur eine „Déclaration de principes“ veröffentlichte, dahingehend, daß kein Anhänger der Bewegung an seiner äußerlichen Lebensstellung oder seinem Glauben etwas zu ändern brauche, sondern daß er sich nur verpflichten solle, ein ernstes sittliches Leben zu führen. Vorläufig will man also bei einer rein geistigen Bewegung stehen bleiben. — Ein Schritt, den Desjardins im September 1892 unternahm, hat nur geteilte Anerkennung gefunden. Er suchte nämlich um diese Zeit um eine Audienz beim Papst nach, in welcher er diesem seine Anschauungen darlegte, nicht um eine offizielle Anerkennung, sondern nur um eine private Billigung der Bestrebungen zu erhalten, die ihm auch erteilt wurde. Dadurch hoffte Desjardins die katholischen Kreise mehr für sich zu gewinnen; doch ist es fraglich, ob ihm das in nennenswerter Weise dadurch gelungen ist, während er bei den Freidenkern damit starken Anstoß erregte. — Im Oktober 1892 wählten die Anhänger der Bewegung aus ihrer Mitte mehrere Kommissionen, die sich in folgende Aufgaben zu teilen hatten: Korrespondenz mit den auswärtigen Freunden, Publikationen, Arbeiterkolonien, soziale Bestrebungen, Zusammenkünfte, Propaganda, Erziehung, Einwirkung auf Kunst und Litteratur, finanzielle Verwaltung. — Seit dem November 1892 erscheint auch bei Lucien Fontaine (Paris, impasse Ronsin 6) zum jährlichen Abonnementspreis von 10 Franks ein Journal unter dem Titel: „L'union pour l'action morale“. Es war ursprünglich nur bestimmt, die Anhänger der Bewegung unter sich zu verbinden, ja es wurde auf der ersten Seite jeder Nummer ausdrücklich der Wunsch ausgesprochen, es nur mit Vorsicht zu verbreiten. Mit dem zweiten Jahrgang des Journals verschwand diese anfängliche Schüchternheit, sodaß es jetzt den Charakter eines öffentlichen Blattes angenommen hat. Der Vortragende verlas verschiedene Stellen aus einzelnen Nummern, um den eigenartigen Charakter des Journals zu zeigen, und schloß seine hochinteressanten Ausführungen unter ausdrücklicher Hervorhebung der Ansicht, daß nur eine Einigung der Menschen auf rein moralischer Grundlage imstande sei, die Trennungen, die durch Religion und Politik in die Menschheit getragen seien, zu beseitigen.



Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.


Erscheint
jeden Sonnabend.
Preis viertelj. 1,60 M.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Postanstalten.
Post-Zeitungsliste
Nr. 2092.

# Ethische Kultur

Inserate:
Die viergespaltene
Petitzeile 40 Pf.
Annahme in allen
Annoncenbureaux
und in der
Expedition SW.,
Zimmerstraße 94.

## Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Herausgegeben von
**Dr. Georg von Gizycki,**
Professor der Ethik an der Universität zu Berlin.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

| II. Jahrgang. | Berlin, den 23. Juni 1894. | Nr. 25. |
|---|---|---|





### Quousque tandem?

Das Jahr 1894 hat für die spätere Geschichtsschreibung viel Bemerkenswertes aufzuweisen. Es häuft Anzeichen auf Anzeichen für die Erschütterung der bisherigen Ordnung. Das Behagen, mit dem zwei Dutzend und vielleicht inzwischen noch mehr Auflagen von „Caligula“ durch das sog. bessere Publikum verspeist wurden, einerseits, und das Unbehagen, das der Arbeiter-Boykott gegen Berliner und andere Brauereien verbreitete, andrerseits, drückten den letzten Wochen den Stempel auf.

Das Kapitel der Rechtsunsicherheit wurde täglich in fast allen öffentlichen Blättern behandelt, und der Wahlkreis Plauen schickte den fünfundvierzigsten sozialdemokratischen Abgeordneten in den Reichstag.

Die That des Malermeisters Seeger in Berlin, der wegen Nahrungssorgen seine Frau und vier Kinder und dann sich selbst tötete, rüttelte die Gemüter von Tausenden mehr auf, als es in Paris, Rom, Brüssel oder Madrid eine Dynamitbombe vermochte.

In einer Wochenschrift war „die Monarchie, wie wir sie kennen und lieben,“ in Gegensatz gebracht zum „brünstig schwelgenden Imperatorentum.“ Die „Monarchie lieben“ ist eine Redensart, die man nicht ohne Bedenken liest. Ob Monarchie, ob Republik, ist Frage des Verstandes und der zeitgemäßen vernünftigen Überlegung, nicht aber des Empfindens. Die Staatsverfassung zum Gegenstand der Gefühlspolitik machen, heißt, sie auf unsicheren Boden stellen. Und wenn man auch zu sagen pflegt, daß der Träger einer Krone den Gedanken der Monarchie verkörpere, so ist es doch verfehlt, die jeweilige Individualität eines Herrschers für die Rätlichkeit oder Nichträtlichkeit einer Staatsform maßgebend sein zu lassen. Handeln oder Unterlassen eines Regenten kann allerdings Gegner der monarchischen Staatsform mit ihr versöhnen, Anhänger ihr entfremden. Es sollte dies aber eigentlich nicht der Fall sein, da nicht die eine Person des Herrschenden den Wertmesser der Staatsform abgiebt, sondern der Leib und der Geist der großen Masse, die der Verfassung als des Mittels für ein geordnetes und gedeihliches Zusammenleben bedarf.

Wenn nun — wie dies zu beobachten war — der Inhalt der Schrift „Caligula“ gerade in solchen Kreisen als pikanter Genuß geschätzt wurde, die „das monarchische Gefühl“ bei jeder sich bietenden Gelegenheit in ein Hoch oder in Ergebenheitsversicherungen ausklingen lassen, so muß das Allen zu denken geben, die noch den Lehren der Geschichte aus den äußeren Erscheinungen auf die innere Entwickelung zu schließen besorgt sind. Es hat sich eben ein guter Teil der politischen Heuchelei an dem buchhändlerischen Erfolge der Tendenzschrift enthüllt. Hierauf offen hinzuweisen, darf die Ethik sich nicht versagen.

Der Bierboykott wird ein sozialdemokratischer genannt. Der Grund ist darin zu erblicken, daß die sozialdemokratische Partei die einzige politische Partei ist, die sich bei Kämpfen zwischen Unternehmern und Arbeitern auf Seite der letzteren stellt, unbekümmert, ob eine juristische Untersuchung ermittelt: der Kampf ist von den Unternehmern den Arbeitern aufgedrängt, oder: die Arbeiter haben den Unternehmern den Kampf aufgezwungen. Im Grunde des Boykotts liegt dieselbe Ursache, wie bei Streiks und Aussperrungen, und man sollte nicht auf den äußeren, so rein zufälligen, oft kleinlichen Anlässen herumreiten, sondern sich gegenwärtig halten, daß die widerstreitenden Interessen der Unternehmer und Arbeiter zu immer schärferen Zwisten der Parteien führen müssen, bei deren Austrag ein Entgegenkommen von jedem Teile als Unterliegen aufgefaßt und ausgenutzt wird. Auch beim Streit zwischen den Brauereien und ihren Arbeitern haben die ersteren ihre Maßnahmen nicht auf die ursprünglich Widerspänstigen beschränkt, und so hat sich auf jeder Seite die Zahl der Kämpfenden vermehrt.

Wenn das „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel“, in dem man die geschminktesten Anpreisungen von politischen und wirtschaftlichen Tendenzwerken lesen kann, der Buchhandlung des „Vorwärts“ die Ankündigung eines Buchs über den Leipziger Hochverrats-Prozeß von 1872 verweigert, so ist dies auch eine Art Aussperrung, die im allseits entbrannten Kriege zwischen Proletariat und Besitz ihre natürliche Erklärung findet. Auf welche Seite sich aber mehr und mehr die Staatsbürger drängen, dafür liefert die Reichstagsersatzwahl im Kreise Plauen einen neuen Beweis. Der Wunsch nach Änderung der sozialen Verhältnisse wird heißer und mächtiger, und wer ihn hegt, fragt nicht sowohl danach, ob die sozialdemokratische Partei gerade das Richtige lehrt und auszuführen vermag, er sagt sich vielmehr, daß die anderen Parteien überhaupt keine greifbare Idee über die Herbeiführung besserer Zustände haben, und so fällt er vom alten Glauben ab und geht zum neuen über, wonach es ein besseres Leben schon auf dieser Erde giebt, als das eines Lohnsklaven oder gar eines — Arbeitslosen.

Und dieser Abfall wird fortdauern, bis die Einsicht allgemein wird, daß das arbeitslose Einkommen die Erbsünde der menschlichen Wirtschaftsgemeinschaft ist.

Die Vernichtung der Seegerschen Familie würde neben dem Untergange so unzähliger anderer Existenzen unbeachtet

geblieben sein, wäre sie nicht in so entsetzlicher Weise erfolgt. Auch sie wird demnächst über anderen Ereignissen vergessen werden, und wir treiben weiter, wie bisher — steuerlos.

Bereits ist die Meinung verbreitet, daß richterliche Beamte vor Beeinflussungen staatlicher Machthaber nicht sicher seien, und hier wäre ein einziger Fall schon zu viel des Schlimmen.

Wer aus dem Chaos der überall sich erhebenden Rufe das Leitmotiv zu erlauschen weiß, der hört den wiederkehrenden Vorwurf: quousque tandem abutere patientia nostra?!

Jena, den 14. Juni 1894. Ernst Harmening.

## Lebensbilder.

### VIII.

Von einem einstigen Schlosser.

Am 13. August 1859 als Sohn eines kleinen Landmanns im Landkreis Düsseldorf geboren, wuchs ich bei einfacher Pflege auf, wie solche liebende Eltern mir angedeihen lassen konnten, welche in bescheidenen bäuerlichen Verhältnissen lebten und mit acht Kindern gesegnet waren, wovon ich das sechste war. Als ich fünf Jahre alt war, starb mein Vater, welcher bis dahin niemals krank und sehr kräftig gewesen war, an den Pocken. Nun begann für uns der Kampf ums Dasein. Hatte uns unser Gütchen bisher auch recht und schlecht genährt, so war dies fortan schwer, da nun fremde Kräfte verwendet werden mußten; denn der älteste Bruder war erst vierzehn Jahre alt und hatte verkrüppelte Füße, war daher zu schwach, um pflügen und ähnliche Arbeit verrichten zu können. Meine Mutter, zu stolz, eine von den Töchtern, welche siebzehn bezw. funfzehn Jahre alt waren, in eine Fabrik zu schicken, ließ eine derselben sich als Dienstmädchen nach H. vermieten; und wir übrigen, klein und groß, mußten helfen arbeiten, so gut es ging, im Garten, Stall u. s. w., wozu ich am wenigsten Neigung hatte; lieber schälte ich an Stelle der Mädchen Kartoffeln. Vom 6.—14. Lebensjahre besuchte ich die evangelische Elementarschule in H., eine halbe Stunde von Hause entfernt; morgens mußte ich einen Krug Milch mitnehmen, nachmittags den leeren Krug zurückbringen; mittags blieb ich in der Schule, das Mittagsmahl bestand dann in ein paar Schwarzbrotschnitten, mit Butter oder Kraut bestrichen, und das zu Hause zubereitete Mittagessen bekam ich nach der Schule. Selbiges bestand in gutgekochtem Gemüse nebst Kartoffeln, meistens auch mit einem Stückchen Speck und einem Teller Milchsuppe. Wenn ich nun einiges aus der Schule plaudern soll und die Schüler in betreff ihrer Fähigkeiten in vier Klassen rangieren darf, so möchte ich mich selbst zu Nr. 2 zählen, obwohl ich in Fächern, wie Geschichte, Geographie u. A. zu Nr. 1 gehörte. Der Religion stand ich kühl gegenüber, obschon zu Hause bei jeder Mahlzeit gebetet wurde.

Mit 14 Jahren kam ich bereits zu einem Schlossermeister, zwei Stunden von meiner Heimat, in die Lehre. Diesen Beruf hatte ich mir ohne jeden fremden Einfluß erwählt; doch war die Wahl des Meisters nicht besonders glücklich, da derselbe, ein Schnapstrinker, die Arbeit durch Gesellen verrichten ließ. Noch waren nicht zwei Jahre meiner Lehrzeit um, als derselbe nach längerem Leiden verschied. Ich verblieb noch im Geschäft, bis der erste Geselle einem anderen weichen mußte, welcher zwar ein tüchtiger Arbeiter, aber auch ein ebenso tüchtiger Säufer war. Unter dessen Befehle wollte ich mich jedoch nicht beugen; und da ich meinte, mindestens ebensoviel wie mancher andere Geselle zu verstehen, so suchte ich mir bei einem anderen Meister, anderthalb Stunden weiter fort, Arbeit. Doch hier gabs ganz andere Arbeit, und nach drei Tagen erklärte man mir, daß ich mir sonstwo Arbeit suchen möchte. Kurz entschlossen, ohne meine Angehörigen zu benachrichtigen, griff ich zum Wanderstabe und lenkte meine Schritte nach Köln. Den Mut hatte ich zwar fast verloren, denn ich sah ein, daß ich wirklich noch sehr wenig Ähnlichkeit mit einem Schlossergesellen hatte; das schlimmste dabei war, daß ich glaubte, jedermann könne mir solches ansehen, weshalb ich wohl in den nächsten Tagen in keiner, mindestens in keiner größeren Werkstätte angefragt haben würde. Doch kaum war ich in K. auf der Herberge „zur Heimat“ angelangt, als dort nach einem Schlosser für 3—4 Monate zur Aushilfe gefragt wurde. Anfangs traute ich mich kaum, mich zu melden, doch als der Herbergsvater mich nach meinem Geschäft fragte, konnte ich nicht anders und ging mit zu dem Meister ins Gastzimmer. Als dieser mich nun nach dieser und jener Arbeit, welche ich thatsächlich verstand, fragte, war ich sofort in bester Stimmung. Ich reiste mit ihm per Dampfer einige Meilen rheinabwärts; lieber wäre ich aufwärts gefahren, damit ich etwas weiter in „die Fremde“ gekommen wäre. Dort blieb ich vier Monate und lernte sehr viel. Dann kehrte ich nach Hause zurück und suchte mir eine Stelle in einer Fabrik als Schlosser und zur Aushilfe auch als Dreher. Hier empfing ich die ersten Eindrücke vom Maschinenwesen, arbeitete da neun Monate und ging dann wieder zu meinem Meister, weil ich doch einst selbständiger Meister werden wollte.

Im Jahre 77 trat ich als dreijährig Freiwilliger in ein Düsseldorfer Kavallerie-Regiment ein. Doch hier wurde ich fast unmenschlich behandelt, getreten, geschlagen, gespuckt und das Opfer sonstiger Greuelthaten, besonders seitens der Unteroffiziere, obschon ich jeden Dienst, besonders das Reiten gut verstand. So war mir denn manchmal mein junges Leben leid. Aber auch dies ging vorüber. Nach noch nicht voll zweijähriger Dienstzeit wurde ich zum Gefreiten befördert; aber nicht durch Gunst des Wachtmeisters, wie solches häufig der Fall war; denn zu „schmieren“ hatte ich nichts, hätte es auch wohl nicht über mich bringen können, einem der Kapitulanten auch nur ein Glas Bier zu geben; sondern weil ich pünktlich im Dienst und überhaupt ein Soldat war, wie ihn sich nur ein Kommisknopf wünschen kann. In Urlaub kam ich nur, wenn gefragt wurde, ob man gehen wolle, z. B. wenn Löhnungen auf hohe Feiertage fielen; denn es war meiner Natur zuwider, den Wachtmeister zu fragen: „Darf ich den Herrn Wachtmeister um Urlaub bitten? u. s. w.“ Am liebsten ging ich den sämtlichen Kapitulanten aus dem Wege. Als Gefreiter bekam ich nun allerlei Pöstchen; kam eine hohe Person und brauchte eine Ordonnanz, oder irgend ein Detachement wurde abkommandirt u. s. f., so war ich derjenige, auf den man sich verließ. Noch nicht lange war ich Gefreiter, so veranlaßte ich die Anzeige eines Sergeanten, welcher einen Rekruten zur Erde geworfen, auf ihm gekniet und demselben Pferdemist in den Mund gestopft hatte. Der Sergeant erhielt dafür zwei Monate Festung. Aber nachher wiederholte er derartige Stücke. Heute ist derselbe Polizist in B. Wäre ich nun nicht ein Mensch gewesen, der, wie man sagt, alles vertragen kann, man hätte mich wahrscheinlich auch auf Festung gebracht. Eines Tages wurde ich wegen „unpassenden“ Benehmens gegen einen Sergeanten zu drei Tagen Arrest verurteilt; doch mit wahrem Galgenhumor ertrug ich diese Annehmlichkeiten; denn nicht lange mehr, dann hatte die Qual ein Ende. Ich werde wohl hier etwas weitläufig; doch jeder humane Mensch muß solche Auswüchse geißeln, wo's nur geht. Ich glaube, daß der Rittmeister ein ziemlich gerechter Mann war; doch kümmerte er sich nicht im geringsten um den einzelnen Menschen, er wußte noch nicht die Hälfte der Namen derer, welche schon einige Jahre dienten. Klagte der Wachmeister jemanden an, so hieß es gleich: 3, 5 oder 7 Tage. Frug er mal einen: Wie können Sie Schurke sich dies oder jenes unterstehen? und der Betreffende antwortete: Herr Rittmeister, so und so, dann schrie er gleich: Halten Sie Lump Ihr Lügenmaul, oder brauchte ähnliche Ausdrücke. Dieser Rittmeister, welcher sehr unordentlich lebte, schrieb mir bei meiner Entlassung ein

führungsattest: „Dienstlich gut, moralisch mangelhaft." Dabei erhielt ich von einer ihm befreundeten Familie, zwei Tage nach meiner Entlassung, durch ihn selbst zugeschickt, eine Offerte als Reitknecht, und ein Vierteljahr später erhielt ich eine Aufforderung, zu kapitulieren, welche ich später aus Amerika passend beantwortete.

Vom Militär entlassen, arbeitete ich noch ein Jahr in B., dann in W. Hier lernte ich ein bescheidenes Mädchen kennen und lieben. Da wir beide nicht im Besitz genügender Mittel waren, um ein Geschäft zu gründen, ich aber in Deutschland eine Frau von meinem Arbeitslohn nicht ernähren konnte oder wollte, so beschloß ich, nach Amerika auszuwandern. So segelte ich denn im Mai des Jahres 1882 von Antwerpen nach New York, landete dort nach einer achtzehn Tage dauernden Reise auf dem Dampfer Plantin, in Begleitung von 445 Zwischendeckspassagieren. (Der Plantin ging auf der Rückreise mit Mann und Maus unter). Ich täuschte mich aber in der Erwartung, drüben sofort lohnende Beschäftigung zu finden. Es wurde mir eine Stelle als Schmied in einer Pferdebahn-Werkstätte angeboten; aber obschon ich nie einer Organisation angehört habe, ließ ich mich doch sofort von den streikenden Schmieden überzeugen, daß es unwürdig wäre, den dortigen Arbeitern, zum Teil Familienvätern, die Arbeit verderben zu helfen, und ich lehnte ein mir angebotenes Reisegeld dankend ab. Da ich noch 9 Dollars (36 Mark), nach meinen damaligen Begriffen ein hübsches Sümmchen, hatte, dampfte ich mit dem nächsten Zuge nach P., logierte mich in einem Hotel für 5 Dollar (20 Mark) pro Woche ein und suchte Arbeit, fand aber in der ersten Woche keine. Da mein Geld zur Neige ging, so hatte ich mich schon entschlossen, jede Arbeit anzunehmen, als es mir gelang, in einer Lokomotivfabrik Arbeit als Werkzeugschmied zu erhalten bei einem Lohn von 2 Dollar (8 Mark) pro Tag, welcher im Laufe der Zeit bis zu 2 Doll. 75 Cents (11 Mark) stieg, also nach meinen Begriffen hoch war. Trotz des guten Essens (3 Pfund Fleisch täglich) nahm ich doch zusehends an Körpergewicht ab, denn ich arbeitete sehr intensiv, da ich darauf bedacht war, möglichst viel Geld zu sparen. Als ich drei Monate geschafft hatte, ließ ich meine Braut nachkommen, nach deren Ankunft wir uns sofort trauen ließen. Für Wohnung, Möbel u. s. w. hatte ich so viel wie möglich gesorgt; etwas Leinen sowie 60 Mark bar war außer einer Menge Frauenkleider und Wäsche alles, was meine Frau mitbrachte. Hatte ich nun schon tüchtig gespart, so that solches erst recht meine Frau, welche nach jedem Lohntage etwas in die Sparkasse brachte.

Mein Ideal war, bei passender Gelegenheit eine Farm zu erwerben. Doch davon wollte meine Frau nichts wissen. Als ich nun im Jahre 1885 ein Haus etwa eine Stunde außerhalb der Stadt mietete, da brach das lange zurückgekämpfte Heimweh bei meiner Frau aus. Es war wohl zum Teil durch die Einsamkeit, zum Teil aber auch durch Briefe meiner Schwiegermutter veranlaßt worden. So ließ ich sie denn nebst den uns inzwischen geborenen zwei Kindern im Mai 1885 mit dem Dampfer Werra über Bremen zu ihren Eltern reisen. Hatte ich schon vorher mit der Malaria zu kämpfen gehabt, so kam diese Krankheit nun erst recht zum Durchbruch; und nun lernte ich erst recht den Wert meiner Lieben schätzen. Ich erhielt einen Brief von meiner Frau, ich möchte doch nachkommen, denn sie würde es nicht aushalten, nochmals die Tour zu machen; denn was sie erlitten habe, sei garnicht zu sagen. Doch der Brief war nicht nötig gewesen, denn bei Ankunft desselben war ich schon beim Verkauf der Möbel, dann erhob ich 200 Dollar (800 Mark) bei der Bank (es blieben da noch 200 Dollars zurück) und löste mein Arbeitsverhältnis, welches ich ununterbrochen, ohne je eine Minute zu spät zu kommen, 3¼ Jahre inne gehabt hatte, mit dem Versprechen, sobald ich wieder zurückgekommen wäre, wieder einzutreten. Ende August landete ich mit der Fulda in Bremen, und ich überraschte meine Frau in W., als sie die Kleinste (¾ Jahre alt) spazieren trug, — ein für uns beide unvergeßlicher Augenblick der Freude. Wenn ich mir nun vorgenommen hatte, einige Monate in Deutschland zu bleiben und dann meine Frau davon zu überzeugen, daß es in Amerika doch besser wäre, so sollte es doch anders kommen. Ich entschloß mich, in M. eine Schlosserei zu etablieren. Doch bei diesem Unternehmen hatte ich mehr Sorge, meine Familie durchzubringen, als in A. Zudem war ich bald als Freidenker verschrieen, obschon ich nach wie vor zur evangelischen Religion gehörte; aber ich besuchte die Kirche nicht, da ich nie etwas gegen meine Überzeugung that. Im Jahre 1887 verließ ich dieses muckerische M. und gründete mit einem Freunde ein kleines Fabrikgeschäft, vergrößerte dieses im Jahre 1889 mit Hilfe eines Bruders meiner Frau, während der Teilhaber austrat; und so besitze ich heute ein Geschäft, welches mich mit meiner Frau und drei kräftigen, gesunden Kindern genügend unterhält.

Die Kinder erziehen wir, so gut es uns möglich ist, besonders lehren wir sie, die Lehrer zu achten und gut zu lernen; doch kann ich es nicht unterlassen, denselben die in der Schule gehörten Geschichten über Religion zu erläutern; dabei betone ich aber stets, daß der Lehrer auch nicht könne, wie er wolle, sondern die Gesellschaft demselben diktiere. Wenn nun die Kinder später diese Gesellschaft verachten, so ist dies die Schuld der Gesellschaft selbst; denn ich will meine Kinder in der Wahrheit erzogen haben. Betonen will ich noch, daß meine Kinder sämtlich in ihren Klassen obenan sitzen.

An Vergnügungen beteilige ich mich wenig; dagegen pflege ich meine geistige Fortbildung, soviel in meinen Kräften steht, besonders in der hiesigen Lesegesellschaft, deren Präses ich zur Zeit bin. Ich gehöre keinem politischen Vereine an; doch beteilige ich mich in politischen Versammlungen an den Diskussionen, und ich stehe der Sozialdemokratie am nächsten.

Das Familienleben gestaltete sich zu dem glücklichsten. Da ich etwas extrem bin, so übt die Sanftmut meiner Frau einen wohlthätigen Einfluß aus. — Talent hätte ich wohl zur Führung eines großen industriellen Werkes; besonders aber traue ich mir einige Fähigkeit zur Aussöhnung bezw. Vereinigung widerstreitender Elemente zu.

## Der arme Lügner.

Ich hab' einmal einen Lügner gekannt, der die Wahrheit über alles liebte.

Aber — es war eine unglückliche Liebe; so sehr er sich mühte und quälte, er fand keine Gegenliebe. Er mußte es erleben zu hören, wie alle Welt sie pries als die Herrlichste, die Schönste, die Göttliche — und keiner war mehr davon durchdrungen als er —, mußte es erleben, daß andere sich rühmten, den vertrautesten, immer ungetrübten Umgang mit ihr zu pflegen; — ihm selbst blieb sie die spröde Schöne, unerreichbar in ihrer Hoheit.

Er war ein phantasiebegabter Jüngling und hatte es sich in den Kopf gesetzt, hatte es heilig gelobt, er müsse sie gewinnen. Alles wollte er daran setzen, Geld und Gut und Ruhm und Eitelkeit, alles. Es war ein armer, armer Lügner. —

Noch als er ein halbwüchsiger Junge war, hatte er manche derbe Lüge gesagt, um sich aus einer unbehaglichen Lage herauszuhelfen; aber er hatte längst das Schmähliche eines solchen Verhaltens eingesehen und sich in seiner Kammer manche stille Abendstunde ehrlich geschämt, wenn ihn seine angeborene Lügenhaftigkeit doch wieder einmal übermannt hatte.

Irgendwo hatte er gelesen, man könne sich das Lügen dadurch abgewöhnen, daß man genau Buch darüber führe und sich an jedem Abend vor dem Schlafengehen Rechenschaft darüber gebe, ob und wie oft man der Versuchung unterlegen sei. Das Mittel hatte er angewandt und es war nicht ohne Erfolg geblieben.

Unter seinem Kopfkissen versteckt lag ein Zettel, auf dem die Lügen alle der Reihe nach mit Namen aufgeschrieben standen; in griechischen Buchstaben, so daß das traurige Geheimnis vor den Augen des Zimmermädchens gewahrt blieb. Und so zogen sie allabendlich, eh' der Schlaf die müden Augen schloß, alle noch einmal an ihm vorüber, wie die Kraniche des Ibikus. —

Morgen wird's besser werden, pflegte er ganz kleinlaut zu seiner Angebeteten zu sagen, morgen! Und es ward besser. Noch ehe zwei Jahre vergangen waren, war er schon so weit, daß er errötete, wenn er die Wahrheit sprach und die leise Vermutung in ihm auftauchte, der andere könnte möglicherweise denken, es sei die Unwahrheit. Und dennoch, wenn er im Vollgefühl seiner Wahrheitsliebe hinaus in die Welt ging und ihm unverhofft ein guter Freund begegnete — aber auch ein schlechter —, dann konnte es doch wieder geschehen, daß die Unterhaltung eine unerwartete Wendung nahm und er strauchelte und fiel.

Auch hatte er bei sich die Entdeckung gemacht, daß er im Verkehr mit den Genossen eine entschiedene Neigung hatte, seine Geschichten auszuschmücken, abzurunden, und wie alle die schönen Ausdrücke lauten, die nur eine Umschreibung für das Eine sind: sich selbst interessant zu machen.

Ach, man möchte doch so gern etwas sein, wenn man noch garnichts ist; möchte doch so gern etwas erlebt haben, wenn man noch nichts erlebt hat! Der eben aus dem dunkeln Erdteil zurückgekehrte Afrikareisende, der wirklich Löwen-, Sklaven- und Elephantenjagden mitgemacht hat und nur aus dem Vollen zu schöpfen braucht, der weiß nicht, wie schwer es einem noch Wahrheit dürstenden Lügner wird, seine mageren kleinen Erlebnisse den Gesellen aufzutischen und die Wahrheit zu sagen, nichts als die Wahrheit. Ist es nicht tausendmal leichter die Wahrheit zu sagen, wenn man etwas Interessantes, als wenn man nur etwas Uninteressantes weiß? Das spürte unser armer Jüngling an seinem Leibe; aber er überwand sich um seiner Liebe willen, schwieg und beneidete den glücklichen Philister mit seiner angeborenen Wahrhaftigkeit, der garnicht merkte, wie sehr er die anderen langweilte.

Er ward immer stiller und stiller und lauschte nur noch trübselig den anderen. Kein Wunder, daß es bei den Kameraden bald als ausgemacht galt, er habe eine unglückliche Liebe. Sie ahnten nicht, wie recht sie hatten, die guten Kameraden, denn er hatte allmählich begriffen, an welche kalte, unbarmherzige Schönheit ihn sein Herz gefesselt hatte.

Wenn er bis dahin im Glauben gelebt hatte, nur die gesprochene Wahrheit, die falsche Aussage sei eine Lüge, so war ihm jetzt klar, daß man auch durch Schweigen, durch Nicken, durch geflissentliches Überhören lüge, daß auch die halbe Wahrheit, ja neun Zehntel der Wahrheit noch immer eine volle und ganze Lüge sei. Und er sah sie alle daherschweben, die Notlüge, die fromme Lüge, die Schmeichelei, die konventionelle Lüge und ihr zahlloses Gefolge; himmelhoch' über allen die eine, einzige heilige Wahrheit in strahlender Schöne! Seine Liebe war mächtiger als je, und sein begeisterter Wille ihr zu dienen unbegrenzt.

Aber das Leben hat ihm bittere Enttäuschungen! Das hatte er nicht ahnen können, daß eine so reine Liebe wie die Liebe zur Wahrheit ihn mit seinen Pflichten in Konflikt bringen könne. Und doch war es so.

Er war ein Freund seiner Freunde und hatte manches ihm anvertraute Geheimnis vor der täppischen, oft aber auch unverschämten Neugier Unberufener zu wahren. Ein einfaches Verweigern einer Antwort, um die Wahrheit zu retten, wäre schon das Preisgeben des Freundes gewesen. Wenn er vor der schmerzlichen Entscheidung stand, entweder die dem Freunde gelobte Treue oder die sich selbst gelobte Wahrhaftigkeit zu opfern, so hielt er die Treue und sagte eine Lüge.

Er kam mit Jähzornigen und mit lieben Kranken zusammen und war so feige, mit der vollen Wahrheit zurückzuhalten, nur — um ein bischen Unglück zu verhüten!

Und immer mannigfaltiger wurden die Konflikte, und je reifer sein Leben ward, umsomehr häuften sie sich. Er dankte schließlich seinem Geschick für jeglichen Tag, an dem er im Minnedienst der Wahrheit alle Fährlichkeiten glücklich überwunden hatte. Wenn ihm jemand die Versicherung gab, daß er nie in seinem Leben gelogen habe, dann reichte er ihm gerührt, aber ungläubig die Hand — er war und blieb ein armer, armer Lügner.

---

## Streifzüge durch die moderne Litteratur.

### VII.

Von Lily von Gizycki.

(Fortsetzung.)

Der Prophet Jesaias sah nicht nur die „kommende Sonne", er sah und empfand auch das Elend seines Volkes und schwang die Geißel seiner Rede über die Sünder und über die Mächtigen. Auch die modernen Dichter versuchen es, ihm hierin Gefolgschaft zu leisten. Sie haben ein warmes Herz, aber während sie den Ton der Hoffnung richtig treffen, verfehlen sie häufig den Ton der Klage. Klagst du, klagst du an, möchte man häufig fragen, oder erzählst du mit einem gewissen prickelnden Wohlbehagen greuliche Spukgeschichten?

Da hat zum Beispiel Johannes Schlaf ein Drama geschrieben: „Meister Oelze."*) Er führt uns in eine Familie, deren Bekanntschaft zu machen niemand wünschen kann: der Vater ein sterbender Verbrecher, die Großmutter eine Wahnsinnige, die Mutter eine gewöhnliche, derbe Klatschbase, die Schwester des Vaters ein böses Frauenzimmer, die mit allen Mitteln das Geständnis des begangenen Verbrechens aus dem Bruder herauszulocken sucht. Das ganze ist mit großer Virtuosität geschrieben und legt für die Begabung des Verfassers Zeugnis ab. Was aber soll uns das? Schaudernd, verekelt legen wir das Buch aus der Hand; die Gestalten des Dramas haben weder unser Mitleid erregt — denn das ist nur dann möglich, wenn die Not die Menschen zum Verbrechen trieb, hier ist es Habgier —, noch haben sie uns erfreut, noch durch einen großen Charakterzug darauf schließen lassen, daß nur Schuld und Krankheit den guten Kern zerfressen haben.

Auch ein durchaus modernes Werk, und doch von anderer Art als das vorige, ist Max Halbes Schauspiel „Eisgang."**) Desselben Verfassers Drama „Jugend" hat in Berlin 160 Aufführungen erlebt und ist über Gebühr bewundert worden, während „Eisgang", soviel ich weiß, gar nicht auf die Bühne gekommen ist, obwohl es, meines Erachtens, Halbes „Jugend" bei weitem überragt. Der Inhalt des Werkes ist kurz folgender: Eduard Tetzlaff besitzt an der Weichsel ein Gut, das einst große Erträge lieferte. Weichselüberschwemmungen und Mangel an Arbeitskräften — die Leute suchen sich anderswo besseren Verdienst — bringen die Besitzung mehr und mehr herunter, so daß schließlich der Bankrott vor der Thüre steht. Die Sorgen haben dem alten Tetzlaff den Schlaf geraubt und ihn noch härter und rücksichtsloser gegen seine Leute gemacht, als er es stets schon war. Dem Bauführer, der als ausführender Beamter von der Regierung geschickt ist, um die Stromregulierung zu leiten, sagt Tetzlaff: „Beinahe ertrunken sind wir im Wasser. Kein Hahn hat nach uns gekräht und jetzt, wo unsere besten Länder ruiniert sind, jetzt kommen die Herren vom grünen Tisch . . . Die Kalamität mit den Leuten jetzt! Wenn wir den Strombau bekommen! Eine Lohnverteuerung wird das . . . Der vollständige Ruin, dieser Durchstich!" . . . Seinen Sohn Hugo, der mitten aus seinen Studien heraus nach Hause gerufen wurde, um den kranken Vater zu unter-

*) Meister Oelze. Drama in drei Aufzügen von Johannes Schlaf. Berlin. S. Fischer.

**) Eisgang. Modernes Schauspiel in 4 Aufzügen von Max Halbe. S. Fischer. Berlin.

stützen, hält er für unfähig, um so mehr, als er seine radikalen Ansichten kennt und verabscheut. Aus Verzweiflung über das eigene Siechtum und den nahenden Untergang seines Besitztums nimmt er eine starke Dosis seines Schlafpulvers, das ihm zu ewigem Schlaf verhilft. Nur Hugo ahnt die Ursache des plötzlichen Todes seines Vaters. Er ist nun allein verantwortlich für das Gut und für seine Schwester. Ein roher Onkel will ihm helfen, die Wirtschaft wieder in Gang zu bringen; Hungerlohn und Knute sind die Mittel, die er anwendet und empfiehlt, bis Hugo ihm energisch entgegentritt, so daß er sein Haus verläßt. Nun steht er allein, gefesselt an dies Stück Erde. Er will und kann die Leute nicht halten, die wie die Ratten das sinkende Schiff verlassen; er ist nicht im stande, ihnen höhern Lohn zu geben, ihnen das menschenwürdige Dasein zu schaffen, auf das alle ein Recht haben. Vor dem Sarge eines seiner Knechte ruft er aus: „Der Mann, der hier drin schläft, hat 50 Jahre für uns gearbeitet, und morgen werden sie ihn auf Gemeindekosten hinaustragen! Aus dem Sarg schreit der Jammer der Zeit! .... Wir leben vom Schweiße anderer! Was wir sind, sind wir auf Kosten anderer! Andere bezahlen unsere Bildung mit Vertierung und werden dafür auf Gemeindekosten begraben!“ Die Katastrophe wird durch den Eisgang der Weichsel herbeigeführt; der superkluge Regierungsbauführer hatte seinen Stromregulierungsplan schon fix und fertig und meinte, wie das die „Sachverständigen“ stets zu meinen pflegen, mit seiner Schulweisheit die Natur zu meistern. Hugo hatte ihn ohne Erfolg darauf aufmerksam gemacht, daß seine Rechnung vielleicht nicht stimmen werde. Er sollte Recht behalten. Der Strom steigt und steigt — der Damm hält ihn nicht mehr — er überflutet, er durchbricht ihn und wälzt seine Wogen über das Land. Von der Strombude aus ist Hugo hinausgeeilt, den Tod zu suchen, wie sein Vater. Er verschwindet in den Fluten.

Nur der allgemeine Umriß der Handlung ist hierdurch wiedergegeben. Einzelne Scenen, welche zeigen, daß der Verfasser nicht nur den Dialekt Westpreußens, sondern auch den Charakter der Bewohner genau kennt, kleine Charakterzüge der Personen, die zur Lebenswahrheit viel beitragen, machen das Schauspiel erst zu dem, wofür ich es halte: zu einem der besten Werke der „Jungen.“

Wilhelm von Polenz hat den Einfall gehabt, diesen Jungen ein Buch zu widmen, „dem grünen Deutschland“, wie Friedrich Kirchner sie getauft hat. Das Buch*) enthält eine Sammlung von Novellen und Gedichten, und jedes davon ist einem Vertreter Grün-Deutschlands dediciert. Und in der That, der Verfasser hat die Fehler und Vorzüge all derer, die er auf diese Weise auszeichnete, wie in einem Brennspiegel vereinigt. Scharfe Beobachtungsgabe verleitet ihn häufig zu einer ermüdenden Kleinmalerei; heißes Gerechtigkeitsgefühl und warme Menschenliebe treibt ihn zuweilen so weit, auch das Häßliche zu beschönigen oder das mit einem Glorienschein zu umgeben, was nur Mitgefühl verdient. So schildert er in dem Gedicht „Eine Königin“ eine arme, von der Feldarbeit im Abendschein heimkehrende Magd, die ein Kind unter dem Herzen trägt. Sie schreitet einher

Wie eine Fürstin,
wie eine Herrscherin ...
Denn sie war
eine auserlesene,
eine gebenedeite,
gesalbte Königin.

Ich weiß nicht, ob der Anblick eines armen Mädchens, dessen Kind in unseren sozialen Verhältnissen dem Elend, wenn nicht dem Verbrechen geboren wird, den Gedanken an eine gebenedeite Königin aufkommen läßt, aufkommen lassen darf. Wilhelm von Polenz schildert in einem anderen Gedicht, „Preisgegeben“, die Hochzeit eines unschuldigen Mädchens mit einem alten Lebemann:

Zeigt ihr keiner, daß in Ketten
Sie zum Richtplatz wird gefahren?
Ist denn niemand, Dich zu retten,
Keine Mutter, Dich zu wahren? —
Ihre Mutter ist zur Stelle,
Strahlend blickt sie, wie die Sonne,
Fährt auf ihres Stolzes Welle,
Schwimmt in einem Meer von Wonne,
Und der Priester fleht hernieder
Himmelsgaben. — ...

Er ist tief davon durchdrungen, daß zahllose moderne Ehen unsittlicher sind, als der im Rausch der Leidenschaft geschlossene Bund zweier Liebenden, den Kirche und Gesetz nicht sanktioniert. Aber so gewiß dies ist, so gewiß ist es auch, daß, wenn solch ein Bund ein „freier“ bleibt, ein Verbrechen an Weib und Kind begangen wird. Fast stets ist der Mann in diesem Fall der Verbrecher, doch die lebenslängliche Sühne dafür wird nicht ihm, sondern dem Mädchen, das sich ihm in heißer Liebe und blindem Vertrauen hingab, und den unschuldigen Kindern aufgebürdet. Das Mädchen bleibt ihr Leben lang eine „Gefallene“; die einen — die wenigsten — sprechen mit warmem Mitleid von ihr, die andern — die meisten — mit Spott und Verachtung. Niemals würde solch ein armes Geschöpf das Gedicht „Eine Königin“ schreiben können; wohl aber können die sittlichen Begriffe der Jugend männlichen und weiblichen Geschlechts durch solche Gedichte verwirrt werden. Exaltierte Naturen, die weder in sich, noch außer sich einen Zuchtmeister haben, giebt es genug, die das geflügelte Wort der Gegenwart vom „sich ausleben“ dahin deuten, daß man jedem Naturtrieb rückhaltlos folgen soll. Für sie sind „Gründeutschlands“ Werke sehr oft von bösem Einfluß gewesen; sie sehen nicht den guten Kern, aus dem ein kraftvoller Baum werden kann, sie sehen nur die bunte Schale und drapieren ihr eigenes dürftiges Ich schleunigst in den Farben, die sie zeigt. Die Ehe ist korrumpiert, sagen sie, darum wollen wir in freier Liebe leben; die häusliche und die Schul-Zucht hat unseren Geist eingeschnürt, darum wollen wir alle Fesseln von uns werfen; die Lügen der Zivilisation haben alles mit einer Tünche überdeckt, darum wollen wir alles ans Tageslicht ziehen.

In dem letzten Gedicht der Sammlung erzählt Wilhelm von Polenz von einem Jüngling, der die Freiheit suchte. Er fand zuerst die freie Liebe, und wandte sich verekelt ab. Dann kam er zu den Freidenkern und floh vor ihnen, weil sie in unduldsamer Rohheit das Christusbild verhöhnten. Schließlich findet er einen „freien Staat“ — genau nach dem Rezept von Eugen Richter, für dessen Gesinnnngsgenossen ich Wilhelm von Polenz bisher nicht hielt — und kehrt auch ihm den Rücken. Von seiner Wanderschaft bringt er die Lehre heim:

Die Freiheit wohnt in keinem Land der Welt,
Die Freiheit wohnt im Menschen und heißt Selbstzucht.

Wir sehen also, daß der Dichter die äußerste Konsequenz aus der Theorie des „Sichauslebens“ nicht zieht.

Unter den Prosaschriften der Sammlung sind als besonders gelungen „Eine Partie Skat“ und „Die Wahlurne“ hervorzuheben. In beiden habe ich den Verfasser des „Pfarrers von Breitendorf“ wiedergefunden.

Hans Land behandelt in seiner Novelle „Mutterrecht“*) dasselbe Thema, das von den modernen Schriftstellern mit Vorliebe in allen Tönen variiert wird: das Schicksal der unverheirateten Mutter. Ihm erscheint seine Heldin, die Buchhalterin Marie Leske, auch eine Zeitlang als „gebenedeite Königin“, so lange, als die Freude an dem keimenden Leben unter ihrem Herzen sie nicht zum vollen Bewußtsein ihres Elends kommen läßt. Als sie zuerst gewahr geworden war, daß die Folgen ihres Liebesbundes mit dem Assessor Arthur nicht ausblieben, hatte sie sich an „weise Frauen“ wenden wollen; ihres Geliebten strenge moralische Grundsätze — er ist nicht umsonst Jurist, dessen Moral nur zu häufig genau mit den Paragraphen des Strafgesetzbuches zusammenfällt —

*) Karline. Von Wilhelm von Polenz. Berlin. F. Fontane u. Comp. 1894.

*) Mutterrecht. Von Hans Land. Berlin. S. Fischer. 1894.

hindern sie daran. Ihn jedoch hindern sie nicht daran, Marie zu verlassen, sobald ihr Sohn zur Welt gekommen ist. Mit glühender Liebe hängt sie an dem Kind, und erst nach langem Kampf entschließt sie sich, es zu fremden Leuten in Pflege zu geben. Sie muß Arbeit suchen und kann das kleine Wesen nicht bei sich behalten. Aber auch nachdem sie es fortgegeben hat, hängt es wie eine Kette an ihrem Fuß. Wo sie sich auch hinwendet, um eine Stellung als Buchhalterin zu bekommen, wird sie abgewiesen, nachdem man sich nach dem Grund ihrer Entlassung bei ihrem früheren Chef erkundigt hat. Und die Mutterliebe schwindet nach und nach: „Hätte ich das Kind nicht zur Welt kommen lassen, so wie ich wollte, dann wäre ja alles gut gewesen." Sie hat keine Arbeit, kein Geld, keine Familie — denn Mutter und Bruder haben sie verstoßen —, was ist natürlicher, als daß sie die Geliebte eines Mannes wird, der die Verzweifelnde auf der Straße anredet und durch sein Mitgefühl ihr Vertrauen erwirbt.

Bis zu diesem Punkt ist der Charakter der Heldin klar durchgeführt. Sie ist kein Ausnahmemensch, sondern ein einfaches Mädchen, dessen natürliche Gefühle — die Liebe zum Mann und die Mutterliebe — durch alles Unglück, das sie traf, teils erloschen sind, teils sich krampfhaft verzerrt haben. Es ist auch nur natürlich, daß ein Mädchen ihrer Art nicht verzweifelnd den Tod sucht, sondern sich trösten läßt, ja sogar in der neuen behaglichen Umgebung froh und glücklich wird. Auch daß sie ihrem Geliebten von ihrer Vergangenheit erzählt, das Dasein des Kindes aber verschweigt, ist begreiflich. Wie aber kann der Verfasser uns zumuten zu glauben, es könne einer im Grunde ihres Herzens unverdorbenen Frau, welche ihr Kind zärtlich liebte, bei der Nachricht von seiner Erkrankung „wie ein erlösender Jubelschrei durch die Seele gehen: Es wird sterben!"?! Mariens innere Entwicklung schloß solch einen Ausbruch der Roheit des Gefühls vollständig aus. Als ich diesen Abschnitt des Buches zu lesen anfing, glaubte ich mit Sicherheit vorauszusehen, daß der Gedanke an ihr sterbendes Kind ihre Mutterliebe in all ihrer ursprünglichen Kraft wieder erwecken würde. Statt dessen fährt sie zitternd vor Erregung zu den Pflegeeltern ihres Sohnes und kann nicht schnell genug die Kellertreppe hinuntereilen in der Hoffnung, ihn — tot zu finden. Aber er lebt, er wird leben. „Zum Manne wird er werden, und Rache nehmen für den Fluch seines rechtlosen Daseins". Marie bricht bei seinem Anblick ohnmächtig zusammen. Ob aus Enttäuschung, ob aus Angst? Hans Land verrät es uns nicht, denn mit diesem Wiedersehen zwischen Mutter und Kind schließt das Buch.

In der Vorrede, die etwas weniger pathetisch hätte sein dürfen, erklärt der Verfasser, daß er auf ein schweres Problem habe hinweisen wollen, ohne selbst eine Lösung zu geben. Die warme Menschenliebe, die ihn dazu trieb, spricht aus dem ganzen Buch. Trotzdem er die weibliche Natur nicht vollständig kennt — dazu ist nur die Frau selbst im stande, — müssen grade die Frauen ihm für sein Werk dankbar sein, statt es in „sittlicher" Entrüstung zu verdammen. Sie müssen aber auch den Schluß daraus ziehen, daß sie selbst die Berufenen sind, dieses Problem zu lösen. So lange nur Männer die Gesetze des Staates machen, so lange nur sie die öffentliche Meinung beherrschen, so lange wird es vergebens der Lösung harren, so lange werden noch Hunderte und Tausende armer Mädchen denselben Weg gehen, wie Marie Lesle.

Die Wahrheit als Autorität, nicht die Autorität als Wahrheit. Wahlspruch der Unitarier.

## In Gott.

Wenn treu Dein Herz das Gute will,
So ist dies ein Gebet,
Das ohne Worte ernst und still
Zum Quell des Guten geht.

Wenn es die Menschen, die mit Dir
Hier wohnen, selbstlos liebt,
Wird Dir zum Himmelreich dafür
Die Welt, die Dich umgiebt.

Und wenn Dein Geist die Wahrheit sucht,
Sie zu erkennen strebt,
Glaub fest, ob auch ein Pfaff Dir flucht,
Du hast in Gott gelebt. R. L.

## Vermischtes.

Frauenstimmrecht in Wyoming. Unter diesem Titel erschien in „The Independent" vom 24. Mai d. J. ein interessanter Artikel von Miß Cora M. Mc Donald, Instruktor an der Universität von Wyoming, dem wir Folgendes entnehmen:

Bereits seit 25 Jahren besitzen in Wyoming die Frauen das Stimmrecht, und die Resultate waren die besten. Vor diesem Termin ward der Wahltag durch wüste Trinkgelage und oft durch Verbrechen gekennzeichnet; mit dem Frauenstimmrecht kam Friede und Ordnung, gegenseitige Achtung und Duldung und größere Unbestechlichkeit der Wahl ward herbeigeführt.

Man hat geltend gemacht, daß das Frauenstimmrecht Unfrieden in die Familien dringt. Aber in Wyoming hat sich dies nicht gezeigt. Es besteht keine größere Veranlassung, daß Ehegatten über Politik als über Religion streiten sollten.

Die Frau hat ein noch tieferes Interesse an dem Wohlergehen ihrer Kinder, als der Mann; lebhafter stellt sie sich die Gefahren vor, welche auf allen Seiten ihre Knaben und Mädchen bedrohen, und selbst auf Kosten ihres Lebens würde sie ihren Weg beschützen. Das Weib und die Mutter wird so ihre Stimme allein für die Sache der Gerechtigkeit abgeben. Der Einfluß des reinen Familiensinnes auf die öffentlichen Angelegenheiten wird durch den Zutritt der Frauen zur Wahlurne verdoppelt.

Wie die Frauen Wyomings das Wahlrecht haben, so fungieren sie auch als Geschworene. Es haben sich dabei keinerlei Unzuträglichkeiten herausgestellt, sondern die Maßregel hat die besten Folgen gehabt. Der erste Fall, bei dem Frauen als Geschworene zugezogen wurden, war die Anklage eines jungen Mannes wegen Mordes. Als die sechs weiblichen Geschworenen mit ihrer Vorsitzenden am ersten Morgen dieser Verhandlungen zusammenkamen, richtete eine derselben (jetzt Prediger in Jowa) eine Ansprache an sie, in der sie auf die schwere Verantwortung hinwies, die auf ihnen ruhte, da das Leben eines Mitmenschen in ihre Hand gegeben sei; und angesichts dessen empfahl sie, aus dem Worte Gottes vorzulesen und sich durch Gebet die Führung Gottes zu erflehen. Alle stimmten bei, sich in dieser Weise zur Erfüllung der neuen feierlichen Pflicht vorzubereiten. Als die männlichen Geschworenen von der ungewöhnlichen Maßregel hörten, baten sie, an der Andacht teilnehmen zu dürfen; und so vereinten sich Alle jeden Morgen und jeden Abend während der fünf Tage der Gerichtsverhandlung zu jener religiösen Vorbereitung. Die Juristen hatten von seiten der weiblichen Geschworenen eine übermäßige Milde erwartet. Aber das Resultat war, daß der gerechte Wahrspruch „schuldig" abgegeben wurde. Die Frauen wußten, daß sie ihre Pflicht thun mußten und sich durch ihr Mitleid nicht irre führen lassen durften, und thränenden Auges thaten sie ihre Pflicht.

Das Frauenstimmrecht in der „Großen Armee" der Vereinigten Staaten. Eine Episode in dem vorjährigen „Departements-Biwoak der Großen Armee der Republik", welche „The Woman's Journal" (Boston) berichtet, wird auch die Leser dieses Blattes interessieren. Während

des zweiten und letzten Tages der Session, bei der gegen tausend Delegierte anwesend waren — Generale, Obersten, Majors, Hauptleute, Lieutenants, Sergeanten, Korporale und Gemeine, alles schlachtenerprobte Veteranen eines der blutigsten Kriege aller Zeiten, des Amerikanischen Bürgerkrieges, — stand die Verlesung von Komitee-Berichten auf der Tagesordnung. Eines dieser Komitees war beim Aufruf noch nicht fertig und bat um einen kurzen Aufschub. Man entsprach diesem Wunsche, und der Kommandant erklärte, daß inzwischen jeder Kamerad das Wort haben könne, der etwas vorzubringen hätte. Eine Pause entstand; Niemand erhob sich. Endlich trat Major Matthew A. Peters vor und hielt ganz unvorbereitet eine Rede, dergleichen noch niemals bei einer ähnlichen Gelegenheit gehört worden ist. Sie war so voller Begeisterung, daß Alle hingerissen wurden. Er sagte seinen Kameraden, er würde sich für pflichtvergessen halten, wenn er ihre Aufmerksamkeit nicht auf eine Petition lenkte, die ihm unlängst übergeben worden sei. Er könne zu den Seinigen, zu seinem Weibe, seiner Mutter nicht zurückkehren, ohne das Gefühl zu haben, wie ein Feigling gehandelt zu haben, wenn er seinen Kameraden nicht die Botschaft ausrichtete, die ihm anvertraut worden sei. Er erinnerte sie an ihre Kämpfe zur Befreiung der Negersklaven, an ihr späteres Eintreten für die vollen Bürgerrechte der Befreiten, denen selbst das Stimmrecht gewährt worden sei, — das theuerste Recht des amerikanischen Bürgers, welches allein seine Freiheit und Gleichheit sichere.

Aber in diesem schrecklichen, glorreichen Kampfe, rief er seinen Kameraden zu, standet Ihr nicht allein. Eure Mütter, Eure Gattinnen, Eure Schwestern und das Mädchen, das Eurem Herzen am nächsten stand, waren vom Beginn bis zum Ende des Krieges mit Euch, — immer ernst, immer treu, immer voll Liebe und Hingebung und voll Hoffnung, die Kämpfenden begeisternd, die Verwundeten aufopfernd pflegend. Gott segne die patriotischen amerikanischen Frauen! Und für diese Frauen wollte er nun sprechen. Sie hätten ihm ihre Petition übergeben, sie den Kameraden zu übermitteln, — ein Zeichen, wie hoch sie ihr Gerechtigkeitsgefühl achteten. „Ihr habt," rief Major Peters ihnen zu, „einer Rasse, die nicht blutsverwandt mit Euch ist, die Freiheit und das Stimmrecht gegeben — dies ist Euer Ruhm. Jetzt, Kameraden, kommen Eure eigenen Mütter, die Euch das Leben gaben, die Euch in der Kindheit hegten und pflegten und Eure Schritte leiteten, bis Ihr Männer wart, — hier kommen Eure Gattinnen, die Eure Last geteilt und Eure Sorgen erleichtert haben, — hier kommen Eure Töchter, deren süßes Lächeln und leuchtendes Auge das Licht Eurer Seele ist, — alle amerikanischen Frauen! Sie verlangen von Euch keine Gunst, sondern Gerechtigkeit. Laßt mich die Petition verlesen, welche zu der Euren zu machen sie Euch bitten: „Wir Mitglieder der Großen Armee der Republik, Bürger von Illinois, ersuchen voll Achtung unsere Abgeordneten, daß sie zu Gunsten des der Legislatur jetzt vorliegenden Gesetzentwurfes stimmen, welcher den Frauen, die das gesetzliche Alter erreicht haben, das Recht, in allen Gemeindewahlen zu stimmen, gewährt." Dies ist sicherlich ein bescheidenes Verlangen, angesichts der Thatsache, daß Ihr jedem Fremden, der fünf Jahre in diesem Lande gelebt hat, ein volles und unbeschränktes Stimmrecht gewährt. — Obwohl Major Peters' Antrag nicht die Majorität fand, zeigte es sich doch, daß sehr viele der alten Veteranen dem Frauenstimmrecht günstig gestimmt waren.

Seltsam genug freilich ist es, daß ein Volk, welches die Behauptung mit Entrüstung zurückweisen würde, der Durchschnitt der amerikanischen Frauen sei dem Durchschnitt der männlichen Neger nicht weit überlegen, den Negern das Stimmrecht gegeben hat, aber nicht den Frauen.

---

## Versittlichung der deutschen Litteratur*).

Von Georg Paysen Petersen.

Unter dieser zur Beachtung zwingenden Überschrift hat vor einigen Monaten die „National-Zeitung" und manches andere Tageblatt ein Schreiben Herman Grimms veröffentlicht, das wegen seines bedenklichen Inhaltes wohl eine Erwiderung hätte finden müssen, solche aber — soweit mir bekannt geworden ist — nicht gefunden hat. Hier möge zunächst dieses seltsame Schriftstück folgen. Herman Grimm schreibt: . . . (Wir haben seinen Angriff bereits in Nr. 15 S. 113 zum Abdruck gebracht. Anm. d. Red.)

Um also kurz zusammenzufassen: Herman Grimm — und, geblendet durch seinen Familiennamen, alle Zeitungen, die obiges Schriftstück wiedergeben und zum Teil mit recht bissigen Zusätzen wiedergeben — Herman Grimm wünscht, daß aus Pietät gegen seinen Vater und Onkel die Sammlung der „Kinder- und Hausmärchen" auch künftig unverkürzt und unverändert erscheine, und wendet sich gegen jede Läuterung (— Revision) nach sittlichen (— ethischen) Gesichtspunkten, d. h. also gegen alle Änderungen, die seit mehr denn fünfzig Jahren einsichtsvolle Erzieher in unsern Schullesebüchern und Märchensammlungen ganz unbeanstandet, und auch durch Wilhelm Grimm nicht beanstandet, vorgenommen haben.

Ist diese Forderung an und für sich berechtigt?

Ist ferner gerade Herman Grimm berechtigt, sie aufzustellen?

Über die Antwort auf erstere Frage kann unter Lehrern ein Zweifel überhaupt nicht bestehen. Gespenstergeschichten („Märchen von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen." Nr. 4.), Erzählungen von Menschenfressern, von Hexen mit triefenden „roten Augen" (Häusel und Gretel. Nr. 15.) sind keine geeignete Geistesnahrung für kleine Kinder, und es hieße dem Vorurteil und dem Aberglauben Vorschub leisten, wollte man derartige Erzählungen in Schullesebücher und Märchensammlungen für Kinder aufnehmen.

Was nun die Stiefmutter-Frage betrifft, die angeblich zu Gunsten derartiger Märchen entschieden sein soll, so ist es doch wahrlich ein anderes, ob in einem einzelnen Märchen einmal — wie etwa in Sneewittchen — von einer bösen Stiefmutter die Rede ist, oder ob in einer Märchensammlung die Stiefmutter überhaupt immer als ein böses Weib geschildert wird, sodaß Stiefmutter und Hexe nahezu dasselbe bedeuten. Herr Herman Grimm leistet sich in dieser ernsten Frage den kaum glaublichen Scherz, eine „Ausgabe der Märchen für Stiefkinder" in Vorschlag zu bringen. Will er es etwa auch unternehmen, diejenigen Kinder im voraus zu bezeichnen, die das Unglück treffen wird, ihre Mutter zu verlieren? Einem Kinde, das man im vierten Lebensjahre, da es noch seine Mutter besaß, mit Stiefmuttermärchen gefüttert hat, ist nicht damit geholfen, daß man ihm hernach jene vorgeschlagene Märchenausgabe in die Hände drückt; das Vorurteil sitzt schon zu fest.

Aber selbst die große Anzahl der „Kinder- und Hausmärchen", die noch übrig bleibt, wenn man die soeben gekennzeichneten ausscheidet, bedarf dringend einer Überarbeitung, ehe man sie kleinen Kindern in die Hand giebt. Nehmen wir als Beispiel eines der beliebtesten Märchen, das vom „Daumesdick" (Nr. 37); dort heißt es wörtlich: „Nun geschah es, daß die Frau kränklich ward und nach sieben Monaten ein Kind gebar, . . . . . ." und ferner: „So gingen sie, bis es dämmerig ward, da sprach der Kleine: Hebt mich einmal herunter, es ist nötig. Bleib nur droben (auf dem Hut), sprach der Mann, auf dessen Kopf er saß, ich will mir nichts draus machen, die Vögel lassen mir auch manchmal was drauf fallen. Nein, sprach Daumesdick, ich weiß auch, was sich schickt, hebt mich nur geschwind herab."

Im Märchen vom „Tischlein, deck dich" (Nr. 36) heißt es wörtlich: „Er (der Esel) speit Gold, antwortete der Müller. Wenn du ihn auf ein Tuch stellst und sprichst „Bricklebrit", so speit dir das gute Tier Goldstücke aus, hinten und vorn."

Im Märchen Nr. 19: „Von dem Fischer und syner Fru", sowie in manchen anderen Märchen kommen noch bedenklichere Stellen vor, die sich hier aus Rücksicht auf unsere Leserinnen nicht wohl wiedergeben lassen. Das sind zwar alles keine Roheiten zu nennen, indessen es sind doch recht derbe Derbheiten, und keine gebildete Mutter wird sie ihren Kindern erzählen; sie braucht deshalb noch keineswegs in die Kategorie der überfeinerten Damen zu gehören. In Schullesebüchern sind dergleichen Sätze selbstverständlich unterdrückt worden; denn diese werden bekanntlich „nach ethischen Gesichtspunkten revidiert", und das wird auch hoffentlich immer so bleiben. Herman Grimm nennt solch ein Verfahren freilich eine Fälschung und warnt „vor dieser sich ausbietenden Sittlichkeit."

Hören wir über diesen Punkt auch einmal die Brüder Jacob und Wilhelm Grimm selbst, denen niemand — auch Herman Grimm nicht — das Recht bestreiten wird, in dieser Angelegenheit mitsprechen zu dürfen. Sie schreiben „am 3ten Julius 1819" in ihrer Vorrede zu den Kinder- und Hausmärchen:

„Wir haben jeden für das Kindesalter nicht passenden Ausdruck in dieser neuen Auflage sorgfältig gelöscht." (Also auch „ethisch revidiert" und

*) Aus der Hamburgischen Schulzeitung. Eine Wochenschrift für die Angelegenheiten des Unterrichts, der Erziehung und des Lehrerstandes. Herausgegeben von hamburgischen Lehrern. Redaktion: Chr. Hamann, Hamburg. Verlag: Otto Meißner, Hamburg.

„gefälscht“, freilich nach unsern Begriffen noch nicht völlig ausreichend.) „Sollte man dennoch einzuwenden haben, daß Eltern eins und das andere in Verlegenheit setze und ihnen anstößig vorkomme, sodaß sie das Buch Kindern nicht geradezu in die Hände geben wollten, so mag für einzelne Fälle **die Sorge begründet** sein, und sie können dann leicht eine Auswahl treffen: im Ganzen, das heißt für einen gesunden Zustand, ist sie gewiß unnötig.“

Die Brüder Grimm geben also vor nunmehr 75 Jahren ganz unbedingt die Berechtigung einer „Revision nach ethischen Gesichtspunkten“ zu, und nach 1857 druckt Wilhelm Grimm diese Vorrede mit ab, ja sie steht auch in der 1864 erschienenen achten Auflage, deren Korrektur, an Stelle seines verewigten Vaters, Herman Grimm besorgt hat. Heute würden die Brüder Grimm eine derartige Überarbeitung einzelner Märchen vermutlich selbst vornehmen.

Handelt es sich um das geistige Eigentum eines Dichters, so wird man es verständlich finden, daß dessen Sohn und Erbe sich gegen jede Veränderung desselben verwahrt. hier liegt die Sache aber doch wesentlich anders. Die Kinder- und Hausmärchen sind in jeglicher Hinsicht Volkseigentum, und das haben Jakob und Wilhelm Grimm stets anerkannt; es läßt sich also durchaus nichts dagegen einwenden, wenn das Volk, was es einst gethan hat, auch heute noch thut: sie seinem jeweiligen Geschmack anpaßt, d. h. in diesem Falle die Derbheiten abstößt. Besorgen Volkserzieher, die doch sozusagen auch mit zum Volk gehören, diese Anpassung, um so besser.

Um die Berechtigung dieser Ansicht zu beweisen, wird es gut sein, an Umstände zu erinnern, die die Brüder Grimm niemals verschwiegen haben, die aber nichtsdestoweniger in Vergessenheit zu geraten scheinen. Die „Kinder- und Hausmärchen“, zusammen 201 Erzählungen, sind nicht allein von den Brüdern Grimm gesammelt, sondern verschiedene Freunde haben sie dabei unterstützt, so hat der Hamburger Runge die Nummern 19 und 47, Karl Gödeke Nr. 169 und 193 beigesteuert, der Österreicher Georg Pasßy hat Nr. 81 und die beiden Schweizer Friedrich Schmid und Hagenbach haben die drei Nummern 165—167 geliefert. Abgesehen von diesen Erzählern, die ihre Handschriften an die Brüder Grimm abtraten und von ihnen zwar im dritten Bande der Märchen als Verfasser genannt werden, dennoch aber völlig vergessen sind, abgesehen von diesen Erzählern findet sich eine recht stattliche Reihe anderer Schriftsteller in den Kinder- und Hausmärchen vertreten. Die Nummern 147, 148 und 180 sind Hans Sachs nacherzählt, Nummer 144, 146 und 191 aus alten Handschriften aufgenommen, von Burkard Waldis ist Nr. 1[illegible], aus Wickrams Rollwagen Nr. 170, von Philander von Sittenwald Nr. 23, aus Kirchhofs Wendunmut sind gar die fünf Nummern 119, 168, 174, 175, 177. Das bekannte Märchen „Jorinde und Joringel“ (Nr. 69) ist fast wörtlich aus Jung Stillings Lebensgeschichte entnommen, wovon sich jeder durch einen Vergleich mit der Reclamschen Ausgabe (Universal-Bibliothek Seite 6[illegible]—66) überzeugen kann; eben daher stammen auch die Märchen 78 und 150, während die Nummern 12, 161, 163 andern Romanen entlehnt sind. Vier Märchen (181, 186, 190, 192) sind aus Haupts Zeitschrift in die Grimmsche Sammlung übergegangen, aus Paulis Schimpf und Ernst stammen die Nummern 145 und 151 und aus dem „Büchlein für die Jugend“ sind die sieben Märchen 42, 178, 179, 184, 18[illegible], 188 und 189 entlehnt. In weiteren 26 Fällen sind die Brüder Grimm bei anderen Büchern und Zeitschriften zu Gaste gegangen, und da sie überall im dritten Bande ihres Werkes die Quellen mit peinlichster Genauigkeit angeben, wird ihnen daraus niemand einen Vorwurf machen. Aber wer kennt jenen dritten Band, der nur abweichende Lesarten und Anmerkungen enthält, wer hat ihn schon einmal in der Hand gehabt, wer besitzt ihn gar? Als vor einigen Jahren ein Kollege auf hiesiger Stadtbibliothek danach fragte, ward ihm zur Antwort, daß man dort keine „Kinderschriften“ sammle.

Wer sich der Mühe unterzieht, die vorstehend aufgeführten Nummern der „Kinder- und Hausmärchen“ zusammenzuzählen, wird finden, daß sie die stattliche Anzahl 68 ausmachen; indessen auf Vollständigkeit erhebt diese Liste keinen Anspruch. Jedenfalls wird also mehr als ein volles Drittel der ganzen Sammlung sehr mit Unrecht „Grimmsche“ Märchen genannt. Wo bleibt somit Herman Grimms Berechtigung zu seinem eingangs abgedruckten Sendschreiben?

Die Brüder Grimm haben sich das unsterbliche Verdienst erworben, die deutschen Volksmärchen der Vergessenheit und dem sicheren Untergange entrissen und sie in meisterhafter Form veröffentlicht zu haben. Will man wirklich, daß diese herrlichen Dichtungen dem Volk **dauernd** erhalten bleiben, dann gestatte man ihnen auch, sich weiter zu entwickeln, und dazu gehört in erster Linie das Abstoßen derjenigen Derbheiten, die sich für unsre Zeit nicht mehr schicken.

## Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

**Abteilung Berlin.**

Montag, den 11. d. M., sprach Herr Bildhauer Hugo Rheinhald über das Thema: „Was uns eint.“ Der Vortrag wird in dieser Zeitschrift veröffentlicht werden. An der sich anschließenden, sehr anregenden Diskussion beteiligte sich auch in längerer Rede Herr Oberstlieutenant M. von Egidy, der den wesentlichsten Gedanken des Vortragenden sympathisch zustimmte.

## Leipziger Gesellschaft für ethische Kultur.

Am Montag, den 4. Juni, hielt Herr Franz Scheibe einen Vortrag über „Die Ziele der ethischen Kultur und das Verbrechen“. Er machte in demselben die Gesellschaft und ihre schlechten Einrichtungen für den größten Teil der Verbrechen verantwortlich. Überdies warf er den jetzt herrschenden Anschauungen Inkonsequenz vor, da sie z. B. den Mord verurteilten, den Massenmord im Kriege aber verherrlichten. Seine Ausführungen gipfelten in der Forderung, das Verbrechen durch Verbesserung der sozialen Einrichtungen auszurotten. So lange es aber noch Verbrecher gebe, solle man dieselben zu bessern suchen oder höchstens auf möglichst milde Weise durch Abschließung unschädlich machen. In der sehr angeregten Debatte, welche dem Vortrag folgte, wurde dem Redner bei voller Anerkennung seines Idealismus ungenügende Würdigung der bisherigen Leistungen der Rechtspflege vorgeworfen. Auch wurden die neueren anthropologischen Untersuchungen über das Verbrechen besprochen und in ihren ethischen Folgerungen erörtert.

## Gesellschaft für ethische Kultur in New-York.

Am 6. Mai feierte die Gesellschaft ihre achtzehnte Jahresfeier. Herr J. D. Lange präsidierte. Am Vorstandstische saßen außer dem Vorsitzenden der Gesellschaft, Prof. Felix Adler, dessen kürzlich gewählter Assistent, Herr W. S. Evans, Frau Ollesheimer, die Vorsitzende des Frauen-Komitees zur Unterstützung der Arbeitslosen, und Herr M. Graßman, Superintendent der Sonntagsschule. Frau Ollesheimer verlas einen Bericht über die Thätigkeit des von ihr präsidierten Komitees im vergangenen Winter. Mehr als 1700 Dollars (= 6800 *M*) an Beiträgen hatte das Komitee erhalten, drei Werkstätten waren eingerichtet worden, welche in den Monaten Dezember bis April 1173 Frauen beschäftigten. Frau Ollesheimer empfahl die Einrichtung von Arbeitsnachweisbureaus für die vielen würdigen Frauen, welchen noch Arbeit mangelte.

Indem er auf die Thatsachen aufmerksam machte, daß es nie zuvor in New-York eine ethische Sonntagsschule gegeben habe, sagte Superintendent Graßman, daß an derselben jetzt 144 Kinder teilnähmen. Nach ihm hielt Herr Evans eine Ansprache. Dann erstattete Prof. Adler den Jahresbericht. Die Gesellschaft hat sich im letzten Jahre um 250 Mitglieder vermehrt, und dasselbe war trotz des allgemeinen finanziellen Niedergangs das erfolgreichste Jahr in der Geschichte des Vereins. Der Redner teilte mit, daß 400 bis 700 Dollars (1600—2800 M.) jährlich zu einem Stipendium für arme Studierende, welche sich zu ethischen Lehrern ausbilden wollten, bestimmt worden seien, und sagte, daß die Gesellschaft hoffe, eventuell eine ethische Akademie zu gründen. Für das geplante neue Gebäude für die Gesellschaft seien 100 000 Dollars (400 000 M.) subskribiert worden, was freilich noch nicht ausreiche. Man werde aber für den Herbst ein passendes Gebäude mieten, in welchem die Mitglieder auch zu geselligem Verkehr zusammenkommen könnten.

Prof. Adler schloß mit einem ergreifenden Nachworte für die siebzehn Mitglieder, welche während des Jahres gestorben waren. (Nach dem Bericht im New-York Herald vom 7. Mai c.)



Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2092.

# Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

## Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Herausgegeben von
**Dr. Georg von Gizycki,**
Professor der Ethik an der Universität zu Berlin.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

| II. Jahrgang. | Berlin, den 30. Juni 1894. | Nr. 26. |
|---|---|---|

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.



### Zwei Feste.

Von Lily von Gizycki.

Unsere heidnischen Vorfahren begrüßten den Sommer mit frohem Gesang, mit Spiel und Tanz; der goldenen Frau Sonne jubelten sie entgegen und feierten der Erntegöttin Sif lange gelbe Haare. Und das schönheitsfrohe Volk der Griechen brachte dem leuchtenden Gott Apollo duftende Blumen dar; seine Jünglinge und Jungfrauen bekränzten sich dem Sommer zu Ehren mit roten Rosen das lockige Haupt. Haben wir verlernt, uns zu freuen wie sie? Fast scheint es so. Der asketische Zug, den das Christentum dem Antlitz der Menschheit aufgeprägt hat, läßt sich durch kein Lachen ganz verwischen. Aus Freyrs, des Sonnengottes, Schiff Skidbladnier (carrus navalis) ist die Bezeichnung für unsere Festzeit Carneval (car-naval) entstanden. Aber an den Sonnengott erinnert sie nicht. Künstliche Rosen sollen über den Winter, in die sie fällt, hinwegtäuschen; statt glühender Sonnenstrahlen in der freien Natur empfängt uns elektrisches Licht im engen Saal, statt der Vögel Jubilieren tönen uns Geigenklänge ins Ohr.

Doch wie die Welt ein Sehnen durchzieht, nicht nach der Seligkeit eines überirdischen Himmels, sondern nach einer glücklichen irdischen Zukunft, so durchzieht sie auch ein Sehnen nach Freude, und schönheits- und freudedurstige Menschen erwählen heute noch wie einst die Sonne zu ihrer Göttin.

Über zwei Feste strahlte sie in goldenem Glanz. Das eine hatte die deutsche Schriftstellergenossenschaft im Ausstellungspark zu Berlin vorbereitet, das andere veranstaltete Tags darauf die sozialdemokratische Partei im Müggelschlößchen an den lieblichen Ufern des Müggelsees bei Friedrichshagen. Das Entree zu dem einen kostete zwanzig Mark (im Vorverkauf die Hälfte), das zu dem andern fünfundzwanzig Pfennige. Viertausend Menschen versammelten sich bei dem „Rosenfest" zwischen Stadtbahnbögen und Straßen, vierzigtausend bevölkerten nach der Schätzung einer Zeitung — ich hätte sie auf das dreifache taxiert — Wald und Wiesen am blauen, sonnenglitzernden See. Zahlreiche, durch Abzeichen kenntliche Ordner sorgten mit unermüdlicher Ausdauer von morgens bis spät in die Nacht hinein für die Ordnung und für das Vergnügen der Besucher des Volksfestes. Das Fest-Komitee des Rosenfestes kümmerte sich so gut wie gar nicht um das Publikum; ja, es ging so weit, daß die Eröffnungsfeier in der Ausstellung, zu der die Gäste und die Künstler vollzählig versammelt waren, nicht beginnen konnte, weil niemand vom Komitee anwesend war. Der Sänger, Herr Rothmühl, dem die Geduld verging, frug schließlich die Anwesenden, ob die Feier ihren Anfang nehmen könne. Die Ordner des Volksfestes hatten schon an der Landungsstelle der Fähre, welche zum Müggelschlößchen hinüberfuhr, eine schwere Aufgabe zu erfüllen, denn die Wartenden standen Kopf an Kopf in langen Reihen und drängten oft heftig vorwärts, doch die Ordner verstanden es mit Güte, und wo es nötig schien, mit aller Energie, die Ruhe aufrecht zu erhalten. Das hochpatriotische Festkomitee des Rosenfestes hatte sogar Minister persönlich eingeladen, es aber nicht für nötig befunden, sich weiter um sie zu kümmern. Die Festordner des Volksfestes begrüßten jeden Einzelnen, als wäre es ein Ehrengast.

Die Belustigungen, welche beide Feste boten, waren sehr reichhaltig. Das Rosenfest wurde im Ehrensaale des Ausstellungsparkes durch ein Konzert namhafter Künstler und einen Prolog eröffnet, der jedoch nur von Denen genossen werden konnte, die auf dem „Altar der Wohltätigkeit" — das Ganze war natürlich „zum Besten gemeinnütziger Einrichtungen" in Scene gesetzt worden — eine weitere Gabe (1 Mk.) zu opfern bereit waren. Der Ärger darüber war zwar groß, aber die Neugierde war größer und siegte bei den Meisten. In feurigen Versen begrüßte die Priesterin des Rosenfestes die Gäste. Dem Dichter des Prologs ist es sichtlich schwer geworden, in seine Jubelhymne eine Mahnung an die Armen, denen die Erträge des Festes zu Gute kommen sollten, zu verflechten. Sein Publikum hört nicht gern von Not und Elend. Und so hat er nur wenige Zeilen, die davon reden, eingefügt:

> Das Geld für die Armen! — Für uns allein
> Die blühenden Rosen, den Sonnenschein!

Genügsam sollte das klingen und klingt doch so roh und in all seiner Roheit so furchtbar wahr. Die klingende Münze, die all den Glücklichen von ihren Festen übrig bleibt, werfen sie den Armen als Almosen in den Schoß, aber den Sonnenschein und die blühenden Rosen, die der ganzen Menschheit leuchten und duften sollten, begehren sie für sich allein.

Im Walde draußen am Müggelsee wurde Tags darauf „König Mammons Leichenfeier" dem Volke vorgeführt. Seine riesige Gestalt lag aufgebahrt zwischen Kanonen und Geldsäcken; ein Museum und ein Panoptikum bargen Erinnerungen an die Zeit seiner Herrschaft: die Gerechtigkeit nach Auffassung Brausewetters, die im Ballhaus bei „Wein und Weib" notleidende Landwirtschaft, die im Zeichen des Christentums nach Afrika getragene Zivilisation, welche die Nilpferdpeitsche auf dem Rücken unglücklicher Weiber tanzen läßt, wie sie daheim den Gummischlauch führt.

Die Priesterin des Rosenfestes rief zum Genuß des Lebens:

Drum, eh' euch die Blätter verwelken in Leid,
Genießt noch die jungfrische Rosenzeit!
Durchschwärmt sie, des Göttertags irdische Gäste!
Willkommen, willkommen beim Rosenfeste.

Zu Kampf und Arbeit rief die Priesterin des Volksfestes:

Armut, Not und Elend werden
Mammons Leichenträger sein!
Senkt, wenn Ihr ihn senkt zur Erden,
Auch die Träger mit hinein!
Helft, daß bald die Not ein Ende,
Und die Knechtschaft unterliegt.
Schwestern, schafft und rührt die Hände,
Daß die heil'ge Sache siegt!

Der Glanzpunkt des Rosenfestes war der Jahrmarkt von „Tintenhausen“, der wie geschaffen schien, um harmlos-fröhliche Besucher aufzunehmen. Da gab es Buden mit den seltsamsten, häufig sehr witzigen Sehenswürdigkeiten, eine fahrende Kunstreitergesellschaft, die unter freiem Himmel ihre Künste zeigte, einen Schießstand, einen Schnellmaler, der in dauernder Arbeit war, eine reizende Obstverkäuferin mit einer greulichen alten Höckerfrau neben sich, eine Menagerie, kurz es fehlte nichts als — das Publikum. Nicht daß ich damit sagen will, es sei leer gewesen; o nein, sie kamen alle: der dicke Banquier und der unter dem Bierboykott schon merklich leidende Brauereibesitzer, der Gardelieutenant und der vornehme, gelangweilt dreinschauende Rittergutsbesitzer, der Künstler, der Schriftsteller und die eleganten weiblichen Koryphäen unserer Theater; sie gingen steif und fremd aneinander vorüber, oder begrüßten sich mit höflichen Phrasen; sie kritisierten und kokettierten, wie im Ballsaal und im Foyer des Theaters; — aber ein Jahrmarktspublikum waren sie nicht. Unermüdlich priesen die Verkäufer ihre Waaren an, mit rastlosem Eifer forderten lustige Ausrufer zum Besuch ihrer Sehenswürdigkeiten auf — sie wurden selbst als merkwürdige Sehenswürdigkeiten angestaunt. Die modernisierten „Räuber“ im „Nationaltheater von Tintenhausen“ — eine Prachtleistung vom Verfasser wie von den Schauspielern — entfesselten nicht den Heiterkeitssturm, den man hätte erwarten sollen; wer wirklich herzhaft lachte, schämte sich fast! Und das graziöse Ballet „Dornröschen“, das unter freiem Himmel bei geschickten Beleuchtungseffekten einen märchenhaften Eindruck machte, rief keinen nennenswerten Applaus hervor.

Am Müggelsee war auch ein Jahrmarkt. Es fehlte weder die Rutschbahn, noch das Karoussel; auch dort gab es Schießbuden und Schnellmaler, Konzert und Chorgesang, Tanz und Spiel. Verkäufer und Verkäuferinnen von Rosen und Kirschen fehlten nicht, aber sie trieben ihr Gewerbe nicht zum Scherz, aus „Wohlthätigkeit“, sie kämpften mühsam den Kampf ums tägliche Brot; davon zeugten die bleichen Wangen, die gekrümmten Rücken. Heute lag ein Abglanz der allgemeinen Fröhlichkeit auch auf ihren Gesichtern; sie gehörten zu der großen Familie, die durch eine Not, einen Kampf, eine Hoffnung, ein Ziel fester zusammengeschweißt ist, als Bande des Blutes es vermögen. Hier ging niemand fremd an dem andern vorüber; ebenso selbstverständlich, wie es in der „guten“ Gesellschaft ist, einen Nichtvorgestellten nur im Notfall und mit einem „Entschuldigen Sie“ anzusprechen, ebenso selbstverständlich ist es in der „ungebildeten“ Masse, mit dem, der zufällig neben einem steht, einige Worte zu wechseln. Auf jeden Scherz gingen die Teilnehmer des Volksfestes fröhlich ein; wurde Einer im Gedränge einmal heftig, so waren gewiß Zehn da, die ihn beruhigten. Ein junger Bursche, der im Übermut grüne Büsche aus der Hecke brach, wurde mit dem Hinweis darauf zurechtgewiesen, daß er dem Gastwirt nicht das Recht geben dürfe zu sagen, die Arbeiter zerstörten ihm sein Eigentum. Lauter Beifall lohnte die Coupletsänger auf der kleinen Bühne; in den Gesang der Männerchöre stimmte die vieltausendköpfige Menschenmenge begeistert ein. Und, was die Hauptsache ist, das dankbarste Publikum der Jahrmärkte fehlte nicht: die Kinder. Unter den Alten, besonders unter den Frauen, waren müde, vergrämte Gesichter genug zu sehen, die das Lachen verlernt hatten, aber die Kinder sorgten dafür, daß es daran doch nicht fehlte. Die Jüngsten schob der Vater im Korbwagen — der „Proletarierdroschke“, wie er sagte, — vor sich her; er packte wohl auch noch zeitweilig fremde Kinder mit hinein, die der Mutter zum Tragen zu schwer wurden; die Älteren spielten unter den grünen Bäumen all die zahllosen alten Kinderspiele oder schauten mit leuchtenden Augen dem Kasperletheater zu; auf der Rutschbahn und dem Karoussel saß Alt und Jung zusammen; im Saale des Restaurants drehten sich die Paare im Tanz. Statt der halsbrecherischen Kunststücke armer Cirkusclowns und Seiltänzerinnen auf dem Jahrmarkt des Rosenfestes zeigten sich hier hundertundfünfzig Turner des Arbeiterturnerbundes in einem Schauturnen, das ihren Kräften und ihrer Geschicklichkeit das beste Zeugnis ausstellte, und die leichten Boote des Ruderclubs „Vorwärts“ durchschnitten pfeilgeschwind das Wasser.

Auf beiden Festen habe ich die Kommenden und Gehenden beobachtet. Auf den meisten Gesichtern derer, welche in kostbaren Toiletten, in blitzender Uniform oder im eleganten Gigerlrock neuester Façon die breite Treppe zum Ausstellungspark hinunterschritten, stand deutlich: „Ich komme, um gesehn zu werden“; während die Mienen derer, die im einfachen Sonntagsstaat am Müggelsee sehnsüchtig warteten, bis die Fähre sie aufnahm, den Gedanken ausdrückten: „Ich komme, um zu sehen“. Und als die Gäste das Rosenfest verließen, lag auf den meisten Zügen jener müde, gelangweilte Schein der Blasirtheit, der darauf schließen läßt, daß der Taumel des Genusses, in dem sie ihr Leben verbringen, die Fähigkeit zum Genießen vernichtet hat. Langsam und müde kehrten auch die Teilnehmer des Volksfestes heim. Je näher die Bahn sie den Fabrikschlöten der Stadt entgegenführte, desto mehr verschwand die Fröhlichkeit aus ihren Zügen. Sie hatten einmal frische Waldluft geatmet und die Sonne gesehen; nun ging es wieder in den Staub und Dunst der Fabrik, in die lichtlose Hof-Wohnung. Sorge, schwere drückende Alltagssorge las ich in den Augen der Männer und Frauen, ja selbst auf den bleichen Stirnen der Kinder. Die Rosen lagen welk im Staub — hier wie dort.

Nein, wir verstehen es nicht mehr, des Sonnengottes Feste zu feiern, und ich würde glauben, daß wir es niemals lernen werden, hätte ich nur des Rosenfestes Priesterin gefragt. Sie hatte nichts als die flüchtige Gegenwart zu bieten; die Zukunft war ihr gleich Verwelken. Aber über die Gegenwart hinaus wies der Geist, der die Tausende draußen am See belebte und verband. Wer sich seinem Einfluß zu entziehen vermochte, mußte blind und taub oder schlecht sein, denn der Geist unzerstörbarer Hoffnung ist es, der Geist aufopferungsvoller Bruderliebe.

Mir war's, als hörte ich die Stimme der germanischen Seherin, die den Untergang der Götter also verkündete: „Die Sonne beginnt zu verdüstern, die Erde sinkt ins Meer, es schwinden vom Himmel die heiteren Sterne“, aber fortfuhr: „Da sehe ich auftauchen zum anderenmale die Erde aus dem Meer, frisch und grün . . . alles Übels Besserung wird werden.“ Dann kehren die lichten Götter wieder, und der Sonne bringt die verjüngte Menschheit rote, duftende Rosen zum Opfer dar!

## „Moral-Dogmatik“?

Von J. St.

„Wir weisen eine jede Zumutung zurück, uns irgend welche Moral-Dogmatik als ewiges, endgiltiges, fernerhin unwandelbares Sittengesetz aufzudrängen, unter dem Vorwand, auch die moralische Welt habe ihre bleibenden Prinzipien, die über der Geschichte und den Völkerverschiedenheiten

stehen. Wir behaupten dagegen, alle bisherige Moraltheorie sei das Erzeugnis, in letzter Instanz, der jedesmaligen ökonomischen Gesellschaftslage. Und wie die Gesellschaft sich bisher in Klassengegensätzen bewegte, so war die Moral stets eine *Klassenmoral*; entweder rechtfertigte sie die Herrschaft und die Interessen der herrschenden Klasse, oder aber sie vertrat, sobald die unterdrückte Klasse mächtig genug wurde, die Empörung gegen diese Herrschaft und die Zukunftsinteressen der Unterdrückten. Daß dabei im Ganzen und Großen für die Moral sowohl wie für andere Zweige der menschlichen Erkenntnis ein Fortschritt zu stande gekommen ist, daran wird nicht gezweifelt. Aber über die Klassenmoral sind wir doch nicht hinaus. Eine über den Klassengegensätzen und über der Erinnerung an sie stehende, wirklich *menschliche Moral* wird erst möglich auf einer Gesellschaftsstufe, die den Klassengegensatz nicht nur überwunden, sondern auch für die Praxis des Lebens vergessen hat." Zu dieser moralphilosophisch gewiß auch für Gegner interessanten und beachtenswerten Moraltheorie gelangt *Friedrich Engels* in seinem polemischen Buch gegen Dühring*) auf dem Standpunkte des historischen Materialismus. Scheinbar als ein Reflex derselben erscheint die Formel „*Herrenmoral und Sklavenmoral*" von Fr. Nietzsche, aber eben nur scheinbar. Denn die Klassenmoral, die von dem Sozialisten nur *konstatiert*, als geschichtliche, aber von der Fortentwickelung zu überwindenden Thatsache behauptet wird, wird von dem Individualisten *postuliert*; was Engels als *Seiendes* erklärt, wird von Nietzsche zum *Seinsollenden* erhoben.

Die Sache steht in engem Zusammenhang mit dem erkenntnistheoretisch hochwichtigen Problem, ob und inwiefern es „*ewige Wahrheiten*" giebt. Auch hierüber verbreitet sich Engels in dem genannten Buche; doch vermißt man hier jene Gründlichkeit und Klarheit, welche die übrigen Partien des Buches auszeichnen.

Vielleicht gestattet man mir, meine Ansicht darüber in gedrängter Kürze zu entwickeln und auf Grund dessen zur Klärung der Fragen: „*Klassenmoral oder menschliche Moral?*" und „*Wiefern ist auch die Moral dem Entwickelungsgesetz unterstellt?*" ein wenig beizutragen.

Von der Frage: „*Was ist denken?*" wird der Ausgang zu nehmen sein, um sodann zur Beantwortung der Frage: „*Was ist Wahrheit?*" fortzuschreiten.

Das Material des Denkens sind die Vorstellungen, die Niederschläge der manigfaltigen Empfindungen im Reservoir des Gehirns oder im Gedächtnis. Das Denken ist zunächst bloß *vergleichende Betrachtung mehrerer Vorstellungen*, innere Betrachtung des Verhältnisses zwischen zwei oder mehreren Vorstellungen nach ihrer Übereinstimmung, Verschiedenheit oder Gegensätzlichkeit.

*Bei diesem einfachen Denken kann es keinen eigentlichen Irrtum geben.* Niemand wird sich z. B. ein Dreieck vorstellen können, bei welchem die Summe der Winkel größer oder kleiner ist als 2 R, oder einen grünen Punkt, der gleichzeitig rot ist. Die Irrtümer, welche hiebei unterlaufen, sind keine Denk-, sondern Sprachirrtümer, sie betreffen nur die Worte, die zur Erleichterung des Denkprozesses den eigentlichen Vorstellungen substituiert werden.

In diesem einfachen Denken spiegelt sich die *Natur des Seienden überhaupt*, des Absoluten oder der Substanz, von welcher der Mensch ein Teil ist. (Das Reich der *Möglichkeit* im Gegensatz zum Reich der *Wirklichkeit*.)

Aber das Denken ist nur selten bloßes einfaches Denken, es steht zumeist im Dienste des praktischen Lebens und ist darum auch *angewandtes Denken*, d. h. wir reflektieren dabei auf die *wirkliche Welt*, um zu wissen, wie die wirklich existierenden Dinge nach ihrer zeitlichen und räumlichen Verschiedenheit beschaffen sind und um die mannigfaltigen Veränderungen derselben nach ihren Ursachen und Wirkungen zu verstehen. Das praktische Denken operiert mit denjenigen Vorstellungen, in denen sich die *Erscheinungswelt* spiegelt und wendet alsdann die Ergebnisse seiner vergleichenden Betrachtung auf dieselbe an, indem es daraus auf die wirkliche Beschaffenheit der Dinge und die Ursachen und Wirkungen der Geschehnisse seine Schlüsse zieht.

Soweit das praktische Denken einfaches Denken ist, kann es auch nicht dem Irrtum verfallen, dieser heftet sich ihm erst an die Fersen, sobald es auf die wirkliche Erscheinungswelt angewendet wird, weil die Vorstellungen — aus mannigfaltigen Ursachen, deren Erörterung hier zu weit führen würde, — kein untrügliches, absolutes zuverlässiges Bild der wirklichen Erscheinungswelt darbieten. — *Aber nicht die Anwendung selbst ist dem Irrtum ausgesetzt*; denn was dem einfachen Denken sich als wahr ergiebt, mit dem muß auch die Wirklichkeit übereinstimmen, die wirkliche Erscheinungswelt muß der Natur des Seienden überhaupt oder des Absoluten, von dessen unendlichen Seiten sie eine endliche Manifestation ist, selbstverständlich entsprechen. Wenn ich aus einem Sack mit hundert Nüssen zehn herausnehme, so müssen neunzig, nicht mehr und nicht weniger, darin zurückbleiben. *Aber das ist nicht über allen Irrtum erhaben, daß in dem Sack wirklich hundert Nüsse gewesen sind, oder daß ich nicht mehr oder weniger herausgenommen.* Denn das weiß ich nur durch die Vermittelung der vielfach trügerischen Empirie, wogegen die Vorstellungen selbst durch kein trügerisches Medium hindurchgehen.

Spinoza, der das einfache Denken die *adäquate Idee*, das angewandte die *inadäquate Idee* nennt, sagt daher ganz richtig: „Alle Ideen sind wahr, sofern sie auf Gott (die Substanz, das Absolute) bezogen werden." Eine ähnliche Stelle findet sich im „Timäus" des Plato.

Aus dem Vorstehenden erhellt, daß das Reich der ewigen Wahrheiten unendlich ist und alle Theorieen, die mit reinen Begriffen operieren, wie besonders die Mathematik, Arithmetik, die physikalischen oder philosophischen Axiome und die logisch von ihnen abgeleiteten Sätze, in dasselbe gehören. Erst dann, wenn das *empirische* Moment sich einschiebt, befinden wir uns auf dem glatten Parkett, wo der Irrtum lauert und uns so oft straucheln läßt. Alle mit empirischen Momenten verquickten Theorien entbehren der absoluten Zuverlässigkeit.

Zu den letzteren gehören nun auch sämtliche ethische oder Moraltheorieen, die Lehren von den Prinzipien oder Normen, nach welchen die Menschen ihr Wollen regulieren sollen, um — das ist ja bei allen der Endzweck — eines höheren Maßes von äußerlichem oder innerem Wohl (Glück oder Glückseligkeit) teilhaftig zu werden. Die Natur der *empirischen* Menschen, das Individuum und sein Verhältnis zu andern Individuen, ist der Gegenstand der *Moralprinzipien*; die wirklichen Lebensverhältnisse sind für die *speziellen Moralgesetze* die Voraussetzung. Das *Moralprinzip* der Humanität z. B. beruht auf der Annahme, daß diese Richtschnur den Menschen zur Wohlfahrt gereicht; die *Spezial-Vorschrift* z. B., wirklich Notleidende zu unterstützen, dagegen der Lüderlichkeit keinen Vorschub zu leisten, setzt eine Gesellschaft wie die heutige voraus.

Nun wissen wir — um zunächst bei den speziellen Moralvorschriften zu bleiben —, daß die menschlichen Verhältnisse und speziell die gesellschaftlichen in stetem Fluß begriffen sind. Die Produktion entwickelt sich immer mehr und wirft immer reicheren Ertrag ab, und Hand in Hand damit ändern sich die ökonomischen, sozialen, politischen und Rechtsverhältnisse, wie nicht minder die idealen Gebilde der Kultur: Kunst, Wissenschaft, politische, soziale und religiöse Anschauungen. Es liegt auf der Hand, daß von diesen Veränderungen auch die speziellen Moralvorschriften nicht unberührt bleiben können. In der antiken Gesellschaft war z. B. die Blutrache eine moralische Pflicht der nächsten Anverwandten des Ermordeten, denn sie war zum Schutz des Lebens notwendig. Die Skla-

*) „Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft" (1886). I. Abschnitt, X., Schluß.

berei war in der antiken Welt nicht im geringsten anstößig; hätten die Sklaven keinen Herrn gefunden, so wären sie meistens verhungert.

Aber nicht nur in verschiedenen Zeiten müssen die moralischen Spezialvorschriften verschieden sein, sondern auch unter den verschiedenen Klassen. Schon im vorigen Jahrgang dieser Blätter wurde gezeigt, wie sehr bei den meisten Menschen das Denken von den Neigungen, dem Willen beeinflußt wird, und da dieser wiederum von den materiellen Lebensverhältnissen seine Impulse empfängt, so wird der Millionär sich andern politischen und sozialen Anschauungen zuneigen als der Proletarier. Die sozialistische Gesellschaftsordnung, von deren Durchführbarkeit und allgemeiner Nützlichkeit die organisierten Proletarier überzeugt sind, erscheint den meisten Angehörigen der besitzenden Klasse als Utopie, und demgemäß ist das Lohnsystem den einen unmoralisch, den anderen moralisch. So auch der Achtstundentag und vieles andere.

Die Frage, wiefern auch die Moral dem Entwickelungsgesetz unterstellt ist, und die weitere: „Klassenmoral oder allgemeine Moral", wird sich hienach im Sinne der Engelsschen Ausführung erledigen, wenigstens soweit es sich um die moralischen Spezialregeln handelt.

Wie steht es aber damit hinsichtlich der moralischen Prinzipien? Entsprechen dieselben der Menschennatur aller Zeiten, Völker und Klassen, oder sind auch sie dem Wechsel der Verhältnisse unterworfen? — Darüber ein andermal.

## Lebensbilder.

### IX.

Von einem Feilenhauer.

Ich war das dritte von elf Kindern; eine Schwester und ein Bruder waren älter als ich. Mein Vater war Hammerschmiedemeister und hatte, so viel ich weiß, einen ziemlich guten Verdienst; wie hoch derselbe aber war, kann ich nicht genau angeben. Dann hatten wir noch ein wenig Ackerwirtschaft, nämlich eine Kuh und ein paar hundert Ruten Land zur Bebauung für unsern eigenen Bedarf; das gehörte zu meines Vaters Dienstwohnung. Drei von den elf Kindern starben klein, also waren wir noch acht Kinder; dazu die beiden Eltern, das waren zehn Personen. Da hätten wir nun doch eben ordentlich leben können, wenn mein Vater nicht an den Trunk geraten wäre.

Und dieses Trinken war es, was mir meine Kindheit getrübt hat. Nichts war mir mehr zuwider, als wenn ich meinem Vater Branntwein holen mußte. Und da, als kleiner Junge, habe ich mir schon versprochen, niemals in meinem Leben Schnaps zu trinken; und ich habe bis jetzt, trotzdem ich 35 Jahre zähle, Wort gehalten, und werde es auch mein ganzes Leben halten, das steht fest. Im Übrigen liefen wir ziemlich wild und auf uns selbst angewiesen umher; denn meine Mutter hatte nicht viel Zeit, sich um uns zu kümmern; doch zum Schulbesuch wurden wir regelmäßig angehalten, da durften wir keine Stunde versäumen. Um Religion kümmerten sich meine Eltern nicht, und in die Kirche gingen sie auch nicht; meine Mutter hatte keine Zeit und mein Vater ging höchstens, wenn einer von uns konfirmiert wurde. Gebetet wurde bei uns überhaupt nicht.

In der Schule lernte ich ziemlich gut, aber nicht aus eigenem Antrieb, sondern nur, weil ich gezwungen war, denn sonst gab es Strafe. Die Religion, welche ich in der Schule lernte, war mir höchst gleichgiltig; ich dachte nicht darüber nach, was ich lernte. So wurde ich zwölf Jahre alt und mußte nun den Katechumenen-Unterricht besuchen. Hier lernte ich zuerst nachdenken über die Religion, und der Eindruck, den dieselbe dort auf mich machte, war durchaus nicht gut, denn ich konnte unserem Herrn Pastor ansehen, daß er selbst nicht glaubte, was er uns lehrte; nicht allein, daß er jeden von uns mit Spottnamen belegte, sondern bei jeder geringfügigen Gelegenheit hatte er seinen dicken, eichenen Knüppel bei der Hand, um uns damit zu bearbeiten — und das ist doch keine Art, einem Religion beizubringen. Zudem zwang er uns, jeden Sonntag zur Kirche zu gehen. Da kann man sich denken, daß ich nach meiner Konfirmation froh war, hiervon erlöst zu sein. So habe ich denn auch seit zwanzig Jahren keine Kirche mehr von innen gesehen. Als ich vierzehn Jahre alt war, nahm mich mein Vater mit in den Hammer, da sollte ich Hammerschmied werden; doch nach einem Vierteljahr brach ich ein Bein im Kniegelenk; das heilte so langsam, daß mein Vater beschloß, mich ein anderes Geschäft erlernen zu lassen, und er gab mich auf drei Jahre zu einem Feilenhauer. Das war im Herbst 1873. Im Jahre 1875 starb mein Vater unerwartet an einem Herzschlage, und da gerieten wir in Not. Meine älteste Schwester nähte Tag und Nacht, um die Familie zu ernähren, und mein älterer Bruder hatte auch noch ein Jahr zu lernen, der wurde nämlich Graveur und mußte fünf Jahre ohne Lohn lernen. Armenunterstützung wurde angeboten, doch von meiner Mutter abgeschlagen, da wir uns lieber allein durchbringen wollten. Auf mein Zureden gab mir mein Meister Akkordarbeit, und so quälte ich mich täglich 14—15 Stunden, um meiner Mutter Sonntags 1½—2 Mark Überverdienst mit nach Hause zu bringen. Dieses ging so weiter, bis ich 19 Jahre alt war; da machte ich mich selbständig, denn ich hatte mein Geschäft gut gelernt.

Mein älterer Bruder war inzwischen auch leichtsinnig geworden und hatte sich dem Trunk ergeben, so daß er uns gar nichts eindrachte als Kummer und Sorge. Von der Zeit meiner Selbständigkeit an dehnte ich meine Arbeitszeit noch länger aus, so daß dieselbe durchschnittlich 16—18 Stunden betrug; denn meine jüngeren Brüder sollten was besseres lernen, als ich gelernt hatte. Durch dieses furchtbare Arbeiten, jahrelang in gebückter, sitzender Stellung, hatte ich schon früh meine sonst starke Brust verdorben und mußte schon mit 26 Jahren meine Arbeitszeit bedeutend reduzieren und konnte das auch, da in der Zeit jüngere Brüder mitverdienten. Mit 24 Jahren ging ich in den evangelischen Männer- und Jünglings-Verein, doch kaum ein Vierteljahr, da mir dieses wieder nicht zusagte, denn die sämtlichen Mitglieder suchten daraus ihren Vorteil oder sie waren ein wenig beschränkt im Kopfe, ich konnte keine richtigen Christen dabei finden. Durch Zufall kam ich dann hier in den Leseverein, Zweigverein des deutschen Freidenkerbundes. Hier sagte es mir zu, hier waren keine Heuchler zu finden. Durch gesellige Unterhaltung und gute Bücher konnte ich meine freie Zeit nützlich zubringen. Bis dahin hatte ich mich um Politik nach nicht gekümmert, doch hier wurde ich Sozialdemokrat und werde es bleiben, wenn ich von nichts besserem überzeugt werde.

Mit 28 Jahren lernte ich ein Mädchen kennen und lieben und habe dieselbe mit 30 Jahren auch geheiratet; ein Jahr nach unserer Verheiratung wurde uns ein Sohn geboren, auf dessen Erziehung wir die größte Sorgfalt legen; und so führen wir zu Dreien ein sehr glückliches Familienleben, so weit uns nicht materielle Sorgen drücken. Meine Frau hilft mir treu und fleißig am Geschäft, da sie auch das Feilenhauen erlernt hat. So arbeite ich täglich 12 Stunden, alle Pausen abgerechnet, und meine Frau, so weit es ihre häusliche Beschäftigung erlaubt, und wir verdienen durchschnittlich 18 Mark wöchentlich. Davon zahlen wir 150 Mark Miete jährlich und haben dafür zwei schöne Zimmer und eine schlechte ungesunde Werkstelle. Abends nach Feierabend um 9 Uhr lese ich die sozialdemokratische Freie Presse aus Elberfeld. Sonntags sind wir Drei den ganzen Tag beisammen, denn ich gehe nicht aus und verzehre überhaupt selten 15 Pfennige für ein Glas Bier. Festlichkeiten besuchen wir auch nicht. Im ersten Jahre unserer Verheiratung sind wir aus der evangelischen Kirche ausgetreten, und das hat uns bis jetzt nach nicht ge-

reut. Unsern Sohn haben wir auch nicht taufen lassen; das mag dieser später selbst besorgen, wenn er Neigung dazu hat; das können wir jetzt noch nicht wissen.

## X.

### Von einer Feilenhauerin, Gattin des obigen.*)

Durch die freundliche Annahme des Lebensbildes meines Mannes nehme ich mir den Mut, da Sie auch Lebensbilder von Frauen einfordern, auch das meinige einzusenden, und bitte Sie, da ich mich mit Schreiben sehr wenig befasse, um ein wenig Nachsicht.

Ich wurde 1866 in Wermelskirchen geboren, und war die älteste von fünf Geschwistern. Meine Eltern hatten ein kleines Haus geerbt, welches stark verschuldet war. Dazu hatten sie etwas Landwirtschaft und eine Kuh. Wir konnten aber natürlich davon nicht allein leben. So war mein Vater gezwungen sich Nebenverdienst zu suchen. Da ging er denn jeden Morgen eine Stunde weit nach Remscheid und arbeitete dort in einer Schwarzblechschlögerei, hier mußte er, da er dieses Geschäft nicht erlernt hatte, den ganzen Tag mit Salzsäure hantieren, und da dieses sehr ungesund ist, war er gezwungen täglich seinen Schnaps zu trinken. Denn sonst hält diese Arbeit kein Mensch aus. Hier arbeitete er ein paar Jahre, da konnte er das nicht mehr. Und er suchte sich in einer andern Fabrik Arbeit. Doch durch seine vorhergehende Beschäftigung war er zu sehr an den Branntwein gewöhnt, und konnte das Trinken nicht mehr lassen, so wurde dasselbe immer schlimmer, Geld brachte er immer weniger mit nach Hause. Und konnten sie ihn zuletzt nicht mehr gebrauchen. So lebten wir in der schlimmsten Armut, so daß wir oft noch kaum satt zu essen hatten. Meine Mutter hatte alles zu besorgen, und wußte gewöhnlich nicht aus noch ein. So war ich noch keine zehn Jahre alt, da mußte ich schon für die Feilenhauer in unserer Nachbarschaft an den dreikantigen Sägefeilen die Kanten hauen. Des Morgens vor der Schule mußte ich daran schon eine Stunde arbeiten, und nachmittags wenn ich aus der Schule kam, mußte ich meine ganze freie Zeit daran zubringen, so daß ich kaum die Zeit hatte, meine Schularbeiten zu verrichten. An Spielen mit andern Kindern war gar nicht zu denken. In der Schule habe ich nicht viel gelernt, mein bestes war Schreiben und Handarbeit. Zu letzterem hatte ich auch am meisten Lust. Von der Religion zog ich mir nicht viel zu Kopfe, wie mir das vorgesagt wurde, so glaubte ichs. Auch zu Hause hörte man nicht viel von Religion. Mein Vater sprach gar nicht davon, und meine Mutter hielt zwar auf die Kirche, hatte aber keine Zeit, dieselbe zu besuchen. Sie ermahnte uns aber doch, wir sollten das Gelernte befolgen, das sei nichts Schlechtes. Auch beten hörte man zu Hause nicht viel. Zu Tische beteten wir nie, nur abends wenn wir zu Bette gingen. So wurde ich zwölf Jahre alt, und mußte die evangelische Kinderlehre besuchen, konnte dabei aber nicht viel lernen: ich hatte keine Zeit, die Aufgaben für die Schule und auch für die Kinderlehre zu machen. Doch wir hatten einen guten Pastor, derselbe strafte uns sehr selten. Mit vierzehn Jahren wurde ich konfirmiert, jetzt hätte ich gern das Kleidernähen gelernt, doch dann hätten mich meine Eltern noch ein bis zwei Jahre beköstigen und kleiden müssen. Und das konnten diese nicht. Sie mußten sorgen, daß sie mich aus dem Hause kriegten. So kam ich auf drei Jahre bei einem Feilenhauer in die Lehre, was in Wermelskirchen nichts seltenes ist. Und bekam in den drei Jahren 150 Mark Lohn und freie Station. Dabei konnte ich mir noch ab und zu etwas überverdienen, so daß ich meine Eltern doch schon ein wenig unterstützen konnte. Hier waren wir immer unserer drei bis vier Mädchen zusammen am arbeiten. Der Meister war sehr fromm, arbeiten that er nicht. Dafür saß er aber sehr oft halbe Tage in der Werkstelle und las uns aus der Bibel vor, daß wir meinten überzulaufen.

Er wollte uns durchaus fromm machen, doch das gelang ihm nicht, denn danach stellte er sich nicht, wir kannten ihn besser. Unter dem Schein der Frömmigkeit wollte er uns und andere Leute betrügen. Ich war schon lange nicht mehr bei ihm, da lief meine Mutter noch immer zu ihm, um meinen Lohn, trotzdem er aber das Geld hatte, ein Haus zu bauen. Arbeiten mußten wir von morgens sechs bis abends neun Uhr. Samstags aber gewöhnlich bis zwölf Uhr nachts, auch öfters die ganze Nacht durch. Während der Mittagspause mußten wir abwechselnd Hausarbeiten verrichten. Des Sonntags mußte ich des Morgens zur Kirche, und die ganze übrige Zeit flicken und stopfen. Da hatte ich also selten eine freie Stunde für mich. Alle zwei bis drei Wochen durfte ich Sonntags nachmittags mal nach Hause gehen, mußte aber um acht Uhr wieder dort sein. Als ich meine drei Jahre um hatte, wäre ich gern selbständig gewesen, aber durch den rückständigen Lohn, den ich noch zu fordern hatte, konnte ich mir keine Arbeitsgerätschaften kaufen und zudem dachten wir, wenn ich von ihm auszöge, kriegte ich gar nichts mehr von ihm. So blieb ich noch ein halbes Jahr dort, aber mein Geld hatte ich doch noch lange nicht. Um zu Hause selbständig anfangen zu können, mußte ich mir Arbeitsgerätschaften leihen und hiervon Zinsen bezahlen. Wir staken bis über die Ohren in Schulden und ich that hauptsächlich allein das verdienen. Mein Vater ging noch dann und wann zu Bauern in den Tagelohn, verdiente aber nicht viel. Um unsere Schulden gern los zu werden und der Mutter die schweren Sorgen zu erleichtern, arbeitete ich von morgens früh bis abends spät. In der Zwischenzeit kam mein ältester Bruder aus der Schule und ebenfalls bei einem Feilenhauer in die Lehre.

Als mein Bruder eineinhalb Jahr von der Lehrzeit um hatte, kam meine Schwester aus der Schule. Diese nahm ich in die Lehre. Anderthalb Jahre arbeiteten wir beide tüchtig zusammen, da hatte mein Bruder auch seine Lehrzeit beendet, da arbeiteten wir alle drei zusammen. Aber bei den schlechten Preisen war doch unser Verdienst schlechter als er unserem arbeiten gemäß hätte sein müssen. Meine Schwester und ich verdienten zusammen durchschnittlich achtzehn bis neunzehn Mark wöchentlich, und mein Bruder, welcher ein sehr gewandter Arbeiter war, fünfzehn Mark. Da konnten wir uns denn allmählich etwas erholen. Von unseren Eltern wurden wir sehr strenge gehalten. Tanzböden und sonstige Lustbarkeiten durften wir nicht besuchen, wie das sonst in hiesiger Gegend von jungen Leuten Sitte ist. Sonntags nachmittags durften wir spazieren gehen, mußten aber um acht Uhr abends wieder zu Hause sein.

Als ich zwanzig Jahre alt war, besuchte mich mein jetziger Mann zuerst. Doch meine Eltern wollten davon durchaus noch nichts wissen. Da mir dieser aber ganz zusagte, setzte ich meinen Willen durch, so daß er jeden Sonntag Abend kommen durfte. Von Sozialdemokraten hatte ich bis dahin noch nicht viel gehört, glaubte aber nicht anders, als daß diese rohe Menschen seien, denn in Wermelskirchen gab es deren noch nicht viele. Doch mein Bräutigam belehrte mich eines andern. Manche Stunde haben wir beisammen gesessen. Er, von den edlen Zielen und Bestrebungen der Sozialdemokratie sprechend, und ich andächtig lauschend, andächtiger wie ich jemals in der Kirche gelauscht habe. So war ich zweiundzwanzig Jahre alt, als wir den Ehebund schlossen, und haben seitdem ein sehr friedliches Leben geführt, und bemühen uns beide, einander so glücklich als möglich zu machen. Als wir verheiratet waren, half ich sofort meinem Manne arbeiten, da dieser auch Feilenhauer war. Nach einem vollen Jahre wurde ich Mutter, dieses ging hart her, und kostete mich beinahe das Leben. Es wurde mir von den Geburtshelfern ausdrücklich gesagt, daß dieses

*) Unverändert abgedruckt

nur von dem beständigen Sitzen des Feilenhauens herrühre. Doch als ich eben wieder so viel hergestellt war, war es auch die höchste Zeit, daß ich meinem Manne wieder arbeiten half, denn wir hatten viele Kosten gehabt und wenig verdient, waren also sehr zurückgegangen. Ein viertel Jahr vor der Geburt unseres Kindes trat ich mit meinem Manne gern aus der Kirchengemeinschaft aus, denn ich hatte eingesehen, daß für uns Arbeiter mit Beten nichts zu erreichen ist. Unser Kind ließen wir natürlich nicht taufen. Dieses Kind ist jetzt vier Jahre alt, und haben wir bis heute auch noch keine dazu und können auch keine mehr gebrauchen, denn wir wüßten sie nicht zu ernähren. Mit achtzehn Mark, welche wir durchschnittlich die Woche verdienen, und davon jährlich hundertfünfzig Mark Miete und einundzwanzig Mark Steuern bezahlen, kommt man nicht mehr weit. So schlagen wir uns ehrlich und aufrichtig, so gut als möglich durch, und hoffen auf eine bessere Zukunft, wenn auch nicht für uns, so doch für unser Kind.

---

## Vermischtes.

„**Sind Sie ein Mitglied der Gesellschaft für ethische Kultur?**“ Diese Frage wurde an einen Jeden gerichtet, der in die Jury berufen werden sollte in dem neulichen Gerichtsverfahren gegen den Polizeihauptmann Devery, welcher wegen amtlicher Bestechlichkeit angeklagt worden war; man hatte ihn beschuldigt, daß er durch Nachsicht gegen öffentliche Unsittlichkeit sein Amt für Geld prostituiert hätte. Bei der Auswahl der Geschworenen suchte sein Anwalt alle die Personen auszuschließen, von denen er vermutete, daß sie mit dem Kreuzzug gegen das Laster sympathisierten, in welchem Dr. Parkhurst's Gesellschaft zur Verhütung von Verbrechen die Avantgarde ist und andere Gesellschaften — unter ihnen Dr. Cait's University-Settlement und die ethische Gesellschaft — als ernste Truppen anerkannt sind. Daher die Verwerfung der Mitglieder der ethischen Gesellschaft als Geschworenen. Ein unbeabsichtigtes, aber darum nicht weniger schmeichelhaftes Kompliment. —

Wir entnehmen diese Mitteilung dem „Ethical Society Bulletin“, welches der April-Nummer der in Philadelphia monatlich erscheinenden „Ethical Adresses“ angehängt ist. Infolge der Umfangsvergrößerung, welche diese Hefte durch den, mit jener Nummer beginnenden Anhang von Gesellschaftsnachrichten erfahren, wird das Jahresabonnement wahrscheinlich auf 1 Dollar (= 4 Mark) erhöht werden. Man abonniert bei Mr. S. Burns Weston, 118 South Twelfth Street, Philadelphia, Pa. U. S. A. (Vergl. die Anzeige in Nr. 16 d. Jahrg.).

---

**Regelmäßige körperliche Züchtigung** wird von einigen Zeitgenossen noch für eine angemessene Art der Strafe angesehen. Wir entnehmen der „Vossischen Zeitung“ folgende Mitteilung.

Die „Kreuzztg.“ erwähnt einige in der jüngsten Zeit vorgekommene Mordthaten, ohne den Nachweis zu erbringen, daß bisher auch nur Zurechnungsfähigkeit der Thäter feststehe, und fährt fort:

„**Die Einführung der Prügelstrafe ist ein Gebot der Notwendigkeit**, und es ist unseres Erachtens **keine Zeit mehr zu verlieren**, dieses wirksame und bei Roheiten und Mordthaten sehr angebrachte Zuchtmittel wieder zu einem integrierenden Bestandteile der Strafe zu machen. Unsere Gefängnisse und Zuchthäuser weisen ununterbrochen eine erschreckende Fülle auf, eine große Anzahl von rohen Gesellen fristet hinter Kerkermauern ein sorgenloses Dasein und verursacht dem Staate jährlich Tausende und Abertausende von Mark an Unkosten. Zuchthaus- und Gefängnisstrafe hat, wie die Erfahrung lehrt, für jene Elemente nichts Abschreckendes, und deshalb ist es an der Zeit, diese Strafen durch ein weiteres Zuchtmittel in Gestalt regelmäßiger körperlicher Züchtigung zu unterstützen. Ernste Einwendungen gegen eine solche Verschärfung der Strafmittel lassen sich nicht geltend machen und selbst jene Liberalen, die sich noch ganz vom „Humanitäts-Dusel“ durchdrungen zeigen oder von der „ethischen Kultur“ „Wunderwirkungen“ erhoffen, wünschen „im Stillen“ die Prügelstrafe für jenes Mordgesellen- und Rowdiestum herbei. Aber ganz abgesehen hiervon, die nur aus Lust an Mord und Totschlag verübten Grausamkeiten machen die Einführung körperlicher Züchtigung in der That notwendig, und steht außer Zweifel, daß solche Lektionen einen durchgreifenden erziehlichen Einfluß ausüben werden. Die Regierung wird sich den Dank der weitesten Kreise erwerben, wenn sie mit einer Verschärfung der Strafe für jene rohen Frevelthaten durch Einführung der körperlichen Züchtigung vorgeht.“

Dazu bemerkt die „Vossische Ztg.“ sehr richtig:

Einsichtige Kriminalpolitiker, insbesondere erfahrene Strafanstaltsleiter sind nicht darüber im Zweifel, daß die Prügelstrafe so wenig die ihr zugeschriebene abschreckende Wirkung übe wie die Todesstrafe. Wenn ein Verbrecher sich nicht vor der Aussicht auf das Schafott an seiner Greuelthat hindern läßt, wird er dann durch die Aussicht auf die Prügelmaschine oder die Nilpferdpeitsche von seinem Vorhaben zurückgehalten werden? Dagegen wirkt die Prügelstrafe, die nur zu leicht mißbräuchlich in Anwendung kommt, auf die Moral derart, daß durch sie zum Mordgesellen werden kann, wer noch der Besserung fähig war. Früher hielt man die Prügelstrafe auch für unentbehrlich in — den Irrenhäusern; man prügelte erbarmungslos Geisteskranke, um sie „abzuschrecken.“ In der Medizin ist man von dieser Methode längst allseitig zurückgekommen; es ist nicht zu besorgen, daß man in der Strafrechtspflege zu diesem rohen Straf- und Zuchtmittel, das die Gesetzgebung der meisten Kulturstaaten aus gewichtigen Gründen verwirft, zurückkehren werde, weil sich die Wortführer der äußersten Rechten für sie heute genau so begeistern, wie ehedem für Spießruten und Latten.

---

## Bücherbesprechungen.

**Karl Stange**, Die christliche Ethik in ihrem Verhältnis zur modernen Ethik: Paulsen, Wundt, Hartmann. Preisgekrönt von der theologischen Fakultät zu Göttingen am 4. Juni 1892. Göttingen, Dieterichs Verlag (VI, 99 S. gr. 4) 3 M.

Es ist ein Vorrecht der Jugend, von starken Instinkten sich leiten zu lassen; ein Zeichen der Jugend, über minutiösem Achten auf Nebendinge die großen maßgebenden Gesichtspunkte aus dem Auge zu verlieren. Beides charakterisiert die vorliegende Arbeit, die als Leistung eines kaum der Studienzeit Entwachsenen die Anerkennung, die ihr geworden, reichlich verdient, die aber in Lob und Tadel nicht selten ungerecht und überschwenglich, in der Detailkritik meist haarspaltend scharfsinnig, dabei in ihrer eintönig abwägenden Dialektik von ermüdender Breite und pedantischer Vollständigkeit ist, während das Ergebnis den Eindruck zurückläßt: die Hauptfrage, um die es sich sowohl in dem Thema als überhaupt handelt, ist nicht zur Geltung gekommen. Der Verfasser kritisiert zuerst **Paulsens** Ethik; sie sei eudämonistischer Utilitarismus und ermangele des geschichtlichen Sinnes, darum führe sie auf den Standpunkt subjektivistischer Gefühlsmoral zurück und könne ein objektives Maß des Sittlichen, wie es die christliche Idee eines transsubjektiven Gottesreichs an die Hand gebe, nicht anerkennen, der Begriff des Bösen sei vom utilitarischen Standpunkt unfaßbar, und von Schuld könne da keine Rede sein, wo Versäumnisse gegenüber der „allgemeinen Wohlfahrt“ doch nur an dem subjektiven Empfinden gemessen und darum lediglich als unkluge Verstöße gegen die eigene Wohlfahrt angesehen würden. Höher stehe **Wundts** Evolutionismus, welcher die objektiven Werte innerhalb der geschichtlichen Entwicklung würdige, auch Ansätze zur Spekulation mache und neben der induktiven Thatsachenanalyse die metaphysische Idee berücksichtige, daher den Schritt vom Eudämonismus zur Vernunftsmoral wage; doch leide auch sie, abgesehen von formalen Inkonsequenzen, an einer Überschätzung der diesseitigen Kulturgüter, die doch wertlos werden, sobald mit der Möglichkeit gerechnet werde, mit der Wundt rechnet, daß dereinst das ganze Kulturleben der Erde zu Grunde gehen wird. Über den immanenten Standpunkt der beiden so charakterisierten Systeme erhebt sich nach des Verfassers Meinung

E. von Hartmann's konkreter Monismus, welcher das Prinzip eines transcendenten Realismus anerkenne und der christlichen Ethik am nächsten stehe, wenngleich auch seine Theorie in ihrem Pessimismus und ihrem negativen Endziele nur die Notwendigkeit offenbare, über die gesunkenen religionslosen Systeme der Neuzeit auf die schöpferische Weltanschauung des christlichen Geistes zurückzugehen, dessen eigentümliche Wertschätzung der menschlichen Persönlichkeit in der Offenbarung, die Jesus gebracht, wurzele und dessen Ideal ein jenseitiges Reich Gottes sei, welches allseitige und gegenseitige Förderung des Personlebens in Aussicht stelle und darum allein als ausreichender Maßstab sittlicher Zwecke zu gelten habe. — So viel Gutes und Richtiges diese Kritiken enthalten mögen, so wird doch durchweg der unheilvolle Dualismus zwischen christlicher und philosophischer Ethik auf die Spitze getrieben und dabei die oben angedeutete Hauptfrage umgangen: ob nicht das Wesentliche in der christlichen Sittenlehre gerade dasjenige sei, was Paulsen's und Wundt's Ethik, im Gegensatz gegen die pseudochristliche Universalselbstvernichtungsmoral des Epigonenpessimismus und im Gegensatz auch zu der antichristlichen Größenwahnsmoral des „Übermenschen“, was im Unterschiede von diesen Auswüchsen und Krankheitserscheinungen der Gegenwart jenen beiden Denksystemen gemeinsam ist. Der Verfasser verwendet große Mühe auf den logisch haarscharfen Nachweis, daß das Wohlergehen aller, die Förderung der Gesamtheit, die Einheit allgemeiner und individueller Wohlfahrt, wenn als ethisches Prinzip zu Grunde gelegt, immer noch unzureichend sei und beispielsweise die Möglichkeit offen lasse, daß Selbstsucht und Gleichgültigkeit, Hoffnungslosigkeit und Zweifel ihr Spiel treiben werden, auch wenn man diesem oder ähnlichen Prinzipien huldige. Als ob derartige Lücken nicht jedes System, auch die christliche Sittenlehre in der vom Verfasser ausdrücklich auf metaphysische Mystik gebauten Form, übrig ließe. Die Unvollkommenheiten dieser Art liegen weniger in der Sache als in der Sprache: ob ich meine Ethik als Vernunftmoral, als Geschmacksmoral, als Gefühlsmoral oder als Gewissensmoral charakterisiere, ob ich die gegenseitige Förderung aller als Reich Gottes oder als soziales Ideal, das sittlich Befriedigende in dieser Wahl als Wohlfahrt oder als gutes Gewissen, das sittlich Erforderliche als Pflicht oder als Zweckmäßigkeit, Angemessenheit, Schicklichkeit, als „das Richtige“ oder als das Gottgewollte, — seine Norm als Gottes Willen, kategorischen Imperativ, Gesundheit der Seele bezeichne, ja, ob ich das Wesen des Reichgottesideals als immanent oder als transcendent, das Zeitlich-Überzeitliche in allem geistigen Werden als „ewig“ oder als „augenblicklich“ nur symbolisch-ahnend vergegenwärtige: das sind im letzten Grunde, wenn man das mythische Gewordensein aller unserer intelligiblen Vorstellungen in Betracht zieht, sprachliche Nuancen, die ganz unbelänglich sind im Vergleich zu so gewaltigen sachlichen Gegensätzen, wie dem zwischen jener gesunden Gemütsstimmung des sittlichen Vertrauens in das Walten zweckvoller Mächte in der Menschheitsgeschichte, d. h. in den Wert des Guten an und für sich einerseits, und jenem Nihilismus andererseits, welcher das Gegenteil voraussetzt und welcher auflöst, statt zu erfüllen. Daß E. v. Hartmann's den Nihilismus begründende Glanzdialektik, von der sich einst sogar Männer wie der edle, weitschauende Schleiermacherianer Alexander Schweizer haben blenden lassen, vom Verfasser dem Christentum und seiner Ethik näher gestellt wird, als die dem Geiste des Christentums so konformen Systeme Wundt's und Paulsen's, die man vielmehr zu den gelungensten Versuchen, die sittliche Weltanschauung christlicher Kultur in moderner Weise auszuprägen, charakterisieren sollte, das ist ein trauriger Beweis für die verhängnisvolle Bevorzugung formalistischer Schablonenkritik vor wirklich sachlicher Beurteilung.

Gr. Lichterfelde. D. Geo. Runze.

**Sozialistische und ethische Erziehung im Jahre 2000** von Dr. Ferdinand Kemsies. Berlin 1893. Bibliographisches Bureau.

Wieder ein Zukunftsbild. Der bekannte Herr West der Bellamy'schen Utopie besucht im Jahre 2001 Berlin und hat mit dem Direktor einer Unterrichtsanstalt eine Unterhaltung über die Erziehung, die 2001 einerseits im sozialistischen Amerika und andrerseits im individualistischen Deutschland herrscht. An die Unterhaltung schließt sich eine Beobachtung des Unterrichts selbst, bei welcher die vom Verfasser erstrebten Reformen des Unterrichts und des Schulwesens erörtert werden.

Es ist dem Verfasser zuzugeben, daß manche dieser Reformen wünschenswert sind und daß ihre Einführung — z. B. die Einrichtung einer allgemeinen Volksschule — ganz erhebliche pädagogische Verbesserungen bewirken würde. Die Erklärung aber, wieso diese Reformen eine sozialistische Gestaltung des Gemeinwesens überflüssig gemacht und die soziale Frage gelöst haben, giebt uns der Verfasser nicht in befriedigender Weise. Daß die nach seiner Methode erzogenen Menschen des Jahres 2001 bei Aufrechterhaltung der individualistischen Wirtschaftsmaximen moralischer handeln würden als die Menschen des Jahres 1893, bezweifeln wir.

Soweit das Buch den Sozialismus kritisiert, enthält es eine beträchtliche Anzahl unrichtiger Auffassungen über ökonomische Verhältnisse und über die Tendenzen des Sozialismus. In ersterer Beziehung ist besonders auf S. 44 zu verweisen, wo der Verfasser durch eine Beteiligung der Arbeitnehmer am Reingewinn die Fragen der Achtstundenarbeit und der Sachsengängerei „im Handumdrehen“ gelöst sieht. Als ob bei dieser Beteiligung Krisen und ungeregelte Produktion, die Signatur des Manchestertums, sofort beseitigt wären! Hat der Arbeitnehmer gegen die Beteiligung am Reingewinn auf die Forderung der Achtstundenarbeit verzichtet und arbeitet er so lange alltäglich, daß er außer stande ist, die Früchte der ethischen Erziehung zu genießen? Hinsichtlich der Auffassung des Verfassers über die Tendenzen des Sozialismus lese man S. 65:

> „Sie lockern die Familienbande, indem Sie die Eltern- und „Kindesliebe zum Absterben bringen. Sie machen die Religion „zum Ammenmärchen. Sie erkaufen das Selbstbewußtsein Ihrer „Mitbürger für ein Linsengericht und erheben die Sinnlichkeit „auf den Schild“ (!)

Auch die Bemerkungen des Verfassers über die Bellamy'schen Erziehungsansichten scheinen uns auf Mißverständnissen zu beruhen.

Im Interesse der D. G. E. K. ist zu bedauern, daß das Buch „sozialistische und ethische Erziehung“ betitelt ist. Denn eine Hervorhebung der ethischen Ideen im Sinne der D. G. E. K. ist in der Schrift nicht zu finden. Andererseits verleitet die Überschrift in Verbindung mit dem Eintreten für die ethische Bewegung (S. 64) sehr leicht dazu, das Buch für ein von der D. G. E. K. ausgehendes Werk anzusehen. So ist es z. B. dem Verfasser der Kritik in Nr. 145 des „Vorwärts“ gegangen, der die Schrift „eine aus der Ethik der D. G. E. K. zusammengebraute Wassersuppe“ nennt. Thatsächlich besteht weder zwischen der Ethik der D. G. E. K. und den Ideen der vorliegenden Schrift ein Zusammenhang noch unseres Wissens eine Beziehung zwischen dem Verfasser und der D. G. E. K. Nach dem Mitgliederverzeichnis ist der Verfasser gar nicht Mitglied der D. G. E. K.

Berlin. Stephan Gerhard.

## Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

**Abteilung Straßburg i. E.**

Am 18. Juni hielt das Mitglied der Abteilung Herr Dr. Dreyfuß einen sehr interessanten Vortrag über „Schulkrankheiten und Schulgesundheitspflege“. Die überaus lehrreichen und klaren Ausführungen des Redners wurden von dem zahlreichen Publikum am Schluß durch lauten Beifall belohnt. Der Vortragende führte etwa Folgendes aus:

Nach einem Überblick, inwieweit neben der Förderung des geistigen Wohles der Schuljugend auch das körperliche Gedeihen zu berücksichtigen sei, machte der Redner einen scharfen Unterschied zwischen Schul- und Schülerkrankheiten, indem er mit Schulkrankheiten alle diejenigen bezeichnete, welche durch sanitär ungünstige Schulverhältnisse entstehen, mit Schülerkrankheiten alle jene, welche in den für den Schulbesuch bestimmten Lebensjahren unabhängig von letzterem auftreten. Unter den Schulkrankheiten ist besonders jenes Blaßwerden (häufig verbunden mit Appetitlosigkeit) der Kinder, welches in der ersten Zeit des Schulbesuchs vielfach beobachtet wird, zu erwähnen; dasselbe entspringt wohl teils einer Art Heimwehgefühl, dann aber vor allem dem Mangel an guter Luft im Schulzimmer und an Bewegung, welche letzteren beiden Ursachen ja beseitigt werden können. Ferner gehört hierher die Rückgratsverkrümmung (nicht der sog. Buckel, welcher entweder angeerbt oder durch Unfall im zartesten Alter erzeugt ist), welche durch schiefe Körperhaltung beim Schreiben erzeugt wird; dagegen helfen nur genau der Körpergröße angepaßte Schulbänke und -Tische, für welche wissenschaftlich strenge Daten in Bezug auf Bank-Höhe und -Breite, Tisch-Höhe ꝛc. vorliegen, ebenso wie Modelle, die danach gefertigt sind, aber leider in der Praxis noch zu wenig Verwendung finden. Drittens ist die Kurzsichtigkeit zu erwähnen, welche je nach den wissenschaftlichen Anforderungen der Schule verschieden stark auftritt, sodaß in einer Dorfschule etwa 1,4, in einem Gymnasium etwa 26 Prozent von den Schülern kurzsichtig ist. Helle Klassenzimmer, deutlicher Druck der Schulbücher und strenge Überwachung der Körperhaltung beim Lesen und Schreiben können hier Abhilfe schaffen.

Bei den Schülerkrankheiten hat man zwischen solchen zu unterscheiden, die ein dauerndes Ausschließen vom Schulbesuch bedingen, und solchen, die nur vorübergehend diese Maßregel erheischen. Zu den ersteren gehören geistige Abnormalitäten (Blödsinn) und hochgradige Fälle von Epilepsie; für Kinder, die mit derartigen Übeln behaftet sind, existieren besondere Unterrichtsanstalten. Schwache Fälle von Epilepsie brauchen nur zeitweiliges Fernbleiben vom Unterrichte zu bedingen, dieselben bilden also den Übergang zu der zweiten Art von Schülerkrankheiten. Hierher gehören alle infektiösen Hautkrankheiten, welche wegen der Ansteckungsgefahr nicht nur den zeitweiligen Ausschluß des erkrankten Kindes, sondern auch von dessen Geschwistern bedingt. Dieselbe Maßregel erfordert der Keuchhusten und die schlimmste von allen Krankheiten, die Lungentuberkulose. Zur Verhütung der Infektion mit dieser mörderischen Krankheit wünschte der Redner strenge Verordnungen erlassen zu sehen, besonders in Bezug auf feuchte Reinigung der Schulzimmer von Staub, Aufstellung von desinfizierten Spucknapfen u. s. w.

Redner gab dann noch einige allgemeine Regeln über sanitäre Vorkehrungen in den Schulen, wobei außer Beschränkung der häuslichen Arbeiten und Vermeidung der Überbürdung, besonders noch

die weitere Verbreitung von Spielen im Freien, von Schwimmbädern, also überhaupt von Körperpflege abhängig zu machen. Ferner sollen die Überkleider der Kinder nicht im Klassenzimmer aufgehängt werden, auch ist das Wechseln der Fußbekleidung beim Eintritt in die Schule sehr zu empfehlen. Daß der Lehrer bei den Kindern auf Reinlichkeit zu sehen hat, ist selbstverständlich, aber ebenso selbstverständlich sollte es sein, daß man in Mädchenschulen gegen die Putzsucht unnachsichtig einschreite. Bei den Schulstrafen will Redner die Körperstrafe ganz ausgeschlossen wissen. Zum Schluß befürwortet er warm die Aufstellung einer besonderen Schulsanitätsbehörde, wie solche in Großbritannien bereits besteht, gebildet aus einem besonderen Schularzt, einem Schulinspektor und einem Beirat. Mit einem Hinweis auf die segensreiche Wirksamkeit einer solchen Behörde, schloß der hochinteressante Vortrag.

## Briefkasten.

Herr stud. med. **Richard Roeder** in Berlin schreibt uns:

„In No. 23 der ‚Ethischen Kultur' las ich den Artikel ‚Die Mußmenschen.' Mir scheint, als ob der Artikel mit der Tendenz, die die Zeitschrift verfolgt, nicht in Einklang zu bringen ist, ihr sogar direkt widerspricht. Da es sehr leicht möglich ist, daß auch andere Personen den Artikel so verstanden haben, wie ich, — vielen, mit denen ich gesprochen habe, ist es ebenso ergangen, wie mir, — so könnten meiner Ansicht nach sehr leicht Mißverständnisse in Bezug der Ziele der ‚Ethischen Kultur' entstehen. Aus diesem Grunde, um solchen Mißverständnissen vorzubeugen, erlaube ich mir, die Bitte an Sie zu richten: Sie möchten in einer späteren Nummer eine kleine Erklärung des Artikels geben und darin die Ansicht, die ich von dem Artikel habe, widerlegen.

Ich meine nämlich so:

Wenn ein solcher Zustand erreicht wäre, in dem jeder aus Nützlichkeitsgründen, die zugleich Vernunftsgründe sind, das Gute thut, so müßte in der ‚Ethischen Kultur' ein solcher Zustand unter allen Umständen als ersprießlich und segensreich geschildert sein.

Was sagt der Artikel? Er bringt einen Menschen in den ‚Mußstaat', der ein gemeinschädliches Verbrechen verübt. Ein solcher Mensch müßte meiner Ansicht noch in eine maison de santé gebracht und nicht zum Tode geführt werden. Ein Mensch, dem nur Gutes von seinen Nebenmenschen widerfährt, der trotzdem Verbrechen verübt, weil er sie verüben muß, der ist, wie ich sagen will, ‚ein geborener Verbrecher', der einen Gehirnfehler besitzt und daher ins Irrenhaus gehört.

Aber die Sache wird komplizierter. Er hat das Verbrechen nicht verüben müssen, sondern verüben ‚wollen'. Ihm widerfährt dasselbe, was ihm in seinem früheren Staate widerfahren wäre. Er hat durch den neuen Staat nichts gewonnen. So die Verfasserin, die noch durch des Henkers Mund hinzufügen läßt: ‚Es kommt eigentlich alles auf Eins heraus.'

Das ist doch unmöglich im Sinne der Ziele der ‚Ethischen Kultur' geschrieben. Wozu hätten wir denn ethische Gesellschaften, wenn es trotzdem hieße: ‚Es kommt alles auf Eins heraus?'

Hier muß irgendwo ein Widerspruch stecken, den ich aber nicht herausfinde, und den ich Sie aufzudecken bitte."

Wie vorstehender Brief zeigt, hat der Artikel „Die Mußmenschen" seine Aufgabe, zu eigenem Denken anzuregen, erfüllt. Der Briefschreiber hat die Humoreske etwas zu ernst genommen. Daß die Redaktion nicht in den Verdacht kommen könne, wie jene „Mußmenschen" den Begriff von gut und böse, Lohn und Tugend beseitigen, in den Verbrecheranstalten à la Kreuzzeitungs-Rezept „allabendlich zwölf Stockprügel ꝛc." einführen und Wahnsinnige enthaupten lassen zu wollen, konnte sie allerdings annehmen; und der jener Humoreske vorangehende redaktionelle Artikel „Das Gesetz von Ursache und Wirkung und das menschliche Handeln" mußte auch der Auffassung vorbeugen, nach unserer Meinung „komme es eigentlich auf eins heraus."

## Anzeigen.



Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Kettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung Berlin SW. 12. — Druck: A. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint
jeden Sonnabend.
Preis vierteljährlich 1,60 M.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Postanstalten.
Post-Zeitungsliste
Nr. 2092.

# Ethische Kultur

Inserate:
Die viergespaltene
Petitzeile 40 Pf.
Annahme in allen
Annoncenbureaux
und in der
Expedition SW.,
Zimmerstraße 94.

## Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Herausgegeben von
**Dr. Georg von Gizycki,**
Professor der Ethik an der Universität zu Berlin.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

| II. Jahrgang. | Berlin, den 7. Juli 1894. | Nr. 27. |
|---|---|---|





## „Was thun?" spricht Zeus.

Am 9. Juni d. J. fand sich im großen Saale der Königlichen Kriegsakademie zu Berlin der dreizehnte ordentliche Adelstag zusammen. Dreizehn gilt als eine böse Zahl, und ein Abergläubischer könnte, was dem deutschen Adelstage zugestoßen ist, darauf schieben, daß er gerade der dreizehnte in der Ordnung war: zunächst die sittlich ernste Rede des Herzogs Ernst Günther zu Schleswig-Holstein und dann die Beschlüsse über Schuldenmachen und das Hazardspiel. Der Inhalt der Rede des Herzogs ist in den weitesten Kreisen bekannt geworden. Bekannt geworden ist aber auch, daß das deutsche Adelsblatt — ein Organ der Adelsgenossenschaft — in der Nr. 25 vom 24. Juni d. J. die Veröffentlichung der Worte des Herzogs als eine unerlaubte Indiskretion hinstellt, da „selbstverständlich die Ausführungen lediglich für das Forum der an den Verhandlungen des Adelstages teilnehmenden Mitglieder der Adelsgenossenschaft bestimmt" gewesen seien.

Nun war die Rede des Herzogs zu Schleswig-Holstein aber in Wirklichkeit das einzig Verdienstliche des jüngsten Adelstages, und es ist bezeichnend, daß gerade dies verschwiegen bleiben sollte, während man Grundsätze über Schuldenmachen und Spiel mit Genehmigung des Vorstandes der Öffentlichkeit unterbreitet, die zur schärfsten Kritik herausfordern:

1. Ein leichtfertiges Schuldenmachen, um seinen Passionen zu fröhnen, ist eines Edelmannes unwürdig.
2. Wer unbaar Hazard spielt, begeht eine Handlung, die mit der Ehre eines Edelmannes unvereinbar ist.

Allerdings knüpft das Adelsblatt an diese „von der deutschen Adelsgenossenschaft aufgestellten Grundsätze" noch eine kleine Erläuterung: „Es kam bei der Debatte am Vorstandstische wie im Plenum zum besonderen Ausdruck, daß die Annahme des Punktes 2 der Resolution keineswegs die Gutheißung oder Duldung des Hazardspieles überhaupt in sich schließe." Aber warum dann nicht den Mut haben, das Hazardspiel überhaupt zu verwerfen?

Es läßt sich wohl nur als Bekenntnis eines dem Adel noch anhaftenden schweren sittlichen Defektes auffassen, als eines Defektes, der sich aus gewohnter schlechter Erziehung natürlich erklärt, daß man sich für unfähig hält, den Adel des Hazardspiels überhaupt zu entwöhnen.

„Der deutschen Adelsgenossenschaft" mit Punkt 2 der Resolution „eine feste Beurteilungsgrenze dafür zu bieten, was mit Rücksicht auf das Spiel als nicht ehrenwert gelten soll," ist doch des Guten gar zu wenig.

Stellen wir einfach den Grundsätzen des „christlichen Adels", dessen „Aufgaben" das Adelsblatt vertritt, die Grundsätze entgegen, wie wir sie zur „festen Beurteilungsgrenze" für jeden Menschen, also auch für den Adligen, für richtig halten:

1. Alles Schuldenmachen, insbesondere bei Gewerbetreibenden und Handwerkern, unter Ausnutzung eines bekannten und daher leicht zum Kreditgeben verleitenden Namens, ist unehrenhaft und verwerflich.
2. Das Hazardspiel widerspricht der sittlichen Verpflichtung zur nutzbringenden Thätigkeit und ist als Kennzeichen eines den vornehmsten Aufgaben der Gegenwart nicht gewachsenen Individuums ein durchaus unwürdiger Zeitvertreib.

Die Zeiten sind vorbei, wo man dem Dauphin den höchsten Orden des Königreichs um die Wiege hing, und die gesunde Volksstimme setzte mit Recht ein Ausrufungszeichen hinter die Nachricht, daß dem noch nicht eintägigen Kronprinzen von Bulgarien durch väterliche Verordnung eine Auszeichnung für Tapferkeit verliehen wurde!

Niemandem liegt so sehr die Verpflichtung ob, Handlungen zu vermeiden, in denen das gerecht abwägende Gefühl keinen befriedigenden Sinn finden kann, als den sogenannten Großen unserer Erde. Dank der Publizität alles Verkehrs und der Geschäftigkeit schnüffelnder Berichterstatter erfährt die weite Welt auch die früher verborgenen Vorkommnisse. Und die Kritik folgt — oft ungesprochen und ungeschrieben — allen Geschehnissen über Land und aufs Meer.

„Nehmt hin die Welt!" rief Zeus von seinen Höhen den Menschen zu, „nehmt, sie soll Euer sein. Euch schenk' ich sie zum Erb' und ew'gen Lehen; doch teilt Euch brüderlich darein."

Der arme betrogene Zeus!

Dem Adel das Nichtsthun und das Hazardspiel, dem Handwerker die Plage und das Kreditieren!

Dem königlichen Säugling den höchsten Orden der Tapferkeit und dem Proletarierkinde nicht einmal die natürliche Nahrung von der Mutter!

Dem Kapitalisten Rockefeller und Konsorten die Macht zur Teilung der Erde und dem Arbeiter die Arbeitslosigkeit!

Das Gespenst des Petroleummonopols, das plötzlich dem ruhig dahinlebenden Bourgeois vor Augen tritt, ist ein

goldenes, ein goldiges Gespenst. Es ist eine herzige Erscheinung! Denn wer sollte diese Erscheinung nicht lieb haben, die als erste in ihrer Art so heerlich das wirtschaftliche Gebäude krönt, zu dem Zeus bei der Teilung der Erde den Grund legte, obgleich er dies Gebäude nicht wollte!

„Die Gewerbefreiheit hat durch das zur Monopolstellung gelangte Großkapital einen furchtbaren Schlag erlitten." Das ist die Quintessenz der bürgerlichen Betrachtung.

Ja, die sogenannte Gewerbefreiheit stirbt durch dieselbe sogenannte Gewerbefreiheit!

Similia similibus!

Kraft der Gewerbefreiheit bringt ein Gewerbetreibender den andern um, und immer noch wird den Betroffenen nicht klar, daß die Gewerbefreiheit, die wir als solche ausgeben, keine Gewerbefreiheit ist.

Die Staaten sind außer stande, ein Silbermonopol, die Regalität des Bergbaus der Edelmetalle, zu schaffen; das Kapital, in der Hand von Privaten, zeigt das erste Weltmonopol der überraschten Menschheit.

Kartelle, Trusts und Ringe sind die schon leidlich herangefütterten Zirkknaben für weitere Privatmonopole, und das Kapital ruft vivat sequens!

Dem fünfundvierzigsten Sozialdemokraten aus Plauen folgt der sechsundvierzigste aus Elmshorn-Pinneberg in den Reichstag.

Es ist ein beliebtes Unterfangen gewisser bürgerlicher Parteien, darauf hinzuweisen, daß in andern Parteien Gährungen sind, die in sozialen Forderungen zum Ausbruch gelangen; noch beliebter der Versuch, die bürgerlichen Vertreter sozialer Reformen als sozialdemokratischen Anhang zu verdächtigen.

Die Thoren, sie sehen nicht, daß sie, je mehr sie von sich abstoßen und entfremden, desto mehr Feinde schaffen, und daß sie nur vereinsamen auf ihrem Standpunkte des Beharrens inmitten der steigenden Wasser, aus deren Überflutung ein neues wunderbares Leben emporsprießen muß und wird!

„Den Teufel merkt das Völkchen nicht,
und wenn er es beim Kragen hätte."

Am 20. Juni d. J. durfte die preußische Klassenlotterie ihren hundertjährigen Geburtstag feiern. Sie verdankt ihr Entstehen einer königlichen Kabinettsordre vom 20. Juni 1794. Der 20. Juni 1994 wird das staatlich geleitete Glücksspiel nicht mehr kennen. Die einsichtigen Gegner des arbeitslosen Einkommens mehren sich, und selbst der deutsche Dichter begnügt sich nicht mehr mit Jovis' Trost und Einladung:

„Die Welt ist weggegeben,
Der Herbst, die Jagd, der Markt ist nicht mehr mein
Willst Du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft Du kommst, er soll Dir offen sein!"

Der Zeus der Griechen ist nicht mehr; aber leider noch seine Teilung der Erde. Und die Bitten der bei der Teilung Enterbten sind zu Forderungen geworden. Wer von Jovis Gnaden an seiner Stelle auf der Erde steht, der frage wie Zeus: „Was thun?"

Jena, den 28. Juni 1894. Ernst Harmening.

## Die sittliche Bestimmung der Frau.

### Dritter Artikel.

Von Miß Frances Willard, Lady Henry Somerset, Mr. William M. Salter und Gertrud Gräfin Bülow von Dennewitz.

**Miß Frances Willard** in Evanston, Ill., in den Vereinigten Staaten:

„Was ist die sittliche Bestimmung der Frau? Ich gehöre nicht zu denen, welche bei der Beantwortung dieser Frage die Thatsache ignorieren möchten, daß der sittliche Einfluß der Hälfte der Menschengattung auf die Menschengattung als Ganzes sehr wesentlich durch die Verschiedenheit des Geschlechts bedingt ist. Nur oberflächlich Denkende werden die physische Grundlage des Lebens übersehen oder es vergessen, daß, ob wir auch unsere Stirn zu den Sternen erheben, doch unsere Füße fest auf der Erde stehen. Der heilige Zustand der Mutterschaft muß den moralischen Einfluß des Mutter-Geschlechts stets zur stärksten uns bekannten erhaltenden Kraft machen. Durch Natur und durch Erziehung (welche natürlich ererbte Tendenzen und die Einflüsse der Umgebung einschließt) werden die Frauen, als Klasse, jene Tugenden der Milde, Nachsicht und Friedfertigkeit zeigen, von welchen ihr Vermögen, die zu ihrer Organisation, ihrer Verfassung, ihrer Bestimmung gehörenden Funktionen zu erfüllen, in so hohem Maße abhängt. Wenn dies eine Welt von Männern und nur von Männern wäre, so würde die Sorge für die hilflose Kindheit mit all' den Gefühlen der Zärtlichkeit, die sie birgt, unbekannt sein.

Das Gefühl für das Übersinnliche kann unter den Männern, als Klasse, niemals so stark sein, wie unter den Frauen, da die letzteren während der thätigsten Zeit ihres Lebens am Rande eines Abgrunds wandern, in den so viele von ihnen stürzen, daß die anderen sich der unsicheren Beschaffenheit ihres Lebensfadens bewußt werden müssen. Der Hauch der Ewigkeit berührt die Stirn der Frau, wo immer ein kleines Kind geboren wird; und dieses große Faktum setzt sie in ein anderes Verhältnis zum Leben, zu seinen Preisen, seinen Ehren, seinem nie rastenden Kampfe; auch muß die Betrachtung des Mysteriums des keimenden Lebens, mit dem sie enger verbunden sind als irgend ein anderes denkendes Wesen, das wir kennen, auf die Frauen, als Klasse, einen mildernden Einfluß ausüben. Die Nähe der hilflosen Kindheit muß bei denen, welche alle Geschlechter hindurch an der Wiege gewacht haben, die moralische Natur verändern und die religiösen Hoffnungen und Bestrebungen vertiefen. Wie viele edle Männer haben diese Wahrheit in Worten wie diesen hervorgehoben: „Von den Frauen kommen wir mit unserm ersten kläglichen Kindesschrei; in ihren Armen werden wir in unserm zartesten Alter geherzt; zu ihnen kehren wir zurück, wenn wir in der wilden Schlacht verwundet werden; und in der trüben letzten Lebensstunde liegt unser Haupt auf ihrem Busen."

Viele andere Erwägungen ließen sich noch anführen zu dem Nachweise, daß die sittliche Bestimmung der Frau stets die ist und sein muß, zu trösten, zu raten und die heiligen Kräfte zu erhalten, deren Mittelpunkt das Kind und das Heim ist. Und ich glaube, daß in dem größeren Heim der Gesellschaft und des Staates diese Kräfte sich höchst wohlthätig anwenden ließen, das Reich des allgemeinen Friedens, der Reinheit und der Brüderlichkeit herbeiführen zu helfen."

**Lady Henry Somerset** in Reigate, England:

„Ich stimme mit vorstehender Erklärung vollkommen überein."

**Mr. William M. Salter** in Philadelphia:

„Der höchste Grundsatz der Ethik ist, daß der Mensch als Mensch heilig ist, daß alle Menschen in einem tiefen Sinne Achtung, Ehre und Liebe verdienen. Die Menschennatur muß in jedem Manne, Weibe und Kinde mit Achtung behandelt werden. Wir dürfen sie nicht mit Füßen treten; wir dürfen sie nicht ausbeuten und sie nicht wie ein bloßes Mittel zu unsern Zwecken behandeln; wir dürfen sie nicht unterdrücken oder verkrüppeln.

Dieser Grundsatz bedeutet in seiner Anwendung auf die Frauenfrage, daß man nicht länger meinen soll, daß die Frau nur um des Mannes willen da sei. Die Frau ist schwächer als der Mann, und so ist sie ihm regelmäßig unterworfen worden. Bände sind geschrieben worden zu beweisen, daß dies ihr natürliches, gottgewolltes Verhältnis zum Manne sei. Die Religion hat diese Meinung oft wiedergespiegelt und dem Weibe gelehrt, daß Gehorsam und Unterwerfung ihre heiligen Pflichten seien. Aber alle diese Argumente und

alle diese kirchliche Lehre war heimlich von der Selbstsucht des Mannes inspiriert. Die tierische Natur im Manne, nicht nur seine Begierden, sondern auch seine Herrschsucht und seine Eitelkeit, haben zu der gewöhnlichen Schätzung der Frau geführt, welche jetzt erst zu verschwinden beginnt. Die Ehe selbst, dieses innigste und heiligste aller Bande, dieses Symbol, diese Blüte der Liebe, ist durch des Mannes Selbstsucht zu Zeiten in die schlimmste, weil geheimste aller Tyranneien verkehrt worden. Fast jeder Schritt zur Unabhängigkeit der Frau ist vom Manne bekämpft und fast jeder ist vom Grundsatze der Moral gebilligt worden. Einst meinten die Männer, daß sie das Recht hätten, die Frauen als Beute zu nehmen und mit Gewalt zu bezwingen. Selbst jetzt noch werden zuweilen die Ehen ohne ihre Einwilligung angeordnet. Vormals wurden die Frauen geradezu gekauft; jetzt ist das Verfahren heimlicher. Bis vor kurzem konnten sie als Verheiratete kein Eigentum besitzen. Alles, was ihnen gehörte, wurde, so nahm man an, durch die Verheiratung zum Eigentum des Mannes. Schändlich war dies, aber höchst natürlich, so lange die moralische Natur des Mannes noch nicht erweckt war und das Tier in ihm noch herrschte. Und man denke nicht, daß die Veränderungen in der Stellung und den Rechten der Frau schon zu Ende sind. Wenn sie wirklich nicht um des Mannes, sondern ihrer selbst willen da ist, wenn alle Verhältnisse, in welche sie sich mit dem Manne begiebt, eine Sache ihrer freien Wahl sind, dann muß sie in der Ehe und außerhalb derselben mit ihm gleiche Rechte haben. Die Ehemänner müssen die Meinung aufgeben, daß ihre Frauen ihnen gehören, daß deren Tugend darin besteht, sich ihnen unterzuordnen und aufzuopfern, daß sie über ihre eigene Person kein Recht haben. Achtung und Ehre müssen zuerst kommen, und die Liebe muß nur eine Blüte dieser Gefühle, nicht ihr Zerstörer sein. Und sollten wir als Bürger uns nicht schämen, Rechte für uns zu beanspruchen, welche wir nicht auf die Frauen ausdehnen wollen? Wenn Du ein wesentliches Recht darauf hast zu bestimmen, welcher Teil Deines Eigentums zu öffentlichen Zwecken verwandt werden soll, wie kannst Du der Frau im gleichen Falle ein gleiches Recht weigern? Wenn Du fühlst, daß Du bei der Schaffung der Gesetze, denen Du gehorchen sollst, eine Stimme haben mußt, warum denkst Du, daß Du allein so fühlen kannst? Oder wenn die ganze Sache der ‚politischen Rechte‘ nicht eine Sache des Rechtes, sondern der, auf die Fähigkeit sich gründenden Pflicht ist, warum diese Fähigkeit beim Manne anerkennen und beim Weibe leugnen?“

**Gertrud Gräfin Bülow von Dennewitz** in Dresden:

„Wenn die Frage, was die Bestimmung des Weibes sei, noch so vieler Erörterungen bedarf, wie sie heute an der Tagesordnung sind, so sollte man diese füglich den Frauen allein überlassen. Die betreffenden Belehrungen der Männer sind schon darum meistens verfehlt, weil ein Geschlecht zur vollkommenen Beurteilung des anderen naturgemäß nicht kompetent ist. Sogar diejenigen fortschrittlich gesinnten Männer der Wissenschaft, welche die volle Gleichstellung der Geschlechter verlangen, würden es doch sicherlich sehr anmaßend und lächerlich finden, wenn Frauen über die natürliche und sittliche Bestimmung des Mannes dozieren wollten. Schon dieser Umstand müßte sie zur Einsicht der Begrenzung ihrer eigenen Urteilsfähigkeit führen.

In der Art, wie berühmte Gelehrte die genannte Frage zu behandeln pflegen, macht sich fast immer ein starres Festhalten an gewissen Doktrinen bemerkbar, das sie augenscheinlich verhindert, die bestehenden realen Lebensverhältnisse genügend zu berücksichtigen. In dieser Hinsicht bietet auch das Schreiben des Herrn Professor A. *Dodel* auf die von der „Ethischen Kultur“ erlassene Anfrage (in Nr. 19 dieser Zeitschrift) manche anfechtbaren Stellen.

Er sagt: „Das *gesunde* Weib ist zur Mutterschaft bestimmt — *so will es die Natur* — und wenn das gesunde Weib hiervon nichts wissen will, so ist es ein Unweib, ein Unmensch oder bildlich gesprochen ein *Unkraut*, das die Natur vorweg ausrottet“ u. s. w.

Zunächst ist das Mutterwerden die physische Bestimmung des Weibes, wobei allerdings ihre Gesundheit die erste Rolle spielt. Allenthalben ertönt jetzt der Ruf nach gesunden Müttern, welche der zunehmenden Degeneration Einhalt thun sollen, denn man erkennt allgemein an, daß in dieser Angelegenheit das weibliche Geschlecht den Vorrang behauptet.

Was soll nun aber die Drohung mit dem „strafenden Verhängnis des Naturgesetzes?“ Ein an Leib und Seele gesundes Weib wird kaum jemals abgeneigt sein, ihre natürliche Bestimmung zu erfüllen; ja sie wird die Mutterschaft instinktiv ersehnen als Mittel zur höchsten Entfaltung aller ihrer Kräfte. Die physische Kraft der Kulturvölker ist indessen bereits in so hohem Grade geschwächt, daß es *verhältnismäßig* nur wenige völlig gesunde Frauen mehr giebt; die Mehrzahl ist nur relativ gesund. Die wackeren Mütter gesunder Kinder, welche auch alle Charaktereigenschaften zu einer vernünftigen Erziehung derselben besitzen, sind so seltene Exemplare, daß der Staat ihnen eine hohe Prämie auszahlen sollte; sein Säckel würde dadurch noch nicht erheblich in Anspruch genommen werden. Trotz Herrn Professor Dodel aber glauben die zahlreichen kränkelnden Frauen, welche eine kümmerliche, schwache, mangelhaft beanlagte Nachkommenschaft auf die Welt bringen, daß sie ebenso gut ihre höchste sittliche Bestimmung erfüllen, wie die robusten Mütter gesunder Kinder, denen zufällig alle geistige Befähigung für ihre erzieherische Aufgabe abgeht. Und die Durchschnittswelt findet dieses stolze Selbstbewußtsein durchaus berechtigt.

Die „Salondame“, die aus Bequemlichkeit, Eitelkeit und Vergnügungssucht von höheren Pflichten nichts wissen will und keinen Sinn für Mutterglück hat, ist kein „gesundes Weib“, sondern ein ausgeartetes Wesen, dessen „Selbstausrottung“ nur ein Gewinn für die menschliche Gattung ist. Hinwiederum handelt die in bedrängter Lage befindliche, mit Sorgen und Mühen überlastete, körperlich geschwächte Frau nicht allein vernünftig, sondern auch *moralisch*, wenn sie ihre Beteiligung an der Vermehrung der Menschheit einschränkt, *so weit ihr dies bei ihrer persönlichen Unfreiheit zu thun möglich ist*. Bei solchen Frauen endlich, die sich freiwillig ganz der Mutterschaft entschlagen, spielen wirtschaftliche Beweggründe sicherlich viel weniger mit als physische und psychische Zustände mannigfachster Art, die sich dem Verständnis und der Beurteilung eines Mannes, sogar eines Arztes gänzlich entziehen.

Was das „sich selbst ausjäten“ der freiwillig Unfruchtbaren betrifft, so verhängt hier der unvernünftige Wille der Natur dieselbe vernichtende Strafe über die Schuldlosen wie über die Schuldigen. Das Gleichnis ist nicht glücklich gewählt, sintemal Unkraut bekanntlich die Eigenschaft hat, sich stark zu vermehren, aber nicht sich selbst zu vertilgen. Überdies glaube ich, daß die pflichtscheuen, selbstsüchtigen „Unweiber“ die Ausjätung ihrer eigenen Persönlichkeit durchaus nicht als „strafendes Verhängnis“ empfinden werden; die Verkündigung dieser Rache der beleidigten Natur wird ihnen ungefähr ebenso gleichgiltig sein, wie den Atheisten die Drohung sein würde, daß sie des ewigen Lebens verlustig gehen müßten, *weil* sie nicht daran glaubten.

Es ist müßig zu sagen: „Die Natur will, daß das gesunde Weib Mutter werde“, so lange die menschliche Gesellschaft sich nicht auf den Standpunkt der Natur stellt. Unsere staatlichen und kirchlichen Gesetze gewähren dem Weibe — gleichviel ob es gesund oder krank ist — das verbriefte Recht der Mutterschaft nur, wenn sie sich durch Ehegelöbnis für ihr ganzes Leben *bedingungslos* zur Fortpflanzungsfunktion verpflichtet. Die Kirche legt *keinen* Wert auf die Erzeugung gesunder Menschen und der Staat thut es bis jetzt nur in der Theorie, mit der seine in der Praxis angewandten Maßnahmen im größten Widerspruch stehen.

Die ledige Mutter, die doch auch dem Willen der Natur gehorcht hat, wird als „Unweib“ betrachtet, und ihre Kinder, mögen dieselben noch so gesund und lebenskräftig sein, als „Unkraut“, das von der menschlichen Gesellschaft möglichst unterdrückt und an seinem Fortkommen gehindert wird, weil es in ihre naturwidrige Ordnung nicht hineinpaßt.

Der „Frevel an den Naturgesetzen, welcher stets die natürliche Strafe im Gefolge hat“, wird aber nicht allein an den gesunden, zur Mutterschaft berufenen und gewillten, aber nicht zur Ehe gelangenden Frauen verübt, sondern noch viel mehr an denjenigen, welche an den Folgen der Ehegesetze zu Grunde gehen. Der Prozentsatz der Frauen, für die das Mutterwerden sicheren Tod oder lebenslängliches Siechtum bedeutet, ist ein ungeheuer großer. Auch die schwerleidende, erschöpfte Ehefrau ist vor brutalem Mißbrauch durch kein Gesetz geschützt. Aber man hält diese Menschenopfer für selbstverständlich. „Warum sind sie denn in die Welt gekommen, wenn sie ihre verdammte Schuldigkeit nicht thun wollen!“ Diese Äußerung eines Gynäkologen ist bezeichnend für die allgemeine Auffassung der Männer von der Bestimmung des Weibes.

E. von Hartmann fordert, daß die verheiratete Frau, wie sie sein soll, zehn bis elf Kinder hervorbringe; Prof. Dodel erklärt sich zufrieden, wenn sie zwei, drei oder mehr gesunde Sprößlinge geliefert hat. Alle Forderungen in diesem Punkt sind jedoch müßig, da die Zahl der Kinder nicht von dem Willen der Ehegattin, auch nicht von ihrer Fruchtbarkeit allein abhängt. Warum widmen die Gelehrten nicht ihre Zeit der Erörterung der sittlichen Bestimmung des Mannes, gesunde eheliche Staatsbürger zu zeugen? Dies wäre doch zu allererst notwendig! denn die Zahl der pflichtvergessenen, selbstsüchtigen „Unmänner“ ist auch unter den gerühmten Germanen recht bedeutend, und zwar sowohl solcher, die „dem Fortbestehen der Gattung Mensch ihren pflichtigen Tribut zu zahlen verweigern“, als solcher, die diesen Tribut im Übermaß zahlen, ohne Rücksicht auf Willen, Kraft, Gesundheit und Lebensglück ihrer Frauen, und deshalb zum Nachteil der Gattung. Dadurch, daß dem Weibe ihr Selbstbestimmungsrecht hinsichtlich ihrer wichtigsten Lebensaufgabe entzogen ist, wird nicht nur die Erfüllung ihrer natürlichen und sittlichen Bestimmung verhindert, sondern auch ihre sittliche Persönlichkeit vernichtet. Die Institution der Ehe in ihrer jetzigen Gestalt macht eben faktisch unsittliche, mit der Würde eines Menschen unvereinbare Dinge zur geheiligten Sitte.“

## Auch ein Leben.

Nach Liebe schrie mein Herz — es schrie vergebens;
Nach Freiheit rang mein Geist — er ward geknechtet.
Und was Natur freigebig mir gespendet,
Verkümmerte, weil mir die Sonne fehlte,
Ward unterdrückt im Sumpf des Alltagslebens,
Erstarb im Käfig meines Vaterhauses
Und in der öden Fadheit des Berufes,
Der mir des Lebens Notdurft leiblich fristet. —
Die Welt dacht' ich dereinst im Sturm zu nehmen,
Zu ihrem Retter glaubt' ich mich berufen,
Ins Ungemessene mein Können wähnend —
Und bin ein eitler Stümper nur geblieben,
Der Thatkraft bar, die sich die Welt erobert,
Und bar der Freuden, die im Schaffen wurzeln.
Nun sitz' ich hier in einsam stiller Klause,
Vergangenes voll Wehmut überdenkend
Und trauernd ob der zahllos edlen Kräfte,
Die ungenutzt der Menschheit gehn verloren,
Weil sie auf kargem Boden ihr erstehn.

## Meine Weltanschauung.

Von einem Maurer.

Bei Betrachtungen über das Leben und seine Unbill wird die bestehende Weltordnung die solches zuläßt, oft als unzweckmäßig und ungerecht angeklagt. Es giebt so viele Dinge auf der Erde, die überflüssig und schädlich erscheinen, die aber nach philosophischen Grundsätzen, bloß weil sie vorhanden sind, einen notwendigen und vernünftigen Zweck haben müssen. Die Zunahme der Not und der Ungerechtigkeit, welche die kapitalistische Produktionsweise im Verhältnis ihrer fortschreitenden Entwickelung im steigenden Maße erzeugt, auf Grund ihres Vorhandenseins als notwendig anzuerkennen, wird wohl nicht Jedermanns Sache sein, und doch, philosophisch, parteilos und ohne Leidenschaft betrachtet, läßt sich auch hier eine Notwendigkeit anführen.

Der Kapitalismus hat in der Kultur eine ganz bestimmte, zeitlich begrenzte Mission; hat er diese erfüllt, so entledigt sich die Natur seiner. Es werden dann zur rechten Zeit in der Menschheit dem Kapitalismus feindliche Kräfte erstehen, deren Kulturaufgabe die Vernichtung des Kapitalismus sein wird. Verfolgt man dieses zielbewußte Walten in der Kultur, so erscheint alle Not und Ungerechtigkeit zweckentsprechend, um die Erbitterung, die soziale Erkenntnis und die Korruption zu erzeugen, die notwendig sein werden, die Kulturmacht des Kapitalismus zu brechen.

Die Kulturmacht des Kapitalismus liegt in der Erzeugung der Unzufriedenheit. Die Unzufriedenheit ist die Zentralkraft, der alle egoistischen Leidenschaften entströmen, die in zahllosen Formen in der Menschheit sich äußern und die Menschen auf der Kulturbahn vorwärts drängen.

Ohne die vielgestaltete, nimmersatte Begehrlichkeit des Kapitalismus, wo hätten die Dichter und Künstler, die Helden und Forscher aller Zeiten Stoff und Begeisterung zu ihren Werken gefunden? Die gleichmachende, selbstlose Menschenliebe des Sozialismus bietet ihnen Nichts.

Die Kulturaufgabe des Kapitalismus liegt in dem Emporheben der Menschheit aus der Barbarei zur Menschlichkeit, aus der geistigen Finsternis zur Aufklärung, aus der Knechtschaft zur Freiheit.

Auch der Militarismus ist, kulturell betrachtet, notwendig. Wären alle Menschen von Anfang an weise und friedfertig gewesen, so daß weder Krieg noch Epidemieen, Berufskrankheiten und soziale Not die natürliche Vermehrung der Menschen störten, so mußte in absehbarer Zeit eine Übervölkerung der Erde eintreten. Die Menschheit wäre dann genötigt, entweder ihrer natürlichen Vermehrung Hindernisse zu bereiten und so durch Sittenlosigkeit sittlichen Verfall herbeizuführen oder durch Übervölkerung elendem Untergange entgegenzugehen.

Eine mit den Jahrtausenden fortschreitende, stetig aufsteigende Kultur, welche die Menschheit aus der Barbarei zur Humanität, von der Humanität zur Menschlichkeit emporhebt, eine Aufklärung des menschlichen Geistes in Kunst und Wissenschaft in der heutigen Höhe gäbe es ohne Kapitalismus nicht auf der Erde.

Der natürliche Nachfolger des Kapitalismus in der Kultur ist der Sozialismus, dessen Kulturaufgabe in der Erzeugung der Zufriedenheit durch die soziale Gleichstellung aller Menschen liegt.

Wie gegenwärtig der Kapitalismus, so wird auch einst der Sozialismus die Kräfte selbst schaffen, die die Ursache seiner Vernichtung sind, — der Kapitalismus als nimmer rastende Quelle der revolutionären, den Umsturz fördernden Unzufriedenheit, der Sozialismus durch stete Steigerung der reaktionären, zum Stillstand und dann zum Verfall führenden Zufriedenheit. Jedes Kultursystem, welches sich seinem Extrem nähert, drängt seinem Untergange entgegen.

Der mit dem ersten Menschenhirn in die Menschheit ge-

pflanzte Kulturkeim reift, unerschüttert von den Stürmen in der Weltgeschichte, unberührt von dem Untergange und dem Auftauchen der Völker, einem bestimmten, von Anfang an gegebenen Ziel, der **Menschlichkeit**, entgegen.

Die Kulturgeschichte der Menschheit zeigt drei, sich sichtbar markierende Epochen. Die Kulturepochen der Barbarei, der Humanität und der Menschlichkeit. Im Zeitalter der Barbarei wurde der zum Tode verurteilte Verbrecher unter ausgesuchten Martern langsam hingerichtet. Im Zeitalter der Humanität wird das Todesurteil möglichst schmerzlos und schnell vollstreckt. Im Zeitalter der Menschlichkeit wird das Verbrechen als Krankheit gelten und der Verbrecher als Kranker behandelt werden.

Ein Gleichnis möge die mechanische Gesetzmäßigkeit in der Kultur veranschaulichen:

Die erste Kulturepoche des Menschengeschlechtes, die Zeit der Barbarei, ist der Frühling, die Zeit der Knospe und der Sklaverei. Die Blütenblätter, fest eingeschlossen in der Knospe, bedeuten Unfreiheit und Finsternis. Die zweite Kulturepoche der Menschheit, die Zeit der Humanität, ist der Mai, die Zeit der Blüte. Die Blütenblätter, herrlich entfaltet in heller, freier Luft, bedeuten Aufklärung und Freiheit. Die dritte und letzte aufsteigende Kulturepoche, das kommende Zeitalter der Menschlichkeit, ist der Sommer, die Zeit der Frucht und der Gleichheit. Die Pracht der Blüte ist verschwunden, an der entblätterten Blüte zeigt sich die Frucht, gleichmäßig bildet sich Fruchtzelle an Fruchtzelle, im warmen, lichten Sonnenschein wächst die Frucht der Reife entgegen. Nach der Reife kommt der Herbst, die Zeit des Verfalls. Dann kommt der Winter, der Tod.

Nach dem Naturgesetz, daß die Extreme sich berühren, haben das Zeitalter der Barbarei und das Zeitalter der Menschlichkeit eine Beschränkung der individuellen Freiheit gemeinsam. In der Zeit der Barbarei war diese Beschränkung der Freiheit eine gezwungene, zum Vorteil bevorzugter Klassen; im Zeitalter der Menschlichkeit wird diese Beschränkung der Freiheit eine freiwillige sein, die Selbstbeherrschung zum Wohle der Allgemeinheit.

Der Mai, die Blütezeit in der Kultur, das Zeitalter der Humanität, human durch das Bestreben, die Menschen durch Arbeitsmaschinen von der Arbeit zu entlasten, den Fluch des Sündenfalls: „im Schweiße sollst Du Dein Brod essen," von ihnen zu nehmen, erscheint als eine kurze, in Wissenschaft und Erfindungen machtvoll aufleuchtende Kulturepoche: die **Jetztzeit**. Sie ist die Kulturbrücke, über die die Menschheit von der Barbarei zur Menschlichkeit schreitet.

Noch sind die letzten Reste der Barbarei in der Kultur nicht völlig beseitigt, und schon steigt rings am Kulturhorizont die soziale Frage als drohendes Unwetter herauf und fordert ihre Lösung. Die Entladung des sozialen Gewitters kann nur als Folgeerscheinung eines allgemeinen Weltkrieges kommen.

Wenn der Krieg die Not überall auf das höchste treibt, die Arbeitskräfte festhält, die Gewinnung der Nahrung und die Produktion in allen Ländern hindert, wenn Hungersnot und Epidemieen die Bande aller Ordnung lösen, dann sinkt im Fieberrausch hoffnungsloser Verzweiflung aller Besitz in Trümmer, die Erde wird zum Leichenfeld.

Diese Zustände und mit ihnen die Vernichtung des Kapitalismus herbeizuführen, ist der kulturelle Endzweck des Militarismus. Wenn die Zeitepoche der Humanität ihrem Ende naht, die Zeit des bewaffneten Friedens, gelangt der Militarismus zur höchsten Entwickelung. Er saugt dann die wirtschaftliche Kraft der Völker völlig auf und schwächt deren wirtschaftliche Widerstandskraft. Die Völker werden dadurch unfähig, einer allgemeinen Katastrophe wirtschaftlich Stand halten zu können, und gehen nun trotz aller militärischen Stärke und Macht an ihrer wirtschaftlichen Schwäche zu Grunde.

Die natürliche Ursache, welche den Ausbruch der sozialen Weltkatastrophe verschuldet, liegt allein in der Unfähigkeit der bestehenden Gesellschaft zu selbstloser, sozialer Kultur.

Aus den Trümmerresten der sterbenden Kulturvölker ersteht dann ein neues, durch schwere Leiden gebessertes und verjüngtes Geschlecht, welches zu jener Kultur berufen und befähigt sein wird.

---

## Lesekreise für ethische Kultur.

Von C. Eberle in Neu-Ulm.

Um für die Bildung von Zweigen und Abteilungen der D. G. E. K. geeigneten Boden zu schaffen, dürfte es sich empfehlen, als Vorarbeit zuerst „Ethische Lesekreise" ins Leben zu rufen. Die Gründung eines solchen geht sehr leicht von statten. Man abonniert z. B. ein Exemplar „Ethische Kultur" und sucht sich einen, zuerst unentgeltlichen, Mitleser. Dieser weiß vielleicht noch einen weiteren Freund der Sache, und dem vereinten Bemühen dürfte es nach einiger Zeit schon vollends gelingen, etwa fünf Mitleser zusammenzubringen: und die erste „ethische Lesegruppe" wäre fertig, welche ihre Angelegenheiten durch ihren „Gruppenmann" besorgen lassen könnte. Im Falle es gelingt, weitere solcher Gruppen zu bilden, könnten dieselben unter die Leitung eines „Vertrauensmannes" gestellt werden und bei der D. G. E. K. in corpore zur Mitgliedschaft angemeldet werden. Eine Umwandlung in satzungsgemäße Zweige oder Abteilungen der D. G. E. K. wäre dann, nachdem der Lesekreis erstarkt ist, leicht zu bewerkstelligen. Auch innerhalb schon bestehender Organisationen würden solche Lesekreise nur ersprießlich wirken. Wir lassen im nachstehenden den Entwurf von hierfür berechneten Statuten folgen. Vielleicht sind dieselben bei Einrichtung besagter Lesekreise zu gebrauchen.

### Satzungen des Ethischen Lesekreises.

#### Name, Sitz und Zweck des Ethischen Lesekreises.

§ 1.

Derselbe führt den Namen: „Ethischer Lesekreis" . . . . und bildet einen Bestandteil der „Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur".*) Sein Sitz ist in . . . . . . Er bezweckt für seine Mitleser das gemeinsame Halten und Zirkulierenlassen von solchen Zeitschriften und Büchern, welche hinsichtlich ihres Inhaltes geeignet sind, den Freunden der ethischen Kultur geeigneten Lesestoff zu bieten und dadurch die Entwickelung ethischer Kultur zu pflegen. Unter ethischer Kultur als Ziel ihrer Bestrebungen versteht die Gesellschaft einen Zustand, in welchem Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und gegenseitige Achtung walten.

#### Organisation und Zusammenkunft.

§ 2.

Je fünf Mitleser bilden eine „Ethische Lesegruppe". Jede Ethische Lesegruppe besitzt ihren „Gruppenmann". Das Ganze leitet ein Vertrauensmann. — Der Lesekreis hält monatlich aber nach Bedürfnis alle 14 bezw. alle 8 Tage in dem jeweils bestimmten Lokale eine Zusammenkunft zur Erledigung des Geschäftlichen (Aufnahme, Mitteilungen ꝛc.), sowie zum Zwecke des Gedankenaustausches und weiterer gegenseitigen Anregungen im Interesse der Sache.

#### Beitritt, Rechte und Pflichten der Mitleser.

§ 3.

Jede unbescholtene Person kann nach zurückgelegtem 16. Lebensjahre dem Lesekreise beitreten. Monatlicher Beitrag im Voraus zahlbar 20 Pf. Die Mitleser haben das Recht zur unentgeltlichen Benutzung sämtlicher vom Lesekreise gehaltenen Zeitschriften und Bücher.

#### Thätigkeit des Vertrauensmannes und der Gruppenmänner.

§ 4.

Dem Vertrauensmann, welcher zugleich Gruppenmann sein kann, obliegt die Gesamtleitung des Lesekreises. Er nimmt Beitrittserklärungen entgegen und bringt dieselben zur geschäftlichen Erledigung. Er besorgt die Postbestellung der Zeitschriften auf den Namen der jeweiligen Gruppenmänner, die Bestellung der anzuschaffenden Schriften und Bücher, läßt die Beiträge erheben, führt die Kasse, vermittelt den Briefverkehr, leitet sämtliche Zusammenkünfte, erstattet vierteljährlichen Geschäfts- und Kassenbericht, veranstaltet auch öffentliche Vorträge und verwaltet die Bibliothek. Die Gruppenmänner legen die eintreffenden Zeitschriften in mit „Mitleser-Listen" versehene Mappen, worauf dieselben nach der festgesetzten Reihenfolge von Hand zu Hand und von

*) Ein „Ethischer Lesekreis" mit besonderen Satzungen könnte nicht ein **Bestandteil** der D. G. E. K. sein, wohl aber (nach § 3 anderen Satzungen) als **Mitglied** eintreten. Anm. d. Red.

den letzten Lesern wieder den Gruppenmännern zurückgegeben werden. Letztere liefern die gelesenen Nummern nach Schluß des laufenden Quartals an den Vertrauensmann ab, damit dieselben der Bibliothek einverleibt werden können.

Die Mitleserlisten werden nach Maßgabe der örtlichen Verhältnisse (Wohnungsentfernungen) angelegt.

Geschäftliche Bestimmungen.

§ 5.

Das Geschäftsjahr beginnt mit dem 1. Januar und schließt mit dem 31. Dezember. Alljährlich anfangs Januar beruft der Vertrauensmann eine ordentliche Jahresversammlung ein, erstattet den Jahres-Geschäftsbericht, sowie die Jahresrechnungsablage und läßt die Neuwahlen vornehmen. Wenn mehr als ein Drittel sämtlicher Mitleser eine außerordentliche Versammlung verlangen, so muß der Vertrauensmann eine solche binnen 8 Tagen einberufen.

Sämtliche Beschlüsse erfolgen durch einfache Stimmenmehrheit der Anwesenden. Stimmengleichheit bedeutet Ablehnung der betreffenden Anträge. Etwaiger Austritt muß schriftlich beim Vorstand angezeigt werden. Durch den Austritt erlöschen sämtliche Ansprüche an das Vermögen des Lesekreises. Der Lesekreis gilt so lange als bestehend, als noch eine Gruppe mit wenigstens drei Mitlesern vorhanden ist.

Bei etwaiger Auflösung wird das allenfalls vorhandene Vermögen der zuständigen Ortsbehörde übergeben mit der Verpflichtung, dasselbe nebst Zinsen einem später entstandenen Lesekreis oder Verein gleicher Richtung zu verabfolgen.

---

## Vermischtes.

Genossenschaft für ethische Forschung (Fellowship for Ethical Research). Unter diesem Namen hat sich in Philadelphia, wie der dortige „Conservator" meldet, ein Verein gebildet, dessen Vorsitzender zur Zeit Mr. Horace L. Traubel, der Herausgeber der genannten Zeitschrift, ist. Die Gesellschaft hat keine Statuten-Paragraphen; die Organisation beschränkt sich auf das absolut Notwendige. Bestimmte Beiträge werden nicht gezahlt, sondern alles ist freiwillig. Die Mitgliedskarte enthält nur die Worte: „Ich erkläre mich zum Mitglied der Genossenschaft für ethische Forschung. Die Zurückziehung dieser Erklärung macht meiner Mitgliedschaft ein Ende." Versammlungen finden jeden Mittwoch-Abend im Saale des Single-Tax-Klubs statt. In einer der letzten Sitzungen wurde die soeben publizierte Abhandlung von Edward Carpenter „Die Frau" (Woman) vorgelesen, welche zu einer lebhaften Diskussion anregte.

**Über die hygienischen Einrichtungen in den amerikanischen Schulen** berichtete in einer Sitzung der „Deutschen Gesellschaft für öffentliche Gesundheitspflege" Stadtschulrat Prof. Bertram, der dieselben auf einer längeren Reise in den Vereinigten Staaten studiert hat. Die „Voss. Zeitung" referiert darüber: Einleitend hob Dr. Bertram hervor, daß das amerikanische Schulwesen ein besonderes Gepräge dadurch erhalten hat, daß es sich ganz frei je nach den Bedürfnissen der einzelnen Gegenden und Städte entwickelte. Von einer einheitlichen Organisation ist entsprechend den amerikanischen Verhältnissen nirgends etwas merklich. Es giebt wohl eine Hauptstelle für das Unterrichtswesen in den Vereinigten Staaten, das Bureau of Education zu Boston. Dieses hat aber nur für einen kleinen Bezirk die Verwaltung der Schulen inne. Im wesentlichen ist es dazu bestimmt, in allen Fragen des Unterrichtswesens nur Rat zu erteilen. Das Bureau of Education sammelt alle Nachrichten über Schulen und Unterrichtsmethoden und giebt von Zeit zu Zeit Schriften heraus, in denen Schulfragen, die im Augenblicke Bedeutung haben, ausführlich erörtert werden. Eine nicht gewöhnliche Pflege findet in den Schulen der Vereinigten Staaten die Hygiene. Bis auf zehn Staaten haben alle Gesetze erlassen, nach denen in sämtlichen Schulen Hygieneunterricht zu erteilen ist. Diese Gesetze wurden durch die Temperenzbewegung veranlaßt. Die Temperenzler machten ihren Einfluß dafür geltend, daß schon der Schuljugend der Temperenzgedanke eingepflanzt werde. Der Hygieneunterricht läuft danach zum Teile auch darauf hinaus, den Genuß von Alkohol und Tabak als verabscheuenswert zu kennzeichnen. Doch kommt darüber der Unterricht in der Hygiene nicht gar zu sehr zu kurz. Das besondere Augenmerk ist darauf gerichtet, in den Schülern den Sinn für Naturbeobachtung anzuregen und zu üben. Für Leibesübungen der Jugend ist in Amerika bei weitem nicht so gut gesorgt wie in Deutschland, doch wird das Interesse dafür durch Deutsche immer mehr geweckt. Die Schulhäuser sind geräumig. Doch fällt häufig der Mangel von Schulhöfen auf. Eifrig bedacht ist man auf ausreichende Ventilation. Man thut darin des Guten bisweilen auch zu viel. Die Schulsitze sind oft mangelhaft. Die Zahl der wöchentlichen Schulstunden ist bei weitem geringer als bei uns. Am Sonnabend fällt der Unterricht ganz aus. An den übrigen Tagen wird nur je fünf Stunden unterrichtet. Davon ist eine noch für die Privatlektüre der Schüler bestimmt. Sie können indes die Schulbibliothek nach eigenem Ermessen benutzen. Diese private Lektüre bildet zugleich eine Anleitung zur Benutzung von Büchersammlungen überhaupt. Die jederzeit zugänglichen und reich ausgestatteten Volksbibliotheken bilden ein ganz hervorragendes Bildungselement in den Vereinigten Staaten. Mit ihrer Hilfe bilden vormalige Volks- und Mittelschüler, während sie schon im praktischen Leben stehen, sich weiter fort. Möglich ist die Beschränkung der Schulstunden zum Teil deswegen, weil dort in keiner Schule Religionsunterricht erteilt wird. In der Besprechung des Vortrages wurden vielerlei Neuerungen für deutsche Verhältnisse in Anregung gebracht. Insbesondere redete Geheimrat Dr. Baer den amerikanischen Bestrebungen, durch die Schulen den übermäßigen Alkoholgenuß zu bekämpfen, das Wort.

---

## Bücherbesprechungen.

**C. Lombroso, Der Antisemitismus und die Juden im Lichte der modernen Wissenschaft. Autorisierte deutsche Ausgabe von Dr. H. Kurella. Leipzig 1894. VIII und 114 S.**

Der geistvolle Entdecker des „uomo delinquente" liefert in dieser kleinen, aber inhaltreichen Schrift eine sehr kühl und sehr sachlich gehaltene Schutzschrift, immerhin aber doch eine Schutzschrift für die Juden gegen den Antisemitismus. Daß bei ihm die physiologischen Gesichtspunkte sehr in den Vordergrund treten, kann nicht Wunder nehmen, doch hat er darüber die kulturellen Momente keineswegs vernachlässigt. Entkräftung der hauptsächlichsten Rechtfertigungsgründe des Antisemitismus durch wissenschaftliche Daten und Nachweis, daß die Juden vorwiegend ein kulturförderndes Element in der modernen europäischen Gesellschaft gebildet haben und noch bilden: das ist im Wesentlichen das von unserem Autor gehandhabte System der Verteidigung.

Bei der reichen Fülle von Gesichtspunkten und Einzeldaten müssen wir die Berichterstattung auf die allerwesentlichsten Grundzüge beschränken. Der Verf. unterscheidet einen chronischen und einen akuten Antisemitismus. Als Ursachen des ersteren will er nicht sowohl den Rassenunterschied, den Haß gegen die Plutokratie und den religiösen Gegensatz gelten lassen, als vielmehr einesteils die atavistisch ererbten Gefühlsrichtungen des Überlegenheitsgefühls der Herrschenden und der Abneigung, andernteils die bei den Juden durch ihre geschichtliche Stellung zur Entwickelung gelangten Fehler, denen er ein eigenes Kapitel widmet. Daß nun diese latente Abneigung einmal wieder akut und epidemisch geworden ist, dafür sucht er den Grund darin, daß die Machthaber in den verschiedenen Ländern durch Entfesselung des Judenhasses ihnen unbequeme oppositionelle Richtungen zu bekämpfen versucht haben, wobei ihnen in der Tagesmode des Nationalismus und den bei solchen Gelegenheiten sich immer einstellenden halbwahnsinnigen Fanatikern der Extreme eifrige Helfer erwuchsen.

Weiterhin werden sodann die einzelnen Gründe der antisemitischen Parteidoktrin der Prüfung unterzogen. Gegen die behauptete Gefahr der Rassenverschlechterung macht er geltend, daß die Juden ebenso wenig reine Semiten sind, wie die europäischen Völker reine Arier und daß die Rassenmischung gerade eine wesentliche Bedingung des Kulturfortschritts ist. Die Juden treten schon als Produkt der Rassenkreuzung in die Geschichte ein; fortgesetzt ist diese im Laufe ihres Wanderlebens wirksam, wozu noch als weitere stimulierende Ursachen der Wechsel des Klimas und der Umgebung und die Verfolgung hinzutreten. Den trotzdem hervortretenden spezifischen Typus erklärt er durch Inzucht und Eigenart der Lebensweise, während er andernteils durch überzeugende Data die weitgehende körperliche und kulturelle Annäherung der Juden an die sie beherbergenden Nationen veranschaulicht. Auf den hier in Betracht gezogenen Ursachen in Verbindung mit einigen anderen beruht auch die verhältnismäßig hohe Zahl der höher Begabten unter den Juden und ihr bedeutendes Wirken im Dienste des Fortschrittes. Eine Begleiterscheinung der hohen geistigen Regsamkeit, die freilich teilweise auch schon Wirkung ihrer tragischen Vergangenheit ist, bildet die statistisch feststehende hohe Verhältniszahl der Geisteskrankheiten.

Dem Vorwurfe des so lange schon hervorgetretenen schmählichen und schädlichen Handelsgeistes stellt er außer den naheliegenden Entschuldigungsgründen gegenüber, daß für das Mittelalter und den Anfang der Neuzeit in diesem Wirken der Juden ein unentbehrliches Element des ökonomischen Gesamtzustandes, sowie die Vorbereitung der Entwickelung des dritten Standes liegt. Für die Zukunft wird der jüdische Kapitalismus mit dem Kapitalismus überhaupt vor dem Siege des vierten Standes dahinsinken; hat doch das Judentum selbst in Marx, Lassalle und vielen anderen die namhaftesten und einflußreichsten Vertreter des Sozialismus hervorgebracht.

Auch dafür, daß ein erheblicher Teil der Juden in sittlicher Beziehung nicht sehr hoch steht, findet unser Autor wenigstens Entschuldigungsgründe. Sie zeigen sich hier als die Quintessenz der Moderne und repräsentieren in der Kriminalität vornehmlich den Fortschritt vom Überwiegen der Gewaltverbrechen zu den raffinierten Handlungen gesetzwidriger Eigensucht.

Wenn der Verf. schließlich von „Maßregeln gegen den Antisemitismus“ handelt, so ist hier eigentlich nicht von einer Eindämmung dieser fanatischen Richtung des Volksgeistes, sondern von einer Lösung der Judenfrage selbst die Rede. Der Gedanke einer Verpflanzung sämtlicher Juden nach Palästina erscheint ihm mit Recht als absurd, und es ist nur zu verwundern, daß er denselben durch mehrere Seiten ernstlich diskutiert. Eher hält er den Export nach den überseeischen Zentren modernen Lebens für möglich. Als das sicherste Auskunftsmittel erscheint ihm die Assimilation durch völlige gesetzliche und gesellschaftliche Gleichstellung, wobei von seiten der Juden Aufgabe ihrer nicht mehr zeitgemäßen Riten erforderlich ist. Seltsamer Weise taucht hier schließlich der mystische Gedanke einer das Judentum absorbierenden neuen Religion, eines „sozialen Neuchristianismus“ auf, wobei noch seltsamer für das der Religion unentbehrliche Requisit des Wunderbaren auf den Hypnotismus verwiesen wird.

In einem spezifisch wissenschaftlichen Anhange eigener physiologischer und statistischer Untersuchungen (S. 86–114) bringt der Verf. noch neue Bestätigungen für die im Verhältnis zu den verbreiteten Annahmen geringere Größe der Rassendifferenz gegenüber den europäischen Nationen und geringere Verwandtschaft mit den eigentlichen Semiten.

Unser Verfasser hat einen weiten internationalen Umblick und tiefe kulturgeschichtliche Gesichtspunkte, die freilich großenteils schon durch seine Vorgänger auf dem Gebiete der philosemitischen Litteratur erarbeitet und von ihm teilweise sogar in einer etwas tumultuarischen und ungeordneten Weise angeeignet worden sind. Bei der Frage des Auskunftsmittels müssen wir vom Standpunkte der ethischen Bewegung selbstverständlich betonen, daß nicht eine neue Religion, sondern nur eine neue religionsfreie, rein ethisch begründete Kulturform, diese aber auch in völlig befriedigendem Maße, das Assimilationsproblem lösen kann.

Gr.-Lichterfelde. A. Döring.

Spaziergänge eines Atheisten. Ein Pfadweiser zur Erkenntnis der Wahrheit. Polemisches und Akademisches. Von Ferdinand Heigl. VI. Auflage. Verlag der Handels-Druckerei in Bamberg. (83 Seiten)

Dies verständlich geschriebene Büchlein eines radikalen Materialisten und Atheisten, welches nun bereits in 6. Auflage vorliegt, dient unzweifelhaft seinem Zwecke, anzuregen, aufzuklären und zu befreien, obwohl manche Partien von fragwürdigem Werte sind. Als das Schönste in der Schrift erscheint mir die poetische „Zueignung an mein Weib“. Die Broschüre zerfällt in die Abschnitte: Einleitung; zur Entstehung des Menschengeschlechts; zur Urheimat des Menschengeschlechts; die ewige Bewegung des Weltstoffes; die Ewigkeit des Weltstoffes; die Zweckmäßigkeit der Welt; das Denken; Gedächtnis, Gewissen, Bewußtsein; die ewigen Strafen; Nachträge.

G. v. Gizycki.

## Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

### Abteilung Breslau.

Eine Abteilung der D. G. E. K. vor Gericht. Drei in der hiesigen Abteilung gehaltene Versammlungen bildeten die Grundlage für eine Anklage gegen vier Mitglieder der Gesellschaft, welche heute vor dem unter Vorsitz des Assessors v. Schlebrügge tagenden Schöffengericht zur Erledigung gelangte. Diese drei Versammlungen hatten am 2., 9. und 16. Januar d. J. stattgefunden und waren im Auftrage des Vorstandes durch den Privatdozenten Dr. Felix Peiser in den Zeitungen angekündigt worden. In der ersten sprach Dr. med. Albert Sachs über die Forderungen der Hygiene in der Gegenwart, in der zweiten hielt Rechtsanwalt Armer einen Vortrag über die Civilprozeßordnung und in der dritten setzte Dr. Sachs seine Erörterung fort. Indem er sich über die Hygiene im Kindesalter aussprach und dabei den Standpunkt vertrat, daß heutzutage das Kind während des Schulbesuchs vielfach Nachteile an seiner Gesundheit erleide, welche der Turnunterricht nicht völlig ausgleichen könne, und daß es daher die Aufgabe der häuslichen Erziehung sei, die heranwachsende Generation durch sorgfältigste Pflege in gutem Gesundheitszustande zu erhalten. In dieser Versammlung war unter dem Zuhörer-Publikum auch der Polizei-Kommissarius Gößnitz anwesend, welcher durch Zeitungs-Inserate aufmerksam geworden und deshalb erschienen war, um zu kontrollieren, ob Haltung und Ziel der Versammlung mit den Bestimmungen des Vereinsgesetzes vom 11. März 1850 im Einklange sich befinden. Der Beamte meinte nun, daß das vom Redner gewählte Thema wider dieses Gesetz verstoße, weil nach demselben Erörterungen öffentlicher Angelegenheiten nur in Versammlungen stattfinden dürfen, welche polizeilich angemeldet sind, und weil die Gesellschaft eine solche Anmeldung nicht für notwendig erachtet hatte. Er erkläre daher die Versammlung für aufgelöst und forderte die Anwesenden auf, sich zu entfernen. Bevor der Aufbruch erfolgte, gab Rechtsanwalt Marcuse noch das Programm der nächsten Zusammenkunft bekannt und fügte daran die Bemerkung, daß man dann auch darüber werde zu beraten haben, ob eine Beschwerde über das Verfahren des Polizei-Kommissars angezeigt erscheine. Auf Grund dieser Vorgänge wurde gegen Dr. Peiser als Einberufer und gegen Dr. Sachs, Rechtsanwalt Armer und Rechtsanwalt Marcuse als Redner Anklage wegen Übertretung des Vereinsgesetzes erhoben, indem man annahm, daß auch die in den beiden vorhergegangenen Versammlungen behandelten Themata öffentliche Angelegenheiten behandelt hätten. Der Vertreter der Amtsanwaltschaft, Staatsanwalt Koldenach, erachtete heut, nachdem die Angeklagten sich ausgelassen und die Zeugen ihre Aussagen gemacht, den Rechtsanwalt Armer für nichtschuldig, weil dessen Vortrag nur als Erörterung eines der Wissenschaft angehörenden Gegenstandes anzusehen sei. Dagegen habe Dr. Sachs gegen das genannte Gesetz verstoßen, denn die Pflege der Schulhygiene sei die Aufgabe der Schulbehörde, und die Behandlung dieser Frage müsse als eine öffentliche Angelegenheit angesehen werden. In gleichem Grade sei Rechtsanwalt Marcuse schuldig, weil er in einer gesetzwidrig tagenden Versammlung gesprochen habe; die Hauptschuld aber habe Dr. Peiser als Einberufer der Versammlungen auf sich geladen. Der Antrag lautete daher gegen den letzteren auf dreißig, gegen die beiden Anderen auf je zehn Mark Geldstrafe und gegen Rechtsanwalt Armer auf Freisprechung. Darauf führte Rechtsanwalt Marcuse namens aller Angeklagten aus, daß eine Übertretung des Vereinsgesetzes nicht angenommen werden könne, weil öffentliche Angelegenheiten in den Versammlungen nicht erörtert worden seien. „Öffentliche Angelegenheiten,“ sagte er, „ist Alles, was Gegenstand der öffentlichen Fürsorge ist, keineswegs aber Alles, was die Allgemeinheit interessiert. Die in Rede stehenden Vorträge haben wohl allgemeine interessante Themata behandelt, dabei aber keine öffentliche Einrichtung kritisiert. Der von dem Senatspräsidenten Groschuff zu dem Vereinsgesetz gelieferte Kommentar hebt ausdrücklich hervor, es komme nicht darauf an, daß gelegentlich öffentliche Angelegenheiten in den Kreis der Erörterungen gezogen worden seien, sondern die Art der Behandlung gebe den Ausschlag; es könne sehr wohl, was an und für sich eine öffentliche Angelegenheit sei, durch die Art der Behandlung den Charakter derselben verlieren. Solch ein Fall liegt hier vor, da der Vortrag des Dr. Sachs nur auf eine Belehrung über Hygiene, namentlich Schulhygiene, nicht aber auf eine Kritik der in dieser Richtung bestehenden Verhältnisse abzielte.“ — Das Gericht schloß sich dieser Auffassung an und sprach sämtliche Angeklagte frei.

### Abteilung Berlin.

Am 21. Juni sprach in der sozialen Gruppe Herr Dr. Jastrow über „Das Börsengeschäft und dessen ethische Beurteilung.“

Der Redner führte ungefähr Folgendes aus: In neuerer Zeit werden gegen die Börse in sittlicher Beziehung mannigfache Vorwürfe erhoben. Die Landwirte behaupten, es sei unsittlich, die Produkte des Landes im Preise zu drücken. Die steigende Kultur aber, welche immer zahlreichere Quellen der Produkte eröffnet, führt die Verbilligung der Preise herbei; daraus sei dem Institut der Börse kein Vorwurf zu machen. Die Verbilligung sei sittlich gut, da eine immer größere Menge dadurch am Konsum teilnehmen kann. Ein zweiter Vorwurf aber lautet, die Börse verteuere auch die Produkte, und nicht der Landwirt, sondern der Börsenbesucher streiche den Mehrbetrag ein. Letztere Behauptung stehe zur Zeit ganz ohne Beweis da. Andererseits bilde die Verteuerung die Ausnahme, die Verbilligung die Regel. Nun heißt es weiter: Darin läge das sittlich Verwerfliche, daß Verbilligung und Verteuerung durch künstliche Mache hervorgerufen werden, zu verurteilen seien die Differenzgeschäfte. Diese aber haben ihren Ursprung in den Bedürfnissen des täglichen Lebens. Ein Müller z. B. müsse sein Getreide für ein Jahr kaufen; die Börse, welche ihm dasselbe liefere, spreche in dem Preis ihre Hoffnungen und Befürchtungen in betreff der Ernte aus. Dieser Verkauf geht nun aber durch eine ganze Kette von soundsoviel Leuten, welche am Verfalltage die Differenz zu zahlen haben. So oft dies auch zum Schein geschehe, so bestehe zwischen Lieferungs- und Scheingeschäften kein Unterschied. Auch im Wege der Differenzgeschäfte sei Verbilligung nur durch größeres, Verteuerung nur durch geringeres Angebot möglich, daher sei eine Verbilligung schwierig und selten. Eine Verteuerung freilich sei möglich bis zur Schaffung künstlicher Hungersnot, da man schließlich alles sperren könne. Dies aber sei keine Eigentümlichkeit der Börse. Hier bildet sich einer Koalition gegenüber gleich eine Gegenpartei, welche die Verteuerung nicht überhand nehmen läßt. Es sind Koalitionen, wie der Kupferring zu Paris, wie die Kohlensyndikate u. a. m., welche mit Umgehung der Börse große Verteuerungen herbeiführen, und die Börsen wirken hier nicht schädlich, weil sie zu mächtig sind, sondern weil sie den großen sie unterjochenden Kapitalisten gegenüber ohnmächtig sind. Der dritte moralische Vorwurf nun lautet, sie verlocke unkundige Leute zu solchen Geschäften. Dieser Vorwurf treffe allerdings zu. Die Börsen-Enquete-Kommission hat festgestellt, daß Leute aus allen Ständen, besonders aber Offiziere und Beamte, Spekulations-Geschäfte machen. Nun seien die Verführer an der Börse aufs Schärfste zu verurteilen, nicht minder aber die Verführten, welche, den leitenden Ständen unseres Volks angehörig, das Vermögen der Familie, ja, das Zehnfache dessen, was sie besitzen, täglich, jährlich aufs Spiel setzen, um nachher das schlimmste Pharisäertum zu üben und unmännlich zu jammern, sie seien verführt worden. Nicht der Börse seien diese Schäden vor-

zuwerfen, welche Schäden im Volksleben sind. Es sei die Lebenshaltung weit über das Einkommen hinaus, es sei die Freude am Hazard, welches besonders in kleinen Städten die Hauptbeschäftigung der höheren Stände bilde, es sei der Spieltrieb einzuschränken. Hier liege der moralische Defekt und hier seien die Hebel zu einer Verbesserung dieser Zustände einzusetzen.

Die Diskussion stimmte dem Redner fast durchwegs zu; es wurde noch betont, daß die Neigung zum Spiel im Wachsen begriffen sei und daß die moralischen Mächte, der Staat, statt diese Neigung einzuschränken, dem Spieltrieb durch Lotterien und Totalisator Vorschub leiste, daß fernerhin sehr schwierig zu unterscheiden sei, ob dem Differenzgeschäft ein loyales Bedürfnis oder Spielsucht zu Grunde liegt, daß die Schärfe des Gesetzes hier gewöhnlich den Betrüger nicht trifft. Auch die unkontrollierbaren Verlockungen seien sehr schwer gesetzlich zu bekämpfen; notwendig sei deshalb, wie Referent hervorgehoben, eine Hebung des sittlichen Niveaus der Kreise, welche vorzugsweise den Verlockungen der Börse ausgesetzt sind.

L. Jacoby,
in Vertretung des Schriftführers

### Druckfehlerberichtigung.

In dem Artikel „Lebensbilder. VIII". (Nr. 25) muß es S. 194 2. Sp. Z. 22, v. o. „einem Meister" statt „meinem Meister" und S. 195 1. Sp. Z. 36 v. o. „dreimal Fleisch täglich" statt „3 Pfund Fleisch täglich" heißen.

## Anzeigen.



Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12

Erscheint
jeden Sonnabend.
Preis viertelj. 1,60 M.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Postanstalten.
Post-Zeitungsliste
Nr. 2092.

# Ethische Kultur

Inserate:
Die viergespaltene
Petitzeile 40 Pf.
Annahme in allen
Annoncenbureaux
und in der
Expedition SW,
Zimmerstraße 94.

## Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Herausgegeben von
**Dr. Georg von Gizycki,**
Professor der Ethik an der Universität zu Berlin.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

**II. Jahrgang.** | **Berlin, den 14. Juli 1894.** | **Nr. 28.**

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.



### Der ethische Gehalt des Parsifal.

Von Lily von Gizycki.

Viele unter den Teilnehmern und auch so manche Stammgäste der Bayreuther Festspiele haben sich noch nicht davon freigemacht, den alten, eingefleischten Begriff „Oper“ auch auf Wagners Werke, wenn auch oft unbewußt, anzuwenden. Sie meinen, die Musik sei die Hauptsache, die Handlung nur schmückendes Beiwerk; sie sehen hochmütig auf denjenigen herab, der nicht „musikalisch“ ist, wie sie. Sie setzen ihren Stolz darein, jeden kleinen Fehler der Sänger oder des Orchesters genau zu registrieren, und lächeln etwas herablassend über jenen naiven Besucher, der unter dem gewaltigen Eindruck des ganzen großen Werkes steht. Sie haben vergessen, oder haben es vielleicht nie gewußt, welche hohe Meinung Wagner selbst von der Kunst hatte. Er wollte nicht auf das Ohr allein wirken, oder den Augen wohlgefällige Bilder vorführen, oder dem Theaterbesucher eine angenehme Zerstreuung bieten, die ihm die Abende verkürzen konnte; seine Kunst beansprucht den ganzen Menschen. Sie ist nicht mehr *eine* unter den vielen Künsten, sie ist *die* Kunst, welche alle andern Künste in sich vereinigt; sie erscheint Wagner als die Blüte der Kultur, deren Entwickelung zu vollster Pracht erst der Zukunft vorbehalten bleibt.

Es erscheint, wenn man Wagners ganze Geistesrichtung betrachtet, natürlich, daß er den Stoff für die meisten seiner Werke der deutschen Sagenwelt entlehnte. Ihre ernste Größe, ihre reine Poesie, ihr tief ethischer Gehalt entsprechen seiner Kunstidee. Während die deutschen Philologen ihre mythologischen Studien in dicken gelehrten Büchern niedergelegt hatten, an denen sich niemand außer ihresgleichen freute, richtete Wagner die Blicke der ganzen Welt auf den goldenen „Hort“ der germanischen Völker. Wenn er auch in seiner künstlerischen Verarbeitung des Stoffes den Philologen nicht befriedigen mochte, ja sogar zuweilen den Kenner der ursprünglichen Sagen durch seine Charakterisierung der Helden unangenehm berührte — ich erinnere nur an die gewaltige Gestalt Wotans, des Götter-Vaters, der durch Wagner viel von seiner Größe verlor — so verstand er es doch, den tiefen Gehalt der Sagen wiederzugeben. Vieles, was dem Leser der ursprünglichen Sagen verschlossen blieb, deutete ihm der Dichter. Wieland, der kunstfertige Schmied, welcher aus dem Erz der Erde Geschmeide und Schwerter fertigte und in die schimpfliche Botmäßigkeit König Neidings geriet, der ihm die Fußsehnen durchschnitt, um ihn am selbständigen Gehen zu verhindern, erschien dem Dichterauge Richard Wagners als Verkörperung des ganzen geknechteten Volkes. Und wie der wunderbare Schmied sich heimlich selbst Flügel schmiedete, die ihn aus seinem rußigen Kerker in das helle Licht des Tages trugen, so, hoffte er, würde auch sein geliebtes deutsches Volk sich selbst die Mittel zur Befreiung schaffen.

Wie er die Mythen unserer heidnischen Vorfahren deutete, so deutete er auch die Mythen des Christentums. Er empfand die Bewunderung des Dichters, wenn er die kirchlichen Dogmen betrachtete, er sah, daß die Religion unter dem Zwang, an diese Dogmen glauben zu müssen, große Einbuße erleidet, daß aber die Kunst nur gewinnen könne, wenn sie die kirchlichen Dogmen in ihr Reich hinüberzieht, wo sie für die dem Glauben entfrembete Menschheit als schöne Symbolisierungen tiefer ethischer Wahrheiten gerettet würden.

Mit diesem Gedanken trat Wagner an Wolfram von Eschenbachs epische Dichtung „Parcival“. Sie ist zweifellos das bedeutendste Werk mittelalterlicher Poesie und ein Denkmal der ganzen Zeit in ihrem Denken, Thun und Treiben. Wagner wurde durch den Stoff gefesselt; aber nicht der kulturhistorische Gehalt zog ihn an, sondern der ethische, der für den Künstler zugleich ein ästhetischer war.

Es würde außerhalb des Rahmens dieser Skizze liegen, sollte der an sich höchst interessante Vergleich zwischen der Behandlung desselben Stoffes seitens des mittelalterlichen Minnesängers und des modernen Denkers und Dichters gezogen werden. Abgesehen von den natürlichen Unterschieden, welche durch die äußere Form des Epos einerseits und des Dramas andererseits hervorgerufen werden, hat Wagner auf die symbolische Bedeutung der Parsifalsage, die in Wolframs Dichtung kaum merklich hervortritt, besonderen Nachdruck gelegt.

In Waldeseinsamkeit hat Herzeleide, Parsifals Mutter, den Sohn auferzogen. Ihr Gatte, ein mächtiger Fürst, fiel im Kampf, und um den Sohn vor gleichem Schicksal zu behüten, läßt sie ihn, fern vom Kampf und Lärm der Welt, in der Einöde aufwachsen. Doch der ungestüme Knabe entläuft ihr und folgt der Spur glänzender Ritter, denen er im Walde begegnet war. Er schnitzt sich selber Pfeil und Bogen und stürmt frei und fröhlich, ein „reiner Thor“, durch die Welt. Nach Wolfram von Eschenbach kommt der Knabe nach allerhand thörichten Streichen zu Ritter Gurnemanz, der ihm höfische Sitte lehrt und ihm unter anderem auch die Regel einprägt, nicht viel zu fragen. Er besteht nun als Ritter von König Artus' Tafelrunde zahlreiche Abenteuer und vermählt sich mit der schönsten Frau des Landes, von der er nach einiger Zeit Abschied nimmt, um neue Kämpfe zu bestehen. Er bewährt sich stets als tapferer Ritter, als treuer Gatte, als gerechter Richter. Wagner

hat diese Zeit der weltlichen Ritterschaft und auch den schönen Zug in Parsifals Charakter, die rührende Liebe und unverbrüchliche Treue zu seinem Weibe, nicht mit in seine Dichtung aufgenommen. Er deutet nur durch Kundrys Worte: „Ja, Schächer und Riesen traf seine Kraft“ an, daß der Knabe schon in manchem Kampf seines Armes Kraft erprobt hatte, ehe er in das Gebiet des heiligen Grales eindrang. Dieses Kleinod — die Schale, in die Christi Blut floß — wird von heiligen Rittern gehütet, die vermöge ihrer Reinheit zu diesem Dienst berufen werden. Nicht durch die rohe Gewalt weltlicher Ritterschaft vermag ein Mensch die glänzende Burg, welche den Gral umschließt, zu erreichen, selbst Klingsors, des mächtigen Zauberers, Künste bahnen ihm nicht den Weg dahin; nur der Gute, der Mitleidige wird im Heiligtum aufgenommen, wo er durch den Anblick des Grals Kraft und Jugendschöne empfängt. Der Gral sendet seine Ritter in alle Welt, um den Schwachen beizustehen, den Unglücklichen zu helfen, die ungerecht Verfolgten zu verteidigen. Namenlos, unbekannt bleiben des Grales Ritter draußen in der Welt und kehren heim, wenn sie ihr Werk gethan haben.

In poetischer Verklärung tritt uns hier das Christentum entgegen, welches, wie Wagner wiederholt hervorhob, durch die Kirche seiner Erfüllung nicht entgegengeführt worden ist. Christus, der Freund und Tröster der Armen und Unterdrückten, dessen Leben und Tod dem Dienste der gequälten Menschheit geweiht war, tritt in symbolischer Gestalt im Gral vor seine Diener, die ebenso leben und wirken wie er.

„Nehmet vom Brot,
wandelt es kühn
zu Leibes Kraft und Stärke;
treu bis zum Tod,
fest in Müh'n,
zu wirken des Heilands Werke.

Nehmet vom Wein,
wandelt ihn neu
zu Lebens feurigem Blute,
froh im Verein,
brüdertreu
zu kämpfen mit seligem Mute.“

Christi Beispiel, das ihnen immer vor Augen ist, stärkt sie; seine Liebe zu aller Kreatur erfüllt ihre Herzen. Sie gehen wie er, der arme Zimmermannssohn, als Helfer und Retter in die Welt hinaus, unerkannt, oft verfolgt und doch strahlend in Kraft und Schönheit.

An der Grenze ihres Gebietes hat Klingsor einen Zaubergarten geschaffen. Die Versuchung in Gestalt reizender Frauen soll die Ritter vom Pfade des Rechten ablenken. Kundry, die wunderschöne Frau, hat der Zauberer in seiner Gewalt; der Held, der den holden Blumenelfen widersteht, erliegt ihren Künsten. Sie hatte, auf Klingsors Befehl, den Königs des Grales, Amfortas, bezwungen, und während er in ihren Armen lag, entriß ihm der Zauberer die heilige Lanze, die zu den Schätzen des Grals gehört, und verwundete ihn damit. Furchtbarem Siechtum ist der König verfallen, und er kann, er darf nicht sterben, denn der Gral, den er alltäglich vor der Ritterschaft enthüllt, erhält ihn am Leben, wie er die andern speist und stärkt. Von Reue gefoltert, vermag er seinen Anblick kaum mehr zu ertragen. Für den gefallenen Menschen, den die begangene Schuld seiner Kräfte beraubt hat, ist es die größte Qual, seine eigene Verworfenheit gewahr werden zu müssen, zu erkennen, was er sein sollte und was er zu sein nicht mehr imstande ist.

Ein Traumgesicht verkündet dem totkranken Könige, daß Einer ihn erlösen und des Grales würdiger Gebieter werden würde:

„Durch Mitleid wissend,
Der reine Thor
Harre sein,
Den ich erkor.“

Der Reine, der „Thor“, der nichts weiß von den Schlichen und Ränken der Welt, der Wissende, dem das Mitleid mit der Qual des Menschenbruders nicht nur die Augen öffnet, sondern ihm auch die Wege zeigt, die zu seiner Befreiung führen — dieser ist der Erlöser.

Gurnemanz, der in Wagners Dichtung kein weltlicher Ritter, sondern ein alter Diener des Grals ist, weilt am Gestade des Sees und wartet auf den siechen König, der dort zu baden pflegt. Kundry, in der Gestalt der wilden, häßlichen Botin des Grales, bringt Balsam für den Kranken.

Sie ist, in ihrem Doppelwesen, Wagners eigenste Schöpfung, denn Wolfram erzählt nur von „Kondrie“, der Gralsbotin. Bei Wagner erscheint sie als die Sünderin, die einer Macht gehorchen muß, die stärker ist als sie. Einst, so heißt es, hat sie den Heiland verlacht; der Blick, den er dann auf sie richtete, ließ sie erbeben, und von nun an suchte sie den Erlöser in aller Welt; aber wo sie auch den Heiligen zu finden glaubte, immer war es der Sünder, der ihr unterlag. In der Zeit, wenn die Zaubermacht Klingsors nichts über sie vermag, dient sie den Gralsrittern und sucht Linderung für Amfortas, der ihr Opfer war.

Man hat oft gesagt, Kundry sei „das Weib“, die große Verführerin, die ihrer Sinnlichkeit Alles, auch das Heiligste preisgiebt. Sie sei nicht imstande, sich durch kraftvolle That selbst zu befreien; ihre einzige Erlösung bestehe darin, daß ein Mann ihr Widerstand leiste und sie zu seiner Sklavin mache, die ihm in hündischer Liebe anhängt. Von Maria Magdalena an bis zu Kundry, dem Phantasiegeschöpf des modernen Künstlers, sei dies der Typus des weiblichen Geschlechtes. Wenn ich auch zugeben muß, daß Wagner, der Schüler Schopenhauers, keine hohe Meinung vom Weibe hatte und als den einen großen Zug ihres Charakters immer nur ihre Liebeskraft schilderte, so glaube ich doch nicht, daß er in Kundry das Geschlecht im allgemeinen charakterisieren wollte. Mir erscheint sie als lebensvolle, nur mit Märchenzauber umkleidete Einzelgestalt. Wem wäre nicht im Leben ein groß und gut angelegter Mensch begegnet, der nicht weiß, wohin er die heißen Triebe seines Herzens lenken soll, der haltlos zwischen wildem Genießen und aufopferungsvoller Thätigkeit hin und her schwankt, weil er kein Ziel vor sich sieht, für dessen Erreichung er all seine Kräfte einsetzen möchte. Kundry erscheint mit der einen Seite ihres Wesens als Liebesgöttin, aber sie vermag nicht, wie die Mädchen in Klingsors Zaubergarten, im Liebesgenuß, im Triumph ihrer Schönheit, in Spiel und Tändeln volles Genüge zu finden; doch auch als Botin des Grales bleibt sie friedlos, obwohl sie ihre besten Kräfte in seine Dienste stellt und, von Mitleid getrieben, zu helfen sucht, wo sie kann; sie weiß nicht, wofür sie wirkt; der König des Grales und so manche seiner Ritter sind durch ein Lächeln von ihr ihrem Gelübde untreu geworden; sie hat weder Achtung noch Liebe für sie, — wie wäre es möglich, daß ihr freiwilliger Dienst sie zu befriedigen, zu beglücken vermöchte? Menschen wie sie bedürfen einer großen Aufgabe, einer starken Liebe und einer sicheren Hoffnung, um glücklich zu sein.

Auch als sie Parsifal begegnet und dem Verschmachtenden Wasser reicht, obwohl er sie vorher hart angelassen hat, weil sie ihm seiner Mutter Tod verkündete, entgegnet sie traurig auf Gurnemanz' Lob ihrer guten That: „Nie thu' ich Gutes; — nur Ruhe will ich.“

Zwischen ihr und dem Knaben Parsifal besteht eine gewisse Ähnlichkeit: auch er hat kein Ziel, keine Aufgabe, auch er folgt seinen blinden Trieben, seinen ungezügelten Kräften; aber noch ist er kindlich heiter, und die Sehnsucht, die verzehrende, die Kundry erfüllt, ist ihm fremd.

Wagner hat es verstanden, mit kurzen Zügen den „reinen Thoren“ zu charakterisieren. Während Amfortas badet, fällt ein wilder Schwan, den ein Pfeil durchbohrte, in den See. Die Ritter und Knappen fangen in Parsifal den Frevler, der den heiligen Frieden des Waldes, dessen Geschöpfe nie einer Mörderhand zum Opfer fallen, gestört hat. In trotzigem Übermut rühmt er sich seiner Treffsicherheit. Mit mildem Ernst verweist ihm Gurnemanz seine That und zeigt ihm den

schönen toten Vogel, der ihm nichts zu Leide that. Mit demselben Ungestüm, das den Jüngling bei der Jagd beseelte, zerbricht er nun voll schmerzlicher Reue Pfeil und Bogen. Vor dem erschossenen Vogel empfindet er die ersten Regungen des Mitleids, jenes Mitleids, das, wenn es bis zum höchsten Grade entwickelt wird, den Menschen zum Erlöser macht. Gurnemanz ahnt in Parsifal den verheißenen Erlöser aus der Not, die Amfortas' Sünde über die Ritterschaft des Grales verhängt hat. Er führt ihn in die Burg und wartet sehnsüchtig, daß das rege gewordene Mitleid das Herz Parsifals beim Anblick des leidenden Königs rühren möchte. Denn nur wer, von Mitleid bewegt, nach der Ursache dieser Qualen forscht, vermag den Siechen zu erlösen.

Diesen tiefsinnigen Zug der Sage hat Wolfram schon hervorgehoben. Nicht das warme Herz allein befähigt den Menschen, seinen Brüdern zu helfen, auch nicht das offene Auge, mit dem er ihre Leiden sieht; er muß seine geistigen Kräfte in den Dienst der Leidenden stellen, er muß nach der Ursache der Not forschen, wenn er wirklich der „Erlöser" ist: „durch Mitleid wissend."

Parsifal forscht nicht. Nach Knabenart sieht er staunend, was sich um ihn her begiebt. In Wolfram von Eschenbachs Dichtung gedenkt er der ritterlichen Regel, nicht viel zu fragen; der echte Ritter soll sich suchen lassen und nicht selbst suchen; wer seiner bedarf, wird ihn schon rufen. Und so verscherzt sich Parsifal die ihm bestimmte Krone des Grales und überläßt den König und seine Ritter der größten Not. Er selbst gerät in Klingsors Wundergarten. Kundry ist wieder in des Zauberers Gewalt; sie soll den Reinen besiegen. Die Blumenelfen, die ihn umringen, verscheucht er und sieht sich plötzlich der schönsten Frau gegenüber. Sie kennt ihn, sie hat sein weiches Herz durchschaut, als er um den Schwan Thränen der Reue vergoß, und um ihn an sich zu fesseln, erinnert sie ihn an seine tote Mutter. Zum Trost für den schweren Verlust, zum Ersatz jener Liebe bietet sie ihm die ihre. Aber die Erinnerung an die Mutter überwältigt ihn so sehr, daß er das lockende Weib neben sich nicht beachtet. Er hat die Mutter gemordet, als er sie um thörichter Knabenstreiche willen verließ; „was Alles", so fragt er sich, „vergaß ich wohl noch?" Und plötzlich, als Kundrys Mund in langem Kusse den seinen berührt, steigt Amfortas' Bild vor ihm auf; er fühlt seine Qualen am eigenen Leibe. In furchtbarem Gegensatz steht der Zauberglanz, der ihn umgiebt, zu der Erinnerung an die Gralsburg. Von Kundry reißt er sich los, um den Weg dorthin zurückzufinden. Klingsor wirft den Speer, den er Amfortas raubte und mit dem er ihn verwundete, auf Parsifal; aber ihn, den Reinen, trifft er nicht. Parsifal ergreift ihn, und der Zaubergarten versinkt.

Im Kampf gegen eine Welt voll lockendem Glanz, voll Trug und List, reift der Mensch. Der Schleier kindlicher Unschuld fällt von seinen Augen; er erkennt den Sinn jener bunten Lebensbilder, die einst an seinem Blick vorüberzogen. Nicht die unbewußte, sondern die erprobte Reinheit machen ihn stark, um sein Erlösungswerk zu beginnen.

Aber nicht sofort findet Parsifal den Weg zum Gral. In schwerer schwarzer Eisenrüstung durchzieht er die Lande:

„Zahllose Nöte,
Kämpfe und Streite
zwangen mich ab vom Pfade,
wähnt ich ihn recht schon erkannt.
Da mußte Verzweiflung mich fassen,
das Heiltum heil mir zu bergen,
um das zu hüten, das zu wahren
ich Wunden jeder Wehr' mir gewann
Denn nicht ihn selber
Durft' ich führen im Streite;
unentweiht
führt' ich ihn mir zur Seite,
den ich nun heim geleite,
der dort dir schimmert heil und hehr, —
des Grales heil'gen Speer."

Gepanzert gegen die Anfeindungen der Widersacher — so schreitet der Mensch einher, der in schwerem Kampf und Leid die Erkenntnis seines Erlöserberufes erworben hat. Das Schwarz der Trauer hüllt ihn ein — denn wohl ist er sich seiner Kräfte bewußt und sehnt sich, sie zur Besiegung des Elends, das ihm das Herz zerreißt, anzuwenden; aber noch hat er sein Ziel nicht erreicht. Er besitzt die Waffe, durch welche er den einzigen Feind, den er kennt, das Leid seiner Brüder, besiegen wird; in keinem Kampf um eigenen Vorteil, um eigenen Ruhm führt er sie. So haben die großen Befreier der Menschheit stets gehandelt: sie haben sich lieber Wunden schlagen lassen, als daß sie sich und ihre Kräfte in den Dienst derer gestellt hätten, welche ihnen Gold und Ehre dafür boten. Die geistigen Kräfte sind heute die Waffen, mit denen Siege erfochten werden. Sie können mörderisch wirken, wenn sie von unlauteren Händen geführt werden; sie können die große offene Wunde der Menschheit schließen, wenn sie im heiligen Dienste der Bruderliebe stehen.

Parsifal findet endlich den Weg zu Gurnemanz. Kundry ist vorher schon als Dienende bei dem Einsiedler eingetroffen. Die Natur ringsum strahlt im Frühlingsglanz. Charfreitag ist's. An diesem Schmerzenstage sollte alles, was blüht und lebt, trauern und weinen! ruft Parsifal aus. Gurnemanz belehrt ihn eines besseren: Die erlöste Menschheit freut sich ihrer Befreiung, und in aller Kreatur, in Halm und Blume spiegelt die Freude sich wieder. Auch der eisengepanzerte Ritter darf sich der schweren Rüstung entledigen, er ist am Ziel. Was vom Staub der ruhelosen Wanderschaft noch an ihm haftet, spült der frische Quell hinweg. Kundrys Haupt benetzt Parsifal mit dem heiligen Wasser; auch sie hat die Liebeskräfte ihres Herzens in den Dienst der Menschen gestellt. Von ihr und Gurnemanz geleitet, betritt der reine, durch Mitleid wissende Thor die Gralsburg wieder. Dort ist die Not aufs Höchste gestiegen: Amfortas wollte den Tod zwingen, ihn von seinen Qualen zu befreien, und weigerte sich ferner, den Gral zu enthüllen. Titurel, der alte Vater des Königs, stirbt darüber; die Ritter altern und müssen sich von irdischer Speise nähren. Es ergeht kein Ruf mehr an sie, zu retten und zu helfen.

In Amfortas, dem Sünder, der vor seinen Unterthanen das stärkende Heiligtum verbirgt, weil sein Anblick sein eigenes Elend ihm nur noch fühlbarer macht, mag mancher geistliche und weltliche Große dieser Erde sich wiederfinden. Was ist in ihren Händen vom Bilde des Nazareners übrig geblieben? Wer gedenkt noch seines Beispiels?

Wohl schließt sich die Wunde bei der Berührung des Speeres, den Parsifal auf den Kranken senkt, aber die Krone des Grales darf er nicht mehr tragen. Dem reinen Befreier ist sie bestimmt. Und wieder, wie einst, werden die Ritter des Grales ausziehen in alle Welt zu heilen, zu retten, Leid zu verscheuchen, Glück zu verbreiten.

Aus „Parsifal", dem Schwanengesang eines großen Künstlers, tönt es mit mächtigen Klängen an Ohr und Herz derer, die noch nicht taub und stumpf geworden sind. Einzelne, leise Töne, diesen ähnlich, haben sie wohl schon früher hie und da gehört, aber der Lärm der Welt hat sie verschlungen. Mit Posaunen, die alles übertönen, werden sie jetzt gerufen, um das Lied zu hören, das die ganze Welt durchklingt und das ein Meister verstand in Noten zu setzen: das Hohelied der siegenden Menschenliebe!

## Menschenverachtung und Menschenliebe.

Von Dr. R. Penzig in Berlin.

Die Dichter, welche den Misanthropen oder Menschenhasser nicht besser zu charakterisieren verstanden, als indem sie ihn in die Wüste oder in das abgelegene Schloß der Einöde flüchten ließen, haben keinen besonderen psychologischen Scharfblick bewiesen. Einsamkeit weckt den Geselligkeitstrieb und

verklärt die Abwesenden. Nein, in den brausenden Strom des Großstadtlebens mußten sie ihn versetzen — hier ist die hohe Schule der Menschenverachtung. Das klingt nicht besonders schmeichelhaft für die Menschheit — und ist es auch nicht. Es hilft nichts es zu beschönigen: wo der Mensch massenhaft auftritt, wirkt er brutalisierend und abstoßend für feineres Empfinden. Es geht ihm wie den Tieren; die einzelne Raupe ist mindestens interessant, die einzelne Heuschrecke niedlich, der Lemming ein zierliches Geschöpf — aber greulich der Heerwurm, der Heuschreckenschwarm, der Wanderzug der Ratten! Die erfreulichen Einzelzüge verschwinden, man sieht nichts als die ekle sich drängende und stoßende lebendige Masse. Ganz wie in der Friedrichstraße am Sonntag Abend! Und es ist nicht nur ästhetisches Mißfallen, das durch die Aufstauung eines Menschenstroms geweckt wird; es ist, als ob sich die brutal egoistischen Triebe der Menge nicht nur nach Quantität, sondern auch nach der Qualität mit der Zahl verstärkten. Massen sind, wie jeder Demagoge weiß, viel eher zur Roheit, Grausamkeit und wahnsinnigen Zerstörungslust fortzureißen, als zu sittlich gutem Handeln. Nicht, weil der Einzelne mehr zum Bösen neigte — greift nur den ersten besten heraus aus so einer johlenden, brüllenden, wütenden Menschenmasse: keiner Fliege möchte er ein Leid anthun — aber die Masse macht's, zündet Häuser an, schlägt alles kurz und klein und macht aus Steuerbeamten oder Gendarmen lebende Fackeln. Nicht die prächtige, einsam schweifende blonde Bestie Nietzsches, ein Königstiger, ist das Abbild des Menschen, wenn er Herrenmoral übt, sondern das feige, gierige Rudel Wölfe, das sich am Blute berauscht und wohl auch im Versehen einen Genossen zerfleischt. Freilich ist auch der Enthusiasmus, die Begeisterung der Massen ansteckend. Aber auch diese hat immer etwas an sich von elementarer Wildheit, von jener Zärtlichkeit des Bären, der seinen Liebling in seiner Umarmung erdrosselt oder die Fliege mit einem Feldsteinwurfe verjagt. Nein, die Menschen „zu scheußlichen Klumpen geballt“ sind nicht liebenswürdig. Ein sozialer Newton könnte vielleicht das Gesetz entdecken, daß die allgemeine Menschenliebe wächst im Quadrat der Entfernung von den Menschen. Von weitem machen sie sich ganz schön — darum suchen die Philanthropen immer gleich die ganze Menschheit, ein hübsch weit abliegendes Abstraktum, zu beglücken, statt mit ein paar Menschen, die sie nahe haben könnten, anzufangen. Es ist großartiger und man macht sich dabei nicht die Hände schmutzig. Das ist noch derselbe Zug, den wir Realisten jetzt an unseren Urgroßeltern belächeln. Wie hübsch war es damals, für den Schäfer Myrtill auf blumiger Heide mit seiner Galathea zu schwärmen; sie durften sogar mit zierlich bebändertem Stabe ihre privaten Liebesgefühle durch ein künstliches Menuett im Rokokosaale zum Ausdruck bringen — den vertierten Schweinehirten mit seiner verlumpten und verwelkten Genossin draußen vor dem Schlosse sah man ja glücklicherweise nicht. Jetzt heißt Myrtill in den Salons und auf der Rednertribüne „der arme Mann“, und man bemühl sich mit Kollekten, mit Wohlthätigkeits-Aufführungen und mit schönen Reden ihm sein Süppchen, sein Pferdchen und Schnäpschen zu retten — nur muß er hübsch draußen bleiben und nicht in seiner choquierenden Schmutzigkeit in die Salons eindringen wollen. Aber das ist so wenig Menschenliebe, als Menschenverachtung — das ist einfach Bequemlichkeit und raffinierter Egoismus. Die Klagen der Hungrigen klingen so unangenehm, jetzt sind es gar murrende Drohungen geworden, die den Frieden der Satten stören — da thut man ein Übriges; und im allgemeinen wäre man ja herzlich gern bereit, die Mitmenschen von da unten so ein bischen — am Rande — mitzulieben, wenn sie nur nicht so schmutzig, so grob, so ungebildet wären. Und wenn ein unbequemer Idealist etwa fragt, warum sie so sind, warum sie nicht besser werden, dann muß die leidige Weltordnung her, der Devildevil des Gedankenlosen, das moderne Kismet des Arbeitsunlustigen: „so war's von anbeginn, so ist's, so wird's immer sein!“ Als ob nicht wir Menschen die Mitschöpfer der „Weltordnung“ wären. Aber es ist so bequem, im fertigen Weltenhause sich nach der vorgefundenen Gesindeordnung zu richten, wenn man zufällig — als Herr geboren ist. Dann aber beileibe nicht die braven Dienstboten verachten, die so hübsch die Arbeit für uns thun, eher schon ein bischen lieben, aber, wie gesagt, mit Glaceehandschuhen!

Dem gegenüber ist die wirkliche Menschenverachtung ein starkes ethisches Gefühl; häufig ist sie nichts als Liebe zur Menschheit, aber eine unglückliche. Du hast vielleicht im Kreise gleichstrebender ernster Männer und Frauen mit klarem Kopf und heißem Herzen daran mitgearbeitet, wie man das geistige, sittliche und physische Elend der Mitmenschen lindern, abschaffen könnte — und Du trittst hinaus. Das Leben der Großstadt umflutet Dich — dort drängt sich die Menschenmenge, Arbeiter, Handeltreibende, Studenten, Nähterinnen, Verkäuferinnen, Handwerker u. s. w. unter der elektrischen Lichtquelle — ein riesiger Saal, Cigarrendampf — dichtgedrängt sitzt da Deine Menschheit, das Bierseidel vor sich, und begleitet mit wieherndem Gelächter die Zoten der Trikotsängerin dort oben. Wie, das wären nicht die Menschen, denen Du helfen willst? Die sollte man in den Elendsquartieren der Armut aufsuchen? Aber brauchen diese Menschen nicht Hilfe, nicht Errettung aus dem öden, geistlosen Dusel, der sie von der Arbeit zur „Erholung“ in diese Fuselatmosphäre treibt? Ja, wenn sie nur wollten sich helfen lassen — aber sie sind hochvergnügt und „genießen“ ihr Leben! Und komme in die Reviere der Armut, der Not — dort ist freilich kein elektrisches Licht und Chansonetten-Geklimper — aber Ecke an Ecke leuchtet das Petroleumlämpchen der „Destille“ über schnapsgerötete Gesichter, hinter bunten Laternen wird von schwieliger Hand die schmutzige Karte auf den Tisch gehauen, und in den dunklen Häuserecken kichert Venus vulgivaga. Das ist das Volk, dem Du helfen willst! Es sitzt freilich auch hinter dem matterleuchteten Dachfenster und arbeitet mit keuchender Brust und fliegender Hand um Fristung der Jammerexistenz, es haust in den Kellerlochern und rechnet mit sorgender Hand schwer erworbene Groschen zum Schulgeld für die Kinder zusammen, es quält sich im Hinterhause, in den ermüdeten Kopf nach des Tages Last Bildung und Wissen hineinzupfropfen — denn Bildung ist Macht, hat man ihm gesagt; es hastet durch die Straßen, um vor Tages Schluß noch ein paar Pfennige zur Stillung des Hungers zu erwerben; es sitzt auch um den Familientisch in fröhlichem Geplauder und musiziert im Salon der Vorderhäuser, es drängt sich in Werkstätten, Hörsälen und Museen — aber wie unendlich armselig sind doch die Ziele auch der fieberhaften Thätigkeit! Glück, d. h. Wohlstand oder bescheidenes Auskommen, höhere Besoldung, erhöhte Einnahme aus Handwerk, Handel und Industrie oder Landwirtschaft, Stellung, vielleicht auch Titel und so wohlfeil zu erkaufende Anerkennung des großen Haufens — das sind die Lebensideale, die einzigen, für Tausende und Abertausende auf Einen, der mit heißen Wangen und klopfendem Pulse arbeitet an der Selbsterziehung, am Fortschritt der Wissenschaft und an der Entwickelung der Menschheit. Man sehe sich doch unsere Volksvertretung an — ein deutliches Abbild des Volkes! Interessengruppen rechts und links und vorn und hinten, ein Stoßen und Balgen um die gräßliche „Klinke der Gesetzgebung“ im Namen der notleidenden Landwirtschaft, Industrie, Börse, Arbeiterwelt u. s. w., alles mit dem betäubenden Voll- und Ganz-Wort: in majorem gloriam der Nationalwohlfahrt — das Volk der Idealisten, der „Dichter und Denker“! Wahrlich, es brauchte wieder eines politischen Nachtwächters mit der Warnung: Hört, ihr Herren, und laßt euch sagen, der Parteifanatismus hat die Überzeugung erschlagen! Wo ist die Zeit, da man von der Rednertribüne des deutschen Reichstages die Worte: „Mission des deutschen Volkes im Völkerrate, sittliche Aufgabe der Nation“ gehört hat? Das überläßt man heute den albernen Träumern, den Friedensgesellschaften und ethischen Utopisten, die ja von praktischer Politik nichts verstehen! Nein, auch die arbeitende

Menschheit kommt unserem Herzen nicht viel näher, als die genießende.

Menschenverachtung ist aber ein hartes Wort, auch wenn sie sich nur in die Worte kleidet: „mich jammert des Volks!“ und ein hochmütiges. Wer sind denn wir, daß wir verachten dürften? Sind wir nicht auch Volk, ist diese Masse nicht Fleisch von unserem Fleisch und Bein von unserem Bein? Das eigene Ich sitzt mit im Glashause, und die brütende Hitze des Interessenkampfs hat auch in der eigenen Brust die Wucherpflanzen der Genußsucht, der Jagd nach mühelosem Gewinn, der rücksichtslosen Ichsucht ins Kraut schießen lassen; da ist es mißlich, so schwere Steine nach den Schuldigen aufzuheben. Der Weg, der überhaupt vom Egoismus zur Sittlichkeit führt, Versenkung des Individualwillens in den Allwillen, leitet auch von dem moralischen Egoismus der Menschenverachtung zur Menschenliebe, der sozialethischen Kardinaltugend. Aber er ist nicht leicht zu gehen. Je gewaltiger der Zorn über das vernunft- und geistlose Treiben der Masse aufloderte, je brennender der Schmerz um den sittlichen Kretinismus des großen Haufens wühlte, desto schwerer fällt die Selbsterkenntnis des: tua res agitur. Und da giebt es für das Individuum nur ein Mittel, aber das hilft sicher. Wer es mit der allgemeinen Menschenliebe probirt hat und sie zornig bei Seite schiebt, weil sie entweder ein unfruchtbares Schwärmen für ein schemenhaftes Idealbild ist, oder uns zumutet, die brutale und unvernünftige Menschenmasse für liebenswürdig zu halten, was sie nicht ist, dem hilft nur das Individualisieren. Sich selbst glaubt jeder am besten zu kennen und ist von der Bekanntschaft im allgemeinen entzückt, wenn er auch gern einige Mängel und Fehler zugesteht. Da heißt dann die erste Regel, wie sie schon Jesus von Nazareth ausgesprochen: suche Deinen Mitmenschen genau so anzusehen, wie Du Dich in seiner Lage ansehen würdest, verstehe, um zu verzeihen, liebe ihn, wie Dich selbst. Versuch's wenigstens. Liebe ist ein elektrischer Funken, der wirkungsvoll nur vom Ich zum Ich überspringt; auf die Allgemeinheit geleitet, giebt er nur Flächenblitze, machtloses Wetterleuchten. „Das bist Du!“ ruft der Buddhismus dem Menschen zu, wenn er ihm den geistig und leiblich Verschmutzten, die leidende Kreatur, die brutalisierte Natur zeigt. Aber will's Dir noch nicht gelingen, dünken Dir Deine Hände noch zu rein, Dein Ich noch zu wertvoll, um es mit dem moralisch Verlumpten zu tauschen, dann giebt es noch ein kleines Hausmittelchen: denk' an seine Mutter, stell' Dir ihn vor, als er noch Kind war, als die ganze Fülle von Keimen zum Wahren, Guten und Schönen, die in der Menschenbrust liegen, noch in der Knospe beschlossen war. Und was ist aus ihm geworden? Durch Deine Schuld mit geworden! Auch dieser widerliche Schnapsbruder, der gröhlend nach der Hand schlägt, die ihm aufhelfen will, war einst das Kind, die Freude seiner Mutter, die ihn mit Schmerzen gebar und tausend innige Segenswünsche auf sein Haupt häufte. Was warst Du besseres, was bist Du jetzt Besseres nur aus eigenem Verdienst? Auch diese ekle Lustdirne hat als fröhliches Mädel einst mit Blumen gespielt, und ihr Lachen war damals unschuldig, herzlich und hoffnungsreich. Wer vermißt sich zu sagen, nur ihr eigener Wille führte sie hier in den Schmutz der Straße? Oder der Zwang der Verhältnisse? Die Verhältnisse sind wir, unser eigenes Thun und Lassen, und wenn die Gesellschaft darauf wartet, daß die „Gesellschaft“ einmal anfange, die Verhältnisse zu bessern, anstatt daß der Einzelne unbekümmert um Verhältnisse und Gesellschaft und seine scheinbare Isoliertheit Hand anlegt, so mag sie ebensowohl erwarten, daß das Meer stürme, ehe eine Welle sich regte, oder daß der Wald rausche, bevor sich ein Laubblatt bewegte. Und wer so die Elendesten unter den Elenden mit gleichfühlendem Herzen versteht und ihnen verzeiht, dem schärft sich auch Auge und Ohr, daß er in der allabendlich gefüllten Kneipe nicht die Genußsucht nur Orgien feiern sieht, sondern den ungestillten Hunger nach dem Schönen, nach Erhebung durch die Kunst auch in dieser Entartung noch erkennt, — daß er dem Arbeiter, dem gierig um Erwerb und Wohlstand ringenden Bürger seinen banausischen Sinn nachsieht und im Streben nach Reichtum und Macht den starken Drang nach persönlicher Freiheit zu achten lernt, — daß er durch den Korybanten-Lärm der Interessenpolitiker den Ruf nach der Wohlfahrt aller zu hören imstande ist.

Menschenverachtung und Menschenliebe — beide gehen fehl, wenn sie die Menschheit in unterschiedsloser Einheit umfassen wollen; aber Verachtung, echte gründliche Verachtung für alles Niedrige und Tierische in uns und anderen, Liebe, alles verzeihende und unendliche Liebe für jede höhere und edle Regung in anderen und uns — das sind die beiden Pole der sittlichen Welt.

## Aus Richard Wagners Werken.

Wir erkennen den Grund des Verfalles der historischen Menschheit, sowie die Notwendigkeit einer Regeneration derselben; wir glauben an die Möglichkeit dieser Regeneration und widmen uns ihrer Durchführug in jedem Sinne.

(Was nützt uns diese Erkenntnis? S. 263. Zehnter Band. S. 263.)

Meine Richtung ging darauf, mir eine Organisation des gemeinsamen öffentlichen, wie des häuslichen Lebens vorzustellen, welche von selbst zu einer schönen Gestaltung des menschlichen Geschlechts führen müßte. Die Berechnungen der neueren Sozialisten fesselten demnach meine Teilnahme von da ab, wo sie in Systeme auszugehen schienen, welche zunächst nichts anderes als den widerlichen Anblick einer Organisation der Gesellschaft zu gleichmäßig verteilter Arbeit hervorbrachten. Nachdem auch ich zunächst das Entsetzen geteilt, welches dieser Anblick dem ästhetisch Gebildeten erweckt, glaubte ich jedoch bei tieferem Einblick in den so gebotenen Zustand der Gesellschaft etwas ganz anderes wahrnehmen zu müssen, als was gerade selbst jenen rechnenden Sozialisten vorgeschwebt hatte. Ich fand nämlich, daß, bei gleicher Verteilung an Alle, die eigentliche Arbeit, mit ihrer entstellenden Mühe und Last, geradesweges aufgehoben sei, und statt ihrer nur eine Beschäftigung übrig bliebe, welche notwendig von selbst einen künstlerischen Charakter annehmen müßte.

(Über Staat und Religion. S. 9. Achter Band. Erste Auflage.)

Man könnte sagen, daß da, wo die Religion künstlich wird, der Kunst es vorbehalten sei, den Kern der Religion zu retten, indem sie die mythischen Symbole, welche die erstere im eigentlichen Sinne als wahr geglaubt wissen will, ihrem sinnbildlichen Werte nach erfaßt, um durch ideale Darstellung derselben die in ihnen verborgene tiefe Wahrheit erkennen zu lassen. Während dem Priester Alles daran liegt, die religiösen Allegorien für thatsächliche Wahrheiten angesehen zu wissen, kommt es dagegen dem Künstler ganz und garnicht darauf an, da er offen und frei sein Werk als seine Erfindung ausgiebt. Die Religion lebt aber nur noch künstlich, wenn sie zu immer weiterem Ausbau ihrer dogmatischen Symbole sich genötigt findet und somit das Eine, Wahre und Göttliche in ihr durch wachsende Anhäufung von, dem Glauben empfohlenen, Unglaublichkeiten verdeckt.

(Religion und Kunst. S. 211. Zehnter Band. Zweite Auflage)

Wo wir christliche Heere, selbst unter dem Zeichen des Kreuzes, zu Raub und Blutvergießen ausziehen sehen, war nicht der Alldulder anzurufen, sondern Moses, Josua, Gideon waren dann die Namen, deren Anrufung es zur Befeuerung des Schlachtenmutes bedurfte. Wie ohne diese Hereinziehung des altjüdischen Geistes und seine Gleichstellung mit dem des rein christlichen Evangeliums wäre es auch bis auf den

heutigen Tag noch möglich, kirchliche Ansprüche an die „zivilisierte Welt“ zu erheben, deren Völker, wie für gegenseitige Ausrottung bis an die Zähne bewaffnet, ihren Friedenswohlstand vergeuden, um beim ersten Zeichen des Kriegsherrn methodisch zerfleischend über sich herzufallen? Offenbar ist es nicht Jesus Christus, der Erlöser, den unsere Herren Feldprediger vor dem Beginne der Schlacht den um sie versammelten Bataillonen zum Vorbild empfehlen, sondern, nennen sie ihn, so werden sie wohl meinen: Jehova, Jahve oder einen der Elohim, der alle Götter außer sich haßte, und sie deshalb von seinem treuen Volke unterjocht wissen wollte.

(Religion und Kunst S. 232. Zehnter Band. Zweite Auflage.)

Alle Künste werden herbeigezogen und gepflegt, sobald sie zur Abwendung vom Gewahrwerden des Elendes, in dem wir uns etwa begriffen fühlen könnten, dienlich erscheinen. Zerstreuung, Zerstreuung! Nur keine Sammlung, als höchstens Geldsammlungen für Feuer- und Wasserbeschädigte, für welche die Kriegskassen kein Geld haben.

(Religion und Kunst S. 235. Zehnter Band. Zweite Auflage.)

Dem Grollen des Arbeiters, der alles Nützliche schafft, um davon selber den verhältnismäßig geringsten Nutzen zu ziehen, liegt eine Erkenntnis der tiefen Unsittlichkeit unserer Zivilisation zum Grunde, welcher von den Verfechtern der letzteren nur mit, in Wahrheit lästerlichen, Sophismen entgegnet werden kann; denn gesetzt, der leicht zu führende Beweis dafür, daß Reichtum an sich nicht glücklich macht, könnte vollkommen zutreffend geliefert werden, so würde doch nur dem Herzlosesten ein Widerspruch dagegen ankommen dürfen, daß Armut elend macht.

(Religion und Kunst. S. 241. Zehnter Band. Zweite Auflage.)

Verstehen wir sie recht, die Geschichte, und zwar im Geiste und in der Wahrheit, nicht nach dem Worte und der Lüge unserer Universitätshistoriker, welche nur Aktionen kennen, dem Eroberer ihr Lied singen, von den Leiden der Menschheit aber nichts wissen wollen.

(Religion und Kunst. S. 247. Zehnter Band. Zweite Auflage.)

Eine fast größere Heiligkeit als die Religion hat in unsrem staatsgesellschaftlichen Gewissen das „Eigentum“ erhalten: für die Verletzung jener giebt es Nachsicht, für die Beschädigung dieses nur Unerbittlichkeit. Da das Eigentum als die Grundlage alles gesellschaftlichen Bestehens gilt, muß es wiederum desto schädlicher dünken, daß nicht Alle Eigentum besitzen und sogar der größte Teil der Gesellschaft enterbt zur Welt kommt. Offenbar gerät hierdurch, vermöge ihres eigenen Prinzips, die Gesellschaft in eine so gefährliche Beunruhigung, daß sie alle ihre Gesetze für einen unmöglichen Ausgleich dieses Widerstreites zu berechnen genötigt ist, und Schutz des Eigentums, für welchen ja auch im weitesten völkerrechtlichen Sinne die bewaffnete Macht vorzüglich unterhalten wird, in Wahrheit nichts anderes heißen kann, als Beschützung der Besitzenden gegen die Nichtbesitzenden.

(Erkenne dich selbst. S. 267. Zehnter Band. Zweite Auflage.)

Zu Krieg und Jagd ward der Germane, zu Enthaltsamkeit und Demut der aufrichtige Christ, zu industriellem Erwerb, selbst durch Kunst und Wissenschaft, wird der moderne Staatsunterthan erzogen. Ist unserem zukünftigen freien Menschen der Gewinn des Lebensunterhaltes nicht mehr der Zweck des Lebens, sondern ist durch einen thätig gewordenen neuen Glauben, aber besser: Wissen, der Gewinn des Lebensunterhaltes gegen eine ihm entsprechende natürliche Thätigkeit uns außer allen Zweifel gesetzt, kurz — ist die Industrie nicht mehr unsere Herrin, sondern unsere Dienerin, so werden wir den Zweck des Lebens in die Freude am Leben setzen, und zu dem wirklichsten Genusse dieser Freude unsere Kinder durch Erziehung fähig und tüchtig zu machen streben.

(Die Kunst und die Revolution. S. 31. Dritter Band. Zweite Auflage.)

Manche redliche Freunde der Kunst täuscht der unmittelbare Ausdruck der Entrüstung des leidendsten Teiles unserer Gesellschaft, welcher in Wahrheit aber ein tieferer, edlerer Naturdrang zu Grunde liegt, der Drang nach würdigem Genusse des Lebens, dessen materiellen Unterhalt der Mensch sich nicht mit dem Aufwande aller seiner Lebenskräfte mühselig mehr verdienen, sondern dessen er sich als Mensch erfreuen will: es ist somit, genau betrachtet, der Drang aus dem Handwerkertume heraus zum künstlerischen Menschentume, zur freien Menschenwürde.

(Die Kunst und die Revolution. S. 32. Dritter Band. Zweite Auflage.)

Wodurch aber litten von jeher, und vor allem in unserm heutigen Zustande, die begeisterten Schöpfer edler Werke? Was kränkte den Maler, wenn er die widerliche Fratze eines Millionärs porträtieren, was den Musiker, wenn er Tafelmusiken komponieren, was den Dichter, wenn er Leihbibliothekromane schreiben mußte? Was war denn sein Leiden? Daß er seine Schöpfungskraft an den Erwerb vergeuden, seine Kunst zum Handwerk machen mußte.

(Die Kunst und die Revolution. S. 37. Dritter Band. Zweite Auflage.)

Es muß jedem Einsichtsvollen deutlich werden, daß, soll das Theater irgendwie seiner natürlichen edlen Bestimmung zugewendet werden, es von der Notwendigkeit industrieller Spekulation durchaus zu befreien ist. ... Beginnen wir mit der Befreiung der öffentlichen Kunst, weil gerade ihr eine unsäglich hohe Aufgabe, eine ungemein wichtige Thätigkeit bei unserer sozialen Bewegung zuzuteilen ist.

(Die Kunst und die Revolution. S. 38. Dritter Band. Zweite Auflage.)

Die Not wird dem Volke die Herrschaft des Lebens geben, sie wird es zur einzigen Macht des Lebens erheben. Diese Not trieb einst die Israeliten, da sie bereits zu stumpfen, schmutzigen Lasttieren geworden waren, durch das rote Meer; und durch das rote Meer muß auch uns die Not treiben, sollen wir, von unserer Schmach gereinigt, nach dem gelobten Lande gelangen. Wir werden in ihm nicht ertrinken, es ist nur den Pharaonen dieser Welt verderblich, die schon einst mit Mann und Maus, mit Roß und Reiter, drin verschlungen wurden.

(Das Kunstwerk der Zukunft. S. 175. Dritter Band. Zweite Auflage.)

Wandte ich mich nun aus dieser Zurückgezogenheit wieder dem Theater zu, so konnte dies, nach der erfahrenen Fruchtlosigkeit aller vereinzelten Versuche, nur im Sinne einer grundsätzlichen gänzlichen Umgestaltung desselben sein. Ich mußte erkennen, daß ich hier nicht mit einzelnen Erscheinungen, sondern mit einem großen Zusammenhange von Erscheinungen zu thun hatte, von dem ich allmählich immer mehr inne werden mußte, daß auch er wiederum in einem unendlich weit verzweigten Zusammenhange mit unseren ganzen politischen und sozialen Zuständen enthalten sei. Auf dem Wege des Nachsinnens über die Möglichkeit einer gründlichen Änderung unserer Theaterverhältnisse, ward ich ganz von selbst auf die volle Erkenntnis der Nichtswürdigkeit der politischen und sozialen Zustände hingetrieben, die aus sich gerade keine anderen öffentlichen Kunstzustände bedingen konnten, als eben die von mir angegriffenen.

(Eine Mitteilung an meine Freunde. S. 308. Vierter Band. Zweite Auflage.)

## Vermischtes.

**Eine Schule für angewandte Ethik.** Dem „Programm der dritten Sommer-Session der Schule für angewandte Ethik in Plymouth, Massachusetts", welches der Sekretär derselben, Mr. S. Burns Weston in Philadelphia, 118 S. Twelfth Street, versendet, entnehmen wir Folgendes: Die Session dauert fünf Wochen, vom 12. Juli bis 15. August. Sie wird sich diesmal vorzugsweise mit der **Arbeiterfrage** beschäftigen. Drei Abteilungen (Departments) sind gebildet worden: eine für Nationalökonomie, eine für Ethik und eine für Religionsgeschichte. In der ersten Abteilung wird das Verhältnis der Nationalökonomie zum sozialen Fortschritt von namhaften Nationalökonomen verschiedener Universitäten (Henry C. Adams, E. B. Andrews, J. B. Clark, F. H. Giddings, R. Mayo-Smith, E. R. L. Gould und J. W. Jenks) erörtert werden. In der Abteilung für Ethik, welche der diesjährige Vorsitzende dieser freien Hochschule, Prof. Felix Adler, leitet, hält letzterer zwölf Vorträge über nationalökonomische Ethik, Prof. W. Wilson drei über das ethische Ideal des Staates, Mr. William M. Salter zwei über Regierung und Mißregierung mit besonderer Rücksicht auf die Arbeiter, und eine über die ethische Bewegung und die Arbeiterfrage. Mrs. A. G. Spencer drei über das Verhältnis der Familie zur Arbeiterfrage. Rev. R. A. Holland drei über den sozialen Christus. Im Anschluß an die ethische Gruppe wird auch eine Konferenz hervorragender Pädagogen stattfinden, welche das Verhältnis verschiedener Formen pädagogischer Thätigkeit zum ethischen und sozialen Fortschritt diskutieren werden. In der Abteilung für Religionsgeschichte werden Prof. C. H. Toy, Prof. H. S. Nash, Prof. W. J. Ashley und Mr. John Graham Brooks das Verhältnis der Kirche in Vergangenheit und Gegenwart zur Arbeiterfrage darlegen. Freie Sonntagnachmittagsvorträge über große religiöse Persönlichkeiten sowie über Gegenstände der politischen Geschichte werden sich anschließen.

Plymouth, von Boston aus auf der Eisenbahn in einer Stunde zu erreichen, ist bereits als ein sehr anziehender Ort für eine Sommer-Schule erprobt worden; die pekuniären Bedingungen sind mäßig; und so wird ohne Zweifel auch diese Session gut besucht sein.

## Ethischer Bund.

Im Laufe der letzten Monate haben sich die „Gesellschaften für Ethische Kultur" von Nordamerika, England und Deutschland in Anerkennung der Gemeinsamkeit ihrer Grundsätze und Ziele zu einem „Ethischen Bunde" vereinigt, welcher diesem inneren Zusammenhang äußeren Ausdruck geben soll.

Zweck der ethischen Gesellschaften ist es, die wissenschaftliche Erkenntnis des Sittlich-Guten, im Leben der Individuen wie im Leben der Gesellschaft, und die Praxis des Handelns auf den verschiedensten Gebieten, einander thunlichst zu nähern und in Einklang zu bringen. Die Gesellschaften sind bestrebt, einen gemeinsamen Boden zu schaffen, auf welchem in einer Zeit wildester Zerrissenheit der Meinungen Anhänger verschiedener politisch-socialer, religiöser und philosophischer Systeme sich über concrete Ziele des Lebens und Handelns, über individuelle und sociale Pflichten, über die Grundfragen der socialen Reform und internationalen Einigung, verständigen können. Sie hoffen, durch einen engeren Zusammenschluß dieser Bestrebungen im Ethischen Bunde nicht nur einen überaus förderlichen Austausch von Gedanken und Einsichten herbeizuführen, sondern auch etwaigen Aktionen größeres Gewicht verleihen zu können.

Der Bund glaubt annehmen zu dürfen, daß das Bedürfnis nach einer solchen Sammlung und Klärung heute weit verbreitet und allenthalben eine Menge von Einzelbestrebungen vorhanden ist, welche sich in den Dienst ähnlicher Gedanken gestellt haben. Es erscheint zunächst als wichtig und wertvoll, einen Überblick über die Ziele und die Stärke solcher Bestrebungen in den verschiedenen Kulturländern zu gewinnen, um je nach den Umständen eine Zusammenfassung derselben anbahnen und gemeinsame Thätigkeit vorbereiten zu können. Und in diesem Gedanken wendet sich das unterzeichnete Komitee an alle Gesinnungsverwandten, seien es Einzelne, seien es bereits organisierte Verbände, mit der Bitte, sich mit ihm durch seinen Vorsitzenden oder Schriftführer in Verbindung setzen zu wollen.

Im Mai 1894.

## Ethical Alliance.

The "Societies for Ethical Culture" of North America, England, and Germany, recognizing the essential identity of their aims and principles, have recently united to form an "Ethical Alliance", in order to give outward expression to this inward agreement.

It is the aim of the Ethical Societies to bring into the closest possible relation the theoretical knowledge of Good, in its individual as well as social aspects, and its practical realization in the most diverse spheres. The societies seek to provide a common meeting-ground where, in a time of unexampled intellectual discordances, the adherents of various politico-social, religious, and philosophical systems may come to an understanding concerning concrete aims of life and action, individual and social duties, the fundamental questions of social reform and international fellowship. They hope through a closer concentration of these endeavours by means of the Ethical Alliance not only to promote a much needed interchange of thought and opinion, but also to carry out more effectively any practical measures that may be adopted.

The Alliance thinks itself justified in assuming that the need of calm and profound intellectual inquiry is widely diffused, and also that a large number of isolated organizations are already in existence devoted to the objects above-mentioned. It appears accordingly to be eminently desirable in the first instance to obtain a comprehensive view of the strength and scope of such efforts in the civilized countries, in order, as circumstances require, to pave the way for fraternal union and prepare for concerted action. With this object the undersigned Committee addresses itself to all who are sympathetically disposed, whether private individuals or associations already organized, with the request that they will put themselves in communication with it through either the Chairman or the Secretary.

May 1894.

## Union éthique.

Les „Sociétés de culture morale" de l'Amérique du Nord, de l'Angleterre et de l'Allemagne, reconnaissant l'identité essentielle de leurs tendances et de leurs principes, ont constitué récemment une „Union éthique", qui doit être l'expression visible de cette conformité intime.

Le Sociétés de culture morale ont pour but d'allier et de mettre d'accord autant que possible la connaissance théorique du bien moral, tant social qu'individuel, et la pratique réelle dans les différentes domaines de l'activité humaine. A une époque agitée par les plus âpres divisions, ces sociétés s'appliquent à préparer un terrain commun où les partisans des systèmes politiques et sociaux, religieux et philosophiques les plus divers pourraient s'entendre sur les objets concrets de la vie et de la conduite, sur les devoirs individuels et sociaux, sur les questions fondamentales de la réforme sociale et de l'accord international. En réunissant leurs efforts et en formant l'Union éthique, elles espèrent non seulement d'établir un commerce utile de pensées et d'idées, mais encore d'ajouter à la force des actions qui seraient jugées nécessaires.

L'Union croit pouvoir présumer que le besoin d'une entente et d'un ralliement tels qu'elle les conçoit, se fait sentir un peu partout aujourd'hui et même qu'il existe effectivement un grand nombre d'entreprises isolées qui sont consacrées aux mêmes fins que les Sociétés éthiques. Il importe donc avant tout d'avoir une notion juste de ces entreprises dans les différents pays civilisés, de leur force et des buts précis qu'elles se proposent, afin d'en pouvoir, le cas échéant, ménager l'union et préparer une activité commune. A cette effet le comité de direction soussigné vient prier tous ceux qui seraient animés de sentiments semblables, que ce soient des particuliers ou des associations, de vouloir bien entrer en relation avec lui en s'adressant soit au président soit au secrétaire.

Mai 1894.

Das Komitee des „Ethischen Bundes".

The Committee of the "Ethical Alliance".

Le Comité de direction de „l'Union éthique".


**Felix Adler,**
(New York, 123, East 60th St.)
Vorsitzender (Président).

**W. C. Coupland,**
(London, 7 Maitland Park Road, Haverstock Hill.)

**Wilhelm Foerster,**
Berlin SW., Enckeplatz 3a)
Schriftführer (Sécrétaire).

**Friedrich Jodl,**
(Weinberge bei Prag.)

**William M. Salter,**
(Philadelphia, Pa., U. S. A., 1415 Walnut St.)

# Anzeigen.

Zur Teilnahme an einem Privat-Unterricht, welcher gleichen Schritt hält mit dem Unterricht der öffentlichen Schulen und bisher im Hause des Herrn Geheimrat Foerster (Sternwarte) für dessen Tochter und ein anderes Kind eingerichtet war, werden noch zwei 8—9jährige Mädchen gewünscht. Der Geschichts- und der Moral-Unterricht werden hierbei völlig konfessionslos und nach den Grundsätzen humaner Ethik erteilt werden. Näheres Enckeplatz 3a.

---

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung

## Die Anfänge eines neuen sozialen Geistes.

Von

**Wilhelm Foerster.**

Professor und Direktor der Königlichen Sternwarte zu Berlin.

28 Seiten gr. 8°.

Preis 60 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

---

## Japaner und Altaier.

Von

**Heinrich Winkler.**

24 Seiten gr. 8°. Preis 1 Mark.

Diese linguistische Studie ist für alle Sprach- und Altertumsforscher von hohem Interesse.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

**Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin**
SW. 12, Zimmerstr. 94.

---

Gedanken

über

## Unser Kommen und Gehen.

Naturwissenschaftliches Glaubensbekenntnis.

24 Seiten, gr. 8. Preis 60 Pf.

— Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. —

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12.

---

**Ein neues reich illustriertes Prachtwerk für Haus und Familie**

erscheint seit Kurzem unter dem Titel:

## Berlin in Wort und Bild.

Von

**Paul Lindenberg.**

**Mit mehr als 200 prachtvollen Illustrationen**

von O. Gerlach, F. Holbein, R. Knötel, G. Koch, H. Lüders, L. Monzel, Ald Richter, H. Schlittgen, F. Stahl, R. Warthmüller, Willi Werner, W. Zehme u. A.

**Vollständig in 25 Lieferungen à 30 Pf.**

**Paul Lindenberg**, der als ansprechender Erzähler, als glänzender Schriftsteller in weiten Kreisen sich einen Namen erworben, wohl der beste Kenner Berlins und seiner Geschichte, hat es in diesem Werke unternommen, **dem deutschen Volke eine fesselnde Schilderung der Reichshauptstadt und ihres gesammten Lebens, gewürzt mit historischen Erinnerungen und Anekdoten, darzubieten.** Kreuz und quer führt er uns durch das moderne Berlin; er zeigt uns seine stolzen Straßen und Paläste, schildert uns das Berlin der Arbeit, des Ringens und Schaffens, aber auch des Vergnügens und der Erholung. Mit dem kunstvoll ineinandergreifenden Räderwerk der städtischen Verwaltung macht er uns vertraut, in den wunderbaren Mechanismus des Post-, Telegraphen- und Fernsprechbetriebes läßt er uns Einsicht nehmen. Zu den Armen, den Leidenden und Darbenden wird er den Leser geleiten, in das Berlin der Wohlthätigkeit, in die gemeinnützigen Anstalten, aber auch in die Höhlen des Lasters und Verbrechens. Ein interessantes Kapitel schildert die weitverzweigte Organisation der Polizei und die Stätten, wo die Verbrechen ihre Sühne finden, den Gerichtssaal und die Gefängnisse. Und wenn der Leser von der Fülle der realistischen Bilder, an denen Berlin so reich ist, ermüdet, dann wird er ihn hinausführen in die schattigen Gänge des Tiergartens oder in die anmutige Umgebung, an den grünen Strand der Spree oder an die idyllischen Ufer stillträumender Seen, in deren blauen Fluten sich die lieblichen Bilder der märkischen Landschaft wiederspiegeln.

**Lieferung 1 wird auf Wunsch von jeder Buchhandlung gern zur Ansicht mitgeteilt.**

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12,
Zimmerstraße 94.

---

# Ethische Schriften

aus dem

## Verlage von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin.

**Der Moralunterricht der Kinder.** Von Felix Adler. Autorisierte Übersetzung, herausgegeben von Georg von Gizycki. 2 M., geb. 2,60 M.

**Die ethischen Gesellschaften.** Vortrag von Prof. Felix Adler. 25 Pf.

**Die ethische Bewegung in Deutschland.** Vorbereitende Mitteilungen eines Kreises gleichgesinnter Männer und Frauen zu Berlin. Zweite verm. Auflage. 60 Pf.

**Wahrhaftigkeit** (The Ethics of Belief.) Von William Kingdon Clifford. Autorisierte Uebersetzung von Lily von Gizycki. 40 Pf.

**Die ethische Aufgabe des Menschen.** Von Dr. Berthold Weiß. Zweite Auflage. 30 Pf.

**Die Begründung einer Gesellschaft für ethische Kultur.** Einleitungs-Rede, gehalten am 18. October 1892 zu Berlin von Wilhelm Foerster, Prof. und Direktor der Königl. Sternwarte zu Berlin. 40 Pf.

**Geistesfreiheit und Gesittung.** Ein Beitrag zum sozialen Frieden. Von Wilhelm Foerster. Zweite Ausgabe. 30 Pf.

**Zur Ethik des Nationalismus und der Judenfrage.** Rede, gehalten am 23. November 1892 in der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur zu Berlin von Wilhelm Foerster. 30 Pf.

**Die Judenfrage ökonomisch und ethisch.** Von Dr. Franz Lütgenau. 30 Pf.

**Kinder- und Hausmärchen**, gesammelt durch die Brüder Grimm. Nach ethischen Gesichtspunkten ausgewählt und bearbeitet von Georg und Lily von Gizycki.
Volks-Ausgabe. Mit 8 farbigen Bildern von F. Holbein. Gebunden 1 M.
Feine Ausgabe auf Velinpapier. Mit 8 farbigen Bildern von F. Holbein. Elegant gebunden 2 M.

**Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.** 1893. 1. u. 2. Heft à Heft 30 Pf.

**Die ethische Lebensansicht.** Von William Mackintire Salter. Aus dem englischen Manuscript übersetzt von Georg von Gizycki. 40 Pf.

**Träume.** Von Olive Schreiner. Autorisierte Übersetzung von Margarete Jodl. Mit einer Einleitung von Dr. Friedrich Jodl. 1,60 M., eleg. geb. 2,40 M.

**Religion und Moral.** Antwort auf eine in der „Ethischen Kultur“ gestellte Frage von Graf Leo Tolstoy. Aus dem russischen Manuscript übersetzt von Sophie Behr. 60 Pf.

**„Ethische Kultur“ und ihr Geleite.** I. Nietzsche-Narren (in der „Zukunft“ und in der „Gegenwart“) II. Wölfe in Fuchspelzen (2 Kirchenzeitungen). Von Ferdinand Tönnies. 75 Pf.

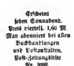
**Ethische Kultur.** Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen. Jahrgang 1893. Gebunden 8 M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

---

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von J. Guttentag in Berlin.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12 — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12


Erscheint
jeden Sonnabend.
Preis viertelj. 1,60 M.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Postanstalten.
Post-Zeitungsliste
Nr. 2092.

# Ethische Kultur

Inserate:
Die viergespaltene
Petitzeile 40 Pf.
Annahme in allen
Annoncenbureaux
und in der
Expedition SW,
Zimmerstraße 94.

## Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Herausgegeben von
**Dr. Georg von Gizycki,**
Professor der Ethik an der Universität zu Berlin.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

| II. Jahrgang. | Berlin, den 21. Juli 1894. | Nr. 29. |
|---|---|---|

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.



### Hüben wie drüben.

„Der Kampf gegen den Anarchismus", „Schach der Anarchie!", „Wiedereinführung eines Sozialistengesetzes?" und ähnlich lauten die Überschriften der Leitartikel aus den letzten Wochen.

Mir scheint, die bürgerliche Gesellschaft steht vor dem Entschlusse, ihre Verblendung und beklagenswerte Unwissenheit in den wichtigsten Dingen noch einmal durch ein Gesetz zu bekunden, das die beabsichtigte Wirkung verfehlt, in den unbeabsichtigten Folgen aber von einer hervorragenden Tragweite sein wird.

Der notwendigste Lehrstuhl an deutschen Universitäten wäre ein solcher für „vergleichende Revolutionsgeschichte." Aber welcher Professor hätte den Mut, ihn auszufüllen, welcher Nutritor einer Universität die Einsicht, ihn zu dotieren?

Die Aufgabe und den Zweck des Geschichtsstudiums erkenne ich selbstverständlich nicht darin, „Revolution zu machen", sondern Revolution zu verhüten; zu verhüten durch entsprechende Aufklärung, die vor Allen den Gebildeten darüber belehrt, daß Völker-Revolutionen nicht ein Ausfluß vorübergehender Laune oder verbrecherischer Willkür, sondern eine notwendige Folgewirkung des Zusammentreffens unhaltbarer Zustände mit sorgloser Säumigkeit und ungeeigneten Widerstandsmaßregeln sind.

„Was Euren sogenannten dritten Stand betrifft, den wir aber Kanaille von ungewaschenen Sansculotten, Schwindlern, Skribenten und aufrührerischen Maulhelden nennen, so wird nötigenfalls ein tüchtiger Kartätschenpuff vom wackern Broglie den schnell zur Vernunft bringen."

So redeten nach Carlyle vor Ausbruch der Revolution von 1789 die französischen Machthaber unter einander auf ihrem wolkigen Ida, der niederen Menschheit verborgen — wie die niedere Menschheit ihnen.

Haben sich nicht die Pullman Company und Genossen ähnliches eingeredet, ehe in Chicago der bewaffnete Ausstand ausbrach?

Aber unter der Uniform der Miliz, unter den Kolben der schußbereiten Gewehre klopfen Gefühle besonderer Art. Die Kanaille, die niederkartätscht werden soll, sind die Verwandten der bewaffneten Macht, sind Brüder und Schwestern, Vater und Mutter, Geliebte und Freunde, die, wie der Soldat selbst, wenn er nicht zum Dienste eingezogen ist, von Brot oder Kartoffeln ihr Dasein fristen.

Unterm 8. Juli d. J. meldete der Draht aus San Franzisko, daß in Kalifornien offener Aufruhr herrschte und neun Zehntel der Bevölkerung zu den Ausständigen hielten. „Fast Jedermann, die Miliz in Sacramento einbegriffen, trägt das weiße Band, das Abzeichen der Ausständigen. Die Miliz will nicht gegen diese vorgehen . . ."

Ob weiß, wie drüben, ob rot, wie hüben, ist lediglich eine Farbenfrage, während die zu ziehende Lehre die gleiche bleibt: die kapitalistische Volkswirtschaft hat eine überwiegende Zahl von Interessenten geschaffen, denen an einer Änderung der Verhältnisse, nicht an einer Beibehaltung derselben gelegen ist.

Man hat in Deutschland bereits begonnen, Ermittelungen nach der politischen oder sozialen Gefühlsneigung der Rekruten und Soldaten anzustellen. Warum nicht lieber gleich eine obligatorische Prüfung anordnen, der sich jedermann, auch der Nichtsoldat, zu unterziehen hat? Eine Reichsbehörde, etwa unter der Bezeichnung: „Reichsuntersuchungsamt für die Gesinnungstüchtigkeit der deutschen Unterthanen", wäre die Krone der irrenden Staatsraison!

Kann man anders als satirisch werden, wenn man die Anstrengungen sieht, mit denen die Unwissenheit sich Menschen als Opfer sucht, während die Verhältnisse, die wirtschaftlichen Gesetze die eigentlichen Zerstörer unserer Gesellschaftsordnung sind?

„In unsern Landen ist jeder revolutionäre Gedanke bei Todesstrafe verboten", hätte Ludwig XVI. verordnen können. Würde dies drakonische Gesetz irgendwie die Umwälzung verhindert haben?

Das Individuum, das unter dem Titel „Anarchist" einen Mord begeht, sei es mit der Bombe, sei es mit der Stichwaffe, weiß, was seiner als Strafe harrt. Aber hat es darum weniger gezaudert, ein Verbrechen zu begehen?

Wer der bürgerlichen Gesellschaft wohl will, muß mit Entschiedenheit davor warnen, auf Verbotsgesetze gegen Anarchie oder gar Sozialdemokratie eine trügerische Hoffnung zu setzen.

Sozialistische Umsturzbestrebungen verbieten, wäre der Sache nach gleichbedeutend mit einem Gesetze des Inhalts: „Für das Gebiet des deutschen Reiches wird hiermit allgemeine Zufriedenheit mit den wirtschaftlichen Mißständen feierlichst zur Pflicht gemacht. Zuwiderhandelnde werden mit Geldstrafe bis zu 150 Mark, Haft, Gefängnis, Zuchthaus oder Tod bestraft, je nachdem sich ihre Pflichtwidrigkeit nur als grober Unfug, Vergehen oder Verbrechen darstellt. Unverbesserlicher Gesinnungsfrevel ist beim Vorhandensein mildernder Umstände mit Deportation zu ahnden."

Bei den besonderen, in den Zeitungen tagtäglich zur Genüge beleuchteten Eigenschaften unserer Rechtsprechung wäre

eine gründliche Dezimierung der deutschen Bevölkerung die rasche und heilsame Folge jenes sehr einfachen und leicht verständlichen Gesetzes.

Schon wiederholt sind Arbeiterausstände in den amerikanischen „Freiheits“-Staaten mit Waffengewalt gedämpft worden. Vermutlich gelingt auch jetzt die Niederwerfung. Auf wie lange? Das steht dahin.

Wie werden die höchsten Lobgesänge auf den Segen der stehenden Heere zu lesen bekommen, bei deren Vorhandensein Vergewaltigungen, wie sie von den amerikanischen Arbeitern geübt wurden, ausgeschlossen seien. Und Frieden wird im Reiche herrschen, aber keine Befriedigung, noch Zufriedenheit.

Ein späterer Geschichtsschreiber wird den Verstorbenen nachreden, daß sie die Zeichen der Zeit mißdeutet haben. Aber was kann den gegenwärtig Lebenden ein zukünftiger Kritiker nützen?

Gesetze, durch welche radikale Umgestaltungen in der Wirtschaftsführung der Kulturnationen herbeigeführt werden, sind die einzig billigenswerten Mittel gegen Anarchie und Sozialdemokratie. Jeder Versuch, die Verbreitung anarchistischer, kommunistischer oder sozialdemokratischer Lehren durch Strafandrohungen zu verhüten, würde von Übel sein und der Gesellschaft zum Fluche werden. Aber einer Klasse, die so wenig Unterscheidungsvermögen und Gerechtigkeitssinn besitzt, daß sie durch „die geistige Macht“ ihrer Presse schon Personen wie Pastor Schall, Pastor Göhre u. A. als Umstürzler denunziert, ist ein verhängnisvoller Mißgriff zuzutrauen. Und wie würde das Richtertum dieser Klasse die Bestrafungsmöglichkeiten handhaben?!

Die Angst vor der bestechenden Tendenz der anarchistischen, kommunistischen und sozialdemokratischen Lehren hat schon zu wunderlichen Dingen verleitet. Ich rechne dahin auch die Versammlungsverbote, wie sie namentlich im Königreich Sachsen wieder üblich geworden sind. Die Untauglichkeit solcher vermeintlich vorbeugenden Maßregeln sollte nachgerade auch von den Behörden eingesehen werden; aber man unterhält noch zu sehr die irrige Meinung, daß die Auflehnung gegen unsere Wirtschaftsordnung ein künstliches Produkt gewissenloser Agitatoren sei, während umgekehrt der wirtschaftliche Verfall des Volkes die Unzufriedenheit mit der gegenwärtigen Lage herausführt und das daran anknüpfende Nachdenken über die Ursachen des Notstandes zur Propaganda für neue Ideen nötigt.

Will der Staat der Gefahr des Anarchismus oder dergleichen entgehen, so sorge er dafür, daß der Kreis derer, die ein gerechtfertigtes Interesse an seinem Bestande haben, sich mehre und ein alle Staatsbürger umfassender werde. Zur Zeit ist das Interesse stark im Schwinden, und diese Erscheinung ist bedenklicher, als ein unter Vorkehrung politischer Motive verübtes Attentat.

Jena, den 12. Juli 1894. Ernst Harmening.

## Bemerkungen über den Kollektivismus.

Von Dr. Joseph Ritter von Neupauer in Wien.

### I.

Es ist erfreulich, daß in der Gesellschaft für ethische Kultur die Frage aufgeworfen wurde, was vom Kollektivismus zu halten sei. Herr Professor Dr. Jodl hat, wie aus dem Berichte in Nr. 14 dieser Zeitschrift Seite 110 zu entnehmen ist, in einer Gruppenversammlung der Gesellschaft am 10. März über diesen Gegenstand gesprochen. Aber so erfreulich es ist, daß die Frage angeregt wurde, so kann ich mich doch nicht enthalten, seinen Anschauungen entgegenzutreten.

Ich möchte vor allem darauf verweisen, daß die Annahme, eine gesellschaftliche Regelung der Konsumtion bestehe darin, daß Jeder an dem Ertrage der nationalen Arbeit völlig gleichen Anteil zu nehmen berechtigt sei, eine offenbar irrige ist. Eine solche Regelung besteht auch dort, wo der Anteil an den produzierten Gütern ein ungleichmäßiger, nach Beruf und Rang abgestufter, aber auch nach Alter und Geschlecht verschiedener ist. Niemand bezweifelt, daß die Gehalte der Staatsbeamten geregelt sind, obschon der Minister einen Gehalt bezieht, der zwanzigmal soviel beträgt, als der eines Praktikanten.

Allerdings giebt es Vertreter der Anschauung, daß der Kommunismus völlig gleiche Teilung der Güter bedinge, es ist aber irrig, zu sagen, daß eine solche gleiche Teilung der Güter schon in dem Begriffe der gesellschaftlichen Regelung der Konsumtion liege. Man könnte nur etwa von der Anschauung ausgehen, daß das Volk, wenn Jedermann den gleichen Anteil an der Gesetzgebung hat, sich für eine solche gleiche Teilung entscheiden müßte. Das ist aber keineswegs ausgemacht. Denn wenn bei vollkommen gleicher Teilung auf jeden Kopf der Bevölkerung ein Thaler täglich, bei einer Abstufung der Entlohnung nach Rang und Verdienst aber auf den Geringsten ein Thaler und fünf Groschen täglich entfallen, weil durch eine richtige Leitung der Produktion ein höherer Ertrag bei gleichem Material- und Arbeitsaufwande erzielt wird, als bei schlechter Leitung, so hätte Jedermann ein Interesse daran, eine solche Abstufung gut zu heißen. Wir kennen die Gehaltsabstufung im Heere und im Staatsdienste überhaupt, sie ist also mit dem Kollektivismus vereinbart, weil der Staat selbst eine kollektivistische Einrichtung ist. Es ist aber kaum zu bezweifeln, daß auch der Soldat nicht dafür stimmen würde, daß der Oberbefehlshaber nicht mehr als die Löhnung des gemeinen Mannes erhalten solle, weil der Soldat ein Interesse daran hat, gut geführt zu werden. So wäre es auch bei kollektivistischer Produktion im Volksstaate.

Herr Professor Dr. Jodl hätte sich also nicht gegen den Kollektivismus überhaupt, sondern nur gegen den Kollektivismus mit gleicher Teilung des Ertrages der nationalen Produktion erklären sollen. Vielleicht wäre auch Letzterer erträglicher als die heutige Wirtschaftsordnung, aber diese Form des Kollektivismus ist nicht die einzige, und für die erste Zeit wäre sie gewiß nicht empfehlenswert.

Wie eine gerechte und zweckmäßige Verteilung der Güter im Kollektivstaate einzurichten und dadurch die geistigen Interessen der Menschheit zu fördern wären, habe ich in meinem Buche „Österreich im Jahre 2020“ ausführlich dargelegt.

Dagegen könnte man aber wohl die Begünstigung der Tüchtigen nur im allgemeinen Interesse, nicht aber im Interesse der Individuen gutheißen, daher auch die Begünstigung niemals größer sein soll, als notwendig ist, um die Kräfte der Einzelnen dem Gesamtwohle dienstbar zu machen.

Der Irrtum, daß Kommunismus und gleiche Teilung des Produktes untrennbar seien, führt nun zu folgenden Ausführungen des genannten Denkers:

„Den Einfluß einer kollektivistischen Organisation auf die Entwickelung der Persönlichkeit hielt der Redner für nachteilig. Heute, wo das Individuum auf eigene Rechnung und Gefahr handle, werde es durch den Wettbewerb getrieben, immer neue Wege zu versuchen, um etwas Eigenartiges zu liefern und das Interesse auf sich zu ziehen: die Not macht erfinderisch. Die Gesellschaft sehe ruhig zu, was aus der Sache wird; und das sei auch das einzige, wozu sie geschickt ist, — die Masse sei ein guter Kritiker, aber ein elender Macher und Führer. Eliminierten wir nun aber den Wagemut der Individuen, ließen wir alles durch Arbeitsorganisationen, welche von Staatswegen eingerichtet und geleitet und von Kollegien und Mehrheitsbeschlüssen abhängig wären, besorgen, so würden schlimme Folgen eintreten. Zunächst würde die Summe des überhaupt Produzierten bedeutend vermindert werden. Heut strenge jeder seinen ganzen Scharfsinn an, um etwas zu produzieren, was wenigstens bei einem Teile der Gesellschaft genug Anklang findet, um

ihn für seine Mühe zu belohnen. Dadurch entstehe jene Mannigfaltigkeit der Erzeugnisse auf allen Gebieten, welche vielleicht das stärkste Gegengewicht gegen die erdrückende Einförmigkeit des Lebens bilde. Sicherlich werde heute in dieser Beziehung mehr produziert, als gut ist; aber schließlich liege es doch in Jedermanns eigener Hand, sich gegen die Thorheiten der Überproduktion zu wehren; — wogegen man in der kollektivistischen Gesellschaft einfach genötigt sein würde, mit dem sich zufrieden zu geben, was der Racker von Staat nun eben liefert. — Der Streit um dasjenige, was von Gesellschaftswegen produziert werden soll, würde damit enden, daß der größte Teil der Produktion, welcher nicht unmittelbar der Befriedigung von Massenbedürfnissen dient, unterdrückt würde. Das hätte aber nicht nur wirtschaftliche, sondern auch ethische Bedeutung. Denn mit jener Produktion zugleich würde eine Reihe von feineren Begabungen wertlos und darum unentwickelt bleiben — es würde ein Zustand eintreten, da man ‚mit Rasiermessern Steine klopfen‘ würde.“

Keinen Satz in diesen Ausführungen kann ich anerkennen, ausgenommen etwa den, daß die Masse ein elender Macher und Führer wäre, was aber wieder die irrige Meinung voraussetzt, daß das Volk keine Vollmachten übertragen, sondern selbst, als Masse, die Exekutive in der Hand behalten würde, eine Absurdität, die gewiß niemand beifiele.

Daß die Not erfinderisch macht, ist zwar richtig, aber wer sich in einer Notlage befindet, erfindet nichts Kulturförderliches und Nützliches, sondern Schädliches; zum Mindesten ist das Schädliche überwiegend bei jenen „Erfindungen“, die wir der Notlage verdanken. In Wien wurden zwei Mädchenmörder hingerichtet, welche durch die Not „erfinderisch“ gemacht worden waren. Alle Diebe und Prostituierten, Hochstapler und politischen Schwindler werden durch die Not angetrieben, immer neue Methoden des Lasters und des Verbrechens ausfindig zu machen.

Dagegen weiß ich nicht eine einzige nützliche Erfindung, die wir der Notlage des Erfinders verdanken. Das dekadische Ziffernsystem ist eine Erfindung von unermeßlicher Tragweite, denn sie erspart uns in Europa allein durch die Bequemlichkeit der Rechnung jährlich die Arbeit von einer Million Menschen. Hat dieses Ziffernsystem nur ein Armer erfinden können? Und die zahllosen Erfindungen, die täglich in den vom „Racker“ von Staat subventionierten Laboratorien gemacht werden! Wer kann sagen, daß von den Hunderttausenden der Erfindungen dieses Jahrhunderts auch nur *eine* nicht gemacht worden wäre, wenn der Erfinder nicht durch die Not gezwungen gewesen wäre, etwas Neues ausfindig zu machen? Wol aber wissen wir, daß viele Erfinder durch ihre Armut verhindert waren, nicht nur für sich, sondern selbst für Andere aus ihren Erfindungen einen Nutzen zu ziehen. So Ressel, der Erfinder der Schiffsschraube.

Wie viele Erfindungen werden auf dem dem Staate vorbehaltenen Gebiete des Telegraphenwesens, der Kommunikationen und des Heeres gemacht! Handelt es sich aber um die Erfindung auf dem Gebiete des Geschmackes, so ist die Zwangslage, die nicht die Armut, wol aber die Konkurrenz für den Unternehmer bietet, kein Sporn zum Fortschritt, sondern zur Veränderung, sei es auch auf Kosten des Geschmackes und der Nützlichkeit. Man denke an die Krinoline und die modernen Ärmel an den Frauenkleidern! Wir sind seit zwei Jahren in offenbarem Niedergange, und der „Racker“ von Staat hätte gewiß weder das Eine, noch die Anderen uns aufgezwungen. Die schönsten Trachten sind bekanntlich die Volkstrachten, welche sich gegen die „Erfindungen“ der verhätschelten Unternehmen sträuben. Wenn das deutsche Heer — doch gewiß eine kollektivistische Institution — nicht geschmackvoller, zweckmäßiger und ökonomischer gekleidet wäre, als der Zivilist, so wäre es traurig um das Monturwesen bestellt. Und „uniform“ ist die militärische Tracht doch nicht, weil es der Staatsverwaltung an Geschmack fehlt, sondern weil das speziell für die *militärischen* Zwecke notwendig ist. Man sehe sich aber die Gesellschaft auf einem Hofballe an, und da wird man finden, daß die „Uniformierten“ mannigfaltig und die nicht Uniformierten einförmig gekleidet sind.

Und wenn vom Kunstgewerbe die Rede ist, wer anders hat denn das Kunstgewerbe in Frankreich und Österreich ins Leben gerufen, als der „Racker“ von Staat?

Und die Beschuldigung, daß der gemeine Mann kein Interesse an der Kunst und den feineren Genüssen habe! Man frage doch den Wiener Volksbildungsverein und die Schauspieler und Sänger, welche auf seine Veranstaltung den Arbeitern einige Stunden verkürzen.

Der Hofschauspieler Lewinsky sagt, er finde ein andächtigeres Publikum in Donaufeld unter den Fabrikarbeitern, als im Hofburgtheater, und die Volksbibliotheken rühmen den Eifer ihres Lesepublikums und sogar den Geschmack und die Vernünftigkeit, womit es sich die Lektüre wählt.

Und sind es nicht die Bauern, die uns Dichter, Bildhauer und Maler liefern? Aber gerade, weil die Arbeiter diese feineren Genüsse ohne Kollektivismus sich nicht verschaffen können, *fordern sie ihn*; und die Gefahren, die angeblich der geistigen Kultur drohen, dienen zum Vorwande, die heutige wahrhaft barbarische Gesellschaftsordnung zu verteidigen.

Das ist die Lehre des Manchestertums, die meine Professoren vor vierzig Jahren dozierten; und damals, wo die kulturfeindlichen Wirkungen dieser Theorie noch nicht erkennbar waren, war sie entschuldbar, *heute aber ist sie es nicht mehr*.

Und wenn die Sachenproduktion unter unserer heutigen Gesellschaftsordnung gediehe, macht es uns Ethikern nichts, daß die Menschen degenerieren? Schöne Kleider, aber verkrüppelte Menschen sollen ein Kulturbedürfnis sein?

Der Kollektivismus ist nicht nur ein Durchgangsstadium der menschheitlichen Entwickelung, sondern ist für die Gesellschaftsordnung der Schlußstein der Entwickelung. Nur in der Anwendung und Ausbreitung dieses gesellschaftlichen Prinzipes ist ein Fortschritt denkbar, aber eine wesentlich *andere* oder *bessere* Gesellschaftsordnung ist nicht denkbar, weil die ganze Geschichte nur eine Evolution darstellt, die daran arbeitet, einen Staat zu schaffen, den wir ja eigentlich noch gar nicht haben; was wir für Staat halten, ist nichts weiter, als ein Embryo von dem, was der Staat dereinst sein wird.

(Schluß folgt.)

## Das Preisausschreiben der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.

Von Professor Friedrich Jodl in Prag.*)

Die Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur hat in diesem Frühjahre einen Preis von viertausend Mark ausgeschrieben „für das beste volkstümliche Handbuch der humanen Ethik auf wissenschaftlicher Grundlage, welches Lehrer und Eltern anleiten soll, einen von trennenden Voraussetzungen religiöser und metaphysischer (einschließlich materialistischer) Art freien ethischen Unterricht zu geben“. Ein ansehnlicher Preis für die Lösung einer ernsten und hohen Aufgabe! Ein Symbol, um die Bedeutung kenntlich zu machen, welche die Gesellschaft für ethische Kultur dem zu schaffenden Werke beilegt. — — Sie ist beseelt von dem Vertrauen, daß ihr Ruf nicht im Leeren wirkungslos verklingen, sondern einen Widerhall finden werde bei vielen, die äußerlich nicht zum Bunde gehören. Unvergessen ist das Gefühl des Mißbehagens und der Befremdung, mit welchem seinerzeit der Schulgesetzentwurf des Grafen Zedlitz aufgenommen worden ist; noch weniger vergessen die Begründung dieses Entwurfs durch die Vertreter der preußischen Regierung, und die Art und Weise,

*) Auszug aus einem in der „Nation“ erschienenen Artikel.

wie dieser Entwurf von einzelnen Liberalen bekämpft worden ist. Lange und verderblich hat die Entschiedenheit der einen, die Unsicherheit der anderen Seite nachgewirkt. Auch das vollste Verständnis der Gründe und Rücksichten, welche die eine wie die andere bedingten, darf uns nicht blind machen gegen die Thatsache, daß Tausende freigesinnter Männer und Frauen den äußerlichen Sieg als eine Niederlage, die herrschenden Zustände als eine Hemmung der natürlichen Entwickelung, als eine Unvollkommenheit empfinden. Das Preisausschreiben der ethischen Gesellschaft ist ein Versuch, diese Außenstehenden zu sammeln, so vielfach getrübte, ja absichtlich irre geleitete Meinungen zu größerer Klarheit zu bringen, die Frage zu beantworten, welche bei den Verhandlungen über den Schulgesetzentwurf im Vordergrunde stand, aber die rechte Antwort nicht gefunden hat: Giebt es, unabhängig von Konfession und Theologie, unabhängig von religiösen Vorstellungen überhaupt, einen Inbegriff sittlicher Überzeugungen und Grundsätze, welcher einen gemeinsamen Boden praktischen Verhaltens liefert für alle Angehörigen eines Staates — einerlei, welches ihre religiösen Meinungen sein mögen — ja darüber hinaus für das Verhalten von Mensch zu Mensch, von Volk zu Volk? Und lassen sich die Grundsätze dieser humanen Ethik in pädagogisch wirksamer Weise darstellen, nicht nur in der Form philosophischer Lehrsätze, sondern volkstümlicher Unterweisung?

Es ist vollkommen begreiflich, daß diese Frage für das Bewußtsein größerer Kreise und schließlich auch für Regierung und Gesetzgebung nicht rein theoretisch gelöst werden kann. Mag immerhin die philosophische Ethik der letzten Jahrhunderte in steigendem Maße den Glauben an die Möglichkeit und den Wert einer unabhängigen humanen Ethik verkündigen — man ist zu sehr an den Gedanken gewöhnt, daß manches, was in der Philosophie für wahr gilt, im praktischen Leben für falsch gehalten wird, und umgekehrt, als daß man geneigt wäre, von einer philosophischen Deduktion in so wichtiger Frage sich umstimmen zu lassen. Auch der Hinweis auf das gelungene Beispiel anderer Nationen reicht dazu nicht aus. Ich habe anderwärts einmal der interessanten Thatsache gedacht, daß in der ganzen Debatte über den preußischen Schulgesetzentwurf das Enseignement moral et civique in der französischen Volksschule kaum mit einem Worte erwähnt wurde. Es steckt ein Stück Geschichte in dieser Thatsache. Bis über die Mitte des Jahrhunderts hinaus wäre es völlig undenkbar gewesen, daß eine so tief in das ganze Kulturleben eingreifende Neuerung, wie die Schulgesetzgebung der dritten Republik, vom deutschen Liberalismus nicht mit der innigsten Teilnahme begrüßt worden wäre, nicht den Gedanken der Aneignung oder Nachahmung geweckt hätte. Heute ist dies Verhältnis in dem Grade umgekehrt, daß es kaum zuviel gesagt ist, wenn man behauptet: der Bestand des Enseignement moral et civique in Frankreich, soweit man von demselben überhaupt Kenntnis hat, ist gerade ein Grund der Abneigung gegen einen ähnlichen Versuch. Ich finde das einigermaßen begreiflich, angesichts der völlig getrennten Wege, welche die politische Entwickelung der beiden Länder seit dem Kriege eingeschlagen hat; angesichts der vielen, wenig erfreulichen Erscheinungen, welche Frankreich, der Mutterschoß der Décadence und ihrer Psychologie, in Litteratur und Leben bietet. Aber man wird sich ein Lächeln erlauben dürfen bei dem allzu bereiten Übereifer derjenigen, welche die Trennung von Religions- und Moralunterricht in der Schule verantwortlich machen für alles, was uns an den heutigen Franzosen nicht gefällt. Soll denn der zwölfjährige Bestand der Ferryschen Schulgesetzgebung den ganzen Charakter einer Nation ändern, an welcher uns Deutschen so vieles fremd ist? Sind die Männer des heutigen Frankreich nicht großenteils noch in den Schulen des Empire gebildet, in denen der Klerus fast allmächtig war? — —

Das Preisausschreiben hat es mit gutem Bedacht vermieden, genauere Vorschriften über die Art der Ausführung und den Gang der Darstellung zu machen. Ein genialer Wurf würde durch allzu ängstliche Ausführungsbestimmungen eher erschwert als gefördert. Nur einige allgemeine Gesichtspunkte seien an dieser Stelle hervorgehoben, um vollkommen deutlich zu machen, was die Gesellschaft will, und welche Zwecke sie zu erreichen sucht. Zunächst: es handelt sich nicht um ein Buch für den Elementarunterricht, eine ethische Kinderfibel. Das kleine Kind, bis zum Alter von zehn Jahren etwa, bedarf keiner theoretischen Unterweisung in den Grundsätzen der Sittenlehre, sondern nur einer diesen Grundsätzen entsprechenden Zucht und Gewöhnung des Willens. Was bis zu diesem Alter für seine sittliche Bildung geschehen kann, muß durch die erziehlichen Wirkungen der Familie und der Schule indirekt geschehen; und was hier versäumt wird, kann keine ethische und religiöse Belehrung ersetzen. Erst in den obersten Klassen der Volksschule, in den unteren Klassen der Mittelschule, kann mit allmählich reger werdender Reflexion eine Scientia boni et mali, eine Erkenntnis des Sittlichen und seine Begründung, angebahnt werden. Auch hier nicht durch das beste Buch allein; für die wahren Früchte einer solchen Unterweisung wird die Persönlichkeit des Lehrers immer entscheidend sein. Aber nicht alle Lehrer sind pädagogische Genies, nicht alle ethisch-machtvolle Persönlichkeiten; ein wirklich brauchbares Buch wird auch dem minder Begabten eine treffliche Stütze bieten. Es soll nicht eine theoretische Erörterung bringen, wie es der Lehrer zu machen habe, um sittliche Unterweisung zu geben, sondern den Lehrstoff selbst in möglichst geeigneter Form, der nur noch der Erläuterung, Anwendung durch das lebendige Wort und die persönliche Erfahrung bedarf. Ein Buch für den Lehrer also, welches man auf höheren Stufen auch dem Schüler in die Hand geben kann, ein Buch zugleich für die Eltern, welches auch dem einfachen Manne aus dem Volke Anregung und Halt in seinen Gedanken über das Leben und seine Pflichten zu geben vermag und ein geistiges Band zwischen der Schule und der Familie herstellt, nicht beide auseinanderreißt, wie es jetzt so oft mit den Lehrbüchern der Fall ist, welche der „sittlich-religiösen" Unterweisung der Jugend dienen sollen.

Die Art der Ausführung ist Sache des individuellen Talents, des pädagogischen Geschicks, und ich will mich darüber an dieser Stelle so kurz als möglich fassen. Eine Verbindung der Begriffsbildung mit Erzählung und Beispiel will mir persönlich am geeignetsten erscheinen. Die bloße Sammlung von Beispielen oder moralischen Erzählungen würde dem Zwecke nicht genügen; der ethische Unterricht kann auf bestimmte Grundsätze, auf klar ausgesprochene Normen und Imperative nicht Verzicht leisten. Aber bloße ethische Didaktik, eine Sammlung von Pflichten und Regeln, würde leicht trocken und unlebendig; sie bedarf durchaus der Anlehnung an einen gegebenen Fall, um die Gefühlsgrundlage für die ethische Erkenntnis zu gewinnen. Welche Ethik aber soll gelehrt werden? Darauf muß geantwortet werden: nur eine solche, welche wirkliche Lebensvorbilder für den modernen Menschen enthält, und deren Ideale nicht von vornherein nur durch die künstlichsten Verrenkungen den Bedürfnissen unseres Daseins angepaßt werden können. Wir wollen leben und Volk und Staat gesund erhalten und mittels unserer Kultur immer höhere Aufgaben lösen. Wir brauchen darum einen Nachwuchs, der nicht zur Weltverachtung erzogen ist, sondern zur Weltfreudigkeit, dem in keiner Form Askese und nichtige Selbstquälerei, aber mit dem größten Nachdruck Selbstbeherrschung als der Anfang zu allem Guten und jedem wahren Können vor Augen geführt wird, die zu bewähren ist in mutigem Ertragen und kühnem Wagen, in Reinheit der Gesinnung, in Treue und Wahrhaftigkeit, in Arbeit und Thätigkeit, — ein Nachwuchs, der sich vor allem als Glied einer Gemeinschaft fühlt, aus welcher er hervorwächst, wie die Pflanze aus dem Boden, — die ihn stützt und trägt und der er mit allem was er thut und läßt verantwortlich ist. Senken wir in die jungen

Seelen das tiefe Mitgefühl mit allem was da leidet, und entfachen wir in ihnen den edlen Trieb, Bedrängnis und Unglück nach Kräften zu lindern; aber beeilen wir uns, dem Gebot der Menschenliebe die Stütze zu geben, ohne welche sie zur schwächlichen Sentimentalität werden müßte: den unverbrüchlichen Rechtssinn, den heiligen Grundsatz, fremdes Recht so hoch zu schätzen wie das eigene. — —

Das zu schaffende Handbuch soll Ethik und nur Ethik enthalten, nicht Religion, nicht Christentum, nicht irgend eine Art von Metaphysik, weder eine spiritualistische, noch eine materialistische. Das Leben ist hierin längst vorangegangen, die Lehre braucht nur zu folgen. Macht man den Wert eines Menschen davon abhängig, ob er katholischen oder protestantischen oder jüdischen Religionsunterricht genossen hat, ob er an die Möglichkeit eines stofflosen Geistes oder an die Existenz eines persönlichen Gottes glaubt, ob er die sogenannte Materie für den letzten Träger der Realität hält u. s. w.? Niemand wird behaupten wollen, daß diese Dinge bei unserer praktischen Wertschätzung eines Menschen in Betracht kommen. Wer sich auf die religiösen oder spekulativen Meinungen eines andern berufen wollte, um denselben nach seiner sittlichen Tüchtigkeit zu kennzeichnen, würde allgemeinem Gelächter verfallen. Ist dem so, dann gehören aber diese Dinge nicht nur nicht in die sittliche Unterweisung, sondern müssen aufs strengste aus ihr entfernt werden. Sie bringen ein Element der Trennung, des Zwiespaltes in dasjenige, was seiner eigentlichsten Natur nach allen gemeinsam sein sollte. Sie wecken unter Umständen Abneigung oder Widerspruch gegen dasjenige, was den unantastbaren Grund des persönlichen Lebens zu bilden hat. Wenn wir christliche oder theistische Ethik lehren, so heißt das soviel als dem Kinde des Nicht-Christen, des Freidenkers, sagen: „Ich habe nicht einmal sittliche Gemeinschaft mit Dir“. Wenn wir den Atheismus predigen, so stoßen wir den Gläubigen von der Schwelle unserer Ethik zurück. Weder Christentum noch Atheismus kann in absehbarer Zeit jedermanns Meinung sein; aber im Gedanken der Humanität müssen und können sich Christen und Juden, Theisten und Atheisten, Gläubige und Freidenker zusammenfinden. Die Ethik der Humanität darf niemand verletzen; an ihr müssen sich alle aufrichten können.

---

## Lebensbilder.

Von einem Buchbinder (Felix Renker in Leipzig-Connewitz).

### XI.

Wo man geboren wird und das Licht der Welt mit seinem ersten unverständlichen Lallen begrüßt, — ob in dem Prunkgemach eines Millionärs oder in der dumpfigen elenden Dach- oder Kellerwohnung eines Arbeiters, das ist für die geistige und sittliche Entwickelung des Menschen, für sein ganzes Leben von der weittragendsten Bedeutung. Dort mit dem Eintritt in das Leben der Freibrief für alle möglichen Genüsse, Licht und Luft und eine ans Übernatürliche grenzende Sorgfalt für den neuen Weltbürger, nicht Zwang in der Wahl eines künftigen Berufes, sondern im Gegenteil die höchste Potenz individueller Freiheit in allen Daseinsfragen. Aber hier ein dürftiges, mit einigen Lumpen bedecktes Bett als erstes Lager, Stick- und Moderluft die erste Kost für die zarte Lunge, Muttermilch, die köstlichste Nahrung für die junge Menschenpflanze, fast nicht vorhanden, dafür nur ein dürftiger Aufguß verwässerter Milch und eingeweichter Semmel: so beginnt das Arbeiterkind sein mühevolles Dasein. Dort Bonne, Gouvernante und Hauslehrer, alle bemüht, die schlummernden geistigen Fähigkeiten des ihnen anvertrauten Kindes zu wecken und zu fördern; hier im günstigsten Falle einige ältere Geschwister als Wärter und Pfleger; denn die Mutter ist gezwungen, in der Fabrik den Lebensunterhalt verdienen zu helfen. So wächst das Arbeiterkind auf, eine wilde Pflanze, sich meist selbst überlassen; und findet sich keine führende Hand, so werden bald alle edleren Keime erstickt werden, und die Degeneration des Menschengeschlechts schreitet, um ein neues Opfer unserer heutigen Gesellschaftsordnung vermehrt, unaufhaltsam weiter.

Doch dies nur zur Einleitung! — Ich will ja vor den Blicken der Leser mein eigenes Lebensbild aufrollen. Was werden sie finden? Ein grauenvolles Bild des Elends und Jammers, ein Ringen und Kämpfen um das Dasein, ein ewig verzweiflungsvolles Streben nach Befreiung aus den Fesseln eines aufgezwungenen Berufes und endlich ein kraftvolles Sich-Herausreißen aus allen Banden, die den Menschengeist niederhalten unter der Wucht der materiellen Unfreiheit.

Ich bin ein Bastard! — Mit Bitterkeit erinnere ich mich des Tages, als mir von seiten einer meiner zahlreichen Pflegemütter dieses Wort entgegengeschleudert wurde. Ich zählte damals gerade 9 Jahr. Wie ein giftiger Hauch legte sich's auf mein kindliches Gemüt, und noch als Jüngling dachte ich mit Beschämung an die Worte der alten Megäre; war ich doch in dem Wahne befangen, ich trüge das Brandmal einer sündlichen Geburt an der Stirn. Der gereifte Mann hat freier denken gelernt. — Ich war ein Kind der Liebe, — übereifrige Pastoren nennen's wohl auch ein Kind der Sünde! — Lächerlich! Mit inniger Liebe betrachte ich oft das Bild meiner Mutter, die ich fast nicht gekannt habe, — nur dunkel erinnere ich mich einer hohen, imposanten Frauengestalt, die ich Mama nennen durfte. Konnte sie dafür, daß sie den Worten eines Schurken traute, der sie um Ehre und Lebensglück betrog? — Sie starb an gebrochenem Herzen.

Unter welchen Eindrücken verlebte ich meine Kindheit? Kein liebendes Mutterauge wachte über mir, meine Erziehung lag nacheinander in den Händen von neun, sage neun Pflegeeltern! Überall wurde ich zu den gröbsten Dienstleistungen benutzt. Sogar sticken mußte ich lernen und oft bis zwei und drei Uhr nachts Hausschuhe für eine Leipziger Firma sticken, weil der Mann, ein Beamter, wegen Trunkenheit seiner Stellung verlustig gegangen war. Mitleidige Nachbarn, meine Lehrer, welche mich wegen meiner Begabung lieb hatten, veranlaßten meine Unterbringung in anderen Familien. Doch auch hier dasselbe, wenn auch in veränderter Form: überall aber Schläge, Fußtritte, sodaß ich ganz verschüchtert wurde und mein Ende herbeisehnte. Des Nachts lag ich auf den Knieen in der Kammer und betete inbrünstig zu dem Christengotte, den Sinn der Pflegeeltern zu wenden, ihre Herzen zu lenken, — der nächste Morgen brachte mir aufs neue Püffe und Schläge! — In dieser Zeit, ich war 11 Jahre, schrieb ich mein erstes Gedicht:

**An meine Mutter.**

Gedichtet am 1. April 1877.

Meine Mutter! — O welch' süßer Klang
Liegt doch in solchem Worte,
Mir tönet es wie Engelssang
Aus offner Himmelspforte.
Es liegt darin der Liebe Glück,
Mein ganzes Sein und Wesen,
Und wenn ich Dich, o Mutter, hätt',
All's Leid hätt ich vergessen.
O, wärest Du an meiner Seit',
Das sollt ein Leben werden,
Voll lauter Lust und Seligkeit,
Wie keines auf der Erden.

Doch was nützt das Flehen, Weinen, —
Mutter ist ja längst schon tot,
Mutter kann nicht mehr erscheinen,
Mutter ist beim lieben Gott. —
Beim lieben Gott! Welch' hohe Freude
Für mich armes Erdenkind!
Du bist dort, entrücket allem Leide,
Wo nur die Auserwählten sind.
Da bist mein Schutzgeist Du geworden
Und lenkest meine Schritte all,
Bist bei mir an allen Orten,
Behütest mich vor jedem Fall;
Dein Schutz, o theure Mutter, stärkt mich,

Mit festem Mut er mich beseelt.
Doch wenn ich stets auch dieses hatte,
Das Eine hat mir stets gefehlt:
Die Mutterliebe, die da sorget,
Die Liebe, die Du mir erwiesen,
Die Liebe, die für Alles wacht,
Die Lieb, die Alles gut gemacht —
Sie fehlt mir, nichts kann sie ersetzen,
Denn Du bist tot, mein treuer Hort und Schild,
Du lebst ja dort in jenem andern,
In jenem himmlischen Gefild.

Mein kindlicher Glaube an Gott wurde wankend durch die mir zu teil gewordene Behandlung. Sah ich doch, daß die Leute, welche mich nur als Werkzeug ihrer Launen benutzten, mittags im brünstigen Gebete den Herrn Jesus zu Gaste baten; mußte ich doch abends vor dem Schlafengehen laut und vernehmlich ein Abendgebet sprechen und für sie — meine Peiniger — den Segen des Himmels herabflehen. Und schon in der Brust des dreizehnjährigen Knaben regten sich leise Zweifel an dem Dasein eines lebendigen Gottes; oft und viel dachte ich über das in der Religionsstunde Gelernte, in der Kirche Gehörte nach, — der kindliche Geist konnte es nicht fassen, daß ein allmächtiger und allgütiger Gott das mir täglich widerfahrene Unrecht gutheißen könne. Ich geriet in Widerspruch mit meinem Glauben an göttliche Liebe und Gerechtigkeit und meinen Erfahrungen über die christliche Liebe. — Schon damals wurde der Keim gelegt zu meiner heutigen atheistischen Weltanschauung. Doch welcher Kämpfe bedurfte es, um mich aus dem Wuste der mir eingeimpften Lehren und anerzogenen Irrtümer zu befreien! Manche schlaflose Nacht habe ich durchkostet, viele, viele Stunden über dem Studium der Bibel selbst und einer Reihe aufklärender Schriften zugebracht, um endlich meine Anschauung in die nach meiner Ueberzeugung richtige Bahn zu lenken. Ich fühle mich ungemein wohl dabei. In der Ausübung des von mir und meinen Gesinnungsgenossen erstrebten wahren Menschentums, in der Befolgung der vornehmsten Forderung der christlichen Lehre, nämlich der Nächstenliebe, finde ich als Atheist die edelste Befriedigung über meinen sogenannten Unglauben. Gewiß, der verlästerte und verketzerte Atheist steht in Bezug auf Menschenliebe, edlen Charakter, Sittlichkeit infolge seiner geläuterten, von allen Schlacken befreiten Weltanschauung hoch über dem strenggläubigsten Christen.

Die Berufswahl. — Glücklich der, und sei er noch so arm, der seinen Beruf sich selbst wählen kann! Mein innigster Wunsch war, Lehrer zu werden; ein kategorischer Befehl meiner Pflegeeltern bestimmte mich zum Buchbinder, da ich als Lehrling dann gleich Kostgeld mit heimbrachte. Innerlich empört, ohnmächtig, mich gegen diese Vergewaltigung meines Selbstbestimmungsrechtes zu wehren, griff ich zum Kleistertopf und Leimpinsel, innerlich mit dem festen Entschlusse, in meiner geistigen Fortbildung nicht zu rasten. Bei der Ausübung meines Berufes fielen mir viele noch unbekannte Schriften in die Hände, — nachts, beim Flackerlichte einer Dreierkerze, wurde nun studiert; denn das stand bei mir fest: als Buchbinder wollte ich nicht ewig wirken. — Dadurch, daß ich gezwungen worden war, ein Handwerk zu erlernen, lernte ich auch in allernächster Nähe die Arbeiterbewegung kennen. Ich schloß mich, nachdem ich meine Lehrzeit beendet hatte und kurze Zeit in der Fremde gewesen war, meiner Gewerkschaft an, da ich durch das Arbeiten in den verschiedensten Werkstuben, sowie auch durch den Umstand, welcher bei allen Meistern im Schwunge ist: nämlich durch die Herabdrückung der Löhne und die übermäßig lange Arbeitszeit, zu der Überzeugung gekommen war, daß nur ein solidarisches Zusammenstehen der wirtschaftlich Schwachen diese ökonomisch stark machen könne. Welchem Arbeiter ist es wohl möglich, und wäre er mit eisernster Willenskraft begabt, sich nach einer angestrengten 12—15stündigen Arbeitszeit noch geistig fortzubilden? Sein Denkvermögen ist durch die Überanstrengung dermaßen geschwächt, daß er nicht einmal die allereinfachsten und klarsten Sachen, auch wenn er wirklich den Anlauf nimmt, sie zu lesen, versteht. Es sind also auch hier die denkbar edelsten Motive, welche die Arbeiterschaft veranlaßt, sich zusammenzuschließen, um für sich wirtschaftliche Verbesserungen zu erkämpfen; nur der profitwütige Kapitalist will es nicht einsehen, daß seine Arbeiter auch Menschen sind, welche ein heiliges Recht haben, an den Errungenschaften der Kultur teilzunehmen. Und wie lechzt der Arbeiter nach der Befriedigung seiner geistigen Bedürfnisse, wie glücklich ist er, wenn er irgend einen interessanten Vortrag anhören kann; meist aber fehlt ihm die Zeit und zum Kauf guter Schriften das Geld.

Es ist selbstverständlich, daß mit den gewerkschaftlichen Forderungen der Arbeiterschaft auch die Beteiligung am politischen Leben vereint ist. Beide gehen Hand in Hand. Auch ich schloß mich daher einem politischen Vereine an, da ich nicht nur in der Abgabe eines Stimmzettels eine politische Wirksamkeit erblicke, sondern in der Teilnahme am geistigen Kampfe für meine Ideale, für die Ideale der Sozialdemokratie. Ich selbst lernte Leute kennen, welche früher aus Mißmut über die traurige Lage, in welcher sie lebten, zum Schnaps gegriffen hatten; seit sie teilnehmen an der politischen Bewegung, seit sie den sozialistischen Gedanken in sich aufgenommen haben, sind es andere Menschen, wahre Menschen geworden. Der Einfluß des edlen sozialistischen Gedankens wirkt unverkennbar veredelnd auf den Träger desselben. Man sagt oft, die Sozialdemokraten seien unlautere Charaktere, Hetzer, Wühler, denen nichts heilig sei, — ich erinnere nur an die Schrift eines Gregovorius, „Der Himmel auf Erden", ferner an die lächerliche Verballhornisierung unseres sogenannten Zukunftsstaates seitens Eugen Richters, — es beweist nur zur Evidenz, daß diese Herren nicht das allergeringste Verständnis für die idealen, für die ethischen Forderungen der Sozialdemokratie besitzen. Wir erstreben ein reines Menschentum auf der Basis der höchsten Sittlichkeit. Alle Bewohner der Erde sollen der von dieser hervorgebrachten Schätze teilhaftig werden. Ein solches Ziel ist wohl des Kampfes wert. Der Arbeiter von jetzt darf nur die Werke schaffen für die, welche im Besitze der Produktionsmittel sind; als Äquivalent erhält er nur einen geringen Bruchteil der von ihm geleisteten Arbeit in Gestalt seines wöchentlichen Lohnes, der meist so beschaffen ist, daß er knapp sein eigenes Leben erhalten kann, geschweige das einer Familie.

Ich will jedoch auf mein eigenes Familienleben eingehen. Ich verheiratete mich ziemlich jung, da ich es satt hatte, mich bei fremden Leuten aufzuhalten. Ich sehnte mich nach einem eigenen Heim, und da ich ein Wesen fand, welches meine Weltanschauung teilte, so schritt ich unverzagt zur Schließung eines Ehebündnisses, natürlich unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen. Mancher wird meinen, es sei frivol, sich, ohne die nötigen Mittel zu haben, zu verheiraten und sich und das erwählte Weib unglücklich zu machen. Dem ist wohl mit Recht entgegenzuhalten: der Anschluß des Mannes an das Weib ist eine Forderung der Natur; der sittlich berechtigte ist die Ehe. Soll nun der Arbeiter, — wenn er sich wirklich etwas erspart hat, so wird er doch oft durch Arbeitslosigkeit, der Folge eintretender Geschäftsstockungen, in die Lage versetzt, das mühsam ersparte zuzusetzen, — soll der Arbeiter auf die Ehe verzichten und sich aus purer Liebe für seinen Arbeitgeber selbst prostituieren, sich geschlechtlichen Ausschweifungen hingeben? Das wäre jedenfalls ein Schritt zur Degenerierung seines eigenen Ichs, ein Schritt zur Versumpfung und Unmoralität. Der dem Menschen innewohnende Naturtrieb erwacht zu gegebener Zeit; er ist gezwungen, diesem zu folgen und tritt darum in die Ehe.

Wenn das Weib die Anschauungen ihres Mannes teilt — und das ist in Arbeiterehen meist der Fall, — so wird, auch wenn Not und Sorge über sie hereinbrechen, die Ehe doch insofern eine glückliche sein, als beide, Mann und Weib, im Erkennen ihrer Klassenlage eins sind und nicht in Verblendung die Schuld an ihren mißlichen Verhältnissen eines

auf das andere schieben, sondern den wahren Grund in dem heutigen Wirtschaftssystem erblicken. Und doch können die meisten Arbeiterehen nicht den Anspruch auf Vollkommenheit machen, sie sind nicht das Ideal einer Ehe; denn das Weib ist in den meisten Fällen gezwungen, um den kärglichen Verdienst zu erhöhen, mit in die Fabrik zu gehen. Statt daß sie, wie es recht und billig wäre, sich daheim der Erziehung ihrer Kinder widmen und das Heim mit liebender Sorgfalt verschönern und wohnlich machen könnte, zwingt sie die heutige Gesellschaftsordnung, von früh bis abends in den dumpfigen Fabrikräumen zu weilen; es wird ihr verwehrt, ihre wahre Bestimmung als Weib zu erfüllen. Wo bleibt da der ethische Untergrund der Ehe?

Ich habe es mit Aufbietung aller mir zu Gebote stehenden physischen und geistigen Kräfte durchgesetzt, für die Bedürfnisse meiner Familie allein aufzukommen. Ich wollte meinem Weibe die Stelle anweisen, die ihr einzig und allein gebührt: die Stellung im Hause. Es wäre mir aber nicht gelungen, wenn ich nicht in der glücklichen Lage gewesen wäre, mir durch litterarische Thätigkeit einen Nebenverdienst zu schaffen; denn gerade in der Buchbinderei werden sehr schlechte Löhne gezahlt. Nachdem ich abends nach 9 und 10 Uhr von der Arbeit heimkehrte, saß ich die halbe Nacht, mir nur wenig Schlaf gönnend, um zu schreiben. Da kam eine 1½jährliche Arbeitslosigkeit; ich war gezwungen, da alle Bemühungen meinerseits, Arbeit zu erlangen, fehlschlugen, mich nur durch meine litterarische Thätigkeit über Wasser zu halten. So hielt ich die größte Not von mir fern; endlich erhielt ich auf kurze Zeit wieder Beschäftigung; jetzt hieß es, Schulden zu tilgen. Wieder mußten die Nächte zu Hilfe genommen werden; doch diesen übermäßigen Anstrengungen mußte endlich auch meine zähe Natur erliegen. Ich wurde nervenkrank und kam in die Behandlung eines menschenfreundlichen Arztes. Diesem schilderte ich offen den Grund meiner Krankheit, und er riet mir, meinem Handwerk Valet zu sagen. Ich that es und widmete mich nach meiner Genesung gänzlich der litterarischen Thätigkeit. Angespornt wurde ich durch die Erfolge, welche einige von mir verfaßte dramatische Werkchen in Arbeiterkreisen gefunden hatten; mit Spannung sieht man einem demnächst erscheinenden dreiaktigen sozialen Schauspiel: „Um schnöden Mammon" entgegen. Unter der Feder habe ich ein Drama: „Die Sünden der Väter", welches sich speziell mit der Sittlichkeitsbewegung der Gegenwart befaßt. Zwar habe ich auch momentan in dem selbstgewählten Berufe mit Sorgen zu kämpfen; doch — und das ist wohl die Hauptsache — ich finde darin endlich die innere Befriedigung, welche mir die langen Jahre hindurch in dem aufgezwungenen Berufe fehlte. Mit eiserner Konsequenz habe ich mein Ziel verfolgt; wohl drohte ich manchmal in dem Kampfe ums Dasein dem widrigen Geschick zu erliegen; aber immer und immer wieder raffte ich mich auf, meinen Weg zu verfolgen. Daß mir's gelungen ist, habe ich zum großen Teile der Liebe, der entsagenden Liebe meines braven Weibes zu danken. — Aber wie vielen, unsäglich vielen mit Fähigkeiten ausgerüsteten Arbeitern gelingt es nicht, ihre Talente anzuwenden, auszunutzen; sie müssen im täglichen Kampfe mit der Not, als Opfer der heutigen Gesellschaftsordnung, erliegen.

## Vermischtes.

Die Berliner Humboldt-Akademie hat sich dadurch ausgezeichnet, daß sie eine Dame (Frl. Dr. med. Agnes Bluhm in Berlin) zur Dozentin erwählt hat. Wann wird das rühmliche Beispiel dieser freien Hochschule bei den staatlichen in Deutschland Nachahmung finden?

Kinder studierter Frauen. Vor einiger Zeit machte Mrs. Fawcett eine Sammlung von Photographien von Babies, deren Mütter eine Universitätsbildung genossen hatten. Ein prächtigerer, gesunderer Schlag von Kindern ist nicht zu sehen; und sie widerlegte so siegreich die Behauptung, daß eine höhere Bildung die Frauen ungeeignet zur Mutterschaft macht. Mrs. Fawcett hat die Sammlung dem Newnham-College zum Geschenk gemacht. (Aus „Woman's Signal".)

## Bücherbesprechung.

**Benjamin Vetter: Die moderne Weltanschauung und der Mensch.** Sechs öffentliche Vorträge. Jena, Verlag von Gustav Fischer 1894. XII und 157 S. 8°.

Wie oft — zum Überdrusse oft — müssen wir es wiederholen hören, daß die heutige Zeit der Ideale baar und dem Pessimismus verfallen sei, und daß die moderne Naturforschung die Schuld daran trage. Hier liegt ein Buch vor uns, welches mit schonungsloser Wahrheitsliebe die letzten Konsequenzen der modernen Naturforschung zieht, und doch durchweg von einem idealen Sinn und einer Wärme durchdrungen ist, wie sie eben nur begeisterungsfähige und aufrichtige Menschen ausströmen. Der Verfasser bedarf der Halbheiten und Kompromisse nicht, denn er vermag die großen Ideale, welche die Menschheit bewegen, mit seiner monistischen Weltanschauung nicht nur zu versöhnen, sondern sie aus dieser in einer so naturgemäßen Weise abzuleiten, daß das wohlthuende Gefühl einer freien und warmen Überzeugung, das den Verfasser beseelt, auch auf den Leser übergeht.

Ein merkwürdiges Schicksal hat dem Verfasser vergönnt, unmittelbar vor seinem frühen Tode in diesen sechs Vorträgen die Summe seines ehrlichen Bemühens um die großen Rätselfragen des Daseins zu ziehen. In einem Vorworte, welches sein einstiger Lehrer, Ernst Häckel, seinem Buche vorausschickt, bezeichnet er den hervorstechendsten Zug desselben mit folgenden treffenden Worten:

„Ganz besonders wohlthuend berührt in Vetter's Vorträgen die Verknüpfung von lauterster Wahrheitsliebe und dichterischer Naturverklärung, von tiefstem sittlichen Ernste und milder Herzenswärme. Man fühlt es dem Verfasser nach, wie seine Vorträge der Ausdruck seiner innersten Überzeugung sind. Und diese harmonische Überzeugung von der Einheit der Gott-Natur ist erst langsam im Laufe langjähriger ernster Studien, im schweren Kampfe mit den liebgewordenen Glaubenssätzen einer streng kirchlichen Jugenderziehung herangereift. Gerade diese inneren Lebenserfahrungen haben ihn dazu befähigt, die notwendige Versöhnung von Glauben und Wissen mit besonderer Gemütswärme zu befürworten."

Diese innere Harmonie und diese warme, durch ernstes Nachdenken gewonnene Überzeugung waren es denn auch, welche diesen Vorträgen so viele dankbare Zuhörer verschafften, auch unter Solchen, die Anhänger einer ganz andern Weltanschauung sind. „Die Hochachtung, die dem Bekenntnis des ehrlichen Mannes gebührt, — gleichviel, wie es lauten möge — versagte ihm Keiner." Die Vorträge wurden in Dresden — wo Vetter seit 1878 Professor der Zoologie am Polytechnikum war — an sechs Sonntagen, vom 30. Oktober bis 4. Dezember 1892 gehalten, am 2. Januar 1893 aber ist Vetter nach kurzem Krankenlager gestorben.

In den ersten drei Vorträgen werden die Entwickelung, der Inhalt und die Grundlage der naturwissenschaftlichen Weltanschauung dargelegt, wobei der Verfasser in gedrängter Kürze einen Überblick über die Entwickelungsgeschichte der Erde giebt. Die drei folgenden sind der Anwendung der so gewonnenen Unterlage auf soziale und religiöse Probleme gewidmet, und zwar behandelt Kapitel IV „Das Sittengesetz auf natürlicher Grundlage", Kapitel V „Religionen und Philosophie", und Kapitel VI die „Entwickelungsgeschichte der Religion und ihre philosophische Begründung", sowie „Zusammenfassung der Ergebnisse und Ausblick auf künftige Zustände des Menschengeschlechtes."

Im Kapitel IV führt der Verfasser in sehr interessanter Weise den Ursprung der zwiefachen Moral des Menschen aus: für die Horde mußte es von Vorteil im Kampfe ums Dasein sein, wenn der Urmensch gegen seine Familie und zum Teil auch gegen seine Stammesgenossen Altruismus entwickelte, gegen jeden anderen aber ein wildes Tier blieb: grausam, rachedurstig, hinterlistig. Für den Einzelnen aber ist in diesem Kampfe das Gedeihen der Horde zudem nur eine der notwendigen Bedingungen: zum Erwerb des Unterhalts für sich und die Seinen ist er auch innerhalb des Stammes vielfach auf Betrug und Vergewaltigung angewiesen, all das ist ihm erlaubt, ja wird als besonders manneswürdig angesehen, so lange es nur nicht den inneren Zusammenhalt des Stammes, das Gedeihen des Ganzen merkbar beeinträchtigt. So kommen die „zwei Seelen" in seine Brust. Diese Kluft gebiert die „Religion." „Was Wunder, wenn er in diesem Widerstreit der sittlichen Forderungen an sich selbst irre wurde und sehnsüchtig nach einer leitenden Hand ausschaute, . . . nach einer Autorität, die ihm das eigene Suchen und Denken ersparte, die Last der eigenen Verantwortlichkeit abnahm?" . . .

„Es giebt nun thatsächlich kaum ein Laster oder Verbrechen nach unseren Begriffen, das nicht einst für gut und verdienstlich gehalten wäre oder noch würde: und jedesmal findet man bei genauer

Prüfung, daß diese scheinbar so verkehrte Auffassung doch ... eines der Mittel zur Erhaltung des betreffenden Volkes im Kampfe mit andern oder ein Fortschritt über einen noch tieferen Zustand hinaus oder mindestens das geringere von zwei alternativen Übeln war."

„So hat sich" heißt es im V. Vortrage „jede Zeit ihren eigenen Sittenkodex ausgebildet ... Ich erkenne hieraus und sehe dies auch bei jedem Blick auf meine Mitmenschen bestätigt, daß heute und für die Gemeinschaft, in der ich lebe, gleichfalls nur das wahrhaft gut ist, aber auch nur das mich wahrhaft beglücken kann, was ich thue im Sinne und im Interesse der Gemeinschaft, und böse, unglücklich machend, was diesem zuwiderläuft. Damit habe ich den festen sittlichen Maßstab gewonnen. Derselbe war im wesentlichen schon durch erbliche Anlage in mir gegeben oder vorbereitet, ist aber durch Erziehung in Familie, Schule und Leben erst zu bewußter Klarheit entwickelt worden und bildet nun das, was ich „mein Gewissen" nenne" ... „Das (meine Pflichten) sind im wesentlichen keine andern, als wie sie bisher schon für einen jeden als verbindlich oder selbstverständlich gegolten haben, nur mit dem Unterschiede, daß ich sie ... erkenne als notwendiges Entwickelungsprodukt und daher als ebenso unentbehrliche Voraussetzung eines gesunden und beglückenden Menschen-Daseins, wie die beständige Erneuerung der Luft in meinen Lungen oder die Bethätigung aller der körperlichen und geistigen Kräfte, die ich in mir spüre, — während sie nach der hergebrachten Pflichtenlehre dem Menschen von Gott gegebene Gebote sind, deren Befolgung vor allem deshalb eingeschärft wird, weil er es so haben will, weil man ihm damit gefalle und weil dadurch ein ewiger Lohn in einem andern Leben zu gewinnen sei."

An den Beispielen „Du sollst nicht lügen", „Du sollst nicht töten", „ehre Vater und Mutter", wird es Vetter leicht, die Widersprüche der herrschenden Sittenlehre zu zeigen, die vom Standpunkte der kirchlichen Lehre unerklärbar sind. Vom Standpunkte der Entwickelungslehre dagegen verkörpern sie die Anschauungen sehr verschiedener Entwickelungsstufen. „Während die früheste Zeit nur Pflichten des Einzelnen gegen die engsten Gemeinschaften der Familie, der Sippschaft, des Stammes kannte, haben sich allmählich die Grenzen des Pflichtbereiches immer mehr, bis zur ganzen Menschheit erweitert (im heidnischen Altertum bereits vorbereitet*) und durch das römische Bürgerrecht thatsächlich schon zum Teil verwirklicht, ist die Idee der allgemeinen Brüderlichkeit und Gleichberechtigung aller Menschen doch erst durch Christus wahrhaft innerlich und in ihrer vollen Tiefe erfaßt und von seinen ersten Nachfolgern mit der Begeisterung einer neuen Weltanschauung als heilige Fahne vorangetragen worden." ...

„Der Verständige wird sich damit zufrieden geben, die wahre Glückseligkeit einer möglichst großen Zahl von Mitmenschen (inkl. Nachwelt) so viel an ihm lag gefördert zu haben."

„Allein noch immer höre ich den Einwurf: ... Was kann es dem Armen, Verlassenen oder ungerecht Bedrückten für Trost gewähren, zu wissen, daß die Entwickelung des Menschengeschlechts nun eben einmal solche Zustände herbeiführen mußte ...? Wie sollte denn jemand von diesem Boden aus zur höchsten sittlichen Stufe der vollen Selbstentäußerung, der reinen Nächstenliebe, ja der Feindesliebe sich aufschwingen? Was endlich kann deine Weisheit einem Sterbenden bieten? Wie bewährt sich der Menschenwitz im Angesichte des Todes?"

„Auch auf diese Fragen kann ich eine Antwort geben. Die volle Überzeugung von ihrer Wahrheit und ihrem Wert schöpfe ich aus reicher eigener Erfahrung. Für jeden andern kann sie freilich vorerst nur zur hohen Wahrscheinlichkeit werden. Auf alle Fälle aber sind diese Fragen so tiefernst, so entscheidend, daß mein ganzes System als traurige Halbheit erscheinen müßte, wenn ich nicht wenigstens wahrscheinlich zu machen imstande wäre, daß eine genügende, im Leben und im Sterben ihre Kraft bewährende Beantwortung derselben gerade von meinem Standpunkt aus gegeben werden kann".

„In der Praxis, in den Angelegenheiten des täglichen Lebens herrscht bereits durchaus die Idee der natürlichen Verursachung und des gesetzmäßigen Fortgangs aller Erscheinungen, und bloß um dem geistigen Bedürfnis nach einer letzten Ursache oder einer abschließenden Erklärung verwickelter Fragen zu genügen, kommt man noch auf die Vorstellung von einem persönlichen Schöpfer und Erhalter der ganzen Welt zurück."

„Damit ist denn auch die Gemütsauffassung der Menschen den Dingen ihrer Außenwelt gegenüber eine ganz andere geworden. Weder Zorn noch Furcht vor einer strafenden oder rächenden Macht erfüllt den Verständigen, wenn eine ansteckende Krankheit in seinem Wohnorte ausbricht, selbst seine nächsten Angehörigen befällt und dahinrafft; er trauert um sie, versäumt aber darüber nicht, um so eifriger im Verein mit anderen den Verbreitungsbedingungen der Krankheit nachzuspüren und möglichste Vorsorge gegen ihre Wiederkehr zu treffen. Wohl überlassen sich in solchen Fällen noch manche einem unfruchtbaren Grübeln, warum gerade sie solches Unglück treffen mußte, aber die gesunden Antriebe des praktischen Lebens helfen in der Regel bald über derartige Rückfälligkeiten hinweg. Wahre Bitterkeit, Ärger, Zorn oder sonstige Gemütserregungen empfinden doch die allermeisten Menschen nur noch bei Geschehnissen, die von anderen Menschen unmittelbar verschuldet oder bewirkt worden sind. Alles Übrige, mag es ihr Wohlergehen berühren oder nicht, wird als kausal bedingte, unabänderliche Thatsache erkannt und daher auch ohne jede gegen irgend ein Objekt gerichtete Mißstimmung ruhig hingenommen."

Von dieser bereits vorherrschenden Anschauung ist es nur ein Schritt — freilich ein großer — bis zum Standpunkte des Verfassers, der auch menschlicher Bosheit und Verkehrtheit gegenüber nicht Zorn und Ärger, sondern Bedauern und vor Allem den Wunsch empfindet, den Ursachen dieser Verkehrtheiten nachzuspüren und zu ihrer Abstellung mitzuwirken.

Wir können hier nicht noch weiter in die Auseinandersetzungen des Verfassers eingehen. Nicht der Wunsch, Proselyten zu machen, sondern der Wunsch, Zeugnis abzulegen gegenüber den Vielen, welche die Gefühle aller Menschen nur nach ihrem eigenen abweichenden Horizont beurteilen wollen, treibt den Referenten dazu, auszusprechen, welche lindernde, aufrichtende Kraft eine derartige naturwissenschaftliche Philosophie auch an ihm selbst in schwerem Unglück ausgeübt hat. Verschiedene Menschen werden natürlich in ganz Verschiedenem Trost suchen und finden; aber Diejenigen, welche die Möglichkeit bestreiten, an der modernen, durch Jahrtausende lange Zucht zur Wahrheit errungenen Weltanschauung Trost und Halt zu finden, urteilen über Dinge, die ihnen fremd sind, und die sie nur nach flachen Äußerlichkeiten abschätzen, über die hinaus allerdings die große Mehrzahl der Anhänger sowohl der einen wie der anderen Auffassung überhaupt nie gelangt.

Das Mitgeteilte möge genügen, um den Charakter des Buches zu zeigen und zum näheren Studium desselben anzuregen; geben diese Auszüge doch für sich allein schon Stoff genug zum Nachdenken!

Hamburg. Prof. Dr. W. Köppen.

*) Man denke nur an das anderthalb Jahrhunderte vor Christus ausgesprochene „homo sum, humani nil a me alienum puto."

## Anzeigen.




Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Kettelbeckstr. 24. für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. —
Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2092.

# Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

## Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Herausgegeben von
**Dr. Georg von Gizycki,**
Professor der Ethik an der Universität zu Berlin.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. Zimmerstraße 94.

| II. Jahrgang. | Berlin, den 28. Juli 1894. | Nr. 30. |
|---|---|---|





### Aus dem Leben eines Knaben.

Von J. Engell-Günther in Ascona.

Zwei ganz kleine Kinder saßen auf erhöhten Stühlen zwischen ihren beiden Müttern an einem Tische, der mit einigen Stücken gewöhnlicher Spielsachen bedeckt war. Das achtmonatliche kleine Mädchen ergriff die Kautschuck-Puppen und -Tiere, schlug damit auf die Platte und schleuderte sie dann zu Boden; was der etwas über ein Jahr alte Knabe jedesmal mit Mißbilligung zu bemerken schien. Seine Mutter sagte ihm dann, er möchte das Spielzeug wieder aufheben, worauf er geduldig von seinem Stuhl herabkletterte, das Stück auf den Tisch legte und sich, obgleich etwas murrend, wieder auf seinen Platz setzte. Nachdem sich jedoch dieser Vorgang mehrmals wiederholt hatte, gehorchte er zwar ebenfalls, nahm aber, als er das Spielzeug auf den Tisch gelegt hatte, das Händchen seiner kleinen Gefährtin und gab ihr mit seiner andern Hand einige derbe Klapse darauf; augenscheinlich um dem Kinde einzuschärfen, nicht mehr die Sachen herabzuwerfen. Die Kleine schrie auch nicht, sondern betrachtete nur eine Weile ganz erstaunt ihr etwas rot gewordenes Fäustchen, um es dann wie fragend ihrer Mutter hinzustrecken; während der kleine Bursche sehr ruhig auf seinen Sitz zurückkroch und sich gleich wieder in sein Spiel vertiefte. Dieser Ernst nahm sich so komisch aus, daß die Frauen nur lächeln konnten, weil sie dem Knaben keinen Beifall zeigen wollten, doch aber auch keine Strafpredigt für angemessen halten konnten, da er sie kaum verstanden haben würde.

Derselbe Knabe zeigte übrigens schon sehr früh einen großen Widerwillen gegen jedes Unrecht, auch wenn es nicht ihm selbst, sondern einem geliebten Wesen geschah; und in Verteidigung eines Schwachen gegen einen viel stärkeren Gegner kannte er keine Furcht. Sein Vater war ein heftiger, jähzorniger Mann, der seine Frau bei jeder Gelegenheit anzuschreien und mit Scheltworten zu überhäufen pflegte, wovon das Kind natürlich oft Zeuge war. Anfangs, im Alter von 6 bis 10 Monaten, klammerte es sich dann fest an die Mutter, wahrscheinlich, weil es sich fürchtete, und zugleich weil es durch seine Liebe einen Trost zu geben wünschte. Später schaute es den zornigen Vater in solchen Augenblicken ernsthaft und wie erstaunt an, indem es sein Händchen ausstreckte, um die Finger oder das Gesicht des Mannes zu streicheln und dazu zärtlich mißbilligende Rufe: „Oh, oh, Papa!“ hören zu lassen. Nachdem der Knabe laufen gelernt hatte und imstande war einige Silben auszusprechen, mit 18 Monaten also, zeigte er aber allemal, wenn sein Vater derartige Scenen machte und sich durch sein freundliches, mahnendes „Bitte, bitte, Papa!“ nicht besänftigen ließ, eine lebhafte Empörung, die er rücksichtlos kund zu geben bestrebt war. Er kroch dem Manne auf die Kniee, um ihn ins Gesicht schlagen oder am Bart packen zu können, und da der Vater gewöhnlich dann nicht umhin konnte, über den Mut des Kleinen zu lachen, so erreichte das Kind oft seinen Zweck und gab dann sofort durch Liebkosungen seine Befriedigung zu erkennen. Freilich gelang es ihm nicht, den Vater dauernd vom Jähzorn zu heilen, und dieser wurde sogar mit der Zeit weniger nachsichtig gegen die Einmischungen des Kleinen, den er einmal sogar von sich schleuderte, ohne ihn jedoch in Furcht setzen zu können. Nur auf ernstes Zureden der Mutter, die ihm begreiflich machte, daß sie über sein Auftreten nur noch mehr Kummer und Sorge haben müsse, lernte er sich von da an bezwingen und ruhig bleiben; obgleich das natürlich nur scheinbar der Fall war.

Früh schon wurde er zu seinem Heil fast täglich in den „Kindergarten“ geschickt, wo er sich gutgeartet und folgsam bewies, keine besondere Freundschaft schloß, aber sich stets der Schwachen gegen die Stärkeren annahm, soviel er vermochte. Wenn er bemerkte, daß ein größeres Kind einem kleineren irgend ein Spielzeug entriß, worüber dieses zu weinen anfing, so eilte er gewiß herbei, um das Kleine in irgend einer Weise zu trösten; und er fürchtete sich in solchem Falle gar nicht, selbst mit den stärksten Buben in einen Kampf zu geraten, besonders da er wegen seiner Ruhe und Besonnenheit fast immer Sieger blieb.

Er war überhaupt ein verständiges Kind, ohne indeß leicht Verse oder Anderes auswendig lernen zu können. Er änderte auch die ihm vorgesprochenen Worte gern nach seinem Sinn, was sich oft seltsam genug machte. Die Strophen: „Liebe Sonne, scheinst so schön in den Thälern, auf den Höh'n“ — sagte er her: „Liebe Sonne, scheinst so schön in den Kellern, auf den Höh'n“ — weil er, in der großen Stadt lebend, von „Thälern“ keinen Begriff hatte, dagegen aber „Kellerwohnungen“, in denen es an Sonne fehlte, in der That hinreichend kannte. Als man ihn darüber belehren wollte, erwiderte er „In den Kellern sollte es doch sein; es ist sonst zu dunkel darin;“ — wogegen kein Widerspruch möglich war.

Bei Spaziergängen mit seinem Vater hatte dieser ihm die Schiller-Statue gezeigt und genannt, und als er dann später mit seiner Großmutter einen Garten durchwandelte, in dem eine Diana, eine Venus, eine Minerva und andere Göttinnen aufgestellt waren, rief er ganz froh: „O sieh' doch, da ist noch ein Sziller, noch ein Sziller, noch ein Sziller!“ (weil er das „Sch“ noch nicht aussprechen konnte;)

worauf die alte Dame etwas entrüstet sagte: „Ach Unsinn! Das sind ja Frauengestalten und kein Schiller. Wer hat Dir denn so etwas eingebildet?" Der Kleine antwortete aber mit großem Stolze: „Hal mir mein Papa einbildet! — Is ein Sziller! hat mir Papa einbildet."

Seine Mutter wollte ihm in einem Laden ein Paar warme Handschuhe kaufen, die sie ihn anprobieren ließ, indem sie zu der Verkäuferin sagte: „Wir dürfen sie nicht zu klein nehmen; er soll sie zum Geburtstage erhalten; aber er muß sie den Winter hindurch tragen können." — „Wie alt wirst Du dann wohl sein?" fragte die Frau, und das Kind antwortete: „Drei Jahre soll ich werden." — „Und wann ist Dein Geburtstag?" — Sehr schnell rief Häuschen: „O lieber gleich heut': dann darf ich sie (die Handschuhe) schon anbehalten."

Als man ihm einen kleinen Hund geschenkt hatte, der noch sehr jung war und deshalb nachts anfing zu winseln, wurde der kleine Knabe wach und rief laut: „O Mama, der Ami weint; hilf mir, ihn trösten!" — Die Frau entgegnete: „Sei nur ruhig; er schreit noch zuweilen nach seiner Mutter, aber sonst fehlt es ihm an Nichts und so wird er sich schon gewöhnen." — Weil der Hund jedoch fortfuhr zu jammern, glaubte das Kind ihm eindringlich Vernunft predigen zu müssen: „Höre doch, lieber Ami, — ach, und bedenke doch, daß wir nun Deine Mama sind! . . . . ja, und daß wir Dich lieb haben, oh, so lieb, wie meine Mama mich! . . . . Das mußt Du bedenken, lieber Ami, ich bitte Dich!"

Einmal ging er mit seinen Eltern durch eine Straße, als plötzlich ein sehr großer Hund aus der Seitengasse laut bellend auf sie zusprang. Der Vater hatte in seiner heftigen Weise sofort den Stock gehoben und das Tier dadurch noch mehr zum Zorn gereizt; wogegen Häuschen sich freundlich zu ihm beugte, ihm mit zärtlichen Worten in die Augen sah und ihm den Kopf kraute; was den Hund ohne Weiteres beruhigte und zu seinem Freunde machte, so daß er schwanzwedelnd lange neben ihm her trottete und auf sein kindliches Plaudern mit Wohlgefallen horchte. Trotz seiner ruhigen Freundlichkeit wurde der Kleine indeß einmal durch einen im gleichen Hause mit ihm lebenden, vielleicht schon kränklichen alten Mops ein wenig gebissen. Die Hand blutete und die Mutter bemühte sich, die Wunde mit frischem Wasser, in das Arnika geträufelt war, gut auszuwaschen; doch als der Vater dazu kam, rief er zornig: „Der Hund muß abgethan werden, weil ein so bissiges Tier nicht geduldet werden kann." Aber Häuschen suchte den Übelthäter zu verteidigen und sagte: „Oh Papa, sei nicht böse. Der Mops hat mich nicht beißen wollen. Ich war nur ungeschickt und habe meine Hand an seinen Zähnen gestoßen."

Er bewies demnach von früh an eine lebhafte Zuneigung für die ihm nahe kommenden Haustiere, ohne daß er dazu besonders angeleitet worden wäre; freilich hatte seine Mutter, sanft und wohlwollend gegen alle lebenden Wesen gesinnt, ihm nie ein schlechtes Beispiel gegeben. Wie erkenntlich er jede Güte im Gedächtnis bewahrte, zeigte er einmal in folgender Art: Noch nicht vier Jahre alt, lief er einmal auf der Straße vor seinen Eltern her und wurde durch den plötzlichen Anblick eines am Wege stehenden Korbes, der die schönsten Äpfel enthielt, die man sehen konnte, dazu verführt, einen Apfel davon zu nehmen und sofort hineinzubeißen. Die Obstfrau lachte zwar, verlangte aber von dem jetzt herbei geschrittenen Vater die Zahlung für die ihr entwendete Frucht und erhielt sie. Darauf wandte sich aber der in hellen Zorn geratene Mann zu dem ängstlich dastehenden Knaben, gab ihm unter heftigen Worten einen Schlag mit dem Stock und rief zum Schlusse: „Mache, daß Du fortkommst; ich will Dich nicht mehr sehen;" — und das Kind lief weinend davon. Was die arme Mutter bei diesem Vorgange empfand, läßt sich leichter denken, als beschreiben; und doch mußte sie ruhig an der Seite ihres Gatten bleiben, da Alles, was sie hätte thun können, die Sache nur verschlimmert haben würde. Kaum wagte sie zu hoffen, daß der Knabe trotz Allem nach Hause eilen und trotz der ihm im Gedränge drohenden Gefahren dort glücklich anlangen werde.

Sie sah noch, wie er in weiter Ferne von einem Herrn, der sich zu ihm niederbeugte, aufgehalten wurde, und fühlte sich von neuem Schrecken befallen, als dieser des Kindes Hand faßte und an der nächsten Straßenecke mit ihm verschwand. Alle schlimmen Erfahrungen, die man schon an solchen unerbetenen Begleitern gemacht hat, fielen ihr aufs Herz; allein zum Glück dauerte es nicht ewig, bis sie ihre Wohnung erreichte; und richtig fand sie dort den Kleinen — zwar noch schluchzend und sehr erschüttert, aber doch wohlbehalten in ihrem Zimmer. Sie stellte ihm sein Unrecht nochmals vor Augen und fragte ihn dann, ob er den Herrn, der ihn begleitet habe, vielleicht kenne. Er sagte: „Nein, weiß nicht wie er heißt." — „Hast Du ihn nicht früher schon gesehen?" — „Nein; aber er ist sehr gut, sehr gut, Mama!" — „Warum glaubst Du das, mein Kind?" — „Er hat gesagt, ich soll nicht weinen. Kinder müssen nicht weinen; und wenn sie Unrecht gethan haben, sollen sie es nicht mehr thun! Und die Thränen hat er mir abgetrocknet und mich an der Hand geführt, damit die Wagen mich nicht überfahren. Bis hierher ist er mitgegangen." — Es versteht sich, daß die Frau eine Zeitlang hoffte, den Freund ihres Sohnes irgendwie zu entdecken; doch vergeblich. Es mochte fast ein Jahr vergangen sein, als sie eines schönen Abends mit dem Knaben in einem öffentlichen Garten die Allee durchschritt; da sprang er zu ihrem Erstaunen plötzlich davon und rannte zu einem dort sitzenden Herrn, dem er sofort beide Arme um den Hals warf, indem er ausrief: „Ach, wie freue ich mich, Du guter Mann!" — „Du hast mich also wieder erkannt, kleiner lieber Hans? Siehst Du, ich habe Dich auch nicht vergessen!" entgegnete der Herr, indem er nun aufstand, um der dankbaren Mutter entgegenzutreten. „Ihr Sohn ist ein liebes Kind," sagte er. „Er wird alles Gute, was man ihm erweist, in seinem goldenen Herzen bewahren, und Sie werden Freude an ihm erleben." — „Ich hoffe es!" entgegnete sie.

Im Alter von vier Jahren war Häuschen sehr geneigt, jede Kleinigkeit, die er besaß, wie Butterbrot, Kuchen, Obst, Bilder und Spielsachen, an andere Kinder, die dergleichen nicht hatten, fortzugeben; obgleich er es später zuweilen bedauerte. Doch ließ er sich stets gern kleine Entbehrungen gefallen, um seinen Spielgenossen eine Freude bereiten zu können; er mochte indeß kaum jemals Früchte verschenken, weil er sie allzu gern selbst aß. Diese Leidenschaft gab auch einmal Anlaß zu einem drolligen Mißverständnis. Ein Herr, der viel mit seinen Eltern verkehrte, brachte ihm oft einen Apfel oder eine Birne, hatte dies jedoch an einem Tage nicht gethan und sagte dem Kinde beim Abschiednehmen: „Adieu, Häuschen!" indem er ihm die Hand bot. Der Kleine wollte die seine aber nicht geben und erwiderte ziemlich unfreundlich: „Adieu, Herr B." — dieser wendete sich lachend zu der Mutter: „Sehen Sie, der Kleine ist mir böse, weil ich ihm keine Frucht mitgebracht habe!" — „Nein, deshalb nicht!" versicherte dieser; „aber der Herr B. hat sich geirrt, wie er schon oft gethan hat." — „Geirrt? was meinst Du damit?" fragte die Mutter; während Herr B. scherzte: „Er hat sehr Recht; ich habe mich schon oft geirrt." — Die Frau wollte sich aber nicht so zufrieden geben und verlangte eine weitere Erklärung; worauf Häuschen sprach: „Also, liebe Mama, Du willst nicht, daß ich sagen soll: Herr B. hat gelogen". — „Gewiß nicht, Kind, weil sich das nicht schicken würde und sehr grob ist!" — „Ja, siehst Du, Mama, dann muß ich doch sagen: er hat sich geirrt; weil er mir gestern einen Apfel versprochen hat, ja versprochen! — daß er ihn mir heute bringen würde; und nun hat er es doch nicht gethan; und da ist es doch wahr, daß . . . . daß er sich geirrt hat, wie schon oft — und das ist häßlich." — „Du hast Recht, Häuschen," entgegnete nun der Herr B.

ganz ernsthaft; „aber siehst Du, ich werde von jetzt an immer mein Wort halten;. was Du hoffentlich auch thun wirst. Und — da können wir wohl wieder gute Freunde sein.“ — Der Kleine schien auf dem Gesichte des Herrn lesen zu wollen, ob dieser keinen Scherz mit ihm treibe; aber durch dessen Ausdruck zufrieden gestellt, legte er dann seine Hand auf die des Mannes, indem er freundlich sagte: „Adieu, lieber Herr B.“ — In der That ist Herr B. auch seitdem besorgt gewesen, dem Kinde kein Versprechen zu geben, ohne es zu halten; und ebenso hat Hänschen immer große Wahrheitsliebe und Gewissenhaftigkeit bewiesen. Man darf sagen, daß er später über Vieles zu schweigen gelernt hat; aber zum Lügen war er viel zu stolz. Er wollte nichts Anderes scheinen, als was er zu sein glaubte; bemühte sich indeß, möglichst edel und anständig in jeder Hinsicht zu sein.

Eine sehr fromme Dame hatte Gelegenheit gefunden zu entdecken, daß der noch nicht fünfjährige Knabe völlig ohne Religion sei, und sie gab sich Mühe, ihm etwas Glauben beizubringen. Er brachte dann das kleine Bild mit dem gekreuzigten Christus, was sie ihm geschenkt hatte, nach Hause, und indem er es der Mutter zeigte, erzählte er: „Sieh nur, Mama, Frau X hat mir gesagt, der arme Mann da sei der liebe Gott, und der habe die ganze Welt erschaffen; aber — wie kann so Einer Alles machen? Er ist ja nur so schmal, und er hat nicht einmal Kleider; und — die Arme und Füße sind ihm so häßlich festgebunden, daß er sich gar nicht bewegen kann .... nein, die Frau X wird sich wohl geirrt haben; nicht wahr, Mama?“

## Bemerkungen über den Kollektivismus.

Von Dr. Joseph Ritter von Neupauer in Wien.

(Schluß.)

### II.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Kollektivismus, wenn er ökonomisch betrachtet ein Rückschritt wäre, Unsinn wäre. Ein Schwärmer, der lieber die Menschen verhungern oder geistig verkümmern ließe, als daß er die Ungerechtigkeit unserer Zeit vertrüge, wäre wirklich zu verlachen.

Die Annahme aber, daß der Staat schlechter produzieren würde, als der Einzelne, ist eine grundlose und entspringt entweder dem Interesse der Privatindustrie oder einer mangelhaften Untersuchung der vorliegenden Thatsachen.

Zugegeben ist, daß der Staat auf dem Gebiete der Kommunikationen besseres leistet als die Privatindustrie. Aber, sagt man, das gilt eben nur für die Kommunikationen und Verkehrsanstalten.

Es gilt das aller Wahrscheinlichkeit nach für alle materielle Produktion. Denn wenn der Staat nicht besser produzierte, als der Private, so müßte auch der Großindustrielle schlechter produzieren, als der kleine Gewerbsmann. Auch der Großindustrielle ist von der Not weniger getrieben, als der kleine Mann, auch der Großindustrielle kann nicht auf Alles selbst sehen, wie der kleine Mann, auch der Großindustrielle muß sich auf den Beamten verlassen, wie der Staat, und auch innerhalb der Großindustrie wirkt die Konkurrenz nicht so anspornend wie innerhalb des Kleingewerbes, wo die Zahl der Konkurrenten größer ist.

Und trotzdem produziert die Großindustrie erfahrungsmäßig besser und ökonomischer als der kleine Erzeuger. Nur ist die Großindustrie jung, das Gewerbe schon uralt, und darum bedarf es einer längeren Zeit, bis die Großindustrie neben dem Gewerbe gedeihen kann. Sie muß erst die ihr zusagenden Produktionsbedingungen ausfindig machen, und dazu bedarf es immer einer geraumen Zeit.

Für Möbel und Kleider hat die Großindustrie bereits das Gewerbe überflügelt, und bald ist das auch für die Schuhfabrikation zu erwarten.

Für das Kunstgewerbe liegen eigene Produktionsbedingungen vor, aber dieses Gewerbe würde einerseits eben nicht so geregelt werden wie die Massenproduktion, und andererseits würde es vom Staate ganz andere Impulse empfangen, als von dem Privatbedarf. Man sehe sich die neueren öffentlichen Gebäude in Wien an und man wird erkennen, daß der beste Auftraggeber für das Kunstgewerbe der Staat ist. Wenn er nun auch der alleinige Verteiler sein wird, ist es sicherlich nicht ausgeschlossen, daß er nicht bloß öffentliche Gebäude schmücken, sondern auch die bevorzugten Menschen, welche durch ihre Verdienste auf höhere Genüsse Anspruch haben, reichlicher als jetzt mit diesen kleinen Schätzen umgeben würde, die gewiß auch der Kommunist nicht verachtet, wenn er sie auch nicht höher schätzt als den Menschen selbst, wie das die Gegner thun.

Man ist verleitet, den Staatsbetrieb für geringwertiger zu halten, weil man die Staatswerkstätten mit den besten Privatindustrien vergleicht. Das ist aber unvernünftig. Man muß die Bilanz der Privatindustrie ziehen, die Masse der Verluste und Vergeudungen in Abschlag bringen, welche im Privatbetrieb den Nutzen größtenteils wett machen, den die wenigen erfolgreichen Industrien erzielen.

Ich möchte hier meine Lebenserfahrungen ins Feld führen. Obwohl Jurist, habe ich mich doch von der frühesten Jugend an für praktische Berufe interessiert, und es hat mich das auch verleitet, mir zuweilen mit industriellen Unternehmungen die Finger zu verbrennen. Ich habe die Fehler einzugestehen. Diese Geständnisse aber werden klar machen, daß die Privatproduktion eben nur ihre guten Seiten zeigt, daß ihre Fehler aber nicht in die Augen fallen.

Es sind jetzt zwanzig Jahre her, daß in meiner Familie ein Falliment drohte. Ein naher Verwandter hatte eine Glasfabrik betrieben, und er gestand mir, daß er nicht fortarbeiten könne. Die Fabrik bestand seit etwa fünfzehn Jahren, und es war immer davon die Rede, daß sie ein Reinerträgnis von zwölftausend Gulden abwerfe. Da der Eigentümer schon alt war und man annahm, er sei durch unglückliche Spekulationen und durch im Alter erklärliche Untüchtigkeit in Verlegenheit geraten, so übernahm die Familie die Fabrik. Ich übernahm die Oberleitung und entdeckte im Laufe einiger Monate, was durch eine eigentümliche Buchhaltung war verhüllt worden, daß die Fabrik immer mit Schaden gearbeitet hatte und nicht lebensfähig war. Da man hoffte, durch intensive Änderungen im Betriebe und in den Einrichtungen wenigstens ein kleines Reinerträgnis zu erreichen und die sofortige Einstellung des Betriebes der Arbeitsverträge wegen nicht thunlich war, wurde noch einige Monate unter meiner Leitung fortgearbeitet und dann erst den Gläubigern die Sachlage eröffnet. Einer der Gläubiger, der glaubte, die Schuld liege an mir, weil ich kein Geschäftsmann bin, übernahm dann die Fabrik mit der Verpflichtung, die Schulden zu bezahlen.

Die Fabrik hatte, bevor ich die Leitung übernahm, mindestens 200 000 Fl. verschlungen, meine Familie verlor an dem interimistischen Betriebe 17 000 Fl. Der Übernehmer, ein Millionär und „Geschäftsmann“, machte eine ganze Reihe von Versuchen, die Fabrik rentabel zu machen, büßte mindestens 300 000 Fl. ein und gab dann den Betrieb auf, weil dem Unternehmen alle Bedingungen der Lebensfähigkeit fehlten. Nicht einmal die Gebäude waren zu verwerten, sie fallen in Ruinen.

Ich erinnere mich noch, wie mich der Kaufmann verlachte, als ich eingestand, ich müsse den Betrieb einstellen. Er konnte den Verlust verschmerzen, aber er hat weit größere Geschäftsunkenntniß bewiesen, als ich.

Die Fabrik hat mehr als 500 000 Fl. verschlungen, es weiß aber außer den Beteiligten niemand etwas davon, weil es nicht zum Fallimente kam. In den volkswirtschaftlichen Büchern giebt es keine Anhaltspunkte für die Schätzung der unermeßlichen Verluste, welche das Nationalvermögen alljährlich in der Privatspekulation erleidet.

Später erst machte ich selbst meine Erfahrungen, die so-

viele Advokaten gemacht haben. Erst beschwätzte mich ein Engländer zur Einführung eines neuen Stahlerzeugungsprozesses in Österreich. Glücklicherweise überzeugte ich mich noch rechtzeitig von der Trüglichkeit der gemachten Versprechungen und bewahrte mich vor Verlusten.

Einige Jahre darauf verfolgte mich ein Korbflechter mit dem Antrage, auf den Donauregulierungsgründen eine Korbweidenkultur zu errichten. Nach vielen Abweisungen wußte er mich doch zu überreden, ihm Vorschüsse zu machen. Er wies sich über seine Kenntnisse und Befähigung aus, der Pachtzins war minimal, die Arbeitskräfte waren spottbillig. Es zeigte sich aber, daß der Grund ganz ungeeignet sei, und ich verlor Geld an der Unternehmung, — nicht große Summen, aber es waren Mühe und Geld verloren. Später zeigte sich aber eine krankhafte Anlage bei mir, über die ich mir keine Rechenschaft zu geben weiß, solchen Spekulanten mehr Gehör zu geben, als vernünftig ist. Ich wurde sogar von ein und demselden Projektanten zweimal in Verlust bringende Unternehmungen verwickelt. Es ist psychologisch sehr interessant, wie ich, allen Erfahrungen zum Trotze, immer wieder „reinfalle,“ trotzdem ich mir und meiner Familie mehr als einmal das Wort gegeben habe, niemand mehr anzuhören. Ich selbst jage den Geschäften nicht nach, aber Leute, die mich zu behandeln verstehen, finden bald die Art und Weise, wie sie mich verleiten können. Vieles habe ich nach einiger Prüfung verworfen, viermal aber bin ich in Unternehmungen verwickelt worden, die mit Schaden endeten. Immer war mein Fehler der, daß ich dem Urteile der Sachverständigen traute, welche mich teils aus Unfähigkeit, teils aus Egoismus irre führten.

Mein Verlust war nie bedeutend, da ich bald das Trügliche der Voraussetzungen erkannte. Trotzdem habe ich mehrere Tausend Gulden eingebüßt, und das giebt mir doch ein Recht, abzuschätzen, was doch wohl jährlich an solchen Unternehmungen verloren gehen mag

Man denke nur Folgendes. Ich bin Mitglied einer weitverzweigten Familie, habe zahlreiche Bekannte und bin im Laufe einer vierzigjährigen Praxis als Advokaturskandidat und Advokat mit zahlreichen Klienten in Verkehr gekommen. Niemand, ein Erfinder von Gewehren und Kanonen ausgenommen, der aber ins Ausland zog, hat es zu etwas gebracht. Dagegen wieviele Verluste an Vermögen, wieviel tolle Vergendung, wieviel Verarmung, wo ich hindenke! Ein Anwalt in Prag hat meine Familie um Geld gebracht, weil er, vorher ein angesehener und redlicher Advokat, schon ein Sechziger, durch seine Söhne in Verlegenheiten gebracht, zum Dieb wurde; ein anderer Advokat hat seine Familie an den Bettelstab gebracht; einen Freund sah ich auf kurze Zeit reich werden und dann Alles verlieren; ins Zuchthaus wanderte eine ganze Reihe von Leuten, die ich persönlich kannte; ein junger Klient, der mit 23 Jahren großjährig erklärt wurde, behob im Laufe von anderthalb Jahren sein Vermögen von mehr als 150 Tausend Gulden in meiner Kanzlei, um Alles durchzubringen und im Alter von 27 Jahren verarmt und physisch und moralisch zu Grunde gerichtet zu sterben; ein junger Mann, der vor einem Monate ein Erbgut von 2000 Fl. bei mir behoben und noch gar keinen Erwerb hat, fährt seit jener Zeit im Fiaker, um in ein paar tollen Wochen zu vergenden, was bis vor kurzem sorgsam verwahrt wurde; da ein Arzt, der das Vermögen seiner Kinder angreift, dort ein alter Herr, nach dessen Tode die erschreckte Familie wahrnimmt, daß das Vermögen, worauf man rechnete, durch Unverstand und Unordnung verloren gegangen war; der Sohn eines verstordenen Kollegen, der viel geerbt hat, um es zwar nicht so toll wie andere, aber doch in verunglückten Unternehmungen in zehn Jahren zu verlieren; ein Jugendfreund, der sich zu keinem Berufe qualifizierte, weil er in jungen Jahren die Eltern verlor und ein ansehnliches Vermögen erbte, und dann mit 45 Jahren Medizin studieren mußte, weil er verarmte: — ein wahres Leichenfeld um mich herum. Und wer immer über jenen Kreis seiner Bekannten hinaussieht, welche im Staatsdienste stehen, wird zu demselben Resultate kommen. Einige Glückliche, viele Unglückliche, die Mehrzahl ängstlich vor jeder Unternehmung zitternd, also für den Kollektivbetrieb, der ihnen eine sichere Existenz giebt, wie geschaffen. Und das sind die Beobachtungen im wohlhabenden Mittelstande, der noch am vernünftigsten ist.

Die Privatwirtschaft ist also ganz gewiß viel unvernünftiger, unökonomischer und eben deshalb auch weniger fortschrittlich, als die Kollektivwirtschaft.

Nun aber wie gedeiht die Wahrhaftigkeit in diesem Getriebe, bei diesen Maximen, ebenso krankhaft konservativ bei den Einen wie unvernünftig und waghalsig bei den Anderen?

Ich habe den Grundsatz, mir und allen um mich herum jeden Irrtum einzugestehen, in den ich verfallen. Sobald ich meinen Irrtum erkenne, erfährt es meine Frau und mein Sohn; sie wissen, was ich besitze, was ich einnehme, was ich verliere; sie und jedermann, der es wissen will. Das eben ist das, was Herr Professor Dr. Jodl das Gefühl der Kollektivverantwortlichkeit nennt, — mitverantwortlich für Alles, was andere thun, Allen verantwortlich für das, was man in seinen Privatgeschäften unternimmt. Aber eben deshald, weil ich dieses Gefühl der Kollektivverantwortlichkeit habe, habe ich auch ein Gefühl für die Vorteile des Kollektivismus.

Andere sind anders. Jener Verwandte mit der Glasfabrik hatte das entgegengesetzte Prinzip. Er gestand der Familie seine Verirrungen nie ein. Er führte sein Geheimbuch, damit sein Buchhalter nicht erfahre, wie es mit ihm stehe, er hoffte die Fabrik zu verkaufen und mußte deshald den Schein eines glücklichen Unternehmers aufrecht erhalten. Sein ganzes Leben war Lüge und Unaufrichtigkeit. Darum weiß ich, welchen Segen für den Charakter es mit sich brächte, wenn jedermann über Alles öffentlich Rechenschaft geben müßte, wenn wir keine Geldwirtschaft hätten, wenn die thatsächliche Kollektivverantwortlichkeit auch öffentlich und verfassungsmäßig anerkannt und geltend gemacht würde. Alle jene tollen Verschwender haben einen Teil des Nationalvermögens vergeudet, und die Gesellschaft hatte ein Recht, sie daran zu hindern.

*Es giebt kein Privatrecht, es giebt keine wirklichen Privatinteressen*, weil in der ökonomischen Welt Alles im Zusammenhange steht und über den individuellen Interessenkreis hinauswirkt.

### III.

Grauenhaft erscheint mir das Eingeständnis, daß man die Furcht vor der Not, also auch die Not, im Interesse der Kultur aufrecht erhalten müsse. Wenn dem so wäre, müßten wir die Kultur opfern. Aber geradezu verblüffend ist es, wenn Herr Professor Dr. Jodl die Not, und zwar eine Not, welche Menschen in die Kanäle, in die Phosphorhölzchenfabriken und Quecksilbergruben treibt, mit einem Zustande vereinbar hält, in welchem Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und gegenseitige Achtung walten. Und solche, nicht etwa natürliche, sondern absichtlich und im Interesse der Kultur *geschaffene* Not zieht er dem „schnöden“ Zwang eines Staates vor, den er offenbar ironisch „Idealstaat“ nennt!

Ich halte den Zwang für durchaus gerechtfertigt, wenn es kein anderes Mittel giebt, die gesellschaftlichen Bedürfnisse sicherzustellen. Und dieser direkte Zwang wird immer weit geringere Opfer fordern, als die soziale Not, welche von allen Gegnern der Sozialreform als Kulturerfordernis verteidigt wird. Die soziale Not treibt nicht nur in die Kanäle und Quecksilbergruben, sondern auch ins Zuchthaus und Bordell und bis unter den Galgen und sie muß sogar noch solches Elend übrig lassen, welches auch dort vergeblich Erlösung sucht.

Ich vertrete die soziale Gerechtigkeit seit vielen Decennien nicht nur als Schriftsteller, sondern im Verkehre mit Menschen aus allen Schichten der Gesellschaft. Immer machte ich die Erfahrung, daß man von Nächstenliebe und Mitgefühl triefte, so lange man nicht überzeugt wurde, daß Abhilfe möglich und gerecht wäre, sobald aber dieser Beweis erbracht war,

folgte allemal sofort die Frage: „Und wer wird dann in die Kanäle steigen?", woraus hervorgeht, daß alle Teilnahme für den leidenden Teil der Gesellschaft eitel Heuchelei war. Wir verschenken etwas Geld an die Armen, reiben uns aber darüber vergnügt die Hände, daß es nicht reicht, denn reichte es, so müßten auch wir unseren Teil an den „lästigen" Arbeiten übernehmen.

Man kann sich denken, wie es in dem „Idealstaate" des Herrn Professor Dr. Jodl aussehen müßte, der zwar staatliche Hilfe für die Arbeitslosen fordert, aber in einem solchen Ausmaße, daß der Unterstützte es immer noch vorziehen müßte, in die Kanäle zu steigen, wie sie heute eingerichtet sind.

Die Gerechtigkeit verlangt, daß Jeder, der fordert, daß die Kanäle geräumt werden, auch seinen Teil an dieser Arbeit auf sich nimmt, sei es durch persönliche Leistung oder solche andere Opfer, die eine freiwillige Stellvertretung sichern; man darf aber nicht Not züchten, um diese Opfer zu ersparen. Schon hierin ist es ja evident, daß sich auch Herr Professor Dr. Jodl klar darüber ist, daß der Lohnvertrag im Stande der Unfreiheit auf seite des Arbeiters abgeschlossen wird, also gar kein rechtmäßiger Erwerb auf seite des Arbeitsgebers denkbar ist.

Wenn nun der Gebildete findet, es hieße mit „Rasiermessern" Steine klopfen, wenn man solche Arbeiten auch von ihm forderte, so muß ich vor allem darauf verweisen, daß sich viele für „Rasiermesser" halten, die wahrhaftig an Nützlichkeit mit Kanalräumern nicht konkurrieren können. Wieviele Gelehrte und Solche, die von der Ausbeutung eines wissenschaftlichen Berufes ihren Lebensunterhalt zogen, hätten weit Nützlicheres und auch Würdigeres gethan, wenn sie in die Kanäle gestiegen wären. Und wenn es mit der Kulturaufgabe der Menschheit vereinbar ist, daß die ganze Gesellschaft eine große Kloake bleibe, weshalb soll dann für die Reinigung der Unratskanäle gesorgt werden?

Was aber hat die heutige Not für Konsequenzen? Daß man es sich nicht den geringsten Aufwand kosten läßt, um die Unwürdigkeiten und Schädlichkeiten vieler Berufe zu mildern und thunlichst zu beseitigen. Ich habe in meinem Buche „Österreich im Jahre 2020" darauf verwiesen, wie die Frage zu lösen wäre. Man müßte die Kanaleinrichtungen gänzlich verändern, das Schädliche und Erniedrigende verteilen und dadurch erträglich machen, die Übernahme gewisser Berufe einer Vereinbarung zwischen dem Staate und den Einzelnen überlassen, gewisse Produktionen einschränken oder aufgeben.

Ich befürworte die Abschaffung des Rauchens aus hygienischen Gründen. Dadurch würde aber auch der Verbrauch an Zündhölzchen so vermindert, daß man wieder zu anderen, älteren Methoden des Feuermachens übergehen könnte. Das wäre sicher kein Kulturrückschritt. Aber so hoch stelle ich die Würde des Menschen, daß ich nicht einmal als Strafe die Verurteilung zu jenen Arbeiten gelten lassen würde, in deren Interesse Herr Professor Dr. Jodl die Aufrechthaltung der heutigen Notstände fordert.

Ganz übersehen wird, daß die Umgestaltung der modernen Staaten in kollektivistische nur successive erfolgen kann, und zwar zum Teile durch innerstaatliche Kolonien von ausgesprochenem kollektivistischem Charakter; und da wird Gelegenheit geboten werden, Versuche zu machen und zu annehmbaren Lösungen zu gelangen.

Ich halte für evident, was Herr Professor Dr. Jodl für zweifelhaft hält, daß ein Zustand, wie ihn die Gesellschaft für ethische Kultur anstrebt, den Kollektivismus bedinge; und für Herrn Professor Dr. Jodl steht die Frage logischer Weise nur so, ob er sich im Interesse der Kultur nicht mit einem Zustande versöhnen wolle, in dem Ungerechtigkeit, Verlogenheit und Grausamkeit gegen die Mitmenschen herrschen.

Gewiß gehört die Frage, wie stellt man im kollektivistischen Staate den Bedarf an schädlichen und abscheuerregenden Arbeiten sicher, und wie sorgt man dafür, daß eine volle Arbeitsleistung erzielt wird, zu den berechtigten. Die Frage lautet aber vernünftiger Weise nur: „Wie?" nicht: „Ist es erreichbar?" Das meiste muß man nun hier von den Erfahrungen während des Überganges in die neuen Verhältnisse und von dem natürlichen Erfolge der Organisation erwarten. Ist die nationale Arbeit einmal im Gange, so wirkt die Massenbewegung wie das Schwungrad; und Derjenige irrt, der meint, das Rad könne überhaupt nicht in Schwung gebracht werden, oder es bedürfe immer wieder der ursprünglichen Kraftanstrengung, um es im gleichmäßigen Gang zu erhalten.

Auf keinen Fall aber dürfte man im zukünftigen Staate dulden, daß auch Jener ißt, der die Arbeit einfach verweigert. Solche, die der Gesellschaft die Gegenleistung verweigern, müßten von der Gesellschaft ausgeschlossen werden können, wenn auch unter Anweisung von Boden und Kapital; am sichersten durch Verbannung auf Inseln.

Der wesentlichste Faktor aber, wodurch die Menschen bei einer gegebenen Ordnung erhalten werden, liegt in einer systematischen Erziehung und in einer ununterbrochenen Stetigkeit der Verhältnisse. An der Erziehung muß der Staat daher von allem Anfange teilnehmen, und mit Ausnahme der regelmäßigen Unterbrechungen der Arbeit an Sonntagen, während des Urlaubes, einer Krankheit oder nach Eintritt des bestimmten Alters darf kein Schwanken und Zögern, kein Überlegen und Wählen geduldet werden. Zu höheren und freien, der Regelung nicht unterworfenen Berufen kann nur der Begabte und mit Zustimmung der Gesellschaft, eventuell auf Widerruf, zugelassen werden.

Der Übergang zum sozialen Staate kann nur partiell gedacht werden, teils durch Errichtung von Kolonien mit vollem Kollektivbetrieb als Versuchsstationen, teils durch allgemeine Maßregeln, welche die dringendsten Übelstände abstellen und dem Staate nach und nach die volle Herrschaft erringen. Auf den Kolonien, welche nur freiwillig sich anschließende und geeignete Teilnehmer aufnehmen, die jederzeit austreten, aber auch entfernt werden können, muß eine Art von wohlwollender Diktatur herrschen.

Die allgemeinen Maßregeln würden beiläufig mit jenen Gesetzen übereinstimmen, auf welche Herr Professor Dr. Jodl selbst in seiner Ansprache vom 10. März 1894 hingewiesen hat, doch wohl mit Ausnahme der Unterstützung ohne Gegenleistung, welche man durchaus für verderblich erklären müßte, und dafür mit Einfügung kollektivistischer Arbeitskolonien mit freiem Zutritt und Abfluß. Es könnte wohl darauf verwiesen werden, daß sich für Österreich nichts so sehr eignen würde zur würdigen Begehung der Feier am 2. Dezember 1898, dem fünfzigsten Erinnerungstage der Thronbesteigung des Kaisers von Österreich, als die Inbetriebsetzung einer kollektivistischen Kolonie auf einem Komplexe von etwa 100000 Hektaren in Bosnien, welche mit einem Vollbetriebe in fünf Gemeinden, berechnet für fünftausend Bewohner, zu beginnen hätte und sich successive bis auf 50 Gemeinden mit 50—60000 Einwohnern erweitern könnte — eine Schule für Regenten. Ich berechnete die volle Ausrüstung mit Baden, Gebäuden und mobilem Inventar auf 1500 Fl. für den Kopf der Bevölkerung, was einen Aufwand von etwa 8—10 Millionen für den Anfang erfordern würde, wobei aber eine mäßige Rente von etwa $2\frac{1}{2}$ % ohne Schaden für das Ganze erzielt werden könnte. Betrachtet man diese Kolonie als eine Schule für ganz Europa, so könnte der Betrag sehr leicht in Anteilscheinen mit Staatsgarantie aufgebracht werden; und es wäre eine würdige Bethätigung des Gemeinsinnes und der redlichen Fürsorge für das Volkswohl, wenn sich die vielen Fachleute, deren Mitwirkung und Rat eine solche Unternehmung erfordert, bereit fänden, an den Plänen und Einrichtungen unentgeltlich mitzuarbeiten. Bosnien empfiehlt sich für diesen Zweck aus dem Grunde, weil dort Grund und Boden sehr billig im Preise steht und die Staatsverwaltung den freiesten Spielraum hat. — Es wäre gewiß wichtiger, die Ausführbarkeit einer Reform der Gesellschaftsordnung nach den

Bedürfnissen der Kultur und des Fortschrittes und aus Gründen der Staatsraison praktisch zu erproben, als Expeditionen an den Nordpol oder in das Innere von Afrika auszurüsten; und es wären zehn Millionen in einer Kolonie dieser Art ohne Zweifel nützlicher investiert, als zweihundert Millionen zur Besitzergreifung von Bosnien. Auch wäre ein europäisches Mandat für solche Versuche von größerer Bedeutung als das Occupationsmandat, welches man Österreich übertragen hat. Erwüchse aus dem Betriebe einer solchen Kolonie ein lebendiges, vorwiegend monarchisches Interesse an der sozialen Bewegung, so würde die Politik neue und dem Völkerfrieden günstige Antriebe gewinnen. Immer war es meine Überzeugung, daß dem Nestor der europäischen Staats-Oberhäupter vom Schicksale noch eine Mission vorbehalten sei, welche noch ruhmreicher wäre, als jene, durch deren Erfüllung Wilhelm und Victor Emanuel die Liebe von Völkern erworben haben.

So mächtigen Bewegungen, wie es die Arbeiterbewegung ist, nackten Widerstand entgegenzusetzen und so ganz und gar mißverstehen, daß dergleichen in der Geschichte niemals ohne innere Naturnotwendigkeit aufgetreten ist, beweist einiges Deficit an philosophischer Auffassung; und wird einem mächtigen Geväßer nicht zur rechten Zeit ein breites Bett gegraben, so hat man sich die Verwüstungen selbst zuzuschreiben, die eine gewaltsame Überflutung mit sich bringt.

## Die wirtschaftliche Befreiung der Frau.

Von Fürst Peter Krapotkin.*)

Die durch eine soziale Umwälzung neugeborene Gesellschaft wird imstande sein, die Sklaverei des Hauses verschwinden zu lassen — diese letzte Form der Sklaverei — die drückendste vielleicht, weil sie zugleich die älteste ist. Nur wird sie sich ihrer weder nach der durch die Phalansterier erträumten Art, noch auf die Weise entledigen, wie die autoritären Kommunisten es sich vorstellen.

Das Phalansterium widerstrebt Millionen menschlicher Wesen. Gewiß empfindet auch der zurückhaltendste Mensch das Bedürfnis, sich mit seinesgleichen bei gemeinsamer Arbeit zu begegnen, welche um so anziehender wird, je mehr man sich als Teil des großen Ganzen empfindet. Anders ist es jedoch während der Mußestunden, die der Ruhe und dem vertrauten Verkehr gewidmet sind. Das Phalansterium nimmt keine Rücksicht darauf, aber vielmehr es versucht, diesem Bedürfnis durch unnatürliche Mittel zu entsprechen.

Das Phalansterium, das in Wirklichkeit nichts als ein riesiges Hôtel ist, kann Einzelnen, ja sogar allen denen gefallen, die sich in einer bestimmten Lebensperiode befinden; aber die große Masse bevorzugt das Familienleben, das Familienleben der Zukunft, wohl verstanden. Sie bevorzugt eine abgeschlossene Wohnung. Die Bewohner der Normandie sowie die Engländer gehen sogar so weit, das Häuschen von 4, 6 oder 8 Räumen zu bevorzugen, in welchem eine Familie oder ein Freundeskreis für sich leben kann.

Das Phalansterium hat zuweilen seine Existenzberechtigung; es würde hassenswert sein, wenn es zur allgemeinen Regel erhoben würde.

Der Wechsel zwischen zurückgezogenem und geselligem Leben ist ein Gesetz der menschlichen Natur. Daher ist die Unmöglichkeit, sich zu isolieren, eine der größten Torturen des Gefängnisses, und andrerseits wird die durch die Einzelhaft erzwungene Isoliertheit wieder zu einer Tortur, wenn sie nicht durch Stunden geselligen Lebens unterbrochen wird.

Was die ökonomischen Rücksichten betrifft, welche man oft zu Gunsten des Phalansteriums geltend macht, so handelt es sich hier nur um eine Krämer-Ökonomie. Die große Ökonomie, die einzig vernünftige, ist die, das Leben Aller angenehm zu machen; denn der Mensch, der mit seinen Lebensverhältnissen zufrieden ist, produziert weit mehr als der, welcher sie verflucht.

Andere Sozialisten verwerfen das Phalansterium. Doch wenn man sie fragt, wie die häusliche Arbeit organisiert sein wird, so antworten sie: Jeder wird „seine Arbeit thun". „Meine Frau versteht sich vortrefflich auf die Hausarbeit; die Bourgeois-Frauen werden desgleichen thun." Und wenn es ein sozialistelnder Bourgeois ist, welcher spricht, so wendet er sich mit leichtem Lächeln zu seiner Gattin: „Nicht wahr, Geliebte, in einer sozialistischen Gesellschaft wirst Du Dein Dienstmädchen leicht entbehren können? Du wirst es ebenso machen, wie die Frau unseres trefflichen Freundes Paul, oder die Johanns, des Tischlers, die Du kennst!"

Die Gattin entgegnet mit einem sauersüßen Lächeln: „Gewiß, mein Schatz!" und sagt sich im stillen, daß es glücklicherweise noch lange Zeit ist bis dahin.

Dienerin oder Gattin, es ist und bleibt immer die Frau, deren sich der Mann bedient, um sich der Arbeiten für den Haushalt zu entledigen.

Aber auch die Frau fordert schließlich ihren Anteil an der Befreiung der Menschheit. Sie will nicht mehr das Lasttier des Hauses sein. Es ist schon genug, daß sie so viele Jahre ihres Lebens auf die Erziehung ihrer Kinder verwenden muß. Sie will nicht mehr Köchin, Flickerin, Waschfrau sein! Und die Amerikanerinnen beginnen den Aufruhr; die Klage über den Mangel an Frauen, die häusliche Arbeiten übernehmen wollen, ist in den Vereinigten Staaten allgemein. Die gnädige Frau bevorzugt die Kunst, die Politik, die Litteratur oder den Spielsaal; die Arbeiterin thut desgleichen, und man bekommt keine Dienstmädchen mehr. Es giebt wenige Mädchen und Frauen in Amerika, welche sich zur Sklaverei der Schürze verstehen.

Die durch das Leben selbst diktierte Lösung ist zweifellos sehr einfach. Es ist die Maschine, die zu Dreivierteln die Sorgen des Haushalts auf sich nimmt.

Ihr wichset Eure Stiefel und wißt, wie stupide diese Arbeit ist. Giebt es etwas Alberneres, als einen Stiefel zwanzig- oder dreißigmal mit der Bürste zu bearbeiten? Der zehnte Teil der europäischen Bevölkerung muß sich für ein elendes Loch und unzureichende Nahrung verkaufen, um diesen thörichten Dienst zu verrichten; die Frau muß zur Sklavin werden, damit dieselbe Thätigkeit jeden Morgen von einem Dutzend Millionen Armen wiederholt werde.

Und doch haben die Friseure bereits Maschinen, um die glatten Schädel und die krausen Haare zu bürsten; würde es nicht sehr einfach sein, nach demselben Prinzip auch bei den unteren Extremitäten zu verfahren? — Man hat es bereits gethan. In den großen Hôtels von Europa und Amerika wird die Stiefelwichsmaschine allgemein benutzt. Sie verbreitet sich auch außerhalb der Hôtels. In den großen, in verschiedene Sektionen eingeteilten Schulen Englands, von denen jede 50 bis 200 Schüler in Pension hat, hat man es am einfachsten gefunden, eine einzige Anstalt einzurichten, wo jeden Morgen tausend Paar Stiefel mit der Maschine gewichst werden; das macht es unnötig, eine Anzahl Dienstboten lediglich für diese alberne Beschäftigung zu halten. Die Anstalt übernimmt des Abends die Stiefel und liefert sie morgens geputzt im Hause ab.

Geschirr abwaschen! Wo findet man eine Frau, die diese Arbeit nicht verabscheut? Eine zugleich lange und schmutzige Arbeit, und die noch dazu meist mit den Händen gemacht werden muß, weil die Arbeit des häuslichen Sklaven nicht gerechnet wird.

In Amerika hat man besseres gefunden. Es giebt schon eine Anzahl von Städten, in denen das warme Wasser in jeden Haushalt geleitet wird, ebenso wie bei uns das kalte. Unter diesen Umständen war das Problem sehr einfach, und einer Frau, Mrs. Cockrane, ist die Lösung gelungen. Ihre

*) Übersetzt von Lily von Gizycki aus seinem Buche: La conquête du pain. Préface par Elisée Reclus. Troisième édition. Paris. Tresse & Stock, éditeurs 1892. Seite 157 ff.

Maschine wäscht zwanzig Dutzend Teller und Schüsseln auf einmal, wischt sie ab und trocknet sie in weniger als drei Minuten. Eine Fabrik in Illinois liefert diese Maschinen zu einem für mittelgroße Haushaltungen annehmbaren Preis. Und was die kleinen Haushaltungen betrifft, so werden sie ihr Geschirr ebenso in die Anstalt schicken, wie ihre Stiefel. Es ist sogar möglich, daß beide Funktionen — das Wichsen und das Abwaschen — von demselben Unternehmen ausgeführt werden.

Die Messer und Gabeln reinigen, sich bei der „großen Wäsche" die Haut aufreißen und die Hände verrenken, den Fußboden fehren oder den Teppich bürsten unter dem Aufwirbeln von Wolken Staubes, den man nachher sorgfältig überall dort entfernen muß, wo er sich niederlassen will — all' das geschieht, weil die Frau noch immer Sklavin ist; aber sie wird es nicht mehr lange bleiben, all' diese Funktionen werden von der Maschine weit besser ausgeführt, und alle Arten von Maschinen werden sich im Haushalt einbürgern, sobald die Verteilung der häuslichen Kräfte es gestatten wird, sie alle in Bewegung zu setzen, ohne irgend eine Muskelanstrengung erforderlich zu machen.

Die Maschinen kosten sehr wenig, und wenn wir sie heute noch sehr teuer bezahlen, so geschieht dies darum, weil sie noch nicht im allgemeinen Gebrauch sind, und vor allem, weil eine übermäßige Taxe — 75 Prozent — von den Herren im voraus abgezogen worden ist, welche auf den Grund und Boden, die Rohstoffe, die Fabrikation, den Verkauf, das Patent, den Zoll u. s. w. spekuliert haben, und welche sämtlich in eigener Equipage fahren wollen.

Doch die kleine Maschine in der eigenen Wohnung wird bei der Befreiung von der häuslichen Arbeit nicht das letzte Wort sprechen. Der einzelne Haushalt tritt aus seiner augenblicklichen Isoliertheit heraus; er vereinigt sich mit anderen Haushaltungen, um das in Gemeinschaft zu thun, was heute jeder für sich allein zu thun hat.

Wahrlich, in Zukunft gilt es nicht, in jedem Haushalt die Wichsmaschine, die Tellerreinigungsmaschine oder die Waschmaschine zu besitzen. In Zukunft gilt es, allgemeine Heizungsanlagen einzuführen, welche in jedes Zimmer eines Stadtteils die Wärme leiten und das gesonderte Heizen überflüssig machen. In einigen Städten Amerikas geschieht dies bereits. Ein großes Reservoir führt warmes Wasser in alle Häuser, in alle Zimmer. Es zirkuliert in Röhren, und man hat nur einen Hahn zu drehen, um die Temperatur zu regeln. Und wem daran liegt, ein flammendes Feuer im Zimmer zu haben, der kann das Gas im Kamin entzünden, das von der Centralstelle ebenfalls in die Häuser geleitet wird. All' die endlose Beschäftigung mit der Reinigung der Öfen, die Unterhaltung des Feuers — die Frau weiß, welche Zeit dies erfordert — fällt fort.

Die Kerze, die Lampe, ja selbst das Gas haben ihre Zeit hinter sich. Es giebt ganze Städte, wo ein Druck auf einen Knopf genügt, um sie sofort zu erleuchten, und alles in allem ist es eine einfache Sache der Ökonomie und der Wissenschaft, sich den Luxus einer elektrischen Lampe zu gewähren.

Endlich wird, immer in Amerika, die Gründung von Vereinen geplant, welche den größten Teil der häuslichen Arbeit überflüssig machen würden. Es würde genügen, für jeden Häuserkomplex einen Wirtschaftsdienst einzurichten. Allabendlich werden die Stiefel, das Geschirr, die Wäsche, die Teppiche aus jedem Haushalt abgeholt, um am nächsten Morgen sauber und ordentlich wiedergebracht zu werden.

Zwischen zwölf und zwei Uhr essen sicherlich zwanzig Millionen Amerikaner und ebensoviel Engländer Roastbeef oder Kalbsbraten, Schweinefleisch, Kartoffeln und das Gemüse der Jahreszeit. Und es sind, gering gerechnet, acht Millionen Herdfeuer, die während zwei bis drei Stunden brennen, um all' dieses Fleisch zu braten, all' diese Gemüse zu kochen; acht Millionen Frauen verbringen ihre Zeit in der Zubereitung dieser Mittagessen, welche vielleicht aus nicht mehr als zehn verschiedenen Gerichten bestehen.

„Fünfzig Herdfeuer," schrieb kürzlich eine Amerikanerin, „wo ein einziges genügte!" Eßt an eurem Tisch, inmitten eurer Familie, wenn ihr wollt; aber warum müssen, das frage ich euch, fünfzig Frauen um einiger Tassen Kaffee und eines einfachen Frühstücks willen, ihren Vormittag opfern? Warum fünfzig Feuer, wenn für die Zubereitung alles Fleisches und allen Gemüses zwei Personen und ein Feuer ausreichen würden?

Warum ist die Arbeit der Frau stets für nichts geachtet worden, warum werden in jeder Familie Mutter und Dienstboten angehalten, ihre ganze Zeit den Angelegenheiten der Küche zu widmen? Weil selbst diejenigen, welche die Freiheit predigen, in ihren Befreiungsträumen die Frau nicht verstehen, weil sie glauben, es entspreche nicht ihrer hohen männlichen Würde, an diese „Angelegenheiten der Küche" zu denken, die sie auf die Schultern der großen Kreuzträgerin abgewälzt haben — der Frau.

Die Frau befreien heißt nicht ihr die Pforten der Universität, des Gerichtshofes, des Parlaments öffnen. Die also befreite Frau wird die häuslichen Arbeiten stets wieder einer andern Frau aufladen. Die Frau befreien heißt, sie von der abstumpfenden Arbeit der Küche und des Waschfasses befreien, heißt, solche Einrichtungen treffen, die ihr gestatten, ihre Kinder zu nähren und zu erziehen, die ihr aber Zeit genug übrig lassen, um am sozialen Leben teilzunehmen.

Wir haben gesagt, daß es geschehen wird, daß es bereits zu geschehen beginnt. Seien wir uns klar: eine Umwälzung, welche sich an den schönsten Phrasen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit berauscht und die Sklaverei des Hauses beibehält, wird keine sein. Die Hälfte des Menschengeschlechts, die der Sklaverei der Küche unterworfen ist, müßte sich abermals wider die andere Hälfte empören.

## Bücherbesprechung.

**Die Anfänge eines neuen sozialen Geistes.** Ein öffentlicher Vortrag, im Frühjahr 1894 gehalten von Dr. Wilhelm Foerster, Geh. Regierungsrat und Professor an der Universität zu Berlin. Berlin 1894. Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (28 Seiten. Preis 60 Pf.)

Prof. Foerster's nun einem größeren Publikum zugänglich gemachter Kieler Vortrag, über welchen bereits in Nr. 22 (S. 175) d. Bl. berichtet worden ist, wird im Drucke einen nicht minder bedeutenden Eindruck machen, als in der mündlichen Rede. Aus der Fülle seiner Bemerkungen, welche in dem Referate nicht berührt worden sind, sollen einige hervorgehoben werden. Der Verfasser kennzeichnet die sittliche Gefährlichkeit, welche der korporative Egoismus, die Klassenselbstsucht in allen ihren Gestalten hat. „Nicht selten", erklärt er, „wohnt in einem und demselben Menschen oder in einer und derselben Gruppe von Menschen der kälteste und niedrigste Egoismus zusammen mit überschwänglicher Hingebung an irgend eine Gemeinschaftsbildung." Dieser niederen sozialen Stimmung sei der Menschheitsgedanke besonders verhaßt; im Widerspruch zu diesem mache er „die Nation oder gar bloß die Rasse zum Gegenstand eines Idol-Kultus, welcher in seiner ungesunden Leidenschaftlichkeit sowohl die Gefahr kriegerischer Explosionen verhängnisvoll steigert, als auch die Menschen innerlich verödet und erniedrigt, indem er die Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit ihrer . . . Urteile trübt." Die Verfolgungen, welche unlängst die Italiener auf französischem Boden erlitten haben, waren eine grelle Illustration hierzu.

Der Verfasser weist ferner auf die Gefahren des Autoritäts- und Standesdünkels hin, der sich schließlich dazu steigert, im Interesse der Erhaltung der Autorität der bezüglichen Einrichtungen auch schwere Verfehlungen einzelner Elemente der Gemeinschaft unbedingt zu decken. Eine Gegenwirkung ist dann die Manie des Anarchismus. „Danken wir es," fügt Prof. Foerster hinzu, „dem vielfach so erfreulich entwickelten geistigen und sittlichen Aufstreben unseres Arbeiterstandes und der Belebung seiner Zukunftshoffnungen durch die idealen Ziele, die er sich im Sinne einer edleren sozialen Organisation, wenn auch noch allzu absolut und abstrakt, vor Augen stellt, daß uns augenblicklich solche Erscheinungen der frivolsten Verzweiflungsmanie erspart sind, wie sie in anderen Ländern zu Tage treten, und wie sie auch uns in einer noch nicht weit zurückliegenden Vergangenheit durch ausgeführte oder geplante Frevelthaten zu schwerem Schaden Aller bedrängt und verwirrt hatten."

„Eine der greulichsten Verallgemeinerungen gewissenloser Art" nennt Prof. Foerster mit vollem Recht den Antisemitismus. „Die nicht wegzuleugnende moralische und materielle Not, welche der Gesamtheit sowohl oben als unten immer drückender durch die Geldsucht und Geldherrschaft bereitet wird, hat in Deutschland," erklärt er, „ihre Klagen und Anklagen an eine ganz falsche Adresse gerichtet. Allerdings befindet sich in Deutschland unter denjenigen, deren Geldsucht und Geldmacht jenen immer schwereren Druck auszuüben beginnt, ein sehr großer Prozentsatz von Juden, eine Folge komplizierter historischer Besonderheiten der geistigen und ökonomischen Entwickelung in Deutschland und den slavischen Ländern. Aber notorisch sind grade unter den Juden die Elemente am zahlreichsten, unter welchen bereits die (vom Verfasser als vielfach zu bemerkend hervorgehobene) Selbstbestimmung der reichen Leute tief ethisch entwickelt ist, ganz abgesehen von der großen Zahl derjenigen Juden, welche in anderen Lebens- und Berufsgebieten begeisterte Vertreter idealer Gesinnung und Bethätigung sind. Sodann läßt aber der Blick auf andere Kulturländer aufs deutlichste erkennen, daß Geldsucht und Geldherrschaft keineswegs, wie es die schmählichste Verallgemeinerung in den deutschen und slavischen Ländern behauptet, etwas spezifisch Jüdisches sind. Vielmehr ist es offenkundig, daß in anderen Kulturländern, in denen das jüdische Element nur in sehr geringem Maße an der Geldherrschaft beteiligt ist, ein noch viel schwerer Druck von dieser ausgeübt wird und eine viel größere Verwilderung in den Reihen der Reichtumsherrschaft eingetreten ist, als bei uns."

Gewissen Deutschtümlern gegenüber bemerkt der Verfasser: „Der Gedanke, noch fernerhin innerhalb eines einzelnen Staates zu irgend einem dauernden Gedeihen durch wirtschaftliche Isolierung gelangen zu können, und die damit verbundene kindische Verschmähung der unsäglich reichen Wohlstandsquellen, welche die ganze Erde einem vernünftigen Zusammenwirken der Völker darbietet, dieser Gedanke ist einer der kläglichsten, mit welcher die Nationalsucht die Menschen bedrückt."

Der Arbeiterbewegung rühmt Prof. Foerster nach, „daß sie dem sozialen Denken hohe Antriebe und neue Erfahrungen wissenschaftlicher und sittlicher Art hinzugebracht hat"; indessen kann er sich mit den bisherigen Programmen und Dogmen des Sozialismus nicht befreunden.

Wenn einige Wendungen des Vortrages den Anschein erwecken, als wollte der Verfasser die ethische Gesellschaft in einen gewissen Gegensatz zur Sozialdemokratie stellen, so hat dies der Vorsitzende derselben, der in vorliegender Rede seine persönlichen Überzeugungen entwickelt, gewiß nicht beabsichtigt; denn § 1 der Satzungen der D. G. E. K. schließt es völlig aus, daß sich diese für oder wider irgend eine politische Partei erkläre.

Möchte die gedankenreiche Rede weite Verbreitung und Beherzigung finden!

G. v. Gizycki.



Die **„Ethische Kultur"** erscheint in **zwei Ausgaben:**

a) **in Wochennummern** (Postzeitungsliste Nr. 2092) Vierteljahrspreis 1,60 M. bei allen Buchhandlungen und Postanstalten; bei direktem Bezug von der Verlagshandlung 2 M. für Deutschland und Oestreich-Ungarn, 2,25 M. für das Ausland.

b) **in Monatsheften à 60 Pf.** Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

**Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.**
Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: H. Bernstein, Berlin SW. 12

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteli. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2092.

# Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

## Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Herausgegeben von
**Dr. Georg von Gizycki,**
Professor der Ethik an der Universität zu Berlin.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

| II. Jahrgang. | Berlin, den 4. August 1894. | Nr. 31. |
| --- | --- | --- |





### Was uns eint.

Vortrag, gehalten in der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, von Hugo Rheinhold in Berlin.

Es sind nun etwa zwei Jahre her, seit die ersten Pionierarbeiten ins Werk gesetzt wurden, um der D. G. E. K. die Wege zu bahnen. Einige wenige Männer und Frauen arbeiteten rüstig und in heiligem Eifer für die gute Sache; in ihrem Geiste sahen sie schon den Zusammenschluß aller Edelgesinnten, die Erhebung für den großen sittlichen Befreiungskampf.

Das war eine schöne Zeit. — Bei jeder neuen Zusammenkunft lagen neue begeisterte Zustimmungen aus allen Teilen des Vaterlandes vor und ermutigten zu frohem Weiterschaffen.

Die ersten Schwierigkeiten bei der Arbeit zeigten sich erst, da man daran ging, die Statuten abzufassen und nun in einem ersten Paragraphen kurz und präzise die Ziele der Gesellschaft auszudrücken: Das was uns eint.

Da hatte wohl mancher von seiner geliebten Formulierung etwas abzulassen, — vielleicht gerade das, was er für das Schönste und Verdienstvollste daran hielt — um den Ausdruck zu finden, mit dem alle einverstanden sein konnten. Aber bei jedem der Beteiligten bestand ein fester Wille, nicht das Trennende zu betonen, sondern das Einigende zu finden; und wo ein solcher fester Wille ist, da verrichtet der Intellect meist prompte Arbeit.

So entstand unser § 1, der wegen seiner etwas allgemeinen Fassung manche Anfeindungen innerhalb und außerhalb unserer Gesellschaft zu bestehen hatte. Und doch ist dieser Paragraph es wert, das jedes Mitglied der Gesellschaft ihn seinem Gedächtnis und seinem Herzen einpräge.

Gerechtigkeit — Wahrhaftigkeit — und gegenseitige Achtung, sie sind es und nichts anderes, welche uns hier zusammenführen — oder doch zusammenführen sollten; und wer gegen eine dieser Forderungen gleichgiltig ist, der sollte lieber gar nicht Mitglied der ethischen Gesellschaft werden. —

Im Anfang war es auch in Erwägung gezogen worden, ob nicht, indem man auf eine Organisation im Großen zunächst verzichtete, nur einige wenige Personen, die fest und einig zusammen ständen, die Träger der Idee bilden sollten, an die sich dann allmählich solche angliedern könnten, die mit ihrem ganzen Herzen ebenfalls für die Sache einzustehen bereit wären.

Die Leiter waren sich auch von vornherein klar über die siebenmal Weisen, welche halb mitleidig die „Ethische“ und ihre Ideale belächeln würden, und sie rechneten mit dieser großen Schar mit der Gewißheit eines vorauszuberechnenden Naturereignisses. Noch heute fühle ich immer so eine Art schmerzlicher Genugthuung, wenn mir einer von den „Vorausberechneten“ begegnet und seine arme Weisheit vorbringt. — Aber auch mit der großen Anzahl der schon etwas Besseren rechnete man, welche zu jenen gehören, die nicht eher über das neue Stück urteilen wollen, als bis sie wissen, was die Kritik dazu gesagt hat.

Das Eine aber dürfen wir uns sagen: der Verlauf der ersten konstituierenden Versammlungen hat sogleich eine Teilnahme an der Bewegung bewiesen, die alle Erwartungen übertraf.

Ich brauche Sie nicht an jene allzu lebhafte Versammlung zu erinnern, in der wir von berufenster Seite für das „letzte Angstprodukt“ der bürgerlichen Gesellschaft erklärt wurden; aber die eine Versammlung möchte ich Ihnen ins Gedächtnis zurückrufen, wo in überfülltem Raume die ersten Verhandlungen nach vollzogener Konstituierung gepflogen wurden, und wo nach vielstündigen Debatten die Teilnehmer nicht einmal zu bewegen waren, in der Pause ihre Plätze zu verlassen.

Ich erwähne dies nicht etwa, um Sie hier zu unterhalten, sondern um Ihnen zu zeigen, ein wie ernstes, lebendiges, weitgehendes Interesse die eingeleitete Bewegung hervorrief.

Und was wurde in dieser Versammlung verhandelt?

Man sprach von dem Verhältnis der Moral zur Religion und anschließend daran von der Einführung eines ethischen Unterrichts — ganz ideale Dinge; und doch waren die Männer und Frauen aus allen Teilen der Bevölkerung in Scharen herbeigeeilt, und doch hatte sich jeder Einzelne von ihnen gesagt: tua res agitur — es ist deine eigenste Angelegenheit, um die es sich hier handelt.

Und so dürfen wir wohl sagen: Wir haben mit der Einleitung der ethischen Bewegung in Deutschland einem Gedanken Ausdruck gegeben, der dem Sehnen ungezählter Tausende von Menschen entspricht, und wahrhaftig nicht der schlechtesten. Wir haben aber damit auch eine große Verantwortung auf uns genommen, wir, die wir die erste Truppe der Gesellschaft gebildet haben, und darum haben wir uns vor allem klar zu machen, was uns eint, haben mit klarem Kopf und treuem Herzen zu der Sache zu stehen, deren Träger wir nun einmal sind. Thun wir das nicht, so laufen wir Gefahr, die gute Sache, die wir in den Geistern angefacht haben, zu kompromittieren. Nicht an der Sache läge es, wenn sie sich jetzt nicht entwickelte, sondern an uns selbst. Man darf auch nicht den wenigen Führern alles überlassen, denn nur im Zusammenwirken, in der innigen und

regsamen Anteilnahme Aller liegt das Heil. Wir kommen nicht hierher, um mehr oder minder schöne Reden zu hören, oder sie zu halten; wir kommen nicht hierher, um Erholung von des Tages Mühen zu finden, wir sind kein Asyl für obdachlose gute Menschen, — nein, wir kommen hierher, zunächst um zu ergründen, was unsere Pflicht ist gegenüber den großen sittlichen und sozialen Nöten der Zeit. Die ethischen Gesellschaften sollen vor allem Genossenschaften für die Kultur inneren Lebens sein. Nicht nur die charity, alles Gute in der Welt begins at home. Noch nie hat es einen erfolgreichen Reformator gegeben, der nicht zunächst mit der Reform des eigenen Lebens begonnen hätte. Uns eint also zunächst der feste Wille, unsere Pflicht zu ergründen.

Die Gedankenlosigkeit, jene harmlos dreinschauende, gefährliche Gedankenlosigkeit, sie ist die Mutter von viel Elend in der Welt; sie muß zunächst überwunden werden. Sie tritt oft in dem Grundsatze auf, der uns entgegengehalten wird: Thue recht und scheue niemand. Dazu — heißt es — habe ich keinen Menschen, auch keine Ethische Gesellschaft nötig.

Wer aber wirklich entschlossen ist, seine Pflicht zu thun, und es nicht bei Redensarten belassen will, der wird sich nicht mit dem längst trivial gewordenen Worte begnügen wollen, dem man ja nicht einmal folgt, sondern solche gemeinschaftliche Stätten aufsuchen, wo sich die Menschen zusammenfinden, um sich über ihre Pflichten klar zu werden.

Es mag sich mancher sagen, ja, er habe keine hervorragenden Talente, er könne nicht viel Worte machen. Aber in einem kann er es den Besten gleich thun: seine Pflicht zu erfüllen.

Da bieten ihm denn die Gesellschaften für ethische Kultur Gelegenheit zur Erwerbung und Bethätigung des guten Charakters. Nur in der Gemeinschaft mit Gleichstrebenden weht die rechte geistige Atmosphäre: es kommt hier etwas hinzu, was der Einzelne aus dem stillen Winkel seines — noch so guten — Herzens sich nicht geben kann.

Was uns ferner eint, ja, Grundlage unserer ganzen Vereinigung ist: das ist unsere Auffassung von der Ethik als etwas Selbständigem, etwas für sich Bestehendem, und das ist die Thatsache, daß wir für uns das Recht in Anspruch nehmen, die Ethik losgelöst von religiösen und metaphysischen Voraussetzungen zu pflegen.

Das klingt so einfach und so selbstverständlich, ist es im Grunde genommen auch; aber bedauerlicher Weise ist es uns trotz aller Mühe, die wir uns von Anfang an gegeben, nicht gelungen, volle Klarheit hierüber zu verbreiten.

Wie — fragen unsere Gegner — bildet Ihr Euch wirklich ein, daß dieser Gedanke bedeutend genug sei, um ihn als Grundlage für Eure Bestrebungen zu machen, für die Bildung einer so groß angelegten Vereinigung?

Darauf antworten wir mit einem überzeugten: Ja, und sagen: In der vergangenen Epoche unserer kulturellen Entwickelung stand die Religion, d. h. der hingebende Glaube an eine höhere übersinnliche Macht, und die Verehrung dieser Macht im Mittelpunkt aller großen idealen Bestrebungen. In der Religion erblickte man die umfassendste Gemeinschaftsform. Die Menschen sollten sich in dieser, Alle umschließenden, Vereinigung als Brüder lieben und einander helfen, aber wie es in der Sprache der Religion heißt, Kinder eines Vaters sein.

Nun, die Religion hat diese Mission nicht erfüllt.

Und warum wohl nicht?

Weil sie nicht die umfassendste Gemeinschaftsform der Menschen ist.

Es giebt Menschen, welche jedes Verhältnis zu einem Übersinnlichen von sich abweisen. Aber mehr als das. Die Religion hat, gerade weil sie sich auf das Übersinnliche gründet, auch eine trennende Tendenz, und wir sehen die Menschen in unendlich viele Glaubensgemeinschaften zerfallen und mit Heftigkeit einander ausschließen und befehden. Das Verhältnis des Einzelnen zum Übersinnlichen ist zudem ein so intimes und persönliches, hängt so sehr mit der individuellen Veranlagung und den Lebenserfahrungen des Einzelnen zusammen, daß, je reifer die Menschheit wird, es um so schwieriger fällt, auch nur zwei Gebildete zu finden, die darin völlig übereinstimmen.

Und wenn nun die Religion als umfassendste Gemeinschaftsform sich nicht durchführbar erweist, giebt es denn darum überhaupt keinen solchen Vereinigungspunkt Aller?

Nun, wir glauben ihn in der Ethik zu finden, in der einfachen Herzenshingabe an das Gute.

Hierin sollen die Menschen sich als Brüder begegnen.

Wir predigen die Nächstenliebe nur unter Zugrundelegung der Beziehung der Menschen untereinander, nicht in ihrer Beziehung zu etwas, was außer ihnen oder über ihnen steht, und wir glauben damit eine vollkommen feste und nicht mehr streitige Grundlage gefunden zu haben.

Wer der Meinung ist, daß — um eine Schleiermachersche Wendung zu gebrauchen — die „schlechthinnige Hingabe“ an das Gute, die Erwerbung eines guten Charakters und seine Betätigung im Dienste des Wohles Aller, wert sei, einen Vereinigungspunkt der Menschen zu bilden, der möge sich uns anschließen. Wir müssen diesen Gedanken immer knapper und klarer zu fassen suchen und müssen es uns nicht verdrießen lassen, ihn immer zu wiederholen und ihn zu verbreiten.

Nun aber ist es uns, wie schon vorhin bemerkt, nicht gelungen, die Vorurteile ganz zu zerstören, als ob wir gegen die Religion als solche irgendwie polemisierten. Noch vor kurzem hat der Bischof von Mainz, Dr. Haffner, bei Gelegenheit der Zusammenkunft des Deutschen Katholischen Lehrerverbandes eine Rede gehalten, in der er, nachdem er den glaubenslosen, unflätigen Rousseau, wie er sich ausdrückte, abgethan, sagte, gegenwärtig erschiene als Meteor die ethische Kultur, deren Verbreitung glaubenslose Philosophen in die Hand genommen hätten — ein Messer ohne Klinge.

Aber nicht den Bischof von Mainz brauche ich hier anzuführen. Personen, die ihrer ganzen Veranlagung nach unbedingt zu uns gehörten, bekämpfen uns in derselben Weise. Ja, mancher Brave, der mit voller Sympathie zu unserer Sache steht, konnte sich, unter vollkommener Verkennung der Verhältnisse, aus den oben angedeuteten Gründen nicht entschließen, Mitglied der Gesellschaft zu werden, und hat sich leise von uns abgewandt.

Sagen wir's nur: bei uns in Deutschland stehen die Dinge vielfach doch noch so:

Man will alles erdenkliche Gute thun — nur seinen lieben Gott, den möchte man sich nicht wegdisputieren lassen. Die Frage, die Gretchen an Faust richtet: ‚Wie hältst du's mit der Religion?‘, schwebt doch noch Tausenden heimlich auf den Lippen. Man betrachtet — und mit vollem Recht — die Beziehung zum Unerforschlichen als seine heilige Domäne und wacht ängstlich, vielleicht mehr als nötig, darüber, daß man aus diesem Paradiese nicht vertrieben werde.

Nun, die D. G. E. K. hat wahrlich keinen Anlaß, jemanden daraus zu vertreiben, und von den Mitgliedern wird keiner hier je ein Wort gehört haben, welches solche Besorgnisse rechtfertigen könnte.

Die ethischen Gesellschaften betrachten sich als Bundesgenossen der Religionsgesellschaften, insofern auch sie die Kultur des Sittlichen betreiben. Sie betrachten aber die Religion sowohl wie die Sittlichkeit als Angelegenheiten, deren jede für sich besteht und darum auch der eigenen Pflege bedarf.

Nur möchte die D. G. E. K. den Religionen nicht die ausschließliche Pflege des Sittlichen weiter überlassen. Beanspruchen die Religionen hier ein Monopol, so bekämpfen wir sie. Aber die Religionen haben doch wahrlich keinen Anlaß, Andere von der Pflege des Sittlichen auszuschließen.

Auch ist das Bedenken der Theologen, daß durch die Unabhängigkeit der sittlichen Begriffe von der Religion diese letztere in ihrer Entwickelung Schaden leiden könne, völlig unbegründet. Ich will nur daran erinnern, daß bei Kant

gerade die absolute Unbedingtheit des Sittlichen den Grund für den Glauben an Gott abgiebt.

Wie es die Mitglieder der D. G. E. K. mit der Religion halten, darauf mag es beinahe so viel Antworten geben, als es Mitglieder der Gesellschaft giebt. Vielleicht aber sind sich auch viele darin einig. Die Frage hat in unserem Kreis keine Berechtigung, ebensowenig wie in einer medizinischen oder historischen Gesellschaft, wo es doch niemandem einfallen würde, danach zu fragen, welcher Religion einer angehöre.

Es genügt nicht, wenn wir gegenüber solchen Angriffen kurz auf unsern § 1 verweisen, in dem es heißt: „unabhängig von allen religiösen u. s. w. Verschiedenheiten." Darum handelt es sich ja nicht, vielmehr um den Verdacht, als ob wir den religiösen Überzeugungen, wenn nicht feindlich gegenüberständen, so sie doch wenigstens für etwas Überflüssiges oder Gleichgültiges hielten.

Hier muß jedes einzelne Mitglied, um aufklärend wirken zu können, sich zunächst selbst klar werden.

Muß man denn der Religion gegenüber gleichgültig sein, wenn man sie nicht bei jeder Gelegenheit in den Vordergrund treten läßt? Muß man denn gottlos sein, wenn man nicht bei jeder Gelegenheit das ganze Reich seiner Ideale vorführt? Vielleicht ist gerade das Gegenteil der Fall.

„Eine religionslose Gesellschaft!" — damit sind wir gerichtet. Wie kommt es, daß man der Gesellschaft für Chirurgie, die hier unter gleichem Dache mit uns wohnt, einen solchen Vorwurf nicht macht? Nun, es gab eine nicht einmal so ferne Zeit in unserer Kultur-Entwickelung, wo auch die Naturwissenschaft dem Verdacht nicht entgehen konnte, sie sei religionslos; man wollte es nicht zulassen, daß sie sich unabhängig von den bestehenden religiösen Überlieferungen entwickeln könne.

In diesem wahrhaft traurigen Stadium befindet sich die Ethik jetzt, und es ist kein erbauliches Schauspiel für den Einsichtigen, zu sehen, wie hartnäckig man an den einmal überkommenen religiösen Überlieferungen einer fremden Kulturzeit festhält, wie man die Ethik für alle Ewigkeit in einen undurchdringlichen Schleier einhüllen möchte.

Es wird späteren Jahrhunderten vorbehalten sein, sich mit der schwer zu fassenden Thatsache abzufinden, wie solche Verhältnisse in einer so hoch entwickelten Kultur möglich waren.

Wir wollen endlich das Recht haben, die Ethik unabhängig von der Religion entwickeln zu können — entwickeln, nicht zu begründen, denn das ist Sache des Einzelnen. Wir wollen die bestehenden sittlichen Vorstellungen nach jeder Richtung hin kennen lernen, sie prüfen, sie reformieren, wo es nötig ist, und überlassen es den Religions-Gesellschaften ihrerseits, die religiösen Vorstellungen zu prüfen und zu reformieren. (Fortsetzung folgt.)

## Ein Opfer der Großstadt.

Von Hermann Danziger in Berlin.

Kauft Blumen! frische Rosen! schöne Veilchen!
Ein einz'ges kleines Sträußchen, lieber Herr! —
Stumm geht, die lebensfrohe Braut im Arm,
Der elegante Kavalier vorüber,
Als hätt' er nicht gehört des Mädchens Bitte,
Das ihm ganz schüchtern, in bewegten Worten,
Ein einziges bescheid'nes Sträußlein anbot.
Zwar auf den Groschen käm' es ihm nicht an,
Wahrhaftig nicht! Indes die Bettelei,
Die auf den Straßen sich so schamlos aufdrängt,
Noch unterstützen? Falsches Mitgefühl!
Sentimentale, weiberherz'ge Thorheit! —
Betrübt geht sie mit ihrem Blumenkörbchen
Des Weges weiter, und ja manchen noch
Ruft auf der großen Friedrichstraße sie
Vergeblich an: Kauft Rosen, frische Veilchen! —
Und als die Straßen menschenleer geworden,
Die matterhellten, fernen Vorstadtstraßen,
Schleicht sie noch immer fröstelnd durchs Gestöber
Des windgepeitschten Schnees, im ärmlich dürft'gen,
Geflickten Kleidchen und zerriss'nen Schuh'n,
Durch die des Bodens feuchte Kälte dringt.
Des Vaters denkt sie nur, des Trunkenbolds,
Der sie mit seinen rohen Fäusten schlägt,
Wenn der Erlös zu klein war, den sie hungernd
Nach Haus gebracht für seine Branntweinflasche.
Schon flimmert's unbestimmt ihr vor den Augen,
Sie achtet nicht des Wegs: nur vorwärts weiter!
An ihre Sohlen heftet sich die Furcht
Wie Blei. — Die Sinne schwinden ihr, sie sinkt
Hin in den tiefen Schnee auf freiem Felde,
Der Landstraß' nah', die nach der Hauptstadt führt.
Das Körbchen hängt ihr noch im Arm; die Blumen,
Mit den erstarrten todeswelken Kelchen,
Vom eisig scharfen Wintershauch vergiftet,
Sie fallen über Antlitz ihr und Brust.

## Warum die Frauen stimmen müssen.

Die politischen Bürgerrechte zu erringen, ist das Ziel vieler Tausende von amerikanischen und englischen Frauen. Die in New-York vorbereitete Petition, welche für die Frauen das Stimmrecht verlangt, hatte bis zum 4. Juni gegen dreihunderttausend Unterschriften, und die leitenden New-Yorker Zeitungen bringen fortgesetzt längere Diskussionen für und wider. In England sollen zweihundertfünfzigtausend Personen eine entsprechende Petition unterzeichnet haben. Zu Gunsten des Stimmrechts der Frauen fanden unlängst in London Massen-Meetings statt. „The Woman's Signal", herausgegeben von Lady Henry Somerset und Annie E. Holdsworth — vielleicht die beste Frauenzeitung, welche existiert, — hat darüber eingehende Berichte gebracht, denen wir das Folgende entnehmen:

Dem Londoner Massen-Meeting vom 9. Juni präsidierte Lady Henry Somerset. In ihrer Eröffnungsrede antwortete sie auf die Frage: „Wird es uns gelingen, unsere gerechten Forderungen zu erlangen?": „Es hat noch in keinem Volke eine Klasse gegeben, die sich zur Erringung eines Rechtes verbunden und nicht schließlich das erlangt hat, wofür sie in langem Kampfe mit treuer Solidarität zusammen eingetreten ist."

Sir John Hall, früher Gouverneur von Neu-Seeland, wo die Frauen die Bürgerrechte bereits erworben haben, war der folgende Redner. Er wies darauf hin, daß dort die Frauen ihre politische Befreiung nicht plötzlich und nicht leicht, sondern nach vierzehnjährigem beschwerlichem Kampfe errungen haben, der zuerst die Gleichgiltigkeit und dann den aus Vorurteilen wie aus sachlichen Gründen erwachsenen Widerstand des Volkes zu überwinden hatte. Achtmal, zuerst 1878, wurde die Forderung des Frauenstimmrechts vor das Parlament gebracht, bis sie endlich erfüllt wurde. Die Prognose von Schwarzsehern: die Frauen würden bei den Wahlen insultiert werden, traf nicht ein; vielmehr vollzogen sich die Wahlen mit weit größerer Ordnung als früher. In Neu-Seeland hat niemand mehr etwas gegen das Stimmrecht der Frauen zu sagen, und die meisten wundern sich, warum sie es nicht schon früher erlangt haben. Sir John Hall schloß seine Rede mit den Worten: „Lassen Sie sich nicht entmutigen! Sie mögen eine oder zwei Niederlagen erleiden, — keine große Reform ward jemals ohne lange und ausdauernde Anstrengung gewonnen; — aber Sie haben eine große und heilige Sache: und ich habe die Zuversicht, daß diese Sache schließlich siegen wird. Wenn ich wieder nach England komme, wie ich in nicht ferner Zukunft zu thun gedenke, werde ich, so hoffe ich,

sehen, daß die Frauen das Stimmrecht haben, um es zum Segen ihrer Landsleute zu benutzen."

Miß Frances E. Willard, die Präsidentin des „World's Woman's Christian Temperance Union" sprach nach Sir J. Hall über die „Durchschnittsfrau" und über das Verfahren, das anzuwenden ist, sie für die Bürgerrechte der Frauen zu gewinnen. Man muß ihr im einzelnen zeigen, daß, wenn die Frauen nicht die Gesetze, unter denen sie stehen, machen helfen, sie nimmer Gerechtigkeit erwarten dürfen.

Mrs. Wynford Philipps, die nächste Rednerin, sagte in ihrem Vortrage: „Es ist vollkommen ungeheuerlich, daß die Hälfte des Menschengeschlechts in der Entwickelung ihrer Vernunft und ihrer Muskeln gehemmt werden soll, weil die Männer das Werk der Schöpfung besser machen wollen. ‚Es giebt nur Ein Sittengesetz,' sagt die Schöpfung. ‚Nein,' sagt der Mann, ‚es giebt zwei. Ich habe zu thun, was mir beliebt; und Du' — so sagt er zum Weibe — ‚mußt thun, was ich will.' Wie ist dieser Zustand der Dinge abzuändern? Dadurch, daß wir die Frauen als die gleichberechtigten Genossen der Männer anerkennen ... Es ist nutzlos, Rechte zu erhalten, bis wir das Stimmrecht erwerben: die einzig sichere Verteidigung ist die Selbstverteidigung."

Mrs. Scatcherd, eine der späteren Rednerinnen, sagte: „Einige unserer Gesetzgeber scheinen zu meinen, daß es eine Art von Christenpflicht ist, den Frauen die Gerechtigkeit vorzuenthalten. Ich meine, daß die Frauen viel zu selbstaufopfernd sind; sie sind in dieser Richtung so weit gegangen, daß es zu einem positiven Übel geworden ist. Wie lange sollen wir warten, bis den Frauen ihr einfaches Recht wird? Wann werden die Gesetzgeber auf die niedergetretenen Frauen hören? Es ist der reine Unsinn, zu sagen, daß die Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten sie zur Verrichtung jener höheren Funktionen ungeeignet machen wird. Es sind der Hunger, die übermäßige Arbeit, das Elend, die Ungerechtigkeit, die Sklaverei, welche das Weib entweihen. — Ich freue mich über diese Frauenvereine, welche jetzt das Stimmrecht fordern. Verbinden wir uns, und dann wird man auf uns hören. Wenn wir dieses Recht haben, wird die gesamte Menschheit eine unwiderstehliche Macht des Guten zu ihrer Verfügung haben."

Madame Antoinette Sterling: „Wenn die Frauen so unfähig sind, wie konnte Gott sie zu den Müttern der Männer machen?"

Mrs. Stanton-Blatch: „Ich möchte daran erinnern, wie diese Inferiorität im Staate den Frauen überall entgegenwirkt. Ich glaube nicht, daß die Welt morgen ein Himmelreich sein wird, wenn ich heut Abend stimme; aber was ich behaupte, ist, daß jede Frau überall einen Unterschied in ihrer Lage fühlen wird. Man frage die Frau, welche einen Beruf ausübt, wie die politische Hörigkeit sie schädigt; man frage den Arbeiter, wie sie sein Weib schädigt. — Weiß man, was es bedeutet, dieses doppelte Sittengesetz für Mann und Weib? Es bedeutet, daß reiche Männer die Arbeiterinnen mißbrauchen. Man weiß, daß den Chinesinnen die Füße eingeschnürt werden; aber die Amerikaner und Engländer sind praktischer: da sie wissen, daß, wenn man den Geist formt, man den ganzen Menschen geformt hat, so nehmen sie die Frauen am anderen Ende vor und schnüren ihnen den Kopf ein. Aber was mich anbelangt, so ziehe ich, wenn ich wählen muß, es vor, daß man mir die Füße, als daß man mir das Hirn einschnürt ... Ich will mich selber „repräsentieren". Hat man jemals einen, von der Milch der frommen Denkart geschwellten Mann gesehen, der eine Frau zu „repräsentieren" willens war, wenn sie zum Schaffot geführt wurde? Nein, meine Herren, von dem Stoffe seid Ihr nicht. So müßt Ihr uns denn schon gestatten, daß wir uns auch in den guten Dingen des Lebens, wie in den schlechten, selber repräsentieren."

Mrs. Annie Hicks, die letzte Rednerin, erklärte: „Ich bin diesen Abend nicht hier, um einen langen Vortrag zu halten. Ich will meine Gründe angeben, weswegen ich das Stimmrecht verlange. Ich verlange es, weil ich Frauen der Klasse, zu der ich gehöre, lange Stunden hindurch in ungesunden Werkstätten und Fabriken oder, noch ungesunder, für einen Lohn arbeiten sehe, der, nach all' den Abzügen und Strafen, die oft ein Viertel des Einkommens betragen, zur Existenz nicht ausreicht. Ich verlange das Stimmrecht, weil ich diese Lage der Dinge sehe und man uns sagt, daß sie im Interesse der Industrie und der Konkurrenz eine Notwendigkeit ist. Ich verlange das Stimmrecht, weil ich sehe, daß die Gesellschaft, unterstützt durch die Regierung, zwei Sittengesetze macht, eines für die Männer und eines für die Frauen. Ich sehe, daß dem Manne das Laster bequem gemacht wird, während seine Gefährtin, die nur zu oft sein Opfer ist, zu einer Ausgestoßenen gemacht wird. Ich verlange das Stimmrecht, weil ich, als Mutter, meine Kinder vor der legalisierten Verführung schützen will, welche ihnen an jeder Straßenecke in den Weg gelegt wird. Ich verlange das Stimmrecht, weil ich sehe, wie eine stets wachsende Zahl von Männern und Frauen durch ihre Umgebung tiefer und tiefer in Elend und Verzweiflung getrieben werden, — Männer und Frauen, welche qualvoll um einen auskömmlichen Lohn ringen müssen. Vor einem Jahre erst hatten wir mitternachts auf dem Trafalgar das Schauspiel, daß Männer, Frauen und Kinder auf den bloßen Steinen lagen, mit nichts zu ihrer Bedeckung als der Regenwolke des Himmels Diese menschlichen Wesen wurden durch die Ungerechtigkeit der Gesellschaft dorthin getrieben. Aber wir sehen eine neue Macht erstehen — das Volk, und ein Teil des Volkes sind die Frauen, und wir fordern unser Recht, am Rate der Nation teilzunehmen, weil wir sie im Interesse Aller weise regiert sehen wollen."

Am 19. Juni fand in London eine von der Counteß von Carlisle, der Vorsitzenden der „Women's Liberal Federation", präsidiertes Massen-Meeting statt. Unter den Teilnehmern bemerkte man Lady Grey, Lady Foster, Lady Stevenson, Counteß Alice Kearney und eine Anzahl von Parlamentsmitgliedern. Wir wollen nur einige Worte aus der Eröffnungsrede der Counteß von Carlisle anführen: „Unsere Aufgabe diesen Abend ist von der äußersten und dringendsten Wichtigkeit. Wir sind zusammengekommen, nicht um die lange Geschichte unseres siebenundzwanzigjährigen parlamentarischen Kampfes zur Erlangung des Stimmrechts für die Frauen zu durchwandern, nicht nur um im allgemeinen Reden über die Rechte der Frauen zu halten, sondern um mit aller Energie, deren wir fähig sind, zu fordern, daß jetzt, in diesem gegenwärtigen Parlament, in dieser gegenwärtigen Session, unsere eigene hochverehrte Regierung auf die Bitte der geknechteten Frauen Englands, Schottlands und Wales' höre." — Vor 43 Jahren wurde vom Earl von Carlisle dem Hause der Lords eine Frauen-Petition um Verleihung des Stimmrechts überreicht. Wird die von der Counteß von Carlisle an das Haus der Gemeinen gerichtete Petition erfolgreicher sein?

Am Tage nach dem letzterwähnten Massen-Meeting ereignete sich in einer Hauptburg des Konservatismus Englands, der Juristen-Versammlung von Lincoln's Inn Hall in London, etwas, was Lady Henry Somerset als „ein Ereignis in der Geschichte der Frauenemanzipation" bezeichnet: Die aufgestellte These: „Die Ausdehnung des Stimmrechts auf die Frauen widerstreitet dem Wahle und der guten Regierung des Staates" wurde mit großer Mehrheit verworfen.

Im Territorium Wyoming, wo die Frauen schon seit vielen Jahren das Stimmrecht haben, sind, wie Lady Henry anführt, nach dem Zeugnis des Gouverneurs sowie des Oberrichters keine der vorausgesagten Übel eingetreten, während die Hoffnungen, welche man an die Einführung des Frauenstimmrechts knüpfte, in allem Wesentlichen in Erfüllung gegangen sind. —

Wie weit wir aber in Deutschland bei dieser Sache in der ethischen Kultur noch zurück sind, das zeigt folgender Vorfall, den die „Rheinische Zeitung" vom 7. Juli berichtet:

„Ronsdorf, 4. Juli. Die Vorstandsmitglieder des hiesigen Bildungsvereins für Mädchen und Frauen hatten in einer Versammlung das Thema: „Die Rechtlosigkeit der Frauen“ zur Diskussion gestellt und waren darauf wegen Übertretung des Vereinsgesetzes sowohl in erster Instanz wie auch von der Strafkammer zu Elberfeld zu Geldstrafen verurteilt worden. Die hiergegen eingelegte Revision wuede gestern vom Strafsenat des Kammergerichts unter der Ausführung zueückgewiesen, daß das Vereinsgesetz nicht nur bei jenen, politische Angelegenheiten erörternden Vereinen von Männern, welche Feauen zu Mitgliedern aufnehmen, sondern auch bei den Frauenoereinen, welche politische Angelegenheiten verhandeln, in seinen Strafbestimmungen anzuwenden sei.“

Wie lange wird die Gerechtigkeitsliebe der deutschen Männer so geeing bleiben, daß sie solche Gesetze duldet? Die Frauen dürfen nicht einmal gemeinsam über ihre Rechtlosigkeit, welche die Willkür der Männer über sie verhängt hat, klagen! —

Wir wollen diesen Artikel mit einer Erklärung beschließen, welche in der Nummer des „Woman's Signal“, die über das ersterwähnte Londoner Massen-Meeting berichtet, veröffentlicht worden ist:

Mrs. M. Walters' Beantwortung der Frage:

Warum die Frauen das Stimmrecht verlangen:

„Ich, als eine Feau, verlange das Stimmrecht, weil

1. ich ein Bürger bin, gleich den Männern;

2. ich den Gesetzen zu gehorchen habe und bei der Verletzung deeselben von keiner Strafe dispensiert werde; der Gerechtigkeit gemäß sollte ich auch alle Rechte teilen.

3. Wenn ich Steuern zahle, sollte ich bei der Verausgabung der öffentlichen Gelder eine Stimme haben.

4. Es ist das Wesen der Sklaverei, daß eine Klasse erwachsener Menschen von einee anderen Klasse absolut beherrscht wird; die Sklaverei ist schlecht sowohl für die Herren als für die Sklaven.

5. Das Stigma der Inferiorität, das ich gemeinsam mit Idioten, Verrückten, Verbrechern, Almosenempfängern und Kindern trage, ist entwürdigend und unerträglich.

6. Es ist meine Pflicht, für die nationale Sittlichkeit zu sorgen und die Macht zu erringen, die staatliche Thätigkeit zum Guten zu lenken.

7. Es ist meine Pflicht, meinen Schwestern, den Frauen, zu helfen, welche unter den gegenwärtigen, die Arbeit, die Ehe, die Scheidung, das Eigentum u. s. w. betreffenden Gesetzen leiden.

8. Die Frauen thun viel für den Staat in industrieller und intellektueller Beziehung und besouders als gute Mütter, und verdienen daher Freiheit und Gleichheit.“ G. v. G.

## Lebensbilder.

### XII.

Von einem Bildhauer.

Im Dezember des Jahres 1873 erblickte ich in einem kleinen Orte des Voigtlandes das Licht der Welt. Kurze Zeit darauf wurde mein Vater von seiner Dienstbehörde in eine mittlere Stadt, W. im Zschopauthale, versetzt. Hier verlebte ich meine Schul- und Lehrjahre. Die Kinderjahre mögen wohl ebenso wie bei anderen in Freud und Leid dahingeflossen sein. Meine Eltern waren nicht wohlhabend zu nennen, aber meines Vaters Stellung im Staatsdienste gestattete ihnen ein sorgenfreies Leben.

Im Jahre 1880 wurde ich in die Schule eingeführt, und zwar ließ mein Vater mich, als seinen Ältesten, die erste Abteilung der dortigen Bürgerschule besuchen, die sich wohl mit mancher Realschule messen konnte. Was die Erziehung seitens meiner Eltern anbetrifft, so wurde ich vor allem zue Frömmigkeit, zum Gehorsam, zum Fleiß nnd zur Ordnung angehalten.

In späteren Jahren weckte mein Vater in mir auch die Freude an der Schönheit der Natur und nahm mich auf Reisen ins Gebirge mit. Obwohl ich von meinen Eltern viel Gutes und Schönes erfahren habe, war doch von allzu großer Zärtlichkeit nie die Rede.

Die ersten Schuljahre sind nur schwach in meiner Erinnerung. Als ich älter wurde, lernte ich fleißig und war bei allem auf mich selbst angewiesen, da ich keine älteren Geschwister hatte, die mir hätten beistehen können. Ein besonderer Umstand machte sich während meiner ganzen Schulzeit bemerkbar: meine Mitschüler waren meist Sohne angesehener Bürger und wurden mir, dem gewöhnlichen Beamtensohne, stets vorgezogen. Oft erfüllte mich dies mit stillem Schmerz; es hielt mich aber nicht vom Lernen ab. Da ich von den Eltern zur Religiosität angehalten worden war, ist es verständlich, daß ich auch beim Unterricht in der dogmatischen und Morallehre lebhaftes Interesse zeigte. Ich kann nicht sagen, daß ich an der Wahrheit der Kirchenlehre eigentlich gezweifelt hätte; aber unerschütterlich fest stand mein Glaube schon damals nicht. Heute noch mache ich meiner Erziehung durch Schule und Kirche einen großen Vorwurf: man warnte uns unter Hinweis auf die Strafe eines höheren Wesens vor den Jugendfehlern, doch die schlimmen Folgen für Geist und Körper uns frei vorzuhalten unterließ man.

Bald trat nun die inhaltsschwere Frage der Berufswahl an mich heran. Mancherlei Vorschläge wurden gemacht, die meisten aber wurden wegen der finanziellen Verhältnisse meinee Eltern verworfen. So sollte ich denn ein Handwerk lernen und zwar, da ich gut zeichnete, die Bildhauerei. So trat ich denn zu Ostern 1888 in die Lehre bei einem dortigen Holzbildhauer. Er war ein Musterbild kleinstädtischen Kastengeistes und beutete seine Lehrlinge und Gehilfen nach Kräften aus. Er selbst war vom Lande in die Stadt gekommen und verstand von seinem Geschäft herzlich wenig. Das Recht, Lehrlinge auszubilden, kam ihm sicherlich nicht zu. Wir waren weniger Bildhauerlehrlinge als Stützen der Hausfrau, Vereinsdiener einer Anzahl von Korporationen, denen der Meister angehörte, zeitweise auch Dekorateure seiner Ballsäle; oft auch wurden wir zu Verrichtungen gebraucht, die zur Landwirtschaft gehörten. Als die wenigen Bildhauerarbeiten, die es gab, eindressiert waren, ging es noch weiter in jenem, Geist und Sinn abstumpfenden Tretmühlengang bis über die Lehrzeit hinaus, seiner Tasche zum Nutzen und unserer Zukunft zum Verderben. Mit den Gehilfen, von denen wir doch nur lernen konnten, sollten wir uns nicht abgeben; „denn“, so sagte ee mir einmal ausdrücklich, „Ihr habt auf der Seite Eures Meisters zu stehen.“ Mit den bedeutungsvollen Worten: „Von Montag an bezahle ich Dir Deine Arbeit, Du hast nun ausgelernt“, schloß wieder ein Abschnitt meines Lebens.

Die Verhältnisse blieben sich vor der Hand gleich; da es galt, Geld zu verdienen, wurde die Tretmühle nur in ein schnelleres Tempo versetzt. Während meiner Lehrjahre stand ich noch streng unter der Aufsicht meiner Eltern; namentlich beobachteten sie genau meinen Verkehr mit dem weiblichen Geschlecht und meine Vergnügungen. Was nun die Foetbildung betrifft, so war ich gesetzlich verpflichtet, drei Jahre den Fortbildungs- und Zeichenunterricht zu besuchen. Hier gaben meine Lehrer sich viel Mühe mit mir, was die Lust zum Lernen selbstverständlich bedeutend erhöhte.

Wenige Monate nach Beendigung meiner Lehrzeit teilte mir mein Prinzipal in aller Ruhe mit, daß er für mich keine Beschäftigung habe. Frohen Muts gedachte ich hinauszuziehen in die Welt, mit dem Gedanken, daß es nun vorwärts gehen müsse zu etwas Tüchtigem; denn ich hielt mich in der Lehre schon für einen guten Arbeiter, da ich doch in den langweiligen Kram eindressiert war. Ich kehrte also meiner Vaterstadt den Rücken und ging in die benachbaete Stadt M. Dort war das Verhältnis das gleiche; dieselben einförmigen

Spezialartikel mußten geschaffen werden. Kein Mensch fragte nach Können und Ausbildung, nur der Kampf ums tägliche Brot kam in Betracht. Von hier ging ich nach der schönen deutschen Dichterstadt W., wo ich über ein Jahr blieb. Dort lernte ich in meinem Berufe und im öffentlichen Leben manches Neue kennen.

Vor allem besuchte ich eifrig das dortige Hoftheater, was auf meine Anschauungen und mein Denken einen bedeutenden Einfluß ausübte. Im ganzen lebte ich fröhlich in den Tag hinein, ohne aber dabei meine Ausbildung zu vergessen. Zu dieser boten die dortigen Sammlungen reichlich Gelegenheit. Auf eine Offerte ging ich von da nach dem schönen F. am Main. Über die Eindrücke, die ich in der Großstadt hatte, ist hier nicht der Ort zu reden; aber der, welchen ich in den ersten Stunden hatte, ist mir unvergeßlich. Spät angekommen, ging ich in die Centralherberge. Mit stillem Grauen trat ich unter die lärmende, lockende Menge; alles sah ich hier: Not, Hunger, Leidenschaft, Roheit u. s. w. Hier sollten sich Dichter zu ihren Wanderliedern den Stoff holen; hier sollten die großen Männer nachfragen, die so naiv sind, uns zu sagen, jeder, der sich auf der Landstraße herumtreibt, sei verkommen und wolle nichts thun; sie werden hören, wie die meisten sich nach Arbeit sehnen, gar viele aber keine erhalten können, weil sie von ihren Brotherren ausgenutzt, auf Spezialartikel eingeschustert sind — nach denen sie auf dem ganzen Erdenrund niemand wieder fragt. Dies letztere sollte auch ich bald erfahren, wenn auch nicht so arg. Kaum war ich wenige Tage in meiner neuen Stellung, so fielen mir die Schuppen von den Augen: ich sah, wie traurig es mit meinen Kenntnissen aussah. Täglich fast mußte ich hören: „Sie müssen aber in einem schlechten Geschäft gelernt haben!" und anderes mehr. Der Lohn war dementsprechend gering. Nun war ich aber darauf bedacht, das Versäumte nachzuholen, besuchte den Abendkursus der Kunstgewerbeschule, und noch heute denke ich in dankbarer Erinnerung an die Mühe, die sich meine Lehrer mit mir gegeben haben. Kaum war Weihnachten hinter mir, so mußte ich als jüngster und schwächster Arbeiter meine Stellung verlassen. So stand ich nun im Winter ohne Stellung da; alle Bemühungen, in F. solche zu erhalten, waren ohne Erfolg. Schweren Herzens mußte ich nun meinen Lehrer verlassen und ging nach M. am Rhein, wo ich das Glück hatte, in eins der größten Geschäfte zu kommen. Selbstredend mußte ich auch hier wieder viel um dessen willen leiden, was mein Lehrmeister an mir gesündigt hatte. Während der freien Zeit ließ ich es auch nicht fehlen, mich weiter auszubilden sowohl im Berufe als auch im Wissen. Daß sich bei den trüben Erfahrungen auch andere Anschauungen in meinem Geiste bildeten, ist wohl sehr klar. Da es nicht gut sein mag, schon in der Jugend bestimmten politischen Richtungen anzuhängen, ließ ich mich nicht in den Strudel des Parteilebens hineinziehen; wohl aber lese ich mit Vorliebe wissenschaftliche Schriften, und ich merke deutlich, wie die alten Lehren und Schulweisheiten schwanken.

Daß ich bei meinem Alter noch nicht verheiratet bin, ist wohl natürlich. Aber täglich kann ich beobachten, welches Loos verheirateten Gehilfen zu teil wird. Monatelang sind in den flauen Geschäftszeiten Verheiratete oft stellungslos, und immer müssen dann Frau und Kinder den Kampf ums tägliche Brot mitkämpfen.

Eines noch stimmt mich oft sehr traurig: daß mein Wunsch, einige Jahre eine Kunstgewerbeschule zu besuchen, wohl nie in Erfüllung gehen wird; denn meine Eltern können mich während der Zeit nicht erhalten, und der Verdienst reicht immer nur so weit, sich anständig durchs Leben zu schlagen und die Krisen zu überstehen. Wieder bin ich zurückgekehrt nach F. Immer noch ist mein Blick in die Zukunft ein trüber, verdüstert durch den Gedanken, einzig und allein um des Egoismus und der Profitwut Einzelner willen der schönsten Jahre des Jugendeifers beraubt zu sein.

---

## Vermischtes.

Theodor von Wächter, der wegen Gotteslästerung verhaftet worden war, sagt in seinem „Sonntagsblatt für freien Geistesaustausch" (Nr. 29) Folgendes: „Das hätten die Leser unseres Sonntagsblatts sich doch wohl nicht träumen lassen, daß der Herausgeber ihres Blattes wegen Gotteslästerung verhaftet würde! Und doch ist's also geschehen am 13 Juli abends 10 Uhr zu Brackel bei Dortmund! Der Herausgeber sprach über das Thema: Die Stellung der Sozialdemokratie zu Privateigentum, Königtum, Vaterland, Ehe und Religion. Beim letzteren Punkt führte er aus, wie er sich zu den mancherlei Schmähungen über Christentum und Religion stelle, die in der sozialdemokratischen Litteratur (aber ebenso in der nationalliberalen und dühringisch-antisemitischen) sich finden. Redner sagte nun, ein verständiger Christ fasse solche Reden so auf, wie Friedrich der Große, als ihm einmal mitgeteilt ward, der und der Preuße habe Gott gelästert. Da sagte Friedrich der Große: wer Gott lästert, den strafe ich nicht, denn wer Gott lästert, der kennt Gott eben nicht. Diese Worte Friedrichs des Großen erklärte Redner in der doch wohl einzig zutreffenden Weise: wer den wahren Gott, die Allmacht der Liebe, nicht erkannt hat, der hat sich selbst ein ganz falsches Bild von einem Gott gemacht, der in Wirklichkeit gar nicht existiert — und dieses dumme Bild von einem gar nicht existierenden Gott — diesen dummen Gott in seinem Kopf, den lästert derjenige ganz mit Recht, welcher Gott lästert — er lästert damit ja nur seine eigene Dummheit. So urteilte Friedrich der Große, und doch wohl ähnlich ist die Stellung Jesu, wenn er von seinen eigenen Mördern sagt: sie wissen eben nicht, was sie thun, sie kennen mich eben nicht, sie halten mich eben wirklich für einen solchen Übelthäter, der gekreuzigt werden muß.

Doch wie der Herausgeber des Blattes das Wort sagte: solche Lästerer lästern gar nicht den wahren Gott, sondern nur den dummen Gott in ihrem Kopf drin, sprang der überwachende Gendarm auf, löste die Versammlung auf, und erklärte den Redner für sofort verhaftet. Nun, andern Vormittag ward der Herausgeber „entlassen" und wird nächsten Montag den 16. Juli bei jedenfalls nun erst recht gedrängt voller Versammlung seinen Vortrag vollends ausführen. Und sollte auf des Gendarmen Anzeige hin Anklage erhoben werden, so freut sich der Herausgeber, dadurch zu einer kostenlosen Reise nach Westfalen zu kommen, denn die Freisprechung müßte ja doch erfolgen und die Kosten die Staatskasse zahlen, was in diesem Fall gleichbedeutend wäre mit Zahlung einer sozialdemokratischen Agitationsreise aus der — Staatskasse! — Was sagen aber unsere Leser dazu? Hätte Friedrich der Große an dem Abend sein Wort selbst ausgelegt, so wäre er von einem preußischen Gendarmen verhaftet worden! — Dem Gendarmen keinen Vorwurf — er glaubte zu thun, was ihm vorgeschrieben war — aber dem deutschen Volke ist es doch eine Schande, eine solche Gesetzgebung sich selbst geschaffen zu haben, daß ein Jesus, ein Luther, ein Friedrich der Große mit ihren Worten des Geisteskampfes im heutigen deutschen Reich in stetem Konflikt mit Polizei und Staatsanwalt liegen müßten!"

Der deutsche Name und das staatliche Lotteriespiel. Der „Vorwärts" berichtet: Der Postmeister von Philadelphia hat sich geweigert, deutsche Zeitungen zu bestellen, welche Lotterie-Anzeigen enthalten. Auf eine deutscherseits darüber erhobene Beschwerde ist vom General-Postmeister John B. Thomas der Bescheid ergangen, daß durch die Lotterie-Akte vom 19. September 1890 jede Zeitung, welche eine Lotterie-Anzeige oder irgend eine auf Glücksspiel bezügliche Anzeige bringt, von der Beförderung durch die Post ausgeschlossen ist. — Unter jenen Zeitungen befindet sich auch der deutsche „Reichs-Anzeiger". Hierzu bemerkt die Breslauer

„Morgen-Zeitung“: Die Amerikaner verstehen eben zwischen der Unsittlichkeit der Privatlotterien und der Sittlichkeit der staatlichen Spielveranstaltungen keinen Unterschied zu machen.

Miß Frances E. Willard, die berühmte Vorkämpferin der Frauenrechte und Präsidentin der World's Woman's Christian Temperance Union (vgl. oben S. 244 Z. 3), ist von der Universität von Ohio zum Ehrendoktor der Rechte ernannt worden. Wir schließen uns dem „Western Christian Advocate“ an, welcher die Universität sowohl wie die erste Frau, die jene Würde erhalten hat, beglückwünscht.

Preiserteilung. Der Deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke hatte im Juni v. J. einen Preis ausgeschrieben für die beste Arbeit über die Frage: „Was kann die Schule und besonders der Lehrer zur Förderung der Mäßigkeitssache thun?“ Es sind daraufhin 112 Arbeiten eingegangen. Der Preis, der 300 Mark beträgt, ist dem Lehrer Heinrich Droste in Meschede zugefallen; derselbe erhält außerdem den von der Mäßigkeits-Kommission des westfälischen Städtetages für die beste westfälische Arbeit gestifteten Nebenpreis von 100 Mark. Die preisgekrönte Arbeit wird vom Verein veröffentlicht werden.

Die Mäßigkeitsbewegung scheint auch in Deutschland weitere Kreise zu ergreifen. Sogar die völlige Enthaltung von allen geistigen Getränken wird gelehrt und findet Anhänger, denn die Vereine, die sie vertreten, „Blaues Kreuz“, „Guttempler-Orden“ und „Alkoholgegner-Bund“ zählen zusammen nach kurzer Arbeit schon 3000 Mitglieder, unter welchen sich etwa 800 ehemalige Trinker befinden. Der Deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke dagegen verlangt kein Versprechen oder Gelübde von seinen Mitgliedern, sondern arbeitet auf eine allmähliche Umwandlung der öffentlichen Meinung, der Gesetzgebung, der Wirthschaften und der geselligen Sitten hin. Er ist 1883 unter Mitwirkung von Kaiser Friedrich, Graf Moltke und andern hervorragenden Männern begründet; jetzt hat er seinen Sitz in Hildesheim, wo sein Vorsitzender, Oberbürgermeister Struckmann, und sein Geschäftsführer, Dr. W. Bode, wohnen. Der Verein hat im vergangenen Jahr erfreuliche Fortschritte gemacht.

## Bücherbesprechung.

**Populäre Abhandlungen über Erziehung und Unterricht von Gustav Adolf Erdmann. Gotha, Verlag von Emil Behrend. 1890. 1 Heft. 80 S. Preis 1 Mk.**

Der Verfasser sagt im Eingang der kleinen Schrift, bei allen Pädagogen herrsche wohl dieselbe Meinung, daß als Endzweck jeder Erziehung die Erlangung des wahren Glückes angesehen werden müsse. Weil aber die Meinungen über dieses wahre Glück so unendlich weit auseinander gehen, deshalb seien auch die Theorieen über die Erziehung so außerordentlich verschieden. Das Hauptgewicht legt der Verfasser darauf, daß einem vernünftigen Materialismus ein Platz in der Erziehung gewährt werden müsse, da wahres Glück nicht zu denken sei ohne körperliche Gesundheit und, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, günstige äußere Lebensbedingungen. Dazwischen verstreut finden sich eine Menge Bemerkungen, leider ohne jede Ausführung, aus denen einzelne hervorgehoben werden mögen. Der gänzlich ungenügende Naturgeschichtsunterricht wird getadelt. Daß derselbe in der Weise, wie er augenblicklich noch an den Schulen erteilt wird, nicht fortgehen kann, muß man zugeben. Indessen scheint es doch nicht so leicht, der Forderung des Verfassers nachzukommen, diesen Unterricht in der Natur zu geben. Selbst einem ganz flüchtigen Überlegen bieten sich eine Menge äußerlicher Schwierigkeiten dar, wenn man an eine Schule, mitten in einer großen Stadt gelegen, und an einen Lehrer denkt, der mit einer Klasse von 50–60 Schülern in unserem Klima seinen Naturgeschichtsunterricht in der Natur geben soll. „Da von jetzt ab die Naturwissenschaften im Lektionsplan der Schule einen weit größeren Raum einnehmen müssen, als bisher, so muß unnötiger Ballast über Bord geworfen werden“. Aber was? Man liest begierig weiter, da man glaubt, nach jeder Zeile würden gute Ratschläge kommen, die vielleicht etwas Licht in diese schwierige Frage bringen möchten; statt dessen kommen ein paar Gedankenstriche und die Worte: „vous comprenez bien“! — In fesselnder Weise werden weiter die vielen Übelstände geschildert, die bei der Erziehung und Vorbereitung der jungen Leute zum Lehrerberuf bestehen. Ich möchte nur noch etwas hinzufügen, was mir immer besonders aufgefallen ist. Auf die Anstellung eines jungen Lehrers hat stets nur das gut bestandene Examen Einfluß, während der Charakter und die sonstigen persönlichen Eigenschaften nicht im mindesten mitsprechen. — Zuletzt werden noch in kurzen, knappen Worten die Früchte kritisiert, welche die bisherige Durchschnittserziehung gereift hat, und diejenigen welche hoffentlich eine, die Naturwissenschaften mehr in den Vordergrund stellende Erziehung zeitigen wird.

Der erste Teil der zweiten Abhandlung scheint im Jahr 1877 geschrieben zu sein und ist daher wohl nicht mehr zeitgemäß. Viele der Vorwürfe, die der Mädchenerziehung gemacht werden, wie das absichtliche Absperren von der frischen Luft, das Auswendiglernen von Tabellen im Welt- und Litteraturgeschichtsunterricht, die systematische Zurückhaltung des Verstandes im Gegensatz zum „Gemüt“, das viele Klavierspielen, ob Talent da ist oder nicht, und anderes mehr, sind jetzt nicht mehr so berechtigt wie früher. Nun folgt aber ein wunderlicher Satz: „Die erste Forderung, welche wir also an das Weib zu stellen haben, ist: es muß dem Manne eine gemütliche, anheimelnde Häuslichkeit zu bieten vermögen!“ Also Ziel und Endzweck aller weiblichen Erziehung soll nicht darin bestehen, daß sich die Frau im Leben in allen Verhältnissen rasch und leicht zurechtfindet, sondern lediglich darin, dem Manne eine „gemütliche, anheimelnde Häuslichkeit“ zu schaffen! Der Verfasser widerspricht sich da aber selbst, denn auf S. 11 stellt er die Forderung auf: „Erzieht die Menschen fürs Leben!“ Aber das Leben besteht doch für viele Tausende von Frauen eben nicht im Heiraten. Die Hauptforderung, die an die moderne Frauenerziehung gestellt werden muß, ist vielmehr, darauf hinzuwirken, daß dem Mädchen nicht mehr bei jeder Gelegenheit das Heiraten als Zweck und Ziel ihres Daseins hingestellt wird, sondern daß sie sich auch in jedem andern Beruf glücklich und zufrieden fühlt, wenn sie denselben genügend ausfüllt. Unter den zahllosen Forderungen, die der Verfasser kategorisch an die Frauenerziehung stellt, findet sich auch die, das Denken möge gegenüber der bloßen Gedächtnisarbeit mehr berücksichtigt werden. Dieser Passus gipfelt in dem Satz: „In der Denkfaulheit liegt eine soziale Gefahr von unberechenbarer Tragweite“. Wenn diese Worte in großen Buchstaben über jeder, nicht nur über der Mädchenschule zu lesen wären, so würden wir allerdings in kurzer Zeit ein gutes Stück weiter mit unserer Schulreform kommen. Die weiteren Ausführungen über obigen Satz treffen leider nur zu sehr den Nagel auf den Kopf; jedoch immer vorausgesetzt, daß dieselben auf alle Schulen ausgedehnt werden.

Die beiden letzten Aufsätze behandeln die Nachteile, die daraus entstehen, daß moderne Naturwissenschaft und jüdische Entwicklungslehre nebeneinander gelehrt wurden. In welcher Weise die schlimme Übergangszeit, in der wir leben, abgekürzt werden könnte, dafür hat auch der Verfasser noch keinen Ausweg gefunden. Besonders im letzten Teil vermißt man einen geschlossenen Gedankengang, es wird ziemlich unvermittelt von einem Gedanken zum andern übergesprungen. es liegt wohl daran, daß der Verfasser ein so umfassendes Thema auf nur wenigen Blättern behandelt hat.

Magdeburg. M. von Colomb.

## Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

**Abteilung Freiburg im Breisgau.**

Die Abteilung hielt seit dem 1. Mai drei Versammlungen ab. In der ersten sprach Herr Dr. Foerster über „die Arbeiterfrage und die ethische Bewegung“. In dem Vortrag wurde Gelegenheit genommen, den unverhüllten Klassenstandpunkt der Unternehmer, der Presse und der öffentlichen Meinung in dem hiesigen großen Maurerstrike zu beleuchten, in welchem die Abteilung einen Vermittelungsversuch gemacht hatte, der jedoch an der Engherzigkeit der Unternehmer scheiterte. In der Juniversammlung sprach Herr cand. Woltmann „zur Kritik der Geschichtsauffassung des Karl Marx“ — welche Kritik eine sehr angeregte Diskussion zur Folge hatte, an der sich besonders die sozialdemokratischen Mitglieder der Abteilung lebhaft beteiligten. Auf den 13. Juli war eine große öffentliche Versammlung einberufen, in welcher Herr Dr. Wislicenus aus Straßburg sehr eindrucksvoll über „Moral und Religion im Schulunterricht“ sprach. Die Versammlung war stark besucht, auch die katholischen Bürger waren zahlreich erschienen, angelockt durch zwei Spalten lange Leitartikel des hiesigen Zentrumsblattes gegen „die Moral ohne Gott“. Der Vortragende beleuchtete zunächst den unhaltbaren Gewissenszwang auf dem Gebiete des Religionsunterrichtes — welchem Zwange eine Ahnung von der Notwendigkeit einer gemeinsamen Begründung der sittlichen Jugenderziehung zu Grunde liege — nur sei es unmöglich, diese unentbehrliche Gemeinsamkeit auf religiösem Gebiete zu finden; die Lösung der Frage liege allein in der Begründung des Sittengesetzes auf die menschliche Natur und die Bedingungen ihres gesellschaftlichen Daseins. Der unabhängige Moralunterricht müsse an die Stelle des von den religiösen Gemeinschaften privat zu erteilenden Religionsunterrichtes treten. Redner zeigte die Kurzsichtigkeit der kirchlichen Ansprüche auf das Monopol der sittlichen Jugenderziehung: Die Kirche setze alles auf eine Karte, indem sie die Moral an das religiöse Weltbild binde; mit dem Schwinden der Religion sei damit nur zu oft auch die Moral gefährdet.

Es sei hohe Zeit, die sittlichen Güter auf einem minder gefährdeten Boden zu pflegen. Redner erläuterte zum Schluß eingehend die Idee eines volkstümlichen Handbuches der Ethik.

In der Diskussion wurde dem Vortragenden vielfache Zustimmung zu teil; auch der hiesige sozialdemokratische Führer trat „als Familienvater“ lebhaft für die entwickelten Ansichten ein; besonders warm sprach sich ein durchreisender Königsberger Volksschullehrer aus; derselbe wurde sofort für die neue Abteilung Königsberg gewonnen. Nach dem Vortrag trat eine Reihe neuer Mitglieder bei.

# Anzeigen.

**Ein neues reich illustriertes Prachtwerk für Haus und Familie**

erscheint seit Kurzem unter dem Titel:

## Berlin in Wort und Bild.

Von

**Paul Lindenberg.**

**Mit mehr als 200 prachtvollen Illustrationen**

von O. Gerlach, F. Holbein, R. Knötel, G. Koch, H. Lüders, C. Menzel, Alb Richter, H. Schlittgen, F. Stahl, R. Warthmüller, Will Werner, W. Zehme u. A.

**Vollständig in 25 Lieferungen à 30 Pf.**

**Paul Lindenberg**, der als ansprechender Erzähler, als glänzender Schriftsteller in weiten Kreisen sich einen Namen erwarben, wohl der beste Kenner Berlins und seiner Geschichte, hat es in diesem Werke unternommen, **dem deutschen Volke eine fesselnde Schilderung der Reichshauptstadt und ihrem gesammten Leben, gewürzt mit historischen Erinnerungen und Anekdoten, darzubieten.** Kreuz und quer führt er uns durch das moderne Berlin; er zeigt uns seine stolzen Straßen und Paläste, schildert uns das Berlin der Arbeit, des Ringens und Schaffens, aber auch des Vergnügens und der Erholung. Mit dem kunstvoll ineinandergreifenden Räderwerk der städtischen Verwaltung macht er uns vertraut, in den wunderbaren Mechanismus des Post-, Telegraphen- und Fernsprechbetriebes läßt er uns Einsicht nehmen. Zu den Armen, den Leidenden und Darbenden wird er den Leser geleiten, in das Berlin der Wohlthätigkeit, in die gemeinnützigen Anstalten, aber auch in die Höhlen des Lasters und Verbrechens. Ein interessantes Kapitel schildert die weitverzweigte Organisation der Polizei und die Stätten, wo die Verbrechen ihre Sühne finden, den Gerichtssaal und die Gefängnisse. Und wenn der Leser von der Fülle der realistischen Bilder, an denen Berlin so reich ist, ermüdet, dann wird er ihn hinausführen in die schattigen Gänge des Tiergartens oder in die anmutige Umgebung, an den grünen Strand der Spree oder an die idyllischen Ufer stillträumender Seen, in deren blauen Fluten sich die lieblichen Bilder der märkischen Landschaft wiederspiegeln.

**Lieferung 1 wird auf Wunsch von jeder Buchhandlung gern zur Ansicht mitgeteilt.**

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

---

**Naturwissenschaftliche Wochenschrift.**

*Redaction: Dr. H. Potonié.*

Wöchentlich eine Nummer von $1\frac{1}{2}$—2 Bogen.

**— Preis vierteljährlich 4 Mark. —**

*Probenummern gratis und franco.*

**Ferd. Dümmlers Verlagsbuchh.** in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

---

Junger Lehrer sucht zur Führung seines Hauswesens eine Dame — Witwe mit Kindern nicht ausgeschlossen — wirtschaftlich tüchtig u. durchaus vertraut mit den in diesem Blatte vertretenen Ideen. — Anerbietungen befördert die Expedition dieses Blattes.

---

**Hempel's Klassiker-Ausgaben.**

Ausführliche Specialverzeichnisse.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

---

## Japaner und Altaier.

Von

**Heinrich Winkler.**

24 Seiten gr. 8°. Preis 1 Mark.

Diese linguistische Studie ist für alle Sprach- und Altertumsforscher von hohem Interesse.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

**Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin** SW. 12, Zimmerstr. 94.

---

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung

**Die Anfänge**

## eines neuen sozialen Geistes.

Von

**Wilhelm Foerster,**

Professor und Direktor der Königlichen Sternwarte zu Berlin.

28 Seiten gr. 8°.

Preis 60 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

---

## Ethische Schriften

aus dem

### Verlage von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin.

**Der Moralunterricht der Kinder.** Von Felix Adler. Autorisierte Übersetzung, herausgegeb. von Georg von Gizycki 2 M., geb. 2,60 M.

**Die ethischen Gesellschaften.** Vortrag von Prof. Felix Adler. 25 Pf.

**Die ethische Bewegung in Deutschland.** Vorbereitende Mitteilungen eines Kreises gleichgesinnter Männer und Frauen zu Berlin. Zweite verm. Auflage. 60 Pf.

**Wahrhaftigkeit.** (The Ethics of Belief.) Von William Kingdon Clifford. Autorisierte Uebersetzung von Lily von Gizycki. 60 Pf.

**Die ethische Aufgabe des Menschen.** Von Dr. Berthold Weiß. Zweite Auflage. 30 Pf.

**Die Begründung einer Gesellschaft für ethische Kultur.** Einleitungs-Rede, gehalten am 18. Oktober 1892 zu Berlin von Wilhelm Foerster, Prof. und Direktor der Königl. Sternwarte zu Berlin. 40 Pf.

**Geistesfreiheit und Gesittung.** Ein Beitrag zum sozialen Frieden. Von Wilhelm Foerster. Zweite Ausgabe. 30 Pf.

**Die Anfänge eines neuen sozialen Geistes.** Eine öffentlicher Vortrag, im Frühjahr 1894 gehalten von Dr. Wilhelm Foerster. 40 Pf.

**Zur Ethik des Nationalismus und der Judenfrage.** Rede, gehalten am 23. November 1892 in der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur zu Berlin von Wilhelm Foerster. 30 Pf.

**Die Judenfrage ökonomisch und ethisch.** Von Dr Fr Lützenau. 30 Pf.

**Kinder- und Hausmärchen,** gesammelt durch die Brüder Grimm. Nach ethischen Gesichtspunkten ausgewählt und bearbeitet von Georg und Lily von Gizycki

Volks-Ausgabe. Mit 8 farbigen Bildern von F. Holbein. Gebunden 1 M.

Feine Ausgabe auf Velinpapier. Mit 8 farbigen Bildern von F. Holbein. Elegant gebunden 2 M.

**Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.** 1893. 1. u. 2 Heft à Heft 50 Pf.

**Die ethische Lebensansicht.** Von William Mackintire Salter. Aus dem englischen Manuscript übersetzt von G. von Gizycki. 40 Pf.

**Träume.** Von Olive Schreiner. Autorisierte Übersetzung von Margarete Jodl. Mit einer Einleitung von Dr. Friedrich Jodl 1,60 M., eleg. geb. 2,40 M.

**Religion und Moral.** Antwort auf eine in der „Ethischen Kultur" gestellte Frage von Graf Leo Tolstoy. Aus dem russischen Manuscript übersetzt von Sophie Behr. 60 Pf.

**„Ethische Kultur" und ihr Geleite.** I. Nietzsche-Narren (in der „Zukunft" und in der „Gegenwart"). II. Wölfe in Fuchspelzen (2 Kirchenzeitungen). Von Ferdinand Tönnies 75 Pf.

**Ethische Kultur.** Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen Jahrgang 1893. Gebunden 8 M.

**Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.**

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2092.

# Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

## Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Herausgegeben von
**Dr. Georg von Gizycki,**
Professor der Ethik an der Universität zu Berlin.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

| II. Jahrgang. | Berlin, den 11. August 1894. | Nr. 32. |
|---|---|---|

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.



## Eine Pilgerfahrt.

Von Lily von Gizycki.

Schon von Alters her haben die Menschen Wallfahrten unternommen, wenn sie Heilung suchten für körperlichen und seelischen Schmerz, oder sich stärken wollten für bevorstehende Kämpfe; sie suchten solche Orte auf, die einem Gott oder einem Heiligen geweiht waren. So wanderten die Griechen nach Delphi, die Germanen nach dem heiligen Hain auf den Höhen, die Muhammedaner nach Mekka, die Christen nach Jerusalem, oder, je mehr die Kirche ihnen an Stelle des Christentums trat, nach Rom. Auch zu den Reliquien der Heiligen pilgerten sie in frommem Glauben.

Wohin soll der moderne Mensch sich wenden, der den Orakelsprüchen der griechischen Priesterin keinen Glauben mehr schenkt, der die Kaaba nur als historische Merkwürdigkeit, und Rom nur mit den Augen des Kunstkenners betrachtet? Viele Glückliche, welche in der Lage sind, im Sommer der Stadt den Rücken zu kehren, wenden sich einem eleganten Badeort zu. Sie finden dort dieselben Menschen, wie daheim, dieselben Modethorheiten, denselben Klatsch, dieselben Hotels und befrackten Kellner. Nur daß die Luft frischer weht und ihre erschlafften Nerven stählt. Sie kehren heim „leer am Beutel, leer am Herzen.“ Andere, klügere und meist auch ärmere Menschen suchen die Wald- oder Strandeinsamkeit auf und weiten ihre Lunge und erquicken ihre Augen inmitten der schönen Natur. Aber was der fromme Pilger sucht: jene tiefe Erquickung des Leibes und der Seele, das finden auch sie nicht allzu häufig.

Von einer modernen Pilgerfahrt anderer Art will ich erzählen.

Nach Weimar führte mich der Weg zuerst. Verschlafen lag die Stadt im Sommertraum. Still war's im Park, nur die Ilm flüsterte ganz, ganz leise, und um das kleine weiße Häuschen Goethes rauschten die alten Bäume. Auch draußen in Tiefurt, wo einst die begeisterte Tafelrunde der Herzogin Amalia dichtete und liebte, jauchzte und litt, war kaum ein Mensch zu sehen. Überall war's traumhaft still; ich hätte mich nicht gewundert, wenn Goethe und Schiller Arm in Arm plötzlich den Weg hinunter gekommen wären. Aber sie standen in all ihrer gewaltigen Größe in Erz gegossen vor dem stillen Theater, und die Menschen, die an ihnen vorüberschritten, kamen mir klein, recht klein vor. Als ich die wohlbekannten Räume betrat, wo die Werke des großen Verehrers Spinozas verwahrt werden und mit Bienenfleiß Alles hervorgesucht wird, was jemals seiner Feder entfloß, da starrte mir plötzlich das im Wahnsinn verzerrte Antlitz Nietzsches entgegen. Wie ist es möglich, daß er Aufnahme fand hier im Herzen der Goethe-Gemeinde? Wie können Menschen sich zu ihm bekennen, die in das klare Auge Goethes blickten? Oder war es nur eine Vision, die mich aus der Großstadt spukhaft begleitete?

In den Wäldern Thüringens verlor sie sich, und als auf den Zinnen der Wartburg der Wind mich umbrauste, verschwand das bleiche Antlitz vollends vor der Kraftgestalt Martin Luthers. In seinem Stübchen saß er als „Junker Jörg“ und donnerte in Wort und Schrift gegen Rom und die großen Herrn, sodaß ein preußischer Polizist ihn kraft so und so vieler Gesetzesparagraphen unfehlbar verhaftet hätte.

Im Sängersaal der schönsten Veste Deutschlands hörte ich die Weisen der ritterlichen Minnesänger, und, sah ich zum Fenster hinaus, so erblickte ich in der Ferne den dunklen Hörselberg, in dessen tiefstem Schacht Frau Venus lauert, um den Tannhäuser zu umgarnen. Doch die reine Gestalt Elisabeths zerstört ihren Zauber. Ein Engel der Barmherzigkeit, schritt sie durch das Thal, um, einst eine Fürstin, als arme Nonne ihr vierundzwanzigjähriges Leben still zu beschließen. Rom hat sie zur Heiligen erklärt, aber ein Anderer, der mächtiger war als Rom, hat sie von den Toten erweckt: Richard Wagner. Nicht in gleicher Gestalt ist sie auferstanden; seine Schöpferkraft hat ihr ein anderes Leben verliehen, und wie er sie schuf, so lebt sie nun im Herzen des deutschen Volkes: die reine, gute, heilige Elisabeth.

Und weiter ging's über Bayerns Grenze hinaus, bis die altersgraue Burg Nürnbergs mit ihren Türmen und Mauern am Horizont auftauchte. Dort hielt mich's fest; die Glanzzeit des Mittelalters, die Ruhmeszeit deutschen Handwerks und deutscher Kunst tauchte auf vor mir. Da sah ich den kühnen Entdecker Martin Behaim, den vornehmen Patrizier Willibald Pirkheimer, in dessen Haus die wissenschaftlichen Größen seiner Zeit Gastfreundschaft und Zuflucht fanden. Und in seinem friedlichen Heim trat Albrecht Dürer mir entgegen. Sein feines Gesicht leuchtete hier inmitten seiner Werke. Welch eine Arbeit liegt in diesen! Welch unermüdliches Studium! Da geh hin, junges Malervolk, lerne von dem Meister, der, obwohl in seinen Adern mehr Künstlerblut rollte, als in den Adern fast aller seiner heutigen Jünger, es nicht unter seiner Würde hielt, zu studieren und wieder zu studieren. So hat er den Faltenwurf des Gewandes einer Gestalt zu einem seiner größeren Werke stets aufs neue gezeichnet, bis er ihm genügte, und hat, trotz all der lebensvollen Realistik seiner Bilder, einen Hauch von Poesie über sie auszugießen vermocht, der erst den echten Künstler kennzeichnet. Auch in den alten Kirchen Nürnbergs kannst Du

etwas lernen, junges Geschlecht: andächtig sein! Nicht andächtig vor dem steinernen Heiligen hier, oder Gebete murmelnd vor der geschnitzten Maria dort, sondern andächtig vor all der stillen Größe, die Menschenhände schufen, vor der Schöpferkraft, welche die himmelanstrebenden Säulen entstehen ließ, vor dem Genie eines einfachen Mannes, unter dessen Händen ein Kunstwerk wie das Sebaldusgrab entstand. Zu den Gebeinen des Sebaldus, die der Sarkophag enthält, pilgern wir heute nicht mehr, wohl aber zu den lebendigen Gestalten, durch die der alte Meister Peter Vischer sein Werk vollendete. Das sind nicht jene hektisch Verzückten, welche die Symbolisten uns als Apostel und Heilige vorzuführen lieben, und nicht jene derben Hausknechte, welche unverständige Nachbeter Uhdes mit den Namen des Neuen Testamentes taufen. Es sind Männer des Volks, die durch eine tief erschütternde Begeisterung, durch schrankenlose, aufopferungsvolle Hingabe an eine große Sache Apostel geworden sind, — Apostel, wie sie in modernem Gewande uns auch heute wieder begegnen.

Als ich aus dem Halbdunkel der Kirche dem Karthäuserkloster zuschritt, das zum Germanischen Museum umgewandelt worden ist, zögerte ich, denn ich wollte mir nicht gern durch den monotonen Anblick regelmäßiger Museumssäle, durch die beängstigende Anhäufung von Kunstwerken, welche in ihrer Masse ungenießbar werden, die Stimmung verderben lassen. Doch schon am Eingang verlor sich die Besorgnis, denn dieses herrliche Kloster mit seinen Höfen und Kreuzgängen, seinen Zellen und Sälen, seinen Wendeltreppen und Brückchen erinnert nicht im entferntesten an ein Museum. Wieder ist es der Zauber des Mittelalters, der uns hier umfängt. Aber nicht nur das Mittelalter, die ganze Geschichte Deutschlands in trüben und lichten Zeiten zieht in den Sammlungen, die es birgt, an uns vorüber. Ein einzelner, weitblickender Mann, Otto von Aufseß, begann vor Jahrzehnten diese Sammlungen. Begeistert für deutsche Art und deutsche Kunst, opferte er, der Nachkomme eines mächtigen, streitbaren fränkischen Rittergeschlechts, seine Kraft und sein Vermögen einem Werke des Friedens. Der deutschen Nation schenkte er es. Und dieser selbe Mann wurde von deutschen Studenten erschlagen! In heller Freude über die Erfüllung seines Jugendtraums: Deutschlands Einigung, fuhr er nach Straßburg, um dem Studentenfeste zuzusehen. Durch einen Pfiff, den er ausstieß, auf ihn aufmerksam gemacht, glaubten einige überpatriotische Jünglinge, daß ein Fremder ihrer spotte, stürzten zu ihm hinauf und bearbeiteten ihn so mit den Fäusten, daß er starb. In seinen Mördern spukte eine Erbschaft ihrer Vorfahren, ein Teil jener unmenschlichen Roheit, welche die Folterwerkzeuge erfand und die Feinde in licht- und luftlosen Kerkern verschmachten ließ.

Oben auf der alten Veste Nürnbergs stieg er plötzlich vor mir empor, jener finstere Geist des Mittelalters, und verwischte die Erinnerung an die goldene Zeit der freien Reichsstadt. Deutsche Kaiser und Hohenzollernsche Burggrafen hausten hier. Nicht weit von der Kapelle, zu der Friedrich Barbarossa die Säulen aus Italien mitbrachte, ragt der uralte Turm in die Luft, in dessen Innern die „eiserne Jungfrau“ ihre Opfer empfing. Vielleicht predigte der Priester, während sie in ihrer Umarmung stöhnten, in der Kapelle: „Liebet eure Feinde,“ und küßten „fromme“ Herrscher das Bild des Gekreuzigten.

Ich floh entsetzt vor den Gespenstern der Burg hinab in die Stadt, und traf auf Hans Sachs' friedliches Häuschen. Des wackern Meistersingers gutes Gesicht lachte mich an. Die ehrsamen Handwerksmeister traten zu ihm, einer nach dem andern, und das liebliche Evchen kredenzte mir gar einen Willkommtrunk. Auch Junker Walter Stolzing sah ich, der, grade wie ich, von den Höhen droben hinunter kam und inmitten des braven, fleißigen Völkchens Frieden und Freude, Glück und Liebe suchte. „Am stillen Heerd zur Winterszeit“ klang es mir leise entgegen; — da — ein schriller Pfiff der Lokomotive, und ich erwachte aus meinen Träumen.

Nach Bayreuth führte mich der Zug, zum Grabe des Meisters der „Meistersinger“ und zu seinem unsterblichen Leben. Die Stadt Richard Wagners erinnert mit ihren engen Straßen, kleinen Häusern und ihrer reizenden Umgebung an die Stadt Goethes; nur daß hier Scharen von Menschen aus aller Herren Länder die Straßen beleben, während dort eine kleine Gemeinde am Sarge des großen Toten still einige Blumen niederlegt. Die eigentliche Bayreuther Gemeinde ist freilich, wenn man alle diejenigen abrechnet, die kommen, weil es zur allgemeinen „Bildung“ gehört, auch dagewesen zu sein, nicht allzu groß, aber sie ist eine vom Geiste ihres Meisters ganz erfüllte Gemeinde, der jedes Jahr neue Jünger beitreten. Es ist seltsam, zu beobachten, wie der blasierte Ausdruck des Großstädters von seinem Antlitz verschwindet, als schäme er sich vor den Augen seines wahrhaftigen Meisters der Maske, die er trägt; wie der schüchterne Kleinstädter alle Ängstlichkeit verliert und alle Engigkeit abstreift; wie der junge Mann zu kritisieren und zu bramarbasieren aufhört und seinen Gefühlen rückhaltlos Ausdruck giebt; wie das kokette Mädchen seiner Eroberungsgelüste vergißt und das Herz ihm weit aufgeht, um alles Große und Schöne einzulassen, so daß für frivole Gedanken kein Platz mehr bleibt. Und es ist wunderbar, wie leicht die Menschen sich finden: einerlei ob sie in der Stadt durch den Kasten- und Klassengeist streng geschieden wären — hier fragen sie nicht darnach, hier haben sie oft in wenigen Tagen ihre besten Gedanken und tiefsten Gefühle miteinander ausgetauscht, als kennten sie sich jahrelang.

Ist es den frommen Pilgern alter Zeiten anders ergangen? Haben sich nicht fremde Menschen auf dem Wege freundschaftlich zu einander gesellt? Haben die, welche im gleichen Gewande dem gleichen Ziele zustrebten, darnach gefragt, ob sie im Schloß oder in der Hütte geboren waren?

Das Festspielhaus, dem Alles zueilt, liegt auf einem Hügel, nahe dem Walde. Die Höhenzüge der fränkischen Schweiz zeichnen sich am Horizont scharf vom blauen Himmel ab; unten im Thal liegt die Stadt. So hat man freien Ausblick und frische Luft hier oben. Fanfarenklänge rufen den Gast zu Beginn eines jeden Aktes in das Haus. Kein schrilles Klingeln beleidigt das Ohr und zerreißt die Stimmung. Der hohe, amphitheatralisch aufsteigende Zuschauerraum zeigt weder die Überladung an Gold und Farben unserer modernen Theater, die zu den ernsten Vorgängen auf der Bühne oft einen widerwärtigen Gegensatz bilden, noch die Einteilung in Parquet und Parterre, Logen und Ränge, wodurch die Zuschauer sich dauernd bewußt bleiben, welche Kluft sie von denen trennt, die nicht auf gleichem Platz sitzen wie sie; der Anblick des Orchesters mit all seinen technischen Einrichtungen, die unwillkürlich die Gedanken auf sich lenken, ist dem Gast erspart; statt eines buntbemalten steifen Vorhangs, der beim Emporziehen zuerst die Füße der Schauspieler sehen läßt, teilt sich ein dunkler Vorhang in schönen Falten und fällt nach beiden Seiten auseinander, sodaß gleich das ganze Bild vor dem Zuschauer steht. Und welch ein Bild! Während im Zuschauerraum völliges Dunkel herrscht, strahlt auf der Bühne die Morgensonne und beleuchtet die ersten Szenen des „Parsifal“.

Was bei diesem Schwanengesang Richard Wagners durch die Herzen der Zuhörer geht, läßt sich nicht beschreiben. Ich habe nach dem ersten Aufzug gereifte Männer bitterlich weinen sehen; ich habe sogenannt „mondaine“ Frauen gesehen, die nicht auf dem Festplatz ihre Toiletten zur Schau zu stellen vermochten, sondern sich in tiefer Ergriffenheit in den stillen Wald verloren. Auch die Mitwirkenden sah ich; sie sind hier keine Schauspieler mehr, sondern nur Menschen; sie sehen ihre Mitwirkung an den Festspielen nicht nur als eine Auszeichnung, sondern auch als eine heilige Aufgabe an, der sie sich mit allen ihren Kräften widmen.

Ich lernte in Bayreuth verstehen, was die Kunst dem Menschen sein soll: keine flüchtige Zerstreuung, keine Aus-

füllung müßiger Stunden, kein „Amüsement“ — und keine Alltagskost.

Aber ich erkannte auch, was der Bayreuther Kunst zu ihrer höchsten Vollendung fehlt, und was ihr Schöpfer ihr schon sehnlichst wünschte: die Unentgeltlichkeit. Wie der fromme Katholik, sobald sein Herz ihn treibt, den Dom betritt, dessen Schönheit seine Seele weitet, dessen Musik ihn über sich selbst erhebt, dessen feierliche Majestät ihn zu stiller Einkehr in sich selbst bewegt, so soll der Mensch die Stätten der Kunst betreten. Der heutige Zustand, der nur dem Wohlhabenden die Pforten zu ihr öffnet, erniedrigt sie. Nur zu häufig ist der, welcher alle andern Lebensgenüsse kennt, der Kunst gegenüber verständnislos, während der Arme ihr ein offenes, empfängliches Gemüt entgegenbringt und einen tiefen, dauernden Eindruck von ihr gewinnt. Richard Wagner wußte das; er konnte sich nur schwer entschließen, von den Besuchern der Festspiele Geld zu fordern, aber er mußte sich der Notwendigkeit fügen und hoffte nur noch, daß es einst anders werden möchte.

Und es muß anders werden. Das Bayreuther Festspielhaus ist bestimmt, das Theater der Zukunft zu werden. Neben Parsifal, dem „reinen Thoren“, der durch des Mitleids Kraft zum Erlöser der leidenden Brüder wird, soll Faust, der schuldbeladene Weise, der durch die Arbeit sich selbst erlöst, hier vor dem Volke auftreten. Die größten Werke aller Zeiten sollen hier Aufnahme finden. Wie die Griechen einst zu den Olympischen Spielen wanderten, werden die Deutschen zu ihrem Olympia ziehen, und die Kunst wird wieder den Thron besteigen, von dem Genußsucht und Geldgier sie hinuntergerissen haben.

Ich bin am Ende meiner Pilgerfahrt. Du, der du mir folgtest, hast du gefunden, was du suchst? Heilung für dein verfinstertes, verschlossenes Herz, Stärkung für den Kampf, der dir bevorsteht? Denn wisse, ein unwürdiger Pilger bist du, wenn du nicht mit dem festen Vorsatz heimkehrst, ein Parsifal deiner leidenden Brüder zu sein, — wenn du nicht den Weg ebnen hilfst, der die erlöste Menschheit der erlösten Kunst entgegenführen wird.

## Neuer Glaube.

Gieb mir Töne, leih mir Schwingen,
Kraft zu einer Weltenflucht:
Lieder würd' ich wieder bringen,
Lieder ungeahnter Wucht.

Leer stehn würden die Moscheen
Und ein Glaube, neu und wahr,
Über unsere Erde wehen,
Ohne Priester und Altar.

Eine Bibel würde gelten,
Aller Bücher ew'ges Buch,
Eine Bibel ohne Schelten,
Ohne Haß und ohne Fluch;

Wie auf Tiere nied'rer Stufen
Blickten wir von unsrer Bahn
Auf die Menschen, die uns schufen,
Menschen groß in ihrem Wahn;

Groß in ihrem Wissensdünkel
Und so klein in Wirklichkeit,
Kehricht noch im Schöpfungswinkel —
Just wie wir es sind zur Zeit.

Bis der Traum Erfüllung habe,
Bricht und heilt noch manches Weh,
Und die reichste Dichtergabe
Bleibt vorerst nur Ade!

Jena. Ernst Harmening.

## Was uns eint.

Vortrag, gehalten in der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, von Hugo Rheinhold in Berlin.

(Fortsetzung.)

Es wird uns der Einwurf gemacht, man könne die Begriffe Religion und Sittlichkeit nicht trennen. Darauf antworten wir: Wir wollen sie auch nicht im Herzen derjenigen Menschen, bei denen sie einmal vereint sind, trennen; aber begrifflich trennen wollen wir sie und müssen wir sie, wenn wir sie erkennen, pflegen und entwickeln wollen. Wir müssen für uns das Recht in Anspruch nehmen, zu diesem Zwecke nicht im Übersinnlichen, sondern gleich im Ethischen selbst zu beginnen. Es ist unser Unglück, daß wir in allen Dingen mit der Metaphysik beginnen wollen, statt daß wir die metaphysischen Begriffe nehmen für das, was sie sind: letzte Grenzbegriffe unseres ganzen Denkvermögens.

Auch das möchte ich hier noch erwähnen: die religiösen Überzeugungen können wir schon darum nicht für etwas an und für sich Gleichgültiges ansehen, weil wir es nicht verkennen, daß sie dort, wo sie vorhanden sind, sehr oft herrliche sittliche Impulse abgeben. Auch läßt sich gar nicht untersuchen, ob und wie weit bei den Einzelnen das durch die Jahrhunderte anerzogene und zur Gewohnheit gewordene religiöse Bewußtsein trotz entgegenstehender intellektueller Einsicht bei den Motiven und Handlungen mit ins Spiel tritt. Dem Einzelnen braucht das gar nicht einmal zum Bewußtsein zu kommen.

Die Sprache, deren wir uns bedienen, um uns zu verständigen, ist ja durchsetzt von religiösen und metaphysischen Begriffen, ist sie doch das Produkt einer vielhundertjährigen religiösen Kultur. Man beherrscht nicht nur eine Sprache, sondern man wird in seinem Denken noch vielmehr von der Sprache beherrscht. Es braucht nur an Begriffe wie das Heilig-Menschliche und viele andere erinnert zu werden, die wir mit Vorliebe in unseren Erörterungen anwenden.

Wenn wir solchen Begriffen auf den Grund gehen, finden wir, daß sie durchaus noch im Metaphysischen wurzeln.

Eine große Anzahl von Personen giebt es, die unserer Sache wohlmeinend gegenüberstehen und den Standpunkt vertreten, nicht daß Ethik und Religion untrennbare Begriffe seien, aber daß es identische Begriffe seien; die wahre Religion sei die Ethik, so sagen sie — in der Zukunft müsse Ethik die Stellung der Religion einnehmen. Haben doch selbst einige der Leiter der amerikanischen ethischen Gesellschaften diesen Standpunkt mit Eifer vertreten.

Ich bin der Meinung, daß wir dieser begrifflichen Auffassung unserer Freunde mit noch größerer Entschiedenheit entgegentreten müssen, als der vorhin erwähnten Auffassung der Gegner. Denn in dieser Begriffsverwechselung liegt der Keim zu Argumenten, mit denen unsere Gegner uns später unsere ganze Existenzberechtigung streitig machen wollen.

Es handelt sich hier nicht etwa um einen Streit um Worte. Was heißt das überhaupt: Streit um Worte? Für denjenigen, der sich über seine Begriffsunterschiede klar ist und seinen Worten bestimmt begrenzte Gedanken beilegt, handelt es sich nicht um Worte, wohl aber für den, der über diese Gedanken nicht verfügt. Nur diejenigen Worte regen unser Denken an, welche wir auf uns geläufige Vorstellungen zurückführen und diesen anreihen können und wollen. Fehlt aber auch nur ein Glied in dieser Kette, so bleiben die Worte — Worte und haben ihren Beruf verfehlt. Darum ist es so schwer in größeren Kreisen sich zu verständigen, und man ist genötigt, die Dinge immer wieder von den Grundbegriffen an zu entwickeln.

Für uns kommt es sehr darauf an, daß wir unseren Begriff der Ethik und den benachbarten Begriff der Religion, die jetzt noch so sehr in den Köpfen der Menschen mit einander hadern — klar umgrenzen. Es war ein großes Verdienst der Redaktion der Zeitschrift „Ethische Kultur“, daß sie durch eine Umfrage bei hervorragenden Männern

und Frauen unserer Zeit festzustellen suchte, was diese unter den Begriffen Religion und Sittlichkeit und ihren Beziehungen zu einander verstehen.

Wir kommen zwar dadurch auch nicht zu einer einheitlichen, von Allen anerkannten Definition, aber das eine hat sich doch bestätigt — woran zwar auch vorher nicht zu zweifeln war, denn die gesamten Philosophen von Platon bis Schopenhauer stimmen darin überein, — daß das wesentliche Merkmal des Begriffs Religion das Metaphysische ist, die Beziehung zu einer höheren Macht, zum Unendlichen.

Allerdings wird das Wort — wie fast alle metaphysischen Begriffe, auch in einer übertragenen Bedeutung gebraucht und bedeutet dann die Hingabe an das Ideal. Aber niemals sollte man das Wort in dieser letzteren Bedeutung gebrauchen, ohne es sich und den anderen klar zu machen, daß man es in der übertragenen Bedeutung anwende. Die Mitglieder der ethischen Gesellschaft sollten aber das Wort nur in seiner eigentlichen Bedeutung anwenden. Wenn wir das Wort einmal in seiner eigentlichen, ein andermal in seiner andern Bedeutung gebrauchen, so wird dadurch eine Verständigung sehr erschwert. Viele Menschen merken es eben gar nicht, daß sie die Begriffe unter der Hand vertauschen oder vertauscht bekommen — es ist das auch durchaus nicht immer leicht nachweisbar; — oft wird im Schlußsatze das Wort in einer andern Bedeutung gebraucht als in den Prämissen. Man hat darum so oft das wenig erbauliche Schauspiel, daß die Menschen gar nicht mehr zu einander, sondern gegen einander reden.

Wäre die Ethik Religion, dann wären die Religionsgesellschaften die eigentlich ethischen Gesellschaften — thatsächlich nehmen sie das ja auch für sich in Anspruch. Wir hätten dann gar keinen Anlaß gehabt, eine Ethische Gesellschaft zu begründen, und hätten nur die bestehenden Reformgemeinden um eine vermehrt. Was unterscheidet uns denn von den Religions-Gesellschaften, etwa von den Freireligiösen und von der Egidy'schen Bewegung?

Zunächst, daß wir eine reinliche Scheidung machen zwischen dem Begriff des Ethischen und des Religiösen. Ferner daß wir uns ausschließlich mit der Pflege des Sittlichen befassen, während wir die Pflege des Religiösen den Religionsgesellschaften überlassen. Diese haben geradezu die Aufgabe, den Gottesbegriff zu untersuchen, ihn zu läutern und weiterzuentwickeln. Die Ethik aber ist gar nicht in der Lage, einen Beweis für oder gegen den Gottesglauben anzuführen.

Die freireligiösen Gesellschaften und die Egidy'sche Bewegung haben freilich auch den guten Willen, sich von trennenden transcendenten Voraussetzungen frei zu machen; aber was sie eint, ist doch wieder ein religiöses oder philosophisches Prinzip — und wenn es auch nur die Bekämpfung eines andern religiösen oder metaphysischen Prinzips wäre. Sie versuchen eine andere religiöse oder philosophische Grundlage an die Stelle der hergebrachten zu setzen; das ist aber gerade das, was wir glauben vermeiden zu müssen, wenn sich endlich einmal die Ethik frei und gesund entwickeln soll.

Wir also bejahen weder ein metaphysisches Prinzip noch stehen wir in Opposition zu irgend einem. Beides, so meinen wir, sind Theorien, welche sich für Glaubensgemeinschaften wohl schicken mögen, nicht aber für uns.

Von allen Religions-Reformgesellschaften steht die Egidy'sche uns noch am nächsten, und sie hat sich uns in ihrer bisherigen Entwickelung immer mehr genähert. Herr von Egidy begann mit dem Kampf gegen einzelne religiöse Dogmen und wurde dann durch die Konsequenz des Gedankens dahin geleitet, gegen jedes Dogma zu protestieren, — bis er schließlich in der jüngsten Phase seiner Entwickelung dazu übergegangen ist, das Glauben und Bekennen für Sache des Einzelnen zu erklären und nur mehr die Gesinnung und die That als das einzig Wertvolle zu bezeichnen, womit er dann sich unserem Standpunkte erheblich genähert hat. Aber für uns bleibt seine Bewegung doch eine Anomalie, da sie doch eine religiöse Vereinigung sein will, welche die Reform des religiösen Empfindens sich zur Aufgabe macht. Das schließt nicht aus, daß wir alle Ursache haben, uns einer solchen Mitarbeiterschaft zu erfreuen. Das ist ja gerade der Vorzug des Herrn von Egidy, daß er nicht als gelehrter Theologe oder Philosoph mit vorgefaßtem Prinzip an die Dinge geht, sondern mit ernstem, redlichem Wollen und so in der Entwickelung seiner Bewegung ungehemmt fortschreiten kann.

Bei der Frage, wie wir uns bei den unvermeidlichen Auseinandersetzungen den Religionen gegenüber zu verhalten haben, möge noch dieser eine Punkt erwähnt werden:

Wir sollten auch nicht die Religion in das Gebiet der Poesie verweisen, um ihr dort im Reiche der Phantasie eine, wenn auch noch so schöne Zufluchtsstätte zu verschaffen. Das könnte doch leicht zu dem Irrtume verleiten — bei der außerordentlich peinlichen Empfindlichkeit, die hier vorwaltet, — als ob diese Auffassung aus einem Gefühle der Geringschätzung hervorginge.

Man ist geneigt, die Poesie dem bloßen Spiel gleichzustellen, und noch mehr ist man dem Mißverständnisse ausgesetzt bei dem Worte Phantasie oder Einbildungskraft.

Es ist ein mehrdeutiges Wort.

Einmal bedeutet es die logisch-schöpferische, souveräne Phantasie, die vollkräftig auch da in ihr Recht eintritt, wo die nur allzunah gerückten Grenzen des Erkennens beginnen, und dann die bloße Einbildung, der nichts zu Grunde liegt, die nur Schein- und Trugbilder schafft. Der Gegner wird nicht geneigt sein anzunehmen, daß wir das Wort in der ersteren Bedeutung gebrauchen.

Darum hat es leicht etwas Verletzendes für den Religiösen, wenn wir sein höchstes Ideal in das Gebiet der Phantasie verweisen.

Alle diese Schwierigkeiten dürfen wir nicht außer Acht lassen.

Wie verhält sich nun die Ethische Gesellschaft der Ethik gegenüber?

Es herrscht vielfach die Meinung, daß, wenn uns als Ethische Gesellschaft irgend etwas eine, so müsse es doch eine Ethik sein, ein höchster Maßstab für unser sittliches Handeln, zu dem wir uns bekennen. Es will nicht jedem einleuchten, daß es gerade wieder das Nichtwollen einer solchen Ethik ist, was uns eint.

Würden wir uns zu einer ethischen Theorie bekennen, so würden wir einen nicht viel kleineren Fehler machen, als wenn wir uns zu einem religiösen oder politischen Systeme bekennten. Zunächst würden sich die Berufsethiker unter uns befehdend gegenüberstehen und den andern mit schlechtem Beispiele vorangehen.

Unsere Gegner und Freunde halten uns indes vor:

Ihr wollt die Pflege der Ethik in Eure besondere Obhut nehmen, wollt sie entwickeln — und Euch nicht einmal zu gewissen ethischen Grundsätzen bekennen?

Nun, gewisse ethische Grundsätze bestehen ohne Zweifel bei jedem Einzelnen von uns, denn nur das macht den Einzelnen zum Mitglied der Gesellschaft; aber selbst, wenn wir auch volle Einmütigkeit hier konstatieren könnten, die Ethische Gesellschaft als solche bekennt sich zu keinen Grundsätzen. Nicht zu irgendwelchen Grundsätzen der Moral bekennt sie sich, sondern zur Moral selbst, und das ist wohl zu unterscheiden.

Was uns eint, das ist das Streben jedes Einzelnen, Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit in allen Dingen des Lebens walten zu lassen. Das ist das gemeinschaftliche Band, welches nicht nur die Bekenner verschiedener religiöser und politischer, sondern auch die Bekenner verschiedener ethischer Anschauungen eint.

Von einem hervorragenden Mitgliede unserer Gesellschaft ist noch kürzlich an dieser Stelle hervorgehoben worden, daß ohne die rechte Erkenntnis des Sittlichen es dem inneren Drange an dem vollen Verständnis der Ziele und Aufgaben der Gesellschaft fehle.

Das ist unbedingt zuzugeben. Wir wollen uns auch nicht etwa mit dem Dichterwort begnügen: „Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange ist sich des rechten Weges wohl bewußt"; sondern ganz im Gegenteil verlangen wir: der gute Mensch soll danach streben, aus seinem dunkeln Drange herauszukommen, um sich des rechten Weges bewußt zu werden. Dafür gerade ist die Ethische Gesellschaft da.

Die Frage: was ist der Inhalt der sittlichen Forderung, welches sind die für notwendig erachteten Grundlagen eines sittlichen Lebens? sind sehr wichtig und müssen hier zur sittlichen Förderung jedes einzelnen Mitgliedes erörtert werden, ohne daß die Gesellschaft als solche irgend ein System bevorzugt.

Unser theoretisches Verhalten der Ethik gegenüber ist gewiß von großer Wichtigkeit, es interessiert aber den Theoretiker noch mehr als den sittlichen Menschen. „Lasset Religion und Philosophie nur nicht zu früh interaenieren", sagt Felix Adler, und das ist sehr zu beherzigen; hat sich eine Theorie erst einmal in uns festgesetzt, so modelt sie leicht unser Denken und Handeln, sie drängt uns nach einer bestimmten Richtung.

Den Mitgliedern der ethischen Gesellschaft soll sich ihre Theorie aus ihrem sittlichen Handeln ergeben. Ich glaube auch, daß nur diejenigen Theorien für den Einzelnen dauernden Wert behalten, welche sich aus seiner sittlichen Praxis heraus ergeben haben. Wie weit nun der Einzelne ein Recht hat, eine genügende Praxis des Sittlichen bei sich vorauszusetzen, das zu entscheiden muß ihm natürlich überlassen bleiben. —

In diesem Sinne könnte man in Anlehnung an den bekannten, das Streben nach Wahrheit betreffenden Ausspruch Lessings sagen: Das Streben nach einer sittlichen Theorie ist dem Besitze einer sittlichen Theorie vorzuziehen. Aber nun gar das Acceptieren einer fertigen Theorie des Sittlichen einfach mit dem Intellekt, ohne sich in allzugroßem Maße die Unbequemlichkeit des sittlichen Handelns vorher gemacht zu haben — das ist natürlich zu verwerfen.

Die Thatsache, daß alle Theorien des Sittlichen in gewissen Grundbegriffen übereinstimmen, hat für den sittlichen Praktikus etwas Versöhnliches, weil sie ihm doch nahe legt, daß, wenn sich die verschiedenen Theorien widersprechen, dies den Mängeln dieser Theorien zuzuschreiben ist, aber nicht den sittlichen Forderungen, in denen sie ja durchgängig übereinstimmen, aus denen sie abstrahiert sind. An die kann sich der sittliche Mensch zunächst halten. (Schluß folgt.)

## Das Heine-Denkmal.

Eine zeitgemäße Meinungsäußerung von Karl Th. Schulz (Dresden).

Stoat een Leiermann an de Straaßeneck und dudelt un singt daartau: „Du hast ja die schönsten Augen, mein Liebchen, was willst du noch mehr?" Is doch noch ümmer lebennig, de Heine sin Lied! Fallt mi doa sin Denkmoatsangelegenheit in den Sinn. De Düsseldörper hebb'n dat Heine-Denkmaal rundweg aflehnt, un de Mainzer — na wat de in dis Sack doahn werrn, dat weet noch keen Minsch. Kort un good, de Heine sall keen Denkmaal krieg'n: „He hett schimdt up sin Vadderland." — Hett he doahn; averst am Enn ook nich mihr, als he sin Dütschland warm hett lewen un sick nah em hadd hinsehnd. („Denk ich an Deutschland in der Nacht." — „Die deutsche Vaterlandsliebe beginnt erst an der deutschen Grenze. In der Verdauung ist uns die geistige Atmosphäre ebenso unwirtlich wie die physische." — Strodtmanns „Heine-Aphorismen" geben für Heines Vaterlandsliebe etwa ebenso viel Zeugnisse, wie sich fürs Gegenteil anführen lassen.)

De dütschen Flüchtling un Ütwandrer, de hebb'n sick bei em satt eeten; de künn vell'n un vertell'n, wa weik dat Kinnerhart Heines west — ook in Börsen-Punkt. („Ich liebe es, zuweilen meine Visitenkarte bei unser'm Herrgott abzugeben.") Averst stillement hadd he Good's doahn, un stillement, as een echt'n Dichter, hadd he sien Heimatland lewen, vähl mihr woll, as mänch modern Patriot, for den hüt dat Vadderland een good G'schäft. Goar nich vöhl sök'n brukt man in sien Werk'n, üm dat to seihn. Hie man blot een Stell: „Ich bin der Freund der Franzosen, wie ich der Freund aller Menschen bin, wenn sie vernünftig und gut sind, und weil ich selber nicht so dumm und schlecht bin, daß ich wünschen sollte, daß meine Deutschen und die Franzosen, die beiden auserwählten Völker der Humanität, sich die Hälse brächen zum Besten von Rußland und England und zur Schadenfreude aller Junker und Pfaffen dieses Erdballs. Seid ruhig, ich werde den Rhein nie den Franzosen abtreten, ich, des freien Rheins noch weit freierer Sohn, und ich auch gar nicht einsehe, warum der Rhein einem andren gehören soll als seinen Landeskindern. Elsaß und Lothringen kann ich freilich dem deutschen Reiche nicht so leicht einverleiben wie ihr es thut, denn die Leute in jenen Landen hangen fest an Frankreich wegen der Rechte, die sie durch die französische Staatsumwälzung gewonnen, wegen jener Gleichheitsgesetze und freien Institutionen. Indessen die Elsaß-Lothringer werden sich wieder an Deutschland anschließen, wenn wir das vollenden, was die Franzosen begonnen haben, wenn wir diese überflügeln in der That, wie wir es schon gethan in Gedanken; wenn wir die Dienstbarkeit bis zu ihrem letzten Schlupfwinkel, dem Himmel, zerstören, wenn wir den Gott, der auf Erden im Menschen wohnt, aus seiner Erniedrigung retten, wenn wir die Erlöser Gottes werden und wir das arme glückenterbte Volk und den verhöhnten Genius und die geschändete Schönheit wieder in ihre Würde einsetzen, wie unsre großen Meister gesagt und gesungen.

Ja, nicht bloß Elsaß-Lothringen wird uns alsdann zufallen, ganz Europa, die ganze Welt. — Die ganze Welt wird deutsch werden! Von dieser Sendung und Universalherrschaft Deutschlands träume ich oft im Stillen, wenn ich unter Eichen wandle. Das ist mein Patriotismus."

Un ick froag: Wer hadde denn to Heine's Tid recht Ursack uns Dütschland to leven? Mänch anner hebb'n ook schimbt ut Vadderlandslew.

Un sien locker Lewen! Good! Räken wie em dat g'bührlich an! wihr averst kaum nödig, denn he had sweer 'noog Stroaf doafär g'lidden: tähn Joahr hadd he in sien Matratzen-Gruft ligg'n mütten, un hadd in sien Innern 'noog bereut. Welch een Verbrecher wärd denn, wenn he sien Stroaf afbüßt had, noch mihr b'stroaft? Und de doden Dichter will'n se, wiehl he sien krankhafte Natur nich Härr word'n is, noch föftig Johr nah sien Dode mät Verachtung stroaf'n? Nee, dat's nich hüdsch!.

Sien Spitzigkeit, sien Giftigkeit un Bosheit, un mänchmaal'ge Knalleffectmakerei, ick segg't graad rut, de wedderstahn mie ook. Un doch, bie Licht besehn, wat wihrn se anners as de mänchmaal einzik Waff, die de krank Mann hadde? Wiegt de Grund averst nich sweer noog, dunn leggt doch moal daartau sien kinnerhaft Uprichtigkeit. To sien eig'n Ungunst'n spräkt he rühr'nd de Woahrheit in sien „Memoiren" (Gartenlaube 1880 ger Jahre). Un wo b'schämt he uns' verlogne Tid! Man blot een Beispöhl:

„Seidne Strümpfe, schwarze Röcke; weiße höfliche Manschetten,
Sanfte Reden, Embrassiren. — Ach, wenn sie nur Herzen hätten!
Herzen in der Brust und Liebe, warme Liebe in dem Herzen!
Ach, mich tötet ihr Geklingle von erlognen Liebesschmerzen."

Hass'n däht he de Lüg:

„Wenn der Mensch zweimäulig wär,
Lög und äß er noch viel mehr".

Sien Eitelkeit! Heine is nich mihr eitel west as Platen ook. Een grot Talent kann sick schonst föhlen, un Heines Eitelkeit föhlte dütsch. (Na lacht man! dat's doch so.)

„Ich bin ein deutscher Dichter, bekannt im deutschen Land
Nennt man die besten Namen, wird auch der meine genannt"

Lett em dat slecht? Ick denk nee! —

Taulezt froag ick: „Wärd denn de Minsch äwerhaupt acht un beurdeelt nah sin G'sinnung, sin Lewen un Hanneln?

Ih Gott bewahr! Dett, wat he hett un künn un ver-

stoah — de G'lährten drücken sick ut „sine Leistungen" — dat giwt denn Utslack. Unde Heine hett Unsterblich's makt. Doa künn' se em ook een Denkmoal sedd'n. (Kriegt he alleivil keens, doa nahstens. Paßt moal up! ick hebb't seggt.) Un wenn dat nich so weer mät sin grot Talent und sin unsterblich'n Nam', doa dähten sick nich noch een half Joahrhunnert nah sin Dode noch so veel dichtende Seel'n an em upwarm'. Hier man blot een Beispöhl ut een Poem, wat mi groad vöär liggd:

„Hier das Feuer im Kamine flackert auf und knistert leis: Traumhaft summt der Wasserkessel märchenhafte Melodien" u. s. w.

Doarunner stoat Th. Freiberg, un et mütt doch eegendlich heeten Th. Freiberg u. Komp., nämmlich Heine. Denn is dat nich groad so, as de Waterkessel von det wunderhübsche Fischermäken in Heine un een bäten von de ogenschöne Mamsell up den Rhindamper?

„Un man still!" röppt woll Eens: „Ick weet nich, wat sull et bedüd'n", un de rühr'nde G'schicht von de krank'n Willem un sine lewe dodige Gret' un de Zaubermadonna von Kewlar, so wat hett nah den groten Wolfgang sin Dode noch keen Minsch makt. Doarümmer is janz richdig, wenn se den Monsieur Heine ook trotz alle Antisemiterei den grötzten Poetikus nah den Olympiker Goethe nennen un em eens G'denkmoals for wert holl'n. Chamisso seggt von em: „Und er ist doch ein großer Dichter bis in die Fingerspitze". Un wedder doarüm is ook janz in de Ordnung, wenn sick eene dichtende Seele an so eenen fürig'n Oven, as de Heine is, anwarm' deiht.

Averst em, ick meen' sin Dichtung, (as oft g'scheit), groadetau upwarm' — Nee! Doa helpt man blot de sogenannt Sülwstkritik. Will dissen schwierigten Begriff moal tau verdütlich'n söken. Wenn Ens sick anwarm' will an Heine-Oven, dunn makt he dat Book upp un studeert drin. Kann ümmer een janz Wiel duern. Dunne averst klappt he dat Book tau. Wochner zwee, mintweg'n ook dree, leest he nischt. Un wenn dann de „g'bietende Stunn" kumm'n deiht, doa kikt he in sick rinner, det will segg'n, he süht all'n's, wat he moal erlewt hett, nich mät de Brill von een annern, sunderst man blot mät sin eig'n Og'n, un so lebennig un woahrhaftig, dat he nu man blot det in sin Innern Aug'schaute — de Og'n-Orgoan hebbn doarbi goar nischt nich tau doahn — mät de Schriwost up Papier projectiren, ner projiciren, brukt. All'ns, wat nich sülwster g'seihn, un dacht un verspürt is, ward utmärzt. Wat dunne noch unbewußterweis fromdoardig is oder in't Bloot langst uns öhwergang'n is, dat künn dunne in den nüen Geistesdeeg so mät vermenglirt warn. Et smeckt doa woll noch so een baeten nah een annern, averst is doch keen anner, un dat ganz is nich joar moakt up denn Heine-Oven.*)

*) Karl Blind sagt in der „Neuen freien Presse: „Düsseldorf und das goldene Mainz mögen sich freuen! Jenseits des „großen Teiches", auf der anderen Seite des atlantischen Ufers, wird für Heinrich Heine das Denkmal erstehen, das von seiner Geburtsstadt zurückgewiesen wurde und über dessen Errichtung man sich in der Nähe des Felsens, auf dem die schönste Jungfrau sitzet, noch immer nicht schlüssig machen kann. In New-York hat sich ein Ausschuß von Deutschen gebildet, zu dessen Mitgliedern die im Vaterlande nicht ganz unbekannten Herren Karl Schurz und Hans Kudlich zählen. „Mehr als die irgend eines andern deutschen Dichters leben Heinrich Heines Lieder" — sagt der von dem Ausschusse erlassene Aufruf — „im Herzen und im Munde des deutschen Volkes. Wo immer die deutsche Zunge klingt, da klingen auch sie in den herrlichsten und mannigfaltigsten Tonweisen; ja, in allen zivilisierten Sprachen werden sie gelesen und gesungen. Sie haben sich die Welt erobert. In Heinrich Heines eigener Vaterstadt hat ein engherziges Vorurteil seinem Denkmal eine Stätte verweigert. Soll nicht dieses Denkmal, ein Kunstwerk von seltener Schönheit, auf dem freien Boden Amerikas, unserer neuen Heimat, einen Ehrenplatz finden?" Es wird dann mitgeteilt, daß es dem Ausschusse gelungen ist, mit dem Bildhauer Emil Herter in Berlin einen Vertrag abzuschließen, welcher der Stadt New-York das Original des ursprünglich für Düsseldorf bestimmten Loreley-Brunnens sichert. Die Gesamtkosten des Ankaufs und der Errichtung werden sich auf 3.,000 Dollars belaufen. Das Aufbringen der Summe wird als eine Ehrensache für das gesamte Deutschtum Amerikas betrachtet; „was in den Vereinigten Staaten deutsch denkt und fühlt, soll Anteil nehmen an dem Werk." Es folgt in dem Aufrufe eine Schilderung des Denkmals, in welches das kolossale Hochbild Heines, von Fichtenzweig und Palme umgeben, eingefügt ist, während auf dem Sockel die Loreley, die volkstümlichste seiner poetischen Gestalten, sich erhebt. Aus dem Brunnenbecken tauchen zwei Nixen empor, deren eine — eine zarte Mädchengestalt, die dem Dichter huldigend eine Blume darreicht — das Liebeslied versinnbildlicht, während die andere — eine in kecker Haltung dasitzende, stachelschwänzige, von allerlei unheimlichem Seegetier umgebene Meerfrau — die satirische Kritik darstellt. Auf den anderen Seiten des Brunnens ist der Humor in einem auf einem Schwan reitenden, zur Leier singenden Amor mit einer Schellenkappe verkörpert, während des Dichters Neigung zur Romantik durch eine Psyche angedeutet ist, die, an eine Sphinx geschmiegt, den Rätseln derselben lauscht. „Das ist", sagt der Aufruf, „ein gemeißeltes Gedicht, bei dem uns allerlei Märchen aus alten Zeiten, der ruhig dahinfließende Rhein, die im Abendsonnenscheine funkelnden Gipfel seiner Berge, der Schiffer im kleinen Kahne und tausend andere Gestalten seiner Muse lebendig vor Augen treten, die der Dichter gebildet und die der Künstler ihm nachgedichtet mit feinem Verständnisse, mit poetischem Empfinden und mit mächtiger Gestaltungskraft". „Jeder gebildete Deutsch-Amerikaner", heißt es ferner in dem New-Yorker Aufrufe, „faßt die Erwerbung des vielumstrittenen Loreley-Brunnens als eine selbstverständliche Würdigung der Verdienste Heines um die deutsche Dichtung auf." Man geht drüben in gewohnter Weise gleich frisch ans Werk. Wenn also das diesseitige Volk der Denker sich noch ein bischen mehr Zeit nimmt, als es schon gethan hat, so wird der Ruhm, einem unserer größten neueren Dichter zuerst ein Denkmal errichtet zu haben, den aus dem Vaterlande über den Ozean Ausgewanderten, zum Teile dahin Vertriebenen verbleiben. Da ist es wohl schwer, keine Satire über das Zopfwesen zu schreiben. Die stachelschwänzige Nixe am Loreley-Brunnen wird ihr Tintenfaß auf dem Kopfe nun doppelt stolz tragen." (Anm. d. Red.)

## Vermischtes.

Obrigkeitlich bestrafte Nächstenliebe. Wie unlängst die Zeitungen berichteten, hat der Landrat des Kreises Lübben, Graf Schulenburg, nachstehende Verfügung erlassen:

„Nachdem nunmehr die Verpflegungsstationen im diesseitigen Kreise aufgehoben sind, steht zu erwarten, daß die Hausbettelei wieder um sich greifen wird. Ich mache deshalb das Publikum hierdurch auf die für den diesseitigen Kreis bestehende Polizeiverordnung vom 21. September 1888 aufmerksam, wonach das Verabreichen von Gaben an Bettler bei Geldstrafe bis zu 30 Mk oder verhältnißmäßiger Haft verboten ist. Die Gensdarmen und die Ortsbehörden des Kreises weise ich hiermit auf das Nachdrücklichste an, auf Bettler und Vagabunden eifrig zu fahnden, dieselben im Betretungsfalle festzunehmen und an die zuständige Polizeibehörde abzuliefern, auch diejenigen Personen, von welchen ihnen bekannt geworden ist, daß sie Gaben an Bettler verabreicht haben, unnachsichtlich bei der Polizeibehörde zur Anzeige zu bringen. Sollte es zu meiner Kenntniß gelangen, daß sich die Ortsbehörden bei der Ausführung der ihnen obliegenden Pflichten säumig oder nachlässig zeigen, so werde ich dieselben in jedem einzelnen Falle bestrafen."

Die „Vossische Zeitung" bemerkt hierzu:

„Danach fällt also in Zukunft jede Unterstützung fort, die bisher den Bettlern und anderen Bedürftigen durch den Kreis Lübben gewährt wurde. Vermutlich ist aber das Verbot, an Bettler Gaben zu verabreichen, gerade im Zusammenhang mit der Begründung von Verpflegungsstationen erlassen worden. Wir sind im allgemeinen Gegner der Hausbettelei, da sie oft mißbraucht wird und der Mildthätige nicht in der Lage ist, die Bedürftigkeit und Würdigkeit des Bettlers zu prüfen. Indessen ist die notwendige Kehrseite der Abweisung des Bettlers, daß Einrichtungen bestehen, die den wirklich Notleidenden verpflegen und ihm ein Nachtlager zur Verfügung stellen. Fehlen solche Einrichtungen, so verträgt es sich nicht mit den Grundsätzen der Nächstenliebe und des Mitleids, den Bettler von der Thür zu weisen. Am allerwenigsten rechtfertigt es sich dann, solche von der Nächstenliebe gebotenen Handlungen unter Strafe zu stellen. Sie treibt damit gerade die besten Staatsbürger in einen Konflikt zwischen Pflicht und Gesetz, der für den modernen Staat sehr unrühmlich ist. Man thut sich heute viel auf die soziale sittliche Aufgabe des Staates zu Gute. Aber solche Vorgänge wie der Erlaß des Landrats im Kreise Lübben zeigen, daß diese Aufgabe nur ein äußerlicher Firniß ist. Kratzt man daran, so kommt der nackte Polizeistaat zum Vorschein. Die Regierung sollte Sorge tragen, daß mit der sittlichen Mission des Staates nicht bloß von oben aus paradiert wird, sondern daß sich vor allen Dingen die ausführenden Organe nach solchen Grundsätzen richten."

Und die „Rheinische Zeitung" sagt:

„Ist es nicht äußerst bezeichnend für unseren Kulturzustand, daß eine Behörde die Übung der Nächstenliebe, die sowohl in der christ-

lichen als der muhamedanischen und jüdischen Religion als die höchste Tugend geboten ist, mit Strafe belegen kann? „Brich dem Hungrigen Dein Brod“, sagt die heilige Schrift. „Untersteh' Dich, und ich lass Dich einstecken!“ sagt der Landrath Graf Schulenburg. Wem nun folgen? Die Wahl kann nicht schwer sein.“

Ist nicht gerade das die unsühnbarste Schuld, nichts zu wissen von denen, auf deren mühseliger Arbeit, dauernder Unsicherheit und ewiger Entsagung unser festgegründes Glück ruht?
Friedrich Wilhelm Foerster.

## Bücherbesprechungen.

**Was heißt ethische Kultur?** Nr. 191 der „Sammlung gemeinnütziger Vorträge“, Juli 1894. Verlag des Deutschen Vereines zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag, Weinberge, Palackystr. 3. (18 Seiten. Preis 15 kr.)

Der vorliegende Vortrag ist ohne Zweifel eine der vorzüglichsten Einführungen in die ethische Bewegung. Er ist klar und anziehend, mit edler Wärme und an passender Stelle mit feinem Humor geschrieben. In knappster Form erläutert er die Ziele der D. G. E. K. und verbindet damit eine wertvolle Skizze der Geschichte der ethischen Bewegung.

Eine „Gesellschaft für ethische Kultur“ soll nach des Verfassers gewiß zutreffender Erklärung bedeuten „eine Vereinigung welche die Wahrheiten der wissenschaftlichen Ethik in das Denken und Fühlen der Menschen einführen und auf das tägliche Leben anwenden will, — zu deren Mitgliedschaft daher nicht bloß der Gelehrte und theoretisch Gebildete, sondern Jedermann befähigt ist.“ Es handelt sich bei der ethischen Kultur um etwas Höheres, als um die konventionelle Durchschnittsmoral: man hofft einerseits, die volkstümlichen sittlichen Anschauungen zu reinigen, zu klären und zu vertiefen, und andererseits der Wissenschaft vom Sittlichen durch die Berührung mit dem Leben neue Kräfte, neue Aufgaben und neue Gesichtspunkte zuzuführen. Es handelt sich ferner um eine Auffrischung des Wollens, um ernste Selbstbesinnung, um eine Beteiligung an der sozialen Reformarbeit. Die ethischen Gesellschaften streben, „den Gedanken der Solidarität aller Volksgenossen wahrhaft lebendig und den Gesichtspunkt der allgemeinen Wohlfahrt in der Behandlung öffentlicher Angelegenheiten zum herrschenden zu machen“. Die soziale Frage ist nicht bloß als ein wirtschaftliches oder politisches, sondern auch als ein *ethisches* Problem zu erfassen.

Vieles Schöne sagt der Verfasser über diese Frage; aber seine Ausführungen S. 14 u. f. über den Sozialismus kann ich mir nur aus einer unzureichenden Kenntnis desselben erklären. Prof. *Jodl* wirft — sehr mit Unrecht — den Sozialisten vor, daß sie meinen, die freie Hingabe des Einzelnen an die Zwecke der Gesamtheit entbehren, auf die Mitwirkung ethischer Kräfte verzichten zu können. Der Verfasser wird keine einzige namhafte sozialistische Schrift anführen können, welche bezweifelte, daß der sozialistische Staat ein „veredeltes, ethisch durchgebildetes Menschentum“ bedarf, — keine einzige, welche von der sozialistisch organisierten Gesellschaft nicht unvergleichlich mehr Freiheit und persönliche Selbständigkeit für die große Masse des Volkes erwartete, als die gegenwärtige kapitalistische Wirtschaftsordnung sie gewährt. Und wenn das politisch selbstbewußte Proletariat für die Interessen der Arbeiter eintritt und mit dem Unterschiede von nichtarbeitenden Kapitalisten und besitzlosen Arbeitern die Klassenunterschiede selbst aufheben will, so ist es nicht, wie der Verfasser mit Unrecht ihm schuld giebt, „unbekümmert um allgemeine Aufgaben“, sondern es weiß, daß die von ihm erstrebte „gesellschaftliche Umwandlung die Befreiung nicht bloß des Proletariats, sondern des gesamten Menschengeschlechts bedeutet, das unter den heutigen Zuständen leidet“ (Worte des „Programms der sozialdemokratischen Partei Deutschlands“). Ich wünschte, daß die Ethiker, ehe sie über den Sozialismus ein Urteil fällen, erst jahrelang täglich eine Arbeiter-Zeitung läsen. Was mich selbst anbelangt, so bekenne ich, daß ich keiner Lektüre eine so vielseitige *ethische* Förderung verdanke, wie dieser.

Vortrefflich sind Prof. *Jodl*'s Ausführungen über die Stellung der D. G. E. K. zur Religion. Sie steht dieser keineswegs feindlich gegenüber, sie will nur die Thatsache in der allgemeinen Überzeugung zur Geltung bringen, daß, was in den sittlichen Überzeugungen sozial wertvoll ist, seinen Wert behält, ganz unabhängig von den religiösen Vorstellungskreisen, die sich bei dem Einzelnen mit seinen praktischen Überzeugungen verknüpfen, — eine Thatsache, „welche in der wissenschaftlichen Ethik seit zwei Jahrhunderten anerkannt ist und praktisch fortwährend dadurch anerkannt wird, daß Menschen der verschiedensten religiösen und spekulativen Meinungen mit einander und neben einander leben und wirken.“

Trotz der einen Ausstellung, die wir zu machen hatten, empfehlen wir den Abteilungen und Zweigen der D. G. E. K., Hunderte oder Tausende dieses Vortrages, je nach ihren Mitteln, zu kaufen und als Flugschrift überallhin unentgeltlich zu verbreiten. Sie werden das Geld schwerlich in einer der ethischen Bewegung förderlicheren Weise ausgeben können.
G. v. Gizycki.

**Geldsack und Gerechtigkeit.** Von *Ferdinand Heigl.* Volksschriften zur Umwälzung der Geister. II. Druck und Verlag der Handels-Druckerei zu Bamberg.

Die kleine für 20 Pf. zu erstehende Brochüre von 39 Seiten Duodezformat behandelt in der durch den äußeren Zuschnitt gebotenen Kürze Bestimmungen unseres Civil- und Strafverfahrens, die dem Begüterten mehr Rechtsschutz und Rechtsbehelf gewähren als dem Armen.

Der Verfasser erörtert insbesondere die Fälle, in denen im Civilprozeß die Stellung einer Kaution von Einfluß auf die vorläufige Vollstreckung eines Urteils ist, er bespricht ferner, daß die Leistung einer Sicherheit für die Anlegung eines Arrestes von Bedeutung ist und daß beim Verfahren betr. die Leistung des Offenbarungseides von einer Zahlung der Alimente die Erzwingung des Eides abhängig ist.

Des Weiteren werden die Fragen des Armenrechts im Prozesse und der Umstand behandelt, daß in der Regel für kleinere Beträge nur zwei Instanzen, für Prozesse über 1500 Mark aber drei Instanzen gegeben sind.

Beim Strafverfahren werden in der Schrift die Vorschriften diskutiert, wonach gegen Kaution Haftentlassung angeordnet werden kann, hier also ein Vorrecht für Wohlhabende vorliegt, und ferner die Thatsache besprochen, daß der Begüterte sich einen Verteidiger auswählen kann, der Arme aber einen solchen zugeordnet erhält.

Alle diese und noch andere Mißstände unseres Verfahrens, die in dem Büchlein erörtert werden, bedürfen, wie dem Verfasser zuzugeben, der öffentlichen Besprechung zur Durchführung einer Reform im Sinne der Ausgleichung für die minder Begüterten. Soweit uns bekannt, haben sich auch Fachschriftsteller und Politiker verschiedenster Richtung mit den in Rede stehenden Fragen beschäftigt. Hoffen wir, daß das Schriftchen dazu beiträgt, daß bei den jetzt angestrebten Änderungen unseres Verfahrens wenigstens einige der besprochenen Mängel beseitigt werden.
Stephan Gerhard.

## Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

### Abteilung Berlin.

Am 25. Mai cr.*) hielt Frau *Jeannette Schwerin* einen Vortrag über „*Armenpflege.*“ Die Rednerin, die durch ihre rastlose und äußerst praktische Thätigkeit in der Auskunftsstelle der D. G. E. K. und durch ihre anderweitige ausgedehnte Wirksamkeit bei Vereinen und wohlthätigen Bestrebungen sich die gründlichste Kenntnis der sozialen Verhältnisse in den armen Volksklassen erworben hat, schilderte in kurzen, knappen Zügen die heutige Handhabung der Armenpflege mit all ihren Mängeln, Härten und Unzweckmäßigkeiten.

Ganz besonders hob dieselbe die so gefährliche diskretionäre Gewalt der Armenpfleger hervor, die immer nur aus bestimmten Gesellschaftsklassen gewählt würden, anstatt daß Männer aller Stände und Berufsarten dazu herangezogen würden. Diese beschränkte Auswahl bedinge manche Engherzigkeit und Unerfahrenheit bei der Ausübung des schwierigen Amtes.

Die Rednerin tadelte ferner, daß Leute, die der Armenpflege verfallen, selbst wenn es durch unverschuldetes Unglück geschehen sei, bei der so kärglichen und nur rein materiellen Unterstützung, sich nie wieder zu einem menschenwürdigeren und anständigeren Dasein erheben könnten. Deshalb müsse in solchen Fällen die private Wohlthätigkeit eintreten, die überhaupt mit allen möglichen Veranstaltungen und mit steter Fürsorge den moralischen und materiellen Ruin verhindern und mehr individuell, in jedem einzelnen Falle, vorzugehen habe.

Sie erinnerte daran, daß bei einem alten Kulturvolke es für Gerechtigkeit und Wohlthun nur ein und dasselbe Wort gegeben habe. Der tiefe Sinn dieser einen Bedeutung liege klar vor Augen. Wahrhaft wohlthun heiße gerecht sein und die Ungleichheiten menschlichen Schicksals auszugleichen versuchen. Wohlthun heiße nicht nur geben, sondern helfen, im edelsten, rationellsten Sinne helfen, und zwar so, daß der Arme sich wieder selbst zu helfen vermöge und nicht in ewiger, demütiger, hilfloser Abhängigkeit sein Leben verbringen müsse.

Einen scharfen Tadel erfuhr auch die harte Verordnung, die bestimmt, daß der Arme nach seinem Tode der Anatomie verfallen solle, wenn nicht eine schriftliche Eingabe an die Behörde ihn davon zu dispensieren versuche. Man könne sich das Grauen der Armen nicht vorstellen, welches sie bei diesem Gedanken empfänden, denn sie könnten unmöglich, ihrem Bildungsgrade nach, auf der Höhe stehen, daß sie gern zum Nutzen wissenschaftlicher Forschung noch nach ihrem Tode ihren Körper dem Allgemeinwohl zum Opfer darbrächten. Viel eher sei dieses einem vorurteilslosen, gebildeten Menschen zuzumuten.

Am Schluße des Vortrages sprach die Rednerin noch ihr tiefes Bedauern darüber aus, daß in Berlin und im größeren Teile unseres Vaterlandes noch immer den Frauen kein Anteil an der öffentlichen Armenpflege eingeräumt worden sei.

Die Frau, die geborene Wohlthäterin, habe weder Amt noch Stimme darin.

*) Wir entnehmen vorstehende Mitteilung der „Deutschen Hausfrauen-Zeitung“, Nr. 29, da der Redaktion d. Bl. leider kein Bericht über diesen Vortrag zugegangen ist.

Selbst die Überwachung der armen Zieh- oder Haltekinder sei Schutzleuten anvertraut. Diesen schon so beschäftigten Beamten würde es zugemutet, die Pflege und Behandlung der armen Säuglinge zu kontrollieren. Es sei wohl klar, daß endlich hier Wandel geschaffen werden müsse und daß es Pflicht aller wahren Menschenfreunde sei, mit allen Mitteln und Kräften dafür zu wirken, hier bessere Einrichtungen und Gesetze zu schaffen.

Henriette Goldschmidt.

## Briefkasten.

Herr L. B. in Nürnberg machte uns darauf aufmerksam, daß in der „Gesellschaft" ein Herr Panizza unsere Ausgabe der Grimmschen Märchen angegriffen hat, und stellt uns eine Erwiderung darauf in Aussicht. Wir haben eine Menge antisemitischer und anderer Verunglimpfungen des Büchleins gelesen; sie stehen aber, wie die erwähnte, auf einem zu niedrigen Niveau, als daß wir unsere Zeit oder den Raum unseres Blattes dafür verwenden dürften, ein Wort weiter darüber zu sagen.

# Anzeigen.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung

## Die Anfänge eines neuen sozialen Geistes.

Von

**Wilhelm Foerster,**

Professor und Direktor der Königlichen Sternwarte in Berlin.

28 Seiten gr. 8°.

Preis 60 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

---

**Ein neues reich illustriertes Prachtwerk für Haus und Familie**

erscheint seit Kurzem unter dem Titel:

## Berlin in Wort und Bild.

Von

**Paul Lindenberg.**

**Mit mehr als 200 prachtvollen Illustrationen**

von O. Gerlach, F. Holbein, R. Knötel, G. Koch, H. Lüders, C. Manzel, Alb. Richter, H. Schlittgen, F. Stahl, R. Warthmüller, Willi Werner, W. Zehme u. A.

**Vollständig in 25 Lieferungen à 30 Pf.**

**Paul Lindenberg**, der als ansprechender Erzähler, als glänzender Schriftsteller in weiten Kreisen sich einen Namen erworben, wohl der beste Kenner Berlins und seiner Geschichte, hat es in diesem Werke unternommen, **dem deutschen Volke eine fesselnde Schilderung der Reichshauptstadt und ihres gesamten Lebens, gewürzt mit historischen Erinnerungen und Anekdoten, darzubieten.** Kreuz und quer führt er uns durch das moderne Berlin; er zeigt uns seine stolzen Straßen und Paläste, schildert uns das Berlin der Arbeit, des Ringens und Schaffens, aber auch des Vergnügens und der Erholung. Mit dem kunstvoll ineinandergreifenden Räderwerk der städtischen Verwaltung macht er uns vertraut, in den wunderbaren Mechanismus des Post-, Telegraphen- und Fernsprechbetriebes läßt er uns Einsicht nehmen. Zu den Armen, den Leidenden und Darbenden wird er den Leser geleiten, in das Berlin der Wohlthätigkeit, in die gemeinnützigen Anstalten, aber auch in die Höhlen des Lasters und Verbrechens. Ein interessantes Kapitel schildert die weitverzweigte Organisation der Polizei und die Stätten, wo die Verbrechen ihre Sühne finden, den Gerichtssaal und die Gefängnisse. Und wenn der Leser von der Fülle der realistischen Bilder, an denen Berlin so reich ist, ermüdet, dann wird er ihn hinausführen in die schattigen Gänge des Tiergartens oder in die anmutige Umgebung, an den grünen Strand der Spree oder an die idyllischen Ufer stillträumender Seen, in deren blauen Fluten sich die lieblichen Bilder der märkischen Landschaft wiederspiegeln.

**Lieferung 1 wird auf Wunsch von jeder Buchhandlung gern zur Ansicht mitgeteilt.**

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12,
Zimmerstraße 94.

---

**Naturwissenschaftliche Wochenschrift.**

*Redaction: Dr. H. Potonié.*

Wöchentlich eine Nummer von $1\frac{1}{2}$–2 Bogen.

— **Preis vierteljährlich 4 Mark.** —

*Probenummern gratis und franco.*

**Ferd. Dümmlers Verlagsbuchh.**
in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

---

Junger Lehrer sucht zur Führung seines Hauswesens eine Dame — Witwe mit Kindern nicht ausgeschlossen — wirtschaftlich tüchtig u. durchaus vertraut mit den in diesem Blatte vertretenen Ideen. — Anerbietungen befördert die Expedition dieses Blattes.

---

**Hempel's Klassiker-Ausgaben.**

Ausführliche Specialverzeichnisse.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

---

## THE CONSERVATOR

The Conservator is not the organ of the Ethical Movement, as known in America and Europe, but is published in its interest. It is an exponent of the world-movement in Ethics, and of that movement as specially reflected in Ethical societies.

Entered at the Post Office in Philadelphia as second-class matter

*Published monthly by Billstein & Son, 41 N. Tenth Street, Philadelphia.*

**Per Year, $ 1.00; Single Copy, 10 cents.**

---

## Japaner und Altaier.

Von

**Heinrich Winkler.**

24 Seiten gr. 8°. Preis 1 Mark.

Diese linguistische Studie ist für alle Sprach- und Altertumsforscher von hohem Interesse.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

**Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin**
SW. 12, Zimmerstr. 94.

---

## Alle Freunde ethischer Kultur

**werden gebeten, für die Verbreitung dieser Zeitschrift in ihrem Bekanntenkreise gütigst nach Kräften zu wirken. Die Verlagshandlung stellt zu diesem Zwecke jederzeit Probenummern der „Ethischen Kultur" in beliebiger Zahl gratis und portofrei zur Verfügung resp. erklärt sich gern bereit, solche an ihr freundlichst mitgeteilte Adressen zu versenden.**

**Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung**
in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Kettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12 — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,00 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post Zeitungsliste Nr. 2002.

# Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

## Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Herausgegeben von

**Dr. Georg von Gizycki,**

Professor der Ethik an der Universität zu Berlin.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. Zimmerstraße 94.

| II. Jahrgang. | Berlin, den 18. August 1894. | Nr. 33. |
|---|---|---|





## Der Mut der Wahrhaftigkeit.

Von J. St.

Wie wir für die materiellen Güter — Waren — einen doppelten Maßstab haben, den Gebrauchswert und den Tauschwert, den Nutzen für uns selbst und für andere, so bewerten wir auch die sittlichen Charakterzüge nach zwiefachem Gesichtspunkt, nach ihrer Bedeutung für das individuelle Wohl und für die Wohlfahrt der Gesamtheit, entsprechend den beiden Hauptsphären der Ethik, dem Verhalten zu sich selbst und dem zu andern. Nicht immer decken sich beide, manche Eigenschaft, die wir zu den Tugenden rechnen, ist es nur nach der einen Seite. Die große Verschiedenheit in der Beurteilung besonders historischer Personen, die bald als Heroen gefeiert, bald als Ungeheuer verwünscht werden, ist zum Teil auf diese Dualität zurückzuführen.

Zu den Charaktereigenschaften, die in beider Richtung als Tugend ersten Ranges gelten, gehört der Mut. Er bezeichnet negativ den Mangel der Furcht vor Schmerz, Gefahr, selbst Tod, — wo ein Höheres auf dem Spiel steht, — Unerschrockenheit, Unverzagtheit, Freisein von Schwächegefühl; positiv die gehobene, freudige Stimmung im Kampf mit feindlichen Elementen, Kraftgefühl und Siegeszuversicht. Tu ne cede malis, sed contra audentior ito! „Weiche du nicht vor den Uebeln, beherzt tritt ihnen entgegen!" ist seine Devise.

Der kriegerische Mut, die Tapferkeit, galt im Altertum bekanntlich als erste und höchste Tugend: die Wohlfahrt, Blüte und Sicherheit des Gemeinwesens war sein Werk, und auch die persönliche Sicherheit und Ehre erforderte Mut in Zeiten, wo das Faustrecht noch mehr oder weniger praktiziert wurde. Dabei ist mutiger Sinn, der kriegerische wie jeder andere, an und für sich und abgesehen von seinem Nutzeffekt, ein psychischer resp. psychophysischer Vorzug, gesteigertes Seelenleben, eine Vollkommenheit, dagegen „feiges Beben und Einschrumpfen des Herzens" ein herabgemindertes Sein, ein Defekt, eine Schwäche.

Indessen ist Mut und Mut zweierlei.

„Mut", schrieb kürzlich ein Feuilletonist, „ist bei dem Einen Pflichtgefühl, bei dem Andern Ehrgeiz, bei dem Dritten Mangel an Vorstellung, bei dem Vierten Eitelkeit, bei dem Fünften Verzweiflung, bei Manchen sogar Feigheit, Furcht vor Schmerz und Unehre (so wie mancher Geizhals sich u. A. zu einem Akt der Freigebigkeit aufrafft, um seinen Geiz zu verstecken) und nur bei wenigen wahrer Heroismus". Daran ist so viel richtig, daß der heroische Mut mehr ist als bloße aus einer ungewöhnlichen Situation geborene Aufwallung, das akute Ueberschäumen des aufgestachelten Selbsterhaltungstriebes oder Ehrgefühls; wahrhaft heroischer Mut ist vielmehr chronisch habituell, dauernde Seelenstimmung, wie er auch nicht bloß auf dem Schlachtfelde oder der Mensur, sondern in allen Lebensverhältnissen sich bethätigt.

Viel höher als der soldatische Mut steht daher der Mut im Existenzkampf, von dem Goethe sagt: „Geld verloren nichts verloren; Ehre verloren viel verloren; Mut verloren alles verloren, da wär' es besser, nicht geboren", und über den Schopenhauer schreibt: „Nächst der Klugheit ist Mut eine für unser Glück sehr wesentliche Eigenschaft. Freilich kann man weder die eine noch die andere sich geben, . . . jedoch läßt sich durch Vorsatz und Uebung nachhelfen. Zu dieser Welt, wo die Würfel eisern fallen, gehört ein eiserner Sinn, gepanzert gegen das Schicksal und gewaffnet gegen die Menschen. Denn das ganze Leben ist ein Kampf, jeder Schritt wird uns streitig gemacht, und Voltaire sagt mit Recht: on ne réussit dans ce monde qu'à la pointe de l'épée, et on meurt les armes à la main."

Im Hinblick auf das Gemeinwohl aber muß als höherer Mut im ethischen Sinn bezeichnet werden der Mut der Wahrhaftigkeit. Ja man geht schwerlich zu weit, wenn man sagt: dem Mut der Wahrhaftigkeit, Gesinnungs- oder Ueberzeugungsmut, ist in der Gegenwart eine gleich wichtige Kulturrolle zugeteilt, wie dem kriegerischen Mut im Altertum.

Die Heterogenität und der Kampf der Interessen zwischen Individuen und Gruppen bringt es mit sich, daß der Weg der Wahrheit und Aufrichtigkeit ein Dornenpfad ist, der denen, die ihn wandeln, manche Nachteile und Gefahren bringt. Gewalt ist die Waffe der Starken, List und Täuschung die der Schwachen, nicht bloß im menschlichen, sondern auch im tierischen Daseinskampf, und speziell die Verstellung wird schon von niederen Tierarten, den sich totstellenden Insekten, geübt. Je mehr die klassenstaatliche Zivilisation fortschreitet, je mannigfaltiger und verwickelter die wechselseitigen Beziehungen der Menschen und ihre Abhängigkeit von einander innerhalb der individualistischen Sozialordnung werden, ein desto breiteres Terrain erobert sich die Heuchelei. In welche Orgien die konventionelle Lüge heutzutage verfällt, ist nicht bloß aus Nordau's Buch bekannt, und wie eng dieselbe mit unserer Zivilisation verflochten ist, geht u. A. daraus hervor, daß ein so rigoroser Moralist, wie Kant, sie nachsichtig beurteilt, indem er schreibt: „Alle Tugend im Verkehr ist Scheidemünze, und ein Kind ist der, der sie für echtes Geld nimmt. Besser noch ist es, Scheidemünze als gar kein solches Mittel in Umlauf zu haben. Die Menschen sind je zivilisierter

desto mehr Schauspieler; sie nehmen den Schein der Zuneigung, der Achtung vor Andern, der Sittsamkeit, der Uneigennützigkeit an." (Werke, Bd. 7. Anthropologie.)

Aber weit nicht so harmlos wie in Höflichkeitslügen und Tugendmaskeraden ist die Unwahrheit da, wo das Wohl und Wehe Anderer davon abhängt, daß die Wahrheit kund werde. Und hier ist die Gelegenheit, wo sich echter Mut beweisen kann und muß, der Mut der Wahrhaftigkeit.

Vor allem den Richtern wurde im Altertum dieser Mut zur Pflicht gemacht und ihnen eingeschärft, keinerlei Ansehen der Person Raum zu geben und die Mächtigsten nicht zu fürchten. Desgleichen den sonstigen Beamten, Volksrednern und Politikern. Als „stumme Hunde, die nicht zu bellen die Kourage haben", werden im Deutenjesajah die feigen Propheten (d. h. Volksredner) gegeißelt, die gegen öffentliche Mißbräuche die Stimme nicht zu erheben wagten. In feierlichen Strophen feiert dagegen Horaz (Od. III, 3) den

Fest am Vorsatz haltenden Ehrenmann,
Den nie erschüttert Arges gebietender
Mitbürger Trotz im Felsensinne,
Noch des Tyrannen ergrimmtes Antlitz.

Der heroische Mut der Überzeugung ist es, der an den religiösen, wissenschaftlichen und politischen Märtyrern so sehr imponiert, auch dann imponiert, wenn wir über das, wofür sie Marter und Tod erduldeten, den Kopf schütteln.

Von eminenter Bedeutung für die Kulturentwickelung ist der Mut der Wahrheit vollends in Geschichtsepochen, wo neue Ideen das Schiff der Kultur in einen besseren Kurs zu steuern suchen, eine höhere Weltanschauung, eine vollkommenere Rechts- und Gesellschaftsordnung mit einer alten, veralteten, abgelebten um die Herrschaft ringt. „Der menschliche Fortschritt, das Wachstum der Zivilisation verdankt sein Gedeihen vorzugsweise dem mutigen, mannhaften Einstehen der Minoritäten für ihre Überzeugungen. Denn jede neue Offenbarung erleuchtet zuerst den Geist Einzelner und Weniger, und nur durch die Begeisterung, den todesverachtenden Mut, womit diese um das Banner ihrer Überzeugung sich scharten, wurden sie Gemeingut der Völker resp. praktisch verwirklicht. Auf diese Weise siegte der Monotheismus über den asiatischen Baal- und Molochkultus, das Christentum über das Heidentum, die Reformation über das Mittelalter, die Wissenschaft über das Dogma, der moderne Konstitutionalismus über den Feudalstaat."

„Verketzert und verbrannt" wurden in der Regel diejenigen, die sich um das Banner neuer weltbewegender Ideen geschart haben, verfolgt besonders von denen, die im Hinblick auf ihr wirkliches oder vermeintliches Interesse „mit klammernden Organen" zäh am Alten festhielten, um es zu konservieren. Zuerst ignoriert, dann verspottet, dann gehaßt und verfolgt, dann geduldet, dann anerkannt und endlich verwirklicht — das war meistenteils das curriculum vitae neuer Kulturideen. Mit dem ethischen Panzer des Muts der Überzeugung mußten darum die Bekenner und Vorkämpfer derselben geharnischt sein gegen die barbarisch-brutale wie zivilisierte Verfolgungssucht, gegen Tod, Kerker und Verbannung, wie gegen Ächtung und Verachtung, Armut und Elend. Wie Jesus, das schönste Vorbild heroischen Überzeugungsmutes, mußten sie willig das Kreuz auf sich nehmen, und wie bei ihm mußte ihr Mut gesinnungsfest standhalten, wenn der Satan der Versuchung mit allerlei materiellen Vorteilen: Reichtum, Ehre, Carriere, von der glorreichen Bahn der Wahrheit sie hinwegzulocken suchte. Die letztere, die Versuchung, ist der Gesinnungstreue weit gefährlicher noch als die Verfolgung; man kennt die Fabel vom Sturmwind und der Sonne, die mit einander stritten, wer von beiden der stärkere sei. Der Sturmwind blies mit aller Heftigkeit, um einem Wanderer den Mantel zu entreißen; doch dieser zog ihn um so dichter um die Schultern. Darauf sendete die Sonne ihre sengenden Strahlen herab, der Wanderer knöpfte den Mantel auf und zog ihn aus. Die Sonne hatte gesiegt. Weit mehr als Druck und Verfolgung vermögen freundliches Entgegenkommen und gebotene Vorteile den Stahl der Überzeugungstreue zu biegen, den Wahrheitskämpfer zum Abtrünnigen zu machen. Wie manchen freigesinnten Löwen hat schon das leutselige Lächeln einer Excellenz zum sanften Lamm verwandelt.

Kaum jemals war der Kampf zwischen Altem und Neuem so heftig entbrannt, maßen einander Vergangenheit und Zukunft mit so grimmig funkelnden Blicken, als in der Gegenwart. Eine neue Kulturperiode will sich dem Schoße der Zeit entwinden, und gewiß könnten die Geburtswehen erheblich vermindert, könnte der Übergang erleichtert, dem Werdenden der Weg beträchtlich geebnet werden, wenn der Mut der Wahrhaftigkeit nicht vielen unter denen fehlen würde, die innerlich dem Alten längst abgewendet, aber mit den Banden des Interesses, des persönlichen und Familieninteresses, mit demselben verknüpft sind, — den Kryptoanhängern des Neuen, die, „wo auf Weltverbesserung kühn sich Wünsche lenken, immer nur an Wässerung ihres Wieschens denken" und deshalb ihre bessere Einsicht unter dem Mantel der Klugheit vorsichtig verhüllen.

Den Mut der Wahrhaftigkeit zu wecken, zu entflammen, darf daher als eine der wichtigsten und fruchtbarsten Aufgaben der ethischen Gesellschaft bezeichnet werden. Die Zeitgenossen sollen der ethischen Bedeutung dieses Mutes lebhaft bewußt werden, es soll die Anschauung verallgemeinert werden, daß es weit ehrenvoller ist, für verfehmte Ideen und Richtungen einzutreten, auch wenn der eigene Vorteil dabei zu kurz kommt, als auf der Mensur Schüsse zu wechseln, — wie die Ehrenhaftigkeit (honestas) höher steht als die konventionelle Ehre (honor).

Die Überzeugung ist des Mannes Ehre,
Ein goldnes Blies, das keines Fürsten Hand
Und kein Kapitel um die Brust ihm hängt. (Gutzkow.)

## Was uns eint.

Vortrag, gehalten in der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, von Hugo Rheinhold in Berlin.*)

(Schluß.)

Von dem auch bei uns schon oft zitierten Motto Schopenhauers:

„Moral predigen ist leicht, Moral begründen schwer"

dürfen wir uns nicht verblüffen lassen. Man wird unter voller Zustimmung zu diesem Satze wohl sagen dürfen: Gewiß, die Begründung der Moral ist so schwer, daß sie auch Schopenhauer in nicht sehr hohem Maße gelungen ist. Auch seine Glaubensgemeinde ist klein, und auf eine Glaubensgemeinde kommt's immer heraus bei jeder Begründung.

Wir aber wollen nicht nachlassen, unsere sittlichen Forderungen zu betonen, unser Wissen von dem, was für recht und gut gehalten wird, zu mehren, die Liebe zum Sittlichen, zur Gerechtigkeit anzufachen und aus unserem sittlichen Triebe heraus zu handeln. Wenn wir mit alledem warten wollen, bis die Gelehrten sich über die Begründung der Moral einig geworden wären, dann wäre es gefehlt.

Wir haben ja analoge Dinge auf allen Gebieten, so z. B. bei der Rechtswissenschaft: Seit undenklichen Zeiten streiten sich die Strafrechtler, aus welchen Ursachen man wohl straft. Die Einen sagen: aus Vergeltung, quia peccatum est, die Andern: um abzuschrecken, ne peccetur; und noch viele andere Theorien finden ihre Vertreter. Geeinigt haben sich die Herren noch nicht. Inzwischen aber strafen die Richter doch ruhig weiter.

Die Theorie der Musik war auch nicht erst, und dann kam die Musik; Homer war gewiß auch nicht auf eine vorhandene Poetik angewiesen, um seine Verse machen zu können.

In der Ethik ist es eben nicht anders.

*) Ein Sonderabdruck dieses Vortrages ist im Bureau der D. G. E. K., Berlin N., Ziegelstr. 10, zum Preise van 30 Pf. zu erhalten.

Wenn aber die Wissenschaft der Ethik nach verhältnismäßig wenig entwickelt ist, so liegt das nicht zum wenigsten daran, daß die Praxis des Sittlichen noch nicht genügend entwickelt ist. Der Versuch ist noch nicht gemacht, wie weit man in der Welt mit einer sittlich geläuterten Menschheit kommt.

Was wir sicher zu thun haben im Streite der Prinzipien, das ist, zu untersuchen, ob die Prinzipien die Tendenz haben, der Wohlfahrt Aller zu dienen. Die Wohlfahrt Aller ist doch die Harmonie, die aus allen sittlichen Systemen erklingt — auch wenn ein System das Wohl der Gesamtheit als theoretisches Prinzip weit von sich abweist. Wir also gehen ganz sicher, wenn wir fragen: Kollidiert eine sittliche Theorie auch nicht mit unserem, aus dem Sinne für Gerechtigkeit hervorgehenden Streben, dem Wohle Aller zu dienen?

Auch hier sind wir oft genug letzten Endes — wer wollte das leugnen — auf das Gefühl, auf die subjektiv zureichenden Gründe verwiesen. Zu einem objektiv giltigen Urteil wird es der Verstand nicht immer bringen, ob eine Handlung letzten Endes dem Wohl Aller dient; aber das ist auch nicht nötig. Man braucht nur auf den sittlichen Fonds zurückzugreifen, den Jeder von uns als sein Erbteil von der vieltausendjährigen Kulturarbeit mit auf den Lebensweg bekommen hat, mag man diesen Fonds nun Gewissen nennen oder nicht.

Wer je in seinem Leben sich mit allem Eifer und Ernst dem Wohle Aller gewidmet hat, ja wer je auch nur ernstlich mit seinem ganzen Sein dahin gestrebt hat, für das Glück eines Menschen zu leben, — sagen wir eines Kindes oder eines Freundes, — der wird gefunden haben, wie schwer das ist bei der Unberechenbarkeit aller in Betracht kommenden Faktoren.

Es giebt nur ein völlig sicheres Mittel, dem Wohle Aller zu dienen: es ist dasselbe Mittel, welches weise Pädagogen den Eltern als unbedingt wirksames Erziehungsmittel empfehlen: Es möge jeder selbst an seiner eigenen sittlichen Vervollkommnung in Gesinnung und That unablässig arbeiten.

Ich wende mich nunmehr der sozialen Frage zu.

Was eint uns — die Mitglieder der D. G. E. K. — in den politischen Kontroversen, wie sie nur allzulebhaft sich vor uns abspielen?

Hier haben unsere Gegner von Anfang an eingesetzt, indem sie mit der ganzen Wucht fachmännischer Überlegenheit geltend machten: es sei ein ganz müßiges, vernunftwidriges Unterfangen, daß Leute von so verschiedenen politischen Überzeugungen wie etwa Sozialdemokraten und Liberale nebeneinander wirken können. Hier ständen sich zwei sittliche Weltanschauungen gegenüber, von denen die eine die andere ausschließe. Nur die Oberflächlichkeit könne diese Kluft übersehen; das müsse die Gesellschaft über kurz oder lang zu ihrem Schaden einsehen.

Ich erinnere mich, daß bald nach Abfassung des Statutenentwurfs ein Brief eines Universitätsprofessors von außerhalb einlief, worin dieser Herr die Idee der Gesellschaft begeistert begrüßte, aber sagte: der Passus: unabhängig von aller Verschiedenheit der politischen Anschauung, der müsse wohl auf einem Irrtume beruhen; es könne doch unmöglich gemeint sein, daß etwa Konservative, Sozialdemokraten und Liberale zusammenwirkten und wirtschaftliche Fragen friedlich miteinander erörterten.

Nun, gerade das erstrebt ja die Gesellschaft, und sie betrachtet es als ein Hauptverdienst, eine Stätte geschaffen zu haben, wo die Anhänger der verschiedensten politischen Parteirichtungen friedlich mit einander verkehren und sich verstehen lernen können.

Es ist dies nicht ganz leicht, das muß man gestehen, und wir haben das im Laufe unserer vielfachen Erörterungen der großen Fragen des Sozialismus und Individualismus gesehen. Im Anfang schien es, als ob die Gegner der Gesellschaft einmal recht behalten könnten; aber es schien auch nur so; im Laufe der kurzen Zeit haben wir schon erhebliche Fortschritte gemacht in der Kunst, uns anhören und verstehen zu wollen.

Einer allzu großen Gelassenheit gegenüber den sittlichen Fragen steht ja leider eine übergroße Lebhaftigkeit und Gereiztheit in den großen wirtschaftlichen und politischen Tagesfragen gegenüber, wodurch es sehr schwierig wird, diese Fragen mit einem sogleich sichtbaren Erfolg zu erörtern. Aber wir haben die Pflicht zu diesen Erörterungen, wie das auch ausdrücklich im § 2 unseres Statuts anerkannt ist.

Es heißt da: „Erörterung der Thatsachen und Formen des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens, Unterstützung der Reformen, die sich als ethisch notwendig erweisen."

Das hat natürlich seine Gefahren. Es entsteht leicht dadurch Schaden, daß in der einmal hergebrachten Weise die Geister sich scheiden und gruppieren in solche, mit deren Anschauungen sie sympathisieren, deren Überzeugung sie teilen, und so sich als Gegner gegenüberstehen. Das müssen wir von unserem Standpunkte durchaus zu vermeiden suchen, dadurch verleugnen wir unser eigenstes Wesen. Grade im wohlmeinenden Verkehr mit politisch Andersdenkenden liegt ein Keim zur ethischen Bildung.

Nichts ist sonst so einfach als die Beantwortung der Frage: Was eint uns in den politischen und wirtschaftlichen Controversen? Die Antwort ist: die Ethik.

Wir müssen nur den festen, klaren Willen zeigen, nicht immer wieder das Trennende hervorzuheben — das können die Leute in den Parlamenten und den politischen Versammlungen viel besser als wir, — sondern das Einigende geltend zu machen, und das ist eben allemal: die sittliche, die ethische Seite aller dieser Fragen. Es ist nicht der Fall, was unsere Gegner hier behaupten, daß eine große sittliche Weltanschauung hier den einen vom anderen trenne. Hier liegt eine Verwechslung zu Grunde, — der sittlichen Weltanschauung mit der politischen Weltanschauung, — die dem Politiker alle Ehre macht, aber doch immerhin eine Verwechslung bleibt.

Die Logik da draußen in der Welt, wie sie sich in der allmählichen Gestaltung der sittlichen Verhältnisse kundgiebt, geht nicht denselben einfachen Weg wie die Logik im Kopfe des Politikers.

Wenn wir es unternommen haben, eine Vereinigung zu bilden, worin Leute zusammen arbeiten sollen unabhängig von ihren religiösen und politischen Anschauungen, so haben wir damit allerdings bei den Mitgliedern das Vorwalten eines sittlichen Maßes in den Erörterungen vorausgesetzt. Nur insoweit wir bestrebt sein werden, das zur Geltung zu bringen und das Einigende zu suchen, wird unsere Gesellschaft gedeihen können.

Denn was uns eint: Sozialisten, Individualisten, Conservative und Liberale, das ist das Bestreben, den Sinn für Gerechtigkeit zu kultivieren. Wir alle wollen eine höhere soziale Gerechtigkeit, als sie sich jetzt vor unseren Augen in der Welt abspielt.

Die Hingabe an die Gerechtigkeit macht den Wert des Ethikers aus; die Hingabe an die politische Theorie, mit Hilfe deren man am ehesten und sichersten diese Gerechtigkeit zu erreichen glaubt, macht den Wert des Politikers aus.

Sollte es da nicht möglich sein, zunächst einmal das Trennende in den politischen Theorieen zurückzustellen und dem nachzugehen, was auf unserem gemeinschaftlichen Wege liegt? Gewiß. Es will nur gelernt sein. Wir sind ja schon auf gutem Wege.

Wieviel wertvolle gemeinschaftliche Arbeit liegt schon darin, daß wir die Thatsachen sammeln.

Wenn wir uns den Dingen mit Ernst und Erfolg hingeben wollen, müssen wir uns vor allem eine Kenntnis der Thatsachen zu verschaffen suchen, und zwar einmal wie sie sich entwickelt haben, und dann wie die Thatsachen in der Welt wirklich jetzt liegen. Die Erörterungen in den Gruppen dienen diesem Zwecke.

Eine solches Vorgehen ist eine unerläßliche Vorbedingung für die rechte Beurteilung der Dinge und für die praktische Bethätigung, der wir uns ja mit Eifer annehmen und die uns von allem die Hauptsache bleibt. Durch die Erkenntnis der Thatsachen werden wir auch lernen, politische Schlagwörter zu vermeiden, die in den Volksversammlungen gezüchtet werden.

Das, was uns trennt, soll nicht etwa außer Acht gelassen werden; im Gegenteil, es soll erörtert werden; es darf nur nicht in unserem Kreise in den Vordergrund treten.

Es ist z. B. nicht einzusehen, warum wir als ethische Gesellschaft nicht eine in ethischer Beziehung so eminent wichtige Frage, wie die der Reform des Eigentums, nach allen Richtungen hin erörtern sollten, eine Frage, mit der fast alle übrigen Fragen der ethischen Lebensgestaltung zusammenhängen.

Aber — es muß ja nicht alles gleich gethan werden.

Wenn wir Mitglieder haben, die für ihre politischen Theorieen mit ganzer Seele einstehen, die ganz darin aufgehen, so ist das gewiß etwas sehr Schönes und auch für uns Wertvolles; für eine politische Vereinigung mag das der Idealzustand eines Mitgliedes sein, für eine ethische Gesellschaft ist er das noch nicht. Vieles mögen wir, wenigstens in seinem jetzigen Stadium, noch den politischen und wirtschaftlichen Vereinigungen überlassen. Es fehlt uns ja auch in vielem noch die nötige Kennerschaft, die für ein sittliches Urteil erforderlich ist.

Wenn wir einig bleiben wollen, dann muß sich die Gesellschaft politisch neutral verhalten, sie wird das Unrecht in der kapitalistischen Klasse ebenso aufsuchen wie in den Arbeiterklassen und ihre ethischen Forderungen an Alle richten müssen; vor allem aber muß sie sich hüten, daß sie sich nicht irgend einer Partei dienstbar mache.

Das ist eine große Klippe, an der wir scheitern könnten, wenn wir nicht mit klarer Einsicht und festem Griff zu steuern wüßten.

Grade je mehr Verwandtschaft besteht zwischen einigen Problemen des Sozialismus und den rein ethischen Grundproblemen, um so größer ist die Gefahr, daß uns die Grenzen verloren gehen.

Hätten wir das zweifelhafte Glück, hier in der ethischen Gesellschaft alle einer politischen Parteirichtung anzugehören, dann könnte es doch bald um die Reinhaltung der ethischen Sache geschehen sein — wie auch diese politische Überzeugung sich nennen möchte.

Was uns eint, das ist die Bekämpfung der Selbstsucht in ihren großen Domänen und allen ihren Schlupfwinkeln. An Stelle des Egoismus muß das Solidaritätsbewußtsein entwickelt werden, wie es sich aus der Idee der Gerechtigkeit mit Folgerichtigkeit ergiebt.

Dieses Solidaritätsbewußtsein ist der eigentlich soziale Geist, an dem es uns noch allzusehr fehlt in Deutschland.

Täuschen wir uns nicht darüber: die Zugehörigkeit zur sozialen Partei und die Geltendmachung der sozialen Forderungen geben noch lange nicht immer Gewähr für die Idealität der Gesinnung, wie sie in den großen Prinzipien des Sozialismus allerdings zum Ausdruck kommt.

Der soziale Geist besteht nicht darin, daß sich der Einzelne auf das Ganze stütze, um für sich und die Seinen besser und gesicherter im Leben gestellt zu sein, sondern nur darin, daß der Einzelne nur für das Ganze wirke, im Ganzen aufgehe. Kultur des sozialen Geistes und ethische Kultur ist beinahe dasselbe. Aber nicht ein soziales Zusammenwirken überhaupt, sondern nur ein soziales Zusammenwirken sittlich geläuterter Naturen kann der Menschheit zum Heile gereichen.

Ebenso wie der Individualismus, so würde auch der Sozialismus ohne die Kultur dieses sozialen Geistes zu Grunde gehen müssen.

So hat auch hier die ethische Bewegung ihre ganz bestimmte Aufgabe zu leisten. Die sozialen Probleme beherrschen die Welt; kein Mensch ist heute im Stande, mit Sicherheit zu sagen, wie sich die Dinge entwickeln werden; aber so viel kann man doch sagen, daß die einmal in die Welt getragene soziale Bewegung nie wieder rückgängig gemacht werden kann.

Unsere Aufgabe ist, das Unsrige dazu beizutragen, daß, wie sie sich auch entwickeln möge, sie zu einem der Menschheit heilsamen Ziele gedeihe.

## Meine gegenwärtige Welt- und Lebensanschauung.

Von einem kleinen Geschäftsmann.*)

Die allmähliche Entwickelung meiner derzeitigen Lebensanschauung und der darauf beruhenden Moral ist zum Teil durch meine materielle Lage bedingt, so daß diese bei der folgenden Darstellung mit zu berücksichtigen war. Bis zu meinem 31. Lebensjahre habe ich mein Dasein unter größter Armut, Arbeit und Entbehrungen als Fabrik- und Handarbeiter erkämpft. Alsdann kam ich nach Berlin in eine kleine feste Stellung, in der ich wiederum bis zu meinem 45. Lebensjahre an meinem Glücke schmiedete. Irgend ein Staatsanwalt geißelte zu jener Zeit in einer öffentlichen Rede die Sucht der Leute nach Selbständigmachung durch Geschäftsgründungen ohne genügendes Betriebskapital, anstatt ihre Arbeitskraft bereits bestehenden lebensfähigen Geschäften gegen sicheres Gehalt zu widmen. Ich dachte in meiner Einfalt, der Mann trifft den Nagel auf den Kopf. Aber bald kam ich in die Lage, meine eigene Arbeitskraft anderweitig anbieten zu müssen, da stellte sich denn heraus, daß sie außer herzlosen Ausbeutern niemand brauchen konnte. Ich hatte mit meiner Frau die Wahl, entweder mich ausbeuten zu lassen und dabei unsere beiderseitigen Ersparnisse zuzusetzen oder mit diesen selber ein eigenes Geschäft zu begründen und unser Geld hierbei entweder auch zu verlieren oder unser Auskommen zu finden. Frisch gewagt ist halb gewonnen, ein Laden auch bald gefunden. Mit Feuereifer warf ich mich ins Zeug, aber so sehr ich mich auch beeilte einen lebhaften Geschäftsverkehr zu gestalten: in gleicher Eile verrann ein Vierteljahr nach dem andern und mit ihnen der letzte Rest des Kapitals für die hohe Miete. Ja, in sehr vielen Fällen richtet nur die unsinnig hohe Miete die Besitzer kleiner Geschäfte zu Grunde. Nun besaß ich kein Betriebskapital mehr, und was das heißt, ohne solches ein Geschäft zu führen, entzieht sich der Beschreibung mit wenigen Worten. Ich bin deshalb seit neun Jahren ganz allein auf den Waarenkredit angewiesen, den ich mir zum Teil wenigstens so lange erhalten konnte, zum andern Teil aber auch verlieren mußte. Ich muß alles selbst besorgen, kann keinen Menschen zu meiner Hilfe anstellen, keinen Laufburschen, kein Dienstmädchen, und lebe dabei so eingeschränkt wie jeder Arbeiter es muß. Ich muß bei geschlossenem Laden Besen und Scheuerlappen selbst zur Hand nehmen, ich muß Stiefeln und Kleider meiner Jungen selbst reinigen. Während dieser neunjährigen Selbständigkeit habe ich keinen neuen Anzug auf den Leib bekommen, sondern habe mich nur mit Flickwerk beholfen. Ich bin während dieser Zeit weder in ein Theater noch zu einer Versammlung, in keine Gesellschaft und nirgends hin gekommen, so bin ich als alleinstehender Geschäftsmann an meinen Laden und an meine Häuslichkeit gekettet. Meine Frau mußte zwei äußerst schwere und kostspielige Entbindungen überstehen, die zweite hatte vorher und nachher langwierige Krankheiten im Gefolge, die vielleicht in Nichtwiedergenesung und Siechtum auslaufen werden. Die zu meinem Laden gehörigen luft- und lichtlosen Wohnungsräume sind so widerwärtig zu bewohnen, daß sich der Arzt meiner Frau veranlaßt fühlte ihr zu erklären, daß es dem Selbstmorde gleich käme, wenn sie noch länger gezwungen sei ihr Leben darin zuzubringen. Und ich bin in meiner Hilflosigkeit

*) Unverändert abgedruckt.

völlig außer stande, diesem traurigen Zustande ein Ende zu bereiten. Ein anderer Arzt fragte mich mit bitterer Ironie, welche Entschädigung ich dafür bekäme, daß ich diese Räume bewohne. Ich mußte ihm gestehen, daß ich im Gegenteil dafür 1600 Mark Miete bezahlen muß. Meine beiden Jungen von 7 und 5 Jahren müssen sich immer selbst überlassen bleiben und die Verdorbenheit der Straße in sich aufnehmen, die sich in allerlei kindlichen Ungezogenheiten, im Falschsprechen, kurz im Verwildern äußert. Meinem nächsten Nachbar, Kolonialwarenhändler, geht es etwas besser, er hat nur einen Jungen und eine gesunde Frau, aber trotzdem, wenn die Wechselverfalltage kommen, geht er zu mir oder ich zu ihm, um das etwa noch an der Wechselsumme fehlende Zwanzigmarkstück auf einen Tag zu leihen. Ein Geschäftskollege von mir sagt: „Heutzutage braucht sich kein Geschäftsmann mehr zu genieren einzugestehen, daß er kein Geld hat." Welchen Wohlstand mag wohl die Steuereinschätzungskommission hinter meinen Schaufenstern vermutet haben als sie mich für die neunte Steuerstufe einschätzte; die Steuerbehörde setzte mich, nachdem ich reklamiert, in die vierte Stufe zurück.

Ich habe nach alledem Grund genug, um mich recht unglücklich zu fühlen und sehr unzufrieden zu sein. Doch ich scherze nur. Unzufrieden bin ich allerdings sehr und zwar mit der menschlichen Gesellschaft; davon nachher. Aber unglücklich sein ist mir im Grunde des Herzens fremd. Unglücklich bin ich nur vorübergehend, wenn mich das Unglück einmal besonders mit schärferen Krallen erfaßt. Von ihm geschlagene Wunden heilen bald und vor tieferen Wirkungen schützt mich meine Religion. Ja, noch mehr, meine Religion bewahrt mich nicht nur vor dem Unglücklichsein, sondern sie macht mich auch glücklich. Ich bin ein denkender Mensch und ich begreife die Unendlichkeit des Raumes und die Unendlichkeit der Zeit und ich bin vertraut darin wie zu Hause. Anfangs zwar, wenn ich mich so weit fortbegab, fürchtete ich mich und fühlte Heimweh nach meinem irdischen Daheim. Aber das hat sich durch die Gewöhnung völlig verloren. Mein Daheim ist ausgedehnt auf die Unendlichkeit und es vergehen nicht viele Augenblicke in denen mir dies nicht voll bewußt wäre. Wenn ich die von dort aus so klein erscheinende Erde mit dem menschlichen Leben und Treiben betrachte, so gewinne ich eine Ansicht, wie sie der Erdenhocker nie gewinnt. Von dort aus erscheinen alle Härten, alle Ungerechtigkeiten, jede Unbill, die so drückend empfunden werden und so viel Haß erzeugen, in milderem Lichte. Jedes Unglück in so weitherzigem Sinne aufgefaßt, verliert etwas von seiner Schwere und dem tiefsten Stachel, so daß ich von vornherein vor Verzweiflung geschützt bin. Ich denke hierbei an den traurigen Fall Malermeister Seeger. Den Begriffen der Unendlichkeit, wenn man sich müht sie zu erfassen, entströmt Licht und Wahrheit, und so gewiß, wie reine Wahrheit keinen Irrtum in sich birgt, eben so gewiß birgt sie nur Liebe in sich und giebt jenes milde Licht, von dem ich oben sprach, das auf mich wirkt und mich fast körperlich fühlbar mit freudigen Ahnungen einer besseren Zukunft erfüllt, sowohl für uns alle dort als auch für das Menschengeschlecht hier. Denn wohin ich auch immer blicke, überall finde ich Unendlichkeit und Entwickelung der Erkenntnis, Entwickelung zur Vollkommenheit, deren Begriff wiederum unendlich ist.

Aber, wird mancher fragen, das alles ist doch noch keine Religion? Wo bleibt Gott?

Ich bin ein denkendes Wesen und bin ein Teil des unendlichen Inhalts jener unendlichen Form. Ich mache das, was offen vor mir liegt, was mir erkennbar ist, die Unendlichkeit, zur Grundlage, auf der ich weiterbaue; zur Form, die ich vermittelst gewonnener Erkenntnis ausbaue. Und das ist mir Religion. Mit allem anderen, was sonst die Menschen Religion nennen, habe ich nichts gemein. Die angewandte Religion ist mir der Maßstab zur Beurteilung einer religiösen Lebensanschauung, und hier habe ich in meiner eingeengten sozialen Lage für meine religiöse Überzeugung ein weites Feld der Bethätigung und Bewährung, denn bei Geschäfts- und ständigen Geldsorgen, Kindererziehungssorgen und einem Leben mit einer nervenkranken und hysterischen Frau: — da gilt es jeden Augenblick wachsam und vor sich selbst auf der Hut zu sein, damit nicht ein unbedachtes Wort entschlüpft, was den leidenden Zustand nur verschlimmern kann; da gilt es zu entbehren, zu entsagen, zu verzichten und zu leiden. Aber hierfür bietet das Denken reichlichen Ersatz. Denken und Religion, Streben nach Erkenntnis und Vollkommenheit fühle ich aus einer Quelle und nach einem Ziele fließen. Von aller Erkenntnis ist die Selbsterkenntnis die wichtigste. Auch das Verhalten dem Tode gegenüber ist ein Prüfstein für die Echtheit der Religion. Und Gott? Niemand kann eine ausreichende Definition des Begriffs Gott geben. Die christliche Vorstellung des persönlichen Gottes sowohl als der Begriff: Gott ist die Natur, welchen Ausspruch man des öfteren vernehmen muß, sind in ihrer Gegensätzlichkeit beide gleich kindlich. Wenn ich hören muß: Es ist kein Gott, oder Gott ist dies oder Gott ist jenes, so wird mir dadurch die Gedankenlosigkeit der Menschen am offenbarsten. Gott ist für mich ein Begriff, der alle begreifbare und unbegreifbare Unendlichkeit noch bei weitem übersteigt. Gott ist ein Begriff, den ich zur Zeit erst nur zu ahnen im stande bin. Gott ist ein Begriff, dessen volles Erfassen das denkbar höchste und fernste Ziel aller Erkenntnis ist. Ob jemand einen faßbareren Gottesbegriff hat?

Ich bin weniger geneigt, mein Dasein als Rätsel aufzufassen und dessen Lösung ganz vergeblich zu versuchen, als vielmehr mein Dasein als eine feststehende Thatsache anzusehen, an der nichts mehr zu ändern ist; und vielmehr meine Überzeugung von dem ganz naturnotwendigen Verlauf meines Daseins bis in die Unendlichkeit hinein zu erweitern und zu befestigen. Es hat sich diese Überzeugung durch Beobachtungen der Äußerungen meines geistigen Wesens als auch der Anderer gebildet, und alle diese Äußerungen sind zwar zur Zeit noch Rätsel, aber hoffentlich nicht für immer unlösbare. Nun, die Hauptsache habe ich aber doch diesen dunkeln Vorgängen entnehmen können, daß die menschliche Seele mehr ist als das bloße irdische Bewußtsein und daß, so lange der Materialismus fortfährt, diese geheimnißvollste Thätigkeit der Natur nicht zu erklären, sondern zu leugnen: dies für mich der Grund ist, auf dem meine Überzeugung sicher und unerschüttert bestehen bleibt, und daß in Zukunft, wenn für die Aufgabe, dieses Dunkel zu erleuchten, die neue Wissenschaft ausgereift, der Materialismus überwunden sein wird.

Ich brauche für die ununterbrochene Weiterentwickelung meiner Erkenntnis und für meine religiöse Überzeugung, überhaupt für mein geistiges Wachstum beständige Freiheit, und ich würde nur einer religiösen Gemeinschaft beitreten, die ihren Mitgliedern diese Freiheit gegenseitig gewährleistet. Dagegen falle ich ganz von selbst von einer religiösen Gemeinschaft ab, die mir, wenn ich mein fünf Monate altes Kind noch nicht habe taufen lassen, die „Strafen der Hölle" in Aussicht stellt und mir damit „heilsamen" Schrecken einflößen will und mir außerdem durch autographiertes Schreiben mit der Anwendung der §§ 4—7 des Kirchenzuchtsgesetzes droht, nach denen ich „die Fähigkeit, ein kirchliches Amt zu bekleiden, das kirchliche Wahlrecht und das Recht der Taufpatenschaft verliere."

Nun würde mir an meinem Glücke nichts fehlen, wenn ich mich nicht täglich um die Herbeischaffung der nicht geringen Mittel für Wechselzahlungen und rückständige Miete abängstigen müßte. Und das müßte in Anbetracht des aufgewandten Kapitals und der aufgewandten täglichen Arbeit von früh bis spät abends Sonntags wie Wochentags nicht nötig sein, wenn die Sache mit rechten Dingen zuginge. Aber „auf den ausgetretenen Wegen gehts nicht mehr", sagen die Geschäftsleute und bezeichnen dann die neu betretenen Wege mit für die menschliche Gesellschaft wenig schmeichelhaften Ausdrücken. Nun, ich bin der Sklave meines Haus-

wirtes, das sagt alles. Sklaverei in moderner Form ist meine tiefe Unzufriedenheit mit der menschlichen Gesellschaft und hier scherze ich nicht. Es giebt Heilanstalten, Kurorte oder wenigstens Aufenthaltsorte mit Wald-, See- oder Gebirgsluft, wie sie nur Nervenkranke, wie meine Frau ist, atmen dürfen, aber nicht für uns kranke Ausgebeutete, sondern nur für Monopolbesitzer. Für uns besteht nur das Malthus'sche Bevölkerungsgesetz zu Recht, nach welchem alle diejenigen, „die sich nicht mehr ernähren können, durch Elend und Sterblichkeit beseitigt werden." Ich habe manchen Irrtum überwinden müssen, bevor ich auf meinen heutigen Standpunkt gelangen konnte. Als der abscheulichste aller dieser Irrtümer erscheint mir aber die Lehre des Pfaffen Malthus. Ich schäme mich, daß ich in früheren Jahren diese unmoralische Irrlehre einen Augenblick nachgeglaubt habe, aber man schämt sich nicht, sie heute noch als „richtig erkanntes Gesetz" zu verbreiten.*) Aus Anhänglichkeit an die alte geschichtliche Fortschrittspartei habe ich derselben Heeresfolge geleistet bis noch vor wenigen Jahren. Angesichts der unter ihrer Führung oder Mithilfe entstandenen Wirtschaftsgesetzgebung, deren Freiheit die Wucherfreiheit ist, betrachte ich mich als Mitschuldigen. Die ungerechte Eigentums- und Wirtschaftsordnung zu beseitigen und Licht, Luft, Wasser und Erde gierigen Wucherhänden wieder zu entreißen, ist schon längst von einsichtsvollen, klar blickenden edlen Männern als die erste Kulturaufgabe unserer Zeit erkannt, aber erst die mehr und mehr sich vergrößernde Zahl dieser Sehenden kann dieses grundstürzende Reformwerk möglich machen und ich werde demgemäß bei der nächsten Reichstagswahl mit so freudiger Genugthuung zum erstenmale für die Sozialdemokratie stimmen, als wenn ich alles durch meine bisherige Einsichtslosigkeit Mitverschuldete damit wieder gut machen könnte.

## Vermischtes.

Die Union pour l'Action morale, über welche Pfarrer Piepenbring in der D. G. E. K. berichtet hat (vgl. Nr. 24, S. 191 d. Bl.), veröffentlicht soeben einen Katalog sittlich förderlicher Schriften. (Dilecta: Esquisse d'un catalogue de livres utiles à la conduite de la vie. Par Lucien Fontaine. Paris, 6, impasse Ronsin (152, rue de Vaugirard). Prix: 1 franc.)

Das Heft empfiehlt 400 Werke. Die Union beabsichtigt, diese sämtlich für eine Bibliothèque circulante anzuschaffen, welche vom nächsten November ab allen Mitgliedern der Union zur häuslichen Lektüre zur Verfügung stehen soll.

Die erste Nummer des Katalogs ist Kant's „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft." Nr. 62 ist die von P. Hoffmann in Gent besorgte französische Übersetzung ausgewählter Reden von Sprechern der ethischen Gesellschaften Amerikas. Dazu wird bemerkt: „Nous nous séparons des Sociétés américaines ‚for ethical culture', en ce que celles-ci, non contentes de laisser de coté les spéculations religieuses, prétendent en fait les exclure de la constitution d'une morale." Wenn weiter gesagt wird: „Le principal organe des Sociétés est ‚The Ethical Record'," so ist dies ein Irrtum, da dies Journal seit 1890, wo es durch das International Journal of Ethics abgelöst wurde, nicht mehr erscheint. Das officielle Organ der ethischen Gesellschaft Amerikas sind gegenwärtig die (in dieser Zeitschrift schon mehrfach angezeigten) Ethical Addresses. — Von der ethischen Bewegung in Deutschland wird in dem Buche überhaupt nicht Notiz genommen. Dessen sozialpolitischer Standpunkt erhellt aus der Empfehlung von Eugen Richter's „Zukunftsbildern" (Nr. 163) und der Bemerkung: „Sans doute le socialisme doit être condamné."

*) E. Rothschild's Taschenbuch für Kaufleute. 32. Aufl. 1890. S. 175.

Ein ethischer Frauen-Klub besteht in Rochester im Staate New-York. Derselbe versammelt sich am dritten Freitage jedes Monats vom November bis zum Mai, nachmittags $2\frac{1}{2}$ Uhr, und zwar — ein schönes Zeichen für die dortige Toleranz — abwechselnd in verschiedenen christlichen und jüdischen Kirchen. Nach dem uns vorliegenden Jahresberichte wurde über folgende Gegenstände (stets von Damen) gesprochen: Lebensnormen; Gastfreundschaft; Patriotismus; Ausgaben; organisierte Wohlthätigkeit; Wirtschaftlichkeit.

## Bücherbesprechung.

**Die Naturwissenschaft und die Sozialdemokratische Theorie, ihr Verhältnis dargestellt auf Grund der Werke von Darwin und Bebel. — Zugleich ein Beitrag zur wissenschaftlichen Kritik der Theorien der derzeitigen Sozialdemokratie von Heinrich Ernst Ziegler, Dr. phil., Professor extraord. der Zoologie an der Universität Freiburg i. B.**

Im vorliegenden Buche ist der Versuch unternommen worden, die sozialdemokratische Theorie mit der modernen Naturwissenschaft, insonderheit mit der Zoologie und dem Darwinismus zu vergleichen, und zwar ist das Ergebnis der Untersuchung derart zu Ungunsten des Sozialismus ausgefallen, daß, wie der Verfasser im Schlußwort sich ausdrückt, die sozialdemokratische Theorie in der Naturwissenschaft keine Stütze finde und daß ferner keiner, der zugleich Gegner der Sozialdemokratie und der modernen Naturwissenschaft sei, länger behaupten dürfe, daß die moderne Naturwissenschaft zur Sozialdemokratie führe.

So schlimm steht nach unserer Meinung die Sache des Sozialismus denn doch nicht; dem Herrn Verfasser unterläuft nämlich der Irrtum, daß er nicht die sozialdemokratische Theorie, sondern die von ihm selbst erdichteten Sätze widerlegt, welche er mit der Überschrift „Sozialdemokratische Theorie" formuliert und mit der von ihm daneben gestellten naturwissenschaftlichen Theorie vergleicht, natürlich jedes Mal zur kritischen Vernichtung der ersteren. Nichts ist leichter, als die Gebilde seiner eigenen Phantasie für falsch zu erklären, und in dieser Methode der Spiegelfechterei steht der exakte Gelehrte, welcher der Sozialdemokratie Ideologie und Rationalismus vorwirft, in gleicher Linie mit dem Verfasser der sozialdemokratischen Zukunftsbilder. Ich glaube aber auch, daß mancher Naturwissenschaftler nicht mit dem einverstanden sein wird, was Herr Ziegler als naturwissenschaftliche Theorie ausgiebt. So steht er nicht in allen Fragen auf dem Standpunkt Darwins mehr, sondern führt die Lehren seines Kollegen Weismann über Zuchtwahl und Vererbung ins Feld, welche jedoch von anderen Naturforschern nicht anerkannt werden; wodurch die ganze parallel durchgeführte Vergleichung auf beiden Seiten bedenklich hinkt.

Es ist unmöglich, alles einzelne zu besprechen; denn man könnte auf jeder Seite des Buches kritische Anmerkungen machen. Einige Hauptpunkte sollen hervorgehoben werden. Man muß es für höchst unexakt halten, das Bebel'sche Buch „Die Frau und der Sozialismus" einer so weitgehenden Untersuchung zu Grunde zu legen, zumal Bebel zum öfteren ausdrücklich erklärt, daß in seinem Buche nur seine Privatmeinungen ausgedrückt seien, und Herr Ziegler befindet sich deshalb in einem verhängnisvollen Irrtum, wenn er meint, daß in jenem Buche die sozialdemokratische Theorie in „unbedingt anerkannter Fassung" vorhanden sei. Das Bebel'sche Buch ist keine Bibel für die Sozialdemokratie. Der Verfasser hätte entweder nur das Programm oder die ganze sozialistische Litteratur berücksichtigen müssen, wenn er eine wissenschaftlich diskutierbare Arbeit über diesen Gegenstand hätte schaffen wollen. Es ist aber auch unstatthaft, Darwin als kompetenten Richter heranzuziehen. Darwin kannte die soziale Frage im heutigen Sinne gar nicht, und obgleich er in seiner „Abstammung des Menschen" den epochemachenden Schritt wagte, die naturwissenschaftlichen Gesetze und Theorien auf die menschliche Gesellschaft und Geschichte anzuwenden, so sind seitdem über zwanzig Jahre verflossen, und manche speziellen Erörterungen in jenem Buche erscheinen uns heute als wertlos und unrichtig. Die Sozialwissenschaft hat eben inzwischen große Fortschritte gemacht.

Der Verfasser verspricht, sich ehrlich zu bemühen, die Ansicht Darwins zur Darstellung zu bringen. Er giebt als naturwissenschaftliche Theorie aus, daß die Kriege nicht aufgehoben werden können; sie seien eine Form des allgemein notwendigen Kampfes ums Dasein. Hiermit vergleiche man eine Stelle aus Darwin, welche die Sache recht eigentümlich beleuchtet: „In jedem Lande, in welchem ein großes stehendes Heer gehalten wird, werden die tüchtigsten jungen Leute bei der Konskription genommen oder ausgehoben. Sie sind damit frühzeitigem Tode während eines Krieges ausgesetzt, werden oft zu Lastern verführt und sind verhindert, in der Blüte ihres Lebens zu heiraten. Es werden andererseits die kleineren und schwächeren Männer von bedenklicher Konstitution zu Hause gelassen, folglich haben diese viel mehr Aussicht, heiraten und ihre Art fortpflanzen zu können." (Abst. d. Menschen, V. Aufl. S. 149, übersetzt von C. Sterne.)

Eine schärfere Verurteilung des modernen Militarismus kann man kaum geben, und es ist demnach nach dem Urteile Darwin's höchst zweifelhaft, daß die Kriege zu einer Veredelung führen und durch diesen Kampf ums Dasein „die Auslese der besser angepaßten und vollkommeneren Organismen bedingt wird.“ — Es ist überhaupt ein Fehler aller bürgerlichen Darwinisten, die zoologischen Theorien so ohne Weiteres, mechanisch und kritiklos auf menschliche Verhältnisse anzuwenden, zumal die Menschheit durch die enorme Entwickelung der Intelligenz unter ganz anderen Existenz- und Entwickelungsbedingungen lebt als die Tierwelt. Kulturgesetze, d. h. durch die Intelligenz, durch Erfahrung und wissenschaftliche Einsicht vermittelte Naturgesetze, sind die Regulatoren menschlicher Entwickelung in Geschichte und Gesellschaft. Deshalb sind auch die Wege und Resultate menschlich-historischer Zuchtwahl ganz andere als die der natürlichen Züchtung. Den Grund für diese Differenz scheint mir **Marx** in seiner Kritik der politischen Ökonomie gefunden zu haben, daß nämlich der Mensch nicht nur ein **intelligentes**, sondern auch ein **werkzeugschaffendes** Tier ist, das auf höherer Stufenleiter der Entwickelung Kapital aufhäuft, welches seine individuellen Bedürfnisse übersteigt. Das ist auch der Grund für die Trennung des Arbeiters von seinen Produktionsmitteln, welche **Marx** als die Ursache alles Elends und aller Knechtschaft bezeichnet. Die Tiere werden mit Organen geboren, mit denen sie den Kampf der Existenz führen können. Der Mensch wird ohne die Mittel geboren, welche zu seiner Existenz durchaus notwendig sind. D. h. beim Tiere sind die Waffen des Kampfes mit dem Individuum **organisch** verbunden, während bei dem Menschen die Arbeitsmittel, das sind die Organe zur Erlangung seiner Existenz, **von außen** hinzukommen. Darin ist der gewaltige Unterschied zwischen **organisch-biologischer** und **juristischer** Vererbung begründet, welche der Verfasser sowohl als auch sein großer Meister Darwin noch nicht zu trennen wissen. Darwin ahnt diesen Unterschied wohl, z. B. in folgender Stelle: „Der Mensch häuft Besitztum an und hinterläßt es seinen Kindern, so daß die Kinder der **Reichen** in dem Wettlauf nach Erfolg vor denen der **Armen** einen Vorteil voraus haben, **unabhängig von körperlicher oder geistiger Überlegenheit**.“ (ibid. S. 149). Jedem Menschen aber Arbeitsmittel zu geben, mit denen er seine Kräfte üben und seine menschenwürdigen Existenzmittel erwerben kann, — das ist die Aufgabe des Sozialismus, und zwar nicht auf Grund eines apriorischen rationalistischen Prinzips, sondern kraft einer wissenschaftlichen Erkenntnis, eine wahrhaft soziale und geschichtliche Zuchtwahl zu ermöglichen, welche zur Veredelung und Vervollkommnung des Menschengeschlechtes führt. Oder meint etwa Herr **Ziegler**, daß die politischen Machthaber, die Börsenkönige und Schnapsjunker die Blüten der Gesellschaft durch das veredelnde Prinzip der materiellen, intellektuellen und moralischen Konkurrenz seien? Zu solch' wunderlichen Konsequenzen führt zwar nicht die unbefangene Naturwissenschaft, sondern die mit bürgerlich beschränkten Vorstellungen verstümmelte naturwissenschaftliche Theorie des Freiburger Professors. Umgekehrt, der Sozialismus steht mit der Wissenschaft von den natürlichen Lebensbedingungen des Menschen in totalem Einklang, und **Bebel** hat wahrlich Recht, daß die Darwinisten über ihrer Gelehrsamkeit vergessen, daß zwar der Mensch ein **denkendes Tier, aber das Tier kein denkender Mensch sei**. Durch das Denken aber kommt der Mensch zum Sozialismus. Auf dem Denken beruht alle menschliche Kultur.

Dieser Punkt ist besonders erörtert worden, weil er mir der wichtigste schien und er einen Vergleich zwischen sozialdemokratischer und naturwissenschaftlicher Theorie durch innere Beziehungen herausforderi. Was sonst der Verfasser alles sagt, scheint mir mehr in ein zoologisches Lehrbuch zu gehören und hat mit dem Sozialismus bitter wenig zu thun. Seine naturwissenschaftliche Theorie des Staates ist recht fragwürdig und mehr ein Produkt bürgerlich-ideologischer Phantasie als einer naturwissenschaftlichen Untersuchung.

In Bezug auf die Urgeschichte der Ehe und Familie soll noch bemerkt werden, daß Darwin sich nicht so ablehnend gegenüber der Theorie von der Promiskuität verhält, wie der Verfasser es darstellt. In der „Abstammung des Menschen“ bespricht Darwin diese Lehre näher und meint, daß sie wohl sehr wahrscheinlich sei, zumal sie von Autoren behauptet werde, die ein viel kompetenteres Urteil hätten als er. Dazu bemerkt er selbst: „Soweit geschlechtliche Zuchtwahl in Betracht kommt, ist alles, was verlangt wird, daß eine **Wahl** ausgeübt wird, ehe sich die Eltern mit einander verbinden, und es ist von geringerer Bedeutung, ob die Verbindungen fürs ganze Leben oder nur für ein Jahr geschehen.“ (ibid. S. 666.)

Zum Schluß will ich noch bemerken, daß selbst fanatische Gegner des Sozialismus unter den Vertretern moderner Naturwissenschaft, wie **E. Häckel** und **O. Schmidt**, hervorgehoben haben, daß der Kampf ums Dasein in der Menschenwelt zu einem **Wettstreit des Geistes und Willens**, des Wahren und Guten werden müsse. Dem kann man nur beistimmen, zumal wir im Sozialismus die Möglichkeit für Förderung und Kultur der Wahrheit und Sittlichkeit sehen. Herr Professor **Ziegler** hätte besser gethan, auf den Rat seiner „besten und verständigsten Freunde“ zu hören und diese Schrift nicht zu verfassen. Wenn er das embryologische Werk, das er schon seit langer Zeit begonnen, zu Ende geführt hätte, würde er der Wissenschaft und der Menschheit einen viel größeren Dienst erwiesen haben, — denn das Wesen des Sozialismus hat er durchaus nicht begriffen.

Freiburg i. Br. **L. Woltmann.**

## Gesellschaft für ethische Kultur in New-York.

Vom Chairman der New-Yorker G. E. K. erhalten wir die am 14. Mai d. J. revidierten Satzungen, sowie den Jahresbericht derselben. Wir entnehmen daraus folgende Erklärung über

**die Basis unsrer Vereinigung.**

I.

Wir streben, unter den Menschen das Wissen, die Liebe und die Übung des Rechten zu befördern.

II.

Als Mitteln zu diesem Zweck widmet sich unsere Gesellschaft den folgenden besonderen Aufgaben:

1. Öffentliche Versammlungen in bestimmten Zwischenräumen und Erhaltung einer öffentlichen Lehrkanzel zur Einschärfung der anerkannten Normen des Rechten, zur Entwickelung neuer und höherer Pflichtbegriffe und zur Kräftigung des sittlichen Lebens.
2. Systematischer, auf wahre pädagogische Grundsätze gegründeter moralischer Unterricht der Jugend.
3. Beförderung andauernder moralischer Selbsterziehung unter den Erwachsenen, durch Bildung von Klassen und Gruppen zum Studium und zu gegenseitiger Anregung.
4. Allgemeine Erziehungsreform unter Hauptbetonung der Charakterbildung als des Endzwecks aller Erziehung.
5. Ernste Aufmunterung aller praktischen Bestrebungen, welche darauf abzielen, die Lage der Lohnarbeiter zu erheben.
6. Solche andere besondere Aufgaben, welchen die Gesellschaft von Zeit zu Zeit sich zuwenden wird.

III.

Wenn man das Wort „Religion“ als begeisterte Hingabe an die höchsten moralischen Ziele definiert, ist unsere Gesellschaft bestimmt eine religiöse Gemeinde. Aber der Religion als eines Glaubensbekenntnisses hinsichtlich übermenschlicher Dinge gegenüber ist die Haltung unserer Gesellschaft neutral. Weder die Annahme noch die Leugnung irgend einer theologischen Lehre macht zur Mitgliedschaft ungeeignet.

IV.

In der Förderung ethischer Kultur ist als eine Hauptwahrheit das Supremat (die Oberhoheit) des moralischen Endzwecks eingeschlossen.

---

Von den einzelnen Paragraphen der Satzungen führen wir nur folgenden, den § 5 des 9. Artikels, an:

„Niemand kann ein Lecturer (Sprecher) sein oder bleiben, von dem man nicht weiß, daß er das Supremat des moralischen Endzwecks als Kardinalprinzip anerkennt; aber alle, welche, sonst kompetent, diese Wahrheit anerkennen und in Folge dessen dem Prinzip des Rechten im Leben des Menschen die höchste Stelle anweisen, sind wählbar, was auch sonst ihre philosophischen oder religiösen Meinungen sein mögen.“

In der Gesellschaft sind im vergangenen Geschäftsjahre folgende Vorträge gehalten worden: Professor **Felix Adler**, der Leiter derselben, sprach über folgende Gegenstände: Was wir wollen; Die Ethik der Trübsal; Die politische Lage in New-York — Wer ist dafür verantwortlich? Die Lehre Buddhas; Moses und die Propheten; Die Vorstellungen von Gott und der Zukunft, wie die Propheten Israels sie hegten; Die Lehren Jesu; Die Notwendigkeit einer neuen Erklärung der Ethischen Kultur; Nützt der Luxus den Armen? Das Gewissen; Die Entwickelung des Gewissens; Die Freiheit des Gewissens; Der Sünde Lohn; Der moderne Heilige; Der Glaube an die Unsterblichkeit; Der Einfluß der Frauen; Die Wissenschaft und die Ethik; Die Zukunft der freisinnigen Religion. Dr. **Stanton Coit** sprach über die Themata: Was soll man für die Arbeitslosen der Stadt New-York thun? Abraham Lincoln's politische Methoden: ein Vortrag für Sozialreformer; Der Einfluß der Erblichkeit bei der Bildung des Charakters; Die moralische Apathie des Volkes, und wie sie zu überwinden ist; Über das Verhältnis der Moral zu den gewöhnlichen Lebenszwecken; Die Kirche der Zukunft; Größere Freiheit für die Frauen. Endlich sprachen **Hon. W. D. Foulke** über Die Entartung in der Stimmabgabe und das Mittel dagegen, **W. L. Sheldon** über Savonarola und **Rev. M. J. Savage** über Die Religion unter dem Einfluß des modernen Denkens.

Dr. **Coit** hat seine Stellung als Prof. **Adler**'s Assistent niedergelegt, um seine ganze Zeit und alle seine Kraft den Ethischen Gesellschaften Londons und den Nachbarschaftsgilden dieser Stadt zu widmen.

Die ethische Sonntagsschule für Kinder zählte 144 Schüler und Schülerinnen. Außerdem besteht eine ethische Klasse für junge Männer, sowie eine für junge Frauen, welche letztere Prof. **Adler** leitet. Derselbe erteilt auch in der von ihm begründeten, längst berühmt gewordenen Arbeiterschule (Workingman's School) den Moralunterricht. Die ethische Gesellschaft hat ferner eine „Frauen-Konferenz“, in welcher nicht nur Wohlthätigkeitswerke beraten und in Angriff genommen, sondern auch ethisch wichtige Gegenstände von Frauen gemeinsam erörtert werden; so hat z. B. Mrs. **Elizabeth Cady Stanton** über das Frauenstimmrecht gesprochen, woran sich eine Diskussion anschloß. Zur Ethischen Gesellschaft gehören ferner ein Verein junger Männer,

ein Verein zum Studium der Kindesnatur, eine sehr einflußreiche Wohlthätigkeits-Organisation (United Relief Works).

Obwohl die Gesellschaft nur 741 Mitglieder hat, verfügt sie doch über eine Jahreseinnahme von nahe an 80 000 Mark (19 895,75 Dollars).*) Prof. Adler's Gehalt beträgt 7500 Dollars (30 000 Mark — fast ein preußisches Ministergehalt), wozu noch über 3000 Mark jährlich für seine Lebensversicherung kommen. Für die Sonntagsschule (für Miete, Gehälter u. s. w.) ist für das nächste Jahr eine Ausgabe von 2000 Dollars (8000 Mark) in Anschlag gebracht. Keine Ausgabe, bemerkt der mit musterhafter Genauigkeit abgefaßte Bericht des Schatzmeisters, wird sich als besser angewandt erweisen.

*) Die vermögenden Mitglieder der D. G. E. K. sollten sich das Verhalten der amerikanischen ethischen Genossen zum Beispiel nehmen!

### Druckfehlerberichtigung.

In voriger Nummer ist im Titel des besprochenen Buches „Was heißt ethische Kultur?“ aus Versehen der Name des Verfassers ausgelassen worden; es ist Professor Dr. Friedrich Jodl in Prag.

## Anzeigen.



Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12

Erscheint
jeden Sonnabend.
Preis viertelj. 1,60 M.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Postanstalten.
Post-Zeitungsliste
Nr. 2062.

# Ethische Kultur

Inserate:
Die viergespaltene
Petitzeile 40 Pf.
Annahme in allen
Annoncenbureaux
und in der
Expedition SW.,
Zimmerstraße 94.

## Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Herausgegeben von
**Dr. Georg von Gizycki,**
Professor der Ethik an der Universität zu Berlin.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

| II. Jahrgang. | Berlin, den 25. August 1894. | Nr. 34. |
|---|---|---|





### Auch Einer.

In einem Lande, in welchem die Bibel galt, lebte ein Mann, der war ein Nachkomme Kains, des ersten Arbeiters, und ein Arbeiter gleich diesem. Der Mann war geworden, was sein Vater und vor diesem sein Großvater gewesen war. Er hatte es nie anders erfahren, als daß für ihn der Fluch galt, wie er im ersten Buch Mose Kap. 3 geschrieben steht. Er hatte nie darüber nachgedacht, wie es komme, daß der Gutsherr so reich und er so arm sei. Daß sich sein Großvater vom jungen gnädigen Herrn prügeln lassen mußte, hatte er als etwas Selbstverständliches aus Großvaters Munde gehört. Ihm selbst war es, seit er erwachsen war, nicht mehr zu teil geworden; wäre es geschehen, so hätte er es eben auch hingenommen und sich mit dem Spruche getröstet: „Wen der Herr lieb hat, den züchtigt er."

Er lebte ohne besonderes Empfinden dahin. Hatte er Hunger, so aß er sein schwarzes Brot, die Kartoffeln, die er baute, in allerlei Gestalt, und wenn er eine Tunke oder gar Fleisch dazu hatte, dankte er Gott noch besonders. Daß er länger arbeiten mußte, als der Tag dauerte, und nicht so viel schlafen durfte, wie er oft wohl mochte und sein abgearbeiteter Körper verlangte, war ihm durch die Abstumpfung der Gewohnheit zum Gesetz geworden. Sonntags in der Kirche hörte er am liebsten predigen: „Selig sind, die da geistig arm sind, denn das Himmelreich ist ihr." Er freute sich darauf, seinem Herrn Pfarrer, der doch seiner Gottesgelahrtheit wegen ganz gewiß ins Himmelreich kommen mußte, dereinst wieder zu begegnen. Der Glaube an die Segnungen seiner Armut und seines Elends war so stark, daß ihm beklommen ums Herz werden wollte, als er nach seines Vaters Tode dessen Häuschen erbte. Er vergegenwärtigte sich, was Jesus zu seinen Jüngern gesagt hatte: „Wahrlich, ich sage euch, ein Reicher wird schwerlich ins Himmelreich kommen . . . ." Wie, wenn er nun reich würde? —

Er wurde nicht reich. Nein. Er hatte sich verheiratet, so wie sich Leute seines Schlages zu verheiraten pflegen. Er hatte Bedarf nach einer Gefährtin verspürt und sich die Marie genommen. Wäre ihm die Katharine etwas früher über den Weg gelaufen, so wäre sie in sein Haus gezogen. Als er zehn Jahre seiner Ehe hinter sich hatte, wohnte ein Anderer in seinem Hause; es war ihm wegen Schulden versteigert worden, die er nicht hatte machen wollen, aber hatte machen müssen — müssen, um seine Familie zu ernähren. Gearbeitet hatte er wie früher, ja noch mehr. Er wußte selbst nicht, wie es gekommen, daß er eigentlich nichts mehr sein eigen nannte, als seine Frau, seine Kinder und seine Glieder.

Da hörte er zum erstenmale einen Andern predigen als seinen Pastor. Nicht in der Kirche, nicht von der Kanzel, sondern in der Schänke von einer Fußbank herab. Seltsam! Die Rede war ihm durch und durch gegangen, fast wie Christi Bergpredigt. Der Pfarrer hatte am folgenden Sonntage gegen die Volksverführer gedonnert, von denen der Redner in der Schänke einer gewesen. Es verfing nicht mehr. Dem armen Michel war so mancherlei plötzlich klar geworden, worauf er mit seinen müden Gedanken bislang noch nicht verfallen war, daß er mehr und mehr zu erfahren Verlangen trug.

Und so lernte er, daß er arbeitete und Andere nicht; daß er nicht bekam, was er erarbeitete, wohl aber Andere, die ihn nur mit Lohn abfanden; daß er seinen und seiner Familie Bedarf an den allernotwendigsten Dingen nach seinem kärglichen Verdienst einschränken und mit den Seinigen hungern und frieren müsse, wenn er keine Arbeit finde, nach der er aber immer auf der Suche war; daß Millionen gleich ihm nach Brot, Fleisch, Schuhen, Strümpfen und Kleidern riefen, daß alle diese Gegenstände weit über den Bedarf zum Verbrauch angefertigt und umgesetzt werden könnten, wenn nicht eben die Erzeugung aller Güter durch die derzeitige staatlich sanktionierte Wirtschaftsordnung mit tausend Fesseln gebunden wäre. Und Michel, der zu jeder Arbeit bereit war, zählte schließlich auch zu den Leuten, die von den Staatslenkern die Einsicht verlangen, daß es so nicht weiter gehen könne, daß der Arbeit vielmehr der volle Arbeitsertrag gesichert werden müsse. Er wußte, daß das arbeitslose Einkommen den Arbeitsertrag in immer höherem Maße aufschlucke und daß das Sattwerden auf Erden dem Seligwerden im Jenseits nicht entgegenstehe.

Da wurde in seinem Lande ein neues Steuergesetz eingeführt und er las — mit langsamem Bedacht, denn rasch lesen hatte er nicht gelernt, — daß so und so viele Millionäre vorhanden seien, d. h. Leute, die ein Einkommen bezogen, dessen Höhe ihn schwindeln machte. Zwar hegte er keinen Haß gegen die so ungeheuer reichen Menschen; aber er meinte doch, gesünder wäre mehr Wohlhabenheit bei Allen, als so viele Millionen bei Einzelnen.

Michel blieb steuerfrei; er bezog nur ein Einkommen von 500 Mark, so viel er sich auch bemühte, mehr zu verdienen. Er darbte in der Überzeugung, daß es seinen Kindern einst besser gehen würde; daß noch bei seinen Lebzeiten Reformen eingeführt werden sollten, wagte er nicht zu glauben.

Ein gewaltthätiger Umstürzler mochte er nicht sein; daß er Sozialdemokrat geschimpft wurde, ließ er sich gleichmütig gefallen. Vorläufig kannte er keine andere Partei, die mit ihm fühlte, als die sozialdemokratische; sie gab der Kritik

Ausdruck, die er mit seinen Empfindungen an den herrschenden Zuständen übte.

Einmal wurde er jedoch fast in seinem Glaubensbekenntnis irre. Das geschah, als er las, daß nach den Ermittelungen, die das neue Steuergesetz und die daraufhin erfolgten Einschätzungen gestatteten, bei Verteilung alles Einkommens auf die einzelnen mit selbständigem Einkommen einzustellenden Privatpersonen nur 932 Mark jährlich für die Person entfallen würden.

Michel sagte zwar bei sich, daß ihm diese Verteilung immer noch lieber sein müsse, als seine gegenwärtige Lage; und er fand es immer noch gerechter, wenn er 932 Mark beziehe und der Tagedieb, den er tagtäglich vor seinen Augen schlendern sah, auch nur 932 Mark. Aber er sagte sich auch, daß 932 Mark immerhin noch keine Glückseligkeit begründen könnten.

Er erschrack deshalb vor der Forschung des Rechenkünstlers, der ihm ein so trauriges Loos der gesamten Bevölkerung bewies. Wenn nun alle selbständigen Personen sich so vermehrten, wie er . . . was sollte da werden?

Zum Glück fiel ihm ein, was er so oft gelesen, daß das Geld nur ein Wertmesser für den Güteraustausch sei, wenn man ihn nur tagtäglich zur Arbeit, vollends in den allerlei Fabriken, anstellen wolle, während man ihn jetzt so viele Wochen feiern lasse. Er äußerte dies zu einem Leidensgenossen. Der aber hielt ihm ein Zeitungsblatt vor, darin stand zu lesen, „daß die größere Produktivität doch erst bewiesen werden müsse."

Da schüttelte Michel den Kopf und meinte: „Wenn freilich erst bewiesen werden muß, was eine Betrachtung mit meinen eigenen Augen und die einfache Wahrnehmung mit dem gesunden Menschenverstande in jeder Minute mich lehrt, dann muß mir auch bewiesen werden, daß die ganze Rechenkunst ehrlich ist."

Sprachs, ging hin und wählte bei einer Nachwahl zum Reichstage im Bibellande den sozialdemokratischen Kandidaten, weil er ihn immer noch für ehrlicher hielt, als alle anderen, namentlich den Nachbeter des Rechenkünstlers.

Jena, den 15. August 1894. Ernst Harmening.

## Verleumdungssucht.

Von Dr. Richard Wulckow in Darmstadt.

Verleumder hat es immer gegeben, Verleumder aus Unüberlegtheit und Leichtsinn und solche aus Tücke, Bosheit und Berechnung. Die letzteren sind um so gefährlicher, je unauffälliger und „harmloser" sie ihre verleumderischen Absichten verfolgen, je mehr sie den Schein der Unbefangenheit oder gar des Gerechtigkeitsgefühls zu wahren wissen. Jedermann weiß, welche Wirkung oft ein kurzes Wort, ein ironisches Lächeln, eine gewisse Art von Handbewegung in der Tageskonversation haben; man deutet Wort und Geste in schlimmem Sinne, ergänzt sie durch Vermutungen und Reflexionen und bildet sich über den, dem man nicht wohl will, mit größter Leichtigkeit und Leichtfertigkeit ein Urteil, das mit der Wahrheit und Gerechtigkeit auf dem schlimmsten Fuße steht.

Es ist stets ein Zeichen von sittlichem Niedergange gewesen, wenn sich die Neigung zu Klatsch und Verleumdung großer und gebildeter Kreise bemächtigte, und man darf es sich nicht verhehlen, daß wir in einer solchen Zeit leben. Niemals ist mit solcher Keckheit und Zähigkeit gelogen und verleumdet worden, wie jetzt, niemals ist das Gefühl für Recht und Wahrheit und für Ruf und Ehre des Mitmenschen so schwach und gelähmt gewesen, wie heute. Wir haben nicht die Absicht, uns an dieser Stelle über die Gründe dieser betrübenden Erscheinung auszusprechen, wir wollen uns vielmehr mit den geeignetsten Mitteln zur Abwehr und Minderung der Verleumdung beschäftigen; auf einen Punkt indessen glauben wir doch hinweisen zu müssen, der in vielen Fällen als Quelle und Ausgang verleumderischer Ausstreuungen zu gelten hat.

Ernst v. Wildenbruch hat kürzlich dem deutschen Volke das böse Wort vom „geistigen Pauperismus" entgegengeschleudert, dem es zu verfallen drohe. Ehedem, als das große deutsche Volk, in zahllose kleine Stücke gerissen, den Spott der Politiker herausforderte, da erwies man ihm im Auslande die Ehre, das Volk der Dichter und Denker genannt zu werden; heute, wo die weltgeschichtliche Thatsache der Einigung des großen Reiches sich vollzogen hat und alle Welt der mächtigen Stimme desselben aufmerksam lauscht, heute klagt ein namhafter deutscher Dichter über die geistige Verarmung und Verödung seines Volkes und findet die eigentliche Ursache dieser uns drohenden geistigen Verödung in dem immer mehr zunehmenden Mangel an Achtung und Ehrerbietung vor jeder geistigen Größe. Es ist ein trauriges, leider nur allzu wahres Wort! Und mit diesem Mangel an Respekt vor jeder geistigen Bedeutung steht in engster Verbindung der Mangel an ernster Beschäftigung mit sich selbst und an strenger geistiger Selbstzucht. Wer durch eine ernste ethische Erziehung gewöhnt wurde, seinen Blick prüfend nach innen zu richten und sorgsam auf eigene Mängel und Gebrechen zu achten, der wird milde und duldsam gegen fremde Fehler sein und nicht die Neigung in sich aufkommen lassen, geflissentlich bei Andern nach Fehlern und Mängeln zu suchen, sie zu vergrößern und zu übertreiben; er wird vielmehr, eingedenk der mühevollen Arbeit an sich selbst, einen milden Maßstab bei der Beurteilung von Art und Wesen seines Nächsten anlegen und sich abseits halten von dem großen Chor der Schnüffler, Gebärdenspäher und Verleumder. Je mehr sich ein Mensch mit sich selbst und seiner Stellung zu Welt und Menschen beschäftigt, desto mehr wird er den Kreisen des menschlichen Kleinkrams, des Klatsches, der Bosheit und Verleumdung entrückt, desto unzugänglicher bleibt seine Seele dieser trüben modernen Strömung, die niemanden schont, weil sie niemanden achtet, und niemanden achtet, weil ihr die Schätzung geistiger Größe und geistiger Bedeutung etwas völlig Fremdes ist. Die traurige Frucht der Verhetzung und Verleumdung konnte nur in einer Zeit gedeihen, die es verlernt hat, den Menschen in erster Linie auf sich und sein Innenleben zu verweisen, die vielmehr in feiger und gedankenloser Selbstflucht sich an die Mitmenschen heftet, nach ihren Mängeln, Fehlern und Schwächen forscht, diese übertreibt und vergrößert oder ihnen solche einfach andichtet, wenn es nicht gelingt, irgend welchen thatsächlichen Makel ausfindig zu machen.

Man nimmt gewöhnlich an, daß gegen solche schleichenden tückischen Ehrabschneidereien nichts zu machen sei, und begnügt sich damit, sich ihnen mit kühler Gleichgiltigkeit oder schweigender Verachtung gegenüberzustellen. Das ist aber gerade verkehrt, denn dieses vornehme Ignorieren eines schmachvollen Zeitgebrechens erleichtert den Verleumdern ihr schnödes Handwerk in der denkbar besten Weise. Wenn man irgend welcher verleumderischen Andeutung, irgend welcher kurz hingeworfenen bösen Bemerkung oder der offenen Mitteilung irgend welches verleumderischen oder nur ungünstig wirkenden Klatsches gegenüber still bleibt, so verhilft man dem Geschichtenträger zu der Meinung, daß man mit dem Gehörten einverstanden sei und nichts dagegen einwenden könne; zu einer solchen Annahme darf man es aber niemals kommen lassen, sondern man soll sogleich zu erkennen geben, daß man kein Ohr für solche Dinge hat, daß man peinlich durch sie berührt wird, und daß es besser wäre, so bedenkliche, unerwiesene und schädliche Geschichten nicht weiter herumzutragen. Diese Ablehnung kann ja in höflicher Form geschehen und bedingt daher keinen gesellschaftlichen Verstoß. Noch viel wirksamer freilich wird sie sein, wenn man scheinbar ganz ernst auf die gebotenen Mitteilungen eingeht, sich genau nach den Einzelheiten erkundigt und ein lebhaftes Interesse an der Mitteilung zeigt, dann aber die entschiedene und ernste Frage an den

Erzähler richtet, ob er für die Richtigkeit derselben einstehe und sie in jeder Weise zu vertreten im stande sei. Fast in allen Fällen wird dann ein schimpflicher Rückzug eintreten und der Geschichtenträger wird so etwas von „seines Nichts durchbohrendem Gefühle“, ja vielleicht noch etwas Schlimmeres spüren, das ihm für die Zukunft eine gewisse Vorsicht und Beschränkung nahelegt.

Klatschereien, boshafte Ausstreuungen und Verleumdungen sind nur deshalb so wirksam und gefährlich, weil sie ein aufnahmefähiges oder gar dankbares Publikum finden; sie werden auf dürren Boden fallen und in ihrer eigenen Unfruchtbarkeit verdorren, wenn sie entschiedener Abweisung und jenem sittlichen Ernst begegnen, der für den Ruf und guten Namen seiner Mitmenschen ohne Scheu und in allen Fällen einzutreten bereit ist. Es ist eine ganz zweifellose Feigheit, verleumderischem und boshaftem Klatsch mit freundlicher Geduld oder gar mit Beifall entgegenzukommen; wer der grassierenden Verleumdungswut steuern und auf die zur Klatschsucht neigenden Menschen erzieherisch einwirken will, muß seine Abneigung gegen sie klar und unverhüllt zu erkennen geben.

Aber es wird noch nach einer andern Richtung schwer gefehlt, nicht aus Schwäche oder Feigheit, sondern aus Unkenntnis der menschlichen Natur.

Der sittlich Vornehme fühlt sich gegen niedrigen Klatsch und Verleumdung gewappnet; er hüllt sich in das stolze Bewußtsein seiner Reinheit und sagt bei etwaigen schlechten Erfahrungen höchstens unmutig: „Ach was, mögen die Leute (oder auch ein stärkeres Wort) reden, was sie wollen; an mich reicht ihre Bosheit doch nicht heran.“ Das klingt stolz und vornehm, ist aber den thatsächlichen Verhältnissen gegenüber durchaus falsch. Die verleumderische Bosheit streckt ihre schmutzige Hand heute nach Jedem aus, auch nach dem Besten und Makellosesten, und verfährt rücksichtsloser als je nach dem bewährten Rezept, daß man nur recht kühn verleumden müsse, etwas bleibe doch immer sitzen. Ja, in der That, es bleibt immer etwas sitzen. Die Masse spekuliert stets auf Skandal und Bosheit und hat auch da, wo die Verleumdung in ihrer schamlosesten Gestalt enthüllt und der Verleumdete rein wie das Sonnenlicht erfunden wurde, immer noch den skeptischen Einwand bei der Hand: „Ach, so ganz aufgeklärt ist die Sache doch nicht, wer weiß, wie das alles zusammenhängt; so ganz aus der Luft greifen lassen sich die Dinge doch nicht“. Daß der Gebildete, Urteilsfähige den Reinen als rein, den Verleumder als Verleumder erkennt, ist richtig, das ändert aber nichts an der Thatsache, daß die Menge niemals ganz von der Schuldlosigkeit des Angegriffenen und ebenso wenig von der Schuld und dem Verbrechen des Verleumders überzeugt wird. Wie mag das wohl kommen?

Verleumdungsprozesse sind verhältnismäßig selten; nur wenn die Bosheit sich allzu breit macht und trotzig der Gerechtigkeit und Wahrheit ins Gesicht schlägt, dann greift der Verleumdete zum Rechtsmittel. Unzählige falsche Beschuldigungen, Verdächtigungen, verleumderische Anspielungen und offenbare, boshaft erfundene Lügen zirkulieren ungestraft und bestärken die Menge in dem Glauben, daß alle diese Dinge ganz oder teilweise wahr sind; der Betroffene würde ja sonst unbedingt mit allen Mitteln gegen die Verleumder vorgehen. Wir wollen hier nicht auf ganz neuerliche Vorgänge exemplifizieren, sie sind noch in aller Erinnerung; aber sicher ist, daß jede ungeklagte und unbestrafte Bosheit und Verleumdung neue Bosheiten und Verleumdungen zur Reife bringt, weil viel zu selten gegen die Verleumder vorgegangen wird, weil viel zu oft die schlimmsten Beschuldigungen ausgesprochen werden, ohne daß eine gerichtliche Ahndung angestrebt wird.

Wenn wir den falschen Stolz abschütteln, der uns hindert, gegen unsere heimtückischen Verleumder und Ehrabschneider rücksichtslos in jedem einzelnen Falle vorzugehen, wenn wir uns an den Gedanken gewöhnen, daß es im Interesse der öffentlichen Moral und der persönlichen Sicherheit liegt, jeder üblen Nachrede, jeder ungünstigen Ausstreuung, jeder Bosheit und Verleumdung mit allen Kräften auf den Grund zu gehen und den Verleumder mit allen gesetzlichen Mitteln zur Verantwortung zu ziehen, so wird man mehr und mehr an die reale Existenz des greulichen Lasters der wissentlichen Verleumdung glauben lernen und davon abkommen, in dem Verleumdeten einen mehr oder weniger Schuldigen, in dem Verleumder einen unbestechlichen Wahrheitsfreund oder gar einen Märtyrer zu sehen. Und damit ist unendlich viel gewonnen. Je mehr Verleumdungen zur Rechenschaft gezogen werden, desto größer wird die Scheu vor Klatsch und Bosheit, desto kleiner die Zahl der professionsmäßigen Verleumder werden. — Milde und Großmut mag man unter gewissen Umständen üben gegen Vergehen, die in überwallendem Affekt und leidenschaftlicher Erregung begangen werden, nicht aber gegen die berechnete, feige, heimtückische Verleumdung.

Wilhelm Jordan hat ein gutes und kräftiges Wort gesprochen:

„Verteidige dich und wolle nicht stolz
Nur immer dir selber genügen;
Schon manch' ein guter Name zerschmolz
Am höllischen Feuer der Lügen.“

---

# Lebensbilder.

## XIII.

### Von einer Nählerin.

Ich bin armer Leute Kind; mein Vater, der, so gut es ging, für uns sorgte, war, so lange ich denken kann, Bademeister in einer Dampfbadeanstalt, und führten wir zu der Zeit, wo ich die Schule besuchen sollte, ein ganz sorgenfreies Leben. Diesem war es zuzuschreiben, daß ich anstatt in die sogenannte Volksschule in eine Bürgerschule geschickt wurde. Meine Eltern wollten, da ich die Aelteste von vier Kindern war, alles mögliche aus mir machen. Ich sollte später die Gewerbeschule besuchen, um Buchführung zu lernen; leider blieben dies nur fromme Wünsche. Die Nachkommen meiner Eltern vermehrten sich rasch; der Verdienst meines Vaters reichte nicht aus, alles das herbeizuschaffen, was notwendig war; die winzigen Ersparnisse, welche da waren, wurden schnell verbraucht und meine Mutter war gezwungen, mitzuverdienen. So lange ich keine Armut gekannt hatte, war ich nicht in der Lage gewesen, über irgend etwas nachzudenken; das sollte nun anders werden. Wir waren mittlerweile acht Geschwister geworden, die Mutter ging waschen, und mir lag es ob, meine jüngeren Geschwister zu warten. Kam ich mittags aus der Schule und wollte meine Schularbeiten beginnen, so war gleich die Mutter bei der Hand, mich mit der Wartung der Geschwister zu betrauen; weinend klagte ich, mich doch erst meine Arbeiten beenden zu lassen; leider fand ich kein Gehör — dieselben hätten Zeit, hieß es; tagsüber mußte ich, selbst noch ein Kind, meine jüngeren Geschwister bei der Hand und eins auf dem Arm, ins Freie. Wenn andere spielten, mußte ich eine Art Mutter spielen. Oft mußte ich, wenn die Mutter auf Arbeit war, den jüngsten Sprößling eine halbe Stunde Weges schleppen, um ihn der Mutter zu bringen, daß sie ihn säuge. Sonst waren wir uns selbst überlassen und nur der liebevollen Erziehung der Eltern ist es zu danken, daß wir stets alles das, was uns anbefohlen war, ausführten. Oft saß ich trauernd, wenn andere sich amüsierten, und in meinem Hirn malten sich trübe Gedanken; ich konnte es nicht fassen, daß wirklich die Verhältnisse meiner Eltern schuld waren, wenn ich es nicht so hatte, wie die andern Kinder. — Die Schule hat auf meine Erziehung wenigstens in sittlicher Beziehung nicht viel eingewirkt. Ich lernte so viel in meinen Kräften stand und fand ja auch im allgemeinen Anklang bei meinen Lehrern, doch die Sittlichkeit ist nach meiner Ansicht dadurch nicht im geringsten gefördert worden. Einmal war ich Zeuge einer Unterhaltung mehrerer Mädchen, die sich unter Lachen den Geburtsakt des Menschen erzählten. Zwölfjährige Mädchen sprachen von ihrem „Liebsten“,

als wenn sie schon lange der Schule entwachsen wären. Ich hörte schweigend zu, staunte, woher sie dies alles wüßten, traute mich auch nicht danach zu fragen. Wenn also Kinder in der Schule solche Redensarten führen, so kann dies jedenfalls auf die Erziehung nicht günstig einwirken. Die Lehrer selber gaben sich, so weit es in ihren Kräften stand, die größte Mühe, uns zu lehren; wenn Kinder zu Hause aber schon sozusagen mitverdienen müssen, wo soll da noch viel Auffassungsvermögen herkommen? Man ist einfach auf sich selbst angewiesen; lernt man, so ist es gut, bleibt man zurück, nun, so ist es nicht zu ändern. — Die Kirche übte auf meine Erziehung keine Wirkung; als Kind bin ich nie in die Kirche gegangen, außer in meiner Konfirmandenzeit. Mein Vater war kein Freund der Religion; wir wurden getauft (bei den späteren Geschwistern that es meine Mutter heimlich), eingesegnet, weil es so Mode war. Ich erinnere mich noch deutlich meiner Einsegnung: ich in der Kirche, mein Vater in einem nahen Restaurant wartend, bis es zu Ende war, um mich nach Hause zu geleiten.

Ich selbst habe mich nach meiner Einsegnung wenig um religiöse Angelegenheiten gekümmert; ich ging wohl noch hin und wieder in die Kirche, aber offen gesagt war dies nur selten, gewöhnlich beim jedesmaligen Einsegnungstage meiner jüngeren Geschwister, was wohl auch meist aus Neugierde geschah, denn da gab es doch was zu sehen. Im allgemeinen sprach ich nur in lächelndem Tone von solchen Einrichtungen, und trotzdem hat meine Sittlichkeit nicht im geringsten dadurch gelitten, ja ich behaupte, daß die Kirche nicht den geringsten Einfluß auf die sittliche Erziehung des Menschen hat. Nach meiner Einsegnung blieb ich zunächst noch bis zum 16. Jahre, ohne etwas zu lernen, zu Hause. Ich war, nachdem ich die Schule verlassen, eine tüchtige Helferin in der Familie; meine Mutter konnte nun ungestört den ganzen Tag aus dem Hause bleiben. Doch mit der Zeit erwachte in mir die Lust, zu arbeiten und irgend etwas zu lernen, um mir selbstständig was kaufen zu können. Mit dem Erlernen der Buchführung war es vorbei; die schönen Pläne waren an der Mittellosigkeit meiner Eltern gescheitert; ich entschloß mich daher, nähen zu lernen. Bei einer Frau, welche Kindergarderobe für ein Konfektionsgeschäft arbeitete, lernte ich 6 Wochen und erhielt nach der Lehrzeit einen Wochenlohn von 1 Mk. 50 Pf. als Handnäherin, später als Maschinennäherin 3 Mark. Hier war zuerst der Punkt, wo meine Sittlichkeit Gefahr gelaufen wäre, wenn meine Eltern nicht dagewesen wären; wie hätte ich mit einem Wochenverdienst von 1,50—3,00 Mk. auskommen sollen? Ich hätte mich unbedingt dem Laster ergeben, wenn die Eltern nicht dagewesen wären. Ich war doch wirklich nicht in der Lage, mich dafür kleiden zu können; dazu Essen, Schlafstellenmiete und was sonst noch alles fehlt. Ich erhielt dies von meinen Eltern gratis. Wie aber, wenn die Mädchen allein dastehen? Gerecht will man jedem werden, Vergnügungen, schöne Kleider und tausenderlei andere Sachen begehrt man, — wie sich alles dies verschaffen und nicht stehlen? Hier giebt es dann nur einen Weg: man muß auf Abwege geraten; und wie leicht dies geschieht, davon können nur die sprechen, welche selbst arm und elend ihr Dasein fristen. Da kommt man zunächst in die Geschäfte, Arbeit liefernd; sogleich nähern sich uns die dort beschäftigten Herren, nötigen zum Theaterbesuch oder Konzert, bitten um einen Spaziergang, und das arme Mädchen unterliegt in den meisten Fällen; es freut sich, wenn ihm etwas geboten wird, woran sie sonst nicht denken durfte — und nach und nach ist sie dahin geraten, von wo es so leicht kein Entrinnen giebt. Bei mir waren nun Eltern vorhanden, welche ängstlich darauf bedacht waren, alles, was zur moralischen Vernichtung führen konnte, von mir fern zu halten. Pünktlich nach Schluß des Geschäfts mußte ich zu Hause sein, keine Vergnügungen durfte ich besuchen ohne ihre Begleitung, anspruchslos mußte meine Kleidung sein; so war es mir möglich, dem moralischen Untergang zu entgehen. Wie aber, wenn keine Eltern da sind, oder, was noch schlimmer, wenn diese selbst ihre eigenen Kinder den Gefahren entgegenführen? Da giebt es kein Entrinnen; man ist jung, das Leben ist schön, man will es genießen, der Verdienst reicht nicht, um das notdürftigste zu beschaffen, der Ausweg wird geboten, man greift zu, sich freuend, daß man auch endlich sich amüsieren kann. — Ich lebte bis zum 22. Jahre in meinen bescheidenen Verhältnissen, ohne mich darum zu kümmern, ob dies geändert werden könne, ob Mittel und Wege da wären, dies abzuändern. Da lernte ich meinen jetzigen Gatten, einen Schneider, kennen. In der ersten Zeit unseres Ehelebens war ich oft ungehalten darüber, wenn mein Mann Versammlungen besuchte; jedoch nach und nach sah ich ein, daß es notwendig war, sich um öffentliche Sachen zu kümmern, und sie fingen an mich zu interessieren. Ich ging mit, hörte meine Leiden von Rednern vorgetragen, es zog mich, selbst mit Hand anzulegen, meinen kämpfenden Mitarbeitern zu helfen. — Was habe ich, obgleich ich verheiratet bin, noch alles zu thun, denn der Verdienst meines Mannes reicht nicht aus, uns zu ernähren! Ich muß helfen, muß von Morgens bis Abends an der Maschine sitzen, das Mittagessen in aller Eile herstellen, Abends, wenn die Besitzenden längst schlafen oder Vergnügungen nachgehen, ausbessern oder irgend etwas reinmachen, wozu mir am Tag die Zeit fehlt. War da ein Unterschied zwischen meinen Mitarbeitern und mir? Vergnügungen kann man nicht mitmachen; wenn auch mitunter eine Stunde frei ist, so verwende ich sie zu geistiger Beschäftigung. Das Lesen guter Bücher, Zeitungen, das Nachdenken über die schreiende Ungerechtigkeit in der heutigen Gesellschaft, — sie bilden meine Lieblings-Beschäftigung. Ich habe versucht und verwende noch die Kraft, die mir zur Verfügung steht, darauf, als Rednerin aufzutreten; aber leider will mir dies bei meiner angestrengten Arbeit nicht gelingen. Wo soll man, wenn man abgerackert ist, noch Kräfte hernehmen, um zu lernen? Trotzdem bin ich in allen Versammlungen, die irgend wie ein Interesse bieten, zu finden, bin Mitglied eines Frauenvereins, welcher die Bildung der proletarischen Frauen und Mädchen bezweckt, und habe bei dieser Thätigkeit das eine herausgefunden, daß unser Eheleben sich äußerst günstig dadurch gestaltet; nicht schimpfe ich, wie die unaufgeklärten Frauen, auf den Mann, wenn der Verdienst nicht reichen will; ich weiß, daß die Verhältnisse daran Schuld sind. Wie steht es aber um jene Frauen, denen es im Anbetracht ihrer schlechten Verhältnisse nicht möglich ist, sich um das, was außerhalb des Hauses geschieht, zu kümmern, die nicht am öffentlichen Leben teilnehmen können, weil sie Kinder haben (meine Ehe ist kinderlos), die ihrer Pflege bedürfen? Da muß ein unglückliches Familienleben die Folge sein, was wiederum auf die Erziehung der Kinder ungünstig wirken muß. Es muß daher die Pflicht aller derjenigen sein, welche nicht schon soweit heruntergekommen sind, daß sie nicht denken können, dafür einzutreten, daß allen Menschen ein sorgenfreies Leben beschieden ist; dann mit einem Mal wird alle Unsittlichkeit, alles Verbrechen auch sein Ende haben. Schule, Kirche, Erziehungsanstalten, sowie alle sonstigen Einrichtungen sind den Verhältnissen gegenüber machtlos. Bessere Existenzbedingungen: das ist das Mittel, um alles, was schädlich ist, auszurotten.

## Vermischtes.

Ein Sonntagsblatt für Theisten und Atheisten, welche freien gegenseitigen Geisteskampf und die wirtschaftlichen und politischen Voraussetzungen eines solchen erstreben, will Th. v. Wächter's „Sonntagsblatt für freien Geistesaustausch zur Förderung selbständiger Wahrheitserkenntnis und praktischer Nächstenliebe“ werden. Der Herausgeber sagt in seinem Leitartikel vom 5. d. M.:

„Unser Sonntagsblatt will die Schranken durchbrechen, mit denen sich heute so viele Vertreter einer bestimmten Weltanschauung von

denen einer andern Weltanschauung absperren. Denn nur im freiesten, gegenseitigen Geisteskampf kann die Wahrheit zum Sieg kommen. Unser Sonntagsblatt geht aber davon aus, daß für einen solchen freien Geisteskampf in unserm Volke erst Raum geschaffen werden kann, wenn keiner mehr im Volke von einzelnen Vertretern einer bestimmten Richtung wirtschaftlich oder politisch abhängig ist, sondern jeder nur abhängig ist von einer Gesamtheit, in der eben als in der Gesamtheit auch alle Richtungen vertreten sind.

„Zu diesem wirtschaftlichen und politischen Freiheitskampf, als der nötigen Voraussetzung voller Geistesfreiheit für jede Weltanschauung, möchte unser Sonntagsblatt alle diejenigen sammeln, die eingesehen haben, daß jeder für seine Weltanschauung, sowohl der Christ für seine christliche, wie der Atheist für seine atheistische, nur recht eintreten kann, wenn alle die volle Freiheit haben zum frischen, freien, gegenseitigen Geisteskampf. . .

Da unser Sonntagsblatt also eine Vereinigung christlicher und atheistischer Freiheitskämpfer schaffen soll, die, ohne den gegenseitigen Geisteskampf um die Weltanschauung irgendwie abzuschwächen oder hintenanzustellen, doch gemeinsam kämpfen wollen eben für einen freien Kampfplatz zum gegenseitigen Geisteskampf in einer politisch-wirtschaftlich freien Menschheit — so hat der bisherige Herausgeber, der die christliche Weltanschauung vertritt, nun auch einen Genossen im Freiheitskampfe, der die atheistische Weltanschauung auf Grundlage materialistischer Geschichtsbetrachtung vertritt, C. Schreck von Bielefeld (bisher Vorsitzender des Holzarbeiter-Verbandes daselbst), gebeten, mit in die Redaktion einzutreten — zum Zeichen, daß es den atheistischen wie christlichen Freiheitskämpfern ernst ist mit dem gemeinsamen Kampfe für die volle Freiheit jeder Weltanschauung, soweit sie eben nur im freien Geisteskampf allein sich durchsetzen will."

Verpöntes Motto. „Der Gesellige, Graudenzer Zeitung," sagt in seiner Nummer vom 9. August:

„Der 8. August ist in der Geschichte der Stadt Graudenz ein Gedenktag geworden. Am Abend des 8. August 1858 wurde bekanntlich die über der Pforte zur katholischen Kirche prangende Inschrift:

‚Wir glauben All' an einen Gott
Und die Liebe vereinigt uns Alle!'

auf Veranlassung des Jesuitenordens ausgemeißelt. Bis heute ist jene Inschrift weder an der Kirchenpforte noch an einem der städtischen, dem Unterrichte und der Erziehung geweihten Gebäude wiederhergestellt worden, ja nicht einmal in einer der seit jenem Ereignis erschienenen Chroniken erwähnt, wie es wohl schon allein das Andenken des Mannes, dem die Inschrift ihr Dasein verdankt, verdient. Der Domherr Franz Dietrich hatte einst aus freiwilligen Beiträgen, die von Bewohnern der Stadt, ohne Unterschied ihrer Abstammung oder ihres religiösen Bekenntnisses, zusammengebracht worden waren, jenen Wahrspruch, den Leitstern seiner Lehre und seiner Lebensführung, herstellen lassen. Der Stadt Graudenz hatte er ihn gewidmet und diese dachte ihn zu ehren, indem sie ihn zu ihrem Ehrenbürger ernannte. Der Ehrenbürgerbrief, der den Dank der Stadt zum Ausdruck bringt, und dessen Existenz bisher von mancher Seite geleugnet wurde, ist nun aber aufgefunden worden und liegt im Original vor."

Aus dem in der Zeitung wörtlich abgedruckten Ehrenbürgerbrief heben wir folgende Stelle hervor:

„Dieser würdige Jubilar hat allen Bewohnern unserer Stadt als ein musterhaftes Vorbild christlicher Tugend und Frömmigkeit vorgeleuchtet und haben wir es ihm, dessen Motto es war:

‚Wir glauben All' an einen Gott
Und die Liebe vereinigt uns Alle!'

ganz vorzüglich zu verdanken, daß zu allen Zeiten, in ruhigen, friedlichen, wie in den Zeiten der Wirren und Drangsalen, unter den hiesigen Einwohnern, welchem Glauben sie auch angehörten, nur Friede und Eintracht wohnten. Er erfreute sich allgemein ungeheuchelter Achtung und Verehrung und ein Jeder war ihm in Liebe zugethan und ergeben."

## Bücherbesprechungen.

**Die sittliche Weltordnung.** Eine von der Haager Gesellschaft zur Verteidigung der christlichen Religion gekrönte Preisschrift von Dr. Paul Christ, Professor in Zürich. Leiden, E. J. Brill, 1894.

Die dem Autor seitens der bekannten Haager Gesellschaft gewordene Auszeichnung deutet schon an, daß seine Auffassung der Ethik nicht der für die D. G. E. K. maßgebenden entspricht. Die Annahme einer durchaus religionsfreien Ethik ist ihm unzulässig, höchstens ein Übergangsstadium, weil seines Ermessens eine vom Glauben, von der Anlehnung an die Religion losgelöste Ethik des rechten Haltes entbehre. Allerdings verwahrt sich der Verfasser gegen die Zumutung, „die aus sich selbst einleuchtenden sittlichen Forderungen auf veraltete und unhaltbare kirchliche Dogmen zu stützen, als müßte man notwendig, um die ersteren zu erfüllen, zuvor die letzteren unbezweifelt annehmen." Gleichwohl will er von einer „religionslosen Moral" nichts wissen und meint, hierin alle tieferen Ethiker auf seiner Seite zu haben, wie ja auch schon Kant, trotz einer beabsichtigten strengen Autonomie des ethischen Gebietes, nicht umhin gekonnt habe, Religion und Ethik wenigstens nachträglich, in die nächste Beziehung zu einander zu setzen. Das Wesen des Ethischen selbst, meint der Verfasser, nötige zu einer Bezugnahme auf die Religion, weil der höchste Begriff, den die Sittenlehre als solche kennt, unbedingt in die Sphäre des religiösen Glaubens hinüberführe. Eine genaue Einsicht in das Wesen des Sittlichen ist ihm von der Annahme einer sittlichen Weltordnung unabtrennbar Gegeben wie die natürliche Weltordnung, mit der sie in einem notwendigen, von jeher vorhandenen Verhältnis und Zusammenhang stehe, könne keine von ihnen als von sich und für sich selbst bestehend gedacht werden: beide weisen sie auf einen gemeinsamen Grund hin, in welchem sie ihren Ursprung haben und zur Einheit verknüpft sind. Hier leite jede richtige Auffassung des Ethischen ins religiöse Gebiet, „zu einem gesunden und vernünftigen Gottesglauben" hinüber.

Bei dem vom Autor eingenommenen Standpunkte und seiner dadurch bedingten Darstellung ist ein solches Ergebnis ganz selbstverständlich. Wie er aber einsichtig genug ist, die Giltigkeit des Ethischen nicht an gewisse „veraltete und unhaltbare kirchliche Dogmen" binden zu wollen, so wird er auch die Thatsache und Berechtigung ethischer Bestrebungen und Überzeugungen anerkennen müssen, wobei die ihm „notwendig" scheinende Anknüpfung an das Religiöse lediglich dem subjektiven oder persönlichen Gebiete zugewiesen wird, wogegen das Hauptgewicht auf die redliche und gewissenhafte Bethätigung sittlicher Forderungen auf praktischem Gebiet fällt. Dort allein, nicht durch ihren Zusammenhang mit Glaubensvorstellungen, bewährt sich die Echtheit der ethischen Gesinnung. Eben dieser wichtige Umstand ist entscheidend für das Verhalten der D. G. E. K. den verschiedenen konfessionellen und spekulativen Standpunkten gegenüber. Den Meinungsgenossen des Autors, die mit ihm alles Ethische durchaus auf religiöser Grundlage gefaßt sehen wollen, wird sein Buch hoch willkommen sein; aber auch wer eine von ihm abweichende Ansicht hierin hegt, wird seiner kenntnisreichen und von edler Humanität durchdrungenen Darstellung mannigfache Belehrung entnehmen. Für Leute unserer Richtung wird vor allen Dingen die Wahrnehmung besonders wertvoll und erfreulich sein, den von einer Gesellschaft zur Verteidigung der christlichen Religion preisgekrönten Autor als Verkündiger derjenigen Ansichten zu finden, um derenwillen Johann Gottlieb Fichte zu Anfang dieses Jahrhunderts die Beschuldigung des Atheismus hat erdulden müssen.

Helsingfors. Wilh. Bolin.

**Otto Ziemssen, Makrokosmos,** Grundideen zur Schöpfungsgeschichte und zu einer harmonischen Weltanschauung. Versuch einer Systematik des Kopernikanismus. Gotha, E. F. Thienemann, 1893. kl. 8°, 127 S.

An Versuchen, die Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Forschung zu einer einheitlichen Weltbetrachtung zu gruppieren und aus der gewonnenen Gesamtanschauung Schlußfolgerungen für die fernere Gestaltung des sittlichen und staatlichen Lebens zu entwickeln, fehlt es in der Gegenwart keineswegs. Dem Zeitalter der Schellingschen Naturphilosophie war eine Periode emsiger Detailforschung gefolgt, in der die naturphilosophischen Ideen nur ein verstohlenes Dasein lebten, so sehr, daß das große Publikum erst sehr spät bemerkte, wie unter der Hülle des Positivismus und Materialismus inzwischen eine neue, scheinbar ganz empirisch zu Werke gehende Naturphilosophie ans Licht getreten war, eine Weltanschauung, die unter dem Namen des Darwinismus oder der Descendenztheorie längst bekannt und anerkannt war, ehe man einzusehen vermochte oder sich eingestehen mochte, daß auch sie mit Analogien, Axiomen, Postulaten rechne wie jede andere Philosophie. Trotzdem, so verschieden die besondere Art der Selektionstheorie beurteilt wurde und wird, hat die Abstammungslehre im allgemeinen wider alle gegnerischen Einwürfe sich siegreich behauptet und als methodisch fruchtbar bewährt, und längst sind auch unter den Vertretern der überlieferten kirchlichen Dogmatik Männer hervorgetreten, die ihr Bekenntnis zum Darwinismus offen kundgaben und es mit ihrem kirchlichen Bekenntnis auszugleichen unternahmen.

Eine ähnliche Absicht nun kennzeichnet auch das vorliegende Schriftchen, dessen reicher Inhalt freilich mit der knappen Form in einem ebenso auffallenden wie wohlthuenden Kontrast steht. Dasselbe unterscheidet sich von anderen Versuchen derselben Art durch drei Eigenschaften, welche eine Empfehlung zur Lektüre zu einer dringenden Pflicht machen, damit sowohl die Theologen wie die Nichttheologen innewerden, welche Stufe geistiger Entwickelung innerhalb der gegenwärtigen Theologie möglich ist, — jene zu eigener Nacheiferung, diese zur Beseitigung ungerechtfertigter Vorurteile, welche oft die Sache treffen, weil sie die Personen nicht unterscheiden.

Erstens zeigt die Schrift eine gründliche Kenntnis der verschiedensten Seiten der Naturwissenschaft, wie sie bei Vertretern der geistlichen Ämter außergewöhnlich ist. Zweitens offenbart sie eine Besonnenheit und Sicherheit des Urteils, welche um so mehr überrascht, als hier ein entschiedener Vorsehungsglaube mit einem ebenso entschiedenen Vertrauen in die allwaltende Macht des Naturgesetzes Hand in Hand geht. In dieser Beziehung erinnert die Art des Verfassers an G. Th. Fechner und Robert Mayer, während er in dem dritten Punkte mit jener umfassenden und poesievollen Weltbetrachtung

m Stile K. Chr. Fr. Krause's, Frohschammer's und Friedr. Rohmer's sich berührt. Es ist die einfache und schöne Form der Darstellung, der Hauch echten Naturgefühls und inniger Versenkung in die Wunder der Schöpfung, die Einheit von Pietät und Wahrheit, von Bewunderung und Verständnis, welche so wohlthuend aus diesen Blättern anmutet und darum in spielender Harmonie so manche Bedenken auflöst und niederschlägt, die sonst zweifelnde Gemüter, von dem aussichtslos scheinenden Versuche, Theologie und Naturwissenschaft auszugleichen, abschrecken mögen. Wer möchte z. B. folgende, die moralische Anlage des Menschen betreffenden Worte nicht unterschreiben, sei es vom christlichen, sei es vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus (S. 82):

„Was wir bei dem Menschen, im Unterschiede vom Tier, den freien Willen nennen, dürfen wir zwar niemals als einen außerhalb des Gattungslebens stehenden isolierten Faktor betrachten: wie der Mensch handeln soll in Übereinstimmung mit seinem Gattungszweck, welche Hindernisse ihn davon zurückhalten, das ist natürlich alles in der besonderen individuell ausgeprägten Mischung seiner Gattungs- und Lebenselemente angelegt. Aber die Individuation des Menschen ist im Vergleich mit den niederen Gattungen eine so große, die Willensbewegung hat bei dem Einzelnen (wie bei den gesellschaftlichen Gruppen) einen so bedeutenden Spielraum, daß ihm immer für gewisse Grenzen das Gefühl freier Bethätigung, das Bewußtsein voller Verantwortlichkeit zur Seite geht. Dies Gefühl, welches im Gewissen zu einem Regulativ seiner ethischen Lebensäußerungen wird, weist ihn hin auf . . die ewigen Gesetze, welche die Harmonie des Weltalls erhalten und auch in seiner eigenen Brust wiederklingen, deren Erfüllung ihm allein wahre Befriedigung schafft, während ihre Mißachtung als Fehler und Risse im Getriebe seines Innern spürbar werden . . . Auch das Gewissen ist ein erst allmählich erlangtes und befestigtes zartes Instrument seines Innern, wenngleich sein Inneres von Anfang an darauf angelegt war . . Und obwohl es ihm ein ewiges Geheimnis bleibt, wieviel er durch relative Freiheit, wieviel durch den Zwang der Vererbung und der ihn beherrschenden äußeren Umstände innerlich geworden ist oder erlangt hat, — obwohl ein weitschauender Blick sicherlich das ganze menschliche Geschick und die menschliche Geschichte gerade so gut wie die jeder anderen Gattung auf göttliche Gedanken und Ziele zurückführen muß, so bleibt dem Menschen das Bewußtsein, für das Gute zu wollen und zu thun, doch stets unverloren, es beseligt ihn und macht ihn am meisten der Gottheit ähnlich."

Schon aus diesen Sätzen wird ersichtlich, daß für den Verfasser — ähnlich wie für F. A. Lange, Williams, Wundt, — Evolutionismus und Teleologie, Biologie und Ethik keine ausschließenden Gegensätze sind. Daß freilich seine vermittelnde Tendenz, das Bestreben einer „Weltauffassungsverbesserung" im Sinne des kopernikanischen, d. h. kosmischen und naturwissenschaftlichen Systems, manchmal mit fast schüchterner Bescheidenheit vorgetragen wird, muß der denkende theologische Zeitgenosse mit Beschämung wahrnehmen. Der Verfasser, selbst Landpfarrer im Herzogtum Coburg-Gotha, sieht aber die Ursache des Unverstandes, wie es scheint, weniger in jener kirchlichen Exklusivität, wie sie f. Z. in der „Knak'schen Episode" sprichwörtlich geworden war, als in den mangelhaften Einrichtungen, zumal des humanistischen Gymnasiums. „Sicherlich", sagt er, „wäre in Deutschland die Klärung des Geistes schon früher eingetreten und das Übergangsstadium in betreff der Weltansicht schon mehr überwunden, wenn die Bildung der Jugend noch mehr, als es (namentlich auf den Gymnasien) geschieht, der Naturkunde und den ihr verwandten Disziplinen zugekehrt wäre. Auch wenn die Forderungen der Schulreform noch mehr, als es den Anschein hat, zur Geltung kämen, wäre dieser Wissenschaft, (die durch Mathematik keineswegs ersetzt wird) und dem bildenden Einfluß der Natur überhaupt noch keineswegs genügend Rechnung getragen. Eine spätere Zeit wird es kaum verstehen, wie in unserer Epoche, die so reich ist an naturwissenschaftlichen Ergebnissen, wie keine frühere war, der Kreis der Wissenden so klein blieb, die idealistischen Vorurteile so unüberwindlich waren. Diese wären aber auf den verschiedensten Gebieten der Geisteswissenschaften und des praktischen Lebens keineswegs so groß ohne jenen Mangel in den Grundlagen unserer Vorbildung."

Gr. Lichterfelde bei Berlin. Dr. theol. G. Runze.

**Die Sittlichkeitslehre als Naturlehre.** Leipzig, Duncker und Humblot. 1891. IX und 116 S. gr. 8°. Preis 2 Mark.

Das rechte Buch zur rechten Zeit vom rechten Mann. Damit fasse ich die Eindrücke zusammen, die ich bei der Lektüre der vorliegenden Schrift erfahren habe. Es wird ja auf dem Gebiete gerade der Ethik in neuester Zeit viel und gut gearbeitet; fast jeder philosophische Denker hat das Bedürfnis empfunden, von seiner Weltanschauung aus einen Blick auf die Fragen der Sittlichkeitslehre zu werfen, und die soziale Bewegung hat dafür gesorgt, Politiker und Kannegießer daran zu erinnern, daß Ethik nicht nur ein Liebhaberfach querköpfiger Philosophieprofessoren, oder gar, wie die Dogmatik, nur ein Prüfungsgegenstand für angehende Theologen ist, sondern die Wissenschaft vom echten menschlichen Wollen und Handeln, das uns Allen so bitter not thut. Aber bisher trug jede Ethik oder neue „Grundlegung der Sittenlehre" insofern den Stempel ihres Verfassers, als man die metaphysischen oder religiösen Voraussetzungen desselben erst teilen mußte, um ihm in seinen Darlegungen mit Überzeugung folgen zu können. Die vorliegende Schrift will sich von aller Metaphysik oder religiösen Voraussetzung freihalten. Völlig erreicht scheint mir dies Ziel freilich nicht zu sein, wie weiter unten gezeigt werden soll, aber allerdings geht der Verfasser nur vom Standpunkt des gebildeten philosophischen Laien aus, ohne mehr vorauszusetzen, als was der natürliche Verstand eines aufmerksamen Beobachters von Wissenschaft und Leben annehmen darf, und weist von da aus die Möglichkeit, Notwendigkeit und Verbindlichkeit einer natürlichen, d. h. von metaphysischen und religiösen Vorurteilen freien, Ethik nach. Zur rechten Zeit erscheint also auch das Büchlein: der Verfasser verweist selbst auf das von ihm im Anhange abgedruckte Preisausschreiben der D. G. E. K. betreffend ein ethisches Lehrbuch, und man wird ihm nicht Unrecht geben können, wenn er als Vorbedingung für ein solches erst den Nachweis fordert (und erbringt), wie überhaupt eine religionslose Ethik für Alle verbindlich sein könne, nämlich durch die Erkenntnis des Sittengesetzes als eines Naturgesetzes.*) Daß es aber nicht nur die rechte, sondern die höchste Zeit ist, dem durch die Zersetzung der religiösen Sittlichkeit, durch die Verhetzung rücksichtslosen Interessenkampfes zerfahrenen und irre gewordenen Volksbewußtsein den festen Punkt wieder aufzuzeigen, von wo es sich ohne Schwindel aus dem wirbelnden Chaos sittlicher Begriffswandlungen zu einem klaren und gefestigten Sittlichkeitsbewußtsein emporringen kann, das braucht den Lesern dieses Blattes nicht gesagt zu werden. Aber auch vom rechten Manne ist die Schrift geschrieben. Der Autor hat es freilich vorgezogen, seinen Namen zu verschweigen, dennoch wage ich es zu sagen, er war der Rechte dazu. Obwohl vertraut mit dem schweren Rüstzeug strenger wissenschaftlicher Terminologie, hat er es nicht verleent, einfach und klar für jedermann zu sprechen, er hatte den Mut, sein Schifflein ohne den Ballast einer in Noten verstauten Gelehrsamkeit vom Stapel laufen zu lassen, und zeigt den gereiften Geist, der mit derjenigen Leidenschaftslosigkeit und ruhigen Weisheit, wie sie nur ein charaktervolles Leben in und mit dem höchsten wissenschaftlichen Denken einer Zeit verleiht, den Kampf der widerstrebenden und vielfach noch unklaren Kräfte überschaut und ohne ein Zuviel oder Zuwenig an Eifer und Strenge den Kämpfenden ein Mahn- und Leitwort zurufen darf.

Der Gedankengang der Schrift ist kurz der folgende: Zur Lebensausrüstung des normalen Menschen gehöre das Unterscheidungsvermögen für Gut und Böse, das ebensowenig von seinem Wesen zu trennen sei, als seine Fähigkeit und sein Bedürfnis, in Vergesellschaftung zu leben. Als Maßstab für den moralischen Wert einer Handlung gelte ihm ihre Beziehung auf das Wohl oder Wehe Anderer; demnach sei der sittliche Trieb ebenso allgemein und naturgesetzlich bedingt, wie der Trieb zur Selbsterhaltung und Fortpflanzung; in der Entwickelungsreihe der Lebewesen trete er schon zugleich mit dem Triebe zur Vergesellschaftung (in niedrigster Form Bisexualität und Verschonung von Seinesgleichen) auf. Sein Zweck sei die Erhebung der Menschheit zu höherer Gesittung, also wohl zu höherer Organisationsstufe. Daß der sittliche Trieb unabhängig vom religiösen Triebe sei, werde schon dadurch bewiesen, daß er sich schon in der Tierwelt zeige, wo der religiöse Trieb völlig fehle. Auch das Volk der Weddas auf Ceylon (denen ein Anhang gewidmet ist) besäße noch heute wohl eine gewisse Sittlichkeitslehre, aber keine Spur von Religion, auch nicht in deren niedrigster Form. Nach einer kurzen, aber treffenden Kritik der künstlich-sittlichen Triebe (insbesondere des religiös- und kirchlich-sittlichen, sowie der Klugheits-Kunstmoral) kommt der Autor zu dem Resultat, daß nur die Qualifikation des Sittengesetzes als eines Naturgesetzes seine allgemeine Verbindlichkeit verbürge. Von den folgenden Abschnitten über das Böse, die sittliche Freiheit, Erlösung, Sozialethik und ethisches Ideal sind besonders die letzteren sehr beachtenswert, wo die Entstehung und Entwickelung des „sozialen Gewissens", leider nur kurz und andeutungsweise, behandelt ist. — Überhaupt hat der offenbare Wunsch des Verfassers nach möglichster Kürze und Gedrängtheit hie und da die Darstellung insofern beeinträchtigt, als mißverständliche Auffassungen nicht mit genügender Klarheit abgewiesen worden sind. So scheint mir die Grundbehauptung, daß nämlich der sittliche Trieb dieselbe Allgemeinheit und Naturgesetzlichkeit habe, wie der Trieb zur Selbsterhaltung und Fortpflanzung, nur zwischen den Zeilen bewiesen. Wohl erkennt der denkende Naturforscher, wie von den niedrigsten Lebewesen an mit der Bindung der Fortpflanzung an zwei verschiedenen Individuen, mit Familien-, Herden- und Stammesleben eine Entwickelungsreihe beginnt, die bei dem Menschen als Gesellschaftstier im höchsten Maße mit dem sittlichen Triebe der Menschenliebe endigt, aber von diesem Anerkenntnis ist doch ein weiter Weg bis zu dem (offenbar vom Verfasser zu behauptenden) Satze: Zuwiderhandeln gegen das sittliche Naturgesetz führe mit derselben Notwendigkeit zur Vernichtung des Individuums und

*) Der Verfasser braucht hier das Wort „Naturgesetz" in einem von dem üblichen abweichenden Sinne. Ein „Naturgesetz" im Sinne der Naturwissenschaft ist eine Regel ausnahmslosen Geschehens; ein Ereignis, welches den Naturgesetzen zuwider einträfe, wäre ein „Wunder". Handlungen, welche dem Sittengesetz, — der Regel, was geschehen soll, — widerstreiten, sind aber keine Wunder. (Anm. d. Red.)

der Gattung, wie etwa Zuwiderhandeln gegen Selbsterhaltungs- und Fortpflanzungstrieb. Das Auge des Laien sieht nur zu oft nicht nur Individuen bei ärgstem Verstoß gegen den sittlichen Trieb ein ungefährdetes Leben führen, sondern in der Geschichte auch Generationen nach dem Grundsatz: „Macht geht vor Recht" dahinleben — und der scharfe Blick, der auf dem Antlitz des Bösen den hippokratischen Zug erkennt, ist nicht jedermanns Sache. Dazu kommt, daß der anarchistische Egoismus, also die direkte Gegenbehauptung gegen die Existenz eines sittlichen Triebes, heute lauter als je in den Theorien Max Stirner's, Nietzsche's u. a. verkündet wird. Mag man nun auch in diesen Theorien ein krankhaftes Element erkennen, so geht es doch wohl nicht an, sie unter Berufung auf den zu beweisenden Satz einfach als verstockte Leugnungen von Unleugbarem abzuthun. Gerade sie brauchen den Beweis, daß ein vollkommenes Ichbewußtsein mit voller Genüge nur in der Gesellschaft, nicht auf dem Isolierstuhle des Hyperegoisten zu finden ist. Endlich finde ich ein metaphysisches Element doch als Grundlage des Satzes vom sittlichen Triebe als einem Naturtriebe. Diese Natur ist offenbar von einer immanenten Zweckmäßigkeit erfüllt gedacht, die das Einzelwesen dem Gattungsein, in letzter Instanz dem All-Leben unterordnet. Wie sollte sonst der Verfasser anders den Zweck des sittlichen Triebes bestimmen können als „Erhebung der Menschheit zu höherer Gesittung" (S. 18), wie überhaupt von einem „Naturgesetz der sittlichen Weltordnung" (S. 70 Anm.) gesprochen werden? An der letzten Stelle giebt ja der Verfasser selbst zu, daß eine Naturmoral „einem metaphysischen Bedürfnisse genüge, welches seine Ansprüche nicht über die Grenzen der erkennbaren Welt ausdehnt." Ein solches giebt es nun nicht; denn jede Frage nach dem Wozu? oder Warum? und Wie? überschreitet die Grenze des Erkennbaren. Dabei ist es prinzipiell doch gleichgiltig, ob man nach dem Zweck eines Sonnensystems oder nach dem einer Zelle im Organismus fragt. Ich habe nun garnichts gegen diese Grenzüberschreitung, halte sie vielmehr für die menschliche Vernunft für charakteristisch und notwendig, nur muß man sich dessen bewußt bleiben, daß ein Satz, der vom Zweck der natürlichen Triebe, vom Fortschritte der Menschheit zum Besseren (S. 74) redet, nicht mehr einfache naturwissenschaftliche Thatsachen enthält, sondern Fakta, gesehen durch die Brille einer teleologisch denkenden Vernunft, also ein ganz kleines Stückchen Metaphysik, — nicht mehr Naturwissenschaft, sondern Naturphilosophie. Darum halte ich auch die Polemik gegen den Monismus, den der Verfasser nur in der pessimistischen Form Schopenhauer's und Hartmann's kennt, nicht für glücklich. Es läßt sich wohl ein optimistischer Monismus denken, in dem Nirwana und Sansara die Rollen getauscht haben und gerade der Individuationsprozeß des Allwillens, die bewegte Vielheit in Raum und Zeit wäre dann Selbstzweck; Leben und Bewegung, wenn auch mit dem Untergrunde von Leid, wäre dann der Todesruhe des Nichtseins vorzuziehen; in jedem Falle wird eine Naturphilosophie, die nicht Monismus ist, schwerlich noch unser Denken befriedigen können. — Einige kleine Undeutlichkeiten und Unebenheiten (vergl. z. B. S. 62, wo unmittelbar hinter einander die Möglichkeit ungetrübten Glückes auf Erden unbedingt verneint und dann zu Gunsten der Weddas auf Ceylon bedingungsweise zugegeben ist) werden wohl bei einer folgenden Ausgabe ausgeglichen werden. Diese aber wünschen wir dem vortrefflichen Schriftchen von Herzen

Berlin. Dr. Rudolph Penzig.

---

**Balder.** Trauerspiel von Armin Werherr (Dr. Werner). Im Selbstverlage des Verfassers.

Armin Werherr unternimmt es, Kampf und Untergang eines edlen und freien Geistes vorzuführen, dessen Lebensglück durch den Haß einer fanatisierten Bevölkerung zu Grunde gerichtet wird. Der Held des ergreifenden Stückes, Balder, war von Jugend auf zum geistlichen Stande bestimmt und auch zum Priester der katholischen Kirche geweiht worden. Vergebens hatte er im eifrigen Studium theologischer Werke Seelenfrieden zu finden gehofft; der Zweifel bohrte sich tief und tiefer in sein Herz ein, und er brach:

„. . . . . mit kühnem Ruck die erz'nen Fesseln,
Mit denen Rom den Flug der Geister bändigt."

Er hatte gehofft, in der neu errungenen Freiheit glücklich zu werden — wie rasch wurde seine Hoffnung getäuscht! Die Geistlichkeit bekämpfte den Abtrünnigen mit fanatischem Ingrimm, und auch das Volk mied seine Nähe. Selbst die freieren Geister wagten nicht, der allgemeinen Losung zu trotzen und ihm als Freunde zu nahen. Da zog denn Balder verzweifelnd von dannen in die Welt hinaus; und nach langen Jahren voll Entbehrung, Elend und Gram war er ein stiller Mann geworden, der nichts mehr vom Leben hoffte. Am Anfang des Stückes kommt Balder nach seinem Heimatsorte zurück — körperlich fast gebrochen, aber voll geistiger Spannkraft, und trifft da seinen früheren Freund und Lehrer Gotthold, der ihn anfangs durchaus nicht aufnehmen will, weil er noch immer die unauslöschliche fanatische Wut des Volkes fürchtet, vor der es ihm, weniger wegen des eigenen Wohles, als wegen des Glückes seiner einzigen Tochter Frida, graut. Schließlich nimmt er den Verzweifelnden auf. Balder will nur solange von der Freistatt bei Gotthold Gebrauch machen, bis er ein Stück, das seinen Geist beschäftigt, für ein Preisausschreiben am Hoftheater vollendet hat.

Werherr führt nun die Handlung mit großer Kunst weiter und zeigt uns, wie Balder vom Fanatismus auch von der kaum errungenen Heimstätte aufs neue verjagt und wie er schließlich in den Tod getrieben wird. Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, den Inhalt des Stückes zu erzählen. Wir hoffen, daß der Leser das Buch selbst zur Hand nehmen wird. Die Lektüre des in edelm Stil geschriebenen Werkes ist außerordentlich lohnend. „Balder" ist vor kurzem am Stadttheater in Hof mit großem Erfolge in Scene gegangen und wird voraussichtlich auf der Bühne seinen Weg machen. Es ist viel Selbsterlebtes in dem Stücke enthalten, in welchem der hochbegabte Dichter über den fanatischen Glaubenshaß irregeleiteter Volksmassen zu Gericht sitzt.

Frankfurt a. M. Dr Arthur Pfungst.

---

Uns auf einen Glauben zu verpflichten, über den wir hinauswachsen können, ist thöricht und unrecht; aber zu geloben, der Gerechtigkeit, Wahrheit und Liebe uns hinzugeben, veredelt uns.

W. M. Salter.

---

## Zeitschriftenschau.

Englische Frauenzeitungen. Für eine deutsche Frau ist es einerseits niederdrückend, wenn sie sieht, wieviel die Frauen in allen anderen Kulturländern leisten und erreicht haben. Es spornt aber auch andererseits an und läßt hoffen, daß die Arbeit zu Gunsten der Befreiung des weiblichen Geschlechtes endlich auch bei uns von Erfolg gekrönt sein wird. Drei englische Frauenzeitungen liefern an sich schon den Beweis, auf welcher intellektuellen und ethischen Höhe die Herausgeberinnen und der Leserkreis stehen. „The Woman's Signal", herausgegeben von Lady Henry Somerset, (erscheint in London bei Horace Marshall and Son, 125 Fleetstreet, E. C., zum Preise von 1 Penny die Nummer) ist eine populäre Wochenschrift. Sie enthält interessante Interviews mit bedeutenden Frauen, die sich durch ihre Thätigkeit im öffentlichen Leben auszeichnen, bringt energische Leitartikel aus der Feder der Herausgeberin über aktuelle Fragen und interessante soziale Skizzen von Miß Annie E. Holdsworth. Dr. Frances Willard veröffentlicht ihre Autobiographie darin, die zugleich einen Einblick in die kampf- und siegreiche Geschichte der Amerikanischen Frauenbewegung gewährt. Über die Parlaments-Verhandlungen wird regelmäßig Bericht erstattet. Einen breiten Raum nehmen die Berichte über die Bewegung zu Gunsten des Frauenstimmrechts ein. Die Diskussionen in den verschiedenen Frauenstimmrechtsvereinen sind für deutsche Frauen, die sich selbst das Reden darüber fast ganz versagen müssen, besonders interessant. Den ernsten Inhalt der Wochenschrift pflegt ein Roman angenehm zu unterbrechen.

„The Women's Suffrage News", herausgegeben von A. B. Louis (erscheint bei John Bale and Sons, 87—89, Titchfield-Street, London W., zum Preise von ½ Penny die Nummer) ist eine Monatsschrift, die sich ausschließlich mit der politischen Seite der Frauenfrage beschäftigt. Sie enthält kurze Berichte aus allen Ländern, wo die Frauen um Gewinnung der Bürgerrechte kämpfen, Aussprüche ihrer männlichen Kampfgenossen und praktische Anweisungen für die Frauen, welche in die Reihen der Kämpfer eintreten wollen.

Das in Vierteljahrsheften erscheinende Journal „The Englishwoman's Review of Social and Industrial Questions" wird von Helene Blackburn redigiert. (Erscheint im eigenen Verlag in London, 22 Berners Street W., zum Preise von 1 Shilling die Nummer). Es hat einen durchaus wissenschaftlichen Inhalt und scheint mir, da wir in Deutschland nichts ähnliches besitzen, ein unentbehrliches Handbuch für die Frauen zu sein, die sich über die Lage und die Fortschritte ihres Geschlechts unterrichten wollen. Die letzten drei Nummern enthalten einen Auszug aus den Berichten, welche die vier weiblichen Mitglieder der im Jahre 1891 von der englischen Regierung eingesetzten Königlichen Arbeits-Kommission über die Lage der Arbeiterinnen geliefert haben. Die eingehenden Studien der Damen rechtfertigen das Vertrauen der Regierung, die zuerst den Versuch machte, Frauen zu diesen schwierigen statistischen Erhebungen hinzuzuziehen. — Die Gesetze in Bezug auf die Frauen werden in dieser Revue einer genauen Kritik unterzogen und auch, besonders in Bezug auf das Frauenstimmrecht, in extenso wiedergegeben. Die regelmäßigen Berichte aus anderen Ländern drücken der Zeitschrift ein internationales Gepräge auf.

Die drei genannten Frauenzeitungen beweisen, daß die Engländerin im Durchschnitt einen höheren Grad von gediegener Bildung erreicht hat, als die Deutsche. Eine Zeitschrift, wie die zuletzt genannte, welche es wagen dürfte, die ernste Kost wissenschaftlicher Erörterungen den Leserinnen darzubieten, ohne sie durch Hinzufügung von Romanen und Kochrezepten schmackhaft zu machen, wäre vielleicht bei uns noch nicht lebensfähig.

Lily von Gizycki.

---

### Druckfehlerberichtigung.

Der Verleger des in voriger Nummer besprochenen Buches von Prof. Ziegler über „Die Naturwissenschaft und die sozialdemokratische Theorie" ist Ferdinand Enke in Stuttgart.

# Anzeigen.



Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteli. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2002.

# Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

## Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Herausgegeben von
**Dr. Georg von Gizycki,**
Professor der Ethik an der Universität zu Berlin.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

| II. Jahrgang. | Berlin, den 2. September 1894. | Nr. 35. |
|---|---|---|





### Lebensanschauungen.

VII.

**Humanitäre Moral.**

Von Georg von Gizycki.*)

Wir wurden als schwache, hilflose Wesen geboren. Genährt, gepflegt, gekleidet, beschützt, zu sprechenden und denkenden Menschen gemacht wurden wir von denen, die uns das Leben gegeben haben. Sie selbst hatten das, was sie uns gaben, von anderen Menschen empfangen: Nahrung, Kleidung, Obdach, alle Güter, vor allen die Sprache. Was wir waren und sind, körperlich und geistig, das verdanken wir den Menschen. Alle Bildung, alle Wissenschaft, alle Kunst, die wir besitzen mögen, ist uns geschenkt worden von den Menschen, — nicht nur von unseren Eltern, unseren Lehrern, unserer Gemeinde, unserem Volke, sondern von der ganzen, großen, solidarisch verbundenen Menschheit. Hätten vor hunderten oder tausenden von Jahren nicht jene Deutschen, Franzosen, Engländer, Amerikaner, jene Griechen, Juden, Römer, — alle jene großen und guten Menschen unter den Völkern der Erde gedacht und gedichtet, gearbeitet und geschaffen, so würde unser Dasein arm und leer sein. Wir leben durch die Menschheit, wir wollen für die Menschheit leben.

Ich will für die Menschheit leben, und ich sollte es, es ist meine Pflicht. Das heißt, ich halte dies Leben für das beste, und ich würde mich verachten und Andere würden mit Recht mich tadeln, wenn ich mich dem Dienste der Menschheit entzöge. Ich achte mich selbst und Andere nur in dem Maße, als ich und sie durch diesen Dienst unserm Dasein Wert verleihen.

Warum sollen wir für die Menschheit leben? — Ehe man eine Frage beantwortet, muß man erst genau wissen, was sie bedeutet. Was also, müssen wir zuerst fragen, verstehen wir unter jenem „Warum“? Es ist, scheint mir, eine Frage nach den Gefühlen und Trieben, welche uns zu jenem Handeln bestimmen können. Alles Handeln geht aus Gefühlen und Trieben hervor, nicht aus bloßen Gedanken; und wenn ich Jemanden zu einem Handeln bestimmen will, so muß ich Triebe in ihm erregen. Die Triebe, an welche wir in dem vorliegenden Falle apellieren, sind der Trieb recht zu thun, der Trieb der Menschenliebe, der Dankbarkeit, der Wunsch, mit sich selbst zufrieden zu sein und rechtmäßig von Anderen geachtet zu werden. Weil wir recht thun wollen, die Menschen lieben, Dank gegen sie fühlen, uns selbst achten wollen und von Anderen geachtet werden möchten, darum weihen wir unser Leben der Menschheit. Diese Triebe sucht der Moralist wach zu rufen, zu verstärken, zu entwickeln. Wo sie ganz fehlen, wie in den an moralischer Idiotie Leidenden, da ist seine Arbeit vergebens. Er besitzt nicht den Stein der Weisen, aus schlechten Menschen gute zu machen. „Ich kann Niemand besser machen, als durch den Rest der Güte, der in ihm ist.“

So wahr ich Gefühle der Achtung und Verachtung, der Selbstbilligung und -Verwerfung habe, so wahr erkenne ich eine Pflicht und ein Sollen an. Aber diese Pflicht, dieses Sollen, — die sittliche Pflicht und das sittliche Sollen — ist nicht etwas mir Fremdes, von außen an mich Herantretendes; sondern es ist der beste Teil meines eigenen Wollens.

Kraft dieses Besten in mir erkenne ich an, daß mein Interesse dem Interesse der menschlichen Gesamtheit untergeordnet ist. Und eben darum füge ich mich aus freiem Gehorsam allen den Anordnungen der Gesellschaft, welche, wie ich einsehe, deren Wohl verlangt.

Ich bin ein denkendes wie ein fühlendes und wollendes Wesen, und als solches weiß ich, daß aller Wert und Wertunterschied in der Welt nur durch das Bewußtsein und zwar durch Gefühle befriedigten oder unbefriedigten Bewußtseins, mit anderen Worten: durch Freude oder Schmerz, durch Glück oder Unglück bedingt ist. Und da die mathematischen Wahrheiten auch für das sittliche Leben gelten, so weiß ich ferner, daß der Wert einer Sache um so größer ist, je mehr und je länger dauerndes Glück sie verursacht und je mehr Menschen durch sie glücklich werden, — ich weiß, daß das größere Glück dem geringeren, das Glück Vieler dem Glück Einzelner vorzuziehen ist. Das größtmögliche Glück Aller — daß ist die sittliche Richtschnur, zu der mein Nachdenken über das Gebiet des Guten und Bösen mich führt.

Der Grad des Glückes wird durch das Maß des Überschusses von Freude über Leid in einem Leben bestimmt. Freude und Leid aber sind, wie alle Bewußtseinszustände, naturgesetzliche Erscheinungen, die, als solche, von bestimmten Bedingungen abhängen, welche sich studieren lassen. Die Gesamtheit aller Wissenschaften hat schließlich den Endzweck, diese Bedingungen festzustellen; und die Gesamtheit aller Künste bezweckt, die Freude zu mehren, dem Leid zu wehren.

*) Wir schließen hiermit die Reihe der Lebensanschauungen. Zuvor waren folgende Artikel erschienen: I. Christliche Moral. Von Andreas Graf von Bernstorff in Berlin (Nr. 5 dieses Jahrgangs). II. Individualistische Moral. Von Dr Bruno Wille in Friedrichshagen (Nr. 9, 10.) III. Positivistische Moral. Von Frederic Harrison in London (Nr. 14.) IV. Theosophische Moral. Von Dr. jur. Hübbe-Schleiden in Steglitz-Berlin (Nr. 16, 17.) V. Sozialistische Moral. Von Dr. Conrad Schmid in Zürich. (Nr. 20, 21.) VI. Egoistische Moral. Von Dr. Ewald Horn in Steglitz (Nr. 24.).

Alle Wissenschaften und Künste dienen der Glückseligkeit der Menschheit.

Die Hauptquellen des Glückes der Menschen sind ihre Gesundheit und die Trefflichkeit ihrer Intelligenz und ihres Charakters, kurz, ihre körperliche und geistige Vollkommenheit. Wer diese fördert oder schädigt, der vermehrt in besonderem Grade das menschliche Glück oder Elend. Die Menschen müssen in den Stand gesetzt werden, ihre ganze Persönlichkeit, soweit sie gut, d. h. glückschaffend, ist, frei zu entwickeln, den Leib wie die Seele, die ganze Seele. Und da die Individualitäten, die Begabungen verschieden sind, so muß sich in jedem, unter den allgemeinen sittlichen Normen, der Charakter eigentümlich gestalten.

Und ich selbst, wenn ich ein tüchtiger Diener der Menschheit werden will, muß mich nach Kräften allseitig entwickeln. Ohne einen gewissen Grad eigener Vollkommenheit wäre ich ohnmächtig, Anderen zu helfen.

Und wie ich, wenn ich das Glück in der Welt erhöhen will, meinen Leib, meine Intelligenz, meinen Charakter, meine Ideale gestaltende Phantasie ausbilden muß, so auch muß ich für mein eigenes Glück sorgen, — eingedenk auch, daß Glück wie Sonnenschein auf die Umgebung strahlt. —

Ich weiß sehr wohl, daß die Anerkennung des größtmöglichen Glückes aller fühlenden Wesen als der sittlichen Richtschnur kein angeborener Besitz des Menschengeistes ist, sondern im Gegenteil etwas, wozu die Menschheit erst sehr spät und auch gegenwärtig nur in einzelnen ihrer Glieder gelangt ist: die humanitäre Moral ist nicht der Anfang, sondern der Zielpunkt der sittlichen Entwickelung der Menschheit. Der Anfang ist die Stammesmoral, die ausschließliche Berücksichtigung der Angehörigen des eigenen Stammes. Allmählich erweitert sich der Kreis von Menschen, der in den sittlichen Regelungen geschützt wird; aber bis zur Anerkennung der Heiligkeit von Allem, was Menschenantlitz trägt, ja bis zur liebevollen Achtung alles fühlenden Lebens ist ein sehr weiter Weg. Wenn wir gewahren, in welchem Maße nach in den Meisten von uns die Klassenselbstsucht herrscht, wie wir ganz unwillkürlich uns mit unseren Sympathien auf die Seite unserer Klassengenossen zu stellen, ja an die Leiden und Freuden der außerhalb dieses Kreises stehenden Millionen praktisch so gut wie garnicht ernstlich zu denken pflegen, so erkennen wir, wie nahe unsere Moral noch der Moral der Wilden steht.

Um mich davor zu bewahren, in diese Barbarei zu verfallen, suche ich mir die Regel gegenwärtig zu halten, daß bei der Abschätzung der Glücksfolgen der Handlungen im allgemeinen „Jeder für Einen und Keiner für mehr als Einen" zu rechnen ist. Meine Klassengenossen und meine Geschlechtsgenossen sollen in meinen sittlichen Entscheidungen denen, welche nicht meiner Klasse, meinem Geschlecht angehören, nicht vorgezogen werden; und wenn Andere in diesen Fehler verfallen, so muß ich ihnen entgegentreten.

Wenn ich stark bin, so werde ich meine Kräfte, die ich nicht mir selbst verdanke, dazu benutzen, den Schwachen zu helfen, nicht sie zu unterdrücken. Wenn ich schwach bin und Stärkere mich und Andere in unsrer Menschenwürde verletzen, so werde ich mich mit ihnen zu einem Bunde vereinen, der mächtiger ist, als die pflichtvergessenen Starken es sind.

Ich will der Menschheit dienen, — allen Menschen, so weit ich kann, — den Männern, den Frauen, den Kindern und denen, die nach kommen werden. Sie alle sollen meinem Herzen nahe stehen. Und eben darum werde ich mich nicht damit begnügen, diesem oder jenem Einzelnen Gutes zu thun und der Verletzungen Einzelner mich zu enthalten; sondern ich werde die Ursachen, welche fortdauernd Glück oder Elend schaffen, zum Guten zu beeinflussen suchen. Wie ich ein Erbe der Vergangenheit bin, so bin ich auch ein Schöpfer der Zukunft; und so weit mein Einfluß auf sie sich erstreckt, so weit bin ich verantwortlich für sie.

Wissen, Aufklärung ist Licht und Leben, Unwissenheit, Vorurteile, Aberglauben sind Finsternis, die in die Irre und ins Verderben führen. Ich werde also die Wahrheit zu erforschen und sie auszubreiten suchen und den Irrtum bekämpfen. Aber ich weiß, daß ich selbst dem Irrtum unterworfen bin, und werde daher das Ohr der Belehrung stets offen halten. Ich werde auf keine Meinung schwören, da ich ja ein Freund der Wahrheit bin. Und nie werde ich meine Meinungen gewaltsam oder autoritativ Anderen aufdrängen, sondern durch Angabe meiner Gründe werde ich sie zu überzeugen suchen.

Auf der Menschen physische und geistige Vollkommenheit wirkt ihre wirtschaftliche Lage im höchsten Maße ein; ich muß daher nach Kräften auf eine Verbesserung derselben hinwirken, — ich muß für alle die sozialpolitischen Maßregeln eintreten, welche die Gesundheit, die Intelligenz, den Charakter der Menschen fördern. Kein Gegensatz ist so entsittlichend für beide Teile, wie der Gegensatz von großem Reichtum und großer Armut; ich werde daher alles unterstützen, was dahin zielt, „die Thäler zu erhöhen und die Gipfel zu ebnen". Ökonomische Gleichheit, den für die ethische Kultur förderlichsten Zustand der Menschen, halte ich für das Ziel, dem die Entwickelung der Menschheit zustrebt.

Um glücklich zu werden, bedarf der Mensch einer möglichst freien Entfaltung seiner Persönlichkeit. Ich will daher für die Freiheit meiner Brüder eintreten und alle Formen der Sklaverei bekämpfen. Zu den schlimmsten derselben gehört die ökonomische Abhängigkeit von Einzelnen, welchen dadurch Macht über das ganze Dasein Anderer gegeben ist, — eine Macht, die von allen nicht sittlich Hochstehenden gemißbraucht wird. Ich will dazu mitwirken, daß der Gegensatz von Herren und Knechten und damit der Klassenunterschied verschwindet und an Stelle der künstlichen Abhängigkeit von Einzelnen die natürliche Abhängigkeit von der Gesellschaft tritt, welche wirklich es ist, die den Einzelnen ihren Unterhalt gewährt. Und wie diese es thatsächlich ist, welche dem Einzelnen alle Güter beschafft, so muß dies auch politisch zum Ausdruck kommen, indem an Stelle des privaten Lohnsystems allgemein das gesellschaftliche (staatliche) Gehalt (= Unterhalt) tritt. — Schrankenlose Unabhängigkeit ist ein Unbegriff. Nicht einmal auf einer wüsten Insel würde der Mensch sie haben — er wäre in der schutzlosesten Abhängigkeit von der untermenschlichen Natur. Wer aber in der Menschenwelt leben will, der muß die Bedingungen erfüllen, welche ein friedliches und heilsames Zusammenleben ermöglichen. Und wer einsichtig ist und seine Brüder liebt, dem wird diese Unterordnung unter das Gesamtwohl nicht als ein lästiger Zwang, sondern als etwas gern zu Übernehmendes, Selbstverständliches erscheinen. Er wird freiwillig die Pflicht, für die Gesamtheit zu arbeiten, anerkennen, da er weiß, daß es unter den arbeitsfähigen erwachsenen Menschen nur drei Kategorien giebt: Arbeiter, Bettler und Diebe. —

Mein Glaube an die Menschheit und meine Hoffnung auf ihre Zukunft ist ohne Grenzen. Und wohl meine ich zu diesem Glauben ein Recht zu haben. Denn ich weiß, daß die Menschheit sich aus der Tierheit emporgearbeitet hat, und nichts weist darauf hin, daß sie auf dem Gipfel ihrer Entwickelung angelangt ist. Vielmehr wächst von Tag zu Tag die Summe menschlichen Wissens und die Verwertung desselben zur Beherrschung der Naturkräfte gemäß dem Wohle der Menschen; und das menschliche Mitgefühl wächst und der Zusammenhang der Menschen; und die Hauptquellen der Leiden und die Mittel, sie versiegen zu machen, werden in immer weiteren Kreisen erkannt; daher sie in nicht ferner Zeit besiegt sein werden.

Und ich selbst, wenn ich thue, was ich für das Gute halte, werde ich dadurch mein größtes Glück erwerben? Vielleicht — ich weiß es nicht — es scheint mir nicht das Wichtigste zu sein. Nur so viel weiß ich, daß ich mit mir zufrieden, mit der Menschheit in meinem Innern in Harmonie sein und in dem Gedanken Stärkung finden werde, daß die guten

Handlungen fortwirkend Gutes zeugen. Es wird mich, wenn ich am Ende meiner Laufbahn stehe, nicht gereuen, gelebt zu haben. Und das Leben der Menschheit, das meinen Tod überdauert, ist durch meine freudige Teilnahme mein eigenes geworden. Mein Tod ist für mich nicht das Ende aller Dinge.

Viele glauben an eine Unsterblichkeit der eigenen Seele; aber ich halte mich nicht für berechtigt dazu, weil ich keinen zureichenden Grund für diese Annahme habe. Wir kennen die Bewußtseinszustände nur als Funktionen eines lebendigen Organismus; die Erscheinungen des geistigen Lebens entwickeln sich in einer genauen Parallele mit denen des organischen; Krankheiten des Gehirns haben Krankheiten des Geistes zur Folge; die Organe des Leibes sind zugleich die des Geistes. Angesichts dieser Thatsachen haben wir, scheint mir, nicht das Recht, zu glauben, daß nach der Zerstörung des Organismus dessen geistiges Leben fortdauert. Daß Millionen die Unsterblichkeit wünschen, beweist nichts; denn unzählige Wünsche bleiben den Menschen unbefriedigt. Und es ist nicht richtig, daß wir Alle jener Annahme zu unserem Tode bedürfen. Ich selbst z. B. habe ihrer niemals bedurft, weder Angesichts des nahe geglaubten eigenen Todes, noch selbst beim Tode lieber Angehöriger.

Woher die Vielen, welche eine Unsterblichkeit der Seele als etwas ganz Gewisses lehren, das Recht dazu nehmen, weiß ich nicht. Das aber weiß ich, daß die Eltern und Lehrer die Sittlichkeit ihrer Zöglinge schwer gefährden, wenn sie dieselbe auf jenen Glauben gründen, der so leicht in's Wanken gerät oder ganz verloren geht. Ich bin meinen Eltern dankbar, daß sie mir niemals in dieser Weise die Pflicht, recht zu thun, begründet haben.

Sie glaubten an eine Gottheit. Aber ich weiß nicht, was ich darunter verstehen soll. Diese Vorstellung ist uns aus einem Zeitalter überliefert, welches sich alles Naturwalten als das Werk menschenähnlicher Wesen zu erklären suchte. Aber die Beschäftigung mit der Naturwissenschaft und mit der Erkenntnistheorie pflegt uns von dieser Art der Naturerklärung abzubringen. Wir begnügen uns damit, die Dinge und Vorgänge in ihrer Beschaffenheit und in ihrer Ordnung zu erforschen.

Man rühmt den Segen der Religion. Aber es kommt darauf an, was man darunter versteht. Manchmal definiert man die Religion als die Hingabe an das Gute in der Welt. Dann wäre sie nur ein anderer Name für Sittlichkeit. Aber meist versteht man unter Religion die Verehrung einer übermenschlichen Macht. Daß nun diese Religion mehr Heil als Unheil in die Welt gebracht hat, scheint mir die Geschichte des Menschengeschlechts nicht zu beweisen; und ich meine, was in dieser Religion wirklich segenbringend war, das waren die damit verbundenen moralischen, nicht die supranaturalistischen Elemente. Diese pflegten nicht wohlthätig zu wirken: „Die Geschichte des Supranaturalismus ist sein Charakter.“ Er hat nur zu oft den schlimmsten Haß unter den Menschen, den Glaubenshaß, erzeugt, nur zu oft den Maßstab des Verdienstes gefälscht, indem er den Wert der Menschen durch das Glauben, nicht durch das Handeln bestimmt wähnte; er hat die Menschenkräfte abgezogen von dem Einzigen, wovon wir etwas wissen, von diesem unserem Leben und dieser unserer Erde.

Zuweilen auch nennt man schon jede gemütsmäßige Beziehung zum Weltall Religion. Nun, dieses große ewige Ganze ist schön und herrlich, und wohl freuen wir uns, sein Teil zu sein, wohl fühlen wir so etwas wie Dank gegen diesen erhabenen Zusammenhang. Aber darf man dies schon Religion nennen? Und mir scheint nicht, daß dieses Gefühl im Mittelpunkt unseres Gemütslebens stehen sollte. Unser Dank, unsere Liebe gehört, scheint mir, an erster Stelle nicht der fühllosen Natur, sondern ihren selbstbewußten, durch ihre unausgesetzte Arbeit uns erhaltenden und beglückenden Teilen, den Menschen. Gott oder die Natur bedarf unserer nicht, wohl aber bedürfen unserer die Menschen. Und wenn wir unseren leidenden Brüdern nicht helfen, dann wird auch Gott oder die Natur ihnen nicht helfen. Die Verantwortlichkeit für ihr Leiden können wir nicht auf die Gottheit abwälzen.

Die „sittliche Weltordnung“ ist nicht etwas, was ohne unser Zuthun existiert, sondern wir selbst, durch unser bewußtes Denken und Wollen, müssen eine sittliche Weltordnung schaffen.

## Ein Rückblick auf die diesjährige Berliner Kunstausstellung.

Von Lily von Gizycki.

Die Ästhetik hat mit der Ethik Eins gemein: sie gilt dem Durchschnittsmenschen für eine Wissenschaft, die ihn nichts angeht, die nur auf dem Katheder zu Hause ist. Und wie es Leiter der Jugend, Eltern und Lehrer giebt, die uns die Antwort schuldig bleiben müßten, wenn wir sie nach den ethischen Grundsätzen ihrer Erziehungsmethode fragen wollten, so giebt es Künstler, die eine Frage nach ihren ästhetischen Grundsätzen nur mit einem Lächeln über unsere Philisterhaftigkeit beantworten würden. Aber ebensowenig wie das Studium der Ästhetik den großen Künstler ausmacht, ebensowenig macht das Talent allein ihn aus.

Wer auf die diesjährige Berliner Kunstausstellung zurückblickt und ihr Gesamtergebnis sich vergegenwärtigt, der muß zu solch einem Resultate kommen, denn unter den 2524 Kunstwerken sind nur wenige, die Talent und Gedanken, Technik und Geschmack verraten. Selbst ein Künstler wie Hugo Vogel, dessen Porträt des Bürgermeisters von Hamburg ganz vortrefflich ist, konnte ein Bild, wie die allegorische Darstellung der Industrie ausstellen, das den Eindruck macht, als ob die linke Seite von einem jener alten „Nazarener“ und die rechte nur von einem Modernen gemalt wäre, — das also einem der ersten ästhetischen Gesetze, dem der Einheitlichkeit, Hohn spricht. Wir sehen rechts eine Gruppe kräftiger Arbeiter, die sehr gut charakterisiert sind, links eine blasse, schlanke, in dichte weiße Gewänder gewickelte Gestalt, welche die Industrie vorstellen soll, neben ihr einen ebenfalls sehr schlanken, nackten Jüngling, dessen Haupt mit einem Helm bedeckt ist und der die Kaiserkrone emporhält. Er ist die „Wehrkraft“. Wenn ich nicht wüßte, daß das Bild auf Bestellung eines Großindustriellen gemalt worden ist, ich würde glauben, der Künstler habe eine sozialpolitische Broschüre in Farben schaffen wollen, die dem Beschauer deutlich zum Bewußtsein bringt, daß diese ernsten, fast finsteren Arbeiter, Urbilder der Kraft und Gesundheit, die aufstrebende Menschheit repräsentieren, denen das zarte, bleiche Salongeschlecht dort oben über kurz oder lang weichen muß. Ein anderer Berliner Maler, Wilhelm Simmler, hat in einem Bilde, das den unscheinbaren Titel „Italienischer Säulengang“ trägt, eine ähnliche Wirkung erreicht, aber auch wohl beabsichtigt. Durch den in strahlendem Sonnenschein glänzenden Säulengang, der den Ausblick auf das blaue Meer frei läßt, geht ein reisendes Ehepaar. Er, ein ältlicher Mann, schaut mit lüsternen Blicken nach links, wo die Figur einer nackten Nymphe ihn anzieht; sie, eine junge, schmale, blasse Frau, sieht neidisch nach rechts, wo ein schöner Bauernbursch mit seinem frischen Liebchen schäkert. Sie fühlt den Kontrast, die arme reiche Dame, sie fühlt ihn ebenso, wie jene andere schöne Frau auf A. Corelli's reizendem Bild „Die Mutter“, welche in die Hütte des Bauern tritt und ein Familienglück sieht, das ihr vielleicht in ihrem stolzen Schlosse nicht beschieden ist. Nur selten freilich werden Kontraste dieser Art geschildert, eben so selten, als sie im Leben anzutreffen sind, denn das schöne Märchen von der glücklichen Armut ist eben meist nur ein Märchen. José Villegas' Gemälde „Kontrast“ giebt ein Straßenbild wieder, wie wir es täglich sehen können: Im zierlich geschmückten Korbwagen ruht der runde, rosige Sprößling des Reichen; die geputzte Amme fährt ihn im Park spazieren. Und an

ihr vorüber geht ein armes Weib, in Lumpen gehüllt, das blasse, magere Kind auf dem Arm, aus dessen durchlöchertem Hemdchen die gelbe, welke Haut hervorschaut. Die wenigen Minuten in freier Luft werden nicht die Wirkungen der dumpfen Kelleratmosphäre auf den zarten Körper aufheben können. Sein ganzes Leben wird grau und trübe sein, ob es nun im sonnigen Süden oder in den nordischen Nebeln sich abspielt. Ein dreiteiliges Bild aus solch einem Leben führt uns Walter Firle unter dem Titel „Vater Unser" vor. Es ist nicht sensationell, deshalb geht das große Publikum daran vorüber, und es ist vielleicht gar zu farblos für unsere, schon wieder an satte Farben sich gewöhnenden Augen. Der dritte Teil des Bildes, die Heimkehr der gefallenen Tochter in die armselige Schusterwerkstatt des Vaters, ist durch den lebendigen Ausdruck der einzelnen Personen besonders ergreifend. Das „Lied vom Leid" klingt durch das Leben der Armen.

Das „Lied vom Leid" nennt Rud. A. Jaumann auch sein Bild, das den armen Musikanten darstellt, der seiner totkranken Tochter die alte Weise noch einmal vorspielt. Nur selten kann ein Armer darauf hoffen, im Alter friedlich im eigenen Gärtchen, vor der eigenen Hütte mit der treuen Lebensgefährtin auszuruhen, wie es E. V. Hirschfeld auf seinem Gemälde „Vor funfzig Jahren" schildert. Das alte Ehepaar träumt von seiner Jugend und sieht sich selbst im Brautschmuck in diese Hütte Einzug halten, aus der der Tod sie bald hinwegführen wird. Ihr Leben ist Mühe und Arbeit gewesen; ob es „köstlich" war? Die müden Gesichter verraten nichts davon. Hermann Neuhaus, ein ganz moderner Künstler, erzählt uns vom Ende des Ärmsten der Armen, der vielleicht an der Landstraße gestorben ist. Vier Engel tragen den Leichnam dieses „armen Lazarus" zu Grabe, während dem reichen Mann Priester und Chorknaben folgen.

Es scheint, als wäre heute plötzlich in manchen Herzen die Erinnerung daran aufgetaucht, daß der Heiland, zu dem sie sich bekennen, ein Heiland der Armen und Elenden, ein bitterer Feind der Pharisäer war, und es ist zweifellos, daß das Mitgefühl und das Verständnis für die Armen und Elenden wächst. Nicht nur die sonnige Seite des Volkslebens, wie Defregger sie häufig malte, wie Hans Dahl sie in seinen norwegischen Gestalten darstellt, deren rosige Gesichter und lachende Augen den Beschauer der trübsten Großstadtstimmung zu entreißen vermögen, werden heute geschildert, — ihr ganzes Leben in Leid und Freud ist zum Gegenstand des Studiums geworden. Seltsam mutet es einen häufig an, wenn das Auge, das eben an ein Bild der Nachtseite des Lebens gefesselt war, plötzlich auf das Porträt einer eleganten Dame, eines feinen Stutzers fällt. Die moderne Welt, die reicher an Kontrasten ist, als irgend eine frühere, spiegelt sich in solchen Kunstausstellungen ab. Was in Wirklichkeit weit auseinander liegt, wie Armut und Reichtum, und nicht mit einem Blicke umspannt werden kann, vereinigt sich hier auf engem Raume, und Gedankenrichtungen, die sich sonst nicht berühren, stellen sich hier im Bilde nebeneinander dar. Es wäre nicht uninteressant, zunächst einmal die Porträts zusammenzustellen. Welch' bunte Gesellschaft! Die Armut freilich fehlt darunter, sie kann die Porträts nicht bezahlen, sie hat dafür die — Vergünstigung, zu allen anderen Bildern Modell zu stehen. Aber von den Kreisen, die Bildung und Besitz repräsentieren, fehlt kaum ein Vertreter. Da sind stolze Aristokratinnen, unter denen die Gräfin Wedel von L. Horovitz und die hochmütige Schönheit Gräfin G. besonders charakteristisch sind, da ist die reizende moderne Frau von Récamier, von Alfred Schwarz, deren Portrait bis auf den graziösen weißen Rahmen vollendet stilvoll ist; und liebliche Mädchen und allerliebste Kinder fehlen nicht. Die Idealgestalt eines ganz jungen Mädchens hat Ludwig Noster in seinem Bild „Blühende Jugend" gemalt. Ich weiß nicht, in welche Gesellschaft ich sie bringen soll, sie paßt in keine, sie ist das Mädchen aus der Fremde, das der märchenhafte Zauber unschuldiger Jugend umgiebt.

Manche weibliche Bildnisse sind freilich auch dazu angethan, den Beschauer am „schönen Geschlecht" und die Beschauerin, wenn sie für die Frauenbewegung begeistert ist, an der geistigen Entwickelungsfähigkeit des „schwachen Geschlechts" verzweifeln zu machen. Eine freundlich dreinschauende, sehr häßliche alte Jungfer, von Otto Schultz gemalt, die an der Stelle, wo die Brust sein soll, eine Rose vorgesteckt hat, erinnerte mich lebhaft an jenen Schusterjungen, der bei einem ähnlichen Anblick in die Worte ausbrach: „Wat, so'n oller Stock trägt noch Rosen?!" Die Herrengesellschaft ist trotz des vorherrschenden schwarzen Rocks bunter als die der Damen. Die Physiognomien sind verschiedenartiger und ausdrucksvoller. Hubert Herkomer hat ein brillant gemaltes Porträt eines sicher ebenso klugen wie kühlen alten Engländers ausgestellt. Vilma Parlaghy, die trotz allen Neides ihrer männlichen Kollegen eine bedeutende Künstlerin ist, sorgte dafür, daß die weltliche und die geistliche Macht vertreten wurde, indem sie ein Kaiserbild und ein Porträt des Erzbischofs Stablewski von Posen ausstellte. Künstler und Gelehrte, Offiziere und Großindustrielle fehlen natürlich nicht. Wer erfahren will, wie mancher moderne deutsche Gelehrte aussieht, und unwillkürlich an den bekannten Typus von vor 40 Jahren denkt, der sehe sich Ludwig Kellers Bildnis des Professors Dr. v. Oe. an, der aus dem schweren Rahmen so sorglos heiter, so gar nicht von „des Gedankens Blässe angekränkelt" herausſieht, als wäre er ein auf seinen Millionen ausruhender Kohlengraf. Auch ein Ehepaar hat sich abkonterfeien lassen. Der Maler, Ludwig Fahrenkrog, hat die bekannte vom Photographen geforderte Freundlichkeit dadurch ausdrücken wollen, daß er die Gattin sich zärtlich an den Gatten anschmiegen ließ — Beiden, wie es scheint, eine ganz ungewohnte Situation, denn unzufriedener kann man kaum aussehen. Die Krone moderner Männlichkeit malte aber Karl Ziegler: sein selbstbewußtes Modell sitzt rittlings, mit den Händen in den Taschen, auf dem Stuhl, das Monokle im Auge, mit spärlichem Haupthaar, gelbem Gesicht und dem unvergleichlichen Ausdruck von Blasiertheit, Lüsternheit und Esprit, den solche Großstadtpflastertreter zu haben pflegen. Auf dem Bilde von Adalbert Franz Seligmann „Rauchzimmer" finden wir ihn in Gesellschaft seiner älteren und jüngeren Kollegen männlichen und weiblichen Geschlechts naturgetreu wieder.

Und neben dieser Welt — der Armut auf der einen, dem Reichtum auf der andern Seite — lebt eine Welt schönheitsdurstiger, glühender Phantasie, farbenfroher Romantik, die sich an alten Sagen und Märchen erquickt und Menschen schafft, schöne, kraftstrotzende Menschen, wie die Griechengötter waren und die Menschen der Zukunft einst, so hoffen wir, sein werden.

Einen schwülen Sommerabend malte Hermann Hendrich. Rot ging die Sonne unter, und nun wachen die Geister der Tiefe auf. Durchsichtig, fast in Duft verschwommen erscheint eine Elfe nach der andern; auf ihrem Haupte glänzt das Irrlicht, das den Wanderer in die Tiefe zieht. Wenn dann die Nacht hereingebrochen ist und der geheimnisvolle See im dunklen Walde keinen Stern und keinen Mondstrahl wiederspiegelt, steigt die Nixe aus dem Wasser empor. Niemand sieht ihre schimmernden Glieder, ihr silbernes Haar; da plötzlich leuchtet es auf vor ihr: das goldene Krönlein einer Schlange ist es, die mit Menschenaugen verlangend zu ihr aufschaut. Aber das Wasserweib wird den Königssohn nicht erlösen, den die Hexe verzaubert hat — das arme Wasserweib hat ja selbst keine Seele! Wilhelm Weimar hat dieses Waldmärchen erzählt. Die meisten Vorübergehenden lachten darüber, sie ahnten nicht, wie deutlich sie zeigten, daß die seelenlose Nixe doch eigentlich Ihresgleichen ist.

In ihrem Element ist Gustav Wertheimer's schöne Meerfee, die dem Schiffer bei Nacht erscheint. Er weiß nicht recht, ob der Wellenschaum ihn täuscht, und beugt sich mit der Laterne weit über den Kahn, um besser zu sehen. Entsetzen und Bewunderung malen sich in seinen Zügen, als er

der Nixe gewahr wird, deren Leib ebenso grünlich-silbeen glänzt, wie das Wasser, in das sie ihn locken möchte. Eine Andere ihres Märchengeschlechts schaut vom Steine aus im heitern Sonnenschein auf Benes Knüpfers Gemälde „Tritonenkampf“ ihren im Wasser mit einander ringenden männlichen Gefährten zu. Sie ist nicht so gespenstisch, wie ihre Schwestern, ihr Körper ist menschlich rund und rosig. Walter Crane, dessen Phantasie die Schaumköpfe der Wellen in Neptun's weiße Rosse verwandelte, ist in der Ausführung hinter dem poetischen Gedanken zurückgeblieben, denn die Pferde haben mit dem Schaum nichts mehr gemein. Die Phantasie schafft ja auch nicht nur gespenstische Schattenbilder. Je gesunder sie ist, desto lebensvoller sind ihre Gestalten. Walter Simmler hat die „Elternfreuden“ eines Satyrs und einer Nymphe dargestellt, als wären die Beiden mit ihrem dicken Sprößling ihm ebenso leibhaftig vor Augen getreten, wie die meckernde Ziege, deren schwarzes Zicklein sich mit dem kleinen Satyr stößt. Das ganze Bild mit seiner Sommerpracht als Hintergrund atmet den sorglosesten Frohsinn, während das „Sommer-Sonnenglück“ von Curt Stoeving einen recht trübseligen Eindruck macht. Die unter einem Pflaumenbaum mitten in einer grau getönten Landschaft, aus der ein ultramarinblaues Meer hervorleuchtet, versammelte, sechs Köpfe starke, nackte, gelbe, kurzbeinige Familie hat nicht unrecht, so traurig dreinzuschauen; sie kann unmöglich am gegenseitigen Anblick Freude empfinden. Das zwar bekleidete, aber auch recht betrübte Mägdelein, von dem Hans Looschen uns glauben machen will, daß es „im Garten Eden“ zu Hause sei, gehört auch zu dieser paradiesischen Familie. Unsere Stammeltern, wie wir sie uns träumen, wenn wir einmal Darwin vergessen haben, und an das Paradies der Bibel denken, hat der Bildhauer Peter Breuer geschaffen. Schöner aber und froher als sie, denen die Vertreibung schon bevorsteht, sind die Sagengeschöpfe der griechischen Phantasie, denen sich die Künstler am liebsten zuwenden. Es ist, als tauchten die Gestalten der Bibel nur dann im Gemüt des modernen Menschen auf, wenn er traurig ist oder das Elend schaut. Aber dauernd die Erde als ein Jammerthal anzusehen und das Irdische asketisch zu verachten, das hat er verlernt. Die Freude am Leben, die Begeisterung für das Schöne bricht wieder durch, wie einst zur Zeit der Renaissance, als auch etwas wie heidnische Lust über die Köpfe hin wehte. Otto Lessings „Bachantin und Amor“ sprüht von Lust und Leben; Johann Hirth's „Flehende Nymphe“ wäre eines griechischen Künstlers würdig, und in Hermann Kokolskys „weiblichem Idealkopf“ stellt jene sieghafte Schönheit sich dar, vor der Griechen und Römer die Kniee beugten. Ist doch auch das Meisterwerk der Natur, der Mensch, der schönste Vorwurf für den Künstler. Aber nicht der durch Nat und Elend oder durch Modethorheit und Genußsucht entstellte Mensch, sandern sein an Leib und Seele unverdorbener Typus. Man hält es häufig für sittsam, für moralisch, mit gesenkten Augen an Bildern, wie Bernhard Zickendrahts meisterhaft gemaltem Werk „Erblüht“ — ein nacktes Mädchen — vorüberzugehen oder den Kindern ängstlich das Hinschauen zu verdieten. Es giedt gewiß auch zahllose Bilder, die lediglich eine Spekulatian auf die Sinnlichkeit sind. Sie sind nicht schwer zu finden, und ein unverdorbener Mensch wird sich eben so sicher von ihnen abwenden, als er var wahrer, reiner Schönheit entzückt stehen bleidt.

Aber nicht nur die heiteren Sagen der Heiden stellen unsere Künstler dar. Die schöne Mythe von Loki und Sigyn hat Ernst Marx behandelt. Loki, der Feuergott der Germanen, der Lichtalben mächtigster Feind, ist am Felsen gefesselt. Eine Schlange träufelt vom vorspringenden Stein herab ihr Gift auf seine Brust. Sigyn, Lokis treues Weib, fängt es mit einer Schale auf, so daß nur dann der Gatte getraffen wird, wenn sie die Schale leeren muß. Wenn Loki vor Schmerz aufschreit und an den Ketten rüttelt, bebt die Erde, sa sagten die Alten. Noch ernster ist das Gemälde van Adalbert Franz Seligmann: Hermes geleitet die Seelen der Verstorbenen in die Unterwelt. Und doch, welche Schönheit ist auch hier über diese Schatten ausgegossen, wie wenig erinnert die Gestalt des olympischen Führers der Toten an den schauerlichen Knochenmann, der den Totentänzen vorantanzt, die unsere nordische Phantasie geschaffen hat! Auf dieser Ausstellung war er nur vereinzelt zu finden, was ich für ein Zeichen tieferen Kunstgefühls halte.

Ebenso erfreulich ist es, daß die Kriegsbilder immer seltener werden, und daß sichtlich der Geschmack des Publikums daran abnimmt. Die grauenhafte Scene, der Rückzug der Franzosen aus Rußland, welche Albert Stähle malte, und das Bildwerk von Ludwig Cauer „Durst“, das uns zwei Soldaten zeigt, von denen der eine im Helm ein paar Schluck Wasser erobert hat, während der Andere es ihm entreißen will, sind nur dazu angethan, den Krieg als das darzustellen, was er ist: ein Rest des Barbarentums, ein Hohn auf die sogenannte christliche Kultur. In eigentümlicher Art hat Ferdinand Pauwels ihn dagegen religiös zu verklären gesucht. Er malte einen sterbenden Soldaten, dem Christus erscheint, und mit dem Worte des Jeremias: „So ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, so will ich mich von euch finden lassen“, bezeichnet er sein Bild. Er fühlt nicht, welch' eine Verurteilung jener darin ausgedrückt liegt, die das arme Menschenkind in den Tod getrieben haben, und wie das Auge dessen, der sich zu dem Unglücklichen neigt, vor Zorn sprühen würde, wie damals, als er die Makler aus dem Tempel trieb. Dasselbe Thema dehandelt Adolf Schladitz, wenn er eine Scene aus der Schlacht dei Leuthen malt: den König mit seinem Gefolge im Vordergrund, dicht hinter ihm Tote und Sterbende, um die sich niemand kümmert, und Alle überragt von dem hölzernen Kruzifix am Wege. „Liebet Eure Feinde“, würde ich als Titel darunter setzen. Ein prachtvolles Gemälde von José Villegas: „Der Meister ist tot“ gewährt uns den Einblick in die düstere Kapelle neben dem Zirkus, wo eine jubelnde, geputzte Menge dem Stierkampf zugesehen hat, dis der Meister das Opfer seines Berufes wurde. Nun stehen seine Gefährten in ihrer schönen, dunten Tracht trauernd neben der Bahre, seine Geliebte, die so stolz gewesen war auf seine Kraft, kniet vor dem Toten, und der Priester des Gottes der Liebe spricht den Segen über ihn. Ist das Pudlikum, das den Kampf des Menschen mit dem wilden Stier als größtes Vergnügen detrachtet, sittlich fortgeschrittener, als die Zuschauer der römischen Gladiatorenkämpfe, die noch nicht mit christlicher Kultur prahlten?

Wie wenig die Religion heute im Herzen des Volkes wurzelt, ja, wie gering das Verständnis für die Gestalt Christi ist, die Jedem, auch dem, der sich nicht nach seinem Namen nennt, teuer sein sollte, zeigen die Bilder und plastischen Werke, welche ihn darstellen. Von einem modernen Maler glaube ich, daß er mit dem Herzen dabei ist, wenn er Jesus malt, das ist Fritz von Uhde; keiner der auf der diesjährigen Ausstellung durch religiöse Bilder vertretenen Maler erreicht ihn, was die Tiefe der Empfindung detrifft. Die Piéta von Franz Stuck ist technisch bedeutend. Die ganz verhüllte Gestalt der Maria, von der nur die Hände sichtbar sind, die sie auf das Antlitz drückt, läßt uns, trotz der geringen Mittel, den ungeheueren Schmerz mitfühlen; aber der lang hingestreckte Leichnam Jesu mag anatomisch vollendet sein, als ein Kunstwerk, das andere Gefühle erregen soll, als bloße Bewunderung der Technik, erscheint er mir nicht. Hugo von Habermann hat eine eben so dunkel gehaltene „Piéta“ ausgestellt, ein Bild, dei dem weder Geschmack nach Empfindung dem Maler den Pinsel geführt haben kann: Christus ragt nur mit dem Kopf aus dem Sarge heraus, und man schwankt zwischen Grauen und Lachen, wenn man das Gemälde ansieht. Die Werke, die außer den deiden genannten einen religiösen Varwurf haben, sind mehr aber weniger kanventianell; ausdrucksvoll, aber in mystisch symbolistischer Auffassung ist der Knabe Christus von Friedr. Ernst Walfram; mit großen, tiefen

Augen blickt er den Beschauer an, als wollte er fragen: wie komme ich hierher? Es wäre nicht uninteressant, darauf näher einzugehen, wie die Religion in der modernen Kunst zum Ausdruck kommt. Der eine faßt sie als Mystiker auf, wie Wolfram; dem anderen ist sie nur von historischer und kulturhistorischer Bedeutung, wie Felix Possart, der das Abendmahl darstellt und Christus und seine Jünger, echt morgenländische Gestalten, in orientalischer Weise auf der Erde sitzen läßt; einen dritten erinnert sie an die sonnigen Märchen seiner Kindheit und er malt wie Wilhelm Spatz, auf dessen Bild, „In Bethlehems Stall“, die kleinen Engelein verkleidete, neugierig-vergnügte Kinder sind. Nur selten sind die Künstler, die weder Mystiker noch Historiker oder Märchenerzähler sind, sondern die mit dem höchsten Gebot des Christentums im Herzen: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“, den Gott im Menschen finden. Uhdes Christus ist ein schlichter, ernster Mann mit klaren, tiefen Augen, dem wir glauben, daß er nicht fragt nach Ruhm und Ehre, nach Glanz und Gold, sondern daß er die Armen und Verlassenen seine Brüder nennt und einen schmachvollen Tod für seinen Glauben erleidet. Und der Christus des russischen Bildhauers Antokolski, welcher der vorjährigen Ausstellung zur Zierde gereichte, ist, selbst als Gefangener vor seinen Richtern, der nie zu besiegende Geistesheld, den kein Gesetz und kein Richterspruch unterwerfen kann; denn die Wahrheit, die solch ein Mann seiner Zeit verkündet, ist mächtiger als alle Gewalten.

Auf der diesjährigen Ausstellung fehlte das religiöse Bild dieser Art. Dafür war ein Gemälde dort, wie es vielleicht noch nie gemalt worden ist. Den milden Heiland, den mächtigen Kämpfer für die Wahrheit, den duldenden Märtyrer haben die Maler oft gemalt, und von der Kanzel herab haben die Priester von ihm gepredigt. Aber von jener Charfreitagsfrage, aus der uns die Verzweiflung des leidenden Menschen entgegenschreit, schweigen sie gern, und das Antlitz dessen, der rief: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!“ wagte wohl noch kein Maler zu malen. Graf Harrach hat es gethan. Sein Werk zu beschreiben, ist kaum möglich. Es wirkt fort in dem, der es sah. Was wäre auch ergreifender zu schauen, als ein Mensch, der sein ganzes Leben den Brüdern opferte, mit seinem ganzen Herzen an den gütigen Gott im Himmel glaubte, und im Augenblick des qualvollen Todes fühlt, daß der Gott, auf den er baute, ihm nicht hilft.

Ich habe gesagt, daß das Fühlen und Denken unserer Zeit sich in den vereinten Werken ihrer Künstler wiederspiegelt. Ist es wirklich das ganze Fühlen und Denken, was wir im Bilde vor uns sahen? Kampf und Not, Glück und Freude sahen wir. Wir sahen aber auch, daß die religiösen Ideale im Schwinden begriffen sind, und müssen uns fragen, was an ihre Stelle tritt. Ein einziges Werk giebt die Antwort darauf: Am Wege unter dem Muttergottesbild liegt ein armes Weib, das Kind an der Brust. Sie ist ermattet zusammengebrochen; Gram und Verzweiflung spricht aus ihren Zügen, ihrer ganzen Haltung; sie hat vergebens zu Maria gefleht. Unbewegt, steinern steht sie über ihr. Die offene Hand, die das arme Weib dann den Vorübergehenden entgegenstreckte, blieb leer. Der Künstler — Hugo Rheinhold — hat sie mitten unter die Nymphen und Faunen, die schönen Frauen und stolzen Krieger hingestellt, und alle Blicke wenden sich ihr zu. Die Steine reden, da die Menschen schweigen! Sie reden von einer neuen Religion. Nicht den Gott, der ein Geschöpf des Menschen ist, sollst du anbeten, sondern der Menschheit, die aus dieser Mutter und diesem Kinde zu dir spricht, soll dein ganzes Herz gehören; und nicht warten sollst du, bis die Hülfe vom Himmel kommt, sonst bist du mitschuldig an dem Tode deiner Brüder.

## Ausnahmegesetze!

Herzinnig hat es mich gefreut, die tapferen Vertheidiger unseres unvergleichlichen Gegenwartsstaates so auf dem Platze zu finden. Mit klirrenden Waffen kamen sie einher, angethan mit dem ehrwürdigen Harnisch und dem beulenreichen Helm aus der Rüstkammer der Vorfahren, um wider das Gift und Feuer speiende Gewürm zu Felde zu ziehen. Als ich, der ich ein Waffenkundiger bin, Schilder und Helmschmuck der edlen Kämpen prüfte, sah ich zu meinem grenzenlosen Erstaunen, daß der junge Ritter fehlte, der einst hoffen ließ, daß er gegen die Drachen der ganzen Welt fechten würde. Da war sie, die würdige „National-Zeitung“ mit dem Vogel der Athene im Schild, neben ihr die „Norddeutsche Allgemeine“, die einst die Farben des Alten vom Sachsenwalde trug und nun den Krebs als Helmzier wählte; der rheinische Held, die edle „Kölnische“, fehlte nicht, dessen Rüstung goldig funkelt und der unentwegt unter dem Zeichen seiner Fürsten kämpft: dem roten Golde, dem Nibelungenhort; in schlichteren Waffen gesellte die biedere „Post“ sich zu ihnen, auf deren Helm das zierliche Bild des Raben prangte — kurz, die besten Ritter der sechsten Großmacht waren auf dem Plan. Hinter ihnen sah ich eine gar stattliche Reservearmee von Rittern und Reisigen; den Bundschuh und die Knute, die Hetzpeitsche, das Chamäleon und den buntbefiederten Papagei konnte ich auf den Fähnlein unterscheiden; sie warteten auf den Augenblick, wo sie zum Entsatz der Avantgarde vorrücken müßten; ja es wurden von der Seite der kampflustigen germanischen Jünglinge schon Hep-hep-Rufe laut. Aber auch hier suchte ich vergebens nach meinem Ritter.

Wie, heute, wo die besten Kräfte der Nation sich brüderlich die Hand reichen, um das doppelköpfige Ungeheuer zu bekämpfen, tritt die „Ethische Kultur“ nicht mit in den Bund? Kühne Forscher haben entdeckt, daß die beiden Häupter des Drachen nicht, wie ursprünglich angenommen wurde, verschiedenen Körpern angehören, sondern daß *ein* gräßlicher Leib, den die Felsenhöhle noch halb verbirgt, beide trägt: den Anarchismus und den Sozialismus. Laut schreit der gute Bürger um Hülfe wider den Zerstörer seines Friedens, den Räuber seiner wohlerworbenen Schätze, und du, junger Ritter, den ich für Jung-Siegfried selber hielt, du kommst ihm nicht zu Hülfe?

Es ist nicht deine Sache, meinst du, dich in den Kampf zu mischen? Ein paar Geschichten laß mich dir erzählen, mein Sohn, und du wirst sehen, daß ich ein Recht habe zu sagen: Im Namen des lichten Schildes, das du trägst, im Namen deines Feldgeschreis tritt mit in den Kampf, schmiede mit die Fesseln, an denen deine tapfern Genossen sich schon müde arbeiten: die Ausnahmegesetze!

Einst, im grauen Altertum, war das römische Reich das mächtigste der Erde. Aber die Säulen wurden morsch, auf denen es ruhte. Mit einem Glanz ohne gleichen umgaben sich die Herrscher; sie saugten das Blut aus den Adern des Landes, und während ihre Höflinge ihnen huldigten, murrte und hungerte das Volk. Was der Cäsar dem Reiche ließ, das zertraten seine Legionen. Da kam ein Geist des Aufruhrs über das Volk; es weigerte sich, Kriegsdienste zu nehmen, es wollte des Cäsars geheiligtes Haupt nicht mehr anbeten, der Götter spottete es und lauschte begierig der Botschaft, welche arme Wanderer weit aus des Reiches Osten ihnen brachten. Von einem Manne erzählten sie, der als Hochverräter ans Kreuz geschlagen worden war. Er hatte ringsum im Lande verkündet, daß alle Menschen Brüder seien. Die Reichen und Vornehmen hatte er hart gescholten und hatte die Armen und Unterdrückten wider sie aufgehetzt. Als die römischen Herrscher hörten, wie jenes Gekreuzigten Lehre das Volk ergriff, da beriefen sie ihre Räte und kamen mit ihnen überein, daß der Staat in Gefahr sei. Um ihn zu schützen vor den Aufrührern, welche die Autorität der Götter und des Cäsars untergruben und sich wie Diebe am

Eigentum vergreifen wollten — denn sie sprachen von Gleichheit und Brüderlichkeit — wurden strenge Gesetze erlassen wider sie. Mit dem Tode sogar mußten sie es büßen. Und die guten Bürger legten sich wieder ruhig schlafen, die weisen Lenker des Staates preisend, welche das rechte Mittel gefunden hatten, um ihres Hauses Frieden, ihres Hauses Gleichgewicht, ihres Eigentums Sicherheit zu bewahren: Ausnahmegesetze.

Eine andere Geschichte noch weiß ich. Im Lande der Angelsachsen hatten die Könige friedsam geherrscht. Es kam jedoch eine Zeit, wo die Unterthanen sich vermaßen, selbst mit regieren zu wollen. Sie sprachen von den Rechten der freien Bürger und übten Kritik an dem, was König Karl that. Schnell entschlossen berief er zu seinem Rate einen kühnen Mann, der glaubte Hülfe zu schaffen, indem er Steuern ausschrieb, damit die harte Knochenhand der Armut die Häupter der Rebellen zu Boden drückte, und Soldaten anstellte zu des Reiches Schutz. Als aber die Klagen dennoch nicht verstummen wollten, kam die würdige anglikanische Kirche dem weltlichen Oberhaupt des Staates zu Hülfe. An der Spitze der frommen Priesterschaar zog Bischof Laud durch das Land und predigte gewaltig von dem göttlichen Rechte der Könige und dem leidenden Gehorsam der Völker. Der Name „Oliver Cromwell" klang freilich schon hier und da lauter, als die Weisen des Bischofs, aber Krieg, Armut und Frömmigkeit standen Wache an den Mauern des Staatsgebäudes. Und die guten Bürger legten sich wieder ruhig schlafen; erschreckte sie im Traum ein fernes Brausen, so beruhigten sie sich schnell: vor den Rebellen schützten ja die — Ausnahmegesetze!

Und noch ein drittes laß mich dir erzählen. Nicht viel mehr als hundert Jahre ist es her, da herrschte ein König in Frankreich, der Gold und Edelsteine, schöne Frauen und reizende Mägdlein über Alles liebte. Darum brauchte er Geld, viel Geld, darum mußte er Steuern ausschreiben, viele, viele Steuern. Das Volk mußte den Reichthum schaffen, das in schwerer Frohnde unter dem Adel und der Geistlichkeit — die durch keine Steuern um ihr Hab' und Gut gekränkt wurden — seufzte und litt. Schließlich fing es an, sich wider die Unterdrücker zu empören; ja es ging solch seltsamer Geist durch die Lande, daß selbst solche, die nicht vor den Pflug gespannt waren, ihre Anführer wurden. Ludwig XV. aber, so hieß der König, war ein kluger Mann. Er ließ Siegelbriefe in großer Menge anfertigen, und jeder seiner Getreuen, sei es ein Minister, ein Höfling, ein Offizier oder ein Unterbeamter, bekam solche Briefe. In diese zeichnete er die Namen derer ein, die er als Rebellen erkannt hatte, und ohne Verhör und Gericht schloß sich die Kerkerthür hinter ihnen. So wurde das Land gesäubert. Aber leider gab es auch Menschen, die ihre gefährlichen Lehren durch ihre Bücher verbreiteten. Gegen dieses heimlich wirkende Gift arbeiteten die frommen Väter der Gesellschaft Jesu. Das schlimme Werk eines Verführers der Jugend, der den Namen Rousseau trug, verbrannte der Henker. Wer noch anders zu denken sich erlaubte, als es des Königs Wille war, den traf schwere Verfolgung. Und der Sohn Ludwigs XV. machte dem Vater Ehre. Er beruhigte die aufgeregten Gemüter, indem er von Finanz-Reformen sprach, die bald aller Not ein Ende machen würden, und seine Soldaten legten die in Ketten, die nicht daran glauben wollten. Das war im Jahre des Heils Eintausendsiebenhundertachtzigundacht. Die guten Bürger legten sich wieder ruhig schlafen, denn kein lauter Gedanke störte sie mehr, dank des Königs und seiner Räte Fürsorge, dank der unvergleichlichen Ausnahmegesetze!

Noch Vieles könnte ich dir erzählen, denn die Geschichte, mein Sohn, ist eine gewaltige Lehrmeisterin. „Aber," so höre ich dich sagen, „die Jünger jenes Gekreuzigten haben das römische Reich überwunden, die angelsächsischen Rebellen haben das absolute Königtum besiegt, der Geist des Aufruhrs hat von Frankreich aus ganz Europa in Brand gesteckt —"

Man sieht, wie jung du bist; die Weisheit der Schulbank spukt dir im Kopfe. Du bist unbescheiden genug, klüger sein zu wollen, als jene alten Ritter, von denen ich erzählte, deren graue Haare beweisen, daß sie durch die schwere Schule der Erfahrung hindurchgegangen sind.

Darum höre auf mich und geselle dich zu ihnen. Die Wahrheit und die Gerechtigkeit hast du auf deine Fahne geschrieben. Wisse, nichts führt sicherer zu ihrem Siege als — Ausnahmegesetze.

Ignotus.

## Mahnung.

Es ist so leicht zu preisen, zu verdammen
Nach seiner Eltern Thaten schon das Kind
Und Alle nach dem Land, dem sie entstammen,
Den Völkern, denen sie entsprossen sind.

Es ist so leicht im Lieben und im Hassen
Nach festem Plan die Menschen einzuteilen,
Nach Sippen und Geschlechtern, Klassen, Rassen,
Statt bei der That des Einen zu verweilen.

Es ist so leicht die Menschheit anzuklagen,
Zeigt auch ein Einz'ger nur sich bös' und schlecht.
Im Herzen einen großen Haß zu tragen,
Es ist so leicht. Doch es ist nicht gerecht.

Was kümmern Dich die Massen? nimm den Einen
Und geh' mit seinen Thaten ins Gericht!
Denn in den Tiefen wohnen oft die Reinen,
Und auf den Höhen findest Du die Kleinen.
Das Menschenleben ist so einfach nicht.

Frankfurt a. M. Arthur Pfungst

## Vermischtes.

### Die Freiheit der Universitäts-Lehrer.

Die „Vossische Zeitung" vom 22. August berichtet:

„Vor einiger Zeit ging die Nachricht durch die Presse, der Privatdozent der philosophischen Fakultät an der hiesigen Universität L. Arons habe der sozialdemokratischen Partei zur Durchführung des Bierverrufs eine bedeutende Summe zur Verfügung gestellt. Der „Vorw." erklärte diese Angabe für unbegründet und wies zugleich darauf hin, daß Herr L. Arons als Mitglied der sozialdemokratischen Partei monatlich seinen Betrag leiste, über den öffentlich unter dem Zeichen L. A. quittirt werde. Wirklich findet sich in den monatlichen Abrechnungen des sozialdemokratischen Parteikassierers der Vermerk: „L. A. 20 Mark". Wenn jene Mitteilung über die Verrufsunterstützung also aus der Luft gegriffen ist, so bleibt doch übrig, daß sich Herr Arons offen als Mitglied der sozialdemokratischen Partei bekennt. Darauf bezieht sich folgende Mitteilung der hiesigen ‚N. N.', die, wie sie angeben, von ‚hochachtungswerter Seite' stammt:

„Vor einigen Wochen soll der Kultusminister Dr. Bosse sich an die philosophische Fakultät der Berliner Universität mit einer Vorstellung gewendet haben, die den „Fall Arons" zum Gegenstande hatte. Die seltsame Erscheinung, daß im Lehrkörper einer königlichen Universität an verantwortlicher und hervorragender Stelle ein Mann wirkt, der die Grundlagen der bestehenden Ordnung des Staates und der Gesellschaft offensiv bekämpft, durfte immerhin den Leiter des Unterrichtswesens der Monarchie mit Zweifel und Sorge erfüllen. Die Kommission der Fakultät habe nun gegenüber der Vorstellung des Ministers den Beschluß gefaßt, von einem Eingriff in die Lehrthätigkeit des genannten Privatdozenten abzusehen, da für die Fakultät lediglich die wissenschaftliche Befähigung das Kriterium der Zulassung sei und die sozialdemokratische Gesinnung eines Dozenten um so weniger der Gegenstand von Erwägungen der Fakultät sein dürfe, als die Regierung die Sozialdemokratie für eine gleichberechtigte politische Partei ansehe und mit ihr paktire."

„Wir wissen nicht, ob sich dieser Vorgang wirklich so abgespielt hat, wie er hier dargestellt wird, zweifeln sogar, daß die Begründung der Fakultät richtig wiedergegeben ist. Auch möchten wir die Behauptung, daß Herr Arons an verantwortlicher und hervorragender Stelle wirke, dahin richtig stellen, daß er als Privatdozent der Mathematik*), so viel wir wissen, wohl kaum Gelegenheit hat, seine Zuhörer mit seinen politischen Anschauungen bekannt zu machen. Im übrigen halten wir aber den Standpunkt der philosophischen Fakultät, daß für sie lediglich die wissenschaftliche Befähigung über die Zulassung entscheidet, für durchaus würdig und zutreffend. Vorausgesetzt wird dabei, daß es sich nicht um ein ehrenrühriges Verhalten eines Dozenten handelt. Das ist aber in diesem Falle nicht einmal behauptet worden. Es wäre wenig erbaulich, wenn man an die Tradition der vierziger Jahre anknüpfen wollte, wo man dem Bonner Privatdozenten Bruno Bauer die Erlaubnis entzog, theologische Vorlesungen zu halten, weil seine Bibelkritik der herrschenden theologischen Richtung nicht genehm war."

*) Privatdozent der Physik. (Anm. d. Red.)

## Briefkasten.

Herrn **Hans Lentlos**, z. Z. Danzig. — Sie schreiben uns:

„In dem Artikel ‚Das Heine-Denkmal' möchte ich mir erlauben eine Stelle hervorzuheben, die wohl nicht ganz im Sinne der ethischen Kultur ist. Es ist die folgende:

‚Ward denn de Minsch öhwerhaupt nich an beordeelt nah sin G'sinnung, sin Lewen un Hanneln? Ih Gott bewoahr! Dett, wat he hett as küna un vristonh — de G'lährten drücken sik ut ‚fine Leistungen' — dat giwt dena Utslack.'

Sie haben ganz recht: **der Mensch** ist nach seiner Gesinnung, seinem Leben und Handeln zu beurteilen. Aber hier handelt es sich um die Frage, ob einem **Dichter ein Denkmal** gesetzt werden soll oder nicht, und da hat der Autor doch wohl Recht zu der Erklärung, daß seine **Leistungen** das Ausschlaggebende sind. Auf die von Ihnen angeführten Sätze folgen unmittelbar diese: „Unde Heine hett Unsterblich's makt. Doa künn' se em ook een Denkmoal setd'n."

# Anzeigen.




Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Kettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährl. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2092.

# Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

## Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Herausgegeben von

**Dr. Georg von Gizycki,**

Professor der Ethik an der Universität zu Berlin.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

| II. Jahrgang. | Berlin, den 8. September 1894. | Nr. 36. |
|---|---|---|

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.



### „Ethische Kultur".

Vom Herausgeber.

„An die Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur" wurde im Juli d. J. ein Schreiben gerichtet, welches ich, nach Fortlassung der einleitenden Zeilen und der Unterschrift, mit Genehmigung des Briefschreibers und des Vorsitzenden der D. G. E. K. in Folgendem zum Abdruck bringe:

„Ich habe mich seiner Zeit der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur angeschlossen, weil mir dieselbe als eine Vereinigung aller derjenigen erschien, welche da meinen, daß Verschiedenheiten in Religion und Politik ideal denkende Menschen nicht hindern sollten, sich einander die Hand zu reichen, um sich und anderen so viel als möglich „zu Liebe zu leben" und dadurch nach Kräften an der Herbeiführung „des Reiches Gottes auf Erden" an ihrem Teile mitzuarbeiten. – Als selbstverständlich erschien mir, daß die Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur Religion und Politik von allen ihren Erörterungen fern zu halten habe, wie solches bei Gründung der Gesellschaft ausgesprochen und auch später bei verschiedenen Anlässen seitens der Vertreter ihres Vorstandes bestätigt wurde. — Da erfüllt es mich nun mit Sorge, zu sehen, daß das publizistische Organ der Gesellschaft, die Wochenschrift „Ethische Kultur", seine Spalten auch Artikeln öffnet, welche nicht von dem Grundsatze absoluter Neutralität in Bezug auf Religion und Politik ausgehen, sondern z. B. gegen den „Kapitalismus" zu Felde ziehen, den Besitzenden ihre Unterlassungssünden gegen die Proletarier vorhalten, die Bestrebungen der Sozialdemokratie dagegen als mehr oder weniger berechtigt hinstellen, und dies alles in einem unethischen Style, wie man solchen in Parlamenten und Volksversammlungen zu hören bekommt, während Aeußerungen, welche ethischen Bestrebungen dienen sollen, doch wohl unter allen Umständen der Form nach milde gehalten sein müßten. — Ein derartiger Inhalt der genannten Wochenschrift wird eher im antiethischen Sinne wirken müssen, denn er gewinnt weder die Besitzenden noch beschwichtigt die Besitzlosen, trägt statt dessen aber dazu bei, die diese von jenen trennende Kluft zu erweitern. — Ich würde es daher mit Freuden begrüßen, wenn ein verehrlicher Vorstand dafür Sorge tragen möchte, daß nur solche Artikel in die Wochenschrift „Ethische Kultur" fortan aufgenommen werden, welche, der Form wie dem Inhalte nach, den der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur zu Grunde liegenden Prinzipien auf das Strengste entsprechen. Ein Abweichen von den letzteren, auch wenn es sich nur um von Dritten verfaßte und in der genannten Wochenschrift veröffentlichte Artikel handelt, erscheint mir als verhängnisvoll, als „eine Sünde wider den heiligen Geist" der Ethik."

Ich habe dieses Schreiben veröffentlicht, weil ich auch von anderer Seite ähnliche Urteile gehört habe und deren Erörterung mir nützlich erscheint.

Der Brief geht von mehreren falschen Voraussetzungen aus. Die erste ist, daß die „Ethische Kultur" ein Organ der D. G. E. K. sei. Deren alleiniges Organ aber sind die „Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur." Das von mir und meiner Gattin geleitete Blatt ist von Anfang an eine unabhängige, unter unserer alleinigen Verantwortlichkeit stehende Zeitschrift gewesen. Der Verleger und die Redakteure haben den Bestrebungen der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur ihre Unterstützung geliehen, weil sie ihnen heilsam erschienen.

Die zweite irrige Voraussetzung des Briefes ist die Meinung, daß, weil die D. G. E. K. eine Vereinigung von Personen ist, welche in religiösen und politischen Dingen verschiedene Überzeugungen haben, diese Gesellschaft „Religion und Politik von allen ihren Erörterungen fern zu halten habe." Solches ist weder bei der Gründung der Gesellschaft noch von irgend einem Vertreter ihres Vorstandes jemals ausgesprochen worden. Und wenn der Briefschreiber die Satzungen der Gesellschaft, durch deren Annahme er allein ihr Mitglied werden konnte, gelesen hat, so hat er auch gelesen, daß nach ihrem zweiten Paragraphen zur Erreichung des Zweckes der Gesellschaft auch die „Erörterung der Thatsachen und Formen des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens" gehört, daß sie die „Reformen, die sich als ethisch notwendig erweisen", unterstützen und ihren Mitgliedern „Anregung und Förderung jeglicher Art in Bezug auf ethische Aufgaben, Grundsätze und Pflichten" gewähren will, — was Alles die Beschäftigung mit politischen und religiösen Fragen einschließt. Wie ich schon in einem Artikel über den „Standpunkt der D. G. E. K." (in Nr. 17 v. Jgs.) gesagt habe: „Die D. G. E. K. ist in der Religion, Philosophie und Politik vollkommen neutral, alle Richtungen sind in ihr gleichberechtigt. Diese Neutralität der ethischen Gesellschaft besagt aber natürlich nicht, daß in ihr solche Fragen nicht behandelt werden dürfen — wodurch sie sich der wichtigsten Bethätigung entäußern würde, — sondern nur, daß die Gesellschaft als solche für keine Richtung Partei ergreift."

Die Mitglieder der D. G. E. K. haben sich durch Annahme ihrer Satzungen für die Gerechtigkeit und die Wahrhaftigkeit erklärt. Zur Wahrhaftigkeit gehört, daß sie nicht nur nicht lügen und heucheln, sondern auch die Wahrheit erkennen und ausbreiten wollen, — natürlich die Wahrheit in den wichtigsten Dingen — wie Religion und Politik — vornehmlich. Und wer die Wahrheit liebt, der will auch die Ansichten derer, welche nicht so denken wie er, kennen lernen — wie dürfte er es sonst wagen, über sie ein Urteil zu fällen? So wird die ethische Gesellschaft also nicht dem Beispiel der sogenannten guten Gesellschaft folgen und das Reden über Religion und Politik vermeiden, sondern sie wird solche Erörterungen gerade als eine ihrer hauptsächlichsten Aufgaben ansehen, in der Diskussion aber Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit walten lassen.

„Absolute Neutralität in Bezug auf Religion und Politik" hat die Gesellschaft zu beobachten; aber keines ihrer Mit-

glieder kann eine solche Neutralität ausüben, da es ja sonst über die wichtigsten Dinge im Himmel und auf Erden keinerlei Meinungen haben könnte, also ein gedankenloses Wesen sein müßte. Aber wenn ein Mitglied seine persönlichen Überzeugungen entwickelt, so soll es sich stets bewußt bleiben, daß es nur für sich und nicht im Namen der ethischen Gesellschaft spricht — eine gewiß selbstverständliche, aber oft genug außer Acht gelassene Regel.

Der Verfasser des obigen Briefes beklagt sich darüber, daß in dieser Zeitschrift Artikel erschienen sind, „welche die Bestrebungen der Sozialdemokratie als mehr oder weniger berechtigt hinstellen.“ Dieser Vorwurf kann nur auf seiner als irrig nachgewiesenen Meinung beruhen, daß in der D. G. E. K. politische Erörterungen nicht gepflegt werden dürfen. Sobald man solche zuläßt, muß man auch den Sozialdemokraten seine Ansicht entwickeln lassen. Wie, wenn er Recht hätte? Man kann sich darüber kein Urteil bilden, wenn man seine Ansicht nicht kennt. — Die Zeitungen berichteten unlängst, eine deutsche Universitätsverwaltung habe nicht zugelassen, daß in der akademischen Lesehalle, welche hunderte von Zeitungen aller Parteirichtungen mit alleiniger Ausnahme der sozialdemokratischen enthielte, der „Vorwärts“ ausgelegt werde, den eine große Anzahl von Studierenden (ungefähr die Hälfte aller am Lesezimmer beteiligten), um die sozialdemokratischen Ideen kennen zu lernen, zu lesen verlangt hatte. Mir scheint nicht, daß diese Maßregel sich vor dem Forum der Ethik rechtfertigen läßt.

Ich habe sehr bestimmte religiöse und politische Überzeugungen und habe dieselben wiederholt in diesen Blättern zum Ausdruck gebracht. Niemals jedoch habe ich einem Artikel nur darum, weil er einen von dem meinigen abweichenden Standpunkt vertrat, die Aufnahme verweigert. Aber der Umstand freilich, daß ein Artikel meinen Ansichten widersprach, konnte mich nicht dazu veranlassen, denselben auch dann zu veröffentlichen, wenn er mir nicht das intellektuelle Niveau zu erreichen schien, das ich in diesen Blättern bewahrt zu sehen wünsche. Ich habe wiederholt Autoren, welche in Religion und Politik meine Antipoden sind, aufgefordert, Beiträge für unser Blatt zu liefern, und nicht wenige solcher Artikel liegen nun vor. Ich wünschte den Lesern dieses Blattes die Ideale aller politischen Parteien Deutschlands vorzuführen und schrieb daher vor kurzem an eine größere Anzahl parlamentarischer Vertreter derselben; und wenn meine Absicht unausgeführt bleibt, so liegt es nur daran, daß ich von denen, welche überhaupt antworteten, lauter Absagen erhielt.

Der Briefschreiber fordert den Vorstand der D. G. E. K. auf, dafür Sorge zu tragen, daß in dieser Zeitschrift „nur solche Artikel aufgenommen werden, welche, der Form wie dem Inhalte nach, den der D. G. E. K. zu Grunde liegenden Prinzipien auf das Strengste entsprechen.“ Nun, ich meine, diesen Prinzipien entsprechen alle solche Artikel, welche in irgend einer Weise geeignet sind, die ethische Kultur zu fördern: Licht und Wärme in moralischen Dingen zu verbreiten. Und ich habe, bevor ich diese Zeilen schrieb, die ganze Liste der bisher erschienenen Artikel dieses Blattes durchgesehen und dabei mit dankbarer Freude der vielen bedeutenden Schriftsteller gedacht, welche unsere Wochenschrift durch ihre Beiträge ausgezeichnet haben; aber ich habe keinen einzigen gefunden, welcher nach meiner Ansicht jener Anforderung nicht entspräche.

Freilich weicht diese meine Überzeugung von den Ansichten des Briefschreibers ab, welcher es mir zum Vorwurfe macht, daß in diesem Blatte „den Besitzenden ihre Unterlassungssünden gegen die Proletarier vorgehalten“ werden, und von mir verlangt, daß ich die Besitzlosen „beschwichtige“; während ich es für schlecht halten würde, wenn ich jenes unterließe und dieses thäte.

Gewisse Stellen in obigem Briefe erinnern mich an einen Artikel, den ich in diesem Sommer in einem angesehenen amerikanischen Kapitalisten-Blatt (The Nation, Nr. vom 28. Juni) gelesen habe, betitelt: „Die Moral von Carnots Ermordung“. Darin werden alle diejenigen „Schriftsteller, Prediger und Professoren“, welche dem herrschenden Kapitalismus seine Sünden vorhalten, für Mitschuldige jenes Mörders erklärt. In dem Artikel wird dem Bedauern Ausdruck gegeben, daß die Geistlichen nicht mehr allgemein ihre Aufgabe darin sehen, die Mühseligen und Beladenen zu beschwichtigen, sondern ihnen zuweilen zu sagen wagen, daß sie ungerecht behandelt werden. Die Synode irgendwo in Deutschland, welche neulich diejenigen Geistlichen tadelte, die „das Christentum zum Mittel für irdische Zwecke herabwürdigen“, — welche nämlich im Namen des Christentums für diejenigen gesellschaftlichen („irdischen“) Reformen eintreten, welche dem Gesetze: Du sollst Deinen Nächsten lieben als Dich selbst entsprechen, wird ganz nach dem Herzen jenes Kapitalisten-Blattes sein. Mir aber scheint, wenn jene menschenfreundlichen Geistlichen, welche, eben weil sie das Christentum ernst nehmen und es nicht zum Mittel für irdische (selbstsüchtige) Zwecke machen wollen, nicht den Beifall ihrer Synode haben, so würde ihnen doch der Beifall dessen sicher sein, der gesagt hat: „Wahrlich, ich sage euch: Was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan. Was ihr nicht gethan habt einem unter diesen Geringsten, das habt ihr auch mir nicht gethan“.

Unser Kritiker tadelt schließlich den in diesem Blatte angeblich vorwaltenden „unethischen Stil, wie man solchen in Parlamenten und Volksversammlungen zu hören bekommt“. Nun ist in diesen, wie auch in der periodischen Presse, in der That der Ton zuweilen ein recht niedriger. Aber eine Bemerkung möchte ich bei dieser Gelegenheit nicht unterdrücken. Es heißt wahrlich Mücken seigen und Kameele verschlucken, wenn man sich über die leidenschaftlichen oder unfeinen Worte ereifert, womit oft die Arbeiterpresse die unerhörten Gewaltmaßregeln, denen die besitzlosen Arbeiter so vielfach ausgesetzt sind, geißelt, während man über die arge Sache selbst mit einem Achselzucken hinweggeht.

Ich behaupte nicht, daß der Stil dieser Blätter stets von idealer Vollkommenheit war; aber das behaupte ich allerdings, daß er niemals „unethisch“ oder, wie unser Kritiker zum Schluß so schön sagt, „eine Sünde wider den heiligen Geist der Ethik“ war. Ich habe aber freilich eine andere Meinung von der Ethik und im besonderen vom ethischen Stil, als jener. Seine Behauptung, daß derselbe „doch wohl, unter allen Umständen, der Form nach milde zu halten sein müsse“, halte ich für grundfalsch. So lange die Welt steht, hat noch niemals ein Reformer die triumphierende Niedertracht mit Milde behandelt. Hören wir den größten Propheten Israels. Jesaias spricht:

„O wehe des sündigen Volkes, des Volkes von großer Missethat, des boshaften Samens, der schändlichen Kinder! . . . Deine Fürsten sind Abtrünnige und Diebesgesellen, sie nehmen gern alle Geschenke und trachten nach Gaben; dem Waisen schaffen sie nicht Recht, und der Witwen Sache kommt nicht vor sie . . . Er wartet auf Recht, siehe so ist es Schinderei; auf Gerechtigkeit, siehe, so ist es Klage.“

„Wehe denen, die Böses gut und Gutes böse heißen, die aus Finsterniß Licht und aus Licht Finsterniß machen!“

Und von Johannes dem Täufer heißt es:

„Als er nun viele Pharisäer und Sadducäer sahe zu seiner Taufe kommen, sprach er zu ihnen: Ihr Otterngezüchte, wer hat denn euch gewiesen, daß ihr dem künftigen Zorn entrinnen werdet? . . . Es ist schon die Axt den Bäumen an die Wurzel gelegt. Darum, welcher Baum nicht gute Frucht bringt, wird abgehauen und ins Feuer geworfen.“

Und der große Meister, der „gewaltig predigte und nicht wie die Schriftgelehrten“, und an dem sich so viele „ärgerten“, sprach also:

„Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen sei, Frieden zu senden auf Erden. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert.“

„Ihr Otterngezüchte, wie könnt ihr Gutes reden, dieweil ihr böse seid?“

„Wahrlich, ich sage euch, ein Reicher wird schwerlich ins Himmelreich kommen.“

„Wehe euch, Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr der Witwen Häuser fresset und wendet lange Gebete vor, darum werdet ihr desto mehr Verdammnis empfangen! . . . Ihr Narren und Blinden! . Ihr verblendeten Leiter, die ihr Mücken seiget und Kameele verschlucket!

„Wehe euch, Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr der Propheten Gräber bauet und schmücket der Gerechten Gräber und sprechet: Wären wir zu unserer Väter Zeiten gewesen, so wollten wir nicht teilhaftig sein mit ihnen an der Propheten Blut. So gebt ihr zwar selbst Zeugnis, daß ihr Kinder seid derer, die die Propheten getötet haben. Wohlan, erfüllet auch ihr das Maß eurer Väter! Ihr Schlangen, ihr Otterngezüchte, wie wollt ihr der höllischen Verdammnis entrinnen!“

Die kräftige Sprache eines der besten Jünger Christi, unseres Martin Luther, kennt ein Jeder. Ich will nur daran erinnern, daß er Leute, die nichts anderes begangen hatten, als jetzt viele hochgeehrte Industrielle thun, „öffentliche Diebe und Räuber“ nannte.

Und mit den Worten eines großen modernen Christen will ich von unserm Kritiker Abschied nehmen: Der amerikanische Sklavenbefreier William Lloyd Garrison sagte in dem Eröffnungsartikel seiner Wochenschrift „The Liberator“ („Der Befreier“), welche durch ihn zu einer moralischen, von allen Sklavenhaltern gefürchteten Macht wurde, am 1. Januar 1831:

„Ich gewahre, daß Viele an der Strenge meiner Sprache Anstoß nehmen; aber ist hier kein Grund zur Strenge? Ich will so herbe sein wie die Wahrheit und so unnachgiebig wie die Gerechtigkeit. Über diese Sache (die Sklaverei) will ich nicht mit Maß denken oder reden oder schreiben. Nein, nein! Sage einem Manne, dessen Haus in Flammen steht, daß er maßvoll Feuer! rufen soll; sage ihm, daß er maßvoll sein Weib aus den Händen eines Wüstlings reißen soll; sage der Mutter, daß sie allmählich ihr Kind aus dem Feuer ziehen soll, in das es gefallen ist, — aber drängt mich nicht, daß ich Maß bewahre in einer Sache wie dieser. Ich bin im Ernste. Ich will nicht doppelsinnig reden — ich will nicht entschuldigen — ich will keinen einzigen Zoll zurückweisen — **und ich will gehört werden.** Die Fühllosigkeit des Volkes reicht hin, jede Bildsäule von ihrem Postament herabspringen und die Toten auferstehen zu machen.

„Man behauptet, daß ich durch die Rauhheit meiner Angriffe und die Raschheit meiner Maßregeln die Sache der Freiheit hemme. Die Beschuldigung ist nicht wahr. In dieser Frage fühlt man meinen Einfluß, wie bescheiden er auch ist, in diesem Augenblicke und wird ihn einst fühlen, nicht verderblich, sondern wohlthätig, nicht als einen Fluch, sondern als einen Segen; **und die Nachwelt wird Zeugnis ablegen, daß ich im Rechte war.**“

Die Nachwelt hat dieses Zeugnis abgelegt.

---

## Universitäts-Ausdehnung in England.

*Von Ferdinand Tönnies in Kiel.*

Da ich Ursache hatte, persönlicher Angelegenheit halber einen Besuch in der Weltstadt zu machen, die mir durch mehrmalige frühere Anwesenheit bekannt war, so benutzte ich die Gelegenheit einer Einladung, mit der mich das Komitee der Londoner Gesellschaft „für die Ausdehnung des Universitäts-Unterrichtes“ geehrt hatte, den Kongreß zu besuchen, der dort am 21. und 22. Juni, um den Fortgang dieser (den Universitäten Oxford, Cambridge und London*) gemeinsamen) Angelegenheit zu beraten, getagt hat. Obgleich also der Gegenstand auf englische Verhältnisse beschränkt war, so hatte doch der Kongreß einen internationalen Charakter. Vertreter der kolonialen Regierungen und Hochschulen und der amerikanischen Universitäten, waren in erheblicher Anzahl zugegen; von Ländern des Festlandes waren Schweden, Norwegen, Finnland, Belgien, Ungarn; dagegen Frankreich, das Deutsche Reich (ich selber wollte nur als schweigender Zuhörer gelten), Oesterreich, Italien waren nicht vertreten. Der Kongreß verlief glänzend. Es fehlte nicht an offiziellen Persönlichkeiten (die Kanzler der drei Universitäten präsidierten successive den drei Meetings), offiziellen Empfängen, feierlichen Reden und Toasten. Der Enthusiasmus, die Befriedigung schienen bei Leitern und Teilnehmern groß zu sein.

Von der Sache selber, die auch in Deutschland (worunter ich das deutsche Oesterreich mitbegreife) schon geraume Zeit Aufmerksamkeit gefunden, den Gedanken der Nachfolge erregt hat, ist es für den Festländer, der mit englischen Zuständen und Einrichtungen nicht schon vertraut ist, schwer, eine richtige Vorstellung zu gewinnen. Wir haben verschiedene Schriften, die dort teils feilgeboten, teils verteilt wurden, sodann der Bericht dreier Kommissionen, der den Verhandlungen zu Grunde gelegt und zuletzt durch den Kongreß angenommen wurde, besonders aber auch die gehörten Reden dazu geboten. Ich will versuchen, meinen Gesamt-Eindruck in Kürze wiederzugeben.

Die äußeren Umrisse sind folgende: hierbei kommen hauptsächlich Oxford und Cambridge in Betracht. Junge Männer, neuerdings auch Frauen, die promovirt haben, werden durch lokale Komitee's — größerer und kleinerer Ortschaften — eingeladen, einen Cyklus von Vorträgen zu halten. Man unterscheidet kurze — (von 6) — und lange Cyklen oder Kurse (von 12 Stunden). Die Meinung ist, aus den populär-wissenschaftlichen Vorträgen, die dort wie bei uns hergebracht sind, etwas Nützlicheres zu machen, ernste Belehrung an Stelle flüchtiger Unterhaltung treten zu lassen. Wo aber, wie von Oxford aus, hauptsächlich die kurzen Cyklen befördert werden, ist diese Tendenz weniger ausgeprägt, als wenn die langen im Vordergrunde stehen, und dies entspricht der Leitung, die Cambridge der Sache verleiht, und von Cambridge aus hat ein verdienter Naturforscher, Mr. Stuart, vor 21 Jahren der ganzen Bewegung Gestalt verliehen. Hier wird auf die erzieherische, dort auf die populäre und wie man sagt, missionartige Seite das größere Gewicht gelegt. Demgemäß war die erste Tagung von einem Streite dieser beiden Richtungen — man könnte sie die strengere und die freiere nennen — erfüllt. Beide Richtungen wollen sich nicht mit bloßen Vorträgen oder Vorlesungen begnügen. Man ist darüber einig, daß diese eines Leitfadens bedürfen; man giebt daher den Zuhörern sogenannte „Syllabus“ in die Hände, von denen einige vor mir liegen; ich erwähne hier der auf 12 Vorlesungen berechneten von Sophie Bryant, D. Sc., über moralische Ideale, antike und moderne, der auf etwa 30 Seiten in bündiger Weise Hauptpunkte einer Geschichte der Ethik darstellt. Ferner aber — und dies ist wichtiger — neben den Vorlesungen werden „Übungen“, sogenannte Klassen eingerichtet, für engere Kreise „ernsterer Studierender“, ganz wie auf unseren Hochschulen. Nun versteht man leicht, daß die Vertreter der langen Kurse auf diese Übungen überhaupt mehr Wert legen als auf die Vorlesungen, deren Wirkung unkontrollierbar ist, und daß sie die Klassen auszubilden hauptsächlich beflissen sind. Sie lassen schriftliche Arbeiten machen, erteilen Zeugnisse, nehmen Prüfungen ab, und haben — was Einige unter ihnen mißbilligen — sogar die Absicht, akademische Grade zu erteilen. Dazu gehört denn auch die Bemühung, Zusammenhang zwischen den einzelnen Kursen herzustellen, also zu veranlassen, daß die freien Hochschüler einen bestimmten Studienplan einhalten. Es scheint nun in der That, daß diese Richtung die stärkere ist, daß in ihr das eigentlich Charakteristische und die Zukunft der Bewegung gelegen ist. — Wenn nun so die Universität zum Volke zu kommen und den Geist der Wissenschaft zu verbreiten sucht, so ergänzt sie diese kolonisatorische Bestrebung neuerdings dadurch, daß sie (wenn möglich einmal im Jahre) eine Anzahl ihrer auswärtigen und mittelbaren Jünger um sich zu versammeln sucht. Es versteht sich, daß diese Veranstaltungen zugleich einen festlichen Charakter tragen. Um so mehr scheinen diese „Summer-Meetings“, von denen Cambridge im vorigen Jahre das 4. gehalten hat, beliebt zu sein. Schon das erste, das im August 1888 in Oxford

*) Die „Universität von London“ ist bis jetzt nur eine Einrichtung zur Abnahme von Examina. Davon getrennt bestehen in London zwei einzelne „Universitäts-Kollegien“; solche sind außerdem noch in 9—10 anderen Städten vorhanden.

gehalten wurde, war von 900 Teilnehmern besucht; das vierte 1891 von 1100; man hat dabei die Einrichtung getroffen, Abteilungen zu bilden: die Gesamtzahl bleibt 10 bis 14 Tage beisammen: während dieser Zeit überwiegt das Festliche, Populäre — kürzere Vorträge sollen hauptsächlich der Anregung und Förderung des Interesses für die ganze Sache dienen, und man hat von Anfang an gefunden, daß hier Begeisterung entzündet wurde, die den folgenden Wintern zu Gute kam. Eine kleinere Zahl bleibt dann noch eine längere Weile bis zu 3 Wochen, und diese Zeit wird ruhigem Studium gewidmet. Hier treten denn auch als Lehrer ältere Herren, Professoren dieser und anderer Hochschulen auf. Um auch unbemittelte Zuhörer heranzuziehen wurden Stipendien gestiftet, die als Preise für schriftliche Aufsätze zu haben sind.

Auf welche Gegenstände erstreckt sich nun dieser mannigfache Unterricht? — So viel ich sehe, stehen im Vordergrunde die Naturwissenschaften; annähernd gleichen Rang behauptet Geschichte; daneben wird Litteraturkunde, auch Nationalökonomie, hie und da Griechisch und philologische Gegenstände — die ja an den Universitäten selber noch den breitesten Raum einnehmen — gelehrt. Im Allgemeinen bemerkte ich auch hier einen Kampf von Richtungen. Die eine, praktisch, kommerziell, bürgerlich, erblickt in der allgemeinen Bildung die von den Universitäten vertreten wird, nur ein Anhängsel der für notwendig gehaltenen technischen Bildung — die Gegenstände der exakten Wissenschaften werden hier am ehesten zugelassen. Landwirtschaftliche und industrielle „Fortbildungsschulen“ (wie wir sagen würden) sind vorhanden und werden seit einigen Jahren von kommunalen Behörden unterstützt, wozu ein Gesetz diese ermächtigt hat. Man wendet sich um Lehrer an die Universitäten, und befördert so die Universitäts-Ausdehnung, die aber dadurch eine einseitige Bestimmung erhält und in ihrem idealen Charakter, den die eigentlichen Vertreter der Sache — das ist der anderen Richtung — betonen, gefährdet wird. Aber — hier ist Geld, hier ist das unmittelbar Nützliche, hier ist Anlehnung an etwas, was auch aus Gründen der inneren Politik und des ökonomischen Interesses für notwendig gehalten wird; denn die öffentliche Meinung sagt: um Englands Weltstellung zu erhalten, um ihre Industrie der ausländischen überlegen zu halten, um insbesondere dem Zudrange deutscher Waaren und Menschen (unter denen besonders unsere besser unterrichteten jungen Kaufleute scheel angesehen werden) zu wehren, muß unsere Jugend besser unterrichtet werden: versteht sich in Dingen, die zu ihrer Berufsarbeit gehören. Der Gegensatz trat zu Tage in der zweiten Verhandlung, deren Gegenstand bezeichnet war als „die wesentlichen Züge wirksamer zentraler und lokaler Organisation, und die Beziehung, in pädagogischer und finanzieller Hinsicht, der Ausdehnung zum Staate und zu den Kommunalbehörden.“ Die eigentliche Frage aber, um die es sich handelte, war die: Staatshülfe oder nicht? Die Leiter der Bewegung halten Staatshülfe für notwendig, denn je größer sich das System entwickelt, desto mehr wachsen auch die finanziellen Schwierigkeiten; sie erachten auch, daß die Zeit dafür gekommen ist, nachdem die Bewegung aus sich selber zu bedeutend geworden ist, um ernstlich durch die staatliche Kontrolle — die man glaubt in den Kauf nehmen zu müssen — gefährdet zu werden. Wenige 1000 Pfund Sterl. jährlich würden auf lange hin genügen — für den Staat wäre also die Affaire nicht erheblich. Der Kommissions-Bericht stellt daher das Interesse des Staates in den Vordergrund und formuliert die Frage: „Wie kann die Universitäts-Ausdehnung durch den Staat als ein Element in der Entwickelung eines nationalen Systems höherer Bildung verwertet werden?“ — Man muß hierbei sich erinnern, daß bis vor einem Menschenalter der englische Staat nichts, weder für elementare noch für höhere Bildung gethan hat. Aus dem Jahre 1871 datirt die Akte, die obligatorischen Volksschulunterricht einführt; 1889 hat das Parlament „versuchsweise und zunächst auf 5 Jahre“ 15000 Pfund Sterl. votirt zur Unterstützung der zerstreuten — fast alle in Stiftungen fundirten — höheren Lehranstalten, die University Colleges genannt werden. Geplant wird die Umwandlung der Londoner Universität in eine „Hochschule“ für Lehrer, worin auch die beiden bestehenden Londoner Kollegia aufgehen würden. Die alten Universitäten sind bekanntlich freie Korporationen, und finanziell über jede Hilfe erhaben. Aber die allgemeine Ansicht erklärt sie jetzt für nationale Institutionen, und sie selber legen den höchsten Wert darauf, als solche geachtet zu werden, dem Systeme anzugehören. In diesem Systeme aber klafft eine Lücke zwischen der höchsten und der niedersten Bildung. Die sogenannten public schools, die in einigem Maße unseren Gymnasien gleichen, haben einen privaten und exklusiven Charakter; auch gelten sie bloß als Vorbereitungs-Anstalten für die alten Universitäten, ohne an dem nationalen Charakter teilzunehmen. Die Lücke soll — das ist ein Leitgedanke der Bewegung — durch „Ausdehnung“ gefüllt werden.

Hiermit hängen die verschiedenen Ideen zusammen, die das Ziel der Bewegung festzustellen versuchen. Auch hier ist ein Gegensatz vorhanden, wenn auch noch verborgen; und dieser ist der interessanteste, weil er mit allgemeinen Problemen, die auch uns angehen, sich nahe berührt. (Schluß folgt).

## Lebensbilder.

### XIV.

*Von einem Bergmann.*

Ich wurde im Jahre 1826 zu W. geboren. Ich hatte eine ältere Schwester und drei jüngere Brüder. Meine Eltern betrieben auf einem ihnen gehörigen Bauernhofe die Landwirtschaft. Die Größe des Landes betrug 80 Morgen. Bis zu meinem vierzehnten Jahre besuchte ich, mit wenigem Erfolg, da ich immer zu Hause arbeiten mußte, die Gemeindeschule zu W. Dann hielt mich mein Vater von früh Morgens bis spät in den Abend zum Dreschen und Pflügen an. Ich war sieben Jahre, da starb meine Mutter, und bald darauf verheiratete sich mein Vater mit einer bösen Witwe, mit der er acht Kinder erzeugte. Jetzt verdiente ich zu wenig und mußte daher bis zum siebzehnten Jahre nach dem Steinbruch gehen. Die katholische Kirche zu besuchen, zu der wir gehörten, wurde ich nicht angehalten. Wegen der schlechten Behandlung seitens meiner Eltern und Stiefgeschwister ging ich von Hause fort und vermietete mich als Knecht bei einem Bauern in B. zu 22 Thaler jährlich. 1847 wurde ich Soldat und wurde 1850 mit guter Führung entlassen. Drei Jahre neun Monate hatte ich wegen des damaligen Aufstandes dienen müssen. Meine Eltern schwindelten mir bei meiner Rückkehr von einer reichen Heirat vor, wozu ich aber Geld nötig hätte. Da der Hof auf mich übertragen war, mußte ich, um Geld zu erhalten, den Verkauf des Hofes beantragen. Das wollten meine Eltern nur. Sie zahlten dann in kurzer Zeit mir nur 1000 Thaler aus. Jetzt stellte sich Alles als erlogen heraus. Traurig, aber gefaßt zog ich nach O. Das Geld erhielt die Sparkasse in Verwahrung. Gern hätte ich hier ein Handwerk gelernt, z. B. Schlosser, aber so alt geworden, vertraute ich mich keinem Menschen mehr an. Ich vermietete mich bei einem Fuhrmann zwei Jahre als Knecht für 6 Mark die Woche. Dann zog ich nach H. zu einem Gastwirt als Knecht. Lohn gab es hier nicht, nur Essen, Schlafen und Trinkgelder. Hier war ich sieben Jahre. Darauf vermietete ich mich nach S. drei Jahre zu 14 Mark die Woche. Da ich in diesen Stellungen öfters die Schuhe in der Woche nicht von den Beinen bekam — denn ob es Werktag, Sonntag oder ein anderer Feiertag war, ging es von Morgens früh 3 Uhr bis des Nachts 1 bis 2 Uhr immer durch, so daß ich nach Hause zu fahren gar keine Zeit, viel weniger zu Vergnügungen oder sonst zu etwas

Anderem Zeit behielt, — ging ich nach der Eisensteinzeche Josephine zwei Jahre. Da der Betriebsführer wußte, daß ich Geld hatte, mißbrauchte er mein Vertrauen und borgte mir 50 Thaler ab, welche ich natürlich nicht wiedersah. So ging es meinem ganzen Gelde bis auf einen kleinen Rest, mit dem ich mir ein Häuschen pachtete. Dann heiratete ich. Jetzt fing die Not so langsam an. Obwohl wir nur ein Kind hatten, konnten wir wegen der schlechten Löhne doch nicht emporkommen. Nachdem ich noch zwei Jahre im Tunnel zu S. als Steinarbeiter, dann zwei Jahre nach Zeche Schleswig gegangen war, ging ich achtzehn Jahre nach Zeche Bickefeld als Hauer. Durch eine Quetschung des Kopfes und des linken Beines wurde ich invalide. Dann erhielt ich dort die Stelle als Stallknecht, und blieb dies zwölf Jahre. Da erkrankte ich plötzlich an Lungen- und Nervenleiden, konnte also nicht gleich wieder arbeiten. Da ließ mir Obersteiger B. durch meine Frau mitteilen, ich wäre zu alt und schwach, er könne mich nicht mehr gebrauchen. Nach einem Jahr durfte ich wieder nach vielem Bitten auf dem Platze arbeiten. Aber Krankheit und Alter hatten genug gethan, ich konnte nicht mehr. Mit 10,50 Mark Invalidenrente monatlich mußten wir uns bis auf den heutigen Tag am Leben erhalten. Ein Gesuch an die staatliche Invalidenversicherung um Bewilligung einer Rente ist mir abgeschlagen worden. Wäre meine Frau nicht so gut und sparsam und noch etwas rüstig, so müßten wir verhungern. Mein Sohn, welcher eine Frau mit drei kleinen Kindern hat, ist auch, wegen Mangel an Geldmitteln, Bergmann geworden. Was hätte auch er gegeben, wenn er hätte Schlosser werden können! Er bezahlt die Pacht vom Hause, kann also bei den schlechten Lohnverhältnissen mich wenig unterstützen. — Meine Beteiligung am politischen Leben war nicht viel wert. Als ich noch Knecht war, glaubte ich, wenn ich nur satt wäre, hätte ich genug; und dann fand sich auch kein Mensch, der einem etwas von Politik erzählt hätte. Als ich selbständiger Arbeiter wurde, klärte es sich bei mir plötzlich auf, und manchen Sonntag habe ich aufklärende Bücher gelesen. Wer hört denn heutigen Tages nicht gerne etwas vom Reichstage, von Politik! Ich bin alt und denke wohl schon ruhiger über diese Sachen nach; aber mein Sohn ist das helle Feuer. Streitet er sich mit irgend Jemand über politische Sachen und bekommt nicht Recht, so kann er den Tag über vor Ärger öfter nichts essen. Die Furcht vor dem Arbeitgeber nur läßt ihn noch etwas ruhiger bleiben.

## Vermischtes.

Humanistische Gemeinde Berlin. Einem Zirkular, welches der Lehrer derselben, Herr G. S. Schäfer in Berlin, Leipzigerstr. 135, versendet, entnehmen wir, daß die als Grundlage ihres Jugendunterrichtes dienenden Hauptsätze ihrer Welt- und Lebensanschauung die folgenden sind:

1) Das höchste Wesen, von den Religionisten Gott genannt, ist für uns Humanisten die schrankenlose (absolute) Welt oder Allnatur mit ihren mannigfaltigen Kräften und unveränderlichen Gesetzen in uns und außer uns.
2) Das höchste Naturgesetz in uns ist das Denkgesetz oder der Verstand, auf seinen höheren Entwickelungsstufen Gewissen und Vernunft genannt. Dasselbe sagt uns, was wahr und unwahr, was recht und unrecht ist, überhaupt was wir thun und lassen sollen.
3) Wer die Gesetze der Natur und Vernunft erkennt und befolgt, der wird glücklich werden und auch andere Menschen glücklich machen, wer aber diese Gesetze übertritt, der wird unglücklich werden und auch Andere unglücklich machen.
4) Es ist unser höchstes Streben, die Gesetze der Natur und Vernunft immer mehr zu begreifen und auch Anderen begreiflich zu machen, um zum Frieden in uns selbst und mit der Welt zu gelangen.
5) Es ist unser Recht, nach eigenem bestem Wissen und Gewissen unser Leben einzurichten und zu führen, und es ist unsere Pflicht, auch unseren Mitmenschen dieses höchste humane Recht wahren oder erringen zu helfen.

---

Wie wertlos das Leben mancher Menschen in ihren eigenen Augen ist, beweisen die Ausartungen des Alpensports. Die „Neue Freie Presse“ machte in einem Artikel, dem wir das Folgende entnehmen, die Mitteilungen touristischer Blätter über besonders waghalsige Bergbesteigungen zum großen Teile dafür verantwortlich. Als eine Probe dieser Litteraturgattung führte sie einen Aufsatz des Dr. G. E. Lammer im 24. Bande der Alpenvereins-Zeitschrift an.

Dr. Lammer, der als Erster führerlose Hochtouren empfahl, schildert eine im August 1892 unternommene Ersteigung der bis dahin für unbezwinglich gehaltenen Nordwestwand des Großvenedigers. Die Schilderung ist, schreibt jene Zeitung, geradezu eine Verherrlichung der gefährlichen Ausschreitungen des Alpensports. Dr. Lammer gesteht offen: „Ich war mir klar bewußt, daß ich die Gefahr zur vierten Potenz erhob, wenn ich nicht angeseilt und allein des Nachts ein verwickeltes Kluftnetz nach mächtigem Neuschneefall durchschritt.“ Man vernehme nur, welchen Gefahren er sich gleich zu Beginn seines Unternehmens ganz überflüssigerweise aussetzte, indem er nachträglich bemerkt, daß er das mit Schnee angefüllte Kluftnetz ebenso gut hätte vermeiden und umgehen können. „Den Pickel ließ ich unausgesetzt tastend vorgreifen und rechts und links bohren; das Knie hatte ich gebeugt, den Oberkörper fast horizontal gelegt, alle Nerven fieberhaft angespannt. Und wenn ich dann mit dem Bein dennoch plötzlich versank, ohne sogleich zu wissen, ob es das aufklaffende Grab sei, da packte mich das Grausen, als würde mir ein Spiraldraht durch mein Rückenmark gerissen — aber blitzschnell hatte ich mich mit breiten Armen aufs Antlitz geworfen, und leise tastend schob ich meinen Leib aus dem unheimlichen Rachen. Endlich kam es sanfter. Mögen sie mich übrigens nach Lust verketzern, die langweiligen Theoretiker und Moralisten des Alpinismus, ich stehe im Dienste eines höheren Herrn, als der alpinen Theorie, ich gehorche der geheimnisvollen Stimme, die aus meinem Unbewußtsein heraustönt, heute drängend, morgen hemmend.“ Das ist also das Hochgefühl eines modernen Touristen! Man sollte es nicht für möglich halten, daß in der klaren und reinen Alpenluft der Schwulst des „Unbewußtseins“ so üppig gedeihen kann. Auch die zahlreichen weiteren Gefahren des Aufstieges werden in demselben Tone beschrieben. Nach Sonnenaufgang droht der Lawinensturz, und der Tourist muß noch ein Couloir passieren, in dem er jeden Augenblick durch eine Lawine verschüttet werden kann. Er schildert dies folgendermaßen: „Schon drängte die Zeit, den Kampf zu beginnen. Eine junge Lawine — ernste Mahnung! — bezeichnete meinen Pfad zum Bergschrund, sie hatte diesen ziemlich verschüttet. Nur unter Kriechen kam ich aufwärts; bis zu den Lenden einsinkend, zog ich mich Spanne um Spanne am quergelegten Pickel hinan. . . . Keinen Augenblick darf ich ruhen vom schweren Geschäft; denn so langsam ich auch emporbringe, es ist doch ein verzweifelter Wettlauf mit der Sonne, den ich um mein Leben laufen muß!“ Endlich gelingt es ihm, das oberste Plateau zu erreichen und sich hinaufzuschwingen, nachdem er noch im letzten Augenblicke Gefahr gelaufen, von dem übereisten Felsrand, den die erstarrte Hand nicht fest genug fassen konnte, abzugleiten und in die Tiefe zu stürzen. Nahezu acht Stunden hatte der furchtbare Aufstieg gedauert. Und was ist der Erfolg? Demselben sind in dem ganzen, dreizehn Seiten umfassenden Artikel folgende wenige Zeilen gewidmet: „Daß schon längere Zeit leichte Nebel vorüberschwammen, hatte ich in der Blindheit des Gefechtes nicht gesehen. Jetzt war ich minutenlang umhüllt; dann rissen wieder neckische Geister die leichte Gaze und gönnten mir ewig wechselnde, liebliche Blicke ins Nächste und Fernste. Noch zuckte das Überstandene in allen meinen Gliedern — schon tauchte die nagende Sorge um den Rückweg auf.“ Also deshalb acht Stunden lang das Wagnis auf Leben und Tod, die Anspannung aller körperlichen und moralischen Kraft, um wenige Minuten auf einem von Nebel umhüllten Gipfel stehen zu können und dann alsbald an die Gefahren des Abstieges denken zu müssen! Um diesen bewerkstelligen zu können, mußte Dr. Lammer sich über eine überhängende Schneewächte hinschieben. „Ja, diese Wächte“ — schreibt er — „und wenn ich neunzig Jahre alt werde, die Erinnerung an diese Stunde wird mich eiskalt im nächtlichen Schlummer schütteln.“ Es entspricht nur der Empfindung des Lesers, wenn der Verfasser selbst die Frage aufwirft: „Warum laden wir all das Leid freiwillig auf uns?“ Aber die Antwort, die er darauf erteilt, ist eine ganz verfehlte. Dr. Lammer behauptet nämlich: „Weil wir die Elemente kämpfend besiegen wollen.“ Er beweist jedoch durch seine Schilderung gerade das Gegenteil. Er hat die Elemente nicht besiegt, er lag vielmehr wehrlos in ihrer Macht und Gewalt, der geringfügigste Umstand hätte ihn dem Verderben preisgegeben, und nur dem günstigen Zufalle hatte er es zu danken, daß er lebend davongekommen ist. Es ist sehr bedauerlich, daß, wie Dr. Lammer weiter ausspricht, „eine ganze Reihe von zielbewußt sportlichen Menschen in die Berge geht, die garnichts Anderes mehr planen, als sich mit dem Entsetzlichen zu messen, das Schwerste zu wagen.“

Sittlich gebildete Menschen werden solchen unverantwortlichen Thorheiten gegenüber ganz etwas Anderes als Bewunderung oder Achtung fühlen.

# Bücherbesprechungen.

**Quo usque tandem! Ein Friedenswort von Richard Grelling. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1894. (20 Seiten.)**

Dieses Friedenswort verdient die allerweiteste Verbreitung; denn es vertritt die Bestrebungen der Friedensgesellschaften in ganz besonders einleuchtender Weise. Die nächsten Ziele derselben werden, im Anschluß an sehr knapp und beredt geschriebene Ausblicke in die Vergangenheit, eingehend dargelegt. Es ist bekannt, daß die Einführung und allgemeine Anerkennung internationaler Schiedsgerichte dasjenige dieser Ziele ist, welches auf Grund bereits vorliegender Erfahrungen die günstigste Aussicht auf baldige Verwirklichung hat.

Sehr treffend sagt Richard Grelling im Hinblick auf die geistige und sittliche Arbeit, welche in dieser Beziehung von den Friedensgesellschaften in die Hand genommen ist: „Wer den Frieden will, muß den Frieden vorbereiten, nicht den Krieg."

Auf die Zweifelsfragen: „Wie soll der Schiedsspruch exekutiert „werden? Etwa durch Waffengewalt? Dann haben wir ja doch „wieder den Krieg!" antwortet er mit der Gegenfrage: „Ja, werden „denn die Gesetze des Staates von den Bürgern nur deswegen befolgt, weil hinter jedem Paragraphen der Exekutor und der Schutz„mann steht? Unterwerfen sich nicht die Meisten freiwillig den „Gesetzen, weil sie sich von der Notwendigkeit oder Nützlichkeit derselben „überzeugt haben, vor Allem, weil sie den Satz anerkennen: was dem „Einen recht, ist dem Andern billig?"

Es ist klar, daß die eigentliche Grundlage dauernden und durchgreifenden Erfolges auch für diese Friedensbestrebungen in der Stärkung und Verfeinerung des Rechtsgefühls, überhaupt in der gesamten ethischen Kultur beruht. Sehr deutlich ist dies neuerdings in dem noch schwebenden Konflikte zwischen Italien und der Schweiz hervorgetreten. Beide Staaten gehören zu denjenigen, welche den Schiedsgerichts-Einrichtungen die größte Sympathie entgegengebracht haben. Bei dem ersten, tiefer in die wirtschaftlichen Verhältnisse eingreifenden handelspolitischen Konflikte jedoch, welcher nach ausdrücklicher vertragsmäßiger Festsetzung zwischen Italien und der Schweiz schiedsgerichtlich auszutragen war, verweigert Italien die Unterordnung unter einen Schiedsspruch. Man sieht also, wie viel hier noch durch tiefere und umfassendere Gesittungsarbeit zu thun ist.

Natürlich müssen solche Erfahrungen erst recht zur Förderung der Friedensgesellschaften und ihrer Bestrebungen antreiben, aber auch zu ihrer Ergänzung und Vertiefung.

Es ist jedenfalls für die ethische Bewegung sehr beachtenswert, daß die uns so nahe verwandten Friedensgesellschaften hinsichtlich des Anklanges und der Beteiligung, die sie finden, etwas vor uns voraushaben. Ihre Ziele erscheinen noch allgemeiner und parteiloser als die unsrigen; es schließen sich ihnen daher noch mehr Männer und Frauen der verschiedensten politischen und religiösen Richtungen an, als uns, die wir wohl noch lange mit dem irrigen Eindrucke zu schaffen haben werden, daß unsere „Unabhängigkeit von den Verschiedenheiten der religiösen und politischen Anschauung" eine feindliche Stellung gegen die Religion bedeute. — Unsere Mitglieder werden deshalb gut thun, auch den Friedensgesellschaften recht zahlreich beizutreten, in deren umfassenderem Kreise sie viel Gelegenheit zu echt ethischem Wirken finden können.

Berlin. **Wilhelm Foerster.**

---

**Trostbuch für alle, die über den Tod nachdenken. Eine wissenschaftliche Bekämpfung der Todesfurcht von Friedrich Geißler. Leipzig, Verlag von Max Spohr. 1893. 8°. 122 S.**

Der Verfasser versucht in dem Büchlein auf rein naturwissenschaftlicher Grundlage eine Bekämpfung des Materialismus; er bestrebt sich, das Fortbestehen der Seele nach dem Tode wissenschaftlich nachzuweisen. Wenn ihm nun auch dieser Versuch meines Erachtens nicht geglückt ist, so ist derselbe doch jedenfalls sehr interessant und darf daher mit Recht Anspruch auf Beachtung machen.

In den ersten vier Kapiteln läßt sich der Verfasser die Bekämpfung der Todesfurcht erfolgreich angelegen sein, indem er nachweist, daß der Augenblick des Sterbens nicht etwa ein besonders schreckliches Schmerzgefühl mit sich bringe, sondern daß zwar der Moment des eintretenden Todes für die Zuschauer etwas Schreckliches haben kann, während der Sterbende nichts davon merkt. Der Zustand des Totseins ist etwa der eines tiefen, traumlosen Schlafes und braucht wiederum nicht unser Mitleid wachzurufen oder uns Furcht einzuflößen. Auch der Gedanke an die Verwesung unseres geliebten Körpers braucht uns nicht mit Schrecken zu erfüllen, denn der Tote fühlt nichts davon; jener Leichnam hat mit dem lebenden Menschen, der er einst war, nichts mehr gemein, er ist etwas ganz anderes geworden. Unklar ist mir, warum der Verfasser hier nicht näher auf die Leichenverbrennung eingeht, sondern diese nur mit einer kurzen abfälligen Bemerkung abthut. Für mich wenigstens hat der Gedanke, daß sich mein Körper nach dem Tode durch die Verbrennung sehr rasch in ein Häuflein weißer reiner Asche, die niemanden etwas schaden kann, verwandelt, etwas viel angenehmeres und beruhigenderes, als der Gedanke, langsam in der Erde verfaulen zu müssen, ein Greuelbild für alle, die es mit ansehen würden, und außerdem durch die Fäulnisprodukte verderblich für die noch Lebenden zu sein. Der Verfasser hat wahrscheinlich nie der Verbrennung der Leiche einer ihm nahestehenden geliebten Persönlichkeit beigewohnt, sonst würde er sich nicht so über die Leichenverbrennung aussprechen können, wie er das auf Seite 41 und 42 thut.

Im fünften Kapitel wirft der Verfasser die Frage auf: „Ist die Seele ein Nichts nach dem Tode?" Er erörtert die materialistische Anschauung, daß unserem ganzen sogenannten Denken und Empfinden körperliche, räumliche Vorgänge zu Grunde liegen, und gesteht ein, daß diese Anschauung durch alle naturwissenschaftlichen Erfahrungen gestützt wird, daß sie daher nicht durch bloße Annahmen zu bekämpfen sei, sondern daß es dazu eines streng wissenschaftlichen Vorgehens bedürfe. Dies versucht er nun im folgenden Kapitel, welches die Ueberschrift: „Der tote Punkt" trägt. Diese aus der Maschinentechnik herübergenommene Bezeichnung scheint mir nicht ganz glücklich gewählt, schon im Hinblick auf die Mißverständnisse, welche gerade in diesem Buche dadurch bei Nicht-Fachleuten entstehen können, und sie hätte sich auch leicht vermeiden lassen. Die Beispiele, die der Verfasser zunächst vom Vorkommen des toten Punktes anführt, sind zwar alle vollkommen richtig und werden im Verlauf des Buches noch mehrfach angezogen, sie sind aber nicht wesentlich; das wirklich wichtige Beispiel, auf welchem der Verfasser alle seine ferneren Schlüsse aufbaut, behandelt einen Fall des labilen Gleichgewichts, und danach hätte auch die Lehre gerade in diesem Buche vielleicht besser benannt werden sollen; doch schließlich ist der Name natürlich ganz nebensächlich. Das Beispiel ist folgendes: Steckt man das Öhr einer Nähnadel in eine kleine Kugel, so daß es gerade den Mittelpunkt der Kugel trifft, und versucht nun die Nadel auf ihre Spitze zu stellen, so wird das mit großer Mühe und vielleicht nur für einen Augenblick gelingen, im nächsten Moment fällt die Nadel um, weil irgend eine unmerkliche Erschütterung der Luft oder der Unterlage stattgefunden hat, also irgend eine wenn auch noch so geringe, so doch immerhin thatsächliche Ursache zur Geltung kam. Der Verfasser fährt dann wörtlich fort: „Es ist wichtig, sich klar zu machen, daß bei einem sehr feinen Apparate die ändernde Ursache sogar unendlich klein zu sein braucht. Stellen wir die Nadel mit einer ganz außerordentlich feinen Spitze auf eine ganz harte Glasplatte und denken uns, das Ganze befände sich im luftleeren Raume, so könnte auch von anderer Seite her keine Störung mehr stattfinden. Hätte die Nadel nun einmal genau die senkrechte Lage erreicht — diese Lage muß es doch jedenfalls geben — so würde sie stehen bleiben, aber es genügte eine geradezu unendlich kleine Änderung, z. B. eine unendlich kleine Verschiebung an dem oberen Ende, um sie nach irgend einer Richtung aus dem toten Punkte herausfallen zu lassen. — Eine Kraft also, die das bewirkte, brauchte nur unendlich klein zu sein, sie wäre unmeßbar gering, sie würde in der Welt gar keinen Zuwachs zu dem großen Vorrat von Kräften bedeuten. — Finge eine so gestellte Nadel plötzlich an, aus ihrer Lage zu fallen, so würden wir zwar unwillkürlich nach einer Ursache fragen — eine Ursache würde auch vorhanden sein, diese Ursache braucht aber keine Kraft zu sein, die im Raume irgend wie meßbar wäre, es brauchte nur eine Einwirkung im oberen Punkte des Pendels zu sein, die ohne jede wirkliche räumliche Bewegung — denn sonst wäre sie nicht unendlich klein mehr — irgend woher käme. Oder besser gesagt: nicht irgend woher — denn alsdann denken wir sofort wieder an eine räumliche Strecke — sondern eine Einwirkung, angehörig einem Reiche, das an sich räumlich nicht ausgedehnt zu sein brauchte, sondern sich in diesem Augenblicke nur in einem einzigen Punkte des Raumes zeigte — zeigte, das heißt, erkennbar wäre durch ihre Wirkung, durch die Veränderung der Stellung des Pendels."

Ich habe den Verfasser selbst reden lassen, um ihn an dieser für die ganze übrige Arbeit wichtigsten Stelle nicht mißzuverstehen. Diese ganze hier citierte Schlußfolgerung ist falsch! Wie stellt sich das Experiment in Wirklichkeit? Angenommen, man hätte den Apparat in der vom Verfasser gewünschten Weise im luftleeren Raum zum Stehen gebracht, so hieße das physikalisch gesprochen nichts anderes als: der Schwerpunkt des Apparates fällt genau in die im Stützpunkt der Nadel errichtete Lotlinie. Die Nadel kann nur umfallen, wenn man den Schwerpunkt aus dieser Lotlinie herausbringt; das ist aber auf drei Weisen möglich: 1. die Lotlinie ändert ihre Lage; 2. der Schwerpunkt wird durch irgend eine Kraft aus der Lotlinie herausbewegt; 3. die Massenverteilung im Apparat ändert sich und bewirkt eine Verlegung seines Schwerpunktes. Die erste Ursache wollen wir hier außer Betracht lassen, denn die Verschiebung der Lotlinie wird durch eine Schwankung der Erdaxe hervorgerufen, und daß dazu eine etwas größere Kraft nötig ist und nicht eine unendlich kleine, wird mir der Verfasser ohne Weiteres zugeben. Im zweiten Fall genügt eine Verschiebung des Schwerpunktes aus der Lotlinie um eine Strecke, die viel kleiner sein kann als der tausendste Teil eines Millimeters, um das Pendel zum Umfallen zu bringen. Die Kraft, die diese Verschiebung bewirkt, ist außerordentlich klein, so klein, daß sie kein Mensch messen kann, aber es ist eine vorhandene Kraft (eine Erschütterung unmerklichster Art z. B.) und nicht eine unendlich kleine Kraft. Im dritten Fall genügt, daß sich ein Staubteilchen irgendwo seitlich an die Kugel hängt, um das Pendel zum Umkippen zu bringen und wenn dieses Stäubchen auch vielleicht sehr viel leichter ist, als der millionste Teil eines Gramms, so ist es immer eine wirkliche Stoffmenge, die sich da anhängt, wenn wir sie vielleicht auch nicht sehen und noch viel weniger wägen können. Es ist also falsch, was der Verfasser auf Seite 62 sagt: „Also findet weder ein Zusatz der vorhandenen Kräfte und Stoffe statt noch eine Verminderung und doch geht eine starke Änderung vor sich." Diese **starke** Änderung wird — wie der Verfasser ganz richtig

bemerkt — durch die Schwerkraft bewirkt, aber daß diese letztere in Aktion treten kann, dazu ist eine wenn auch sehr kleine, so doch wirkliche räumliche Bewegung nötig und es geht nicht, wie der Verfasser in der oben citierten Stelle sagt, „ohne jede wirkliche räumliche Bewegung" vor sich. Bei mathematisch und physikalisch strengem Denken muß man sagen. Auch zur geringsten Störung des labilen Gleichgewichtes ist eine Kraft oder eine einseitige Veränderung der Masse notwendig; die eine oder die andere mögen so geringfügig sein, daß wir sie auch mit den feinsten Meßapparaten nicht wahrnehmen können, aber vorhanden muß die eine oder andere sein, sonst könnte die Nadel nicht umkippen. Unendlich klein ist die Ursache nicht! Der Begriff des unendlich Kleinen hat hier den Verfasser verleitet zu dem Versuch, eine Brücke zu schlagen von der physischen zur metaphysischen Welt, ein unmögliches Unterfangen.

Damit fällt aber auch die ganze weitere Argumentation. Er sagt nämlich: die Teilchen des Gehirns befinden sich im gegebenen Augenblick im labilen Gleichgewicht; da tritt die „Einwirkung, angehörig einem Reiche ꝛc." oder die unendliche kleine Ursache, ein Nichts ein und stört das Gleichgewicht, d. h. der Mensch faßt einen Entschluß, er handelt. Diese „Einwirkung", diese „unendlich kleine Ursache", dieses „Nichts", was nicht räumlich und nicht körperlich ist, ist — der freie Wille, die Seele des Menschen. So wird scheinbar mitten aus der materialistischen Anschauung die vom Raum, vom Körper unabhängige Seele hervorgezaubert, und nun ist es ein Leichtes, unter Heranziehung des Kant'schen „Dinges an sich" und der Definition des Raumes als Auffassungsform das Fortbestehen der Seele nach dem Tode zu beweisen. Es ist ein sehr hübsches und sinnreiches Taschenspielerkunststück, welches uns Geißler da vormacht; doch nein — das ist es insofern nicht, als Geißler es zweifellos ehrlich meint und eben damit sich täuscht und dadurch auch uns zu täuschen sucht. Ob meine Gegengründe ihn überzeugen, möchte ich sehr bezweifeln, denn ein Mensch, der sich bemüht, so streng und ehrlich vorzugehen, und der mit solcher warmen Ueberzeugung für seine Ideen eintritt, von dem ist nicht zu verlangen, daß er auf das Wort eines Einzelnen hin seinen Irrtum einsieht. Das ganze Werkchen ist so hübsch und ansprechend, so klar und gut geschrieben, daß ich die Lektüre desselben nur empfehlen kann, man wird viel Anregung davon empfangen; nur in dem einen Punkte darf man dem Verfasser nicht folgen, so plausibel er es uns zu machen sucht. Aber eben, weil er das mit vielem Geschick thut, deshalb hielt ich es für nötig, in der Erwiderung etwas ausführlicher zu sein.

Straßburg i. E. — Walter F. Wislicenus.

---

**Spinoza.** Ein Kultur- und Lebensbild von Wilhelm Bolin, Professor an der Universität Helsingfors. (Geisteshelden. Eine Sammlung von Biographien, herausgegeben von Dr. Anton Bettelheim. Neunter Band.) Berlin, Ernst Hofmann u. Co., 1894. (175 Seiten, Preis M. 2,40.)

Der Verfasser der trefflichen Biographie Ludwig Feuerbach's giebt uns in dem vorliegenden, anziehend geschriebenen Buche nicht nur ein meisterhaftes Lebensbild des großen Amsterdamer Weisen, sondern zugleich ein Kulturbild jener ganzen Epoche, als deren glänzendster Repräsentant in der geistigen Welt Benedictus de Spinoza dargestellt wird. Obwohl das schöne Werk, wie die buchhändlerische Ankündigung mit Recht von ihm aussagt, „eine Lektüre für alle gebildeten Kreise, geeignet für Erwachsene wie für die reifere Jugend, für Männer und Frauen" ist, kann doch auch der Fachgelehrte aus ihm lernen. Spinoza tritt in ihm in seiner stillen und doch so gewaltigen Größe als Charakter und als Denker klar hervor. In knappster und doch erschöpfender Weise wird der Hauptinhalt seiner Werke angegeben, an welchen noch die gegenwärtige Generation sich erbauen kann. — G. v. Gizycki.

---

**Wilhelm Fischer, Ehre Vater und Mutter!** Vier Erzählungen. Neue Stereotypausgabe. Reutlingen, Enßlin und Laiblin. 144 S.

Wilhelm Fischer ist ein in engeren Kreisen sehr gut accreditierter, in der weiteren Öffentlichkeit noch nicht nach Verdienst bekannter und gewürdigter Volks- und Jugenderzähler; meiner Ansicht nach einer der besten nach Hebel. Jahrzehnte hindurch war er mit seinen „Holländischen Geschichten," die teilweise noch das vornehmere Gepräge der eigentlichen Novelle trugen und auch in Buchform vereinigt erschienen sind, ein willkommener Gast im Feuilleton der Kölnischen Zeitung. Schon in diesen älteren Erzählungen jedoch lenkte er mehr und mehr in die nachher ausschließlich verfolgte Bahn der Zustände, Konflikte und Charaktere des schlicht bürgerlichen Lebens ein und widmete dann auch bald sein Erzählertalent einesteils der ins Volk dringenden Litteratur der Volkskalender, andernteils dem Fache der Jugendschriften. Eine große Anzahl seiner besten Erzählungen sind im „Hinkenden Boten" und namentlich im „Saarbrücker Bergmannskalender" erschienen. An Bändchen für die Jugend liegen außer dem oben genannten vor: „Du sollst nicht stehlen", „Bunte Bilder", „Pascha und Posttyrann", „Glück auf!", „Lust und Lehre". Von diesen sind die drei ersten ebenfalls in dem obengenannten Verlage erschienen, das vierte bei O. Spamer, das fünfte bei Geibel und Brockhaus in Leipzig.

Alle diese Erzählungen, von denen ein großer Teil noch in den Jahrgängen der Volkskalender versteckt liegt, erheben sich ihrem Werte nach weit über die gewöhnliche Mache der Volks- und Jugendschriftstellerei. In den Stoffen und dargestellten Begebenheiten herrscht ein gesunder, dem wirklichen Leben stets nahebleibender Realismus mit idealem Anhauch, aber ohne falsche Sentimentalität; die Darstellung im Einzelnen ist sorgfältig und sauber, voll feiner, dem Leben abgelauschter Detailzüge, von schlichten, aber von hohem Adel der Gesinnung erfüllten Reflexionen durchzogen. Der Verfasser läßt auch den religiösen Vorstellungskreis, soweit er im wirklichen Volksleben mächtig ist, zur Geltung kommen, vornehmlich aber durchweht das Ganze ein rein ethischer Geist von zartester Feinfühligkeit. In allen diesen Beziehungen finden sich auch unter den noch nicht in Sammlungen zusammengestellten Erzählungen wahre Juwele; die ganze Beschaffenheit dieser kleinen Kunstwerke läßt ihre verhältnismäßige Unzugänglichkeit als recht beklagenswert erscheinen.

Was von der Gesamtheit der W. Fischerschen Erzählungen und insbesondere auch von dem oben genannten Bändchen gilt, das trifft auch für die hier speziell zur Besprechung vorliegende neue Sammlung in vollem Maße zu. Ist es doch ein ethischer Gedanke, der hier das schon im Titel ausgedrückte einigende Band bildet, und nehmen die hier zusammengestellten vier Erzählungen doch auch an den übrigen aufgeführten Vorzügen der Fischerschen Erzählungskunst in jeder Beziehung teil. Sie können daher, wie die Fischerschen Erzählungen samt und sonders, für Volks- und Jugendbibliotheken nur aufs Wärmste empfohlen werden; Eltern, die gewohnt sind, mit ihren Kindern zu leben und abends zu lesen, wo dann neben dem Lehrreichen auch das Unterhaltende sein Recht geltend macht, werden, wenn ihr Geschmack nicht gar zu sehr durch gepfefferte Lektüre verkünstelt ist, an dieser schlichten, gesunden Kost selbst ihre Freude haben. Jedenfalls können diese Erzählungen unbedenklich der Jugend zu eigener Lektüre in die Hände gegeben werden; sie unterhalten, ohne die ungesunde Neigung zum Romanhaften und abenteuerlich Aufregenden zu fördern, sie erwecken gesunden Wirklichkeitssinn und wirken ethisch veredelnd.

Groß-Lichterfelde bei Berlin. — A. Döring.

---

## Die ethische Bewegung in England.

Dr. Stanton Coit, Sprecher der Ethischen Gesellschaft von West-London, berichtete in Amerika (nach einem Referat des „Conservator") Folgendes über die englischen Ethischen Gesellschaften: „Es ist etwas schwer, Amerikanern den Geisteszustand der Engländer bei ihrer Organisierung zu ethischen Gesellschaften ganz klar zu machen. Sie hegen eine große Abneigung dagegen, nur einen Sprecher zu haben. Es giebt in London fünf ethische Gesellschaften, und keine derselben hat nur einen Sprecher, wie ihn die Gesellschaften in Amerika haben. Sie werden durch ein Komitee geleitet, welches, wie Prof. Adler es nennen würde, aus Laien besteht. Die eine Gesellschaft wird von Mitgliedern der Universitäten Oxford und Cambridge und von gebildeten Frauen geleitet; sie fordern ausgezeichnete Männer auf, an den Sonntag-Abenden in der Gesellschaft Vorträge zu halten. Zwei Ethische Gesellschaften in London sind in Arbeitervierteln. Auch sie werden von Komitees geleitet, und in derselben Weise laden diese Männer und Frauen hervorragende Redner aus ganz England ein, zeitweilig bei ihnen zu sprechen. In der Ethischen Gesellschaft von South-Place spricht Mr. Conway in diesem Jahre drei oder vier Monate lang. Die Ethische Gesellschaft von West-London hat bestimmt, daß ich während drei oder vier Monaten bei ihnen Vorträge halten soll, und während der übrigen acht oder neun Monate sollen andere Leute reden. Das Resultat ist, daß der Charakter der ethischen Bewegung unvermeidlich ein anderer ist, als in Amerika. Hier erhält er seine Prägung durch die Persönlichkeit und die individuelle Befähigung ihres Sprechers. In England trifft dies nicht zu. Ferner ruht hier die Verantwortlichkeit dauernd auf den Mitgliedern. Wenn ich es so ausdrücken darf: die englischen Ethischen Gesellschaften sind weit demokratischer als die amerikanischen. Der ethische Geist, so weit er vorhanden ist, ist unter den Mitgliedern weiter verbreitet, und so auch ist der Eifer für den intellektuellen Fortschritt der Gesellschaft allgemeiner. Bisher müssen wir sagen, daß die Ethische Gesellschaft von West-London ein Experiment ist, das sich erst nach jahrelangen Erfahrungen als wertvoll erweisen kann. Ich glaube, es giebt kein Land in der Welt, wo der Agnosticismus (die freidenkende Sinnesart) so weit verbreitet ist, wie in England. Und es giebt kein Land der Welt, wo die Empfindung für die bürgerliche Pflicht und Verantwortlichkeit so verbreitet ist, wie in England. Aber gleichzeitig herrscht hier dermaßen eine Kompromißsucht, daß die Agnostiker und die besten Bürger willig die Kirche als eine Einrichtung anerkennen, welche das seelische Leben des Volkes hinreichend pflegt. Diese Kompromißsucht kann sich als der Tod jeder ernsten, gewissenhaften Bewegung, wie der unsrigen, erweisen. Überall trifft man unter den Gebildeten in London Leute, welche dem Programm der Ethischen Gesellschaft freudig zustimmen; aber wenn fünfhundert zustimmen, findet sich kaum Einer, der sich dazu veranlaßt fühlt, sich ihr anzuschließen."

---

### Druckfehlerberichtigung.

In Dr. Harmening's Artikel „Auch Einer" in Nr. 34 muß der drittletzte Absatz lauten:

„Zum Glück fiel ihm ein, was er so oft gelesen, daß das Geld nur ein Wertmesser für den Güteraustausch sei, und daß er selbst ja viermal mehr Erzeugnisse hervorbringen könne, als ihm jetzt verstattet sei, wenn man ihn nur tagtäglich zur Arbeit vollends in den allerlei Fabriken, anstellen wolle, ꝛc. ꝛc."

# Anzeigen.



Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2002.

# Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

## Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Herausgegeben von
**Dr. Georg von Gizycki,**
Professor der Ethik an der Universität zu Berlin.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

| II. Jahrgang. | Berlin, den 15. September 1894. | Nr. 37. |
|---|---|---|





## Aut Caesar aut nihil!

Ja, sie sind Pharisäer, die „Bourgeois!" „Sie hatte nicht nötig, sich zu vergiften" — nämlich die Mantelnäherin Agnes Wabnitz —, so sagen sie, und sie haben, nach ihren satten Empfindungen bemessen, natürlich Recht. Woher sollte ein Philister auch den edlen Trotz kennen, mit welchem die Überzeugung beseelt, für eine gute Sache zu kämpfen?! Woher sollte er überhaupt nur den Mut einer Überzeugung nehmen? Schon als die Philister den Simson erschlugen, wagten sie die That nur, weil sie ihrer so viele waren!

Genau so feige sind ihre Nachkommen noch heute. Und roh sind sie, brutal, so brutal, wie eben nur ein gefüllter Magen macht. Sonst würden sie nicht die Gefühllosigkeit besitzen, so, wie sie dies durch „die geistige Macht" ihrer Presse gethan, der Toten zu spotten, sie, die beim geringsten Leibweh Latwergen schlucken und vorm Tode wie vorm höllischen Feuer sich fürchten.

Und doch war es die bourgeoise wirtschaftliche Ungerechtigkeit, die die arme Mantelnäherin in den Kampf für eine bessere Lebenshaltung ihrer Genossinnen trieb, und die bürgerliche Rechtsanwendung — nicht Rechtspflege — war es, die sie in den Tod hetzte! An dieser Beschuldigung ist nicht zu deuteln und nicht zu klauben.

Dem Bürgertum und seiner Polizei mag es als ein Gebot der Klugheit erschienen sein, das geplante öffentliche Leichenbegängnis von der Nykestraße nach dem Friedhofe zu untersagen, es wird dadurch an der Thatsache nichts geändert, daß der Verstorbenen mehr aufrichtige Teilnahme gehörte, als sie sich jemals für einen allmächtigen Großbourgeois durch Vereinsveranstaltungen und Trauer-Versammlungs-Kontrole erzielen läßt.

Es ist derselbe Totengesang, der aus der Ruhestätte der fanatischen Agnes Wabnitz und aus den Gräbern der wahnwitzigen Anarchisten tönt, und nicht überall an taube Ohren! Und die pietas, die über den entseelten Leibern der Proletarier kniet, hat keine Ähnlichkeit mit der Leidensfigur aus dem Pinsel unserer modernen Maler; sie ist gedrückte, aber nicht erdrückte Thatkraft und Thatenlust.

Es ist verkehrt, an das Herankommen einer Revolution deshalb zu glauben, weil vor 1789 in Frankreich Prunk und Jagd und Sport bei den Großen an der Tagesordnung waren, und weil auch sonst so manche Augenfälligkeiten sich heute ähnlich zeigen. Es ist auch verkehrt, die mögliche Ursache zu einer gewaltsamen Umwälzung in der Existenz der Sozialdemokratie zu suchen. Die Revolution gebiert sich aus dem berechtigten Verlangen der Enterbten nach der wirtschaftlichen Wohlfahrt aller Individuen und dem unberechtigten Widerstande derer, die aus der Bequemlichkeit ihres gewohnten Lebens nicht aufgerüttelt werden möchten. Mit dem Plaidoyer, daß der sozialdemokratische Zukunftsstaat ein Vergehen sei, beweist man nicht im Geringsten die Schuldlosigkeit der heutigen Gesellschaftsordnung, die in Wahrheit immer mehr als ein Sammel-Verbrechen sich enthüllt. Ist „die sozialdemokratische Gedankenwelt" nicht zu verwirklichen, so ist doch auch der gegenwärtige Wirtschaftszustand nicht zu halten.

In der erkennbaren Unerträglichkeit der Lebenslage, zu der bereits Millionen verurteilt sind und täglich neue verurteilt werden, und der müßigen Ignorierung dieses Ergebnisses, wie sie in dem Hange nach Zerstreuung scheinbar bei allen Mächtigen und Besitzenden zu Tage tritt, ähneln sich Frankreich vor 1789 und Deutschland am Ende des neunzehnten Jahrhunderts. Man spottet der „Proletarier aller Länder", wie man vor über 100 Jahren der Kanaille spottete; aber die Kanaille beschäftigt uns doch unausgesetzt, sie wird lästig und immer zahlreicher. Schon steckt unter den bunten Uniformen, in denen die Garnisonen vor dem Auge des obersten Kriegsherrn am Schnürchen aufgezogen werden, das Proletariat als der größere Prozentsatz. Und die Kanaille in und außer dem Heere denkt sogar nach. Sie sieht in den sich unausgesetzt ablösenden Festivitäten größeren und kleineren Genres, in den Kostümbällen und Kostümkonzerten u. s. w. u. s. w. nichts anderes als einen kostspieligen Zeitvertreib, d. h. Mittel gegen Langeweile, und fragt sich, wie es möglich ist, Langeweile zu haben, wo doch das interessanteste Drama in Szene zu gehen begonnen hat, das die Weltgeschichte bis jetzt sah.

Nur eine kurze Spanne Zeit trennt den Todestag der Arbeiterin Wabnitz von dem Todestage des gefeierten Arbeiterführers Ferdinand Lassalle. Vergeblich ist das Bemühen der Gegner, die Erfolge Lassalle's dadurch zu schwächen, daß man seine Motive bemäkelt und seine Persönlichkeit heruntersetzt. An die Stelle des einen Lassalle sind ungezählte andere Kräfte getreten, und wenn beispielsweise der Statutenentwurf, der den Delegierten der „christlichen Bergleute" jüngst in Essen mit auf den Weg gegeben wurde, außer Anderem als Ziel setzt:

> die Herbeiführung eines gerechten Lohnes, welcher dem Werte der geleisteten Arbeit und der durch diese Arbeit bedingten Lebenshaltung entspricht,

so ist dies im Grunde genommen dasselbe, was auch die

nicht mit dem Prädikat „christlich“ abgestempelten und die sozialdemokratischen Arbeiter zu erreichen gewillt sind.

Lassalle bewaffnete eine bis dahin materiell und geistig vernachlässigte und entblößte Klasse; und diese Klasse hat inzwischen die Waffenführung gelernt; kein billiger Hahn der Gesättigten wird die Bedürftigen vom weiteren Vordringen abhalten; wer im Besitze eines zum Kneipengehen gefüllten Geldbeutels dem proletarischen Agitator, der an den Hunger seiner Klasse appellirt, spöttisch und sächsisch entgegenruft: „Nee, edler Menschenfreind, Hunger han mer keenen — aber großen Dorscht!“ der nimmt die Verantwortung auf sich, das Elend bewitzelt zu haben; vielleicht darben einst seine Kinder.

Als Lassalle die armen Teufel rief, konnte man ihr Erscheinen vielleicht interessant finden. Wer seinen Wert nach seinem Vermögen schätzt, fragt ja auch beim Andern immer erst, was er zu bieten hat. Nun, die armen Teufel kamen nicht als Bieter, sondern als Gläubiger. Und jetzt sind sie vollends so kühn, zu fordern und immer ungestümer zu mahnen.

Wie wird man die Plagegeister los? Zu den allein heilsamen radikalen Reformen fehlt es an Einsicht, schon weil der Wille zum Verständnis mangelt. Daß vom Wollen und Verstehen der besitzlosen Klassen keine Brücke zum Denken und Begreifen des behäbigen Bürgertums hinüberführt, beweist aufs Neue der Programmentwurf der freisinnigen Volkspartei. Die Entwicklung der letzten Jahrzehnte, die in den Reihen des Mittelstandes dezimierend gewirkt hat, ist ohne Eindruck auf den Rest geblieben. Er zersplittert sich in Parteien und Parteichen, die ihre erfolglose „Unentwegtheit“ und ihre — allerdings nicht immer kostbare — Zeit zum größten Teil an Gegenstände von politischer und wirthschaftlicher Bedeutungslosigkeit vergeuden. Wem nicht zu raten, dem ist nicht zu helfen. Weit die Wahlen dem Bürgertume üble, aber durchaus folgerichtige und treffliche Lehren erteilen, müssen — die Wahlen geändert werden, nicht die heillosen Gesetze! Man verbietet — auch ohne Sozialistengesetz! — die Abhaltung von sozialdemokratischen Versammlungen, weil man sich nicht im Stande fühlt, der sozialdemokratischen Gedankenwelt eine andre, bessere mit zwingender Kraft entgegenzusetzen. Es fehlt, wie schon gesagt, der Mut der Überzeugung. Der einzige Mut, der vorhanden ist, ist der, den die Übermacht verleiht, d. i. der Mut der physischen Vergewaltigung des wirtschaftlich Schwächeren und in seiner Gedankenäußerung Geknechteten.

Die Vergewaltigung wird geübt durch entsprechende Anwendung des bestehenden und Schaffung neuen Rechts: Die justitia handhabt das jus und begeht injurias ohne Zahl, injurias vor der Kritik des höheren Forums der menschlichen — nicht der staatlich approbirten — Gerechtigkeit.

Wir sind auf dem Wege, durch sogenannte Ausnahmegesetze dem „anarchistischen Schrecken“ vermeintlich den Garaus zu bereiten, d. h. den Anarchismus schlägt man und den Sozialismus, rectius die wachsende Unzufriedenheit meint man.

Ein Parlament, das bereit ist, solche untauglichen Mittel zu bewilligen, wird sich auch nicht lange sträuben, die Verantwortlichkeit für alle Akte der Staatsraison in die Hand eines Einzigen zu legen.

In Itatien hat man, Zeitungsnachrichten zufolge, bereits das Amt eines persönlichen Thürhüters des Königs eingeführt. Man wähnt ihn sonst nicht sicher vor dem Schicksale, das Caserio dem Präsidenten Carnot bereitete.

In Deutschland veranstalten Personen, von denen man es zum Teil nicht erwartet hätte, eine Geldsammlung zur Errichtung eines Denkmals für den verstorbenen Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg und Gotha. Niedriger können die Ansprüche an Fürstenpflichten und bürgerliche Selbstschätzung kaum gestellt werden, als sie dieser Aufruf voraussetzt, der mit geschminkten Unwahrheiten für einen Intriguanten und Charakterposeur monumentale Verdienste glauben machen will.

Eine Gesellschaft, die sich so kennzeichnet, wie unsere bürgerliche, die nicht nach einem wirtschaftlichen Reformator von Wissen und Weisheit, sondern nach einer „Ordnungsgesetzgebung“ und nach „Staatsmännern von eiserner Thatkraft und Entschlossenheit“ schreit, eine solche Gesellschaft kann sich vor der Erhebung des Arbeiterstandes nur in den Schutz eines Herren flüchten, der sie behandelt, wie sie es verdient, der ihr den Fuß auf den Nacken setzt.

Eine Wiederholung des aufgeklärten Despotismus würde zwar nicht von Dauer sein; wie sich aber gegenwärtig die Prognose der gesellschaftlichen Erkrankung stellen läßt, lautet sie: aut Caesar aut nihil!

Saßnitz a. R., den 5. September 1894.

Ernst Harmening.

## Universitäts-Ausdehnung in England.

Von Ferdinand Tönnies in Kiel.

(Schluß.)

Bei dem Worte Edukation denkt der Engländer, wie wir bei dem am innigsten entsprechenden Worte „Bildung“, zunächst an Vermehrung des Wissens, an intellektuelle Vervollkommnung. So auch wenn man die höhere Bildung populär machen will. Ein geistlicher Lehrer von Cambridge, eifriger Förderer der Bewegung, legte in der dritten Sitzung (worin man sich über die Beziehungen der Ausdehnung zu den regulären Universitätsstudien und akademischen Graden unterhielt) seine Auffassung dahin aus, daß es darauf ankomme, die bedeutenden Talente — er nannte sie big fishes „große Fische“ — im Volke zu entdecken, herauszuheben, dem Studium zuzuführen, das ja dort (weit mehr als bei uns) nur einer schmalen aristokratischen Schicht offen steht. Er sagte nicht dabei, daß er hauptsächlich an die Kirche denke, daß sie der Kräfte bedürfe die von unten emporsteigen; aber er hätte vom Bedürfnisse der Kirche aus allen Grund so zu denken. Denn es ist bekannt, daß ihre Ergänzung schwach ist, daß sie, trotz ihres Reichtums, kaum die ausreichende Zahl von Dienern mehr gewinnen kann. Die Menge des Volkes wendet sich immer mehr dem Dissent, d. h. den Sekten, als Methodisten, Baptisten, der Heilsarmee zu. Die Gebildeten scheuen das geistliche Amt, ziehen den Staatsdienst vor, der bei wachsender Bureaukratie immer mehr Stellen offen hält. Der höhere Volkslehrer selber, der Lekturer der Extension, ist eine neue Berufsart, die sich ausschließtich aus den Studierenden rekrutiert. Daß aber diese in das Gebiet der Kirche eingreifen, sie wohl gar zum Teile ersetzen, daß sie außer wissenschaftlichen Thatsachen und Theorien noch etwas anderes lehren könne, ist für die Meisten noch ein ferner und sonderbarer Gedanke. Denn daß alle moralische Erziehung, Förderung, Erhebung, der Kirche allein zukomme — oder doch christlichen Gemeinden — diese Überzeugung hat im englischen Herzen noch festeste Wurzeln. Dennoch bricht auch hier ein neues Licht sich Bahn. Kann man doch kaum vom Wissen, sofern es Erkenntnis enthält, reden, ohne ihren sittlichen Wert zu berühren. Es ist gar zu offenbar, daß die bloße Klugheit nur die rücksichtlose Verfolgung des eigenen Interesses begünstigt, und daß die bloße Verfügung über Kenntnisse der bloßen Klugheit dient. Der Kirche und altsässigen Junkern wird vorgeworfen, daß sie die Menschen in ihrer Dummheit erhalten wollen. Die bürgerliche Gesellschaft und der Staat fördern dagegen die Klugheit. Der Fabrikant braucht intelligente Arbeiter, der Staat außerdem intelligente Soldaten; die Leute müssen nicht bloß lesen und schreiben, sie müssen auch etwas von den Naturgesetzen wissen, um einen Mechanismus zu verstehen und zu handhaben. Förderung des Handels und der Industrie ist in England allerhöchste Staatsaufgabe; ich bemerkte schon, wie damit die Sorge für Bildung zusammenhängt. Kenner der Zustände

sagen den dortigen Universitäten nach, daß die Eifersucht, ihren Rang zu behaupten und ihre Popularität zu erhöhen, einen starken Anteil an der „Ausdehnung" habe; und dies ist um so mehr glaublich, da sonst kaum der Enthusiasmus *konservativ* gerichteter Personen verständlich wäre, die sich doch der Frage nach den moralischen und politischen Wirkungen höherer Volksbildung nicht entziehen können. In dieser Hinsicht ist ein Passus der offiziellen Eröffnungsrede charakteristisch, die der Marquis von Salisbury hielt, selber augenscheinlich nur ein lauer Teilnehmer, der aber sich einen „Vers" darauf zu machen sucht. „Die große Idee der gegenwärtigen Zeit — sagte er — ist so weit als möglich ein Verlangen nach *intellektuellem Genusse* auszubreiten. Unsere Zivilisation und unser Fortschritt haben in mancher Weise den Menschen empfänglicher gemacht für die Versuchungen der Aufregung und des Vergnügens — haben diese geradezu zu einer Notwendigkeit ihres Daseins gemacht — und wenn mit dieser materiellen Entwickelung nicht eine intellektuelle Entwickelung Hand in Hand geht, die ihnen möglich macht, solches Vergnügen und solche Aufregung im Gebrauche ihres Verstandes zu finden, so werden sie Mittel und Wege finden, solche Empfindungen hervorzubringen, *die in höherem Grade verderblich für sie sind*" („more deleterious to them"). Einigermaßen ist also auch das intellektuelle „Vergnügen" schädlich; aber als ein pis aller, als Notnagel kann man es sich gefallen lassen. Staatsmännisch gedacht. Andere urteilen anders. Kein Einsichtiger zweifelt mehr, daß England sich rasch in einen demokratischen Staat umwandelt. Ein Redner, der in Oxford an der Spitze der Bewegung steht (Mr. Sadler) hob in lebhaften Worten hervor, daß die Aufgabe sei, die große Menge zu bilden, nachdem das politische Schicksal der Nation ihrem Willen anheimgegeben sei. Schon bei Erlaß des Volksschul-Gesetzes — heißt es in einer kleinen Schrift, die jener Redner in Verbindung mit Mr. Mackinders verfaßt hat*) — erkannten Weiterblickende, daß wenn die Saat der Elementarbildung gesät wäre, ein neues Geschlecht erstehen werde, mit neuen Lebensidealen und neuen Gaben der Erkenntnis. Bei Zeiten müsse etwas geschehen für diese Generation oder die Bildung selber, womit der Staat sich entschlossen habe sie auszurüsten, werde sich als eine nationale Gefahr erweisen; die Bildung dürfe nicht ihr Ende nehmen mit der Schule. „*Höhere Bildung*", heißt es daselbst (S. 142) „giebt dem Leben intellektuelles Interesse und führt zur Ernüchterung des politischen Urteiles. Das Studium der nationalen Geschichte und Litteratur muß die Liebe zum Vaterlande erhöhen. Indem alle solche Unterweisung mit den größten Gedanken der Welt in Berührung bringt, teilt sie höhere Ideale des Lebens, des Staatsbürgertums, der Religion mit, und ist daher so notwendig für das Wohl eines demokratischen Staates, wie technische Unterweisung für das eines industriellen und Handels-Staates." Man bemerkt, wie hier das wahre Problem angeschlagen, aber auch nur angeschlagen wird. Auch in den Debatten wurde die Möglichkeit, daß wissenschaftliche Bildung in *Konflikt* gerate mit überlieferter, insbesondere mit der religiösen Denkungsart, wurde die Notwendigkeit, um solcher sogar höchst wahrscheinlicher Konflikte willen die wissenschaftliche Bildung selber *philosophisch* und *ethisch* zu vertiefen, — nicht angerührt. Kein Wunder, so lange als die *naturwissenschaftliche* Bildung — und damit kommen wir auf die Frage nach den *Gegenständen* zurück — im Vordergrunde steht! Denn — seltsam genug — in England mehr als anderswo hat die Kirche es verstanden, mit der Naturwissenschaft ihren Frieden zu machen. Sich anzuschmiegen hat sie in dem heimlichen 300jährigen Kriege immer für richtig gehalten, jetzt aber hat sie die Waffen gestreckt. Höchstens der Darwinismus macht ihr noch Schmerzen, die bald überwunden sein werden. Scientia non nisi parendo vincitur*) könnte sie aufatmend sagen. Geschichte und Litteratur sind in der herkömmlichen Behandlung unschädlich. — Mr. Mackinder und Mr. Sadler werden mir aber zugeben, daß für die Erziehung des demokratischen *Staatsbürgers* ganz andere Dinge wesentlich sind. Theorie und Kritik des *sozialen Lebens* können hier garnicht umgangen werden. Theorie und Kritik der wirtschaftlichen, der politischen, der ethischen Thatsachen machen erst den gebildeten und aufgeklärten Menschen dieses Zeitalters. Hier gerade gilt es, da kein Zeitungsleser den Sachen sich entziehen kann, vor dilettantischem Urteile zu schützen, an strenge Methode zu gewöhnen, einen vernünftigen Gebrauch der *Freiheit* des Denkens zu lehren. Und hier, wo die supranaturale Denkungsart selber in ihrem Wesen und in ihrer *Geschichte* durchschaut wird, hier gilt es für sie sich zu wehren — so lange sie es vermag. Man begreift die Klugheit der *herrschenden* Klasse, die drüben so tief und traditionell ist, daß sie Volksbildung mit vollen Händen zu geben willig ist — aber nur solche, deren sie sich mächtig hält. Die Tendenzen aber, die aus der Wirklichkeit ihre Gewalt ziehen, sind mächtiger als Wünsche und Maßregeln der Mächtigen. Gar oft kommen diese, auch wenn sie entgegengerichtet sind, jenen zu Hilfe. Und was das Volk bedarf und haben will, ist nicht sowohl „Bildung" im gewöhnlichen Sinne; als ein gesundes und vernünftiges Leben, als Muße und Behagen, als Teilnahme und Anleitung zum Schönen und Guten. In dieser Richtung aber muß die Ausbildung eines *Stabes* akademisch gebildeter *Volkslehrer für Erwachsene*, wie mangelhafte Gesichtspunkte ihr auch zu Grunde liegen mögen, als eine sehr bedeutende Errungenschaft anerkannt werden. Es ist der Keim eines neuen, eines *weltlichen Klerus*. England schreitet hier voran — und ahnet selber kaum, auf *welcher* Bahn. — Vielleicht hat man in Schottland, wo man stark zu philosophiren pflegt, und doch in Sachen der Religion noch heftiger am Herkommen hängt, eine stärkere Empfindung für jene Tendenzen. Vielleicht wird eben deshalb von Universitäts-Ausdehnung dort fast nichts vernommen; soviel ich bemerkte war Schottland auf dem Kongresse so wenig als Irland vertreten. Jedoch liegt vor mir das Programm eines Sommer-Meetings, das achte seiner Art, das in Edinburgh vom 6. bis 31. August gehalten werden soll. Hier fällt sogleich auf, daß der Schotte, wenn einmal an solchen Neuerungen sich beteiligend, vor einem radikaleren System als konsequenter Denker keine Scheu hat. An der Spitze des Programms steht: „Angewandte Ethik und Soziologie" und es werden Kurse angekündigt über „die soziale Entwickelung unserer Zeit" „bürgerliche und industrielle Ökonomie", „Philosophie der alten und neuen Geschichte", „die französische Gesellschaft". Im vorigen Jahre las ein Herr über moderne Geschichte, ein Franzose über „Sozialwissenschaft", ein anderer über „die sittliche Wiedergeburt Frankreichs in der Gegenwart". So heißt es denn auch in einem Memoire, das, dem Programm angehängt, den „pädagogischen Zweck der Kurse" darlegt: „das Studium des Menschen muß an der Spitze bleiben", „Unterordnung der Biologie unter die Sozialwissenschaft ist ein charakteristischer Zug unseres Schemas". Überhaupt ein entschlossener und prinzipiell weitgehender Reformgeist in diesem Programme. Kunst und Wissenschaft sollen in enge Wechselwirkung gebracht werden; der theoretische Student wird zur Ausübung einer Thätigkeit, die mit seinem Studium in Beziehung steht, angehalten; „er soll nicht ein passiver Zuhörer sondern ein aktiver Mitarbeiter sein." „Der individuelle und im Wettbewerbe wurzelnde Antrieb zum Studium wird mehr als ersetzt durch den kooperativen und sozialen." „Die Vorteile, Lehrer und Schüler *zusammenzubringen*, auch solche die durch Neigung und Erfahrung

*) University Extension, past, present and future. London, Paris und Melbourne 1891. p. 24.

*) „Die Wissenschaft wird nur dadurch, daß man ihr gehorcht, besiegt". Ein Ausspruch Baco's von der „Natur".

weit auseinanderliegenden Gebieten angehören, muß ihre beste Rechtfertigung durch die Praxis finden." Das Memoire beruft sich auch auf das „Seminar", als „eine so entschiedene Stärke der deutschen Universität." — Offenbar ist hier noch mehr als in dem Plane von Cambridge, auf ein ernstes Studium gerechnet, also auch auf Menschen, die Muße und Mittel dafür haben. Dies führt uns auf die Frage, auf welche „Studenten" denn überhaupt die „Ausdehnung" rechnet? Auch hier 2 Richtungen, die aber kaum in Opposition zu einander sind, vielmehr ungeschieden neben einander liegen und früher oder später werden auseinander gehen müssen. Sie decken sich nicht durchaus, aber berühren sich nahe mit der strengeren und der freieren Auffassung des Studiums. Die eine Richtung will einen engeren, dazu vorbereiteten Kreis in die Tiefen der Wissenschaft einweihen. Hier wird besonders an Lehrer und Lehrerinnen gedacht, also an Menschen, die ihre wissenschaftliche Bildung unmittelbar verwerten können. Die andere will möglichst weiten Kreisen die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung mitteilen, und Einzelne daraus herauslesen, wenn nötig und möglich, ihnen Muße und Mittel zum eigentlichen Studio verschaffend. Hier wird hauptsächlich an Arbeiter gedacht, an die große Menge. Ich sage, diese Richtungen müssen bis zu einem gewissen Grade auseinandergehen. Denn es sind eigentlich zwei verschiedene Aufgaben. Dort müssen von vornherein — überhaupt wo man es mit „Gebildeten" zu thun hat — ganz andere Voraussetzungen gemacht werden.

Und der Erfolg? Die Zahl der Teilnehmer an diesen verschiedenen Kursen, Klassen, Meetings ist groß und nimmt rasch zu. Man rechnet in England und Wales über 50 000 in einem Wintersemester (1892/93); Oxford geht voran mit 23 000 in 238 Kursen. Unter den Teilnehmern überwiegen Frauen, wie es heißt, aus sehr gemischten Schichten des Volkes. Teilnahme auch männlicher Lehrer, besonders der Elementarschulen, ist groß und wird lebhaft begünstigt durch die staatliche Aufsichtsbehörde dieser Schulen. Geklagt wird über vergleichungsweise geringe Anzahl junger Männer, und vor allem über „den geringen Grad, in dem das System sich habe verwerten lassen für die arbeitenden Klassen, ungeachtet der Thatsache, daß sie, unter gelegentlichen günstigen Umständen, gezeigt haben, daß sie die am meisten enthusiastischen Teilnehmer sein könnten." So wird auch anderswo von glänzenden Erfahrungen berichtet, die man mit Begabung und Eifer von Arbeitern gemacht habe. Die Teilnahme wird schon größer werden, wenn erst der Acht-Stunden-Tag errungen ist. In London wurden Klassen von Arbeitern gebildet, die begierig waren Griechisch zu lernen. Ein Redner in der dritten Kongreßsitzung berichtete, daß eine solche Klasse nach 10 Monaten, mit 2 kurzen Stunden wöchentlich, eine Prüfung über das erste Buch von Xenophons „Anabasis bestanden habe, die den Teilnehmern eine Auszeichnung in Oxford eingetragen haben würde.

Man sieht, Universitäts-Ausdehnung bedeutet etwas höchst Mannigfaches; aber im Ganzen etwas Erfreuliches, Zukunftreiches, Vorbildliches. Was und wie wir in Deutschland, wo alle höhere Bildung bisher so gut wie nichts der privaten Initiative verdankt, wo der Staat überall seine eisernen Klammern eingeschlagen hat, ob und wie wir davon empfangen und lernen können? Dies zu erörtern würde mich jetzt zu weit führen. Trotz der so bedeutenden Erfolge wird drüben gesagt, es fehle an Menschen und an Geld. Was sollen wir sagen? —

## Lebensbilder.

### XV.

*Von einem Schlosser.*

Ich wurde am 4. November 1858 in Fredeburg geboren. Mein Vater, ein Orgelbauer, war ein sehr braver und intelligenter Mann. Er starb am 20. Juni 1870. Meine Mutter, welche noch lebt, ist im 65. Lebensjahre und war zwölf Jahre jünger als mein Vater. Mein Großvater väterlicherseits entleibte sich, als mein Vater noch ein Kind war; zerrüttete Vermögensverhältnisse sollen der Grund gewesen sein. Mein Großvater mütterlicherseits war einer jener alten Prügel-Pädagogen, welche den Korporalstock mit der Fuchtel vertauscht hatten. In Grimms Sprickel und Spöne bildet derselbe die Hauptfigur. Die Vorliebe für Prügel scheint auf meine Mutter erblich übergegangen zu sein. Einer Zärtlichkeit kann ich mich nicht entsinnen, wohl aber unzähliger Hiebe. 1863, fünf Jahre alt, wurde ich in die Elementarschule geschickt; und mit Grauen denke ich jetzt noch an die dortige Kirche. Wir armen Knirpse mußten nämlich jeden Tag, ob Sommer ob Winter, früh Morgens die Kirche besuchen; kam nun einer etwas zu spät, so blieb er unter der Treppe im Eingange stehen. Frostbeulen an Händen und Füßen waren die Folge. Einen Winter hatte ich auf jeder Zehe eine bohnendicke Blase und mußte drei Wochen zu Hause bleiben. Alle Mittel wurden versucht, aber dem Entstehungsübel ging keiner zu Leide. Ich habe auch nie gehört, daß ältere Leute den Grund wußten; wir Kinder wußten ihn selbstredend nicht. Unser Lehrer, J. Gördes, war tüchtig in jeder Beziehung, und seine Schule war als die beste im Umkreise bekannt. Leider war die Schülerzahl zu groß — irre ich nicht, 60 - 80 A-B-C-Schützen und große derbknochige Flegel. Mit sieben und acht Jahren ging ich nach Schluß der Schule auf die Cigarrenfabrik; ich mußte Blätter aufsetzen mit noch mehreren Andern. Im Sommer und Herbst wurden die Kühe gehütet. Als siebenjähriger Junge hütete ich für eine andere Familie zwei Kühe und für uns eine, also drei Kühe. Bei einer solchen „Kuhhaut" schlief ich einst ein, und meine Schützlinge zerstreuten sich in alle vier Winde. Prügel bekam ich diesmal unbegreiflicherweise nicht. Das nächste Jahr hütete ich einem Uhrmacher die Kühe; unter den dreien war eine schwarze Bestie, welche mir viel zu schaffen machte.

Aus diesen Zeilen spricht wenig Mutterliebe — weshalb? Hatten wir Kinder, besonders Schreiber dieses, etwas „ausgefressen," wie man sagt, dann ließ uns die Mutter mitunter ruhig zu Bett gehen; aber ein schreckliches Erwachen folgte: die Hiebe, mit einem ledernen Riemen ausgeteilt, regneten hageldicht auf den nackten Körper. Eines Morgens bin ich im Hemd auf die Straße gelaufen, gefolgt von meiner Mutter, welche unbarmherzig den Riemen schwang. Mein Vater war fast immer auf Reisen, und während seines zu-Hause-seins lebten wir Kinder wie im Himmel. — Eine Grausamkeit des Herrn Pastor möchte ich auch nicht unerwähnt lassen: Hatte ein Schulkind in der Kirche eine Unart begangen, dann wurde es mit drakonischer Strenge bestraft: ein gespaltenes Holzscheit wurde mit der scharfen Kante nach oben vor eine Wand gelegt, vielleicht einen Fuß von derselben entfernt, und hierauf mußte der arme Sünder knieen.

Als ich elf Jahre alt war, verkaufte mein Vater Alles und verzog nach S. Hier kam ich unter die Fuchtel des alten St. In der Schule gab es keine Disziplin wie in Fredeburg. Lehrer St. ist mir jetzt noch unbegreiflich. Kaplan K. hatte die Religionsstunde und versprach uns einst, wer das beste Gleichnis zwischen Glaube und Flamme finde, solle freihaben; mein Beweis war tadellos, ich mußte aber trotzdem die Stunde aushalten.

Im Jahre 1870 starb leider, wie gesagt, mein Vater. Einige Tage nach dem Begräbnisse stellte sich ein Vetter, Josef G., ein, um einen von den Jungens zu holen. Die Wahl fiel auf mich, als den Kräftigsten. In Meschede kaum angekommen, wurde ich auch sofort als Zugtier benutzt. Trotzdem meine Verwandten reiche Leute waren, wurde mir in sehr fühlbarer Weise bemerkbar gemacht, daß ich nur geduldet sei. Ich mußte beim Knecht schlafen, dem Knecht und dem Mädchen Schuhe wichsen, auf jeden Wink des geringsten Taglöhners apportieren. Alle vier Wochen er-

hielt ich ein reines Hemd, und mit Holzschuhen mußte ich in die Schule gehen. In meiner freien Zeit mußte ich mit einem Esel Stückgüter herumfahren. Mein Onkel war ein frommer Mann, und meine Tante betete viel. — So war ich dreizehn Jahre alt geworden, und die Zeit der ersten Kommunion kam. Aber meine Tante machte keine Vorbereitungen, und mir wurden keine Kleider angemessen. Mein Lehrer Vikar P. war oft bei uns zu sehen. Der Tag der Kommunion kam, und mir wurde eröffnet, ich sei zu verdorben, um hieran teilnehmen zu können. Keiner hat meine Kämpfe gesehen, keiner hat sie geahnt und vermutet; daß ich aber um Jahre reifer wurde, möge mir heute diese Gesellschaft verzeihen.

Liebevolle und vernünftige Eltern erziehen brave Kinder. Ebenso ist es mit dem Lehrer. Die Kirche übt meiner Meinung nach einen demoralisierenden Einfluß aus.

Bei meiner Schulentlassung entstand natürlich die Frage: Was will der Junge lernen? Mein Sinn stund nach Studieren; aber einen Eseljungen läßt man doch nicht studieren. Viele Leute sagten: der Junge hat Knochen! Das gebe einen Schmied. Ich kannte die Handwerke nicht; als mir aber die Frage vorgelegt wurde, drang ich darauf, Schlosser oder Schmied zu werden; was auch geschehen ist.

Mittlerweile bin ich älter und natürlich reif geworden in religiöser Beziehung. Eine brave Frau und drei herzige Kinder sind meine Freude. Zu öffentlichen Vergnügen ist kein Geld da. Bei einem Gelegenheitskauf erwarb ich Lessing, Goethe und Heines Werke. Dies ist meine geistige Nahrung. Wer überhaupt zehn Stunden fleißig arbeitet, ist zum Studieren zu abgespannt. — Am politischen Leben beteilige ich mich fast garnicht, bin aber der Meinung, daß in der Arbeiterbewegung Charaktere die Politik beherrschen und nicht umgekehrt.

---

## Streifzüge durch die moderne Litteratur.

### VIII.

Von Lily von Gizycki.

Wenn wir die moderne Litteratur mit der Litteratur zu Anfang dieses Jahrhunderts vergleichen, so fällt uns ein Unterschied besonders in die Augen: es erscheint heute kaum ein größerer Roman, kaum ein Drama, welche nicht Fragen des öffentlichen Lebens mit in die Dichtung verflechten, oder deren Handlung sich nicht auf dem dunklen Hintergrund der Alles bewegenden sozialen Frage abspielt, während die Unterhaltungslektüre unserer Großeltern mehr oder weniger einen Werther-Typus an sich trug und das intime, das private Gefühlsleben der Menschen zum fast alleinigen Gegenstand hatte. Wenn man sich bei diesen Werken des Gedankens häufig nicht erwehren kann, daß der Autor nur schrieb, um sich von seinem eignen Herzenskummer, seinen überströmenden Gefühlen zu befreien, so ist heutzutage wohl die Meinung sehr oft berechtigt, daß der Autor nur deshalb schreibt, um seine Gedanken über die soziale Frage der Welt kund zu thun.

Zwei Werke liegen vor mir, die nicht zum wenigsten aus diesem Grunde entstanden zu sein scheinen: „Der Wahrheitsucher" von Karl Emil Franzos und „Kraft" von Fritz Mauthner.*)

Der Wahrheitsucher, Georg Winter, erzählt zum Schlusse seines Lebens seine eigene Geschichte. Er wurde in Böhmen als Sohn der Ärmsten der Armen geboren und hatte sehr früh Hunger und Elend kennen gelernt. „Die Kinder der Armen sind eigentlich niemals jung," sagt er. „Wenn ich so zurückdenke, wie selten habe ich als Kind gelacht, wie oft geweint, und wie viel, wie entsetzlich viel schon von der Not des Lebens verstanden!" Als Ziegenhirte hatte der Knabe Zeit genug, über „das große Hungerrätsel" und über „den lieben Gott", zu dem die Mutter ihn beten lehrte, nachzugrübeln. Warum duldet es der liebe Gott, daß wir hungern, dachte er. „Man sieht ihn nicht, und er ist doch so allmächtig, das begreif' ich nicht. Nun, Mutter sagt, das muß jeder glauben und es ist auch so. Aber wenn er allmächtig ist, so ist er doch gewiß nicht allgerecht und allgütig, sonst würde er unser Elend nicht dulden. Entweder kann er nicht helfen oder er will nicht . . . ." Und als ihm der Vater, ein invalider Soldat, einmal von dem schönen reichen Italien erzählte, wo die Menschen auch hungern müssen, selbst wenn sie fleißig sind, da rief er empört: „Ich weiß, Gott ist überall ungerecht!" Die frommen Eltern schmerzte dieser Ausspruch sehr; sie beschlossen, ihn mit zur Kirche zu nehmen, damit sein Sinn sich ändere. Er folgte ihnen reumütig, der alte Geistliche sprach von der Kanzel herunter von dem gerechten Gott, der die Bösen und Faulen straft, und schilderte dann das Leben der Frommen und Fleißigen.

„Das ist wie bei uns, dachte ich; und als er nun fortfuhr: Aber dafür kennen sie die Not nicht und ihr Wohlstand blüht auf! Ja, Ihr Lieben, alles ist aufs beste bestellt in dieser besten — — da rief ich laut und gellend dazwischen: „Das ist nicht wahr!"

Die Gemeinde war empört, die Eltern waren entsetzt; der Pfarrer aber, ein freundlicher Mann, hatte Erbarmen mit dem geistig und körperlich hungerleidenden Knaben und nahm ihn zu sich.

Die Schule, die Georg Winter nun besuchen durfte, genügte seinem Wissensdurst nicht; das erkannte der alte Pfarrer und unterrichtete ihn selbst. Er vermochte den Knaben zu fesseln und erfüllte sein Herz mit all der Stärke und Erhebung, die das Evangelium einem darbenden Kinde zu bieten vermag. „Das Jenseits, die ausgleichende Gerechtigkeit drüben — damit kann sich dem Sinn, der jung und phantastisch ist aber bleibt, das große Rätsel lösen: Was liegt daran, wenn wir hier zeitweilig hungern, drüben winkt uns dafür um so reichlichere Mahlzeit." Er war überzeugt von der Lehre, durch die geistliche und weltliche Herrscher das arme Volk so oft zum Schweigen und Dulden gebracht haben. Die Reichen verdienen keinen Haß, sondern Mitleid, weil sie es schwerer haben würden in der Ewigkeit, dachte der arme Ziegenhirte, „unser Los ist das bessere", und er beschloß dem zu folgen, der den großen Hunger auf Erden erkannt hatte. Als er seinem Wohlthäter seinen Entschluß, Geistlicher zu werden, kund that, riet dieser ihm ab, weil er zu jung sei, um sich so früh schon zu entscheiden. Doch Georg Winter beharrte auf seinem Entschluß. Im Christentum glaubte er die Wahrheit gefunden zu haben. Und so kam er als Schüler in das Benediktinerkloster. Die ersten Zweifel stiegen ihm dort auf, weil er die Mönche im Wohlleben schwelgen sah, und ihm das unvereinbar schien mit der Lehre Christi. Die letzten Jahre seines Gymnasialstudiums verbrachte er dann auf dem Gymnasium zu Graz. Herzensverirrungen und abenteuerliche Erlebnisse mancherlei Art führten ihn in die Schlingen eines Jesuitenpaters, der ihn schließlich vollständig für seine Absichten gewann, als der Jüngling durch schwere Schuld — er hatte Geld aus einer ihm anvertrauten Kasse entwendet, um den Bruder seiner Geliebten zu retten — dem Verderben nahe war. Er kam nach Rom in das Jesuiten-Kollegium. Sein Leben und seine Studien dort nehmen einen breiten Raum im ersten Bande des Romans ein und sind höchst interessant und mit seltner Sachkenntnis geschildert.

Doch der „Wahrheitsucher" konnte nicht ein Jesuit werden. Er gewann nicht nur tiefe Einblicke in die Ränke und Schliche, durch die man ihn eingefangen hatte, er fing auch an, an den Glaubenssätzen, die man ihm einprägte, irre zu werden. Kurz entschlossen, schüttelte er den Staub von den Füßen und ging nach Prag in das theologische Seminar.

*) Der Wahrheitsucher. Roman von Karl Emil Franzos. Jena, Hermann Costenoble. 1893.
Kraft. Roman von Fritz Mauthner. Dresden und Leipzig. Verlag von Heinrich Minden. 1894.

Ein geistlicher Reisebegleiter hatte seine Zweifel damit beruhigt, daß er ihm sagte, an Gott glauben und den Menschen Gutes thun genüge, um Priester zu werden. Aber bald erkannte Georg Winter mit Entsetzen, daß auch sein Glaube an Gott wankend wurde, und rückhaltlos, wie er bisher seiner Überzeugung gefolgt war, folgte er ihr auch jetzt: er verließ das Seminar und die theologische Laufbahn. Arm und ziellos, ohne Hoffnung und ohne Glauben, schlich er durch die Stadt, und als er über die Moldaubrücke ging, lockten ihn die Wellen hinunter zu ewiger Ruhe. Eine Hand zog ihn zurück. Der Mann, der dem müden Wahrheitsucher das Leben rettete, gab auch seinem Geiste neuen Halt. „Wenn ich dir sage", rief Christian Hager aus, „wie das große, ewige Hungerrätsel gelöst werden kann, wenn ich dir dies alles in eine kurze Formel zusammendränge, und dir dabei schwöre, daß diese Formel . . . . nach meinem besten Wissen und Gewissen ewige Wahrheit ist, willst du dann weiter leben?" „Ja", entgegnete Georg Winter; und sein Retter verkündete ihm seine Wahrheit, die in drei Worten Ausdruck findet: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!

In diesem Augenblick hatte der Wahrheitsucher mit den religiösen Kämpfen abgeschlossen, denn er hatte in der Religion die Lösung des Hungerrätsels nicht gefunden, es hatte auch seinen Glauben an einen allmächtigen, allgütigen Gott vernichtet. Er suchte die Lösung von nun an auf politischem Gebiet.

Karl Emil Franzos ist ein genauer Kenner der österreichischen Verhältnisse, und wenn er seinen Helden mitten in die Stürme hinein versetzt, die dem Gewitter von '48 vorangingen, so kann man von vornherein annehmen, daß seine Schilderungen des damaligen Lebens und Treibens interessant sein werden. Aber die inneren Umwandlungen, die er Georg Winter fortan erfahren läßt, entwickeln sich nicht mit der Selbstverständlichkeit aus seinem Charakter, wie es bisher der Fall war.

Georg Winter, der das sozialistische Programm Christian Hager's mit glühender Begeisterung in sich aufgenommen hatte, wurde demselbem in kurzer Zeit untreu. Seine Gründe dafür sind diese:

„Es war der Poet in mir, der sich zuerst gegen den Gedanken einer solchen brutalen Gleichmachung nicht bloß allen Erwerbens, sondern auch allen Strebens, aller Individualität auflehnte . . . . Ein Dichter kann Alles verfechten: die Reaktion, die Revolution, sogar den Anarchismus, nur den Kommunismus nie. Denn ein Dichter hat Ehrfurcht vor der Quelle alles Großen auf Erden; der freien Bethätigung der einzelnen Kraft und kann sie nie verschütten wollen. Das thut der Kommunismus." Die Kunde von dem großen englischen Dichter William Morris mag wohl nie bis zu dem einsamen böhmischen Dorfe gedrungen sein, wo Georg Winter seine Tage beschließt, sonst hätte er wissen müssen, daß dieser in seinen Dichtungen, vor allem in seinem schönen Werk: „News from Nowhere" den Kommunismus mit allem Zauber der Poesie umkleidet. Auch hat der Wahrheitsucher trotz seiner Menschenliebe sich Zeit seines Lebens zu viel mit sich selbst beschäftigt und hat das seltene Glück gehabt, trotzdem er arm war, imstande zu sein, ein Wahrheitsucher zu b l e i b e n. Er ist nach seinen Schicksalen ein Ausnahmemensch. Er weiß, scheint es, nicht, daß Millionen seiner Brüder auch Wahrheitsucher, auch Poeten, auch Künstler und Gelehrte sein möchten und könnten, wenn sie nicht täglich und stündlich mit Not und Elend kämpfen müßten. Sie sind in der Hütte geboren, und eiserne Ketten fesseln sie an die Hütte; sie haben keinen übrigen Groschen für ihren Knaben, der so gern statt der Volksschule das Gymnasium besuchen möchte; er ist, wie sie, verdammt, von früh bis spät mit mühseliger Arbeit sein Brod zu erwerben. Wo bleibt da „die freie Bethätigung der einzelnen Kraft?" Nur die Wenigen, denen der Zufall ein Vermögen in die Wiege legte, oder die vom Glück besonders begünstigt werden, können ihre Kraft frei bethätigen. Wie manches Genie, wie zahllose Talente durch die Tyrannei der Gegenwart zertreten werden, dafür giebt es keine Statistik.

Weiter, sagt Georg Winter, machte sein Verstand ihn frei von dieser Lehre, der „ein vernünftiger Mensch nur so lange huldigen kann, als er nicht näher über sie nachdenkt." Er meint, die „plötzliche Austeilung des Besitzes" müßte sich „von drei zu drei Tagen wiederholen, weil Jeder mit seinem Anteil verschieden wirtschaften würde." Darin ist ihm vollständig recht zu geben, und kein Verteidiger des Kommunismus, er müßte denn ein Kind oder ein Verrückter sein, wird ihm widersprechen; man wird ihm aber den guten Rat geben, die Grundideen bedeutender Menschen und großer Volksschichten in seiner Eigenschaft als Wahrheitsucher genauer zu studieren, ehe er sie abthut. Als Lehre des Kommunismus nennt er weiter die „gänzliche Aufhebung des Erbrechts," und fügt hinzu: „Wer dies will, dem ist alles Menschliche fremd; damit wäre auch der beste Trieb zur Arbeit aufgehoben und das stärkste Band der Gesittung unter den Menschen zerschnitten." Also das Erbrecht ist das stärkste Band der Gesittung, der beste Trieb zur Arbeit! Glaubt der Wahrheitsucher wirklich, daß die großen Reformer aller Zeiten, die großen Förderer der Menschheit, die Gelehrten, die Dichter, die Erfinder und Entdecker im — Erbrecht den besten Trieb zur Arbeit fanden? Hat er vergessen, daß Männer Großes leisteten, wie ein Spinoza, ein Kant, bei denen das Erbrecht als Trieb zur Arbeit gar nicht in Frage kommen konnte, weil sie keine Familie besaßen? Hat er aus seiner sozialistischen Aera nicht wenigstens das gelernt, daß es Menschen giebt, die ohne einen Gedanken an Erwerb mit Anspannung aller ihrer Kräfte arbeiten? Bei allen Familienvätern sollte er einmal Umfrage halten, die rastlos arbeiten, um für ihre Kinder etwas zurückzulegen, ob sie nicht mit größerer Ruhe und darum mit mehr Freudigkeit und Gründlichkeit arbeiten würden, wenn sie wüßten, daß ihre Kinder der ersparten Groschen gar nicht bedürfen.

In seiner Erregung über den Kommunismus glaubt sich Georg Winter bereits in den kommunistischen Staat versetzt und klagt: „Ich darf mein Leben nicht einrichten, wie mir behagt, sondern so, wie es andere bestimmen. Ich habe zu arbeiten, was die Andern wollen, und so lange, als sie es wollen; ich habe mich zu erholen, zu freuen, traurig zu sein, ich habe zu freien und Kinder zu zeugen, wie sie es mir vorschreiben . . . . Broderwerb ist Alles, und ob ich nun der Begabteste oder der Dümmste, der Kräftigste oder der Schwächste der Menschen bin: meine Lebensaufgabe ist nur, jenes Stück Brot zu erwerben, dessen ich bedarf." Der Wahrheitsucher hätte nicht in den kommunistischen Staat einzutreten brauchen, um so zu reden; er hätte all das mit vollstem Recht mitten in unserer gepriesenen Zeit sagen können, wenn er ein Fabrikarbeiter, ein Bergmann, ein Soldat oder ein Dienstbote gewesen wäre. Ja, er hätte nicht einmal in die „Tiefen des Volks" hinabzusteigen brauchen; als Posthilfsbeamter, als Dorfschullehrer würde er nicht anders sprechen; und um zu sagen: „Ich darf mein Leben nicht einrichten, wie mir behagt", hätte er sogar hart an der Grenze der oberen Zehntausend leben können.

Nachdem Georg Winter den Sozialismus abgethan hatte, machte er die verschiedensten Stadien durch, bis er dahin gelangte, im „wohlwollenden, zielbewußten Absolutismus" sein neues politisches Glaubensbekenntnis zu finden. Aber auch daran hielt er nicht allzu lange fest. Schwere Schicksalsschläge vertrieben ihn aus seiner Stellung als Lehrer an einem Gymnasium nach einem kleinen Landgut in Böhmen, wo er für die Familie eines Freundes eine Fabrik zu beaufsichtigen hatte. Dort kam er mit einem modernen Sozialdemokraten zusammen, dessen Ansichten gegenüber er, in allerdings etwas unklarer Form, den Staatssozialismus verteidigte. Sein eigenes letztes Glaubensbekenntnis sprach er folgendermaßen aus: „Duldsamkeit, das ist das Einzige, was mich all' mein Grübeln gelehrt hat. Nun mißachte ich keine Religion, sofern sie ihren Hauptzweck erfüllt, zu trösten und zum Guten zu führen. Nun breche ich aber auch über keinen Ungläubigen

den Stab, sondern beurteile ihn nur nach seinem Wirken. Was er glaubt oder nicht glaubt, hat Jeder mit sich selbst abzumachen, auf seine sittliche Führung haben wir Alle Anspruch."

Das ist das Bekenntnis eines Ethikers. Genügt es, um den Einzelnen zu begeistern, seiner Lebensarbeit Ziel und Richtung anzugeben? Sicherlich nicht. Im Verkehr, im Zusammenarbeiten mit Andern soll dieser Grundsatz obenan stehen, aber für uns selbst bedürfen wir fester Überzeugungen auf politischem wie auf religiösem Gebiet. Es hat noch nie einen Reformer gegeben, der nicht wußte, was er wollte.

(Fortsetzung folgt.)

## Vermischtes.

**Ein sozialdemokratisches Waisenhaus.** Der „Rheinischen Zeitung" entnehmen wir folgendes Referat über einen Vortrag des Herrn **Meyers** über das „sozialdemokratische Waisenhaus in Cempuis":

„Die Wenigsten in Deutschland wissen vom Bestehen einer solchen Einrichtung. Es kommt dies daher, daß wir Deutsche in dem Worte „sozialdemokratisch" einen ganz bestimmten, theoretisch genau abgrenzenden Begriff erblicken, während diese Grenzen bei den französischen Genossen bisher nicht so scharf gezogen waren. Die Sozialdemokratie in Frankreich betrachtet denn auch diese Anstalt als die ihrige. Cempuis ist ein Dorf in Nord-Frankreich in der Nähe der Industriestadt Beauvais. Ein vermögender Großgrundbesitzer, Prevost, besaß dort ein ausgedehntes Landgut, und dieses, sowie auch sein bedeutendes Vermögen, hinterließ er der Stadt Paris mit der Bedingung, daß unter Aufsicht der Stadt Paris auf dem Landgute in Cempuis ein Waisenhaus für die Kinder vom Departement der Seine gegründet und in demselben die rationalistische Erziehung (Erziehung, gestützt auf Vernunft und Erfahrung) versuchsweise eingeführt werden sollte. Jede radikale Reform bildet eine Anklage gegen das Veraltete, und daher wurde diese neue Anstalt, in der man sich weder mit kirchlichen noch mit staatlichen Dogmen befaßte, von Geistlichen und reaktionären Laien sehr verdächtigt und angeschwärzt. Zu der integralen (vollständigen) Erziehungsmethode gehört in der ersten Linie das „Nichtstrafen und Nichtbelohnen". Jeder Gelegenheit zum Ungehorsam wird vorgebeugt durch richtige Diät, durch angenehme Abwechslung von Spiel und Arbeit, durch Verhütung von körperlicher wie geistiger Überanstrengung, durch anerzogene Selbständigkeit und Freiheit. Nicht Stolz, sondern Ehrgeiz wird den Kindern beigebracht, und dieser ist die Triebkraft zur Pflichttreue. Die Belohnung eines Kindes könnte außerdem Eifersucht und infolge dessen auch weitere Laster bei den anderen Kindern hervorrufen. Redner erläuterte die Ernährung und die Kleidung, bei denen Chemie und Hygiene berücksichtigt werden, und dann die Lehrmethode. Das Lesen wird den Kleinen im Anfange nicht aus Büchern, sondern spielend beigebracht. Nach Art des Lottospiels bekommen die Kinder eine Anzahl kleiner Stückchen Holz, Pappdeckel u. s. w., auf denen die verschiedenen Buchstaben und Ziffern stehen. Die Kleinen müssen dann z. B. alle dabei vorkommenden a heraussuchen. In gleicher Weise lernen die Kinder die Stenographie mit kleinen Stückchen Kupferdraht. Weil man in der Anstalt in der zeitsparenden Stenographie die Schrift der Zukunft erblickt, wird ein Teil der Schularbeiten in stenographischer Schrift geschrieben. In gleicher Weise, wie beim Lesenlernen, wird den Zöglingen auch Verständnis für Plastik beigebracht. — Das Programm der „Integrale" (vollständige Erziehung) ist sehr vielseitig. Es enthält Lesen, Schreiben, Stenographie, Rechnen, Gesang, Musik (mit Zifferschrift), Tanzen, Turnen, Schwimmen, Fechten, Ringen, Schlittschuhlaufen, Radfahren (jedes Kind hat ein Veloziped), Geographie, Naturlehre, Sternkunde, Soziologie, Witterungslehre, Naturgeschichte, Erziehung; ferner Schreinerei, Garten- und Landbau, Buchdruckerei, Buchbinderei, Kochen, Nähen, Waschen, Bügeln, Anstreichen u. s. w. Man geht hierbei von dem Grundsatze aus, daß es eigentlich keine bestimmt weibliche oder männliche Arbeit giebt, und von den 180 Zöglingen werden daher die Knaben und Mädchen gleichmäßig erzogen und lernen fast Alles eingehend, weil beim Unterricht die unnützen und zeitverschwendenden Fächer ferngehalten werden. Religions- und Bibelunterricht wird nicht erteilt, weil dies nicht zu einer rationalistischen Erziehung gehört. Die verschiedenen Religionen werden bei der Mythologie (Götterlehre) gleichzeitig mitbehandelt, wodurch die Erziehung vollständig atheistisch bleibt. Redner besprach eingehend die Weise, wie den Kindern die Kunst, in schöner, einfacher und formgewandter Weise zu reden, (Rhetorik) beigebracht wird. Ebenfalls erläuterte der Redner, wie in der Anstalt die Fortpflanzung der heranwachsenden Jugend erklärt und dadurch Lastern vorgebeugt wird. Unwissenheit und Unschuld seien keine Schutzengel. — Vom 13. Jahre an lernen die Zöglinge denjenigen Beruf, wozu sie am meisten Neigung und Veranlagung besitzen, und wenn sie dann im 16. bis 17. Lebensjahre die Anstalt verlassen, sind es nützliche Mitglieder der Gesellschaft. So müssen wir uns die Jünglinge und Jungfrauen der Zukunft denken: gut genährt, vielseitig gebildet, atheistisch und im sozialdemokratischen Sinne erzogen, mit Selbsterkenntnis und frei von allen Dogmen, die jungen Männer sowohl wie die jungen Frauen mit Verständnis für die großen Fragen unserer Zeit. Aber auch nach außen hin wirkt das Waisenhaus in Cempuis in sozialistischem Sinne. Seit 4 Jahren werden da „sessions pédagogiques" gehalten. Diese haben den Zweck, wißbegierigen Lehrern und Lehrerinnen in der Ferienzeit Verständnis für diese Erziehungsmethode beizubringen. Diese pädagogischen Kurse werden denn auch sehr stark besucht; auch aus dem Auslande, sogar aus Amerika strömen die männlichen und weiblichen Pädagogen herbei, um sich in dem kleinen Cempuis Kenntnis und Erfahrungen zu sammeln, die so logisch und konsequent, aber so ganz und gar in Widerspruch mit den bisher in Anwendung gebrachten sind. Der Besuch dieser Sessions ist unentgeltlich; und weil diese Anstalt den Zweck hat, agitatorisch für die rationalistische Erziehung zu wirken, wird den betreffenden Besuchern für Wohnung incl. vorzügliche Beköstigung, Bedienung u. s. w. Francs 2.— (Mk 1.60) pro Tag berechnet. — Redner ging weiter auf die Lebensweise des Lehrerpersonals ein, insbesondere des Direktors Robin und des Lehrers Charles Delon, eines der bedeutendsten Pädagogen unserer Zeit, eines Mannes, der fast alle toten und lebenden Sprachen kennt. Er schrieb viele Jugendbücher, die bei Hachette u. Co. in Paris, 79 Boulevard St. Germain, erschienen sind; von einem dieser Werkchen wurden bereits über zwei Millionen Stück verkauft."

Aus einem Berichte des „Vorwärts" vom 7. d. M. erfahren wir, daß diese Anstalt der Geistlichkeit zum Opfer fällt. Der „Vorwärts" sagt:

„Die sklavische Abhängigkeit des Herrn Perier von den Pfaffen zeigt sich in der skandalösen Maßregelung des Professors **Robin**, bisherigen Vorstehers des Waisenhauses von **Cempuis**, im Norden Frankreichs. Professor Robin hat aus diesem Waisenhaus, das seit 15 Jahren von ihm verwaltet wird, eine Muster-Erziehungsanstalt gemacht. Die Mädchen und Knaben werden zusammen erzogen; die rationellste Pädagogik wird befolgt; Hand- und Gartenarbeit ist in den Schulplan aufgenommen. Die Ergebnisse sind außerordentlich günstig. Aber — die Geistlichkeit ist von der Anstalt ausgeschlossen und seit Jahren sucht sie dieselbe in die Hand zu bekommen. Bisher waren alle Versuche umsonst. Jetzt aber, unter dem sozialistentöterischen Regiment Casimir Perier's, haben die schwarzen Brüder ihr Ziel erreicht. Robin, anerkannt einer der besten Pädagogen Frankreichs, ist vorige Woche durch Ministerratsbeschluß abgesetzt worden — angeblich wegen „Unsittlichkeit des Unterrichts", weil Knaben und Mädchen zusammen erzogen werden! — und die Pfaffen werden nun das Waisenhaus von Cempuis in die Hände bekommen, und **ihre** „Sittlichkeit" dort einführen. So hat die einst himmelstürmende französische Bourgeoisie sich rückwärts entwickelt! —"

## Briefkasten.

Wir erhielten folgendes Schreiben:

„Die in Ihrer Nummer 34 gebrachte Besprechung der Schrift: „**Die Sittlichkeitslehre als Naturlehre**" fordert zu nachstehender Antikritik heraus, welcher Sie die Aufnahme nicht werden versagen wollen.

Unter stark gefärbten Lobeserhebungen wird in jener Besprechung gerade **dem**, was die Schrift offenbar sich zur Hauptaufgabe gemacht hat, entgegengetreten: dem Nachweise nämlich 1°, daß die sittliche Entwickelung sich gerade ebenso naturgesetzlich vollziehe, wie jeder andere Entwickelungsvorgang im Bereiche der Lebenserscheinungen; und 2°, daß zum Feststellen und Erklären der Vorgänge des sittlichen Lebens ebensowenig, wie zum Erforschen der übrigen Lebenserscheinungen überhaupt, es irgend welcher metaphysischer Voraussetzungen bedürfe.

Dieser zwiefache Nachweis ist von der größten Wichtigkeit, insofern als allein er eine wirklich feste Begründung der Sittlichkeitslehre ermöglicht, nachdem diese bisher nur auf unsoliden oder gar auf ungesunden Untergrund metaphysischer — (idealistischer, religiöser oder materialistischer) — Voraussetzungen aufgebaut, oder lediglich von verschwommen-humanitären Redensarten abgeleitet worden ist, und daher jeder nachweisbaren Verbindlichkeit entbehrt hat.

Ihr Rezensent sucht diesen Nachweis durch die Behauptung zu entkräften: auch der von der Schrift aufgewiesene, natürlich-sittliche Trieb werde von einer metaphysischen Voraussetzung hergeleitet, nämlich von einer, der Natur immanenten, Zweckmäßigkeit; und diese Voraussetzung, wie jede Frage nach dem Wozu? und Warum? überschreite die Grenze des Erkennbaren, und gehöre daher ins Gebiet der Metaphysik.

Einiges Besinnen aber genügt zum Erkennen, daß dieser Entkräftigungsversuch durchaus mißlungen ist. — Jede Metaphysik beschäftigt sich bekanntlich mit vorgeblichen Beziehungen und Vorgängen eines angeblich **außerhalb** der, zeiträumlich und kausal bedingten, **Natur** belegenen Gebietes, — während im Gegenteile die Naturerkenntnis sich auf die Erforschung zeiträumlich oder kausal bedingter, d. h. **natürlicher** physischer und psychischer, Vorgänge beschränkt. —

Wenn nun der naturgesetzlich sich vollziehende Denkprozeß mit innerer Notwendigkeit die Fragen nach dem Wozu? und Warum? aufwirft; und wenn er, bei Beobachtung der natürlichen Vorgänge, diese Fragen, ohne Überschreitung der Naturgrenzen, zu beantworten sucht; — so macht er sich keineswegs eines sozusagen metaphysischen Verstoßes schuldig. Auf das Gebiet der Metaphysik würde er nur dann übergreifen, wenn er nach dem

ersten, vorzeitlichen und unräumlichen Anfange und nach dem nachzeitlichen und außerräumlichen Ende der Dinge fragte, sowie nach den kausal unbedingten Anfangsursachen und -Zwecken und ebenso unbedingten Endzielen der Welt.

Wenn ich einen Hautreiz lebhaft empfand, darauf mit Bewußtsein den Arm erhob und das belästigende Insekt entfernte, so machte ich mich noch keiner metaphysischen Vorstellungen schuldig, indem ich in meiner Thätigkeit eine Zweckhandlung erblickte, nachdem ich nach dem Warum? und Wozu? der Armerhebung gefragt hatte. — Und wenn ich dann beobachte, daß auch ganz bewußtlos dieselbe Handlung im selben Anlasse vollzogen wird, und konstatiere, daß das bewußtlose Reagieren auf den Reiz durch einen Reflex-Apparat des Nervensystems vermittelt wird; und es einsehe, daß solch ein Reflex-Apparat zur unentbehrlichen Ausrüstung jedes Lebewesens gehört, — so mache ich mich wiederum keiner metaphysischen Versündigung schuldig, indem ich das Verfahren der Naturzüchtung, welche die Lebewesen derart ausstattete, ein zweckmäßiges nenne ... kurz, wenn ich der Natur immanente Zweckmäßigkeit beilege.

Nur in diesem und in keinem anderen Sinne hat die besprochene Schrift von dem Zwecke des natürlich sittlichen Triebes, vom Zwecke der sittlichen Entwickelung u. s. w. geredet; nirgends hat sie sich Ausblicke ins metaphysische Gebiet gestattet. Somit ist des Rezensenten Entkräftigungsversuch aufs vollständige mißlungen. Ob sein daran sich anschließender Versuch, ganz apparte optimistisch-monistische Metaphysik zu verzapfen, besser gelungen ist, mag hier unerörtert bleiden.

Bei etwas eindringenderem Gebrauche seines Scharfsinnes hätte es dem Rezensenten nicht entgehen können, daß diejenigen, welche an metaphysischen Bedürfnissen leiden, von der besprochenen Schrift nicht ohne Ironie darauf hingewiesen worden sind: die nüchterne, von aller Metaphysik sich fern haltende, Naturerkenntnis müsse auf die Erklärung gewisser „letzter Thatsachen" verzichten; und an dem Unbegriffenen oder gar Unbegreiflichen derselben möge das „metaphysische Bedürfnis" Genüge finden.

Ebenso wäre bei etwas mehr Aufmerksamkeit bemerkt worden, daß die Behauptung der absoluten Unmöglichkeit unbedingten Glückes keineswegs im Widerspruche steht mit der Konstatierung des bedingten Glückes der Weddas in Ceylon.

Um die Entkräftigung der so warm gerühmten Schrift zu vervollständigen, hat die Redaktion in einer Fußnote es versucht, sie mit einem Schlage ad absurdum zu führen: — schon darum könne das Sittengesetz kein „Naturgesetz" sein, weil letzteres die Regel für ausnahmsloses Geschehen sei; mithin die Unsittlichkeit eine Naturwidrigkeit, d. h. ein Wunder wäre. Dieser Versuch aber ist einem Schlage ins Wasser gleichzuachten, wenn nicht gar einem Pfeile, der, vom Ziele zurückprallend, den Absender verletzt.

Bei jener sehr einseitigen Auffassung des Begriffes „Naturgesetz" ist übersehen worden, daß auf dem biologischen Gebiete — (auf welchem doch von Naturgesetzen geredet werden darf) — „ausnahmsloses Geschehen" überhaupt nicht zu beobachten ist; vielmehr kommen hier nicht selten Ausnahmen von der „Regel" vor, und diese werden dann durch natürliche Selbstregulierung, durch die Selektion, beseitigt. Derselbe Vorgang vollzieht sich auf dem sittlichen Gebiete: die Selektion sorgt dafür, daß die Unsittlichkeit, als Regelwidrigkeit, nicht überhandnehme.

Dazu aber kommt noch ein Anderes, gegen dessen Anerkennung der Materialismus sich vergeblich sträubt: daß nämlich das psychische Gebiet — (welches doch nicht außerhalb der „Natur" liegt, vielmehr eine sehr wesentliche Seite derselben bildet) — keineswegs von dem Kausalitätsgesetze des mechanischen Geschehens beherrscht wird; sondern von der wesenhaft gänzlich verschiedenen „psychischen Kausalität", unter deren Walten erst recht von „ausnahmslosem Geschehen" nicht geredet werden kann. (Vergl. W. Wundt „Die psychische Kausalität ɪc." in „Historische Studien" X. Heft 1 und des Unterzeichneten „Erdsegen und Erbsünde" in den nächsten Heften der „Zukunft".)

Freiburg i. Br., Ende August 1894.

H. von Samson-Himmelstjerna.

Der Rezensent, Herr Dr. R. Penzig, erwidert hierauf das Folgende:

„Daß dem Herrn Autor mein Lob seiner Schrift nicht gefällt, muß ich zu ertragen suchen; daß ihm aber auch mein Tadel, wenn man die kurzen, kritischen Ausstellungen einmal so nennen darf, nicht befriedigt, bedaure ich, da es meiner Gewohnheit entspricht, für, nicht gegen den Autor Rezensionen zu schreiben. Das, was unsere Meinungen scheinbar trennt, ist die verschiedene begriffliche Auffassung von „Metaphysik". Hr. v. S. versteht darunter (s. o.) leere Träumereien der Phantasie, die über ein „außerhalb der zeiträumlich und kausal bedingten Natur belegenes Gebiet" delirirt, ich verstehe darunter im rein erkenntnistheoretischen Sinne die Thätigkeit der Vernunft, innerhalb der zeiträumlich und kausal bedingten Natur eine streng naturwissenschaftlich nicht erweisbare Ordnung, kurz, ein den menschlichen Geist nicht befriedigendes Weltbild zu schaffen. Ein Metaphysiker ist mir also auch, um beim Bilde des Autors zu bleiben, zwar nicht der Empiriker, der die krabbelnde Fliege mit zweckmäßiger Handbewegung verscheucht, aber der denkende Beobachter des Vorgangs, der, um ihn sich verständlich zu machen, die Lücke, die zwischen mechanischer Bewegung, Nervenreiz und Muskelkontraktion klafft, durch ein zwecksetzendes und willenbegabtes Bewußtsein überbrückt. Aber das ist ein Wortstreit, der um so müßiger ist, als ich die wesentliche Richtigkeit der These der Schrift ausdrücklich anerkannt habe. Die Rücksicht auf die Geduld des Lesers verbietet mir, die übrigen kleinen Seitenhiebe des Hrn. Autors hier zu parieren."

Der Herausgeber beschränkt sich auf die Bemerkung: Fast alle modernen exakten Naturforscher verstehen unter Naturgesetzen Regeln ausnahmslosen Geschehens; was H. v. Samson ein biologisches „Naturgesetz" nennt, pflegt man in anderer Weise, z. B. als Typus, zu bezeichnen. Wenn er aber meint, daß es im geistigen Gebiete keine Regeln ausnahmslosen Geschehens gebe, so hat er sämtliche Deterministen — und das sind die meisten Philosophen von Hobbes bis Schopenhauer — gegen sich. Wer auf psychischem Gebiete diese strenge Kausalität aber leugnet, scheint mir der Ethik nicht eine wirklich naturgesetzliche Basis geben zu können. Dieses Bestreben aber ist nicht etwas unserem Autor Eigentümliches, sondern es beseelt die gesamte empirische Richtung der Ethik. In der Gegenwart haben z. B. Spencer und Höffding die Ethik naturgesetzlich begründet.

## Anzeigen.



Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Kettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12

Erscheint
jeden Sonnabend.
Preis viertelj. 1,60 M
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Postanstalten.
Post-Zeitungsliste
Nr. 2092.

# Ethische Kultur

Inserate:
Die viergespaltene
Petitzeile 40 Pf.
Annahme in allen
Annoncenbureaux
und in der
Expedition SW.,
Zimmerstraße 94.

Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Herausgegeben von
**Dr. Georg von Gizycki,**
Professor der Ethik an der Universität zu Berlin.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

| II. Jahrgang. | Berlin, den 22. September 1894. | Nr. 38. |
|---|---|---|





## Unsterblichkeit und ethische Auferstehung.

### I.

Von — ſt. —

Es war wahrlich eine recht trostlose Betrachtung, welche unter der Überschrift „Ethische Auferstehung“ von J. St. die Oster-Nummer dieser Wochenschrift brachte, und die Befürchtung dürfte nicht unbegründet sein, daß durch solche Anschauungen die ethische Bewegung sich keine neuen Freunde erwerben wird, am wenigsten unter den „Mühseligen und Beladenen“, für welche sie doch hauptsächlich zu wirken bestrebt ist.

Der Verfasser jener Osterbetrachtung nennt den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele eine „Erfindung“, „den großartigsten Triumph der die Wirklichkeit auf den Kopf stellenden Phantasie und der menschlichen Selbsttäuschung“. In so lieblos absprechender Weise urteilt er über einen Glauben, der für Millionen seiner Mitmenschen der einzige Trost in dem an bitteren Erfahrungen und Enttäuschungen so reichen Leben ist! — Es ist der Wissenschaft allerdings noch nicht gelungen und wird ihr vielleicht auch nie gelingen, die Unsterblichkeit der Menschenseele in den Rahmen klarer Erkenntnis eines Naturgesetzes einzufügen, aber ebenso wenig ist sie bisher imstande gewesen, an der Hand erforschter Naturgesetze den positiven Beweis zu führen, daß es eine Unsterblichkeit der Seele nicht giebt. So lange sie dies aber nicht vermag, ist es eine ebenso große Anmaßung wie Lieblosigkeit seitens ihrer Jünger, über den für Millionen von Menschen heiligen und trostspendenden Unsterblichkeitsglauben so ohne Weiteres den Stab zu brechen.

Daß der Glaube an ein Fortleben der Seele nach dem Tode, an ein Fortstreben in reineren Sphären zu immer größerer Vollkommenheit und Liebebethätigung, an das Wiedersehen mit gestorbenen Lieben schöner und trostspendender ist, als die Vorstellung von dem „Nirwana“, dem ewigen Todesschlafe, dürfte doch schwer zu bestreiten sein, oder sollte über die düstere Traurigkeit der letzteren die „Idee der Fortdauer der Gattung der Menschheit und deren stetige Entwickelung zu immer höherer Vollkommenheit und Glückseligkeit“ wirklich so siegreich hinweghelfen können?

Große Männer, die das stolze Bewußtsein in sich tragen, daß „die Frucht von ihren Erdentagen nicht in Aeonen untergehen wird“, glückliche Menschen, denen ein gütiges Geschick gestattete, ihre geistige und seelische Veranlagung zu vollem Ausreifen, zu voller Bethätigung zu bringen, und die am Abende ihres Lebens mit Befriedigung auf das Facit desselben zurückblicken, mögen sich vielleicht leichter von dem Unsterblichkeitsglauben emanzipieren können, ihnen mag der Gedanke an das Nirwana nicht so schreckhaft sein, in dem stolzen Gefühle, eine Aussaat zu dauernder Beglückung kommender Geschlechter bei ihrem Scheiden zu hinterlassen; aber wohl auch ihnen wird in ernsten Stunden eine Sehnsucht nach einem Fortleben, nach einem Wiedersehen jenseits des Grabes nicht ganz fremd sein; waren doch des großen Goethe letzte Worte: „Mehr Licht!“ und hat doch ein Alexander von Humboldt in seinem Lieblingspark zu Tegel die Statue der Hoffnung errichten lassen, die mit erhobener Hand verheißungsvoll hinauf zum Himmel weist.

Verhältnismäßig leicht, wenn auch aus ganz anderen Motiven, könnten wohl auch reine Genuß- und Lebemenschen sich vom Unsterblichkeitsglauben lossagen. Sie haben alles in reichem Maße genossen, was die Erde an sinnlichen Genüssen bietet, und wandern nun übersättigt und müde dem Grabe zu, mit einem letzten Rest von Humor sich sagend: „Wir sind nun satt und wollen schlafen, ewig schlafen; mögen nun andere der Tafel sich freuen!“

Wie steht es aber mit all' den Erdensöhnen, welche nicht, wie jene wenigen Auserwählten, besondere Begabung und ein gütiges Geschick auf die Höhen des Lebens oder in geebnete Bahnen geführt hat, und die andererseits nicht in eitler Genußsucht und rein sinnlichem Rausch dahingelebt, sondern welche in ernster Arbeit und mit idealem Streben, das Herz erfüllt mit Sehnsucht nach Liebesbethätigung, den Kampf ums Dasein trotzdem ohne Erfolg geführt, Schiffbruch und immer wieder Schiffbruch gelitten haben und nun gebrochen am Rande des Grabes stehen, ein verfehltes Leben betrauernd? Es giebt gar viele solcher Mühseliger und Beladener, in unserer jetzigen Zeit ganz besonders, denen ein siecher Körper oder auch wohl eigenes Ungeschick und Verschulden, hauptsächlich aber die bestehenden wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse ein so trauriges Loos beschieden haben. In heutiger Zeit haben diese letztgenannten Verhältnisse immer mehr und mehr eine Gestaltung angenommen, welche in dem Kampf ums Dasein gerade denen besondere Chance bietet, die rücksichtslosesten Egoismus, vollendete Scrupellosigkeit in der Rechtsanschauung, Heuchelei und gleißnerisches Strebertum als Waffen in diesem Kampfe führen. Mit solchen Waffen siegt man heut sehr leicht, und diejenigen, welche sich ihrer bedienen, gelangen meist zu Reichtum und einflußreichen Stellungen, während so viele andere bei Seite geschoben, machtlos am Wege stehen, nur weil ihr edler Sinn sie die Führung unreiner Waffen verabscheuen ließ. Was für bittere Empfindungen drängen sich dann solchen armen, bei Seite Geschobenen auf! Sie sehen sich mit bestem Willen und einem an Nächstenliebe reichen

Herzen ausgerüstet, und doch blieb es ihnen, trotz aller Mühe und Arbeit, versagt, ihr Wollen und ihre Liebe in weiteren Kreisen an ihren Mitmenschen zu bethätigen, ja selbst in engeren Kreisen erlebten sie wohl vielfach nur geringen Erfolg oder gar Mißerfolg. Da droben aber auf ihren Schätzen und in hohen Ämtern sehen sie gar viele der skrupelfreien, klugen Gesellen mit dem liebeleeren Herzen sitzen und sich ihres für die Menschheit nicht nur nutzlosen, sondern sogar vielfach verderblichen Daseins freuen. —

Nur einen Trost giebt es dann für die vom Leben Getäuschten und ums Leben Betrogenen: und dieser ist das stolze Gefühl, sich im Kampfe ums Dasein da drinnen in der Brust den göttlichen Funken, die Hoheit der Seele gewahrt zu haben; und in diesem stolzen Gefühl wenden sie dann den Blick sehnsuchtsvoll nach oben, zu den Sternen empor, dort die Gefilde zu erspähen suchend, wo sie dereinst, nachdem ihr irdisches Dasein beendet, die Kräfte ihres eigenen Seins, deren Entfaltung ihnen hienieden versagt blieb, frei und schrankenlos in ewiger Liebesbethätigung und im Lichte der Wahrheit entfalten können. Nicht suchen sie im Jenseits Lohn für geübte Tugend, Entschädigung für zugefügtes Leid, sondern nur ein Feld freier Bethätigung ihres reinen Wollens, dessen Keime ihnen die Natur selbst ins Herz gelegt, und es deucht ihnen, daß sie ein solches Jenseits von der Gerechtigkeit des göttlichen Weltengeistes fordern dürfen, damit sie nicht enden, wie ein verrecktes Tier.

Es ist Aufgabe der ethischen Kultur, die Menschen hier auf Erden zu möglichster Glückseligkeit zu führen, sie darf ihnen aber nicht gleichzeitig die Hoffnung aufs Jenseits rauben.

## II.

Von Georg von Gizycki.

Obiger schon seit Monaten der Redaktion vorliegender Artikel, den wir aber nicht eher veröffentlichen konnten, wird ohne Zweifel die Gedanken vieler Leser dieses Blattes wiedergeben. Meine persönliche Ansicht ist diese:

Weswegen ich nicht an eine persönliche Unsterblichkeit zu glauben vermag, habe ich in meinem Artikel in Nr. 35 dieses Blattes angedeutet. Ob die dort angeführten Thatsachen einen „positiven Beweis" dafür liefern, „daß es eine Unsterblichkeit der Seele nicht giebt", muß jeder für sich selbst entscheiden. Ich muß Herrn — st. — aber an den, allen Juristen wie Logikern wohlbekannten Grundsatz erinnern, daß, wer etwas Positives behauptet, es zu beweisen hat („affirmanti incumbit probatio"). Die Beweislast liegt dem ob, welcher etwas allem Augenschein so Widerstreitendes, wie das Fortleben des geistigen nach der Vernichtung des körperlichen Lebens es ist, behauptet. Und ferner erinnere ich an die meisterhaften Erörterungen W. K. Cliffords über die Moral des Glaubens, welche im ersten Jahrgange d. Bl. (und seitdem im Sonderabdruck unter dem Titel „Wahrhaftigkeit" im gleichen Verlage) erschienen sind. Es ist unrecht, ohne zureichenden Grund zu glauben; es wäre für mich unrecht, an eine Unsterblichkeit der Seele zu glauben, weil ich keinen zureichenden Grund für diese Annahme finden kann. Und ich frage Herrn — st. —, ob er meint, daß es recht ist, den Menschen von Kindheit an sich an etwas klammern zu lassen, was vielleicht ein Irrtum ist, vielleicht von ihm selbst sehr bald als solcher erkannt werden wird.

Derjenige, welcher nicht an eine Unsterblichkeit glaubt, pflegt mit voller Ruhe und wissenschaftlicher Unbefangenheit die Gründe, welche für die entgegengesetzte Annahme angeführt werden, zu prüfen; aber wie oft zittert der Gläubige vor dem Gedanken, seinen Glauben zu verlieren, und weicht, sehr unähnlich einem wirklichen Wahrheitsfreunde, den Argumenten der Gegner ängstlich aus!

Infolge der in jenem Artikel angeführten Thatsachen halte ich die Annahme einer Unsterblichkeit für einen Irrtum, und ich hege die von fast allen Männern der Wissenschaft geteilte Überzeugung, daß es keinen der Menschheit heilsamen Irrtum geben kann, sondern jeder ihrer Irrtümer weit mehr Schaden als Nutzen mit sich führt, daher die Beseitigung solcher Irrtümer verdienstlich ist.

Bereitwillig gebe ich zu, daß für sehr viele Einzelne das Aufgeben des Unsterblichkeitsglaubens ein schmerzlicher Verlust ist. Aber man könnte keinen Aberglauben bekämpfen, wollte man sich durch diese Rücksicht davon abhalten lassen, die Wahrheit zu verbreiten. Wenn alle Forscher diese Rücksicht als das Entscheidende angesehen hätten, so wäre die Menschheit ewig in der Barbarei geblieben.

Für die Menschheit scheint mir der Unsterblichkeitsglaube nicht notwendig und nicht nützlich zu sein. Ich erinnere zunächst an die Thatsache, daß es ganze Völker gegeben hat, welche in Glück und Frieden gelebt haben ohne jenen Glauben, und daß andere Völker gerade durch den Gedanken der Seelenfortdauer beunruhigt worden sind. Daß dies auch bei vielen Christen der Fall ist, bezeugt uns Luther, wenn er sagt: „Christen könnten den Tod leichtlich leiden und überwinden, wenn sie nicht wüßten, daß er Gottes Zorn ist. Dieser Titel macht uns den Tod sauer. Aber die Heiden sterben sicher dahin, sehen, noch fühlen nicht, daß er Gottes Zorn sei, sondern meinen, es sei das Ende der Natur und sei natürlich". In des frommen Alban Stolz' Biographie lesen wir, daß in seinen letzten Tagen „sein uraltes Seelenleiden, die Angst um sein Seelenheil, nicht von ihm weichen wollte". Und wie einem Unsterblichkeitsgläubigen die Angst um sein Seelenheil das Leben und die Todesstunde verdüstern kann, so auch kann die Sorge, daß seine Lieben einst nicht in das Himmelreich eingehen werden, ihn dauernd beunruhigen.

Wer die Entwickelung des Menschen vom Kinde bis zum Greise unbefangen betrachtet, der wird, scheint mir, nicht eine Verlängerung des Einzellebens, sondern eine Verjüngung des Lebens durch das Auftauchen neuer Wesen wünschen, — einen Wiederbeginn dieses Rhythmus von Kindheit, Jugend, Mannesalter, Greisenalter und Tod, — wie er in der Natur thatsächlich besteht. Wer seine Selbstsucht aufgiebt und in seinem Denken und Fühlen eins wird mit der Menschheit, der nimmt Teil an diesem ewigen, ewig frischen und neuen Leben.

Gewiß wird es dem, der „genossen hat das irdische Glück", leichter, das Dasein zu verlassen, und bitter ist der Tod, wenn er den Menschen dahinrafft, bevor er das Leben wirklich gelebt hat. Und deshalb ist die Mahnung um so strenger, den Menschen das Maß der Freude nicht zu verkürzen.

Und wenn dies Leben unser einziges, jeder Tag, jede Stunde etwas Unwiederbringliches, Einmaliges ist, so werden wir um so besonnener leben. Wir werden um so dankbarer sein für jede glückliche Stunde, um so haushälterischer mit der Zeit, um so emsiger sein in unserer Arbeit, denn „der Tag ist kurz, der Arbeit viel". Wir werden unsere Lieben um so heißer lieben, um so mehr unsere Zärtlichkeit ihnen zeigen, wenn es kein Wiedersehen nach dem Tode giebt. Freundlicher, friedfertiger werden wir sein, wenn wir wissen, daß weder wir, noch ein anderer das gethane Unrecht denen wird vergüten können, die vielleicht morgen schon ein Raub des Todes sind.

Der Mensch hat mit den untermenschlichen Wesen vieles gemein, und der Umstand, daß er geboren wird, wie sie, gesäugt wird, sich nähren muß, wie sie, sieht und hört, wie sie, Schmerz leidet und Lust fühlt, wie sie, macht diese Erscheinungen nicht bedeutungsloser oder gemeiner. Wenn er nun auch stirbt, wie sie, wirklich und für immer stirbt, giebt dies Herrn — st. — das Recht, von „verrecken" zu sprechen? Würde er, wenn ein edler Mensch endgültig geendet hat, es über sich gewinnen, dieses Wort zu brauchen? —

Herr — st. — scheint die Bedeutung des Gedankens an die, welche nach uns kommen werden, nicht sehr hoch zu ver-

anschlagen. Ich bin, wie ich schon andeutete, anderer Meinung. Auch die in den bescheidensten Verhältnissen lebenden Männer und Frauen können sich an dem Gedanken an die Zukunft der Menschheit aufrichten. Wer in der Seele derer, die der größten politischen Partei Deutschlands angehören, zu lesen weiß, der wird, meine ich, daran nicht zweifeln. Und mir scheint, in der irdischen Zukunft des Menschengeschlechts findet unsere Einbildungskraft ein ungleich fruchtbareres Feld, als der Phantasie der Unsterblichkeitsgläubigen der Himmel darbietet. Luther hörte einmal vom ewigen Leben und seiner Freude reden, da sagte er: „Ich gedenke ihm oft nach, ich kann's aber nicht verstehen, womit wir doch werden die Zeit zubringen". — Und ferner: von uns allen gilt das Wort, daß die Wirkungen unseres Lebens ewig fortwirken; der segensreiche Einfluß eines guten, treuen Menschen, in welchem Kreise er auch lebe, ist, ob auch ungesehen, darum doch nicht weniger wirklich.

Herr — st. — erinnert an die Mühseligen und Beladenen. Aber gerade die Unterdrückten und Ausgebeuteten haben unter dem Unsterblichkeitsglauben schwer zu leiden gehabt. Gerade weil sie hofften, in einer anderen Welt entschädigt zu werden, haben sie Ungerechtigkeiten und Unwürdigkeiten, die sie hätten beseitigen können, wenn sie es nur gewollt hätten, ertragen; aber das schwache Glück, das diese Hoffnung in sich barg, war kein Äquivalent für all die Leiden, die sie erdulden mußten und denen sie ihre Lieben erliegen sahen; während andererseits die Hartherzigkeit der Unterdrücker durch den Gedanken: im Himmel werden die Menschen ja entschädigt werden, noch unterstützt werden konnte. Mit Recht pflegen jetzt die leidenden Volksschichten denen, welche sie durch den Himmelstrost einlullen wollen, mit Mißtrauen zu begegnen. Helft lieber, daß ihnen ihre Last und Mühsal abgenommen und die Erde nicht mehr zu einem Jammerthal gemacht werde! Eine wirkliche verklärte Erde ist besser als ein erhoffter seliger Himmel.

## Mit Gott?

Der Kaiser hat am 6. d. M. bei der Galatafel in Königsberg einen Trinkspruch ausgebracht, mit dessen Erörterung die deutsche Presse noch fortgesetzt sich beschäftigt. Die kaiserlichen Worte besitzen in der That einen weittragenden Gehalt, und es ist nicht blos das übliche Suchen und Versteckenspiel, wie es die Parteiorgane sofort in Scene setzen, was zu einer objektiven Würdigung der Ansprache nötigt.

Man hat sich vor Allem Folgendes gegenwärtig zu halten: Der Kaiser ist zugleich König von Preußen. Gerade in dieser seiner Eigenschaft steht ihm das Präsidium des deutschen Reiches als des Bundes der deutschen Fürsten zu, und er hat als deutscher Kaiser das Reich völkerrechtlich zu vertreten, insbesondere Verträge mit fremden Staaten einzugehen. Insoweit solche Verträge sich auf Gegenstände beziehen, die von der Zuständigkeit der Reichsgesetzgebung umfaßt werden, ist zu ihrem Abschluß die Zustimmung des Bundesrats und zu ihrer Gültigkeit die Genehmigung des Reichstages erforderlich. So findet es sich im Art. 11 der Verfassung des deutschen Reiches ausgedrückt.

Daß die Handelsverträge, die Deutschland mit Oesterreich-Ungarn und anderen Staaten, namentlich aber mit Rußland einging, Gegenstände berühren, die nach Art. 4 der Reichsverfassung in den Bereich der Reichsgesetzgebung fielen, darüber ist kein Zweifel. Der Beaufsichtigung Seitens des Reiches und der Gesetzgebung desselben unterliegen eben die Zoll- und Handelsgesetzgebung und die für die Zwecke des Reichs zu verwendenden Steuern.

Allbekannt ist, daß die Minderheit des Reichstages, die gegen die Handelsvertragspolitik der letzten Jahre sich wendete, wesentlich aus adligen Grundbesitzern bestand, und daß der Bund der Landwirte solche reichlich unter seinen Mitgliedern zählt.

Was nun aus der kaiserlichen Rede am raschesten aufgefaßt wird, ist das darin gebrauchte Gleichnis: „Wie der Epheu sich um den knorrigen Eichstamm legt, ihn schmückt mit seinem Laub und ihn schützt, wenn Stürme seine Krone durchbrausen, so schließt sich der preußische Adel um mein Haus."

Hier spricht nicht sowohl der deutsche Kaiser, als der König von Preußen. Zur Vervollständigung des passend gewählten Bildes bleibt das Erdreich, in dem Eiche und Epheu wurzeln, d. i. das Volk, aus dem Beide ihre Kraft ziehen.

In diesem Volke, und gerade in der misera contribuens plebs, sprießen und gedeihen aber auch „die Parteien des Umsturzes." Sie sind Teile desselben und zwar lebenskräftige Teile; denn die Verhältnisse, die wirtschaftlichen Mißstände, die menschenunwürdigen Daseinsbedingungen nähren sie.

Der Trinkspruch fordert den preußischen Adel und mit ihm den „gesammten Adel der deutschen Nation" auf, „ein leuchtendes Vorbild für die noch zögernden Teile des Volkes" zu werden, und mit dem Kaiser zusammen in den Kampf zu gehen gegen die Parteien des Umsturzes und „für Religion, für Sitte und Ordnung."

Im Anschluß an diesen Aufruf des Kaisers hat sich ein sonderbares Schauspiel entwickelt. Alle Parteiorgane warfen die Frage auf: wer und was sind die Parteien des Umsturzes? Und keine der vielen Parteien sollte oder wollte es sein. Die Frage war schon falsch formulirt. Nicht darum, wer die Parteien des Umsturzes sind, kann es sich handeln, sondern darum, welche Parteien die Rede meinte. Das war und ist klar zu erkennen; aber keine Partei zeigte den ehrlichen Mut, die Worte auf sich zu beziehen. Auch der „Vorwärts" ging der Selbstbezichtigung aus dem Wege, indem er schrieb: „Wer und was die Parteien des Umsturzes sind, das wissen wir nicht. Giebt es doch jetzt in Deutschland keine einzige Partei — die agrarische Adelspartei obenan — gegen die der Vorwurf des Umsturzes nicht geschleudert worden wäre . . . ."

Wer mit den Parteien des Umsturzes gemeint ist, kann unbefangenen Beurteilern schwerlich verborgen sein. Sicher gruppieren die Anarchisten und Sozialdemokraten unter denselben. Ich stehe aber auch nicht an, den Demokraten und den Volksparteien zu sagen, daß sie sich unter die aufs Ziel Genommenen zu rechnen haben.

Der Kreis dehnt sich noch weiter aus, wenn Alles dazu geschätzt wird, was nicht „für Religion, für Sitte und Ordnung" ist; denn mit „Religion, Sitte und Ordnung" ist offenbar das gemeint, was gegenwärtig nach der Staatsraison und Staatsapprobation darunter verstanden wird und werden soll: „Konfession, Klassenmoral und Standesunterscheidung."

Und hier liegt die in ihrer Größe unabsehbare Kluft, die der Trinkspruch im Volke aufrichtet, wobei zur Zeit ebensowenig sich überblicken läßt, wie groß die Gegnerschaft gegen die zum Kampfe aufgerufenen unter Kaiser und Adel stehenden Teile des Volkes sein wird.

Religion, Sitte und Ordnung sind keine unwandelbaren Begriffe; nein, gerade sie sind der Läuterung und Adelung am meisten fähig, sogar mit unabweisbarer Notwendigkeit unterworfen. Deshalb eignen sie sich nicht zu einer sachlichen Devise, wenn dieser nicht zugleich durch eine berufene Autorität eine persönliche, alle Anhänger bindende Präzisierung, eine Individualität verliehen wird.

Man wird nicht übersehen dürfen, daß eine solche Autorität aus der Rede uns entgegentritt.

Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, von welcher Seite und durch welche im öffentlichen Leben stehende Persönlichkeiten der Wirtschaftspolitik des sogenannten neuen Kurses, vornehmlich den Handelsverträgen, Opposition gemacht ist. Die Klagen der Landwirtschaft gehören mit hierher. Der Kaiser nennt in seinem Trinkspruch die Provinz Ostpreußen die „Säule und Stütze" seiner Monarchie. „Für das Wohl

und die wirtschaftliche Hebung Ostpreußens angelegentlichst zu sorgen," wird sein stetes Bestreben sein. Er meint, daß „in den vier verflossenen Jahren schwere Sorgen den Landwirt bedrückt" haben, und es will ihm scheinen, „als ob unter diesem Einfluß Zweifel aufgestiegen seien an seinen Versprechungen, ob sie auch wohl gehalten werden könnten." Im Anschluß hieran erwähnt er der Bekämpfung, ja der „Opposition", die seinen „besten Absichten" aus ihm „nahestehenden Kreisen des Adels" zu teil geworden sei, und nennt „eine Opposition preußischer Adeliger gegen ihren König ein Unding."

Nach übereinstimmender Auffassung aller Kreise verstehen sich unter den besten Absichten des Kaisers die Entwürfe, wie sie zwecks Herbeiführung einer neuen Handelsgesetzgebung des Reiches dem Reichstage zur Genehmigung unterbreitet waren, und wurde die Opposition preußischer Adeliger von diesen namentlich in ihrer Eigenschaft als Reichstagsabgeordnete und im Parlament bethätigt. Setzt man, was doch selbstverständlich ist, voraus, daß ein Reichstagsmitglied seine Stimme nur gemäß seiner innersten Überzeugung erhebt, so ergiebt sich vom Standpunkte der kaiserlichen Rede aus folgende Alternative: entweder ein preußischer Adeliger ist unfähig, Mitglied des Reichstages zu werden, oder die Auffassung, daß ein preußischer Adeliger nicht in Opposition zu seinem Könige treten dürfe, ist in dieser Allgemeinheit unzutreffend.

Wer sich zum Reichstagsabgeordneten wählen läßt, wird „Vertreter des gesamten Volkes" (Art. 29 der Verfassung). Lediglich von dieser, an sich gleichfalls selbstverständlichen, zu allem Überfluß aber noch besonders formulierten Vertretungsvorschrift aus hat er sein Reden und Handeln einzurichten. Ein preußischer Adeliger ist ebenso berechtigt, sich um ein Reichstagsmandat zu bewerben, wie ein anderer Reichsbürger. Hält er sich aber für verpflichtet, sich jedes Widerstandes gegen eine Gesetzesvorlage deshalb zu enthalten, weil er damit einer Absicht seines Königs zuwiderhandelt, so kann er es vor seinem Gewissen nicht verantworten, Mitglied der deutschen Volksvertretung zu werden. Und wenn der preußische Adel diese Auffassung teilt, so soll er der Ehre, Mitglied des Reichstages zu sein, entsagen. Er darf es schon Anstandshalber nicht erst zum Zwiespalt zwischen der nach Art. 29 ihm vorgehaltenen Pflicht und der Anbequemung an die Wünsche seines Königs kommen lassen; er muß von vornherein den Eintritt dieses Konflikts vermeiden, um nicht nachträglich seine thatsächliche Unfähigkeit zur Übernahme des Ehrenmandats zu beweisen. Im konstitutionellen Staate kann der Widerstand gegen gesetzgeberische Absichten keine Opposition gegen den König bedeuten. Das deutsche Reich ist ein konstitutioneller Staat. Und mag der König von Preußen als Kaiser mit seinen ganzen Empfindungen und Wünschen für einen Gesetzentwurf sein, so richtet sich doch alles Für und Wider lediglich auf die sachliche Institution, nicht auf die Person des Monarchen. Eine andere Auffassung darf um so weniger aufkommen, als nach allen menschlichen Erfahrungen sonst mit einem für Dritte ganz unkontrollirbaren Einflusse zu rechnen wäre, und ein anderer Wille in die äußere Erscheinung träte, als der wirklich vorhandene.

Auch die Bezeichnung der „gewerbsmäßigen Oppositionsparteien," deren die Ansprache gedenkt, hat Niemand auf sich beziehen mögen. Die Fortschritts- resp. freisinnige Partei wird sich dessen, daß sie darunter mit gemeint sei, um so mehr bescheiden müssen, als im preußischen Landtage noch keine sozialdemokratische Vertretung vorhanden und in der kaiserlichen Rede überdies von einer Mehrheit solcher Parteigattungen die Rede ist. Welche anderen Parteien wären denn auch „so oft" vom preußischen Adel bekämpft?

Die Scheidung der Nation geht unaufhaltsam vor sich. Was wir reden und schreiben, sind nicht Faktoren, sondern lediglich Konstatierungen jenes Ganges. Die bewegenden Kräfte sind vorzugsweise die wirtschaftliche und sittliche „Ordnung" und der hieraus entspringende wirtschaftliche und sittliche Verfall. Daß der Kampf gegen die Parteien des Umsturzes durch geeignete gesetzgeberische Reformen geführt werden sollte, die den berechtigten Klagen den Grund entzögen, dafür fehlt es an jeder Andeutung.

Das Königtum aus Gottes Gnaden mit dem gesamten Adel deutscher Nation als Vorbild für die noch zögernden Teile des deutschen Volkes stellt sich auf der einen Seite zum Kampfe auf für Religion, für Sitte und Ordnung.

Als Gegnerschaft auf der anderen Seite erblickt man die Parteien des Umsturzes, das sind die Anhänger der „Bestrebungen, welche sich gegen die Grundlage unseres staatlichen und gesellschaftlichen Lebens richten."

Der Kampf wird als gewiß angenommen. Er wäre dann der bereits prognostizierte „aut Cäsar, aut nihil!" Ungewiß ist noch, wie weit der Begriff der Umsturzparteien gefaßt wird. Ungewiß auch, zu welcher Partei die noch zögernden Teile des Volkes fallen; die Individualität und Autorität des Monarchen ist jedenfalls ein machtvoll anziehender Faktor. Ungewiß ist endlich die ewig dunkle Zukunft.

Jena, den 13. September 1894. Ernst Harmening.

## Streifzüge durch die moderne Litteratur.

### IX.

Von Lily von Gizycki.

Während in dem Roman von Karl Emil Franzos die soziale Frage so im Vordergrund steht, daß der übliche Hauptinhalt der meisten Romane, die Liebesgeschichte, nur als schmückendes Beiwerk bezeichnet werden kann, entwickelt sich die Handlung des Romans von Fritz Mauthner „Kraft" aus der Liebesgeschichte der Helden. — Der Inhalt ist folgender:

Der Major von Offendorff wurde bei Versuchen mit einer neuen Pulvermischung durch das Platzen einer Granate furchtbar verstümmelt. „Es fehlte fast nichts als das linke Bein, ein Stück aus dem rechten, der ganze linke Arm und einige Kleinigkeiten am Kopf!" erzählt der Autor. Es erscheint mir freilich sehr zweifelhaft, daß ein so furchtbar verstümmelter Mensch weiter leben könnte.

Der Major hat eine schöne, junge Frau und einen kleinen Sohn, die er zärtlich liebt. Den Sohn hat er nach Dresden in eine Pension geschickt, um dem Kinde seinen entsetzlichen Anblick zu entziehen. Vor seiner Gattin sucht er seine entstellte linke Seite sorgfältig zu verbergen und läßt zu seiner persönlichen Bedienung nur seinen Diener zu. Er behandelt Anna Maria mit größter Rücksicht, läßt ihr jede mögliche Freiheit und ist klug und liebenswürdig, wenn er auch häufig seines eigenen Zustandes mit bitterer Ironie gedenkt. Sie achtet und bemitleidet ihn, liebt ihn jedoch nicht, und hat ihn auch nie geliebt, wie sie dem Helden des Romans, dem Rechtsanwalt van Tenius, gesteht, dem sie ihre Liebe geschenkt hat. Er ist Hausfreund bei Offendorffs; mit dem Major macht er sozialpolitische Studien, die ein großes statistisches Werk über die Abnutzung menschlicher Arbeitskraft vorbereiten, und sucht den konservativen alten Soldaten zu seinen radikalen Ansichten zu bekehren. Hinter dem Rücken des Unglücklichen kommt er mit dessen Frau zusammen. Ein seltsames Liebespaar, wie er selbst gesteht; nur einmal, als beide ihrer Liebe zu einander sich bewußt wurden, haben sie sich geküßt; jetzt besteht ihr intimerer Verkehr in gemeinsamen Spaziergängen, wobei sie leidenschaftslos nebeneinander hergehen. Anna Maria wird als eine ernste, pflichttreue, gute Frau geschildert, er als ein ebenso ernster, selbstlos für seine Ideale kämpfender Mann. Ihr Verhältnis zu einander steht in vollständigem Widerspruch zu ihren Charakteren.

Eine alle Selbstbeherrschung überwältigende, das Gewissen vollständig betäubende Leidenschaft ist auch zwischen solchen Menschen denkbar — unter diesen Umständen könnte man beide verstehen und bemitleiden; aber durch solch eine, ich möchte sagen gewohnheitsmäßige Liebe werden uns der Mann, der den Freund hintergeht, und das Weib, das den Gatten betrügt, einfach verächtlich. Menschen, die zwei Jahre lang so ruhig nebeneinander gehen, sich ihren sonstigen Interessen so ungestört zu widmen vermögen und weder gemein, noch leichtsinnig sind, können nicht nur, nein, sie müssen ihrer ganzen Natur nach von einander lassen. Die Voraussetzung, auf der der Inhalt des Romans beruht, ist somit haltlos.

Bei einer Spazierfahrt, die das Liebespaar gemeinsam unternimmt, begegnet ihnen ein berüchtigter Erpresser und Abenteurer, gegen den Tenius als Rechtsanwalt einer Witwe thätig ist. Er ahnt sofort, daß dieser gefährliche Mensch aus der Situation Nutzen ziehen wird, und verabschiedet sich von der ahnungslosen Frau, um mit Herrn von Zerpen zu reden. Der scharfsinnige Jurist irrt sich nicht; Zerpen will von der Welt von der Begegnung schweigen, wenn Tenius seinerseits es aufgiebt, die reiche Witwe, die der Abenteurer schon schlau umgarnt hat, von ihm zu befreien. Dabei erdreistet sich Zerpen, eine cynische Bemerkung über Frau von Offendorff fallen zu lassen. In auflodernden Zorn greift Tenius nach einem Knüttel und schlägt den Elenden nieder. Erst nachher entdeckt er, daß der Schlag dessen Schädel zerschmettert hat. Mit psychologischem Scharfblick schildert der Autor nun die inneren Kämpfe seines Helden, auch dessen vollständige Reuelosigkeit. War doch der Ermordete ein durch und durch schlechter Mensch, dessen Tod eine Erlösung für Viele war und niemanden betrübte. Aus diesem Grunde beschließt Tenius, nicht, wie er zu Anfang wollte, sich selbst dem Gericht zu stellen, sondern den im Verdacht des Mordes stehenden polnischen Erdarbeiter zu verteidigen und sich erst dann anzuzeigen, wenn ihm dessen Freisprechung nicht gelingen sollte.

Durch den Prozeß kommt Tenius mit den Genossen seines Klienten zusammen. Die Schilderung ihres Lebens, ihres Fühlens und Denkens gehört zu den besten Teilen des Romans.

Inzwischen hat der Major die Liebe zwischen seinem Freunde und seiner Frau entdeckt, ohne daß diese es weiß. Er spricht sich mit Tenius darüber aus, und — Alles bleibt beim Alten! Der unglückliche Mann, dessen Leben eine Kette von Qualen ist, macht seinem Dasein nicht ein Ende. Er erkrankt; die Narbe auf seinem Gesicht entzündet sich, und sein Augenlicht ist in Gefahr; er sieht entsetzlich aus und will nicht, daß sein Weib ihn in diesem Zustande sieht, deshalb zieht er sich in sein Laboratorium zurück. Endlich erzwingt sie sich den Eintritt — sie sinkt bei seinem Anblick ohnmächtig zu Boden. Während man im Hause um sie beschäftigt ist, sprengt der Major sich mit seinem Laboratorium in die Luft. — Einige Zeit vor der Katastrophe hatte er seinen Sohn wiedergesehen. Wölfi, ein tapferer, kluger, aber sehr störrischer Knabe, wurde einmal, als der Vater nichts mehr mit ihm anzufangen konnte, durch eine strenge Züchtigung von Tenius zum Gehorsam gezwungen. Das vergaß ihm der Major nicht: er nahm seinem Weibe das Versprechen ab, nach seinem Tode dem Kinde niemals einen „Zuchtmeister" zu geben. Und dieses Versprechen hält sie auf eigentümliche Weise. Sie trennt sich zunächst auf lange Zeit von ihrem Geliebten. Er versteht sie, er vertraut ihr und wartet ruhig auf die Zeit, die sie auf immer vereinen wird. Endlich kehrt sie heim und erklärt ihm, daß sie sein Weib nicht werden könne, jenes Versprechens wegen, aber — seine Geliebte wolle sie sein!

Es ist mir selten eine psychologisch so falsche und ethisch so tief stehende Lösung eines Konfliktes vorgekommen, wie die, welche eine als edel geschilderte Frau hier herbeiführen soll. Ich halte es für ganz unmöglich, daß eine Frau wie sie zu solch einer „Lösung" kommen kann. Ist sie wirklich so gewissenhaft, ein solches, in der Angst gegebenes Versprechen halten zu wollen — sie, die sich kein Gewissen daraus machte, ihrem armen Gatten das Treugelöbnis zu brechen, — so wird sie einen anderen Ausweg finden; sie wird entweder um des Kindes willen den Geliebten aufgeben, oder, was natürlicher ist, den heranwachsenden Knaben einer Erziehungsanstalt anvertrauen. Niemals aber wird sie sich dem Manne ihrer Wahl als „Geliebte" anbieten, umsomehr, als sie sich wochenlang ihren Entschluß überlegt hat und ihr dabei doch wohl der Gedanke kommen mußte, in welche Lage nicht nur sie, sondern auch ihr Knabe käme, wenn sie die Maitresse des Rechtsanwaltes werden würde. Tenius weist ihr Anerbieten entrüstet zurück und bricht mit ihr. Anna Maria sieht ihn lange nicht wieder, bis endlich die Berichte der Zeitungen über die Gerichtsverhandlung wider den Polen, den Tenius verteidigt, sie beruhigen. Sie wohnt der letzten, entscheidenden Sitzung in Sachen des Prozesses gegen den angeblichen Mörder Zerpens bei und erkennt aus der Art, wie der Verteidiger spricht und wie er den, scheinbar von ihm nur vermuteten, wahren Hergang der That schildert, daß er selbst es war, der um ihretwillen einen Elenden niederschlug. Tenius' Klient wird freigesprochen; ihn selbst bittet Anna Maria zu sich. Beide, — sie, die durch Gewissenskämpfe und Unglück gereifte Frau, er, der tiefernste „Armenadvokat", — vereinen sich auf immer und wollen gemeinsam „nur noch leben für die Andern". Er denkt der Wandervögel, die im geschlossenem Keil, der stärkste an der Spitze, im Herbste südwärts ziehen — er selbst will den Keil führen „nach einem neuen Sommerland, nach dem Süden seiner eigenen Wahl und seiner eigenen Gesetze". Er ist „ausgestoßen aus der Herde", er ist ein „Einsamer" geworden. Man sieht, daß Tenius nicht ohne Erfolg Max Stirner studiert hat; auch Nietzsche wird ihm nicht fremd gewesen sein. Er ist nicht ihr blinder Anhänger geworden, hat sich aber einige ihrer Schlagworte zu eigen gemacht. Auch seine sozialpolitischen Ideen sind nicht die eines bestimmten Parteistandpunktes. Die großen eisernen Maschinen, so führt er aus, seien kostspielig, und für ihre Abnutzung und Reparatur müsse der Besitzer alljährlich noch etwas an seinem Vermögen abschreiben. Anders der Arbeiter, das arbeitende Weib und das arbeitende Kind. Die Natur erzeuge immer wieder neue Millionen dieser menschlichen Maschinen, die ganz umsonst zu haben wären und nur geheizt zu werden verlangten. Es gehe jetzt eine dumpfe Ahnung durch die Arbeiterwelt, daß man nicht schlechter bezahlt werden wolle, als eine eiserne Maschine. Nach wie vor werbe man sich beim Kapital andieten. Denn der Kommunismus und Anarchismus sei ein wüster Traum. Aber das Kapital müsse durch eine überkapitalistische Macht gezwungen werden, die Maschinen zuerst zu bezahlen nach ihrem Werte, das Heizmaterial außerdem zu liefern, und die menschlichen Maschinen zu schonen, ihre Schäden zu reparieren."

So treffend, wenn auch nicht neu, die Gegenüberstellung der eisernen und der menschlichen Maschinen ist, so sind die Folgerungen, die aus diesem Vergleich gezogen werden, doch so eigentümlicher Art, daß die sozialpolitischen Studien des Rechtsanwalts Tenius sehr fragwürdig erscheinen. Wie stellt er sich z. B. eine „überkapitalistische Macht" vor? Soll es eine überirdische Macht sein? Bisher haben solche Mächte sich nicht um das Loos der Armen gekümmert, sie haben das den Menschen überlassen. Dann sollen wohl diese Menschen jene Macht schaffen oder darstellen? Und wenn das Unmögliche gelänge und das Kapital die menschliche Maschinen „nach ihrem Werte" bezahlen, für den Unterhalt sorgen und die teure Ware schonen und „reparieren" wollte, was wäre anders erreicht, als was zu Zeiten der Sklaverei und der Leibeigenschaft schon bestanden hat? Der Sklave wurde nach seinem „Werte" bezahlt, beköstigt, geschont und geheilt, so lange er noch durch seine Arbeit für den Herrn einen Wert

repräsentiren konnte. Tenius sagt, daß nach Einführung der von ihm angedeuteten Reformen „endlich in Zukunft der Tag anbricht, an welchem der Arbeiter, die arbeitende Frau und das arbeitende Kind es nicht schlechter haben wird, als die große, blanke, glänzende, fröhliche Dampfmaschine im lustigen, hellen, geräumigen Maschinenhaus“. Also um dieses Ziel — das „neue Sonnenland“ — zu erreichen, will er „dem Keil voranfliegen“?! Wahrhaftig, es ist traurig bestellt um die Ideale derer, die noch von „arbeitenden Kindern“ als von etwas selbstverständlichem reden, die nichts Höheres im Auge haben, als die Menschen der Maschine gleich zu stellen.

Um solch ein Ideal verwirklichen zu helfen, soll Anna Maria das „Eigentum“ ihres Erwählten werden, „ein Markstein bei meiner Arbeit“, wie er sagt, „mein Werkgehilfe, dem ich befehlen werde, wie ich dir jetzt befehle“. Es ist zweifellos, der „Übermensch“ spukt im Hirne dieses Mörders wider Willen, und der Verfasser hat es ihm leicht gemacht, der Frau gegenüber diese Seite seines Wesens hervorzukehren. Er hat es nämlich an Andeutungen nicht fehlen lassen, welche die geistige Inferiorität Anna Marios dem Leser deutlich machen. Sie hat einst ihrem Gatten bei der Arbeit geholfen, Jahre hindurch, aber verstanden hat sie nie viel davon, obwohl er sie ihr zu erklären versuchte; sie hörte den Unterhaltungen der Männer zu, ohne viel zu begreifen; sie las eine Zeitungskritik des sozialpolitischen Werkes ihres Geliebten und begriff „nach zweimaligem Lesen“ ein wenig davon; sie nahm das Werk selbst vor, und „sogar einzelne Ziffern der Tabellen lernte sie endlich verstehen“. —

Nicht ohne Absicht habe ich zwei markante litterarische Erscheinungen der Gegenwart nebeneinandergestellt. Sie sind typisch für die Art, mit welcher viele unserer Schriftsteller Probleme des sozialen Lebens behandeln. In beiden Romanen kommt das Bedürfnis nach besseren Zuständen zum Ausdruck, aber es fehlt ausreichendes sozialpolitisches Studium und der Glaube an die Menschheit.

## „Eitelkeit“ und „Phrase“.

Von Johannes Guttzeit in Söflingen bei Ulm a. D.

(Nachdruck verboten.)

Wenn du etwas auf dich hältst, wenn du dir erlaubst, dich deiner leiblichen oder geistigen Eigenschaften zu freuen, so wirst du von Denen, die den Glauben an Menschenwert verloren haben, als eitel verschrieen. Sie halten die Eitelkeit, von der sie selber erfüllt sind und der sie vielleicht nur nicht nachzuleben das Herz haben, für allverbreitet und sehen sie nun bei dir bloß an den Tag gelegt. Denn ob du jene Eigenschaften wirklich besitzest, diese Untersuchung hält man für unnötig.

Wohl ist Selbstlob etwas Unschönes, und daß man hervorragende Eigenschaften besitze, zeigt man am glaubhaftesten durch ihre Bethätigung. Wer jedoch die erhaltenen Gaben ausdrücklich verleugnet, da, wo er sich ihrer bewußt sein sollte, der zeigt sich ihrer nicht recht würdig. Wir sollen nicht besser, aber auch nicht schlechter erscheinen wollen, als wir sind. Und ob unsere Meinung von uns selber die richtige ist, das wird sich leichter herausstellen, wenn wir sie offen zeigen, als wenn wir sie verbergen und nur im Geheimen nähren.

Daß man vor dem Freunde keine Selbstunterschätzung zu heucheln braucht, wird Jeder zugeben. Damit ist aber auch eingeräumt, daß dies das richtige Verhältnis vom Mensch zum Menschen ist. Denn die Selbstunterschätzung ist keine bessere Eigenschaft als die Selbstüberschätzung, da für die Menschheit kein höherer Gewinn dabei herauskommt. Darf man aber eine Eigenschaft nicht von uns verlangen, so soll man noch weniger verlangen, daß wir sie erheucheln.

Heute jedoch scheint man anzunehmen, daß, welchen Vorzug sich auch ein Mensch beilegen könnte, er doch nirgend mehr vorkomme; wo etwas Tüchtiges noch zu sein vorgiebt, da könne es nur Geflunker sein; etwas Rechtes gebe es nirgends mehr, sosehr man auch selber eigensüchtig die Andern lobhudelt. Und damit nur das, was am meisten eitel ist, womöglich am wenigsten eitel erscheine, darum verschiebt man den Begriff der Eitelkeit, wie so viele andere Begriffe, auf das der wahren Bedeutung Entgegengesetzte und nennt den eitel, der seinen Menschenwert erfaßt und bethätigt. Vielleicht ist es auch knechtischer Sinn, daß man es ungern sieht, wenn sich Einer in etwas hervorthut.

Aber die Sache steht so: Wer die Kraft fühlt, der Gesellschaft in irgend etwas zu nützen, für den ist dies eine Pflicht, die nicht genug eingeschärft werden kann. Eine Verzichtleistung auf Behauptung seines vollen natürlichen Wertes und auf Anwendung schöner Kräfte beruht durchaus nicht immer auf lobenswerter Bescheidenheit, sondern häufig nur auf Bequemlichkeit. Ja man will für dieses in Selbstverleugnung bestehende Opfer die Anerkennung hören, man sei oder habe etwas, was man doch von Natur nicht ist und hat.

Um unsern Mitmenschen zu nützen, dazu bedarf es keines besondern Vorrechtes, worauf man den Anspruch erst nachweisen müßte. Wenn man den Menschen wissentlich schadet und sich dafür noch von ihnen bezahlen läßt, so finden das Viele freilich ganz in der Ordnung. Aber nützen wollen, ohne Amt und Befehl, das mag man sich nicht gefallen lassen. Da heißt es: der Unberufene! der Eitle! er will sich nur zeigen. Denn für den Naturberuf haben sehr Viele, welche ihn selbst verfehlten, das Auge verloren. Bei ihrer zünftigen Anschauung ist es ihnen nicht um das allgemeine Beste zu thun. Daher beurteilen sie eine Leistung auch nicht ehrlich auf ihren Wahrheitsgehalt und ihre Gemeinnützigkeit, sondern sie sehen vor Allem auf eine schulgerechte, unantastbare Form. Diese nur nötigt ihnen Achtung ab, weil dazu nur Einübung gehört. Sie dulden keine Form, die irgend wo sagt: hier ist noch zu ergänzen, weiterzuentwickeln; sie wollen eine professörliche, die auf allen Seiten gepanzert erscheint, mag das Knochengerüst unter dem Panzer auch noch so gebrechlich sein. Sie wollen eine Form, die Jeden mit drohenden Blicken empfängt, der es wagen sollte, ihr anders als blindgläubig zu nahen.

Allein durch das eifersüchtige Gebahren naturunberufener Zünftler lasse sich Keiner von der gemeinnützigen Bethätigung seiner Kraft abschrecken. —

* * *

Ebenso mißbräuchlich, wie von Eitelkeit, spricht man häufig von Phrase. Phrase bedeutet im abgeleiteten Begriff eine Rede, die dem äußern Klange nach einen hohen Gehalt haben müßte, hinter der aber nichts steckt, da sie nicht ehrlich gemeint, nicht wahrhaft empfunden ist. Weil nun zungen- oder federfertige Leute oft schöne Reden machen, ohne den Sinn der Worte mit ganzem Herzen zu fühlen und dafür eintreten zu wollen, darum hat man schön klingende Reden auch dort mit dem Verdachte der Heuchelei beflecken zu dürfen geglaubt, wo dem schönen Klange die schöne, wahre Empfindung zu Grunde liegt. Oder man hat so gethan, als sei dies ganz unmöglich, wie denn besonders in Deutschland der Glaube an Einklang zwischen Äußerm und Innerm Vielen entschwunden zu sein scheint.

Wenn ein Franzose einige begeisterte Worte ausruft, so ist man bei uns gleich mit dem Spott über französische Phrase bereit, trotz all des französischen Blutes, das für Ideale der Menschheit geflossen ist. Man hat Männer wie Rousseau und Lessing, die für ihre Lehren schwer gelitten haben, wegen der in ihren Worten liegenden Begeisterung keck des Phrasentumes geziehen — einfach weil die Ankläger selbst sicher waren, daß ihnen dergleichen begeisterte Reden niemals entschlüpfen würden. Wer sind denn die Phrasendrescher? Jene sind es, die bei Allem, was sie sagen und thun, nach rechts und links, besonders aber nach oben hin schielen, ob es auch

nicht etwa übel vermerkt werden könnte; sie, denen die Wahrung ihres Kredites und Wohlstandes, die regelrechte Fortsetzung ihrer Amtslaufbahn weit über das Wohl der Menschheit geht. Aber kein Wort ist Phrase, wenn man sein Leben als Siegel darunter setzt.

Phrase ist ein ebenso bedingter Begriff wie Aberglaube. Wenn zwei Menschen verschiedenen Glauben haben, so ist der Glaube Jedes vom Standpunkte des Andern betrachtet Aberglaube. Und wenn ein Mensch den Sinn der Worte eines andern nicht mitzuempfinden vermag, so nennt er sie Phrase. Begeisterte werden von kühlen, trocknen Verstandesmenschen Phrasenhelden genannt. Allein die Begeisterten haben den Antrieb zu allem Guten gegeben, und die Verstandesmenschen haben es dann in feste Formen gebracht, wodurch sehr Vieles wieder verdorben ward.

## Vermischtes.

**Wie Josephine Butler eine Menschenfreundin geworden ist.** Einer, in der Wiener „Volksstimme“ erschienenen biographischen Skizze über **Josephine Butler** von Stead entnehmen wir das Folgende:

Es giebt ein Heldentum, das bewundernswerter ist, als einen Feind in der Schlacht niederzumetzeln; es giebt einen Mut, der mehr moralische Kraft erfordert, als einem Gegner Aug' in Auge gegenüberzustehen. Dies ist, sich zum Anwalt der Geächteten, Verlorenen zu machen. Diesen Heldenmut während einer langen Reihe von Jahren unermüdlich und unerschrocken gegen eine ganze Welt von Vorurteilen, gegen ein Heer sich unablässig erneuernder Hindernisse anzukämpfen, hat Josephine Butler bewiesen.

Und was führte sie auf diesen Weg friedlichen Heldentums? Den unmittelbaren Anlaß gab der Verlust ihrer geliebten Tochter.

Nach einer Abwesenheit von mehreren Wochen nach Hause zurückkehrend, brannte sie vor Sehnsucht, ihr einziges Töchterchen in die Arme zu schließen. Evangeline war der Liebling des Hauses. Voll fröhlicher Lebenslust, lieblich wie ein Engel, war sie der Sonnenstrahl, das Entzücken der Familie. An jenem verhängnisvollen Tage, voll Begierde, ihre Mutter zu begrüßen, eilte sie ins Stiegenhaus und beugte sich über das Geländer. Plötzlich verlor das unglückliche Kind das Gleichgewicht und lag im nächsten Augenblick zerschmettert zu den Füßen ihrer Mutter. Sterbend wurde sie in ihr Gemach zurückgebracht. Von ihren goldenen Locken umflossen, in ihrem weißen Kleidchen, das sie angethan hatte, um die teure Mutter zu begrüßen, lag das holde, kleine Wesen bewußtlos, mit dem Tode ringend auf ihrem Lager. Jede Hoffnung war ausgeschlossen, und dennoch währte es viele Stunden, bis sich die unschuldsvolle Kindesseele von dem zarten Körper losgerungen hatte. Nachdem die unglückliche Mutter ihrem sterbenden Kinde die Augen geschlossen und sich des entsetzlichen Schicksalsschlages, der sie getroffen, erst recht bewußt geworden war, bemächtigte sich ihrer eine unbeschreibliche Stumpfheit und Apathie. Es war, als ob sich eine dunkle, hoffnungslose Nacht über ihre Seele gebreitet hätte. Während langer Wochen und Monate — der armen Dulderin schienen sie endlos — drang kein belebender Strahl in das gequälte, verzweifelnde Herz. Eines Tages, als die unglückliche Mutter in der Einsamkeit ihres verlassenen Hauses wieder wie gewöhnlich eine Beute tausend schmerzlicher Erinnerungen gewesen, als ihre gequälte Phantasie sich unzählige Male die Zukunft ausgemalt, wie sie sich gestaltet hätte, wenn nicht ein grausames Geschick ihr das geliebte Kind entrissen, schien ihr die Last ihres Kummers unerträglich. Sie suchte Zuflucht und Trost im Hause einer älteren Freundin, welche als Quäkerin erzogen worden war und sich während vieler Jahre ihres Lebens der Pflege von Armen und Unglücklichen gewidmet hatte. Nachdem diese lange geduldig den leidenschaftlichen Klagen der verzweifelten Mutter gelauscht hatte, legte sie ihre Hand tröstend auf das gebeugte Haupt ihrer jüngeren Freundin und sagte: „**Gott hat Dir genommen, was Du liebtest, doch es giebt noch viel verlassene, junge Wesen, welche der Liebe einer Mutter bedürfen, gehe hin und suche sie auf**“

Mrs. Butler folgte dieser Aufforderung und widmete sich von nun an dem Liebeswerke, welches ihre würdige Freundin ihres Alters und ihrer Kränklichkeit wegen hatte aufgeben müssen. Es war die Aufsicht einer Anstalt, welche einer Anzahl von gefallenen Mädchen, die sich entschlossen hatten, ein neues Leben zu beginnen, eine Zufluchtsstätte bot. Mrs. Butler hatte ihren Wirkungskreis gefunden. Die stumpfe Verzweiflung ihres kranken Gemütes löste sich in unendliches Mitleid auf mit den Verlassenen, Verlorenen, die Fülle von Zärtlichkeit und Liebe, welche in dem wunden Herzen der Mutter zurückgeblieben, ergoß sich auf die unglücklichen Töchter anderer Mütter, welche jeder Stütze, jeder Führung beraubt, dem Elende mitleidslos überlassen waren.

**Zur Ethik des Kapitalismus.** Der „Finanziellen Wochenschau“ von Dr. Moritz Meyer in der zweiten Beilage der „Vossischen Zeitung“ vom 5. August c. entnehmen wir folgende **Beurteilung des Krieges zwischen China und Japan**:

„Charakteristisch für die Beurteilung der Lage ist die in London herrschende Auffassung, wie solche aus dem „Citybericht“ der „N. Fr. Pr.“ hervorgeht. China und Japan, so heißt es, befinden sich im Kriegszustande. Die politischen Ursachen sowie eventuelle politische Folgen dieses Kampfes zu besprechen, ist nicht am Platz. Allein vom geschäftlichen Standpunkte aus betrachtet, sieht die City aus egoistischen Gründen den Beginn der Feindseligkeiten zwischen den beiden asiatischen Völkern nicht mit ungünstigen Augen an. Leider muß die Wahrheit bekannt werden. Das Geschäft ist und war seit vielen Monaten in allen Zweigen hier so schlecht, daß selbst ein Krieg mit Wohlwollen aufgenommen wird, da man durch denselben eine Verbesserung nach mancher Richtung hin erwartet. Vorerst kostet ein Krieg viel Geld an Material für Kanonen, Flinten, Pulver, Patronen und dergleichen mehr; ein Teil des Bedarfes von beiden Kriegführenden dürfte von England aus gedeckt werden. Dann zerstört der Krieg viel Material, Schiffe ꝛc. Diese müssen ersetzt werden, und auch hierin hoffen wir einen guten Teil zu liefern. Dann braucht man bekanntlich zum Kriegführen Geld; auch damit können wir dienen, natürlich zu guten Zinsen. Überdies zählt man in der City noch mehrere andere Vorteile auf. So machten die japanischen Baumwollspinnereien in den letzten Jahren den indischen Baumwollfabriken große Konkurrenz für den Verkauf von Shirtings in China. Während des Krieges hört diese japanische Konkurrenz auf. Vielleicht werden auch infolge des Krieges mehr Häfen in China dem englischen Handel eröffnet, und erweitert sich der Verkehr mit dem „Reiche der Mitte“ überhaupt. Bisher besitzen weder Japan noch China nennenswerte Staatsschulden. Die ganze auswärtige Schuld Chinas beläuft sich in diesem Augenblicke auf nicht mehr als ungefähr eine Million Pfund Sterling, und Japan schuldet dem Auslande, nicht mehr als 606 000 Pfund Sterling: also geradezu jungfräuliche, paradiesische Zustände der Staatsfinanzen. Beiden Staaten kann mit Leichtigkeit geholfen werden“. — Dr. M. Meyer fügt hinzu:

„In dieser Weise werden heute Kriege beurteilt.“

### Druckfehlerberichtigung.

In der Briefkastennotiz der vorigen Nummer muß es 2. Sp. Z. 26 v. o. statt „nicht befriedigendes Weltbild“ heißen: „befriedigendes Weltbild“.

# Anzeigen.




**Die Erneuerung des Abonnements wird den geehrten Abnehmern hierdurch in Erinnerung gebracht.**

Die **„Ethische Kultur"** erscheint in **zwei Ausgaben:**

a) **in Wochennummern** (Postzeitungsliste Nr. 2092) Vierteljahrspreis 1,60 M. bei allen Buchhandlungen und Postanstalten; bei direktem Bezug von der Verlagshandlung 2 M. für Deutschland und Oestreich-Ungarn, 2,25 M. für das Ausland.

b) **in Monatsheften à 60 Pf.** Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

**Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.**
Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24. für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten, Post-Zeitungsliste Nr. 2092.

# Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

## Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Herausgegeben von

**Dr. Georg von Gizycki,**

Professor der Ethik an der Universität zu Berlin.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

| II. Jahrgang. | Berlin, den 29. September 1894. | Nr. 39. |
|---|---|---|

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.



### Ehe und Vererbung.

Von P. Clemens in Freiburg i. B.

Die Gesundheit der großen Masse der Menschen steht heutzutage zweifellos auf keinem hohen Niveau. Wohin wir schauen, überall sehen wir Kranke und Sieche, körperlich und geistig Verkümmerte. Vielfach regt sich die Liebesthätigkeit, um all' dem Elend zu steuern. Schließlich muß aber selbst der beste Wille anerkennen, daß er nur unendlich wenig des unermeßlichen Leides lindern kann. Und ob auch der Staat für die Alten, die Kranken, die Invaliden eintritt, — wie viele sind noch übrig, die trotz alledem, an ihrer beruflichen Thätigkeit und an vernünftigem Lebensgenuß zeitweise oder dauernd durch Krankheit gehindert, sich nur kümmerlich durchs Leben schlagen, in einer Zeit, wo selbst der Gesunde und Kräftige oft nur mit Mühe Arbeit und Unterhalt findet!

Wenn wir uns jene Leiden näher ansehen, dann finden wir, daß wohl bei Manchem das Übel aus eigener Schuld oder Unvorsichtigkeit sich herschreibt; aber wir finden auch nicht Wenige, denen ihr Leiden als Erbe von den Eltern und Voreltern überliefert ist.

Sicherlich wäre für das allgemeine Wohlergehen viel gewonnen, wenn wir wenigstens die letzte Gruppe von Leiden aus der Welt schaffen könnten. Schon in früheren Zeiten ist dieser Versuch mit Erfolg gemacht worden: die alten Spartaner töteten bekanntlich die schwächlichen Kinder, und diese Maßregel hat unbestritten zur Kriegstüchtigkeit dieses Volkes viel beigetragen. Aber es wird dennoch Niemandem einfallen, für unsere Zeit eine solche Maßregel in Vorschlag zu bringen, die unsern gesamten Ansichten vom Werte des Menschenlebens, vom Rechte des einmal Geborenen auf Existenz strikt zuwiderläuft. Zudem war ein schwächlicher Spartaner eben zu dem einzigen Berufe, der ihm offenstand, dem eines Kriegsmannes, ungeeignet — heute stehen auch dem Schwächlichen, dem Kränklichen mannigfache Berufe, die keine Körperkraft verlangen, offen, ja er kann als Dichter, als Gelehrter, als Staatsmann, als Philosoph, wie nicht wenige Beispiele beweisen, seinem Volke unschätzbare Dienste leisten. Und selbst der Idiot, der Blödsinnige kann, gut unterrichtet, wenigstens gewisse mechanische Funktionen, ein Handwerk und Ähnliches, zum Nutzen der Allgemeinheit ausführen.

Jedoch von einer zur Erhaltung des Volkes nötigen Funktion sollten die körperlich oder geistig Schwächsten auch heute noch ausgeschlossen bleiben: die Möglichkeit, Nachkommen und damit Erben ihrer gesamten körperlichen und geistigen Eigenschaften zu hinterlassen, sollte ihnen versagt sein.

Nicht daß die gesetzgebenden Apparate in Thätigkeit treten und ein staatliches Gesetz im Sinne obiger Forderung erlassen sollten! Es kommen in diesen Verhältnissen zu viele Feinheiten in Betracht, als daß sie in den groben Maschen eines Gesetzes zu fangen wären. Auch wäre ein widerwärtiges Eindringen staatlicher oder vom Staate beauftragter Organe in intime persönliche Verhältnisse gar nicht zu umgehen.

Es handelt sich hier vielmehr darum, darauf hinzuarbeiten, daß obige Forderung zu einer sittlichen Norm im Bewußtsein eines jeden modernen Menschen werde.

Wenn es irgend einen prinzipiellen Unterschied der Moral unserer Zeit von der vergangener Zeiten giebt, so ist es der, daß die heutige Moral, wie das gesamte moderne Leben, von Elementen der Naturerkenntnis durchtränkt ist. Auf dem Gebiete der Vererbung gibt uns die moderne Wissenschaft ein ungeheures Material von Erfahrung an die Hand zur Entscheidung der Frage: Kann sich eine bestimmte körperliche oder geistige Eigenschaft eines Menschen, wird sie sich wahrscheinlich oder sicher vererben?

Aber wird es möglich sein, den Menschen eine so strenge Forderung so einzuprägen, daß sie dieselbe wirklich zur Norm ihres Handelns machen? Ich glaube, es lassen sich Beweise für die Möglichkeit finden.

Es haben andere Zeiten ähnliche Gebote und Verbote mit Erfolg erlassen: das Gebot, die Witwe des Bruders zu heiraten, das Verbot der Heirat von Geschwisterkindern, von Witwen und Geschiedenen sind in andern Zeiten streng innegehalten worden. Aber jene Gebote und Verbote gingen von mächtigen sozialen Faktoren, von der Kirche oder dem mit kirchlichen Funktionen betrauten Staate, aus. Die Kirche nun zeigt sich tagtäglich unfähiger, den moralischen Forderungen unserer Zeit Achtung zu verschaffen. Der Staat ist, wie wir oben sahen, für unsere Zwecke nicht brauchbar. Wir müssen unabhängig von diesen mächtigen Faktoren unsere Forderung vertreten und sie zur Durchführung zu bringen suchen. Daß dergleichen möglich ist, zeigt uns ein Beispiel, das die medizinische Litteratur uns aufbewahrt hat. Vor 40 Jahren existierte in Graubünden eine Gruppe von Familien, in denen die Bluterkrankheit heimisch war — eine Krankheit, die es mit sich bringt, daß die daran Leidenden schon bei sehr geringen Verletzungen, denen jeder im Leben ausgesetzt ist, meist in frühester Jugend den Verblutungstod sterben. Diese Krankheit hat die Eigentümlichkeit, daß sie sich hauptsächlich durch die nicht von ihr betroffenen weiblichen Familienangehörigen auf deren Kinder überträgt. Durch vernünftiges Zureden über ihre Krankheit und deren Nachteile für ihre eventuellen Nachkommen aufgeklärt, gaben sich damals die Töchter jener Familien gegenseitig das Ver-

sprechen, nicht zu heiraten; und seit jener Zeit ist kein Fall dieser Krankheit dort mehr festgestellt. Ein Beispiel, wert, daß Alle es kennen, und wert, daß Viele dadurch zu gleichem sittlichem Handeln angeregt werden!

Wenn weder Staat noch Kirche für unsere Forderung eintreten, so mag wenigstens die Gesamtheit aller Derer, denen die Sorge für das Wohl der Nachkommen sittlich erscheint, dafür eintreten, danach handeln und nach Kräften dafür sorgen, daß sie möglichst von Allen als moralisches Gesetz anerkannt werde.

Zwar wird die Entscheidung im einzelnen Falle oft auf Schwierigkeiten stoßen. Es wird Niemand verlangen, daß ein durch Vererbung Kurzsichtiger keine Ehe eingehe, damit seine eventuellen Nachkommen nicht etwa gezwungen seien, eine Brille zu tragen. Aber es wird jeder zugeben müssen, daß ein aus schwindsüchtiger Familie stammender Schwindsüchtiger nicht Kinder zeugen darf. Und wie oft geschieht das! Zwischen diesen Extremen liegen freilich Fälle, in denen es keine zweifellose Entscheidung gibt. Aber wenn wir wenigstens die ärgsten Sünden auf diesem Gebiete verhindern, so ist schon sehr viel erreicht.

Es ist dies zugleich ein Prüfstein für die Macht rein ethischer Prinzipien in unserer Zeit. Hier kann die ethische Bewegung zeigen, daß sie auch ohne Zuhilfenahme von Dogmen und gesetzlichen Bestimmungen eine Forderung der menschlichen Vernunft zur Geltung zu bringen vermag.

Mag man dem geistig oder körperlich Kranken alle Genüsse, die das Leben bietet, nach Möglichkeit zu Teil werden lassen, mag man ihm seine staatsbürgerlichen Rechte so wenig wie möglich kürzen, — alle sittlich Denkenden und Wollenden werden darin übereinstimmen: das Recht Kinder zu erzeugen gebührt allein dem Gesunden.

## Wiedersehn.*)

Von R. B.

Giebt es ein Wiedersehn in bessern Welten,
Giebt es ein Leben nach dem Tode dort?
Es will der Philosoph den Glauben schelten;
Doch unser Herz, es hoffet fort und fort.

Zu eng für höchstes Glück ist diese Erde,
Zu klein für tiefstes Leid ist diese Welt!
Der Schöpfer, der uns rief mit seinem „werde",
Giebt uns ein Leben überm Sternenzelt.

Wohl ist es schön, als guter Mensch zu leben,
Zu schaffen hier ein irdisch' Paradies.
Nach allem Hohen, Reinsten nur zu streben
Und Menschenleid zu stillen — o wie süß!

Doch wenn von uns ein Liebstes ist geschieden,
Wenn weh das Herz und unser Auge trüb',
Dann giebt nur Eins dem bangen Herzen Frieden.
Der Glaube ist's: Ich seh' dich wieder, Lieb.

## Ethik und Vegetarismus.

### I.

Von B. Lindner in Berlin.

Wenn ich mir erlaube, als Vegetarier das Wort zu ergreifen, so bin ich nur von dem Wunsche beseelt, beide Bestrebungen mit einander zu befreunden, denn nirgend sind wohl Grundsätze von höherer ethischer Bedeutung zu finden als bei den Vegetariern. — Das Ziel der Vegetarier ist nicht nur, eine wahre Humanität gegen ihre Mitmenschen, sondern gegen alle Geschöpfe, die die Natur hervorbringt, zu pflegen.

Freilich verlangt der Vegetarismus von seinen Bekennern, wenn nicht Opfer in Bezug auf alteingewurzelte Gewohnheiten, so doch ziemliche Willensstärke; denn es gilt durch einfache Lebenshaltung und Durchführung einer natürlichen, reizlosen Kost unsere Kräfte zu stärken, auch die vielleicht verlorene Gesundheit wieder herzustellen; und dies ist der wichtigste Punkt, den richtig zu erfassen wohl zu wünschen wäre.

Die in großem Umfange bei den begüterten Klassen herrschende Genußsucht ist die Ursache vieler Krankheiten in diesen Kreisen, denn von 100 Personen sind sicher 95 mit irgend welchen körperlichen Beschwerden behaftet. Die Blasirtheit und die Genußsucht ergänzen sich, und die letztere ist die Ursache der meisten in jenen Kreisen vorkommenden Verbrechen. Das durch die Genußsucht großgezogene Wirthshausleben vernichtet das Familienleben und ist zugleich Ursache des Ruins tausender hoffnungsvoller junger Männer.

Die Zustände in den Kreisen der armen Bevölkerung zu beschreiben, ist nicht nötig; die Leser unseres Blattes sind gewiß mit mir darin einig, daß ein großer, wenn nicht der allergrößte Teil allen Elendes und aller Not durch das Vorwiegen des Verbrauchs von Genuß-, statt Nahrungsmitteln hervorgebracht ist. Die Genußmittel Branntwein und Bier, bedingt durch den Fleischgenuß, schaffen uns ein bedauernswerthes Proletariat. Und warum dies Alles? Weil das Beispiel, welches die begüterten Klassen geben, im höchsten Grade verderblich wirkt. Wenn der Reiche Wein trinkt, warum soll der Arme nicht Branntwein trinken, wird ihm doch noch tausendfach eingeredet, es sei ein Stärkungsmittel, schütze gegen Frost und unterstütze die Verdauung.

Dies sind Angriffspunkte gegen die heutige Ernährungsweise, und es wird hohe Zeit, energisch gegen diesen schrecklichsten aller Feinde der Menschheit vorzugehen.

Der Beweis, daß der Mensch auch im kalten Norden ohne Fleisch und den dadurch bedingten Genuß von Spirituosen sich gut ernähren kann, ist erbracht, ebenso daß er dabei schwerste Arbeit verrichten kann. Es wäre daher im Interesse des sittlichen und materiellen Wohls der gesamten Menschheit, wenn die sämtlichen Gesellschaften für ethische Kultur den gegenwärtigen Trinksitten den Krieg erklärten und die Wissenschaften, welche sich mit der Ernährung, sowie mit Krankheitverhütung zu beschäftigen haben, thatkräftig unterstützten.

Die durch die Fleischgewinnung erzeugte Roheit fällt beim Vegetarismus weg; das Blutvergießen wird die Menschen mit Abscheu erfüllen; eine Stufe zur Beseitigung der Militärfrage ist erklommen; denn derjenige, welcher vermeidet, einem Tier den Tod zu geben, wird sich noch weniger seinen Mitbrüdern gegenüber dazu bereitfinden.

Also die Förderung edlen Menschentums ist die Inschrift auf dem Panier des Vegetarismus und deckt sich mit den Zielen aller Freunde ethischer Kultur; aber die Reformation muß auf sittlichem und materiellem Gebiet zugleich vorgenommen werden. Bei angestrengter Thätigkeit aller Freunde beider Bestrebungen kann uns der Sieg nicht fehlen.

### II.

Von Georg von Gizycki.

Wer die Grundgedanken, welche ich in dem Artikel „Humanitäre Moral" (Nr. 35) entwickelt habe, als richtig anerkennt, für den kann es keinem Zweifel unterliegen, daß der Vegetarismus Recht hat, — d. h. daß es unsre Pflicht ist, uns der Fleischnahrung zu enthalten, — wenn es sich wissenschaftlich nachweisen läßt, daß die vegetarische Kost der Gesundheit der Menschen wenigstens ebenso zuträglich ist wie die gemischte Kost. Aber die Mehrzahl der Forscher hält zur Zeit diese Ansicht für irrig; und wem es wahrscheinlich ist, daß diese Mehrzahl das Richtige lehrt, dem kann kein Vorwurf daraus gemacht werden, wenn er ihrem Rate folgt. Denn daß menschliches Dasein wertvoller ist als tierisches, das werden auch die Vegetarier nicht bezweifeln. Aber die

*) Vgl. den Artikel in voriger Nummer: „Unsterblichkeit und ethische Auferstehung."

Thatsache, daß einige hervorragende Forscher einen gemäßigten Vegetarismus vertreten, indem sie eine Ernährung durch Vegetabilien, Milch und Eier für nicht minder heilsam erklären als die bei uns übliche, verbietet alles unbedingte Absprechen über den Vegetarismus. Sehr zu wünschen wäre es, daß die Männer der Wissenschaft diese Frage der eingehendsten Prüfung unterwärfen, damit sie spruchreif würde.

Daß die Ernährung durch Tierleichen, das beständige Morden hochorganisierter fühlender Wesen eine sehr traurige Notwendigkeit wäre, daß es das Mitgefühl auch mit menschlichem Leiden verringert, die Roheit steigert, bedarf keines Beweises; und sicher ist es daher, daß — sofern der genügende Nachweis der hygienischen Zuträglichkeit des vegetarischen Systems erbracht würde — ein Zustand wirklicher ethischer Kultur nur mit diesem System vereinbar wäre. Und wer hofft, daß ein solcher Zustand einst erreicht werden wird, der muß auch, jene Bedingung vorausgesetzt, wie jene großen englischen, französischen und deutschen Dichter, glauben, daß eine Zeit kommen wird, wo die Menschen den Genuß von Tierfleisch ebenso verabscheuen werden, wie jetzt den von Menschenfleisch.

Was das Verhältnis des Vegetarismus zur sozialen Frage anbetrifft, so kann ich mich Herrn Lindner nicht anschließen. Ich meine nicht, daß der übermäßige Branntweingenuß eine Ursache, sondern daß er die Wirkung der Verarmung weiter Volkskreise ist. Und ich meine, daß die ökonomische Lage der Arbeiter bloß dadurch, daß sie alle den Vegetarismus praktizierten, nicht verbessert werden würde; denn die Verbilligung ihres Unterhaltes könnte lediglich einen Niedergang der Löhne zur Folge haben. Thatsächlich lebt ein großer Teil der Arbeiterbevölkerung vegetarisch oder so gut wie vegetarisch; und es ist gerade der am meisten niedergedrückte Teil. Anders wäre es, wenn die Kapitalisten sich des Vegetarismus befleißigten: die Eindämmung ihrer Genußsucht und die Berücksichtigung des tierischen Leidens könnten sie dahin führen, das Wohl und Wehe der von ihnen abhängigen Menschen mehr zu berücksichtigen. Zuweilen freilich könnte aber auch der Fall eintreten, daß sie mit der Bethätigung des Vegetarismus der ethischen Kultur Genüge gethan zu haben glaubten und ihre Pflichten gegen ihre Mitmenschen noch mehr vernachlässigten als zuvor. Wer sich einzelnen kleineren Reformen, wie der Mäßigkeitssache, dem Tierschutz, der Feuerbestattung oder welcher sonst immer, widmet, ohne sie in ihrem Verhältnis zu den allgemeinen Fragen ethischer Kultur aufzufassen, nicht als eine notwendige Reform neben vielen andern, sondern als die eine, der wird sehr leicht jener Gefahr verfallen und durch jene Beschäftigung in seinem inwendigen Menschen nicht besser, sondern schlechter werden, indem er durch Kleinigkeiten die mahnende Stimme seines Gewissens zum Schweigen bringt.

## Die heutigen Theaterverhältnisse.

Von Arthur Carasso in Görlitz.

Die folgenden Zeilen sollen dem Laien einen Einblick in unsere heutigen Theaterverhältnisse — hinter den Kulissen — geben, so weit sie demselben noch nicht bekannt sind. Ich habe mehrere Jahre hindurch mit großem Interesse jene Verhältnisse verfolgt, erforscht und studiert und finde es sehr an der Zeit, daß eine gründliche Reform des gesamten Bühnenwesens von den dazu Berufenen — ich meine die Bühnengenossenschaft, ihre Vorstände und ihre Zweige — unternommen wird. Es ist dies nicht nur vom ethischen und ästhetischen, sondern auch von rechtlichen Standpunkte aus wünschenswert.

Die Stellung, die unser Schauspieler und Künstler in der Welt und in der Gesellschaft einnimmt, ist eine ebenso traurige, als eines Künstlers — im Vergleiche zu andern — unwürdige. Mag es ja wahr sein, daß es durch Selbstverschulden einiger Elemente dahin gekommen ist, im Grunde genommen aber findet man in jeder Gesellschaftsschicht ähnliche Elemente. Wir wollen einmal den vielbetonten und ‐besprochenen „Künstlerleichtsinn“ ins Auge fassen. Woher kommt derselbe? Manchmal mag er angeboren sein, aber in vielen, ja in den meisten Fällen entsteht er wohl gezwungen durch pekuniäre Verhältnisse. „Das Geld regiert die Welt“ — aber besonders den Künstler; und somit hat es auch Einfluß auf den Charakter des Menschen. Die Gagen sind in erster Linie in der Provinz zu klein, das heißt sie sind durch Agenten und Direktoren gedrückt worden, die ja überhaupt den Künstler als „willenloses (im wörtlichen Sinne des Wortes!) Werkzeug“ in Händen haben. Ist ein Schauspieler von Hause aus nicht so situiert, daß er den Herren Agenten, die womöglich noch außer ihrer fünfprozentigen Provision Schreibgebühren und Briefporto von den mit ihnen unterhandelnden Künstlern verlangen, noch eine gewisse größere oder kleinere Summe, als Benefiz zukommen lassen kann, so erhält er nur ein einfaches, höchstens ein mittleres Engagement mit geringer Gage. Er kommt nun nach dem vielleicht sehr entfernt liegenden Orte seines zukünftigen Engagements; ohne Reisevergütung hat er mehrere Tage vor Beginn der Saison einzutreffen, in welcher Zeit er sich aus eignen Mitteln unterhalten muß.

Dem Direktor des Instituts fällt es nun plötzlich ein, daß der Gagenetat über sein Budget gestiegen ist. Er greift Einen oder den Andern oder Einen und den Andern, der ihm nicht genug zu leisten scheint für die „hohe“ Gage, aus seinem zusammengestellten Ensemble heraus, reduziert ihn oder kündigt ihm einfach. Der Betreffende muß sich nun wieder an die Agenten wenden, und wenn es das Schicksal will, geschieht ihm dasselbe noch einmal, ja mehrere Male. Nun ist aber durch Reisen zc. das Wenige, was ihm von seiner letzten Anstellung geblieben, ausgegangen, und nun muß ihm sein „leichter Sinn“ — durch die Not gezwungen — zu Hilfe kommen. Er fängt an, seine Garderobe zu versetzen, pumpt, kurz er setzt alle Hebel in Bewegung, sich das nötige Geld (wenn ihm kein Vorschuß gewährt wird) für die nächste Reise zusammenzubringen. Was daraus weiter entsteht, läßt sich leicht denken, denn leider verurteilen die meisten Menschen, ehe sie urteilen; wenn sie aber urteilen, so thun sie es nach dem Scheine, und der ist in diesem Falle natürlich immer gegen den Betreffenden. Wie rücksichtslos manche Direktoren in jeder Weise gegen ihre Mitglieder vorgehen, ist nicht zu beschreiben. Die Gagen werden gedrückt und reduziert bis aufs Äußerste, und deshalb machen Direktoren und Agenten gemeinsame Sache. Folgendes bezeichnende Beispiel füge ich bei:

Ein junger Anfänger, der durch seinen Agenten für ein größeres Theater der Provinz abschloß, hatte das Unglück, bald nach seinem Eintreffen zu erkranken. Dadurch schon verschnupft, schickte ihm der Direktor nach einem einmaligen Auftreten, wobei er eine Anmelderolle von thatsächlich vier Worten hatte, den „blauen“ Kündigungsbrief. Der junge Mann bekam durch den Theaterdiener zu verstehen, „daß es dem Herrn Direktor wohl zu viel Gage sei. Ob er für weniger bleiben oder volontieren wolle zc.“ Auf seine persönliche Anfrage bei dem Direktor erhielt er die Antwort, er wäre „absolut unbrauchbar“. Nebenbei wurden ihm auch die „schlechten Zeiten“, „schlechter Besuch“, „Verluste“ zc. klar gemacht. Da nun, wie der Direktor auch wußte, der junge Mann nicht gänzlich ohne Mittel war, so kam die Einigung dahin, daß er als Volontär (ohne Gage) an jener Bühne verblieb. Durch diese „Einigung“ wurde er mit einem Male „brauchbar“. So rasch! Man denke! — Beleuchten wir diesen Fall einmal von einer andern Seite: Es giebt zweierlei Waren, eine gute Qualität und eine geringere. Entweder setzte nun dieser Direktor seinem Publikum eine geringere Qualität vor und dasselbe muß sich damit begnügen, oder aber die bessere Qualität, die er sich hier durch maßloses,

egoistisches „Handeln“ für einen niederen Preis, in diesem Falle für nichts erworben hat, und dies verdient an den Pranger gestellt zu werden. Unter dieses „Handeln“ gehört natürlich auch in erster Linie das „Reduzieren“, indem nämlich ein Mitglied die Gage, die es mit seinem Agenten ausgemacht, herabgesetzt bekommt unter ähnlichen Vorspiegelungen, wie in obigem Falle. Daß der Künstler, der reduziert werden soll, in den meisten Fällen lieber das Anerbieten des Direktors annimmt, als aufs Ungewisse hin sich nach einem andern Engagement, verbunden mit Reisekosten ꝛc., umzusehen, liegt ja wohl auf der Hand. Und darauf spekulieren die Herren Unternehmer! — Es giebt wohl kaum öfter unverschuldetes Unglück und Elend in einer Carrière, als in dem Schauspielerstand. Wenn nun nicht der bekannte „Leichtsinn“ wäre, der dem betreffenden Menschen darüber hinweghelfen würde?!

Wie heutzutage alle Erwerbszweige und Gewerbe überfüllt sind, so ist es auch bei der Bühne der Fall, denn die Kunst ist längst zum Gewerbe geworden — sie geht, wie jedes andere, nach Brod. Fragt einmal einen Artisten, er wird höchst selten von seiner „Kunst“, aber stets von seiner „allabendlichen Arbeit“ sprechen. (Dagegen las ich einmal im Elsaß am Laden eines Schuhmachers das verheißungsvolle Schild: „Prof. Fußzeugkünstler.“) Ebenso ist unsre heutige Kritik zum Gewerbe geworden. Ein Gewerbe kann aber nicht über ein anderes urteilen, das wird mir wohl Jeder zugeben. Es kann ein Schuster nicht über das Machwerk eines Schreiners richtig urteilen, weil er des Schreiners Handwerk nicht versteht. Und wie Viele, denen sogar die einfachste Bildung abgeht, erkühnen sich heute, Kritiken zu schreiben, und das Publikum muß sie lesen (ich sage: „lesen“, nicht „sich darnach richten!“) und der Künstler muß sie sich gefallen lassen!

In keinem Gewerbe und in keiner Kunst wird es dem Ausübenden so schwierig gemacht, wie gerade dem Schauspieler. Es würde zu weit führen, wollte ich mich in alle Einzelheiten einlassen.

Jedes Gewerbe, jeder Stand hat seine Prüfung abzulegen, ehe damit professionell an die Öffentlichkeit getreten werden kann. Der Gehilfe macht sein Meisterexamen, der Jurist oder Mediziner sein Staatsexamen. Nur der Schauspieler — „Künstler“ — nicht. (Das einzige Vorrecht der Kunst, was noch übrig geblieben ist.) Warum läßt man ihn nicht vor einer Kommission ein Examen ablegen und giebt oder versagt ihm einen „Meisterbrief“ mit Zeugnis der Befähigung für einen Beruf, den er sich erwählt? Ich sehe hier von den wenigen Fällen der — manchmal sehr ungenügenden — Konservatorium-Bildung ab. Wie viel besser wäre es dann mit dem heutigen „Künstler“-Stande bestellt! Wie viele Elemente würden bei einer solchen Einrichtung wegfallen, die jetzt den ganzen Stand in Verruf bringen! Auch eine geeignete Vorbildung könnte nichts schaden. Die Gagen für die wirklichen Künstler könnten und würden wieder besser werden.

Ich habe aber- und abermals die Erfahrung gemacht, daß es (z. B.) unzählige junge Mädchen giebt, die nur deshalb zur Bühne gehen, um ungestört ihrem „Vergnügen“ nachgehen zu können, weil es ihnen zu Hause an Mitteln und Gelegenheit dazu fehlt. Sie bringen nichts weiter mit, als ein hübsches Gesichtchen oder Figürchen und einen „gefälligen“ Sinn. Was sie bei der Bühne zu finden hoffen, werden sie über kurz oder lang auch finden. Sprechen können sie auch ein paar Worte, ohne gerade stecken zu bleiben, und — die „Schauspielerin“ ist fertig. Sie haben einen willkommenen Deckmantel für ihre „Schwächen“, wenn sie auch nicht bedenken, was später einmal aus ihnen wird, wenn ihre Reize verblüht sind.

Ein Gegenstück zu dem Vorhergehenden bildet folgender Vorfall, der nicht allein dasteht:

Eine junge, hübsche Dame, die an einem unsrer größten Theater engagiert worden war, beklagte sich einmal bei ihrem — schon ziemlich alten — Direktor über ihre schlechte Beschäftigung. Sie erhielt zur Antwort: „Mein Fräulein, das könnte allerdings anders sein, wenn Sie nicht so spröde wären und den, Ihnen so oft angebotenen „Verkehr“ mit mir, acceptiert hätten.“ — Soweit ist es gekommen mit der „Kunst“! — Aber nicht nur Direktoren, sondern auch Agenten und Kritiker bedienen sich, im Vollbewußtsein ihrer Kraft, solcher Mittel, um die von ihrem Berufe Abhängigen und auf solche Weise Bedrängten sich gefügig zu machen. Und keine Sittenpolizei, kein Recht steht jenen Bedrängten zur Seite, weil eben der Beruf auf dem Spiele steht.

Wohl sorgt die Bühnengenossenschaft dafür, wenn ein Künstler das Engagement vor der Zeit verläßt, daß er kein weiteres mehr bekommt. Warum bekümmert sie sich nicht mehr um die, beinahe ohne Recht dastehenden Künstler?! Nur die Herren Direktoren haben Alles in Händen. Sie können ein Mitglied entlassen (ein Grund ist bald gefunden) — das Mitglied kann nicht kündigen. Ja, unsre Dienstboten haben mehr Recht, als unsre Künstler. Das „Paragraphenrecht“ der Satzungen ist in den allermeisten Fällen nur ein geschriebenes und bleibt ein solches, denn über Intriguen, die nachfolgen, existiert kein Paragraph.

Das einzige bestehende Organ, welches eine gründliche Reform des Bühnenwesens bewirken kann, ist die Bühnengenossenschaft. Sie möge eine Prüfungskommission, wie die oben erwähnte, einsetzen. Sie möge auch das Vermittlungswesen leiten. Die eingehenden Prozente könnten nach Abzug der Spesen ꝛc. in eine Pensionskasse fließen. Mancher würde in diesem Falle gerne höhere Prozente zahlen, und die lästige, ausdringliche Agentenwirtschaft würde wegfallen. Sorgt doch, wie schon oben erwähnt, die Genossenschaft dafür, daß „kontraktbrüchige“ Theatermitglieder keine (angemessene) Stellung mehr bekommen, warum bekümmert sie sich nicht auch darum, daß nichtkontraktbrüchige anständige Engagements erhalten?

Sie allein hat bis jetzt noch alle Mittel in der Hand — wie lange noch? Sollten sich keine edeldenkenden, mitfühlenden Menschen mehr finden, die sich der Kunst in einer so notwendigen Sache annehmen? Bei unsrem heutigen Vereinswesen (eigentlich besser: Vereinbildungswut) bedarf es wohl nur der Anregung. Sie werden sich finden lassen, denn es ist im allgemeinen Interesse. Wenn die überflüssigen Elemente ausgeschieden werden und nur tüchtige Vertreter der Muse vorhanden sind, wird auch die Kunst wieder zur Blüte gelangen. Wenn nicht, wird sie mit der Zeit weiter verfallen, zur gänzlichen moralischen und physischen Verkommenheit.*)

---

*) Vgl. Bühnenalmanach 1894. Seite 106. 30:

„Folgendes Rundschreiben, betreffend die Überwachung der Theateragenturen, ergeht an sämtliche Kgl. preuß. Regierungs-Präsidenten und an den Kgl. Polizei-Präsidenten in Berlin:

Es sind eine Reihe von Fällen bekannt geworden, in denen Theateragenturen es unternommen haben, die sich ihrer Vermittlung bedienenden Personen in wucherischer Weise auszubeuten, deren wirtschaftliche und künstlerische Existenz sich in unzulässiger Weise dienstbar zu machen und weiblichen Klienten gegenüber die Gebote der Sittlichkeit zu verletzen. Durch ein solches Gebaren wird die Unzuverlässigkeit der betreffenden Agenten in Bezug auf ihren Gewerbebetrieb als Stellenvermittler dargethan. Ew. Hochwohlgeboren ersuchen wir ergebenst, die Aufmerksamkeit der Polizeibehörden, in deren Bezirk sich Theateragenturen oder Theater befinden, auf solche Vorkommnisse hinzulenken. Kommen begründete Zweifel gegen die Zuverlässigkeit eines Theateragenten zur Kenntnis der Polizeibehörde, so ist es ihre Pflicht, den Sachverhalt nach Möglichkeit klarzustellen und gegen den Schuldigen nachdrücklich vorzugehen. Die Klage auf Untersagung des Gewerbebetriebes (Gewerbeordnung § 35) ist stets von derjenigen Ortspolizeibehörde bei dem zuständigen Bezirksausschuß zu erheben, in deren Bezirk sich der Mittelpunkt der geschäftlichen Thätigkeit des Agenten befindet. Zu diesem Behufe sind ihr von sonst beteiligten Polizeibehörden die entstandenen Verhandlungen zu übersenden. Zur

# Zwei Erlebnisse in Halensee.

Von E. E. Stöckee in Halensee bei Berlin.

## I.

Die heißeste Augustsonne lag sengend über einem Neubau in Halensee, an welchem eine große Anzohl Arbeiter beschäftigt waren. Sie arbeiteten unter der Aufsicht eines scharf aufpassenden Poliers höchst eifrig. Der Schweiß fiel in großen Tropfen von ihren glühend roten Gesichtern; aber sie ließen sich dadurch nicht stören: es eilt dem Unternehmer so sehr mit dem Bau.

„Vielleicht kann ich das Haus zum Oktober noch vermieten", denkt er sich.

„Der Polier hat scharfe Augen und Arbeitslose giebt es die Menge hier, an meiner Stelle möchten gerne zehn Andere stehen; bin ich lässig, hab' ich gleich den Abschied," denkt der Arbeiter.

Und daher schaffen sie in ihren weißen, kalkbestaubten Beinkleidern, ihren der unerträglichen Hitze wegen vor der Brust geöffneten Blousen rastlos weiter, während die Sonne langsam bis zur Mittagshöhe steigt, und damit endlich die Essenspause herankommt.

Die Arbeiter, denen ihre Frouen die zu Hause bereiteten Speisen brachten, fanden hier oder dort, hinter einer Hecke oder einem Steinhaufen, so gut es eben zu finden war, ein Plätzchen eingerichtet; die Anderen gingen in das nächst dem Bau etablierte Restauront.

Aber jetzt ist die Mahlzeit beendet, jetzt sehnt man sich, das dringende Bedürfnis nach Ausruhen, nach einem halben Stündchen Schlaf zu befriedigen, um die ermatteten Lebenskräfte aufzufrischen. Aber wo sich niederlegen? Überoll sengende Glut! Unter den Bogen einer in der Nähe befindlichen Brücke lagerten sich manche, hinter einer Dornenhecke einige andere; die Übrigen mußten sich auf den glühenden Sand legen, das Gesicht mit dem Hut gegen die Strahlen der Sonne notdürftig beschützend. Aber da, als Alle schon liegen, kommt noch ein verspäteter Ruhesuchender. Ein notwendiges Gespräch, welches er mit seiner Frau führen mußte, hot ihn aufgehalten. Er ist schrecklich müde; er ist noch nicht gor longe von einer Krankheit genesen. Ei! wie verführerisch winkt dort der Schotten aus dem Eingang des Neubaus, der schon von der ersten Etage überwölbt ist. Aber unter ihm liegt der Keller; nur ein paor Bretter liegen darüber. Jedoch eben auf diesen Brettern liegt der einzige Schotten. „Auf die Bretter lege ich mich", denkt der Müde; „freilich, etwas gefährlich ist es: rühre ich mich, so liege ich da unten!" Einen Moment steht er noch unschlüssig, ob er sich den über den Keller gelegten schmalen Brettern anvertrauen soll; dann entscheidet die ihn übermannende Müdigkeit. Bald ist er in tiefen Schlaf verfallen.

Den Mann tragen die Bretter schon, aber seine Träume tragen sie nicht. Ein Schrei weckt plötzlich die Kameraden. Herbei eilend sehen sie ihn mit blutendem zerschlagenem Körper im Kellerraum liegen. Der Mann war auf Monate verdienstlos geworden.

Ähnliche Vorkomnisse sind häufig. Sollte man nicht darnach trachten, doß sie verhütet werden? Wäre es nicht Pflicht, dafür zu sorgen, daß den Arbeitern in der heißen Zeit die Wohlthat zuteil würde, für ihre, ihnen so notwendige Ruhe zu Mittag ein sie gegen die sengende Glut der Sonne schützendes Zelt oder Holzdach, auf leichten Pfählen ruhend, zu erhalten? Es ist ja so leicht mit so geringen Kosten von dem stets auf einem Neubau befindlichen Material herzustellen. Sie werden gewiß nicht undankbor gegen diese Fürsorge sein und sie neu gestärkt durch bessere Leistung vergelten.

## II.

Ein erquickender Regen war gefallen. Wohlgeruch von erfrischten und neu aufblühenden Pflanzen erfüllte die Luft. Wiese, Busch und Bäume strahlten wieder im Glanze der Sonne, welche siegreich die letzten Regenwolken zerteilte. Mensch und Tier und Pflanze schienen eingeladen zum Vollgenusse der Schöpfung. — Da schallte aus einem Neubou ein wüstes Durcheinander von Stimmen an mein Ohr. Immer wüster wurde der Lärm, kaum mehr menschlich klangen die Stimmen, so johlten und eiferten sie gegen einander. Als ich mich dem Schauplatz des Lärms näherte, bot sich mir ein, mein innerstes Gefühl empörendes Bild dar. Dem Bau gegenüber befond sich ein leicht umzäuntes, etwas erhöhtes Stück Land. Auf diesem, allen Blicken ausgesetzt, saß ein total betrunkener Mensch, der in ohnmächtiger, sinnloser Wut sich in drohenden Reden erging, während er mit einem großen Stocke die Luft durchfuchtelte; ihm gegenüber vor dem Zaune ein großer Houfen ihn verspottender Männer und Kinder.

Voll Mitleid gingen wir weiter. Als wir um die nächste Stroßenecke bogen, welche eine Planke abschnitt, sohen wir eine Frau, die sich mit dem Kopfe gegen die oberste Latte lehnte, in sich zusammengesunken, wie im verzweifelten Schmerze das Gesicht mit ihrer Schürze verhüllt; ein Kind von etwa vier Jahren hielt sie on der Hand. Harmlos plaudernd erzählte es der Mutter von einem Schäfchen, welches in der Nähe graste.

„Was fehlt Ihnen, liebe Frau?" fragten wir sie; denn es war uns nicht möglich, ruhig an ihr vorüber zu gehen.

Sie blickte jäh auf, flammende Röte im hübschen, aber vergrämten Antlitz.

Stoßweise kamen die Worte heraus: „Das da ist mein Mann! Heute sollte er seinen Wochenlohn bekommen, wir schulden seit 14 Tagen die Miete; wir worteten auf das Geld; wir haben vier kleine Kinder; aber er hatte den Lohn meist schon gegen Branntweinmarken an den Destillateur verpfändet. Heute hat er das übrige noch vertrunken! Weil er laut geworden ist, hot er den Abschied erhalten, und jetzt — — jetzt sitzt er da auf dem feuchten Grase und wird diese Nacht nicht nach Hause kommen, sich den Tod holen — und — und die Kinder — und ich . . . ." Sie konnte vor Schluchzen nicht weiter sprechen, Thränen strömten über ihr trostloses Gesicht.

„Mama! sieh doch mal endlich das Schäfchen an!" drängte das Kind und zupfte on ihrem Ärmel. Aber sie faßte das kleine Händchen nur fester an, antwortete nicht, sondern beugte sich, von krampfhaftem Schluchzen erschüttert, noch tiefer an den Bretterzaun.

Also nicht genug, daß sich sofort neben Neubauten Branntwein-Verkäufer zu etablieren pflegen, — nein, sie haben auch noch das Recht, den durch Hitze, Staub und Ermattung doppelt empfänglichen und widerstandslosen, nach Erfrischung und Kräfte-Erhöhung lechzenden Arbeitern Marken für den Genuß dieses Giftes auszuteilen, so daß Wochen vorher der mit so viel Schweiß erkaufte, für die Existenz der ganzen Familie notwendige Verdienst verpfändet werden kann!

Dürfen wir sagen, daß wir hoher Kultur zustreben, ja dürfen wir uns nur ein Kulturvolk nennen, wenn solche Einrichtungen nicht verpönt sind?

Warum nicht gesunde, wirkliche Erfrischungen neben den Arbeitsstätten einrichten?

Warum dies nur momentan mit Vergnügen täuschende Gift?

Wir Alle wissen, daß es Gift ist, wir Alle wissen auch, daß es ein Gift ist, welches großen Reiz ausübt auf die,

Beurteilung der Frage, ob wucherische Ausbeutung vorliegt, bemerken wir, daß die üblichen Vermittlungsgebühren der Theateragenten eine auffallende Höhe erreicht haben, nämlich bei Gastspielen 10 pCt des Honorars, bei Engagements 5 pCt. des Gehalts für mehrere Jahre, und nicht selten sogar nach 3 pCt. für eine etwaige Prolongation. So sehr eine Herabminderung dieser Sätze im Interesse der Bühnenangehörigen und der Bühnen selbst zu wünschen sein mag, so wird doch die Höhe der angegebenen Sätze allein im Allgemeinen noch keinen hinreichenden Grund zu einem polizeilichen Einschreiten geben."

„Berlin, 30. November 1892.

Der Minister des Innern. Graf zu Eulenburg. — Der Minister für Handel und Gewerbe. In Vertretung: Lohmann."

welche sich gern über ihr wirkliches Leben hinwegtäuschen lassen, weil sie es elend finden, weil es genußlos ist; auf die, welche wenig moralischen Widerstand leisten können. Wir wissen auch, daß dieser Widerstand in dem Maße schwächer wird, je mehr sie von diesem trügerischen Reize genießen, — daß er zuletzt fast wie eine unwiderstehliche Krankheit seine Opfer festhält, und sie nicht losläßt, bis ihre letzte moralische und körperliche Kraft, ihr und der Ihren Glück zerstört ist.

Ich glaube ganz gewiß, daß ein erschöpfter Arbeiter durch entsprechend entgegenkommende Verabreichung daran zu gewöhnen sein wird, sich an Thee, Kaffee, Kakao, Fruchtweinen u. s. w. zu erfrischen, wenn sie ihm an seiner Arbeitsstätte für ein billiges verabreicht werden.

Wenigstens sollten nicht gerade in seinen schwächsten, bedürftigsten Momenten die verführerisch ihm Erfrischung täuschenden alkoholischen Gifte ihm nahe gebracht, noch weniger dieselben auf künftigen Verdienst im voraus verabreicht werden.

Wird nicht auf diese Weise die Roheit gezüchtet? Werden die Armen nicht geradezu dadurch in Verzweiflung gestürzt? Ist nicht der Sehende für den Blinden verantwortlich? Und wollen wir nicht die Sehenden sein?

## Vermischtes.

Das Astor-Kind. Uns fällt eine alte Nummer der „New Nation“ (vom 19. Dezember 1891) in die Hände, die folgende noch immer recht bemerkenswerte Notiz enthält:

„Das unlängst in New-York geborene Kind der Familie Astor ist der Erbe von 150 Millionen Dollars (600 Millionen Mark). Wir wollen dies Vermögen durch einige Zahlen erläutern. Bei 6 Prozent betragen die Zinsen 9 Millionen Dollars (36 Millionen Mark) auf das Jahr oder 30 000 Doll. (120 000 Mark) auf den Tag für, sagen wir, 300 Arbeitstage. Die Zinsen zu zahlen, würden also 20 000 Arbeiter nötig sein, welche je anderthalb Dollars (6 Mark) abzugeben hätten; irgend Jemand muß doch das Geld zahlen. Oder blicken wir ein wenig weiter. Wenn dieses Kind 21 Jahre alt ist, werden sich die 150 Millionen Dollars zweimal verdoppelt haben und das Vermögen wird 600 Millionen Dollars (2400 Millionen Mark) betragen. Dann muß eine Armee von 80 000 Mann arbeiten, um die Zinsen zu bezahlen; aber wir müssen wenigstens einen Dollar (vier Mark) für den Arbeiter und seine Familie zum Unterhalt übrig lassen. Es wird also eine Armee von 240 000 Arbeitern erforderlich sein, jenes Vermögen zu erhalten. Wenn wir nun annehmen, daß jeder Arbeiter eine Familie hat und die Familie aus fünf Köpfen besteht, so ergiebt sich, daß an dem Vermögen jenes einhundertundfünfzigfachen Dollar-Millionär-Kindes 1 200 000 Personen interessiert sind. Und dies nennt man fortgeschrittene Civilisation!“

## Sprüche.

Ich bekenne es als meine Überzeugung, daß Klassengesetze, die das Kapital über die Arbeit setzen, gegenwärtig dem Volke gefährlicher sind, als die Sklaverei es in den Tagen ihrer größten Herrschaft war.

Abraham Lincoln.

Wir dürfen das Wort „gefallen“ grade für die Männerwelt nicht auf das sogenannte „sittliche“ Gebiet beschränken. Jeder Mann, der sich seiner Mannhaftigkeit begiebt, ist ein gefallener Mann; jeder Mann, der sich vor einem Andern beugt, vor ihm in unwürdiger Unterthänigkeit seufzt oder gar lächelt, jeder Mann, der des hehren Eigen-Bewußtseins entbehrt, jeder Mann, der seine geistige Kraft in den Dienst unwürdigen Getriebes oder Erwerbes stellt, jeder Mann, der im Kampf der Meinungen schweigt, wo er reden sollte, ist ein gefallener Mann. Unsere Frauen sollten lernen, die gefallenen Männer gering zu schätzen. Jeder Jüngling, der seinen Drang nach Wahrheit unterdrückt, jeder Jüngling, der um eines Examens willen sich selbst untreu wird, jeder Jüngling, der der Begeisterung entsagt, jeder Jüngling, der die Gefahr flieht, jeder Jüngling, dem es nicht Wonne ist, für die Unschuld und für die Unterdrückten zu kämpfen, jeder Jüngling, der, im ehrlichen Bewußtsein seines Rechtes, feige dem Zorn des Vaters oder der Thorheit der Mutter weicht, ist ein gefallener Jüngling. Unsere Jungfrauen dürfen ihr Herz dem Gefallenen nur dann weihen, wenn sie die Kraft in sich fühlen, ihn zur Stärke zu erziehen.

M. von Egidy.

## Bücherbesprechungen.

**Schutz für unsere Seeleute.** Ein Aufruf an deutsche Menschenfreunde von Georg Wislicenus, Kapitänleutenant a. D. Leipzig. Fr. Wilh. Grunow. 1894.

Die Stellung des Autors und der Verlag der Schrift (derjenige der „Grenzboten“) in Verbindung mit dem Passus auf S. 26, wo vom Bekämpfen der Umsturzpartei die Rede ist, lassen erkennen, daß wir es hier mit einem zur Sozialdemokratie durchaus nicht freundlich stehenden Buche zu thun haben. Um so eigenartiger berührt es den Ethiker, der unabhängig von Parteiinteressen zu untersuchen hat, wie weit unsere Zustände dem Wohl der Gesamtheit dienen und wie weit der Egoismus der Interessentenkreise hierbei hinderlich ist, wenn er in dem vorliegenden Werkchen klar und unverhohlen ausgesprochen findet, wie sehr der Eifer im Wettbewerb und die Gewinnsucht sich im Schiffahrtsbetriebe eingestellt und wie sehr sie Gefahren von entsetzlicher Tragweite herbeigeführt haben. Wir möchten meinen, daß es sich hier nicht blos um die Frage des Schutzes für unsere Seeleute (s. den Titel) handelt, sondern daß wir hier vor Gefahren stehen, die für alle vorhanden sind, welche auf den Fahrzeugen der Schiffsbesitzer das Meer zu passieren genötigt sind. Zu dieser Ansicht muß man schon gelangen, wenn man S. 74 liest, daß der Untergang der Cimbria, eines Dampfers der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrtgesellschaft, der am 19. Januar 1883 unweit Borkum Feuerschiff bei einem Zusammenstoß mit einem Verlust von 437 Menschenleben zu Grunde ging, zum Teil darauf zurückzuführen ist, daß die Positionslaternen ungenügend aufgestellt und beschirmt waren, zum Teil darauf, daß die Nebelsignalapparate nicht stark genug waren. Wie es im Übrigen mit der Sicherheit, insbesondere der Seeleute, aussieht, ergeben die ausführlichen Auseinandersetzungen der Schrift, von denen wir hier nur Einzelnes hervorheben können. — Trotzdem bei den Untersuchungen der Seeunfälle seitens der Statistik große Schwierigkeiten bestehen, weil ein erheblicher Teil der Schiffe mit Mann und Maus auf der See spurlos verschwindet, so ist doch z. B. hinsichtlich der Unfälle im Jahre 1890 ermittelt worden, daß von 96 Unfällen, die insgesamt eintraten, bei 71 die Ursachen festgestellt werden konnten und daß hiervon bei 13 Schiffen zu hohes Alter der Schiffe, zu starke Beladung oder schlechte Ausrüstung den Verlust herbeigeführt haben. — Eine Reichs- oder Staatsbehörde, welche die Schiffe in der Handelsmarine vor der Ausfahrt untersucht, besteht nicht. — Wie wenig aber die auf Grund der Unfallversicherungsgesetze eingerichtete Seeberufsgenossenschaft ausreichende Vorkehrungen treffen konnte, weist der Verfasser nach. Es ist ihm beizutreten, wenn er S. 54 ausführt, daß Anordnungen wie: „Jedes Schiff muß gehörig eingerichtet, gehörig bemannt sein.“ „Die Gerätschaften müssen in gehöriger Beschaffenheit sein.“ „Das Schiff darf nicht überladen werden“ viel zu unbestimmt sind, als daß sie einen genügenden Schutz enthielten.

Aeußerst lehrreich für den, der die Dinge vorurteilsfrei ansehen will, sind in dem Buche die auf die amtlichen Zusammenstellungen gestützten Auseinandersetzungen, daß mit dem Zunehmen des Großbetriebes in der Rhederei und der zunehmenden Anzahl der Schiffe und ihrer Tragkraft die Überspannung der Letzteren gewachsen ist, während die Zahl der Bemannung, die auf jedes Schiff und den Tonnengehalt kommt, abgenommen hat. Der Verfasser führt in fachmännischer Weise aus, daß diese Erscheinung nicht etwa auf die Anbringung von maschinellen Vorrichtungen, welche die Verringerung von Mannschaften hätte ermöglichen können, zurückzuführen ist, sondern — auf das Bestreben einerseits, an Löhnen zu sparen, und andererseits auf die Thatsache — daß Schiff und Ladung versichert sind und der Rheder deshalb beim Untergang des Schiffes keinen Schaden erleidet! Herzzerreißend ist es für den Menschenfreund, zu lesen, wie auf diese Weise der Rheder entschädigt wird, während die Mannschaft ihren Tod findet und dem Rheder keine Pflicht obliegt, für die Hinterbliebenen zu sorgen (S. 49).

Es ist uns natürlich unmöglich, auf alle Details des Buches einzugehen, aber wir empfehlen die Schrift eines streng konservativen Mannes dringend zur Lektüre, insbesondere denjenigen Mitgliedern

der D. G. E. K., die noch immer meinen, daß der freie Wettbewerb allein der menschlichen Natur gerecht werde, und daß, wenn man schon zu dessen Einschränkung greife, man sich hüten müsse, die pekuniären Interessen der Berufskreise zu schädigen. Wenn die Anhänger dieser Richtung nicht sehen wollen, wie alle neuen Einrichtungen und Gesetze gewisse Interessenkreise zum Wohl der Gesamtheit schädigen oder belästigen müssen (man denke z. B. an die Einführung der Eisenbahnen und an die Nahrungsmittelgesetze), so mögen sie wenigstens in der vorliegenden Schrift nachlesen, wie viel auf das Geschrei über derartige Schädigungen zu geben ist. — So ist es recht bezeichnend, daß der nautische Verein und die nautische Zeitschrift trotz des Wortes nautisch (der Schiffahrt kundig) durchaus unter dem Einfluß der Rheder stehen, daß der Verein fast nur aus diesen und den von ihnen abhängigen Personen sich zusammensetzt, und daß die Opposition, welche von dem Verein und der Zeitschrift gegen ein Gesetz über die Ladelinie und die Errichtung einer obersten Reichsbehörde scheinbar aus schiffahrtstechnischen Gründen gemacht wird, in Wahrheit nur im finanziellen Interesse der Rheder und der Versicherungsgesellschaften betrieben wird. Und dabei handelt es sich nach dem Buche hier gar nicht um die Wahrung der Existenz der von den vorgeschlagenen Maßregeln betroffenen Berufskreise, sondern um die Erhaltung der großen Gewinne. Charakteristisch ist in dieser Beziehung das Wort, welches ein Wortführer der Interessentenkreise in einer Sitzung des nautischen Vereins zur Rechtfertigung des Oppositionsstandpunktes gesprochen hat: „Wir essen freilich lieber Austern als Schweinefleisch“ (S. 45).

Wir wollen hoffen, daß die warmen Worte des Buches nicht ungehört verhallen.

Berlin. Stephan Gerhard.

**Carl Scholl**, An der Grenzscheide zweier Welten. Ein Wegweiser in die Zukunft für Alle, insbesondere für Fürsten und Staatsmänner. Verlag der Handelsdruckerei, Bamberg, 1893, gr. 8°, VIII, 303 Seiten.

Es gab eine Zeit, da man die Erde für eine unbewegliche Scheibe hielt, die auf dem Rücken eines Elefanten ruhe, und die Sterne für silberne Nägel, die an dem festen Himmelsgewölbe befestigt seien, über dem die seligen Götter thronten. Und heute? „Unsere Erde ein verschwindend kleiner Punkt im unendlichen Weltraum, über uns Himmel und unter uns Himmel, wir selber mitten drin, mitten in der Unendlichkeit, und weder droben noch drunten ein Raum, in welchem etwas anderes wäre als immer neue Millionen, neue Milliarden von Weltkörpern, auf allen aber dieselben Stoffe, dieselben Kräfte.“

So stellt der Verfasser dieser Aufsätze die beiden Welten einander entgegen, an deren Grenzscheide er sich und seine Zeit findet. Und gegen die kirchlichen Dogmen gewendet fährt er fort: Der Kirchenglaube lehrt uns, daß wir ein heruntergekommenes Geschlecht sind, anfangs gut erschaffen, aber infolge des Sündenfalls aller eigenen Kraft zum Guten beraubt, unfähig, ohne übernatürliche Hilfe von Oben, ohne das Sühnopfer des Gottessohnes das Wohlgefallen Gottes und die ewige Seligkeit zu erringen. Dem gegenüber läßt Scholl die höher gereifte Menschheit erklären: Unsere Erlöser müssen wir selber sein, durch unsere eigene Kraft, durch das Zusammenwirken Aller. Um unsere Bestimmung zu erreichen, sind wir nicht auf übernatürliche Hilfe angewiesen, sondern einzig und allein auf uns selbst, auf unser eigenes Gesetz und die Erkenntnis desselben. Nicht in der Erwartung göttlicher Strafen oder Belohnungen liegt der Beweggrund zu unserm sittlichen Verhalten, sondern in der Kraft unserer eigenen Einsicht, in der Ueberzeugung, daß unser eigenes Gesetz es von uns fordert, daß wir nur als sittlich handelnde Wesen Menschen sind.

Angesichts dieser veränderten Lebensauffassung fordert Scholl mit Recht, daß man aufhören soll mit dem Bemühen, den Staat auf den alten Glauben zu stützen. „Denn auf einen Glauben, der in den Herzen der Mehrheit des Volkes erstorben ist, die Staatsordnung gründen zu wollen, das heißt sie gründen nicht auf Wahrheit, sondern auf Unwahrheit, und wohin das notwendig führen muß, zu welcher offiziellen Lüge und Heuchelei, — darüber sollten sich zu allererst Staatsmänner und Fürsten keiner Täuschung hingeben.“

Doch thut Scholl meines Erachtens Unrecht, wenn er seinen Pantheismus für den heut allein möglichen religiösen Standpunkt erklärt. Ich bestreite keineswegs, daß Gott seinem Wesen nach allgegenwärtig sein muß, als Person aber nicht allgegenwärtig sein kann, — in einer unendlichen Welt. Aber in Sachen der Religion entscheidet nicht die allgemeinverbindliche logische Regel, sondern das Gefühl des einzelnen Individuums. Ueberwunden ist nur die alte Weltanschauung und damit die Annahme, als könne die Welt durch die Voraussetzung eines göttlichen Schöpfers und Regierers erklärt werden. Nicht aber ist damit zugleich die Vorstellung eines persönlichen Gottes entwertet, sofern dieselbe zur Anregung und Belebung religiöser Gefühle dienen kann. Auch wer den Kausalzusammenhang des Weltgeschehens als unverbrüchlich anerkennt und den Willen zum Guten mit vollem Bewußtsein der eigenen moralischen Kraft entnimmt, kann dennoch das religiöse Bedürfnis haben, der ihn umschließenden Allmacht menschliches Fühlen zu leihen, um sich in Leid und Lust bittend und dankend ihr anzuvertrauen. Scholl bezeichnet dieses Bedürfnis und den aus seiner Befriedigung quellenden Trost als vermeintlich, als eingebildet. Aber er irrt, wie mir scheint, hierin ebenso wie in seiner Auffassung von der Religion, wenn er dieselbe im wesentlichen mit dem idealen Streben nach dem Wahren und Guten für identisch erklärt. Aus einer sorgfältigen Zergliederung der religiösen Handlungen und Vorstellungen ergiebt sich nämlich, daß trotz vielfacher Beziehungen zu Erkenntnis und Sittlichkeit die Religion ihrem eigentlichen Wesen nach außerhalb dieser beiden Gebiete geistigen Lebens liegt; denn jede Art religiösen Thuns zeigt sich beherrscht durch die Absicht des Menschen, zur außermenschlichen Macht in eine Gefühlsbeziehung zu treten, welche dem gedeihlichen Fortgange seiner Arbeit jeweilig möglichst günstig ist, mit anderen Worten, durch die Absicht des Menschen, Vertrauen in der Not, Demut auch nach den glänzendsten Erfolgen zu bewahren (vgl. meine Arbeit über die Religion, Leipzig, Pfeffer, 1891). Eine derartige Beziehung zur außermenschlichen Macht muß für den Menschen immerdar von Wert bleiben, wie weit er es in der Erkenntnis der Natur auch bringen möge, und deshalb muß auch jeder Mensch das Recht behalten, sich die außermenschliche Macht in einer Weise vorzustellen, welche seine religiösen Gefühle anzuregen vermag. Wenn Scholl für sich das Recht beansprucht, den lebendigen Gott zu predigen, als den „Geist, der die Geister alle durchgeistet, als das Leben in allen Fluten des Lebens“, so sollte er es anderen Menschen nicht verübeln, daß sie sich nach dem Wunsche ihres Herzens kraft ihrer Phantasie ein überweltliches Wesen als Person gegenüberstellen, die ihnen ein „Du“ ist, zu welcher sie beten können. Scholl selbst geißelt die übertriebene Parteinahme für die einzelne Konfession, durch welche die gegenseitige Spannung zunehme. Er fordert, daß die Gegner sich zu dem Entschlusse aufraffen, sich nur an das zu halten, was einigt, und alles Andere soweit zurückzustellen, daß es der Vereinigung in dem Bewußtsein unserer Allen gemeinsamen Menschenrechte und Menschenwürde keinen Eintrag thut. Das ist ihm „der Ruf des Vaterlandes an die streitenden Konfessionen.“ Doch müßte er diese Mahnung nicht nur an Protestanten und Katholiken richten, sondern sie als freireligiöser Prediger vor allem selbst befolgen, da er ja gerade den freien Gemeinden den Friedens- und Versöhnungsberuf zuspricht. Dann würde seine Stimme, die er selbst aus der Tiefe der Volksseele herleitet, noch wirksamer zu Herzen dringen.

Besonders hervorgehoben seien noch seine Ausführungen über „unsere Zeit und ihre Rettung“, über „die Gleichgültigkeit gegenüber der religiösen Erziehung der Kinder“, über „die Politisch-Freisinnigen in ihrer Stellung zur Religion“, über „das Schreckgespenst des Atheismus“. Im Ganzen enthält die Sammlung fünfzehn Aufsätze, welche sämtlich der von Scholl herausgegebenen Monatsschrift „Es werde Licht“ entnommen sind.

Eisenach. Dr. Martin Keibel.

## Österreichische Ethische Gesellschaft.

Die Herren Dr. Aristides Brezina, Dr. Emanuel Herrmann, Dr. Isidor Himmelbaur, Dr. Wilhelm Jerusalem, Dr. Julius Ofner und Arthur Gundaccar Freih. v. Suttner haben für eine demnächst in Wien zu begründende Ethische Gesellschaft Satzungen entworfen, welche im allgemeinen denjenigen der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur analog sind. Die ersten beiden Paragraphen lauten:

Zweck der Gesellschaft.

§ 1. Die ethische Gesellschaft bezweckt, den Sinn für die ethischen Forderungen, d. i. für die Forderungen der Wahrhaftigkeit, der Gerechtigkeit und der Menschenliebe zu wecken, zu schärfen und zu fruchtbarer Bethätigung zu bringen und solchermaßen möglichst viele Menschen guten Willens im Bewußtsein gemeinsamer ethischer Ziele und in der Erfüllung bestimmter ethischer Aufgaben zu vereinigen.

Politische Thätigkeit ist ausgeschlossen.

Mittel zur Erreichung des Zweckes.

§ 2. Zur Erreichung des Zweckes der Gesellschaft sollen dienen:

a) Veranstaltung von Vorträgen und Besprechungen inner- und außerhalb des Vereinsverbandes über Erscheinungen und Probleme des sittlichen Lebens;

b) Herausgabe und Verbreitung von Druckschriften, die geeignet erscheinen, die Vereinszwecke zu fördern;

c) Unterstützung aller im ethischen Interesse gelegenen Reformen der gesellschaftlichen Zustände, insbesondere der auf die Hebung der Lebensverhältnisse der unteren Klassen gerichteten Bestrebungen;

d) Maßnahmen zur Erzielung einer ethischen Jugenderziehung;

e) Erschließung der Schätze von Kunst und Wissenschaft für alle Volksschichten.

---

Der Hauptunterschied dieser Statuten von denjenigen der D. G. E. K. scheint uns darin zu liegen, daß jene die Mitgliedschaft von einer Zustimmung des betreffenden Zweigvorstandes abhängig machen und demselben auch das Recht geben, Mitglieder auszuschließen; in dem einen wie dem Falle steht dem Zurückgewiesenen die Berufung an die nächste Zweigversammlung zu.

Möchte die Konstituierung einer Österreichischen Ethischen Gesellschaft gelingen und dieselbe eine kräftige Förderin ethischer Kultur werden!

# Anzeigen.



Die Erneuerung des Abonnements wird den geehrten Abnehmern hierdurch in Erinnerung gebracht.

Die **„Ethische Kultur“** erscheint in **zwei Ausgaben:**

a) **in Wochennummern** (Postzeitungsliste Nr. 2092) Vierteljahrspreis 1,60 M. bei allen Buchhandlungen und Postanstalten; bei direktem Bezug von der Verlagshandlung 2 M. für Deutschland und Oestreich-Ungarn, 2,25 M. für das Ausland.

b) **in Monatsheften à 60 Pf.** Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

**Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.**
Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Kettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12

Erscheint
jeden Sonnabend.
Preis vierteljl. 1,60 M.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Postanstalten.
Post-Zeitungsliste
Nr. 2092.

# Ethische Kultur

Inserate:
Die viergespaltene
Petitzeile 40 Pf.
Annahme in allen
Annoncenbureaux
und in der
Expedition SW.,
Zimmerstraße 94.

## Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Herausgegeben von
**Dr. Georg von Gizycki,**
Professor der Ethik an der Universität zu Berlin.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

**II. Jahrgang.** | **Berlin, den 6. Oktober 1894.** | **Nr. 40.**





### Die Religion des Freidenkers.

Von Prof. Dr. Ludwig Büchner in Darmstadt.

Wir leben in einer Zeit großer und unversöhnlicher geistiger Gegensätze oder Widersprüche. Glauben und Wissen, Natur und Offenbarung, Kirchendogmen und Vernunft, Aberglauben und Freigeisterei stehen sich in schärfster Weise einander gegenüber, und es fehlt jede Aussicht, daß hier eine die Menschheit beruhigende Versöhnung oder Vermittlung gefunden werden könne. Zwar ist die Zeit der offenen Religionskriege längst vorüber; aber dafür tobt ein heimlicher Krieg, der verwirrend auf die Geister, beunruhigend auf die Gemüter und lähmend auf den Fortschritt wirkt. Wer hätte in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, wo die Begeisterung für Aufklärung so mächtig in den Gemütern der gebildeten Welt wirkte, ahnen oder voraussetzen können, daß die Welt am Ende des folgenden Jahrhunderts ein davon so ganz verschiedenes Bild darbieten würde! daß trotz der riesigen, inzwischen gemachten Fortschritte der Wissenschaft der allgemeine Zug nach Rückwärts denjenigen nach Vorwärts überwiegen oder zum mindesten ihm die Wage halten könnte! Ist es nicht eine monströse Thatsache, daß sogar der Staat gezwungen ist, Professoren zu besolden, welche in eng an einander stoßenden Lesesälen die einander entgegengesetztesten Dinge zu lehren verpflichtet sind oder welche hier dem Naturgesetz, dort dem Wunder, hier der freien Forschung, dort dem Bibelglauben, hier der Reformation, dort dem Klerikalismus und der katholischen Geschichtsauffassung das Wort reden müssen. Schule und Kirche, welche doch einträchtig an der Erziehung der Jugend zusammenwirken sollten, stehen sich heute, wenn auch äußerlich durch die Gewalt des Staates zusammengehalten, innerlich zum Schaden der Menschheit als zwei feindliche Brüder einander gegenüber. „In diesem unerträglichen Zwiespalt," sagt treffend Max Nordau, „verlieren wir alle Daseinsfreude und Strebenslust."

Dazu kommt der fortwährend zunehmende Einfluß der tollen Gaukeleien des Spiritismus, welche unter dem Vorgeben, einen Ersatz für den verlorenen Kirchenglauben zu liefern, Millionen von Menschen in die finsteren Bande eines, wie man dachte, längst überwundenen Geister- und Gespensterglaubens zurückwerfen.

Es giebt eine geistige Macht, welche hier möglicherweise vermittelnd auftreten und die geschilderten Gegensätze in einer höheren Einheit versöhnen oder wenigstens mildernd beeinflussen könnte — sie heißt **Philosophie**. Aber leider ist auch sie in zwei ganz entgegengesetzte Lager gespalten, welche keine Aussicht auf Vermittlung oder Versöhnung bieten. Auf der einen Seite die alte Schulphilosophie, welche hartnäckig an der Möglichkeit einer Metaphysik festhält und sich gegenüber der modernen Erfahrungsphilosophie auf den erkenntnistheoretischen Skeptizismus steift, während andrerseits alle metaphysischen Spekulationen in das Bereich der Träume verwiesen werden und der erkenntnistheoretische Skeptizismus nur in einem sehr eingeschränkten Sinne als berechtigt anerkannt, die berüchtigte, noch lange nicht ausgestorbene, „Wortphilosophie" aber gänzlich perhorresciert wird. Zwischen diesen beiden Richtungen giebt es zur Zeit keine Möglichkeit einer Annäherung. Während die eine Alles aus natürlichen Ursachen und aus allmählicher Selbst-Entwicklung zu erklären sucht, kann die andere nicht ohne den bekannten deus ex machina, mag er auch unter noch so verschiedenen Namen oder täuschenden Verkleidungen auftreten, auskommen. Zwar gebraucht man die Vorsicht, diesen Maschinengott unter vielen, schön und verführerisch klingenden Phrasen zu verhüllen; aber es bedarf keiner großen Scharfsichtigkeit, um hinter der schön drapierten Toga die Figur eines alten Bekannten zu erblicken.

Wenn dieser Zwiespalt bloß auf theoretischem Felde ausgekämpft würde, so möchte man sich dabei beruhigen. Aber er erstreckt sich tief in Schule und Leben und müßte, wenn das moralische Verhalten der Menschen, wie ja vielfach behauptet wird, von Glaubenssachen abhängig wäre, die verderblichsten Folgen haben. Glücklicherweise ist das letztere nicht der Fall. Die Moral ruht auf anderem und soliderem Grunde, als auf dem unsicheren Boden verschiedener und wechselnder Glaubens- oder Religionsvorstellungen. Dennoch hat die Sache ihre sehr bedenkliche Seite. Denn wohin soll es führen, wenn beispielsweise unsere Jugend auf der einen Seite belehrt wird, daß die Welt vor sechstausend Jahren von Gott erschaffen worden sei, während ihr andererseits das geologische Alter der Erde demonstriert wird! Oder wenn man sie einerseits nötigt, an die biblischen Wunder zu glauben, während andrerseits die Unverbrüchlichkeit der Naturgesetze doziert wird! Oder wenn man sie einerseits veranlaßt, das alte Testament mit all seinen Unmoralitäten für Gottes Wort zu halten, während man ihnen andererseits Gott als den Inbegriff alles Guten, Schönen und Wahren hinstellt! Oder wie soll ein friedliches Zusammenleben der Konfessionen möglich sein, wenn der Vater der Reformation einerseits als einer der größten Wohlthäter der Menschheit gepriesen, andererseits aber als einer der verabscheuungswürdigsten Menschen geschildert wird u. s. w., u. s. w.

Ein gewesener preußischer Kultus-Minister, der es glücklicherweise nicht lange geblieben ist, hat bekanntlich bei Gelegenheit der Beratung des reaktionären Volksschulgesetz-

entwurfs im preußischen Landtag die Äußerung gegen die Rechte der Dissidenten gethan, daß es eine Grausamkeit sei, wenn man den Kindern des Volkes die großen Wohlthaten einer religiös-kirchlichen Erziehung vorenthalten wolle. Aber muß es nicht als eine noch viel größere Grausamkeit bezeichnet werden, wenn man freidenkende Eltern zwingt, ihre Kinder im schreienden Gegensatz zu den klar erkannten Wahrheiten der Vernunft und Wissenschaft erziehen zu lassen und sie dadurch entweder zu Heuchlern oder zu Dummköpfen oder zu Fanatikern oder im besten Falle zu Gleichgültigen zu machen? Ist es nicht eine Grausamkeit, wenn man durch eine solche Erziehung den Samen der Zwietracht in die Familien säet? Ist es nicht weiter eine Grausamkeit, wenn man den Konfessionalismus oder den Glauben an bestimmte Bekenntnisformen an die Stelle der Religion setzt und damit die Keime des religiösen Fanatismus und kirchlicher Zwietracht in die jugendlichen Seelen legt?

Überhaupt ist die leider so viel geübte Verwechslung zwischen Religion und Konfession eine Quelle der schwersten Mißverständnisse. Sie hat bei Gelegenheit der Beratung obengenannten Entwurfs im preußischen Abgeordnetenhause bei vielen der Volksvertreter und selbst bei den Vertretern der Staatsgewalt einen Mangel an Kenntnissen und wissenschaftlicher Bildung zu Tage treten lassen, der in diesen Kreisen geradezu als haarsträubend betrachtet werden muß. Religion im richtigen aber in dem alten Ciceronianischen Sinne des relegere oder religere (wiederlesen, überdenken) hat auch der Freidenker, Konfession aber nicht. Die Herleitung des Wortes „Religion" von dem lateinischen religare (verbinden, verknüpfen) und die daraus ihm angedichtete Bedeutung einer Verbindung oder Verknüpfung des Menschen mit Gott hat erst der fanatische Kirchenvater Augustinus in die Welt gesetzt und dieser Auslegung allgemeinen Eingang in die christliche Welt verschafft, während alle freidenkenden Gelehrten der Ciceronianischen Ableitung treu blieben. In diesem allein wahren Ciceronianischen Sinne hat denn auch der Freidenker eine Religion, aber nicht in der Form eines Glaubens an das Übernatürliche und einer Verehrung desselben, sondern in derjenigen des Glaubens an ein Höheres und Besseres, welches über den jetzigen Zustand des Menschen und Menschengeschlechts hinausgeht, und an seine persönliche Mitwirkung dabei. Freilich stellt er sich damit in einen vollen Gegensatz zur alten religiösen und speziell christlichen Weltanschauung, nach welcher Gott in seiner höchsten Weisheit und Allmacht Alles zum Besten der Menschen lenkt, und wonach ein Eingriff in diese Lenkung nicht erlaubt ist. Im vollen Gegensatze zu dieser Anschauung glaubt der Freidenker, daß die Menschen ihren Himmel und ihre Hölle schon hier auf der Erde finden, und daß sie es in ihrer eignen Gewalt haben, sich glücklich oder unglücklich zu machen. Der Freidenker glaubt (denn auch er hat einen Glauben), daß die Menschen verdienen, besser, weiser und glücklicher zu sein, als sie es bisher waren, und daß ihnen ein unbegrenzter Fortschritt auf dem Weg der Tugend, Weisheit und Glückseligkeit möglich ist.

Es muß nach allem Gesagten als eine verwerfliche Herabwürdigung des wahren Begriffs der Religion und als eine Selbsttäuschung bezeichnet werden, wenn man die Religion, wie dieses die Verteidiger des Volksschulgesetzes im preußischen Abgeordnetenhaus zu thun sich nicht entblödeten, als Polizei-Instrument oder als ein Zuchtmittel für die niederen Klassen der Gesellschaft und als Waffe gegen die Ausbreitung sozialdemokratischer Ideen hinstellen und gebrauchen will. Ein einziger Blick in die Geschichte belehrt uns darüber, daß die Religion im kirchlichen Sinne zu solcher Hilfeleistung niemals imstande war, sondern weit mehr das Gegenteil bewirkt hat. Man denke nur an die entsetzlichen Religionskriege der Vergangenheit und an alle die unsagbaren Greuel und Scheußlichkeiten, welche im Namen der Religion verübt worden sind. Auch lehrt die Erfahrung, daß zu allen Zeiten die schwärzesten Verbrechen und Verbrecher mit übertriebener Religiosität Hand in Hand gegangen sind, und zwar bei Einzelnen wie bei ganzen Völkern. Ja, das christliche Dogma von der Sündenvergebung und der Reinwaschung durch den Glauben ladet geradezu zur Sünde ein. Giebt doch der bloße Glaube nach christlicher Anschauung mehr Anwartschaft auf das Paradies, als das moralischste Leben, wenn dasselbe mit Unglauben verbunden ist!

Übrigens braucht man nur einen Blick in die Akten der Kriminalstatistik zu werfen, um sich zu überzeugen, daß Kirchenglaube und Religiosität nicht vor Verbrechertum schützt. Der italienische Kriminalstatistiker Lombroso teilt darüber die schlagendsten Beispiele mit. Ja sogar derjenige Stand, welcher von Staats- und Gotteswegen dazu berufen ist, das Wort Gottes zu verkünden und die Menschen auf den rechten Weg zu führen, macht in dieser Beziehung keine Ausnahme. Die „Pall Mall Gazette" hat sich die Mühe genommen, ein Verzeichnis der Vergehen gegen das Gesetz aufzustellen, welche in der Zeit vom Oktober 1891 bis Oktober 1892 von Mitgliedern des Klerus der englischen Hochkirche begangen worden sind. Es befinden sich darunter 12 Selbstmorde, 14 Brüche von Heiratsversprechen, 17 Entführungen, 18 Akte von Tierquälerei, 109 Sittlichkeitsverbrechen, 121 gerichtlich festgestellte Fälle von Betrunkenheit, 254 Bankerotte und 84 anderweite Vergehen, im ganzen 629!

Ähnliche Statistiken würden sich auch wohl aus andern Ländern beibringen lassen.

Man lege sich doch auch, um in dieser Sache klar zu sehen, die Frage vor, welche Erfolge die kirchliche Erziehung und das moralische Zwittertum der Kirche aufzuweisen hat. Beinahe zweitausend Jahre hat die christliche Kirche Zeit gehabt, um ihren unbeschränkten Einfluß auf die Gemüter der Menschen geltend zu machen. Und was ist das Resultat aller dieser Bemühungen? Daß die Welt im allgemeinen grade so schlecht ist, wie sie vorher war, und daß wir täglich und stündlich die Klagen der Priester über die Verderbtheit der Welt, über die Schlechtigkeit der Menschen, über die Zunahme des Unglaubens und der Sittenlosigkeit, über die Verachtung der Religion u. s. w. mit anhören müssen. Sie denken nicht, daß sie mit diesen Klagen sich selbst widerlegen, da sie damit ihre Ohnmacht zur Besserung der Menschen offen eingestehen.

Umgekehrt hat man nie davon gehört, daß sich die sogenannten „Freidenker", welche der kirchlichen Zucht und Religion entwachsen sind, durch besondere Schlechtigkeit ausgezeichnet hätten. Im Gegenteil scheint es, daß schon die höhere geistige und moralische Bildung denkender und von Vorurteilen freier Menschen denselben eine höhere Achtung vor der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung abnötigt und sie damit der Versuchung des Verbrechens weniger zugänglich macht. Ist es doch bekannte Thatsache, daß die weitaus größte Anzahl der Verbrecher gegen die Gesetze des Staates und der Gesellschaft von Angehörigen der niederen und ungebildeten Stände verübt wird, teils aus Unwissenheit, Aberglauben und mangelhafter Erziehung, teils aus materieller Not, teils aus mangelnder Selbstbeherrschung. Die Menschheit hat keine ärgeren Feinde, als Aberglauben, Unwissenheit und Fanatismus und keine größeren Freunde, als Wahrheit und Aufklärung.

Wenn die sogenannte „Religion der Menschenliebe" die blutigsten Greuel, die erbittertste gegenseitige Verfolgung zu Wege gebracht und in ihren Priestern eine unzähmbare Gier nach weltlichem Besitz und weltlicher Herrschaft erweckt hat, so kann von der Religion des Freidenkers von allem diesem das direkte Gegenteil gesagt werden. Ihm gilt es nicht um persönliche Vorteile, sondern allein um Wahrheit und Gerechtigkeit oder um die Verwirklichung jener andern Religion der Menschenliebe, welche die Menschen nicht bloß geistig von den Schranken der Roheit und Unwissenheit, sondern auch materiell von den Schranken der gesellschaftlichen Ungleichheit

und Unterdrückung zu befreien sucht. In diesem Sinne kann der Freidenker jene schöne Sentenz auf seine Fahne schreiben, welche einst dem siegenden Christentume voranleuchtete: „In hoc signo vinces“.

---

## Unsterblichkeit und ethische Auferstehung.

Von Gustav Maier in Ermatingen.

Die Auseinandersetzung in Nr. 38 der „Ethischen Kultur“ hat mich zu einigen Gedanken veranlaßt, die vielleicht für die Stellung der ethischen Bewegung zu diesen und anderen metaphysischen Fragen nicht gänzlich ohne Wert sind. Ich bemerke oftmals mit Befremden, daß Besprechungen dieser Art, die von der Meinung des Tages oder derjenigen der Mehrheit abweichende Ansichten kund geben, — und zwar ebensowohl auf politischem und sozialen, wie auf religiösem Gebiete — bei den pietätvollen Anhängern des Hergebrachten leicht ein Kopfschütteln erregen und sofort Befürchtungen ausgesprochen werden, wie dies Herr — st. — im Eingang seines Aufsatzes thut: „daß durch solche Anschauungen die ethische Bewegung sich keine neuen Freunde erwerben werde“ oder ähnliche. Solche Äußerungen beruhen meines Erachtens auf einer totalen Verkennung des Wesens unserer Bewegung. Diejenigen Personen, die sich zur Ethischen Gesellschaft zusammengeschlossen haben, bilden nach keiner Richtung hin eine Glaubens- und damit Partei-Gemeinschaft, und die Zeitschrift „Ethische Kultur“, welche die gleiche Richtung vertritt, wenn sie auch unabhängig von der Gesellschaft sich bethätigt, ist daher kein Partei-Organ irgend einer Richtung, sondern ein Sprechsaal, der der Ermittlung der Wahrheit dienen soll. Von diesem Standpunkt aus kann und muß in deren Spalten, natürlich in objektiver Form, jede Frage und jede Überzeugung besprochen werden, ohne daß deshalb der Gegner Veranlassung hat, sich darüber verletzt zu fühlen; — hat er doch das Recht und die Pflicht, seine abweichende Meinung an gleicher Stelle darzulegen. Nicht das Alter oder die größere Verbreitung einer Meinung, also auch nicht deren sogenannte Ehrwürdigkeit oder, wie man zu sagen pflegt, „Heiligkeit“, darf für uns ein Anlaß zu ihrer Vertretung oder zu ihrer Schonung sein, sondern lediglich ihre besseren Gründe. Darin gerade soll sich ja die ethische Bewegung von allen anderen Gemeinschaften unterscheiden, daß sie keiner wie immer gearteten vorgefaßten Meinung Vorspanndienste leistet oder huldigt, sondern daß im Gegenteil die Anhänger der verschiedensten vorgefaßten Meinungen sich auf einem gemeinsamen Boden treffen und würdigen lernen. In diesem Sinne stellt sie nach der abstrakten Richtung hin allerdings eine Gesinnungs-Gemeinschaft dar, deren wesentliche Grundlage ist, daß die Vertreter der verschiedensten Überzeugungen ohne das übliche Vorurteil gemeinsam nach Wahrheit streben, während sie mit Bezug auf das konkrete Leben der Verwirklichung des Rechtes zu dienen suchen. Eine Vereinigung von „Ethikern“ ist keine Kaserne, durch die ein kommandierender Geist hindurchzieht, und auch keine Kirche, in der nur der Prediger allein das Wort hat, sondern eine Republik von Menschenfreunden, die sich gegenseitig anregen und heben und unbeschadet ihrer Sonderziele und Sondermeinungen zu gemeinsamem Wirken erziehen wollen. Sich von aller Empfindlichkeit frei zu machen, ist dafür die erste Voraussetzung; können wir das nicht, so bleiben wir besser bei der alleinseligmachenden Herden-Doktrin unserer politischen und religiösen Sonderverbände, deren Einseitigkeit zu überwinden ja eine unserer vornehmsten Aufgaben ist. „Freunde“, die diese Grundanschauung nicht teilen, soll sich meines Erachtens die ethische Bewegung lieber nicht „erwerben“.

Daraus geht ebenso klar hervor, daß keine spezifische Meinung ein „Schiboleth“ für die Zugehörigkeit zu unserer Gemeinschaft bilden kann. Der Anhänger der „Unsterblichkeit“ wie sein Gegner sind gleichberechtigt, ebenso der Vertreter des „Individualismus“ oder der des Sozialismus, sobald sie nur ethisch denken und wirken wollen.

So wäre denn — wird man einwerfen — unsere ganze Tendenz nur eine unfruchtbare, rein der Diskussion gewidmete? — Mit nichten! — Aus den Erörterungen wichtiger Fragen soll die Erkenntnis der Wahrheit hervorgehen, und diese Erkenntnis soll die künftige Entwickelung leiten und bestimmen. Wenn wir auf Grund unbefangener Erörterung erkannt haben werden, daß z. B. der Glaube an die Unsterblichkeit unsere Kultur nicht fördert, oder daß eine individualistisch beherrschte Gesellschaftsform großes Unrecht erzeugt, so werden von selbst unsere Bestrebungen nach Abstellung schädlicher Meinungen oder Einrichtungen zielen; wir werden, wenn wir auch unseren Mitlebenden ihre pietätvollen Empfindungen nicht rauben können und wollen, doch in der Erziehung unserer Kinder, der künftigen Generationen, dem Rechnung tragen müssen. Auch darin werden wir kaum zu einer einheitlichen Richtung gelangen; wie viel aber wäre schon gewonnen, wenn wir unsere Kinder nur — anstatt sie in vorgefaßten ausschließlichen Meinungen heraufzuziehen — frühzeitig zu jener Unbefangenheit heranbilden wollten, die uns selbst noch so sehr abgeht, daß sie nicht in jedem Atheisten ein „Ungeheuer“ oder in jedem Frommgläubigen einen „Dummkopf“, in jedem Sozialisten ein „Scheusal“ oder in jedem Industriellen einen „Blutsauger“ sehen! Aber dafür sind wir selbst noch zu wenig erzogen, die wir in allen Fragen menschlicher Gemeinsamkeit von früh auf viel mehr gelehrt worden sind, das Trennende hervorzusuchen, anstatt das Vereinigende zu pflegen. Die Fanatiker aller Richtungen aber erblicken darin sicherlich gewaltiges Unheil, sie fürchten, und nicht ganz mit Unrecht, eine Abschwächung der Parteimeinung; allein wir Ethiker sind ja oder sollen sein eben die Gegner eines jeden Fanatismus und gehen von der Ansicht aus, daß man z. B. mit oder ohne den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele ein gleich guter Mensch sein könne. Zum mindesten als Individuum: für die Gesamtheit handelt es sich freilich darum, welche Ansicht die meisten guten Menschen zu erzeugen geeignet sei, und deshalb müssen wir uns, unbeschadet unserer individuellen Ansicht, auch als Vereinigung unbefangen mit deren Prüfung befassen.

Von diesen Voraussetzungen ausgehend gestatte man mir zur Sache selbst nur wenige Bemerkungen. Ich stehe im Wesentlichen auf dem Standpunkte des Herausgebers und bin der Meinung, daß der Unsterblichkeitsglaube der sittlichen Entwickelung eher geschadet als genützt hat. Er gehört meines Erachtens in das Gebiet des Glaubens mehr, als in das der Wissenschaft, denn Beweise sind weder pro noch contra möglich. Wie aller Glaube ist er vorwiegend Gefühlssache, und daher muß man die größere Empfindlichkeit seiner Träger entschuldigen. Er wurzelt zumeist in dunklen Empfindungen und läßt sich daher logisch nicht begründen. Die allermeisten seiner Träger lehnen sich, sobald sie nachdenken, gegen die Annahme einer persönlichen Unsterblichkeit auf und finden doch Trost in dem Gedanken, — während ja eine unpersönliche Unsterblichkeit (also eine solche, die keinen Zusammenhang mit dem irdischen Leben und keine Erinnerung an dasselbe aufwiese) für uns persönlich so wertvoll und so wertlos wäre, als etwa die Cypresse, die aus den Aschenresten unseres Grabes heraufwächst.

Wichtiger aber als philosophische Spekulation ist für uns die Thatsache, daß es nicht nur, wie Prof. v. Gizycki sagt, „ganze Völker gegeben hat, die in Glück und Frieden ohne jenen Glauben lebten,“ sondern daß es solche Völker heute noch giebt und daß sie vielleicht die Hälfte der Menschheit heute noch umfassen. Das große Volk der Chinesen z. B., von 4—500 Millionen Menschen, hat keinerlei metaphysische Überzeugung und glaubt nicht an die Unsterblichkeit der Seele. Trotzdem (oder vielleicht gerade deshalb?) „stirbt der Chinese mit einer unvergleichlichen Fassung, ohne Seelenkampf und Angst, für ihn hat der Tod keine Schrecken, sein

Leben erlischt wie eine Lampe, der das Öl ausgeht“ (ipsissima verba eines ganz unverdächtigen Zeugen, eines angesehenen katholischen Missionars). Trotzdem (oder vielleicht gerade deshalb?) hat der Chinese in der Betrachtung des diesseitigen Lebens sehr Vieles vor uns voraus, sein Familiensinn, der Wert, welchen er auf die Pflege des Familienlebens in der Gegenwart und auf die Verehrung der Vorfahren legt, ist geradezu religiös und übersteigt Alles, was wir in dieser Beziehung bei unserer westlichen Civilisation kennen. Trotzdem (und sehr wahrscheinlich eben deshalb!) geht durch die chinesische Lebens- und Geschichtsauffassung jener große Zug der Nichtigkeit des Individiums gleichzeitig mit seiner alleinigen Bedeutung als Glied in der gewaltigen Kette der Generationen in scharf markierter Weise hindurch! Und aus allen diesen Gründen — neben verschiedenen anderen — ist wohl die chinesische Civilisation so stabil und vielleicht eben darum auch so dauerhaft!

„Ja, die Chinesen,“ so höre und sehe ich im Geiste achselzuckend den „ethischen“ Leser ausrufen — „ein so rohes, ungebildetes, stehen gebliebenes Volk kann doch für uns feingesittete, gebildete, fortgeschrittene Europäer nicht maßgebend sein!“ — Gemach! — es ist eine sehr fatale Eigenschaft unserer Civilisation, daß wir auf fremde Völker und deren Entwickelung, ohne sie in vielen Fällen überhaupt näher anzusehen, gar hochmütig herabsehen, während wir doch bei all unseren Fortschritten so viel von ihnen lernen könnten. — „Sie sind Kinder gegen uns!“ — Vielleicht doch nicht so sehr, wie wir glauben; — und lernen wir denn nicht auch von unseren Kindern? — „Ihr Volk ist abergläubisch trotz der Skepsis seiner Anschauungen!“ — Ist es die Masse unseres Volkes, das nach Einsiedeln und Lourdes wallfahrtet und den heiligen Januarius durch die Straßen schleppt, und „was immer war“ auch für ewig hält, etwa minder? — „Sie sind materiell!“ — Wir in unserer überwiegenden Mehrheit etwa nicht? — Genug! sie glauben seit Jahrtausenden bereits an nichts Übersinnliches, an keine Unsterblichkeit der Seele, und ihr Volk hat in unverminderter Größe und in glücklicher Kultur gar viele europäische Civilisationen seitdem **überdauert**. Das giebt doch immerhin zu denken gegenüber der Behauptung, daß die Menschheit ohne einen bestimmten Glauben, z. B. den an die Unsterblichkeit der Seele, nicht bestehen könne oder in Barbarei zurückfallen müsse, wie es denn meines Erachtens eine allgemein giltige, in bestimmten Anschauungen gipfelnde menschliche Kultur-Entwickelung überhaupt nicht giebt. Zur Erkenntnis dieser Thatsache würden wir Ethiker vielleicht gut thun, uns zu Zeiten etwas mehr in das Gebiet der Kulturgeschichte zu vertiefen, um unseren europäischen Hochmut auf die ausschlaggebende Bedeutung unserer eigenen religiösen, sozialen und politischen Entwickelung ein wenig abzuschleifen.

## „Unsterblichkeit und ethische Auferstehung“.

Erwiderung von J. St.

Anhänger alter resp. veralteter Meinungen sind nicht bloß über **Verspottung** ihres Glaubens ungehalten, — das wäre verständlich, — sie grollen schon, wenn die Vertreter des Neueren rückhaltlos, wenn auch vollkommen sachlich, ihre Ansichten aussprechen und den zähen Hang am Alten sich nach ihrer Weise zurechtlegen. So auch der Herr Verfasser des Artikels unter obiger Spitzmarke in Nr. 38 dieses Blattes. Er grollt über meine, doch gewiß nichts Verletzendes enthaltende Auffassung des persönlichen Unsterblichkeitsglaubens. Und das Argument, worauf er denselben stützt, ist doch nicht im mindesten beweiskräftig. Er selbst scheint das zu fühlen, weil er über meinen Artikel so ungehalten ist. Eine auf dem festen Grund der Logik beruhende Ansicht braucht die schärfste Kritik nicht zu scheuen; nur Dogmen, die auf den Flugsand subjektiver Empfindungen gebaut sind, zittern vor jedem Lufthauch. Subjektive Empfindungen sind aber leider keine Beweise. Wie viele andere mythische und poetische Illusionen giebt es nicht, die nicht minder erbaulich und erhebend für das Gemüt sind als der Unsterblichkeitsglaube, und die wir nach des Autors Logik ebenfalls für wahr halten müßten! Wessen Intellekt dem Sirenenzauber der Illusion nicht widerstehen kann — habeat sibi, wir wollen ihn in seinem erträumten Glück, seiner Privatliebhaberei, nicht stören, nur mute er Andern nicht zu, daß sie um seinetwillen ihre Anschauungen im Geheimschrank verschließen. Wir halten es mit Goethe:

„Schädliche Wahrheit, ich ziehe dich vor dem nützlichen Irrtum:
Wahrheit heilet den Schmerz, den sie vielleicht uns erregt.“

Und mit W. Jordan:

„Wie Semele verging vor Jovis Macht,
Als er erschien in voller Flammenpracht,
So schlägt des Himmels volle Wahrheit nieder;
Sie lähmt dem Geist des Glaubens Schwunggefieder
Und bannt ihn trostlos in der Erde Nacht.
Doch höher denn zuvor erhebt sie wieder
Der Schleier fiel für mich vom Isisbild,
Doch trotz der Drohung bin ich nicht gestorben
Vom Sonnenglanz, der blendend ihm entquillt:
Ich habe nur ein höher Glück erworben.“

Wie sehr der Autor sich täuscht, wenn er das Trost- und Glücksgefühl, das er aus dem Unsterblichkeitsglauben schöpft, auch bei Andern voraussetzt, hat der Redakteur d. Bl. bereits ausgeführt, insbesondere auch, wie wenig das bei den „Mühseligen und Beladenen“ zutrifft. Schreiber dieses ist selbst schon häufig am Sterbebett aufgeklärter, gebildeter Arbeiter gestanden und kann konstatieren, daß sie mit einer Seelenruhe ihrer Auflösung entgegengesehen haben, wie solche bei den Unsterblichkeitsgläubigen nur sehr selten beobachtet wird. Diese Klasse denkt eben realistischer; der Gefühlssybaritismus, wie ich es nennen möchte, ist den Proletariern fremd, sie stehen auch nicht unter dem Bann traditioneller Vorurteile und sind endlich auch nicht so anspruchsvoll wie die Wohlhabenden, die den Faden ihres Daseins „in Äonen“ fortspinnen und das Schlaraffenleben ihrer Erdentage in saecula saeculorum weiterführen möchten.

Eine **psychische Fortdauer** erkennt übrigens auch der Monismus an. So wenig wie irgend ein materielles Atom der Vernichtung anheimfallen kann, ebensowenig das psychische Korrelat desselben. Physisches und Psychisches („Körper und Geist“) laufen im ganzen Universum parallel, was schon Giordano Bruno intuitiv erkannt, nach ihm Spinoza bewiesen und gegenwärtig von den Psychologen, so besonders von W. Wundt adoptiert wird. Die Auflösung trifft nur die **Komposition**. In diesem Sinn lehrt Spinoza: „Der menschliche Geist kann mit dem Körper nicht absolut zerstört werden, sondern es bleibt von ihm etwas übrig, was ewig ist“. Der Satz findet aber seine Ergänzung in dem andern: „Der Geist kann nur, so lange der Körper dauert, sich etwas vorstellen und sich der vergangenen Dinge erinnern“.

Es ist wirklich ein Stück Anmaßung, sich einzureden, die Natur habe den Menschen eine Extrawurst gebraten und ihnen die Fortdauer ihres Ich auch nach ihrer individuellen Auflösung beschieden, im Gegensatz zu allen andern Lebewesen und Organismen.

Der von der Pantoffelherrschaft des Gemüts sich befreiende Geist denkt an sein Ende wie Rückerts „Sterbende Blume“:

„Ew'ges Flammenherz der Welt,
Laß verglimmen mich an dir!
Himmel, spann dein blaues Zelt,
Mein vergrüntes sinkt hier.
Heil, o Frühling, deinem Schein!
Morgenluft, Heil deinem Wehn!
Ohne Kummer schlof ich ein,
Ohne Hoffnung, aufzustehn.“

## Ein Vorschlag.

Von einem Unbekannten, der jetzt vielleicht nicht mehr lebt, erhielt der Herausgeber dieses Blattes vor einigen Monaten drei Briefe, deren Hauptinhalt wir hier unverändert zum Abdruck bringen.

### Erster Brief.

„An die Redaktion der „Ethischen Kultur" in Berlin."

„Sie haben in Ihrem geschätzten Blatte einmal eine Frage zur Diskussion gestellt. Die Sache kam nicht in Fluß. Es lag an dem Thema. Schade!

„Es giebt so viel praktische ethische Fragen, welche dringend der Klärung bedürfen, wenn sie auch nicht endgültig gelöst werden können.

„Die vielbeklagte Charakterlosigkeit der Menschen liegt hauptsächlich darin, daß die öffentliche Meinung falsch geleitet wird . . . ."

Der Briefschreiber hielt unser Blatt für geeignet, in dieser Hinsicht einen guten Einfluß auszuüben, und riet, Jedermann aufzufordern, der Redaktion seine ethische Überzeugung mitzuteilen. Diese müsse entscheiden, was davon in lesbare Form gebracht und veröffentlicht werden solle. Der Briefschreiber fährt dann fort:

„Aber nicht die berufsmäßigen Schriftsteller müssen Sie zur Mitarbeit heranziehen, sondern das Volk selbst und aus dem Volke in erster Linie die älteren Leute, welche das, was sie schreiben, nicht gelesen, sondern erlebt, selbst gelebt haben. Auch müssen Sie jeden zurückweisen, welcher schreibt: „man" denkt so, „man" fühlt so. — Wer schreiben will, der schreibe offen und ehrlich von seinem eigenen innern Ich. Das kennt er zwar auch nicht ganz genau, aber doch besser, als das Denken und Fühlen dritter Personen.

„Nun folgt aber ein Vorschlag, den Sie vielleicht mit Entrüstung zurückweisen werden; und dennoch bitte ich: versuchen Sie es einmal.

„Sie müssen Anonymität nicht nur zulassen, sondern zur Bedingung machen.

„Wenn Sie das nicht thun, dann bekommen Sie keine wahren Original-Meinungen. Wenn es sich z. B. um meine Person allein handelte, würde ich jede eigene Meinung in der Oeffentlichkeit mit meinem eigenen Namen vertreten. Mein Name gehört aber nicht mir allein, sondern auch meinen Kindern. Wenn man diesen Namen auf Grund falsch verstandener Auslassungen beschimpft, so sehe ich mich leicht darüber weg, aber meine Kinder würden schwer darunter leiden. So unfrei stehe ich als absolut unabhängig scheinender Mensch dieser Frage gegenüber.

„Auf die Sammlung echter Original-Meinungen kommt es aber an, weil sich daraus die der Menschheit inne wohnenden Triebe genauer erforschen lassen, als es bisher geschehen konnte. Die Erforschung der von der Natur in den Menschen gelegten Triebe ist aber m. E. weiter nichts als die Erforschung des göttlichen Willens. Dem göttlichen Willen nachleben heißt weiter nichts als den unverfälschten Trieben der menschlichen Natur nachleben, und das ist sicher ein sehr schönes Leben, welches wir nicht genießen können, weil wir jene Triebe noch nicht genau genug kennen, also auch die Hindernisse, ihnen nachzuleben, nicht wegräumen können.

„Die unheilvollen Ideen von der Erbsünde, von der Schlechtigkeit der menschlichen Triebe und wie das Blech sonst noch lauten mag, sind heller Blödsinn. Die unverfälschte menschliche Natur ist gut, und wo uns das zweifelhaft erscheint, da müssen wir nicht diese Natur korrigieren wollen, sondern unsern Begriff von dem, was gut ist.

„Um die Erforschung der psychischen Natur des Menschen in die Wege zu leiten, sollten Sie vor allen Dingen solche Fragen zur Diskussion stellen, welche das Gewissen der Menschen am meisten bedrückten. Etwa Folgendes:

„Über die Grenzen der Wahrhaftigkeit, eine Antwort auf die Frage, wann eine Lüge (eine wissentliche Unwahrheit) erlaubt ist.

„Darf man z. B. bekennen, daß man an die Himmel- und Höllenfahrt Christi glaube, wenn das Nichtbekennen den Ausschluß aus einer sonst überaus schönen Gemeinschaft zur Folge haben würde?

„Aber Anonymität zur Bedingung machen! Sonst bekommen Sie nur kümmerliche Wiederholungen dessen, was man schon zum Überdrusse oft gelesen hat. Lügen? Niemals und wenn es den Kopf kostet! Den christlichen Glauben bekennen? Allerdings! Aber auch wirklich dran glauben! Glaubst Du denn dran? Na freilich glaube ich dran, sonst wäre ich ja ein Schuft, wenn ich drauf schwören wollte! — Das ist karrekte Buchmoral! Ganz unanfechtbar!

„Ich habe auch darauf geschworen, aber ich glaube nicht daran; ich kann nicht einmal etwas dabei denken.

„Zum eisernen Bestand der hochbraven Moralprediger gehört auch die Geschichte von dem Verleugnenlassen durch die Dienstboten. Das thue ich nicht; aber wenn es einer thut, so bin ich nicht Willens, einen Stein auf ihn zu werfen. Man denke sich einen von tausend Rücksichten abhängigen Menschen.

„Über die Grenzen der Wahrhaftigkeit sollten wir uns friedlich verständigen."

### Zweiter Brief.

„Indem ich soeben die Kopie meines gestrigen Briefes durchgelesen habe, sind mir Zweifel aufgestiegen, ob so ein Brief wohl überhaupt zu Ende gelesen wird.

„Wenn ich dennoch fortfahre, so liegt diesem Thun ein Trieb zu Grunde, der mehr oder weniger in jedem lebendigen Wesen vorhanden ist. Es ist der Thätigkeitstrieb. — Ich bin krank. Körperliche Anstrengungen und starke Gemütsbewegungen können meinen plötzlichen Tod herbeiführen. Und ich bin noch nicht so recht abkömmlich. Doch das gehört nicht hierher. Ich wollte zu meiner Entschuldigung nur anführen, daß das unschuldige weiße Papier den Hauptgegenstand bilden muß, an dem ich meinen Thätigkeitstrieb noch auslassen kann.

„Sie nehmen Lebensbilder unberühmter Menschen auf. Dadurch (zwar nicht allein dadurch) haben Sie mein Herz gewonnen, welches Ihnen ursprünglich nicht sehr zugethan war. Ich habe selbst einmal daran gedacht, Ihnen mein Lebensbild auszuarbeiten. Es ging nicht. Ich log mitunter, und damit war der einzig mögliche Wert hinfällig. Wunderbar! Ich habe in meinem Leben wiederholt meiner Überzeugung und meinem gegebenen Worte zu Liebe die schwersten Opfer gebracht, und dennoch bin ich kein wahrhafter Charakter. Müßte ich meine Lebensgeschichte erzählen, dann würde ich stellenweise lügen, wie gedruckt. Mein Lebenslauf war zum Teil ein Irrlauf, und diesen Irrlauf wahrheitsgetreu zu beschreiben, das geht über meine Kräfte.

„Aber etwas Anderes könnte ich Ihnen liefern unter der Bedingung, daß Sie meiner Person nicht nachforschen wollen. Was ich Ihnen liefern könnte, das ist die Lebensanschauung eines ziemlich unwissenden Mannes, der auf dem Krankenbette viel Zeit hat, über alle möglichen Dinge nachzudenken. Freilich, auch diese Arbeit könnte ich Ihnen nur in der Form eines rohen Bauholzes bringen, welches Sie noch erst hobeln und in die richtige Lage bringen müßten. Es könnte das m. E. einen kleinen, einen winzig kleinen Beitrag bilden zum Material für die Erforschung der psychischen Natur des Menschen, von welcher ich gestern schrieb.

„Ist Ihnen damit gedient, dann bitte ich Sie um eine kleine Notiz in dem Briefkasten Ihrer geschätzten Wochenschrift unter dem Buchstaben E. A."*)

*) Wir haben im Briefkasten Herrn „E. A." um jenen Aufsatz gebeten, aber bisher keinen erhalten. (Anm. d. Red.)

### Dritter Brief.

Nach einigen Vorbemerkungen drückt der Briefschreiber den Wunsch aus, daß die „Ethische Kultur“ ein Ort werden möchte, „vor welchem Alle, die mit ethischen Zweifeln beladen sind, erscheinen, um sich Rat und Trost zu holen.“ Dann fährt er fort:

„Nur **Eins** müssen Sie den Menschen **nicht** auferlegen wollen: **Demütigungen.**

„Die grenzenlosesten Entbehrungen trägt der Mensch spielend, wenn er nur nicht nötig hat, sich zu demütigen. Er nährt sich von den dürftigsten Nahrungsmitteln mit der vollkommensten Zufriedenheit, wenn nur sein Nachbar nicht merkt, daß er so blutarm ist. Tausend mal mehr Elend bringt uns die Schwierigkeit, unsere Armut zu verbergen, als das Tragen der Armut selbst.

„Der Schreiber dieser Zeilen schreibt nicht aus Büchern ab, sondern aus seinem eigenen augenblicklichen Empfinden. Er ist nicht eigentlich arm im Sinne des Eigentum-Besitzes; aber blutarm ist er in Bezug auf körperliche Gesundheit. Er ist mit einem Herzleiden behaftet, welches anfängt, sehr ernste Formen anzunehmen. Die Anfälle, welche ihn heimsuchen, belehren ihn darüber, was ihm evtl. die nächste Stunde bringen kann. Das ist gewiß ein Zustand höchster Armut — und dabei ist er ein vollkommen glücklicher Mensch. Wie das möglich ist? Lediglich dadurch, daß er sich mit größter Umsicht so eingerichtet hat, daß er außer seinen Kindern keinen Menschen zu sehen braucht. Er hat es den Menschen absolut unmöglich gemacht, ihm ihr **Mitleid** zu zeigen. Er ist geschützt gegen das Einzige, was ihm unerträglich sein würde: gegen die Demütigung, sich bemitleiden zu lassen. —

„Also, wollen Sie den Menschen Gutes thun, wollen Sie rathen und trösten und Weg weisen, dann gestatten Sie den Menschen, sich **anonym** an Sie zu wenden, und versprechen Sie ihnen, ihrer Person **nicht** nachforschen zu wollen; oder mit andern Worten: Ersparen Sie ihnen die Demütigung, bei ihrer geistigen und ethischen Armut persönlich ertappt zu werden.

Was hätten Sie auch davon?“

Wir halten den Rat des Herrn „E. A.“ für gut und fordern daher unsere Leser auf, auch ihrerseits den Vorschlag zu prüfen und, wenn es ihnen gut scheint, **anonyme** Anfragen an uns zu richten. Wir werden die uns passend erscheinenden und, falls wir es für nützlich halten, unsere und Anderer Antworten darauf veröffentlichen. Wir müssen unsere Korrespondenten aber darauf aufmerksam machen, daß der Umfang unseres Blattes sehr beschränkt ist und stets viele Artikel anderer Art vorliegen, daher unter Umständen nur ein kleiner Teil der Anfragen und Antworten aufgenommen und vielleicht manche derselben, bis es dazu kommt, lange werden liegen bleiben müssen. — Wir bringen bereits in der nächsten Nummer einen, freilich nicht anonymen, Artikel, der in die Kategorie der von Herrn „E. A.“ gemeinten gehört, (unter dem Titel „Das Recht zu sündigen“), und in der darauf folgenden Nummer unsere Antwort.

## Bücherbesprechungen.

Zu gut für Jesum. Dritte Auflage. Elberfeld, C. Brockhaus, 1890. (15 Seiten 16°.)

Vor einigen Tagen verteilte in einer Berliner Pferdeeisenbahn ein junger Mann eine Anzahl Traktätchen, darunter auch das uns vorliegende, indem er eifrig zum Besuche der Versammlungen des „Christlichen Vereins junger Männer“ einlud, dessen Zeitschrift er zugleich vertrieb. Das Büchlein ist eine charakteristische Probe dessen, was Viele unter christlicher Sittlichkeit verstehen. Es schildert die Behandlung, die eine „christliche Dame“ einer Kranken hat angedeihen lassen. Diese Dame besuchte regelmäßig einen besonderen Saal des städtischen Krankenhauses in E., wo sie mit den Kranken religiöse Gespräche anknüpfte. Eine Frau, die „offenbar an der Auszehrung litt“, wußte es wochenlang zu verhindern, daß sie sich auch an sie wandte. „Sie war eine Frau von ungefähr 29 Jahren, mit schönen, regelmäßigen Gesichtszügen. Die hohe Stirn und die großen grauen Augen machten sie zu einer interessanten Erscheinung; aber der harte, scharfe Ausdruck, der auf ihren Lippen lag, benahm ihr alles Anziehende.“ Nach einigen Wochen gelang es der Dame endlich, mit der kranken Frau in ein Gespräch zu kommen. Diese erzählte, daß sie in der Besserung sei und das Hospital bald zu verlassen hoffe; sie sei freilich dem Tode nahe gewesen. Da sagte die Dame zu ihr: „Sie sprachen soeben mit so großer Ruhe von der Erwartung des Todes. Würde er ein Freund oder ein Feind für Sie gewesen sein?“ Die Kranke erwiderte: „Ohne alle Frage ein Freund. Ich habe nichts mehr, was mich an dieses Leben fesseln könnte. Alle meine Lieben ruhen schon längst unter dem kühlen Rasen des Kirchhofes . . . Für solche, die alles verloren haben, was die Erde zu einem Paradiese für sie machte, kann der Tod nur ein Freund sein.“

„Dann haben Sie keine Furcht vor dem Tod?“

„Nein; warum sollte ich auch? Ich habe schon so viele Schmerzen erduldet, daß der Tod mir kaum noch größere bringen kann.“

„Ich dachte nicht an die Furcht vor den körperlichen Leiden des Todes; ich meinte, ob Sie keine Furcht vor dem haben, was **nach dem Tode** kommt. Sind Sie errettet für die Ewigkeit?“

„Was meinen Sie damit? Warum sollte ich nicht errettet sein?“

„Weil es nur **einen** Grund der Errettung und der ewigen Sicherheit giebt: und dieser besteht in dem auf dem Kreuze vollbrachten Werke des Herrn Jesus. Stehen Sie unter dem Schutze Seines kostbaren Blutes?“

„Ich bin ganz ruhig in der Sache, denn ich habe nie in meinem Leben etwas Böses gethan. Ich habe mir nie etwas zu Schulden kommen lassen, weshalb ich die Hölle verdient hätte. Ich bin von Jugend auf in der Religion unterrichtet worden. Ich habe stets meine Pflicht gethan, ja, mehr als meine Pflicht. Ich bin in die Kirche gegangen, habe meine Bibel gelesen, habe oft und viel gebetet; ich habe fleißig gearbeitet, um mich und die Meinigen ehrbar durchs Leben zu bringen, und ich danke Gott dafür, daß ich es gethan habe. Ich kann nicht sagen, daß ich eine Sünderin bin; ich fühle mich durchaus nicht schuldig. Ich habe stets moralisch und religiös gelebt.“

Diese moralische Selbstzufriedenheit der armen Schwindsüchtigen konnte die christliche Dame nicht ertragen; sie suchte sie ihr zu rauben. Sie sei „sehr besorgt um sie“, weil „Jesus nicht für sie gestorben“ sein könne.

„Wie können Sie sagen, daß Jesus nicht für mich gestorben sei?“ rief die Kranke mit erregter Stimme. „Ich habe mein ganzes Leben lang zu Ihm gebetet.“

„Weil Sie zu **gut** sind für Jesum. Er starb für **Sünder**, und Sie sagen, daß Sie keine Sünderin seien; Sie haben kein Interesse an Ihm, denn Sie glauben, durch Ihr eigenes gutes Leben des Himmels sicher zu sein. Er hätte deshalb Ihretwegen nicht aus der himmlischen Herrlichkeit herniederzukommen, zu leiden und zu sterben brauchen, denn Sie haben Ihn nicht nötig. Christus starb für die Ungerechten, und Sie sind nicht ungerecht. Der Sohn des Menschen kam, zu suchen und zu erretten, was **verloren** ist; aber Sie sind nicht verloren. Ach! ich bin sehr besorgt um Sie. Ich möchte nicht um alles in der Welt von der Zahl derer ausgeschlossen sein, für welche Jesus gestorben ist.“

„Ich kann mich nicht eine Sünderin nennen, wenn ich keine bin; und ich kann mich auch nicht anklagen, ein schlechtes Leben geführt zu haben, wenn es nicht geschehen ist. Leben Sie wohl! Jetzt bin ich müde.“

Aber obwohl die arme Kranke müde war und „nichts weiter hören zu wollen schien“, ließ die christliche Dame doch nicht ab, auf sie einzureden. Zum Schluß legte sie ein Traktätchen, betitelt: „Abraham aber glaubte Gott“, auf das vor dem Bette stehende Tischchen. „Im Stillen bat sie den Herrn, Sein Wort in ihrem Herzen wirken zu lassen und sie aus ihrer falschen Ruhe und trüglichen Sicherheit aufzuschrecken.“

Sie erreichte denn auch ihren Zweck, die arme Schwindsüchtige um ihren Seelenfrieden zu bringen und „ihr stolzes Herz zu brechen.“ Die Arme hatte „keine ruhige Stunde mehr“; die Worte der christlichen Dame „verfolgten sie unaufhörlich.“ Es ward ihr schwer, zu der Meinung zu gelangen, welche die christliche Dame ihr beizubringen suchte, daß „Gott mehr Wert lege auf ihren Glauben, als auf ihr ganzes gutes Leben.“ Aber schließlich ward dies die Meinung der Kranken. Sie begann sich als Sünderin zu fühlen, die einen Heiland nötig habe. Im Glauben, daß Jesus sie erlösen werde, ward sie wieder ruhig und glücklich.

Wochenlang verkehrte die christliche Dame viel mit der armen Kranken. Drei Monate, nachdem diese zuerst jenem geistlichen Zuspruch ausgesetzt worden war, starb sie — die Frage wird in dem Büchlein nicht aufgeworfen, ob nicht jene fortgesetzten Aufregungen mit diesem schnellen Ende in ursächlichem Zusammenhange stehen. Wir aber möchten wissen, ob in den öffentlichen Krankenhäusern wirklich solche Durchkreuzungen der ärztlichen Pflicht, zu heilen und Leiden zu lindern, gestattet sind.

G. v. Gizycki.

**Gedichte von Hermann v. Gilm.** Leipzig 1894. A. G. Liebeskind. 248 S., kl. 8°, Volksausgabe, M. 1,50.

Die rühmlichst bekannte Verlagsbuchhandlung hat ihre ohnehin nicht unerheblichen Verdienste um die deutsche Dichtung durch Herstellung der überschriftlich angegebenen Gedichtsammlung in anerkennenswerter Weise gemehrt. Der Name Gilm, der schon seit drei Jahrzehnten aus der Zahl der Lebenden geschieden, ist der gegenwärtigen Generation völlig neu; auch den Zeitgenossen außerhalb des engeren Vaterlandes war er nur wenig bekannt. Und doch handelt es sich um einen Dichter, der seinen Platz unmittelbar neben Lenau und Grün hat, wie diese beiden ein Vertreter des Aufschwungs im vormärzlichen Oesterreich. Zehn Jahre jünger als der Deutsch-Ungar Lenau, und sechs Jahre nach dem Steirer Grün-Auersperg geboren, ist Gilm, der Träger der deutschen Geistesfreiheit in Tirol, mit dem letztgenannten der kühnste Protestler gegen die despotisch-klerikale Metternichlerei in den habsburgischen Landen. Davon zeugen in erster Reihe seine großartigen „Jesuitenlieder“, hier zum ersten Male veröffentlicht, nachdem sie bisher nur in Abschriften bestanden. Der vollen Zustimmung derer gewiß, die an einer gesitteten Fortentwickelung unserer Zeit mitwirken, verdienen diese kräftigen Freiheitsworte ganz besonders von denen beachtet zu werden, die aus einem mehr wohlgemeinten als wohlbedachten Liberalismus geneigt wären, der geplanten Rückberufung der Jesuiten nach Deutschland das Wort zu reden. Ist die Gedichtsammlung durch diesen wichtigen Bestandteil als eine überaus zeitgemäße anzusehen, so hat man sie auch als eine gar liebliche Frucht deutscher Bildung in Oesterreich zu begrüßen. Erzeugnisse einer echten Lyrik, bedeutend durch Formvollendung, Gedankenfülle, Bilderreichtum und nimmer versagende Sprachgewandtheit, seien diese herrlichen Klänge, die sowohl dem edlen Gefühlsleben des Sängers wie der Verherrlichung seiner Alpenheimat gelten, dem überreichen Schatze deutscher Dichtung, wenn auch spät, doch nunmehr zu steter Freude derer, die sie zu würdigen und zu genießen verstehen, für immerdar eingereiht.

Helsingfors. — Wilh. Bolin.

---

Mein Herr Jesus! die Menschen nennen Dich ihren Herrn, weil sie denken, daß Du schon lange tot bist. Wenn Du aber heute in Berlin oder in Frankfurt oder sonstwo auftreten würdest, wer weiß, ob man nicht wieder spräche: „Dieser Verführer!“

Theodor von Wächter.

---

## Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

**Abteilung Frankfurt a. M.**

Die Abteilung hielt am Montag den 17. September ihren Abteilungstag in der Restauration Hartmann ab. Nachdem Herr Dr. Pfungst in seiner Eigenschaft als Vorsitzender die Versammlung, welche die Mitglieder zum ersten Male nach der Sommerpause vereinigte, begrüßt hatte, referierte er über die Aufgaben des bevorstehenden Gesellschaftstages in Berlin. Der Redner stellte fest, daß in erster Linie finanzielle Gründe für die Wahl Berlins maßgebend gewesen seien, und sprach sich mit aller Entschiedenheit dafür aus, daß der nächste Gesellschaftstag in einer anderen Stadt zusammentreten solle, um das Interesse für die Bestrebungen der Gesellschaft außerhalb Berlins mehr zu beleben. Die Versammlung erklärte sich mit diesen Ausführungen einverstanden. Hierauf verlas der Redner die Anträge der verschiedenen Abteilungen und einzelner Mitglieder für den Gesellschaftstag und lenkte die Aufmerksamkeit der Zuhörer vor Allem auf die Anträge Eberle-Neu-Ulm, aus welchen er die folgenden hervorhob: „Die zeitweilige Anstellung eines Wander-Redners für ethische Kultur soll ermöglicht werden, der Hauptvorstand soll auf die zugänglichen Parteileitungen wegen Aufnahme des Punktes „Förderung der humanen Ethik“ in die bezüglichen Parteiprogramme einwirken; Herausgabe einer ethischen Korrespondenz &c.“ — Von den Anträgen der Abteilung München fand besonders der folgende: „Die von den Mitgliedsbeiträgen an den Hauptvorstand abzuführende Jahresquote ist auf eine Mark herabzusetzen“, besonderen Beifall. Der Referent erklärte, er selbst könne sein Programm für den Gesellschaftstag in die beiden Worte: „Propaganda und Unterricht“ zusammfassen. — Die Versammlung sprach sich nachdrücklich dafür aus, daß der zu erwählende Delegierte gegen alle Statuten-Beratungen Front machen und auf dem Gesellschaftstage darauf hinwirken solle, daß den Fragen von praktischer Bedeutung vor Allem eine gründlichere Behandlung zu teil werde, als dies das letzte Mal der Fall gewesen. Nach Schluß der ausgedehnten Debatten, an welchen sich besonders die Herren Dr. Helfft, Freytag, Wilhelm Mayer und Pfarrer Sänger beteiligten, wurde zur Wahl des Delegierten für den Gesellschaftstag geschritten und Herr Dr. Pfungst durch Zuruf gewählt. Hierauf berichtete Herr Pfarrer Sänger namens der „Kommission zur Errichtung einer Freibibliothek mit Lesehalle“, deren Mandat abgelaufen war. Der Referent befand sich in der angenehmen Lage mitteilen zu können, daß die Errichtung der Bibliothek Dank der Opferwilligkeit der Mitglieder und vieler edeldenkender Mitbürger gesichert sei. Ein Lokal sei gemietet, eine geeignete Kraft als Bibliothekar gewonnen, und es liege der Versammlung ob, die Satzungen des Vereins zu genehmigen, welche die Bibliothek ins Leben zu rufen und zu verwalten haben wird. Herr Dr. Max Meyer verlas die Satzungen, welche Herr Rechtsanwalt Dr. Schreiber-Höchst abgefaßt hatte. Die Satzungen wurden nach Vornahme einiger redaktioneller Änderungen angenommen und die Versammlung beauftragte den Vorstand, Herrn Dr. Schreiber den Dank der Abteilung zu übermitteln. — Da die Mitternachtstunde herangekommen war, schloß der Vorsitzende hierauf die Sitzung.

---

## Briefkasten.

Von Herrn —st.—, dem Verfasser des Artikels über „Unsterblichkeit und ethische Auferstehung“ in Nr. 38, erhalten wir kurz vor dem Schlusse der Redaktion dieser Nummer eine Erwiderung auf unsere Behandlung des gleichen Gegenstandes. Wir werden seinen Artikel veröffentlichen, sobald wir Raum haben werden.

Einem Wunsche aus unserem Leserkreise folgend, wollen wir an dieser Stelle von Zeit zu Zeit die ersten Paragraphen der

**Satzungen der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur**

veröffentlichen:

### Zweck der Gesellschaft.

§ 1.

Es ist der Zweck der Gesellschaft, im Kreise ihrer Mitglieder und außerhalb desselben als das Gemeinsame und Verbindende, unabhängig von allen Verschiedenheiten der Lebensverhältnisse sowie der religiösen und politischen Anschauungen, die Entwickelung ethischer Kultur zu pflegen.

Unter ethischer Kultur als Ziel ihrer Bestrebungen versteht die Gesellschaft einen Zustand, in welchem Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und gegenseitige Achtung walten.

### Mittel zur Erreichung des Zweckes.

§ 2.

Zur Erreichung des Zweckes der Gesellschaft sollen hauptsächlich folgende Bethätigungen dienen:

1. Im Kreise der Mitglieder:
   Anregung und Förderung jeglicher Art in Bezug auf ethische Aufgaben, Grundsätze und Pflichten;
2. insbesondere und nach außen hin:
   a) Erörterung der Thatsachen und Formen des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens; Unterstützung der Reformen, die sich als ethisch notwendig erweisen;
   b) Maßnahmen, um der gesamten Jugenderziehung eine rein ethische Grundlage zu geben und zu sichern;
   c) Erschließung der Schätze der Kunst und Wissenschaft in ihrer ethisch erziehlichen Bedeutung für das gesamte Volk;
   d) Herausgabe und Unterstützung von ethisch förderlichen Schriften aller Art, Büchern, Zeitungen, Flugblättern u. s. w.;
   e) Sittigende Einwirkung auf die Formen der Geselligkeit und des Umganges, mit Einschluß des Verkehres verschiedener Nationalitäten unter einander.

### Mitgliedschaft.

§ 3.

Zur Erwerbung der Mitgliedschaft ist jede Person berechtigt, welche das 18. Lebensjahr überschritten hat, gleichviel welchem Gesellschafts- und Lebenskreise sie angehört.

Mitglied wird man durch Zahlung eines Beitrages zu den finanziellen Bedürfnissen der Gesellschaft und durch die Annahme ihrer Satzungen. Die Anmeldung erfolgt entweder bei dem Hauptvorstande (§ 21) oder bei den Vorständen der Abteilungen und Zweige, die sich in den einzelnen Orten bilden (§ 8).

Auch Vereine und Körperschaften können auf dieselbe Weise als Mitglieder eintreten.

§ 4.

Die Höhe des Beitrages wird durch Selbsteinschätzung bestimmt, doch muß er jährlich mindestens drei Mark, für Vereine und Körperschaften mindestens zwanzig Mark betragen. Er soll vierteljährlich im Voraus, kann aber auch monatlich oder auch für größere Zeiträume als vierteljährlich im Voraus entrichtet werden.

§ 5.

Die sonstigen Pflichten der Mitglieder bestehen in einer den Zielen der Gesellschaft entsprechenden Lebensführung und in einer ihren Veranstaltungen förderlichen Bethätigung.

Die Rechte der Mitglieder bestehen außer in den aktiven und passiven Wahlrechten zu den Organen der Gesellschaft in der unentgeltlichen oder bevorzugten Teilnahme an allen Veranstaltungen und Darbietungen der Gesellschaft.

---

Vorsitzender der Gesellschaft ist Herr Geheimer Regierungs-Rat Professor Dr. Wilhelm Foerster, Direktor der Königlichen Sternwarte, Berlin SW., Encke-Platz 3a.

# Anzeigen.



Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24. für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12

Erscheint
jeden Sonnabend.
Preis viertelj. 1,00 M.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Postanstalten.
Post-Zeitungsliste
Nr. 2092.

# Ethische Kultur

Inserate:
Die viergespaltene
Petitzeile 40 Pf.
Annahme in allen
Annoncenbureaux
und in der
Expedition SW.,
Zimmerstraße 94.

## Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Herausgegeben von
**Dr. Georg von Gizycki,**
Professor der Ethik an der Universität zu Berlin.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

| II. Jahrgang. | Berlin, den 13. Oktober 1894. | Nr. 41. |
| --- | --- | --- |

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.



### Die Wohlthat.

Von Elsa Kroll in Friedenau.

Ich stand an eines Gartens Thor,
Der lag in Herbstesstille
Mit seiner Astern buntem Flor
Und goldner Äpfel Fülle.

Ein Mädchen mühte sich mit Fleiß,
Die Ernte einzubringen
In flache Körbe, die im Kreis
An niedern Zweigen hingen.

Sie leerte emsig Ast um Ast,
Stieg festen Fußes weiter
Und stand zuletzt im Wipfel fast
Auf ihrer schwanken Leiter,

Bald hebend auf den Zehen sich,
Die Arme aufwärts reckend,
Mit Sehnsucht sich — so träumte ich —
Der Sonn' entgegenstreckend,

Bald wieder sonst hinabgebückt
Zur mütterlichen Erde
Und bergend, was sie kühn gepflückt,
Mit sorglicher Geberde.

Fürwahr, mir schien ein holdes Bild
Das Streben und das Neigen,
Die liebliche Gestalt, umhüllt
Von fruchtbelad'nen Zweigen.

Als ich mich wendete, zu gehn,
Fast war der Tag verblichen, —
Sah ich zwei arme Kinder stehn,
Die still herangeschlichen,

Gleich mir am Gitter festgebannt
Mit Staunen und Entzücken;
Nur war den Äpfeln zugewandt
Ihr sehnlich scheues Blicken.

Da rief sie, wie ein Vogel hell,
Vom Baume, frohen Mutes:
„Kommt her, ihr Kinderchen, kommt schnell,
Ich schenk' euch auch was Gutes!"

Und hatte lächelnd schon gezielt,
Im Flug hinabzusenden
Die Gabe, die sie mühsam hielt
In den vereinten Händen.

Doch hemmte sie den Schwung in Hast,
Zu anderm Thun entschlossen;
Vorsichtig mit der süßen Last
Stieg sie herab die Sprossen

Und eilte hellen Auges dann
Den Zaudernden entgegen;
Doch wieder hielt sie plötzlich an,
Warf hin den gold'nen Segen

Und führte beide an der Hand,
Beschwichtigend ihr Bangen,
Zu einem Baum, der nahe stand
In unberührtem Prangen,

Und beugte einen Ast gelind
Zur Erde, hielt ihn kräftig,
Bis ihn geleert das ält're Kind,
In stiller Lust geschäftig.

Das Kleine hob sie mütterlich
Hinauf zu höh'ren Zweigen,
Da wählte es und freute sich,
Daß solche Macht ihm eigen.

Das Pärlein zog mit flücht'gem Dank,
Mit Rührung ich von hinnen,
Und auf der stillen Wand'rung sank
Mein Geist in ernstes Sinnen.

Und meine Lippe sprach zu ihr,
Der Holden, schon Entfernten:
„Ach, daß wir alle doch von dir
Die Art des Wohlthuns lernten!

Und nie die Frucht aus luft'gem Laub,
Die wir behaglich pflückten,
Dem Bruder würfen in den Staub,
Dem Armen, Tiefgebückten!

Selbst sanftes Reichen mit der Hand
Schien dich nicht anzumuten —
Du sannest, und die Liebe fand
Das Bess're statt des Guten,

Und diese Lehre gabest du:
Helft eurem Bruder ringen,
Thut eure frische Kraft hinzu,
Und schenkt ihm das Gelingen!

Und den Verzagten hebt empor
In euren Armen leise,
Bis er die Labung sich erkor
Auf seine eig'ne Weise!"

# Das Recht zu sündigen.

Von Richard Hennig in Berlin.

„Konflikt der Pflichten" — ein furchtbares Wort, das schon manchen Menschen zur Verzweiflung gebracht hat! Schon im Altertum beschäftigten sich die Philosophen mit Fragen, wie sich der Mensch in gewissen Fällen widerstreitender Pflichten entscheiden solle. Einige glänzende Beispiele hat Cicero in seinem Werke: de officiis gegeben, bei denen man unmöglich bestimmen kann, welche Pflicht der andern geopfert werden soll; auch Cicero hat seine Fragen offen gelassen. Dieser Aufsatz nun hat den Zweck, nachzuweisen, daß unter Umständen eine Handlung, die wir gewöhnlich als Sünde bezeichnen, nicht nur gerechtfertigt, sondern sogar gut und edel, ja sogar bewunderungswürdig und nachahmenswert sein kann. Beginnen wir mit der Sünde des Lügens.

Soll man wirklich stets und unter allen Umständen die Wahrheit sagen? Darf man wirklich nie zu Lüge und Betrug seine Zuflucht nehmen? Die meisten gut und edel denkenden Menschen werden wahrscheinlich antworten: „Immer die Wahrheit zu sagen, ist die heilige Pflicht eines jeden; die Lüge ist das Zeichen eines feigen, egoistischen Gemütes. Wer lügt, begeht eine Sünde, gleichviel, welche Beweggründe ihn dazu veranlassen." Ja freilich: einer, der lügt, begeht stets eine Sünde; aber oft genug kann man in Lagen kommen, wo es eine viel schwerere Sünde wäre, die Wahrheit zu sagen. Einige Beispiele mögen dies erläutern.

Es ist Jemand auf den Tod erkrankt, ohne daß er selbst weiß, wie gefährlich es mit ihm steht. Sowie er dies erfährt, steht sein Ableben zu erwarten. Soll man diesem Kranken die Wahrheit sagen, oder soll man ihn vielmehr mit allen erdenklichen Mitteln über sein Befinden täuschen?

Ein andres Beispiel: Ein grausamer Tyrann ist auf der Spur einer Verschwörung; gegen einen Menschen hat er sichere Beweise, er ist jedoch im Ungewissen darüber, ob dieser allein der Schuldige ist, oder ob noch mehr an seinem Untergange arbeiten. Der Mann wird befragt, ob er Genossen habe; er weiß aber schon, wenn er die Antwort nur verweigert, müsse auf Diesen und Jenen ein Verdacht fallen, und er würde in diesem Fall die wackersten Männer des Landes dem Henker überliefern. Ein solcher Mensch ist gradezu verpflichtet, zu lügen und den Tyrannen auf jede Art und Weise in dem Glauben zu erhalten und zu bestärken, daß er allein der Schuldige sei.

Zahlreiche ähnliche Beispiele wird ein Jeder selbst finden können; ich will nur noch zwei Fälle aus der Litteratur erwähnen, welche allgemein bekannt und hochinteressant sein dürften, die der Iphigenie und der Nora.

Iphigenie hat zu entscheiden, ob sie durch eine Lüge ihrem Bruder das Leben retten und ihm zur Flucht verhelfen will, oder ob sie durch ein offenes Geständnis über ihre Beziehungen zu Orest an das menschliche Gefühl des Königs appellieren und dadurch Leben und Tod des Bruders in Thoas' Hände legen soll. Wäre Thoas ein blutdürstiger, unmenschlicher Tyrann gewesen, so hätten wir hier einen ähnlichen Fall, wie in dem zuletzt angeführten Beispiel. Wenn Iphigenie unter solchen Verhältnissen ihr Geständnis abgelegt hätte, so hätte sie eine schwere, unverzeihliche Sünde begangen, denn sie würde dadurch Orest, Pylades und wahrscheinlich auch sich selbst zu Grunde gerichtet haben. Wie die Dinge aber liegen, kann man bei dem Charakter des Königs eben so gut erwarten, daß dieser durch die Enthüllung besänftigt wird, wie, daß er dadurch noch leidenschaftlicher erregt wird. Daher würde nur Der vielleicht entscheiden können, wie sich Iphigenie verhalten solle, der den Charakter des Thoas durch und durch kannte. Für uns muß also die Frage, ob Iphigenie recht gehandelt hat oder nicht, eine offene bleiben. Wir könnten höchstens aus dem thatsächlichen Erfolge der Enthüllung schließen, daß in diesem Fall die Lüge wohl nicht unbedingte Berechtigung gehabt hätte, da ja die Wahrheit vielleicht, ja sogar wahrscheinlich einen gleichen Erfolg haben konnte, wie jene. Andererseits hätte allerdings die Wahrheit auch gefährlich sein können, während die Lüge sicher Rettung bringen mußte, so daß man doch wieder zweifeln kann, ob nicht doch die Lüge den Vorzug verdiente.

Läßt sich aber in diesem Fall keine endgiltige Entscheidung treffen, so kann man für das Verhalten der Nora nur ein Urteil haben: sie stand vor der Alternative, entweder ihren Gatten dem Siechtum und sicherem Tode verfallen zu lassen, oder sich durch einen „Betrug" die Mittel zur Reise und zur Rettung ihres Mannes zu verschaffen. Für welche der beiden Möglichkeiten sich nun Nora auch entscheiden mochte, in jedem Fall mußte sie eine schwere Sünde auf sich laden. Wenn aber ein Mensch von zwei Sünden notwendig eine wählen muß, so hat man es mit einem Ausnahmefall zu thun, und wenn der betreffende die leichtere, unschädlichere von beiden wählt, so hat niemand das Recht, ihm irgendwie einen Vorwurf zu machen oder ihn gar zur Verantwortung zu ziehen; denn wenn man ihn unter solchen Umständen als schuldig verdammen wollte, so wäre dies eine furchtbare Grausamkeit.

Welche Sünde ist nun aber im Fall der Nora die leichtere? Wenn sie ihren Gatten sterben läßt, oder wenn sie einen Betrug begeht, der voraussichtlich schon wieder gut gemacht sein wird, ehe er überhaupt von andern bemerkt ist? Nein, man darf Nora keiner Schuld zeihen; sie hat zweifellos die leichtere Sünde gewählt, und sie hatte daher das Recht, den Gesetzesparagraphen zu verletzen, ja, sie war sogar dazu verpflichtet.

Es können sogar Fälle vorkommen, in denen die Lüge nicht nur durchaus berechtigt ist, sondern in denen sie sogar Bewunderung hervorrufen muß. Ein Beispiel möge dies beweisen: Ein armer Mann, der einzige Ernährer einer zahlreichen Familie, hat sich unbedachterweise ein Vergehen zu schulden kommen lassen, worauf Todesstrafe steht; ich will z. B. annehmen, er sei als Spion gefangen worden. Wenn er stirbt, muß seine Familie in die bitterste Not geraten. Da hört ein Freund von der Bedrängnis, der allein in der Welt steht und für Niemand zu sorgen braucht, und es reift in ihm der Entschluß zu einer heldenmütigen That. Ohne Wissen des Andern bezeichnet er sich als den Schuldigen und erleidet für jenen den Tod. Muß nicht eine solche Handlungsweise unsre höchste Bewunderung erregen, oder wird es jemand wagen, diesem Manne seine Lüge zum Vorwurf zu machen und ihn als Lügner zu verachten und zu verdammen?

Weshalb ist nun aber in den angegebenen Fällen die Lüge zu billigen? Was unterscheidet diese Beispiele von anderen? Kurzum, wann ist die Lüge berechtigt? Man möchte versucht sein, zu sagen: wenn sie mehr Vorteil als Schaden bringt, und — wenn sie uneigennützig ist. Aber auch dieser letzte, sehr naheliegende Zusatz muß fallen, wie ein andres Beispiel zeigen wird: Leibniz schwebte einst auf der See bei einem schweren Sturme in der Gefahr, von der bigotten Schiffsmannschaft als Ketzer ins Wasser geworfen zu werden, sobald er sich hätte merken lassen, daß er ein Freigeist sei. Da rettete er sich durch die Vorspiegelung, ein frommer Katholik zu sein und eifrig zu beten.

Dies Beispiel beweist, glaube ich, daß selbst eine aus egoistischen Motiven hervorgehende Lüge durchaus nicht ohne weiteres zu verwerfen ist. Daher dürfte das oben aufgestellte Axiom so zu erweitern sein: Eine Lüge oder ein Betrug ist dann berechtigt, manchmal sogar geboten, wenn der dadurch hervorgerufene (ethisch erlaubte) Nutzen den verursachten Schaden überwiegt.

Der Zusatz: „ethisch erlaubt" macht zwar die Definition dehnbar und stellt daher die Entscheidung in einzelnen Fällen oft genug in das Ermessen der beteiligten Personen, ist aber dennoch unbedingt notwendig, da der Fall vorkommen kann, daß durch einen Betrug zwar niemand geschädigt wird, aber dennoch die Handlungsweise verwerflich ist. Ich will

z. B. annehmen, es habe jemand einige hervorragende, bisher unbekannte Gedichte eines längst Verstorbenen aufgefunden, die er nun unter seinem eigenen Namen veröffentlicht. Geschädigt wird hierdurch niemand, der hervorgebrachte Nutzen überwiegt also den Schaden, dennoch ist ein solcher Betrug ein schweres Unrecht, er ist eben nicht „ethisch erlaubt."

Lüge und Betrug sind also in gewissen Fällen erlaubt und können sogar, wie ich oben zeigte, lobenswert und bewunderungswürdig sein, wenn nämlich Jemand, um Andren zu nutzen, sich selbst durch eine Lüge schädigt. Gilt nun dasselbe auch für schwerere Verbrechen, z. B. den Selbstmord und Mord? Konsequenterweise muß man auch diese Frage bejahen; allerdings dürfte hier nur in äußerst seltenen, ganz vereinzelten Fällen der hervorgerufene Nutzen den Schaden überwiegen. Der Selbstmord des Arnold von Winkelried könnte eben so, wie der des bekannten Füsiliers, der sich bei Düppel mit einer feindlichen Schanze in die Luft sprengte, unter die erlaubten Fälle gerechnet werden, wenn nicht die Gelegenheit, wobei sie stattfanden, der Krieg, vom Ethiker verurteilt werden müßte. Dagegen ist das Verhalten Jesu, der sich auch aufopferte, indem er sich von Galiläa nach Jerusalem begab, trotzdem er wußte, daß er den Weg des Todes gehe, bewundernswert, denn er that es, um seine Lehre, seine Ueberzeugung lebendig zu erhalten, die sicher zu Grunde gegangen wäre, wenn er sich feige über die Grenze geflüchtet hätte. Auch er hat gewissermaßen Selbstmord begangen, aber er that es, um seine Lehre zu erhalten; deshalb ist sein Selbstmord nicht zu verurteilen, sondern im Gegenteil zu bewundern. Ebenso habe ich stets das Gefühl gehabt, daß der aus ganz andern Motiven hervorgegangene angebliche Selbstmord des Themistokles nicht unbedingt verurteilt werden darf: er stand vor der Alternative, entweder an dem Großkönig, der ihm so viele Wohlthaten erwiesen hatte, Verrat üben oder sein von ihm heiß geliebtes Vaterland den Persern in die Hände spielen zu müssen. Beides war für ihn gleich schrecklich: seinem Wohlthäter mit Undank zu lohnen oder sein ganzes großes Lebenswerk selbst zu zerstören; das war beides schlimmer als der Tod. Diesen wählte er deshalb als das kleinste Übel. Gegen diese Auffassung läßt sich zwar noch mancherlei einwenden, dennoch erscheint mir persönlich die Handlungsweise des Themistokles entschuldbar. Noch auf einen andern Fall des Selbstmordes will ich eingehen, wo dieser wieder höchste Bewunderung hervorzurufen geeignet ist, — einen Fall, der sich schon mehrfach ereignet hat. Nur gar zu häufig ist es vorgekommen, daß eine Anzahl von Menschen wochenlang auf dem Meere oder in Schnee- und Eiswüsten herumgeirrt sind, bis alle Lebensmittel aufgezehrt waren. Endlich müssen sie, von wahnsinnigem Hunger gepeinigt, wenn sie nicht alle umkommen wollen, sich zu dem letzten, entsetzlichen Hilfsmittel, dem Kannibalismus, wenden: einer von ihnen soll durchs Los bestimmt werden, der getötet werden soll, um mit seinem Fleisch die übrigen noch eine Zeit lang zu erhalten. Wenn sich unter solchen Umständen einer freiwillig opfert und sich selbst das Leben nimmt, wie es schon mehrfach vorgekommen ist, z. B. erst zu Anfang 1892, so kann ein solcher Selbstmord nur die höchste Bewunderung verdienen. Übrigens will ich dabei bemerken, daß auch die andern ein Recht haben zu der Sünde des Kannibalismus, und daß sie dafür nicht zur Verantwortung gezogen werden dürften; denn wer solche Unglücklichen verurteilen kann (was im vorigen Jahr übrigens geschehen ist), der kann kein menschliches Gefühl in der Brust tragen, der begeht die entsetzlichste Grausamkeit, die sich vielleicht denken läßt.

Wenden wir uns nun zu dem schwersten Verbrechen, dem Morde. Zu einem solchen kann noch weit seltener das Recht vorliegen, als zum Selbstmorde. Von den meisten Menschen werden noch am ehesten die Morde gebilligt, die aus Patriotismus begangen werden, ich meine diejenigen Morde, welche an wirklichen oder vermeintlichen gefährlichen Feinden des Vaterlandes verübt werden. Vom ethischen Standpunkt aus ist aber diese Ansicht entschieden zu verwerfen, denn wenn auch der Thäter seinem eignen Volke einen großen Dienst erweist, so fügt er doch den Feinden einen ebenso großen Schaden zu. Seine Feinde sind aber nicht schlechtere Menschen als seine Landsleute, und seine That könnte ja nur dann erlaubt sein, wenn sie der Allgemeinheit, also der gesamten Menschheit mehr Nutzen als Schaden brächte. So aber halten sich Nutzen und Schaden das Gleichgewicht, infolgedessen ist der Mord verwerflich, zumal da er gewissermaßen aus egoistischen Motiven begangen wurde, denn Patriotismus ist nichts weiter als verallgemeinerter Egoismus. Die Morde resp. Mordversuche eines Mucius Scaevola, Pelopidas, Stapß, Sand und noch viele andere außer diesen beliebig aus der Geschichte herausgegriffenen Beispielen sind also entschieden zu verurteilen. Männer, wie die eben genannten, handelten patriotisch, aber nicht sittlich gut, nicht menschlich. Etwas anders dagegen steht es schon z. B. mit der That des Harmodios und Aristogeiton. Diese haben durch den von ihnen begangenen Mord ihrem Vaterland die Freiheit wiedergeschenkt und es von einer, wenn auch nicht grade allzu drückenden Tyrannenherrschaft befreit. Dieser Mord würde ein erlaubter gewesen sein, wenn die Beiden aus Liebe zu ihren geknechteten Mitmenschen gehandelt hätten, aber sie wurden von rein persönlichen Motiven geleitet: aus Rachsucht haben sie die That begangen. Daher ist auch ihre Handlungsweise zu verdammen.

Wohl aber ist die That des Brutus entschuldbar: er ermordete Cäsar, weil er der festen Überzeugung war, seinem Vaterlande damit einen Dienst zu erweisen. Da er sich aber in diesem Glauben täuschte, so kann man seinen Mord nur entschuldigen, nicht billigen. Dagegen ist die That des Schiller'schen Tell entschieden eine erlaubte; allerdings sind auch hier persönliche Gründe im Spiel, sie geben ihm erst den Mordgedanken ein; entscheidend für ihn wird aber doch erst die Erwägung, wie sehr er seinem Vaterlande nützen würde. Die Ermordung Geßlers läßt sich daher nicht nur entschuldigen und rechtfertigen, sondern sogar gutheißen, — nicht aber bewundern, weil doch die ursprünglich treibenden Motive eigennütziger Art waren. Die Vergötterung Tells am Schlusse des Dramas ist daher eine unverdiente.

Nun aber seien noch zwei Thaten, ein Mordversuch und ein Mord, erwähnt, die unzweifelhaft Bewunderung für die Thäter erwecken müssen. Erstens meine ich den mißglückten Anschlag des Möros, dem nur die Liebe zu seinen unterdrückten Mitbürgern den Mordstahl in die Hand drückte, trotzdem es kaum zweifelhaft sein konnte, daß er dabei sein Leben verlieren würde, und zweitens eine noch viel bewundernswertere That aus der Neuzeit: die Heldenthat der Charlotte Corday. Die Worte des Adam Lux bei ihrer Hinrichtung: „Seht, sie ist größer als Brutus", die ihrem Urheber das Leben kosteten, sind mit vollstem Recht gesprochen worden. Reine, selbstlose, aufopfernde Menschenliebe war es, die diese edle Jungfrau den tödlichen Dolchstoß gegen den Blutmenschen Marat führen hieß. Sie besaß alle Güter, die das Leben verschönen, Jugend, Klugheit, Adel, Schönheit, Reichtum, und entsagte all diesen Dingen, gab ihr Leben dahin, um den Schrecken der Revolution, so weit es in ihren Kräften stand, zu steuern. Viel zu wenig zollt die Nachwelt ihr Anerkennung und Bewunderung, kaum ist des hundertsten Jahrestages ihrer herrlichen That am 13. Juli 1893 hier und da gedacht worden; aber sie, die Heldenjungfrau, hat ein leuchtendes Beispiel dafür geliefert, daß auch von dem edelsten und reinsten Menschen ein Mord begangen werden kann, und ihre Worte: „j'ai tué un homme pour en sauver cent mille" beweisen es aufs klarste, daß auch ein Mord aufrichtigste Bewunderung verdienen kann, der Mord aus Menschenliebe.

## „Das Recht zu sündigen.“

Von Georg von Gizycki.

Der vorangehende Artikel wird den Lesern dieses Blattes manche Anregungen gegeben haben. Er ist im besondern sehr geeignet, die Wichtigkeit gewisser fundamentaler ethischer Unterscheidungen klar zu machen.

Das Erste, was wir kritisieren müssen, ist die Überschrift; denn sie enthält, wenn sie wörtlich verstanden wird, einen Widerspruch. „Sündigen“ ist der religiöse Ausdruck für unrecht thun; ein „Recht nicht eecht zu thun“ kann es aber nicht geben, so wenig wie ein weißes Nichtweißes. Das „Sündigen“ hätte also mit Anführungsstrichen versehen werden müssen, um anzudeuten, daß das anscheinende Sündigen, zu dem man ein Recht hat, in dem gegebenen Falle in Wahrheit kein Sündigen ist.

Aber auch das zweite Wort der Überschrift muß, glaube ich, beanstandet werden. Es handelt sich in dem ganzen Aufsatz um Fragen der Ethik; in der Ethik aber, scheint mir, kommen nur Pflichten in Frage. Die „Rechte“ — welche als „gesetzlich geschützte Interessen“ definieet zu werden pflegen — gehören in die Jurisprudenz, nicht in die Ethik. Die Überschrift hätte also lauten müssen: Die Pflicht zu „sündigen“.

Daß es eine solche Pflicht geben kann, kommt daher, daß es einen sogenannten Konflikt der Pflichten, richtiger ausgedrückt: einen Konflikt einzelner Sittenregeln giebt. Die menschlichen Verhältnisse sind so verwickelt, daß in vielen Fällen die allgemeinen sittlichen Regeln einander widerstreiten. Der Mensch muß dann die eine oder andeee unbefolgt lassen, und es fragt sich nur, welche. Daß er die eine oder die andere übertritt, ist daher kein Unrecht, keine Sünde, sondern die Folge von Umständen, für die er nicht verantwortlich ist. Alles, was ihm obliegt, ist, nach bestem Wissen und Gewissen die Entscheidung zu treffen. Niemand ist zu mehr verpflichtet, als er zu thun imstande ist (ultra posse nemo obligatur).

Die Erfahrung, daß es eine Kollision von Sittenregeln giebt, ist einer der Umstände, welche zur Beschäftigung mit der Wissenschaft der Ethik veranlassen. Diese macht das Gebiet des Guten und Bösen zu ihrem besonderen Studium; sie geht von den einzelnen sittlichen Regeln auf deren Gründe zurück, und sie sucht eben dadurch eine höchste Richtschnur zu finden, welche alle streitigen Fälle entscheidet. Die humanitäre Moral (vergl. meinen Artikel in Nr. 35 d. Bl.) sieht das größtmöglichste Glück Allee als die ethische Richtschnur an. Diejenigen Handlungen sind ihr zufolge recht, welche dieser Richtschnur entsprechen, diejenigen sind unrecht, welche ihr widerstreiten. Geraten einzelne besandere Sittenregeln in Kollision, so ist dieser Widerstreit gemäß der höchsten aller Sittenregeln, dee Rücksicht auf das größtmögliche Wohl Aller, zu entscheiden. Die einzelnen Regeln haben nur unter der Voraussetzung Giltigkeit, daß sie mit der höchsten Regel im Einklange stehen. In einem jeden Falle ist diejenige Handlung Pflicht, welche am meisten dem allgemeinen Wohle entspricht. Einen eigentlichen Konflikt von sittlichen Pflichten kann es also nicht geben, denn nur eine Handlungsweise kann dem allgemeinen Wohle am meisten entsprechen und daher Pflicht sein. Aber mit Sicherheit festzustellen, welche Handlungsweise dies ist, sind wir oft unvermögend. Alles, was wir thun können, ist, mit vollster Besonnenheit, nach bestem Wissen und Gewissen nach der Erkenntnis unserer Pflicht zu streben und dieser Erkenntnis gemäß zu handeln.

Daß diese subjektive Entscheidung große Gefahren mit sich führt, da wir dem Irrtum unterworfen sind, ist nicht zu leugnen; aber ohne diesen „Individualismus“ giebt es überhaupt keine wahre Sittlichkeit. Wer bloß auf das Gebot Anderer hin, ohne eigene sittliche Prüfung und Überlegung, handelt, der handelt nicht gewissenhaft. Das hat niemand so nachdrücklich hervorgehoben, wie die beiden größten deutschen Ethiker, Kant und Fichte. Der letztere sagt: „Wer auf Autorität hin handelt, handelt schlechthin gewissenlos.“ Und wenn die freie Gewissensmoral Gefahren mit sich führt, so führt die blinde Unterwerfung unter äußere Autoritäten sicherlich zu noch größeren. —

Herr Hennig beginnt seinen Artikel mit einer Erörterung der „Sünde der Lüge“. Was ist eine Lüge? Ein absichtliches Unwahrheitsagen, welches unrecht ist. „Lüge“ gehört in die Klasse der Tadelwörter, — derjenigen Wörter, welche nicht nur eine Thatsache (hier die Thatsache absichtlichen Unwahrheitsagens), sondern zudem noch ein Urteil über die Thatsache, ausdrücken, ein Urteil der Verwerfung. Ist nun alles absichtliche Unwahrheitsagen unrecht und verdient es also, mit dem Tadelworte „Lüge“ gebrandmaekt zu werden? Das steht gerade in Frage. Und zu sagen, alles absichtliche Unwahrheitsagen sei Lüge und daher Sünde, heißt die Frage als schon entschieden varaussetzen und den Fehler begehen, den die Logikee petitio principii nennen. Herr Hennig führt einige Fälle an, in welchen nach seiner Ansicht das Lügen (soll heißen: Unwahrheitsagen) recht ist. Ich zweifle nicht daran, daß es viele salcher Fälle giebt; aber nicht alle von Herrn Hennig angeführten scheinen mir in diese Kategarie zu gehören. Ob es z. B. recht sei, einem Totkranken die Gefährlichkeit seiner Lage zu verheimlichen, hängt von Umstände ab. Wenn er vor seinem Tode für seine Familie noch wichtige Anordnungen zu treffen hätte, so würde man ihn über seinen Zustand nicht täuschen dürfen. Nora ferner hatte, als sie sich zur Urkundenfälschung entschloß, keineswegs jedes andere Mittel erschöpft, daher man bei ihr nicht von der Alternative reden darf, entweder ihren Gatten dem sicheren Tode verfallen zu lassen oder jene Fälschung zu begehen. Und es hat auch nicht den Anschein, als ob der Dichter ihre That — von deren Tragweite sie, wie ein unerfahrenes Kind, ursprünglich gar keine Vorstellung hatte, — als mustergiltig hinstellen wollte, so wenig wie er den Umstand, daß sie jahrelang diese That ihrem Manne verheimlichte und so Lüge auf Lüge häufen mußte, verherrlicht. Dann führt Herr Hennig den Fall eines Mannes an, der, um einen Familienvater zu erretten, sich fälschlich selbst der That, für die jener den Tod erleiden soll, bezichtigt. Abee die Folge davon könnte die sein, daß man ihn nicht für den allein Schuldigen, sondern nur für einen Mitschuldigen hielte und daher beide tötete; und andererseits könnte er der Familie des Freundes durch sein Leben so gut wie durch seinen Tod helfen. Herr Hennig fragt: „Muß nicht eine solche Handlungsweise unsere höchste Bewunderung erregen?“ Gewiß! aber doch kann sie unrecht sein. Dies führt uns zu einer wichtigen, aber oft übersehenen Unterscheidung.

Bei dee Beurteilung einer Handlung hat man zwei Fragen zu unterscheiden, die Frage, ob die Handlung recht ist, und die, welchen Schluß man aus ihr auf den Charakter des Handelnden ziehen kann. Eine Handlung ist recht, wenn die Absicht, d. h. alle vorausgesehenen und (als Zweck oder als Mittel) gewollten Folgen dem allgemeinen Wohle gemäß sind und der Handelnde keine Fahrlässigkeit begangen, d. h. die gehörige Sorge getragen hat, sich zu vergewissern, daß die Handlung nicht überwiegend nachteilige Folgen haben werde. Wenn man aber über den moralischen Wert des Handelnden ein Urteil fällen will, so muß man die Motive, die Beweggründe seines Thuns — nicht nur was er wollte, sondern auch warum er es wollte — festzustellen suchen. Und unter den Mativen haben das Pflichtgefühl und das Wohlwollen den höchsten Wert.*) Eine Handlung kann daher unrecht und doch bewundernswert sein: unrecht, weil das Beabsichtigte dem allgemeinen Wahle widerstreitet, bewundernswert, insofern sie große Charaktereigenschaften offenbart. Jener Mann, der, um der Familie des Freundes den Ernährer zu

*) Hinsichtlich der weiteren Ausführung dieser Bestimmungen verweise ich auf den Abschnitt „Beurteilung von Handlungen und Charakteren“ in meiner „Moralphilosophie“ (Leipzig, Wilhelm Friedrich), S. 167 u. ff.

erretten, sein eigenes Leben preisgiebt, beweist einen solchen Grad von Menschenliebe, das wir ihn bewundern müssen.

Unser Autor sagt: „Eine Lüge . . . ist dann berechtigt, manchmal sogar geboten, wenn der dadurch heraorgerufene (ethisch erlaubte) Nutzen den verursachten Schaden überwiegt." Hierzu ist zweierlei zu bemerken. In der Ethik kann man erstens nicht erlaubte aber berechtigte und gebotene, sondern nur rechte und unrechte Handlungen unterscheiden; alle rechten Handlungen sind geboten, alle unrechten verboten, und der Begriff des Erlaubten gehört überhaupt nicht in die Ethik. Und ferner ist der Zusatz „ethisch erlaubt" zu „Nutzen" überflüssig, da keine Handlung wahrhaft nützlich sein, d. h. für die Menschheit überwiegend gute Folgen haben kann, die nicht „ethisch erlaubt" (soll heißen: recht) wäre. In dem Falle, den Herr Hennig anführt, vergißt er eine der wichtigsten Folgen der Handlung: die inneren, seelischen Folgen für den Handelnden selbst. Der Betrüger schädigt an erster Stelle sich selbst. „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele!"

Was die Selbsttötung anbetrifft, auf welche Herr Hennig weiter Bezug nimmt, so bezweifle ich nicht, daß sie in einzelnen, seltenen Fällen pflichtmäßig ist, — wie dies von den Ethikern jetzt auch meistens anerkannt wird. Aber die angeführten Beispiele scheinen mir nicht durchweg glücklich gewählt zu sein. Wenn ein Schiffbrüchiger sich selbst tötet, um seinen Leichnam den Unglücksgefährten als Speise darzubieten, oder wenn diese dem Kannibalismus verfallen, so kann ich das eine so wenig wie das andere für recht halten. Ein um solchen Preis gerettetes Leben — ein Leben mit solcher Erinnerung — ist nicht mehr lebenswert. „Das Leben ist der Güter höchstes nicht." Ich würde solche Unglücklichen nicht moralisch „verurteilen", d. h. für böse Menschen erklären; aber daraus folgt noch nicht, daß ich ihre That für recht und nachahmenswert halte. Wenn sie den marternden Hunger nicht länger zu ertragen vermögen, dann mögen sie sich selbst den Tod geben.

Unser Autor kommt schließlich zur Erörterung des Mordes. Allgemein pflegt das absichtliche Töten im Kriege gebilligt zu werden; aber Herr Hennig meint, der Ethiker müsse diesen überhaupt verurteilen und den Patriotismus nur als „verallgemeinerten Egoismus" ansehen. Diese Meinung halte ich für sehr irrig. Die Vaterlandsliebe (daß ich die wahre Vaterlandsliebe im Auge habe, brauche ich nicht besonders zu sagen, denn eine nicht wahre, nur mit dem Munde bekannte „Vaterlandsliebe" ist keine) ist nicht eine Form der Selbstsucht, sondern der Liebe; und wenn sie eine vernünftige, edle ist, kann sie mit der allgemeinen Menschenliebe nicht im Widerstreite sein. Die Ausartungen eines sogenannten Patriotismus, die man als Chauvinismus zu bezeichnen pflegt, kommen nicht daher, daß man das eigene Volk liebt und achtet, sondern daß man andere Völker haßt und verachtet, — ein Fehler, der mit der Vaterlandsliebe keineswegs verbunden zu sein braucht. Und was den Krieg anbetrifft, so ist der Angriffskrieg, der aus Eroberungssucht hervorgehende Krieg sicherlich das ärgste aller Verbrechen; aber die Verteidigung gegen einen solchen und als unumgängliches Mittel zu dieser die absichtliche Tötung des Feindes halte ich für unzweifelhaft recht. Es entspricht dem allgemeinmenschlichen Wohle, daß solche ungerechten Angriffe zurückgewiesen werden. Die Ermordung von Tyrannen ferner, eine im Altertum allgemein verherrlichte That, ist schwerlich je als recht anzuerkennen. Wer ist ein Tyrann? Darüber würde der Einzelne entscheiden wollen. Wenn man nun die Tötung von Tyrannen für recht erklärte, so würde schließlich kein Mensch in leitender Stellung seines Lebens sicher sein, weil Andere ihn für tyrannisch halten. Und weiter ließe sich folgern, daß, so gut wie Tyrannen, auch andere sehr gemeinschädliche Menschen umgebracht werden dürfen. Die politischen Parteiführer, überhaupt ein großer Teil der hervorragenden Menschen würden dann bald beseitigt sein. Die Terroristen (in der Regel mit dem vieldeutigen Namen „Anarchisten" bezeichnet) folgen lediglich der Logik des Tyrannenmordes. Nein, wenn man nicht ein allgemeines Blutbad gutheißen, wenn man ein friedliches und geordnetes Gemeinwesen haben will, so muß der Gedanke an die Tötung der für schädlich gehaltenen Menschen schlechthin verbannt werden. Die Erfahrung hat die Menschheit auch gelehrt, daß gesellschaftliche Übelstände niemals durch Mord und Totschlag geheilt werden können, und sei es auch Mord und Totschlag aus Menschenliebe.

## Recht wird Macht.

„Gegenüber der bedrohlich wachsenden Gefahr der Unterwühlung unserer staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung hat die nationalliberale Partei niemals einen Zweifel gelassen, daß sie es bei der Abwehr der Umsturzbestrebungen an sich nicht fehlen lassen werde." So hat die Delegiertenversammlung des nationalliberalen Parteitags am 30. vor. Mon. zu Frankfurt a. M. in einer Resolution erklärt, in der sie gleichzeitig zum Ausdruck bringt, daß sie „den berechtigten Forderungen der minderbegüterten Klassen in sachgemäßer Weise gerecht zu werden" „auch ferner bereit", ebenso aber entschlossen sei, „das Notwendige zu thun, um die Grundlagen unserer nationalen, staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung zu schützen". „Zu einem Kampfe gegen die Umsturzparteien" bedürfe es aber „nicht allein eines kräftigen Widerstandes der bürgerlichen Kreise, sondern in erster Linie auch eines klaren Programms der Regierung und einer zielbewußten, einheitlichen Haltung derselben, welche bis jetzt nicht ersichtlich gewesen" sei.

Die Resolution vermeidet es, die Umsturzparteien bei Namen zu nennen, wie sie andererseits davon absieht, auch nur ungefähr zu bezeichnen, was ein „klares Programm der Regierung" zu umfassen und eine „zielbewußte, einheitliche Haltung derselben" zu bethätigen habe.

In der den Parteitag der freisinnigen Volkspartei einleitenden Rede des Abg. Richter ist das Wort „Umsturzpartei" nicht gebraucht, aber auch nichts von Wohlwollen gegen „berechtigte Forderungen der minder begüterten Klassen" zu finden, sondern an der Stelle, wo das Verhältnis zur Sozialdemokratie erörtert wird, zu lesen: „Der Kern der Sozialdemokratie ist, das brutale, egoistische Klasseninteresse zum Ausdruck zu bringen."

Und der Trinkspruch desselben Abgeordneten richtet an das deutsche Bürgertum den Appell: „Bürger, werde hart! werde hart gegen Zurücksetzung und Mißachtung von oben, werde hart gegen jeden Einschüchterungsversuch, der von unten kommt."

Was wird nun werden gegenüber dem erstrebten „Umsturz", gegenüber der Bethätigung des „brutalen egoistischen Klasseninteresses" der Sozialdemokratie?

Eine eben erschienene Schrift des Prof. Dr. Konstantin Rößler, „Die Sozialdemokratie", kommt zu der Erklärung: „Die Diktatur, gemildert nach der Natur des deutschen Reiches dadurch, daß sie dem Kollegium der Bundesglieder zufällt, ist die unerläßliche Forderung dieses Augenblicks."

Die „gemilderte" Diktatur erscheint jedoch nur als eine Konzession „im Ausdruck", als eine äußere Form, die den übrigen Bundesfürsten schmackhaft machen soll, was zu Gunsten des Kaisers ausgetragen wird. Wer ernstlich den Ausweg aus den sozialen Wirren durch eine wirksame Diktatur finden will, kann die Diktatur nimmermehr als kollegiale, sondern nur als persönlich kaiserliche anstreben.

Schon haben einige Zeitungen in politisch-sittlicher Entrüstung dem Verfasser der Broschüre entgegengehalten, daß er damit dem Kaiser, dem Reichskanzler, den Bundesfürsten einen Staatsstreich zumute u. s. w.

Allein wozu ein solcher Vorwurf?! Der Erfolg schafft

den Zustand, der ex post Rechtszustand wird, wenn eine ausreichende Macht ihn trägt.

Nur einem unaufmerksamen oder kurzsichtigen Auge kann es entgangen sein, daß wir seit zwei Jahrzehnten in eine Entwickelung eingetreten sind, in der das Recht und seine Anwendung nicht bloß zur Ausgleichung individueller Streitigkeiten, zur Sühne persönlicher Verfehlungen dient, sondern als politischer und sozialer Machtfaktor tief in das Volksleben eingreift.

Zum ersten Male wurde dies weiteren Kreisen klar, als die sogenannten Diätenprozesse mit günstigem Ausgange für die Auffassung des damaligen Reichskanzlers Fürsten Bismarck in Scene gingen.

Die zehnjährige Handhabung des Sozialistengesetzes gewöhnte daran, das früher unzureichend erschienene gemeine Recht so auszulegen und zu verwenden, daß auch nach Aufhebung des Ausnahmegesetzes der Veranstaltung von Arbeiterversammlungen wirksam entgegengetreten werden konnte. Die in den Einzelstaaten bestehende, scheinbar harmlose Vereinsgesetzgebung ermöglicht — woran früher nicht gedacht wurde —, selbst die Gewerkschaftspropaganda der Arbeiter mundtot zu machen. Zahlreiche Versammlungs-Verbote, über die auch der friedliebende Bürger den Kopf schüttelt, belegen dies. Das Königreich Sachsen liefert vorzugsweise eine interessante Ausbeute von nicht zu billigenden Akten gegen die proletarische Bewegung.

Wer hätte vor einem Jahre die Idee verfechten mögen, daß ein Vater unwürdig sei, die Erziehung seiner Kinder zu leiten, weil er minderjährigen Söhnen die Zugehörigkeit zu einem sozialdemokratischen Arbeiterverein gestattete?! In den jüngsten Tagen hat ein deutscher Vormundschaftsrichter diese Idee als Rechtsgut der Allgemeinheit proklamiert und mehreren Vätern das Erziehungsrecht abgesprochen, unter Anderem mit der Motivierung, daß „die Mitglieder solcher Arbeitervereine systematisch zur Revolution" geleitet würden, daß man ihnen „Haß gegen unsere Staats- und Gesellschaftsordnung" einflöße, „Haß gegen die Religion, gegen jedes Gefühl der Abhängigkeit von einer höheren Macht;" „Verschulung des Arbeitsverdienstes durch rohe Ausschweifungen" werde „empfahlen"; die jungen Leute würden durch solche Lehren (wie in den Arbeitervereinen gepredigt) „der sittlichen Verwahrlosung und der geistigen Verdummung entgegengeführt;" „faul, genußsüchtig, frech, gewaltthätig, ohne jedes Ehrgefühl, jedes Glaubens bar," führten die irre geleiteten Personen „ein elendes Leben, bis sie dem Strafrichter verfallen oder fliehen oder mit Selbstmord enden." . .

Wer kann leugnen, daß der Gesetzparagraph vom groben Unfug gerade im Klassenkampfe zu einer oft bespöttelten und doch so ernst zu nehmenden Herrscherstellung gelangt ist?

Eben melden Berichte, sogar von nationalliberaler Seite, über eine polizeiliche Ausschreitung, die am 23. September dieses Jahres gegen einen friedlichen Arbeiter-Gesangverein zu Herne stattgefunden hat. Wäre auch nur ein Teil davon richtig, so müßte man empört sein, ohne doch den wahren Empfindungen durch wahre Worte Ausdruck geben zu können! Denn auch das Recht der Strafbestimmungen in den §§ 185 ff. des Strafgesetzbuchs ist ein politischer und sozialer Machtfaktor ersten Ranges, zumal in der Hand eines Richters, der die Parole „Schutz der staatlichen Organe" als ein Schiboleth der bürgerlichen Tugenden erachtet, für den daher der Kritiker und nicht der expedierende Schutzmann zum Sünder wird!

Wohin wir steuern, läßt sich ahnen, wenn auch nicht bestimmen.

Wir werden — zu unserem eigenen Verderben — den politischen und sozialen Machtfaktor des Rechts und der Gesetzgebung handhaben, um, wie man sich ausdrückt, Gewaltthätigkeiten der Umsturzparteien vorzubeugen, in Wirklichkeit aber, um schon den Schrei des Proletariats nach besseren Lebensbedingungen zu ersticken.

Die Sozialdemokratie, der Anarchismus soll mundtot gemacht werden, und das wird durch Gesetze, die aratorischen oder litterarischen Kundgebungen entgegentreten, nicht gelingen. Es wird nicht gelingen, weil die Unlust, mit drakonischen Strafen den Bestrebungen nach einer gründlichen Reform von Staat und Gesellschaft den Garaus zu bereiten, auch von den zur Gesetzesanwendung berufenen Kreisen auf die Dauer nicht fern bleiben kann.

Ist die Aufgabe: „Kampf gegen Alles, was Umsturz bedeutet", aber einmal übernommen, so wird sie von den sozialismusfeindlichen Klassen nicht deshalb aufgegeben, weil einzelne zunächst ergriffene Mittel versagen. Man wird die Mittel steigern bis zur ultimo ratio, und die Anwendung dieser kraft eines gleichfalls gesetzgeberischen Akts in die Hand des Königs oder Kaisers legen.

Die Macht ist das Recht des Stärkeren und bleibt es, bis der Schwächere zum Stärkeren wird und sein Recht triumphieren läßt. Dies ist dann die Kehrseite des Rechts als politischen und sozialen Machtfaktors und auch der Diktatur.

Jena, den 4. Oktober 1894. Ernst Harmening.

## Vermischtes.

Zwei Kirchenfürsten über die unabhängige Moral. Herr Dr. Haffner, Bischof von Mainz, hatte unlängst in seiner Rede auf dem Rochus-Feste in Bingen die Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur scharf angegriffen. Das „Mainzer Journal" berichtete darüber (anscheinend offiziös):

„Die Ausführungen des Bischofs richteten sich im Allgemeinen gegen die sogenannte ethische Kultur, das ist: gegen die von der Religion getrennte Moral, welche bekanntlich zuerst in Amerika und Frankreich gepflegt wurde und neuerdings auch in Deutschland, namentlich in Berlin empfohlen wird. Er wies nach, daß die Religion die Wurzel der wahren Sittlichkeit sei und daß darum das Bestreben, eine von der Religion getrennte Kultur zu schaffen, keine Sittlichkeit begründe, wohl aber der Irreligiosität Vorschub leiste. Als Frucht einer irreligiösen und eben damit auch sittenlosen Kultur führte er jene Menschen an, welche, wie die Anarchisten, als zivilisierte Bestien sich darstellen."

Anders urteilt der Ungarische Erzbischof, Herr Samassa von Erlau. Die „Frankfurter Zeitung" (vom 28. September, Abendblatt) referiert darüber: „Im Dreier-Ausschusse des ungarischen Magnatenhauses stand (in dieser Woche) zur Debatte der Gesetzentwurf über die freie Religionsübung, der den Bürgern auch die Konfessionslosigkeit gestattet. Der Erzbischof sprach gegen das Gesetz, aber er gestand zu, daß der Staat, angesichts der Verschiedenartigkeit der Konfessionen, Gewissensfreiheit gewähren muß, und daß die widersprechendsten religiösen Meinungen nebeneinander in der Voraussetzung bestehen, daß sie sich gegenseitig aufklären, so daß auf diese Weise die so erwünschte Vereinigung der Menschen zu stande kommt, die jetzt eine Einigung kaum erwarten, da man sie in feindlichen Lagern abgeschlossen hält." Der Erzbischof fuhr fort: „Ich will nicht sagen, daß der Mangel religiösen Gefühls notwendiger Weise bei jedem Menschen auf den Mangel des sittlichen Gefühls hinweisen würde. Es giebt Menschen, deren Hauptteil der Verstand ist und die welchen dieser nur der vollen Aufklärung huldigt, die sich in der Regel mit tieferem und ernsterem Denken beschäftigen und die durch die Freude am Lernen und durch die Gewohnheit des Denkens vor den sittenverderbenden Versuchungen großenteils bewahrt sind; solche Menschen sind eines streng sittlichen Lebens fähig."

Weibliche Ärzte in Rußland. Ein wichtiges Kapitel der Frauenfrage betrafen auf dem VIII. Kongreß für Hygiene und Demographie in Budapest — wie das „Sozialpolitische

Centralblatt" meldet — die Mitteilungen, welche Professor Erismann (Moskau) über das medizinische Studium der Frau und die Thätigkeit der weiblichen Ärzte in Rußland machte. Professor Erismann gelangte zu folgenden Schlüssen: „Die Erfahrung hat gezeigt, daß in Rußland die weiblichen Ärzte großen Nutzen bringen, und daß sie in einzelnen Stellungen, so in weiblichen Lehranstalten und bei der mohammedanischen Bevölkerung, durch ihre männlichen Kollegen nicht ersetzt werden können. Ebenso hat die Erfahrung gezeigt, daß unsere weiblichen Ärzte nicht nur zur Ausübung der gewöhnlichen medizinischen Praxis in Städten vollkommen befähigt sind, sondern daß sie auch den viel schwierigeren Verpflichtungen, denen sich die von den Organen der Selbstverwaltung angestellten Volksärzte (unentgeltliche Krankenpflege für das Volk) unterziehen müssen, mit Geschick und Ausdauer nachzukommen im stande sind. Sogar in außerordentlichen Fällen (Krieg, Bekämpfung von Epidemien) zeigten sie sich den schwierigsten Lagen gewachsen. Die Befürchtungen, die weiblichen Ärzte möchten durch die Eigenthümlichkeiten ihrer Organisation daran gehindert werden, ihrem Berufe in wünschenswerter Weise zu obliegen, müssen als unbegründet fallen gelassen werden. Endlich hat uns die Erfahrung gelehrt, daß im Volke nicht nur Frauen und Kinder, sondern auch die Männer mit großem Vertrauen sich an die weiblichen Ärzte wenden, und daß dieselben überhaupt in hohem Maße das Zutrauen und die Liebe des Publikums zu erwerben verstehen. Die Verbindung des weichen Charakters der Frauen und ihres angeborenen Talents zur Krankenpflege mit dem ärztlichen Wissen ist als eine äußerst glückliche zu betrachten. Aus den angeführten Gründen ist es wünschenswert, daß den Frauen Gelegenheit gegeben werde, dieselbe wissenschaftliche Ausbildung in der Medizin zu erlangen, wie sie den Männern gegeben wird, und daß ihnen unter Erfüllung derselben Vorbedingungen auch dieselben Rechte verliehen werden, welche der Staat den männlichen Ärzten gewährt. Es liegt kein ethischer Grund vor, die Bildungsstätten weiblicher Ärzte von denjenigen ihrer männlichen Kollegen zu trennen und zu diesem Zwecke eigene Institute einzurichten. Im Gegenteil, es wäre vom ethischen Standpunkte geradezu wünschenswert, den Frauen direkt den Zutritt zu den Vorlesungen an den bestehenden medizinischen Fakultäten zu gestatten."

Polizei-Politik. Wie die Zeitungen berichten, hat auf Befehl des Polizeipräsidiums zu Breslau der Direktor des dortigen Lobe-Theaters infolge der Aufführung von Gerhart Hauptmann's „Webern" die Preise der Plätze auf dem dritten Range von 30 und 50 Pf. auf 1 M. und 1 M. 25 Pf. erhöhen müssen. „Es ist schwer, keine Satire zu schreiben."

## Die Ethische Gesellschaft von Ost-London.

Den uns vorliegenden Jahresberichten über diese, vor fast fünf Jahren in einem der ärmeren Viertel Londons gegründete Ethische Gesellschaft — die erste von Arbeitern gegründete und geleitete Ethische Gesellschaft, — sowie mündlichen Erläuterungen eines Mitgliedes derselben entnehmen wir folgende Mitteilungen.

Ihre Satzungen sind die folgenden:

„Die Ethische Gesellschaft von Ost-London hat zum Zwecke die Entwicklung des guten Charakters und die Beförderung des rechten Handelns auf einer rein menschlichen Grundlage.

Mittel zu diesem Zwecke sind:

1. Öffentliche Versammlungen zur Verbreitung ethischer Grundsätze
2. Versammlungen von Mitgliedern und Freunden zu geselligem Verkehr und zum Studium und zur Erörterung von ethisch und sozial wichtigen Fragen.
3. Anregung und Beförderung praktischer sozialer Reformen

Für die Mitgliedschaft gilt folgende Regel: Die Mitglieder müssen dem Zwecke und den Mitteln der Gesellschaft beistimmen, sich durch Unterschrift als Mitglied erklären und vom Vorstande aufgenommen werden. Die Mitgliedsbeiträge sind freiwillig."

Während acht Monaten finden allwöchentlich an Sonntag-Abenden Vorträge statt, großenteils von hervorragenden Persönlichkeiten. Die Versammlungen werden regelmäßig mit Gesang eröffnet. Einige der Reden haben bei aller Popularität solchen wissenschaftlichen Gehalt, daß sie im International Journal of Ethics Aufnahme gefunden haben. Von den Rednern hat am häufigsten der auch uns Deutschen wohlbekannte Dr. Stanton Coit gesprochen, welcher sich überhaupt um die Ethische Gesellschaft von Ost-London große Verdienste erworben hat. (Er leitet selbst die Ethische Gesellschaft von West-London.) Von seinen Vorträgen wollen wir die folgenden anführen: Ethik, die wahre Religion für das Volk, der Tod des Sokrates; der Tod Jesu, John Milton, der Vorkämpfer der Freiheit; die Ethik Shakespeare's; Schopenhauer, der Pessimist; Gott und Christus; Tod und Unsterblichkeit; Soll ich meines Bruders Hüter sein? Die Macht, welche die Menschen errettet; Erste Grundsätze der Philanthropie; Nachbarschaftsgilden; Omar, der agnostische Dichter Persiens; König Lear; Das Buch Hiob; Religiöse Brüderschaften. Dr. Coit's Freund, der Dichter Gustav Spiller, seines Zeichens Schriftsetzer, — wenn wir nicht irren, der eigentliche Begründer der Ost-Londoner Ethischen Gesellschaft, — hat unter anderen über folgende Gegenstände gesprochen: Die Ethik im Verhältnis zum Christentum, Pflicht und Freude, Das neue Ideal des religiösen Menschen: Die Lehre des Confucius: „Arme habt ihr allezeit bei euch"; Die Sittenlehre Jesu. Der Arbeiterführer Tom Mann sprach einmal über die moralische Seite der Arbeiterfrage, ein andermal über die Erhöhung der Lebenshaltung (Standard of Life); der philosophische Schriftsteller Bernhard Bosanquet über: Einige Gedanken Robert Owen's: Ist Bildung im Ungemach eine Stütze? Im dunkelsten England; Luxus und Verfeinerung; der Ethiker J. H. Muirhead über: Die Probleme Ibsen's; Die sittliche Grundlage der sozialen Reform. Endlich nennen wir noch die folgenden Vorträge: Mr Hutton über das Evangelium der Pflicht; Mrs. Mc Callum: Alltags-Ethik; Mr. Rowlings: Landläufige Geschäfts-Ethik; Miß Henry: Christliche und nichttheologische Ethik, Mrs Mallet: Bürgerpflichten; Miß Collet, M. A.: Moralische Erzählungen: Mr Gould: Die ethische Seite von General Booth's System; Mrs. Macdonald: J. J. Rousseau, der Reformer, Mrs Sophie Bryant, Doctor of Science: Die heroischen Tugenden; Miß Gilliland: Frauenideal; Mr Wright: Die ethische Bedeutung des Sozialismus; Mrs. Morgan Brown: Das politische Stimmrecht der Frauen; Mr Morgan Brown: Tolstoi und das Christenthum; Miß Gruner: Die ethische Lehre von Dante's Leben und Wirken; Mr. Husband: Emerson; Mr Wallos: Robert Owen's Leben; Mr. Lansbury: Die Arbeiterfrage; Mr. Grant: Moral in der Politik

In den Sommermonaten, an welchen die Sonntagsvorträge ausfielen, wurden monatlich ein- oder mehrmals an Sonntag-Nachmittagen unter freiem Himmel (im Viktoria-Park) Versammlungen abgehalten. Beispielsweise hielt Dr. Stanton Coit einmal eine Ansprache über Sonntagsschulen, ein andermal sprach er über die Notwendigkeit einer moralischen Bewegung in der Religion; Mr Spiller sprach einmal über die ethischen Gesellschaften und ihr Werk, ein andermal über die Unabhängigkeit der Moral

Während neun Monaten pflegt alle vierzehn Tage ein Abend Diskussionen gewidmet zu werden. Entweder werden Abhandlungen verlesen und besprochen, oder man knüpft die Besprechung an die Lektüre ethischer oder sozialpolitischer Bücher

Bereits zwei Jahre nach ihrer Begründung richtete die Gesellschaft eine ethische Sonntagsschule ein, welche durchschnittlich 25 Teilnehmer von 6 bis 14 Jahren hat, die in drei Klassen unterrichtet werden. Beim Moralunterricht werden auch Biographieen benutzt. Zum Gebrauche für diese Schulen hat Mr. Gustav Spiller unter dem Titel: „Songs of Love and Duty" („Gesänge der Liebe und Pflicht"), London, Watts & Co., 1894, eine Sammlung ethischer Gedichte herausgegeben, darunter auch eine Anzahl seiner eigenen, die sich durch Adel der Gesinnung auszeichnen. Die Schüler haben eine kleine ethische Bibliothek (über 100 Bücher) und verschiedene Zeitschriften. Sie machen zuweilen Ausflüge aufs Land, besuchen Museen und veranstalten kleine Feste.

Auch die erwachsenen Mitglieder machen im Sommer häufig gemeinsame Partien. Monatliche gesellige Zusammenkünfte wirken gleichfalls darauf hin, daß die Mitglieder freundschaftlich in Verbindung treten

Die Gesellschaft hat sich vor kurzem ein eigenes Heim geschaffen: sie hat mit einem Kostenaufwand von nur 240 Lstr (gegen 4800 Mk.), wovon die Hälfte von den Mitgliedern aufgebracht wurde, die andere Hälfte von Geschenken stammt — darunter 50 Lstr. (über 1000 Mk.) von der New-Yorker Gesellschaft für ethische Kultur, — sich ein eisernes Gebäude errichtet, welches einen etwa 150 Personen fassenden Saal und zwei Zimmer enthält, alles heizbar. Für Boden-Pacht und Steuern ist jährlich gegen 16 Lstr (etwa 320 Mk.) zu zahlen.

Obwohl die Gesellschaft nicht groß ist — sie zählt gegenwärtig ungefähr 80 Mitglieder, — ist sie doch ein nicht unwichtiger sozialer Faktor geworden. Einige der hervorragendsten Arbeiterführer Londons, auch Sozialdemokraten wie Mr Lansbury, gehören zu ihren Mitgliedern: „sie kommen in die ethische Gesellschaft, um sich moralische Kraft zu holen." Die Gesellschaft hat sich fortgesetzt gemeinnützig bethätigt — sei es durch pekuniäre Opfer, wie z. B. bei ihrer Unterstützung der streikenden Bergarbeiter, sei es in anderer Weise, wie z. B. bei ihrem Antrage bei den maßgebenden Behörden, in den Schulen einen von theologischen Lehren unabhängigen Moralunterricht einzuführen.

# Anzeigen.

Die vom Oktober ab im 11. Jahrgang bei **Fr. Frommann** in **Stuttgart** erscheinende Halbmonatschrift

## Die Wahrheit

herausgegeben von

**Chr. Schrempf.**

Monatlich 2 Hefte. 8°.
Vierteljährlich 1 M. 60 Pf.

bringt in den ersten Heften Aufsätze von Theob. Ziegler, J. Baumann, Wilh. Bode u. A.

Rücksichtslos ist das Blatt, wo es die Sache will, aber nie verletzend; selbst bitteren Worten merkt man das Verlangen zu heilen an.

**Abonnements bei Buchhändlern und Postanstalten. Probehefte unberechnet und postfrei.**

Soeben erschien in unserem Verlage:

## Aphoristische Grundlegung einer Philosophie des Geschehens.

Von

**Dr. Berthold Weiß.**

73 S. gr. 8. Preis 1,20 Mark.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

**Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandl.**
in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

## Naturwissenschaftliche Wochenschrift.

*Redaction: Dr. H. Potonié.*

Wöchentlich eine Nummer von $1\frac{1}{2}$—2 Bogen.

— **Preis vierteljährlich 4 Mark.** —

*Probenummern gratis und franco.*

**Ferd. Dümmlers Verlagsbuchh.**
in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

## Ein Schapirograph

neuester Construction (verbesserter Hektograph) Format 40 × 72 cm, mit allem Zubehör, ganz neu u. ungebraucht, ist statt 35 M. für 20 M. zu verkaufen. H. W. 28 durch die Expedition dieser Zeitung.

## „Unser Hausarzt“

Wochenschrift für Gesundheitspflege, Naturheilkunde u. Lebenskunst, herausg. von Dr. med. Fehlauer Berlin W. 9, kostet viertelj. 1 Mark bei allen Postämtern u. Buchhandlungen.

Probenummer kostenfrei.

Besprochen in Nr. 34 dieses Blattes:

**Zirnkin, Makrokosmos,** Grundideen zur Schöpfungsgeschichte und zu einer harmonischen Weltanschauung Versuch einer Systematik des Kopernikanismus. Preis 2 Mark.

**Verlag von E. F. Thienemann in Gotha.**

Soeben erschien im Verlag von **Gebr. Paetel** in Berlin:

## Deutsche Fürstinnen.

Von

**Lily von Gizycki,**
geb. von Kretschman.

298 Seiten.

Preis geh. 4 M., geb. 5,50 M.

Soeben erschien

## Illustrierter Weihnachtskatalog

Verzeichnis
gediegener populärer Geschenkwerke
und der
Hempel'schen Klassiker-Ausgaben.

**Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.**

**Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung**
in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

## Zwölf Geduldspiele

**Zauberquadrate, Rösselsprung-Bildungen, Boß-Puzzle, Nonnenspiel, Spaziergänge der Pensionatsdamen, Umfüllungs-Aufgaben, Rundreise-Spiele u. s. w.**

**für Nicht-Mathematiker**

zum Zwecke der Unterhaltung

**historisch und kritisch beleuchtet**

von

**Prof. Dr. H. Schubert in Hamburg.**

Broschiert 1,80 M, geb. 2,40 M.

Der Inhalt dieses Buches bietet für Alt und Jung im häuslichen Kreise eine Quelle anregender Unterhaltung. Es enthält weder trockene Rechen-Exempel noch abschreckende Formeln. Sein Zweck besteht vielmehr in erster Linie darin, die interessantesten von den auf Anwendung des Verstandes beruhenden Geduldspielen dem tieferen Verständnis des Publikums näher zu bringen. Das Büchlein eignet sich vorzüglich zu Geschenken, sowohl für Erwachsene, wie auch namentlich für die reifere Jugend, welcher es nicht nur angenehme Unterhaltung, sondern auch durch Schärfung des Verstandes großen Nutzen gewährt.

— Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. —

**Das erste Märchenbuch auf ethischer Grundlage!**

## Kinder- und Hausmärchen

gesammelt durch die

**Brüder Grimm.**

Nach ethischen Gesichtspunkten ausgewählt und bearbeitet

von

**Georg und Lily von Gizycki.**

Vorrätig in 2 Ausgaben:

1. **Volks-Ausgabe.** Mit 8 farbigen Bildern von F. Holbein. 288 Seiten. Oktav-Format. Gebunden 1 M.
2. **Feine Ausgabe** auf Velinpapier. Mit 8 farbigen Bildern von F. Holbein. 288 Seiten. Groß-Oktav. Eleg. geb. 2 M.

— Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. —

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW.
Zimmerstraße 94.

# Ethische Schriften

aus dem

## Verlage von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin.

**Der Moralunterricht der Kinder.** Von Felix Adler. Autorisierte Übersetzung, herausgegeb. von Georg von Gizycki. 2 M., geb. 2,40 M.

**Die ethischen Gesellschaften.** Vortrag von Prof. Felix Adler. 25 Pf.

**Die ethische Bewegung in Deutschland.** Vorbereitende Mitteilungen eines Kreises gleichgesinnter Männer und Frauen zu Berlin. Zweite verm. Auflage. 60 Pf.

**Wahrhaftigkeit.** (The Ethics of Belief.) Von William Kingdon Clifford. Autorisierte Uebersetzung von Lily von Gizycki. 60 Pf.

**Die ethische Aufgabe des Menschen.** Von Dr. Berthold Weiß. Zweite Auflage. 30 Pf.

**Die Begründung einer Gesellschaft für ethische Kultur.** Einleitungs-Rede, gehalten am 18. October 1892 zu Berlin von Wilhelm Foerster, Prof. und Direktor der Königl. Sternwarte zu Berlin. 40 Pf.

**Geistesfreiheit und Gesittung.** Ein Beitrag zum sozialen Frieden. Von Wilhelm Foerster. Zweite Ausgabe. 30 Pf.

**Die Anfänge eines neuen sozialen Geistes.** Eine öffentlicher Vortrag, im Frühjahr 1894 gehalten von Dr. Wilhelm Foerster. 60 Pf.

**Zur Ethik des Nationalismus und der Judenfrage.** Rede, gehalten am 23. November 1892 in der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur zu Berlin von Wilhelm Foerster. 30 Pf.

**Die Judenfrage ökonomisch und ethisch.** Von Dr. Fr. Lütgenau. 30 Pf.

**Kinder- und Hausmärchen,** gesammelt durch die Brüder Grimm. Nach ethischen Gesichtspunkten ausgewählt und bearbeitet von Georg und Lily von Gizycki.
Volks-Ausgabe. Mit 8 farbigen Bildern von F. Holbein. Gebunden 1 M.
Feine Ausgabe auf Velinpapier. Mit 8 farbigen Bildern von F. Holbein. Elegant gebunden 2 M.

**Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.** 1893. 1. u. 2. Heft à Heft 30 Pf.

**Die ethische Lebensansicht.** Von William Mackintire Salter. Aus dem englischen Manuscript übersetzt von G. von Gizycki. 40 Pf.

**Träume.** Von Olive Schreiner. Autorisierte Übersetzung von Margarete Jodl. Mit einer Einleitung von Dr. Friedrich Jodl. 1,60 M., eleg. geb. 2,40 M.

**Religion und Moral.** Antwort auf eine in der „Ethischen Kultur“ gestellte Frage von Graf Leo Tolstoy. Aus dem russischen Manuscript übersetzt von Sophie Behr. 60 Pf.

**„Ethische Kultur“ und ihr Geleite.** I. Nietzsche-Narren (in der „Zukunft“ und in der „Gegenwart“). II. Wölfe in Fuchspelzen (2 Kirchenzeitungen). Von Ferdinand Tönnies. 75 Pf.

**Ethische Kultur.** Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen. Jahrgang 1893. Gebunden 8 M.

**Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.**

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. —
Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2002.

# Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

## Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Herausgegeben von
**Dr. Georg von Gizycki,**
Professor der Ethik an der Universität zu Berlin.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

| II. Jahrgang. | Berlin, den 20. Oktober 1894. | Nr. 42. |
|---|---|---|





## Bewillkommnung

### neuer Mitglieder der Ethischen Gesellschaft.

Von M. M. Mangasarian in Chicago.*)

Im Namen der Chicagoer Gesellschaft für ethische Kultur reiche ich Ihnen diesen Morgen die rechte Hand als Genossen.

Wir freuen uns, daß Sie bei uns sind.

Wir fühlen uns stärker und hoffnungsreicher mit Ihnen, als wir es ohne Sie sein würden.

Indem Sie sich dieser Gesellschaft angeschlossen, haben Sie kein theologisches, philosophisches oder soziales Dogma unterschrieben. Wir haben nicht verlangt, daß Sie privatim oder öffentlich ein Glaubensbekenntnis ablegten.

Zum ethischen Programm gehört die Achtung aller Überzeugungen, weil es die Achtung des Gewissens einschließt.

Wir bewillkommnen alle Denkrichtungen, nicht aus Gleichgiltigkeit, sondern aus Grundsatz.

Wir wissen, daß ein neuer „ismus" illiberal und ausschließend werden kann. Die Ethische Bewegung ist kein neuer „ismus".

Die Ethische Bewegung ist ein neuer Einfluß.

Aber indem Sie sich dieser Gesellschaft angeschlossen, haben Sie eine Pflicht übernommen:

Dem Streben nach Wahrheit sich hinzugeben.

Sich hinzugeben — das ist das Wort.

Die Gleichgiltigen sollten nicht Mitglieder werden.

Jede Sünde kann verziehen werden, außer der Gleichgiltigkeit.

Kälte ist der Tod der Seele.

Alles Schaffen entspringt der Leidenschaft.

Die Freiheit, die Wahrheit zu suchen, die Wahrheit zu reden, die Wahrheit zu leben — das ist das Programm, das Dogma der Ethischen Gesellschaft —

Was auch Ihre persönlichen Meinungen sein mögen, Sie müssen die Rechte der ethischen Tribüne achten.

Diese Tribüne wird Ihre Rechte achten.

Wenn Sie der Tribüne die Freiheit der Rede versagen, so nehmen Sie sich selbst das Privilegium, ein freies Wort zu hören.

Wenn die Tribüne unseres Sprechers die Zustimmung der Hörer forderte, so würde sie sich selbst des Privilegiums berauben, zu einem freien Volke zu sprechen.

Wenn ich Ihnen meine größten Gedanken vorenthielte, so würde dies meinen Mangel an Vertrauen zu Ihnen beweisen.

Und wenn Sie der Freiheit Ihres Sprechers Grenzen ziehen wollte, so würden dies Ihren Mangel an Vertrauen zur Wahrheit darthun.

*) Von der Redaktion aus dem Englischen übersetzt.

Lasset Freiheit sein, und es wird Licht sein. —

Aber wir müssen die Freiheit nicht mißbrauchen.

Heuchelei ist stets unsittlich.

Aber Schweigen ist oft eine Pflicht.

Das Wort „absolute Freiheit" klingt stärker als das Wort „vernünftige Freiheit". Nichtsdestoweniger ist die letztere die einzige thunliche Freiheit. —

Die Ethische Bewegung macht auf Originalität keinen Anspruch. Wenn ich mich in meiner Auffassung ihres Geistes nicht irre, so ist ihre Aufgabe nicht, eine neue Offenbarung, sondern eine neue Belebung zu bringen.

Wir haben kein besonderes Buch, welches inspiriert oder von einem Propheten auf dem Gipfel eines Berges oder in einer Höhle geschrieben worden ist.

Aber in allen Bibeln der Welt finden wir unsern Text. —

Die geistige Natur zu beleben, das Individuum und durch das Individuum die Gesellschaft zu reformieren, Gerechtigkeit einzusetzen und in allen Verhältnissen des Lebens die Reinheit zu pflegen, ist der Zweck, welcher die Ethischen Gesellschaften Amerikas und Europas ins Dasein gerufen hat.

Sympathisieren Sie mit diesem Ziele? —

Noch ein Wort möchte ich sagen, indem ich Sie willkommen heiße. In allgemeinen Wendungen von Gerechtigkeit, Wahrheit und Reinheit reden, ist nicht genug.

Wenn wir es verdienen wollen, Mitglieder dieser Gesellschaft zu sein, wenn wir der Ethischen Bewegung Ehre machen wollen, so dürfen wir nicht einen Tag vergehen lassen, ohne etwas zur Verwirklichung der ethischen Ideale zu thun.

Wir müssen an einem ernsten Kampfe teilnehmen

Gegen Unmäßigkeit;
Gegen Unredlichkeit im Geschäft;
Gegen die Unterdrückung der Schwachen durch die Starken;
Gegen Ungerechtigkeit gegen Arbeiter oder Unternehmer;
Gegen Abgötterei in allen ihren Formen;
Gegen das Streben nach Lust um der Lust willen;
Gegen Unreinheit im Thun und Denken;
Gegen den Mißbrauch öffentlichen Vertrauens zu privatem Vorteil;
Gegen die Gewinnsucht, die, wenn sie sich unserer bemächtigt hat, alle höheren Ideen fernhält;
Gegen die Heuchelei.

Wenn in den alten Kirchen Ketzerei den Unglauben an die Dreieinigkeit, die göttliche Inspiration der Bibel oder die ewige Verdammnis bedeutet, so bedeutet in der Ethischen Bewegung Ketzerei die Untreue gegen die eigenen höchsten Gedanken.

Das Gute kennen und es nicht so zu lieben, daß man es thut, heißt ein Ketzer sein. —

Noch einmal heißen wir Sie herzlich willkommen.

Wir laden Sie ein, mit uns die Freuden freien Denkens zu teilen.

Wir wünschen für Sie all' den Trost, den es spendet. Zudem hoffen wir, daß durch Ihre Hingabe die Ethische Gesellschaft an Kraft und Nützlichkeit wachsen und andere Männer und Frauen an sich ziehen wird, welche gerade nach einer solchen Gemeinschaft Heimweh fühlen.

## Benoit Malon und sein Werk.

Von H. Thurow in Davos (Schweiz).

Frankreich, das Mutterland der bürgerlichen und proletarischen Emanzipationskämpfe, war während der letzten Jahrhunderte reich an großen Reformatoren. Aus allen bedeutenden geschichtlichen Ereignissen tritt uns ihr oft durch diese Ereignisse selbst verzerrtes, doch immer sympathisches Bild entgegen. Aber während wir oft voll innerer Bewegung dieser längst zu Staub gewordenen kraftvollen Gestalten gedenken, die ehemals als Führer und Rufer im Streit für den Fortschritt der Menschheit kämpften, vergessen wir, daß auch die Gegenwart deren nicht ermangelt. Bei dem kosmopolitischen Charakter der modernen Emanzipationskämpfe ist ihre Zahl sogar eine sehr bedeutende.

Keiner aber vielleicht hat in höherem Maße die ganze Bedeutung und die ganze Vielseitigkeit der civilisatorischen Bestrebungen der Gegenwart in seinem eigenen Streben verkörpert, als der Franzose Benoit Malon.

Wer kennt bei uns Malon auch nur dem Namen nach? Sehr wenige. Trotz seiner glänzenden Verdienste um den sozialen und sittlichen Fortschritt der Mitwelt ist er in Deutschland so gut wie unbekannt geblieben. Als am 13. September vorigen Jahres seine sterbliche Hülle den Flammen des Crematoriums übergeben wurde, hat man sich zwar auch bei uns hier und da seiner erinnert — seines reichbewegten Lebens und der Opfer die er namentlich der Sache des Proletoriats dargebracht, aber die geistige Bedeutung des Mannes, seine Ideenrichtung blieb unbeachtet. Diese Lücke auszufüllen und namentlich einige Andeutungen zu geben über die Stellung Malons und seiner Anhänger zum sogenannten deutschen Sozialismus ist der Zweck dieser Zeilen.

Der Verfasser der Morale sociale ist Eklektiker. Er hält sich an kein besonderes System und erhebt nicht den Anspruch, als Schöpfer eines neuen Systems betrachtet zu werden. Der Sozialismus ist ihm der Inbegriff aller kulturellen Bestrebungen, ist „die synthetische Endung aller fortschrittlichen Thätigkeit der gegenwärtigen Menschheit.“ Demnach ist mit der endgültigen Umgestaltung der gesellschaftlichen Organisation im Sinne des Kollektivismus sein Inhalt nicht erschöpft. Sein Ziel ist neben der wirthschaftlichen Gerechtigkeit die sittliche Vervollkommnung der Individuen, und dieses Ziel ist nur erreichbar durch eine gleichzeitige Agitation auf allen Gebieten des geistigen Lebens.

Diese Auffassung, die Malon als **integrale** (alle Gebiete umfassende) bezeichnet, befindet sich nach ihm in voller Übereinstimmung mit unserer Kenntnis der soziologischen Entwickelungsgesetze, ist auf dieser Kenntnis basirt. Weil die menschheitliche Entwickelung eine vielseitige ist und die ihr zu Grunde liegenden Faktoren „nicht nur wirtschaftlicher, sondern auch noch religiöser, philosophischer, politischer, ästhetischer, **sentimentaler***) Natur sind — weil alle diese treibenden Kräfte auf einander einwirken, sich abstoßen oder combinieren, kreuzen oder parallelisieren, um die Natur und Bewegung der Civilisation zu bestimmen,“ deshalb muß die sozialistische Agitation eine integrale sein und sich auf alle Gebiete menschlicher Aktivität erstrecken.

*) Das Wort hier nicht in der Bedeutung von übertriebener oder unmotivierter Empfindelei, die es im deutschen Sprachgebrauch erhalten. Unter **sentimental** abgeleitet von **Sentiment**, will der Verfasser nichts anderes verstanden wissen, als die Neigung des Menschen, dem Impuls seiner natürlichen Gefühle zu folgen.

Hat sich Malon damit in einen feindlichen Gegensatz zum wirtschaftlichen Materialismus gestellt, der die gesellschaftliche Entwickelung in letzter Instanz als das Resultat der technisch-ökonomischen erklärt? Bis zu einem gewissen Grade sicherlich. Aber das eingehende Studium der Marx'schen Geschichtsphilosophie, an die er nicht den Maßstab subjektiver Neigungen legte, hat ihn davor bewahrt, die in manchen Punkten grundlegende Bedeutung derselben zu verkennen. Die theoretische Basis der modernen sozialistischen Bestrebungen erscheint ihm nicht als eine a priori verfehlte, sondern als eine unvollkommene, der Ergänzung bedürftige. Demgemäß stellen sich uns seine Einwendungen dar nicht in der Form einfacher Negationen, sondern als eine Reihe sehr bedeutsamer Amendements. — Wir zeigten schon, wie richtig Malon den Causalzusammenhang und die Wechselwirkung der Dinge auffaßt, und daß er darum durchaus dialektisch denkt. Es fällt ihm nicht ein, den ideologischen Momenten der geschichtlichen Entwickelung eine gesonderte, selbständige historische Wirksamkeit zuzuschreiben, oder besser, die erwähnten religiösen, philosophischen, politischen, ästhetischen, Gemüts-Faktoren als vom wirtschaftlichen Entwickelungsprozeß unabhängige, gleichsam über ihm stehende Kräfte aufzufassen. Er bestreitet nicht, daß ihre eigene Entwickelung alle früheren Geschichtsepochen hindurch dem dominirenden Einfluß, der souveränen Aktion der wirtschaftlichen Bedingungen unterworfen war; aber er findet, daß ihre rückwirkende Kraft, die Macht der Ideen und des Gefühls, unterschätzt wird. Der unleugbare Einfluß dieser Faktoren auf die Gestaltung der menschlichen Verhältnisse wird seiner Auffassung nach von den Vertretern der Marx'schen Doktrin bei der täglichen Propaganda zu sehr außer Acht gelassen.

Es könnte scheinen, daß diese Einwendung, durch die Malon, wie schon angedeutet, noch nicht die Grundlage der materialistischen Geschichtsauffassung angreift, an und für sich zu belanglos sei, um ein besonderes Eingehen auf dieselbe zu rechtfertigen. Aber erst in ihren Konsequenzen offenbart sich ihre Tragweite, und sie würde um so mehr eine Würdigung von berufener Seite verdienen, als eine Reihe von geistig hochstehenden Männern sie zu der ihrigen gemacht hat. Ich erinnere hier, um nur die Bedeutendsten zu nennen, an Piager, Georges Renard, Jean Jaurès, Delon, Rouanet u. s. w., die in allen wesentlichen Punkten, und namentlich in diesem, die Auffassung Malons teilen. Ihrer Meinung nach führt die Nichtbeachtung oder Unterschätzung der genannten Faktoren, jener zwei Formen des menschlichen Bewußtseins, Gedanke und Gefühl, zu folgenden Übeln, die innerlich ein einziges bilden:

Erstens bedingt die in ihr zum Ausdruck gelangende Einseitigkeit in der Auffassung der gesellschaftlichen Entwickelung eine Einseitigkeit in der Auffassung ihrer Ziele, eine Beschränkung dieser Ziele selbst. Wenn man sich einzig auf die ökonomische Entwickelung als die große Bewegerin der gesellschaftlichen Verhältnisse beruft und die ihre Bahn kreuzenden und sie selbst modifizierenden Faktoren unterschätzt, dann muß man konsequenterweise alle Bestrebungen als unnütz betrachten, deren Ziele sich nicht mit den Endresultaten dieser ökonomischen Entwickelung decken. „Man hat,“ sagt Malon in seinem Précis de Socialisme, „den großen sozialen Protest, welcher die moderne Gesellschaft erschüttert, auf das strikte Maß einer anti-kapitalistischen Forderung, auf eine einfache Mehrwertfrage zu reduzieren gesucht.“ Und man hat demgemäß nach ihm auch in der Verwirklichung dieser anti-kapitalistischen Forderung, in der Lösung dieser Mehrwertfrage die Ziele der sozialistischen Bewegung erblickt. So bedeutsam und so unerläßlich nun auch die Realisierung dieser wirtschaftlichen Bestrebungen für die spätere Entwickelung und im Interesse der leidenden Proletariermassen sein mag, so erscheint Malon doch das damit erreichte Ziel nicht als die größtmöglichste Summe erreichbaren Fortschritts. Es erscheint ihm auch nicht umfassend genug, um alle schlummernden Keime des Guten, die bei unzähligen Individuen nur in einem dunkeln Drange

des Gefühls sich äußern, zur Entfaltung zu bringen, oder deutlicher, um das Wollen und Vermögen aller leidenden und strebenden Menschen sich dienstbar zu machen. Unsere Sorge und Sympathie erklärt er, darf sich nicht einmal auf die Menschen allein beschränken, sondern muß alles Lebende umfassen. Sie muß sich auch des leidenden Tieres erbarmen und soviel wie möglich die Wunden heilen, die ihm unsere Roheit geschlagen. Die Beseitigung aller sozialen und sittlichen Übel muß unsere Aufgabe sein, und um diese wirksam zu erfüllen, „muß der Sozialismus sich in den universellen Schmerz versenken, alle Bestrebungen zum Bessern fördern, aus allen Quellen des Enthusiasmus und der Aufopferung schöpfen.“ Vor allem aber darf man nicht vergessen, daß keine große materielle Umgestaltung möglich ist, wenn sie nicht mit einer großen moralischen Hand in Hand geht. Deshalb muß es unsere Aufgabe sein, neben der Veränderung des wirtschaftlichen Milieu auch der ethischen Läuterung der Gefühle unsere Aufmerksamkeit zu schenken.

In zweiter Linie führt jene Auffassung zu einem in agitatorischer Hinsicht gefahrdrohenden Fatalismus. „Wir leugnen nicht,“ sagt Georges Renard, „daß die Gegenwart die Elemente dessen enthält, was eines Tages sein wird, aber wir schließen nicht verwegenerweise: diese oder jene Thatsache tritt mit absoluter Notwendigkeit in die Erscheinung. Denn wir wissen, daß die Voraussicht einer Thatsache genügen kann, um sie zu verhindern .... Wir behaupten, den Kollektivismus als das unvermeidliche Resultat der sozialen Entwickelung erklären, scheint dessen Anhänger einzuladen, die Hände in den Schoß zu legen, die Verhältnisse machen zu lassen, sich die Mühe jeder Propaganda zu sparen.“*)

Malon selbst äußert sich nicht weniger skeptisch: „Die natürliche Entwickelung der Gesellschaft ist nicht notwendig fortschrittlich; in einer gegeben Situation sind immer, wie Fourier sagte, mehrere Auswege möglich, und damit das von den Ereignissen mühsam dahingezogene Gefährt, welches das heilige Kleinod des universellen Glückes birgt, immer in der Richtung einer humaneren und höheren Zivilisation sich bewege, bedarf es des Fackelscheins mächtiger Gedanken, welche die Bahn erhellen und in die Zukunft hineinzünden, und des beständigen Druckes individueller und kollektiver Aufopferung, wie sie die idealistische Auffassung der Hingabe seiner selbst an das Gemeinwohl gebietet.“

Wir könnten der obigen eine Reihe analoger Auslassungen hinzufügen, verzichten aber mit Rücksicht auf den beschränkten Raum dieser Zeitschrift darauf. Ein drittes Übel müssen wir aber noch kurz erwähnen, das nach Malon und seinen Freunden ebenfalls nur die natürliche Konsequenz der Unzulänglichkeit der Marx'schen Entwickelungstheorie ist: Es wird bei der täglichen Propaganda zu ausschließlich an das Klasseninteresse und zu wenig an die altruistischen Seiten des menschlichen Herzens appellirt. „Das von Marx einzig angerufene Klasseninteresse — erklärt einer von Malons Mitarbeitern — beruht auf einer gesellschaftlichen, aber relativen Thatsache, die man nicht im Ernst aus dem Gebiet der Theorie in die Praxis des Alltagslebens übertragen kann. Hier ist das Klasseninteresse einer Menge von sekundären Umständen unterworfen, die imstande sind es zu neutralisieren. Die wirtschaftliche Solidarität, der man keine andere Basis giebt, bricht sich im Leben des Arbeiters an direkteren Beziehungen, von unmittelbarerem Interesse, welches der Arbeiter nicht seinem Klasseninteresse opfern wird, wenn er nicht von einem höheren Pflichtgefühl beherrscht wird — einem Pflichtgefühl, daß der Marxismus in der Theorie verachtet, weil es nicht ausschließlich dem Mageninteresse seinen Ursprung verdankt.“

Man könnte aus diesen Zeilen Rouanet's, die Malon vollständig unterschreibt, schließen, daß man ihrerseits von einem Appell an das Klasseninteresse überhaupt nichts wissen will. Das ist falsch. Malon anerkennt den aus der Gegensätzlichkeit der Interessen resultirenden Klassenkampf als einen sehr bedeutsamen Faktor der geschichtlichen Entwickelung, folglich anerkennt er auch die Nützlichkeit und Berechtigung des Appells an das Klasseninteresse. Aber ihm erscheint die interne Ursache aller sozialen Kämpfe, der menschliche Egoismus, der erst unter bestimmten wirtschaftlichen Bedingungen zum Klassenegoismus wird, nur als der eine Hebel der menschheitlichen Entwickelung. Er ist nur der eine Endpol unserer seelischen Eigenschaften; der andere ist der Altruismus, jene angeborne Sympathie des menschlichen Wesens für das menschliche Wesen; das Bedürfnis jedes Individiums, das Glück der Andern zu mehren. „Und dieses tief wurzelnde Gefühl der Sympathie ist es, das unter verschiedenen Formen ankämpft gegen alle feindlichen Mächte der Entzweiung und des Interessenstreits, welche die Individuen, die Völker und Massen gegeneinander gewaffnet haben. Zunächst äußert sich dieser Instinkt unter religiösen und theologischen, dann unter metaphysischen Formen. Die großen Religionen und Philosophien waren nichts anderes als ein Flug in die Leere des Absoluten dieser universellen Sympathie, dieser Ahnung der menschlichen Einheit, welche von jeher im Herzen der Menschheit lebte. Die Geschichte und die Kritik haben ihre ersten Formen ausgetilgt, vernichtet jene himmlischen Phantome — unmeßbare und vage Schatten des liebenden und leidenden Menschen; aber dieser Instinkt ist geblieben, und unter sozialen Formen strebt er jetzt nach einer positiven Befriedigung ... Immer nur unter den wechselnden Formen der Geschichte hat er sich offenbart, und erst durch die historische Entwickelung, welche endlich den wirtschaftlichen Interessenstreit, der den dunklen altruistischen Hang des menschlichen Wesens neutralisierte, beseitigt, wird er seine volle Weihe erhalten.“ — Soweit Jean Jaurès; und der einflußreiche Schüler und Kampfgenosse schließt wie der Meister: Auch an die altruistischen Triebe hat der streitbare Agitator zu appellieren und nicht einzig an das Klasseninteresse.

Und ist dieser gleichzeitige Appell an den Egoismus und die Nächstenliebe, an die individuelle Aufopferung und das wirtschaftliche Klasseninteresse vom Standpunkt des sogenannten wissenschaftlichen Materialismus ein Unding? Das behaupten hieße die Relativität der Dinge verkennen und auch der materialistischen Doktrin, wie sie Marx formuliert, Zwang anthun. Nach Marx bestimmt das auf die Menschen einwirkende wirtschaftliche Milieu die allgemeine Richtung ihrer Gedanken und Handlungen, mit einem Wort, ihres Lebens — nicht nach dem klar und unmittelbar empfundenen Interesse der Individuen, sondern nach dem Instinkt und Gesetz der sozialen Kategorie, zu der sie gehören. Aber in diesen verschiedenen sozialen Kategorieen — Klassen von Menschen, die unter annähernd gleichen Bedingungen existieren — entwickelt jedes Individuum seine eigene Natur — hier egoistisch und sinnlich, dort aufopferungsvoll und hingebend, sodaß der wirtschaftliche Klassenegoismus, welcher nach Marx das eigentliche Triebrad der geschichtlichen Entwickelung bildet, die individuelle Aufopferung, die individuelle Hingabe an das Wohl des Nächsten bestehen läßt. Und ist nicht damit, wenn man in Betracht zieht, daß die Individuen nur Glieder der menschlichen Rasse sind und die in ihnen sich äußernden Gefühle deshalb notwendig auch in der Gesamtheit lebendig sind, ist nicht damit in letzter Instanz zugegeben, daß bei Gestaltung der menschlichen Verhältnisse und Beziehungen auch der Altruismus seinen Anteil hat, und zwar der Altruismus schlechthin und nicht nur als Einzelerscheinung?

So müssen Materialismus und Idealismus sich gegenseitig Konzessionen machen. Ihre eigenen Konsequenzen überbrücken die vermeintlich unergründliche Kluft, die zwischen ihnen vorhanden schien. Der Gegensatz zwischen beiden Auffassungen reduziert sich auf eine Differenz in der Darstellungsmethode, auf eine je nach Umständen stärkere oder schwächere Betonung

*) Georges Renard, Etudes sur la France contemporaine. — In dieser lichtvollen Studie über die sozialen Verhältnisse Frankreichs hat der Verfasser übrigens in glücklichster Weise die Einwendungen der Malon'schen Schule gegen gewisse Konsequenzen der Marx'schen Doktrin resümirt.

der materiellen oder ideellen Beweggründe der menschlichen Handlungen. Beide Auffassungen mit einem Wort sind nur der Ausdruck einer Summe von Endbegriffen einer und derselben Lebensanschauung. —

Malon, sahen wir, — und das ist sein großes Verdienst — appellirt an den ganzen Menschen. Er verschmäht es nicht, im Kampf zwischen Recht und Unrecht auch die sittlichen Triebe zur Parteinahme zu entflammen, weil er nicht der Meinung ist, daß die Wissenschaftlichkeit unserer Beweisführung den Appell an das Mitleid überflüssig macht. Er wendet sich an alle Hoffenden und alle Leidenden, sie begeisternd für die hohe Aufgabe eine bessere Zukunft zu erkämpfen. Denn diese Aufgabe kann zu ihrer Lösung nicht die Mitwirkung einer einzigen schwachen Kraft entbehren, weil sie alles umfaßt, was an Realisierung sozialer Gerechtigkeit, sittlicher Vervollkommnung unseres Geschlechts und selbst an Veredelung der niedern Natur im Bereich unseres Vermögens liegt.

Wenden wir uns nicht ab von der Großartigkeit dieses Gedankens mit Redensarten wie: Schwärmerei und Utopismus. Denn sowenig dem erfahrenen Steuermann die Aussicht auf die verschwommenen Umrisse der fernen Küste den Blick verschleiert für die Klippen und Untiefen der nächsten Umgebung, sowenig hat die Integralität seiner Bestrebungen an Malon die Mannhaftigkeit und nüchterne Urteilskraft des praktischen Politikers gelähmt. Keine Frage der Ökonomie, der Politik und Moral, die er nicht analysiert und popularisiert, keine dringende Reform, die er nicht vor das Forum der öffentlichen Meinung gebracht hätte. Seine ganze agitatorische Thätigkeit ist mit der Geschichte der französischen Demokratie aufs engste verknüpft.

Und vergessen wir schließlich nicht, daß Benoit Malon persönlich mehr war als ein bedeutender Theoretiker und talentvoller Agitator: er war ein grundedler Mann. Als echter Reformator suchte er seine persönlichen Handlungen in Einklang zu bringen mit den Prinzipien die er vertrat. Der Altruismus, den er pries, war für ihn kein bloßes Aushängeschild; die Gefühle der Sympathie und des Mitleids mit allem was da leidet, die er bei seinen Zeitgenossen zu heller Glut entfachen wollte, waren auch der hervorragendste Zug seines eigenen Wesens. Und diese schlichte, aber tiefe Herzensgüte wird dereinst Malons Ruhm erhöhen und ihn als einen der Besten erscheinen lassen, welche an der stürmischen Wende des neunzehnten Jahrhunderts für die Sache der sozialen und sittlichen Wiedergeburt gestritten haben.

## Streifzüge durch die moderne Litteratur.

Von Lily von Gizycki.

### X.

Noch vor wenigen Jahrzehnten kam es nur selten vor, daß die Meister der schönen Litteratur die Stoffe für ihre Werke in den tiefsten Schichten des Volkes suchten und es wagen konnten, dem lesenden Publikum eine Welt des Elends vor Augen zu führen. Heute muß der Schriftsteller „ins Volk gehen“, wenn er überhaupt Leser finden will. Die dürftigsten Novellen und Romane haben Erfolg, wenn ein gefallenes Mädchen oder ein heruntergekommener Arbeiter eine Rolle darin spielen. Und das Publikum wird mit derlei Unterhaltungslektüre so überschüttet, daß es die Spreu nicht mehr vom Weizen zu sondern vermag.

Zwei der besseren modernen Bücher auf diesem Gebiete haben wir den Norwegern zu verdanken. Arne Garborgs Roman „Frieden“*) erreicht zwar bei weitem nicht sein bestes Werk „Bei Mama“, ist aber doch ein interessantes Charakterbild. Der Bauer Enoch, der nach und nach dem religiösen Wahnsinn verfällt, während sein Besitztum und seine Familie dabei zu Grunde gehen, ist eine sorgfältig ausgearbeitete Gestalt. Arne Garborg versteht es, mit anatomischer Genauigkeit das Seelenleben seiner Helden bloß zu legen; für eine psychologische Studie ist dies gewiß wünschenswert, doch auf den Leser, der unter der Bezeichnung „Roman“ eine Dichtung zu lesen erwartet, wirkt es ermüdend. Hierin sollte Tolstoy zum Muster genommen werden. Aus seinen zahlreichen kurzen Erzählungen treten uns die scharf umrissenen Gestalten lebendig entgegen, ohne daß jeder Nerv bis in seine äußersten Enden vor uns aufgedeckt wird und wir die quälende Empfindung haben, vor einem Secirtisch zu stehen. Dasselbe läßt sich in Bezug auf Gabriel Finne's „Die Kinder des Doktor Wang“*) sagen, ein Werk, das großes Talent verrät und, was die Schilderung der verschiedenen Charaktere betrifft, bedeutender ist, als Arne Garborgs „Frieden“. Trotzdem ist es eine starke Zumutung, die an den Leser gestellt wird, wenn er auf 212 Seiten nichts weiter findet, als ein düsteres Familienbild: harte Eltern, an Leib und Seele gemißhandelte Kinder, von denen keines die Fesseln abwirft, um sich selbst auf die Lichtseite des Lebens emporzuarbeiten sondern welche nur noch tieferem Elend verfallen. Werke dieser Art bleiben vollständig wirkungslos, wenn die Schriftsteller nicht lernen, mit dem Auftragen dunkler Farben vorsichtiger umzugehen.

John Henry Makay hat in seiner „Geschichte ohne Handlung“: „Die letzte Pflicht“**) das richtige Maß inne zu halten gewußt. Dieser arme Dorfschullehrer, der plötzlich nach Berlin, der „Stadt seiner Jugend“, gerufen wird und nun seinen einzigen Freund sucht, den er schließlich als Leiche wiederfindet, ist eine Gestalt, die sich dem Gedächtnis fest einprägt. Die Umgebung dieser Gestalt, Berlin N. im ersten Frühling, enge, dumpfe Gasthofsräume, von Regen überflutete Straßen, das schwüle Zimmer der Dirne und die kahle Begräbnisstätte der Armen, vereinen sich zu einem Gemälde, dessen trübe Farben sorgfältig gegeneinander abgetönt erscheinen, und von dem man sich ergriffen fühlt, aber nicht angeekelt abwendet.

Ein kleines Genrebild, „Das Liebesheim“***) von Gestur Pálsson, gehört in diese Sammlung, die freilich nicht nach jedermanns Geschmack sein mag, weil sie nur Bilder der Nachtseite des Lebens enthält. Im „Liebesheim“ auf Island wohnt eine sehr reiche, sehr fromme Bäuerin, die drei Männer überlebt hat und über ihren Sohn dasselbe strenge Regiment führt, wie über Haus und Hof. Sie hat ihn so biegsam gemacht wie ein Rohr, sie hat alle Selbständigkeit aus ihm herausgeprügelt; nicht einmal seine Liebe zu der armen Magd vermag er ihr gegenüber zu verteidigen. Die schöne Anna wird fortgejagt, ihr Kind nimmt die Bäuerin zu sich — aus Liebe und Güte! Der Sohn heiratet gehorsam die alte Tochter des Pfarrers, der der beste Freund ihrer Mutter ist. Er findet nicht genug Worte des Ruhms, um das „Liebesheim“ zu preisen. Als sie Anna am Tage nach der Hochzeit im Flusse finden, läßt die fromme Bäuerin die Selbstmörderin begraben — aus Liebe und Güte, und erwirbt sich das Lob aller Frommen im Lande. — Der Wert der Novelle liegt nicht nur in der trefflichen Zeichnung der Charaktere — der frömmelnden, dabei hartherzigen und sinnlichen Bäuerin, des redegewandten, schlauen Pfarrers und seiner scheinbar demütigen, berechnenden Tochter, und des haltlosen Sohnes, — sondern auch in der knappen Form. Auf 46 Seiten sagt uns der Autor alles, was er zu sagen hat, und ohne daß die Tendenz augenfällig hervortritt, geißelt er mit feiner Ironie die sogenannte „christliche Bruderliebe“, die nicht nur in Island so seltsame Blüten treibt.

*) Frieden. Von Arne Garborg. S. Fischers Verlag. Berlin. 1894.

*) Die Kinder des Doktor Wang. Von Gabriel Finne. S. Fischers Verlag. Berlin. 1894.

**) Die letzte Pflicht. Von John Henry Makay. Berlin. S. Fischer's Verlag. 1893.

***) Das Liebesheim. Novelle von Gestur Pálsson. Aus dem Neu-Isländischen übersetzt von Dr. Carl Küchler. Leipzig. Gustav Fock. 1894.

Die besten Schriftsteller sind zweifellos diejenigen, die nicht nur mit dem Verstande arbeiten und darauf ausgehen, den Leser durch die Ergebnisse ihres Nachdenkens zu fesseln, sondern deren Herz, deren heiße Liebe oder grimmiger Haß aus ihrem Werke zu ihm spricht. Zu solchen Schriftstellern gehört der Verfasser der „Juden von Barnow“*), Karl Emil Franzos. Innige Liebe zu seinen armen Stammesgenossen, den Juden in Podolien, kräftiger Haß gegen Aberglauben und tyrannische Unterdrückung haben ihm die Feder geführt. Jede einzelne dieser Geschichten ist ein Kabinettstück, aus dem der Kulturhistoriker lernen kann, das den Künstler entzücken muß und dem Ethiker Stoff zum Nachdenken giebt. Der Verfasser hat in seinen Kulturbildern aus Halb-Asien, denen das vorliegende Werk voranging, gezeigt, daß er den Bestrebungen seiner Jugend treu geblieben ist, und er hat in seinem Roman „Ein Kampf ums Recht“ eine Waffe gegen den Antisemitismus geschmiedet, wie sie keinem anderen gelungen ist; aber an poetischer Kraft und jugendlichem Feuer erreichen diese Werke die „Juden von Barnow“ nicht. Jede einzelne Gestalt tritt plastisch hervor: der unversöhnliche Vater der schönen Esther und der edle Nathan, der seine Gattin frei giebt, weil sie ihm nur gezwungen folgte und einen anderen lieben lernt; die schöne Jütta, des Starosten Gattin und die arme Esterka Regina, die ihr Herz den Satzungen ihres strengen Volkes opfert; David, der Sohn des Rabbi, der in die Welt hinauszog, um zu lernen, und, von ihr zertreten, als stiller Wohlthäter der Armen in die enge Judengasse zurückkehrt. — Ein Künstler hat sie geschaffen, kein Schriftsteller, der seine Gestalten nur deshalb ins Leben ruft, um eine Tendenz in ihnen zu verkörpern. Damit soll nicht der Stab über diese Schriftsteller gebrochen werden. Sie sind nicht schlechter als jene, aber sie sind von anderer Art, und von einem andern Standpunkt aus muß man sie beurteilen. Wir müssen bei der Kritik ihrer Werke zuerst fragen: ist die Tendenz ethisch zu rechtfertigen? während wir die Werke eines Dichters zuerst auf ihre psychologische Wahrheit und ihre poetische Schönheit zu prüfen haben.

Zu den Tendenzschriftstellern gehören alle diejenigen, welche, Bellamy's Beispiel folgend, sozialpolitische Romane schreiben, wie William Morris, Hertzka, Neupauer und der Amerikaner Robert H. Cowdrey. Ohne Hertzkas Werk vorher gekannt zu haben, vertritt er in seinem Roman „Millionär und Vagabund“**) dieselben Ansichten wie dieser. In einem wesentlichen Punkt unterscheidet er sich freilich von ihm: in seiner Kolonie „Freiland“ ist der Boden herrenlos, aber der Privatbetrieb mit Lohnarbeitern bleibt bestehen. Um der Neubildung der alten kapitalistischen Ausbeutungswirtschaft vorzubeugen, stellt er jedem Arbeiter, der den vollen Ertrag seiner Arbeit nicht zu erhalten glaubt, frei, sich auf dem vorhandenen Grund und Boden selbständig zu machen. Da der Arbeitgeber auf diese Weise seiner Arbeiter nie sicher ist, zahlt er, so meint der Verfasser, den höchstmöglichen Lohn. „Das freie Spiel des Wettbewerbes regelt diese Dinge“, sagt der Held des Romans, der einstige Vagabund, zu seinem Besucher, dem Millionär Sears. Er überzeugt ihn von der Vortrefflichkeit der Einrichtungen in seiner Kolonie. Ob er jedoch den unbefangenen Leser zu überzeugen vermag, ist fraglich. Daß der Arbeiter sich dadurch selbständig zu machen vermag, daß er sich ein Stück des freien Bodens aneignet, daß er, der über nichts weiter, als über die Kraft seiner Fäuste verfügt, die Konkurrenz mit den Maschinen des Nachbars aufzunehmen im stande ist, kommt mir unwahrscheinlich vor. Die Teile des Romans, in denen gegenwärtige Zustände behandelt werden, sind jedenfalls denen, welche zukünftige darzustellen versuchen, bei weitem vorzuziehen.

Die Geschichte von Käte, der Nähterin, die schließlich aus Verzweiflung der Schande in die Arme getrieben wird, und von ihrem Bruder Johnny, dem Kohlenarbeiter, ist ergreifend. Der Kohlengrubenstreik, dem er als tapferer Führer der Arbeiter gegen die bewaffnete Macht zum Opfer fällt, ist mit großer Lebendigkeit geschildert. Das menschenfreundliche Herz des Autors spricht aus dem ganzen Buche zu uns, und wenn ihm auch die Lösung des großen Hungerrätsels noch nicht gelungen ist, so gehört er doch zu denen, die an der Lösung arbeiten und andere zur Mitarbeit anregen.

Die Anregung, welche von den Tendenz-Romanen ausgeht, ist von großem Wert. Menschen, die eine ernste Abhandlung über Fragen des sozialen Lebens nur selten in die Hand nehmen, werden durch Werke der schönen Litteratur ohne Wissen und Willen in diese Ideenkreise eingeführt und häufig veranlaßt, nun auch wissenschaftliche Schriften darüber zu lesen. Es ist daher freudig zu begrüßen, wenn auch die Vorkämpferinnen der Frauenbewegung sich dieses Mittels bedienen, um die Herzen für ihre Sache zu erwärmen und die Köpfe aufzuklären. Hedwig von Alten, die zu denjenigen deutschen Frauen gehört, welche in der Frauenfrage mehr sehen, als den Kampf der „höheren Töchter“ um das Universitäts-Studium, hat in den mir vorliegenden drei Büchern*) Vortreffliches geleistet. Was der brave alte Burchhard in der Erzählung „Morgenrot“ seiner jungen Schülerin Maria schreibt: „Werfen Sie die ‚höhere Tochter‘ zum Teufel und werden sie, was Zola so schön von seiner idealsten Frauengestalt, von Pauline sagt: la vierge savante,“ das ruft sie allen Frauen zu, und zwar so laut, so dringend, daß Jede es hören muß. Und die starke Hoffnung, welche derselbe Mann in Worte faßt, wenn er sagt: „Ich sehe das Morgenrot einer besseren Zeit! .... Mit den Ketten der Armen und Elenden werden auch die Ketten der Frau fallen“, beseelt auch die Verfasserin, trotzdem sie die Wunden unserer Zeit deutlicher sieht, als viele ihres Geschlechtes. Maria, die Heldin der Erzählung „Morgenrot“, wird la vierge savante und beschließt für die Befreiung ihres Geschlechtes mit allen Kräften zu kämpfen. Ihr Leben, das bis dahin zwar friedlich, aber inhaltlos gewesen war, bekommt nun durch die Erkenntnis all des Elends auf Erden einen Inhalt, der es ganz ausfüllt. Ist es möglich, so fragt sie sich selbst, daß angesichts alles dessen, was zu arbeiten und zu erkämpfen ist, Frauen leben, die nicht wissen, womit sie die Zeit tot schlagen sollen; daß es immer noch verknöcherte, mißmutige „alte Jungfern“ giebt, die sich um nichts zu kümmern wissen, als um häßlichen Klatsch?!

Mit einem Mitleid, das sich nicht in schönen Worten und Seufzern ausgiebt, wendet sich Maria den Unglücklichsten ihres Geschlechtes zu, den „Gefallenen“. „Warum spricht man stets von gefallenen Frauen und niemals von gefallenen Männern? Warum giebt es nicht eine allgemein gültige Moral, sondern zwei? Ein erbarmungsloses Moralgesetz, das die Frauen, die außerhalb der Ehe leben, zum Cölibat zwingt, und wenn sie das nicht halten, sie mit Verachtung straft, zermalmt, vernichtet, kurz – fallen läßt, und zwar so tief wie möglich! Und ein zweites harmloses kleines Morälchen für die Männer, das eigentlich nur der Form wegen da ist und das zu übertreten in den meisten Fällen keinerlei Schande oder Nachteil nach sich zieht? Der Mann fällt nicht, aber er läßt die Frau fallen, an der und mit der er sündigte.“ „Wie die Arbeitergesetze nicht etwa zum Schutz des Arbeiters gegen den Arbeitgeber da sind, sondern umgekehrt, so“, fährt Hedwig von Alten fort, indem sie Marias Gedankengang schildert, „sind auch die Gesetze, welche das Recht der Frau betreffen, lediglich zur Sicherung der Vorrechte des starken Geschlechtes vorhanden.“

*) Die Juden von Barnow. Geschichten von Karl Emil Franzos. Fünfte Auflage Stuttgart. Verlag von Adolf Bonz und Co. 1894.

**) Millionär und Vagabund. Sozialer Roman von Robert H. Cowdrey. Übersetzt von Leopold Katscher. Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag. 1893.

*) Zwei Geschichten aus dem vollen Leben. Von Hedwig von Alten. Zürich. Verlags-Magazin, J. Schabelitz

Neue Geschichten aus dem vollen Leben. Von Hedwig von Alten. Zürich Verlags-Magazin, J. Schabelitz

Der Mörder. Von Hedwig von Alten. Großenhain und Leipzig. Verlag von Baumert und Ronge.

Verschiedene ihrer Erzählungen haben das Loos derer zum Inhalt, die dem „Vorrechte der Starken" geopfert werden. Am bedeutendsten ist die Novelle „Der Mörder", und es gehörte Mut dazu, sie in die Welt hinauszusenden. Mörder dieser Art giebt es zahlreiche, auch in der besten, der „wohlanständigsten" Gesellschaft; es verfolgt sie kein Staatsanwalt und nicht einmal die öffentliche Meinung.

Graf Klarenbach war ein reicher, lebenslustiger Mann. Er hatte seine Jugend nach allen Richtungen hin „genossen", und fühlte nun das Bedürfnis nach einer angenehmen Häuslichkeit; auch hatte er ja als Majoratsherr die Verpflichtung, dafür zu sorgen, daß er nicht ohne Erben bliebe. Die Hofgesellschaft riß sich um ihn, war er doch eine „glänzende Partie", ein „charmanter Kavalier"; schließlich wählte er die jüngste und schönste unter den jungen Mädchen, die von vorsorglichen Eltern auf den Heiratsmarkt, genannt Karneval, geführt wurden. Wohl dachte er flüchtig an sein ausschweifendes Leben, an die kürzlich überstandene Krankheit — aber sein Leichtsinn brachte die mahnende Stimme zum Schweigen. Helene Hochberg wurde seine Gemahlin. Sie liebte ihn mit der ersten, reinen Liebe, sie gab sich ihm hin als ein vertrauensseliges, unwissendes Kind. Ihre Mutterhoffnungen wurden nicht erfüllt; mit einer Fehlgeburt begann eine lange, schwere Leidenszeit für sie. Sie wollte so gern gesund sein, sie bedauerte so sehr ihren Gatten, der an ein krankes Weib gefesselt war. Endlich erfuhr sie durch eine treue Dienerin die entsetzliche Wahrheit. Um ganz sicher zu sein, ging sie unerkannt zu einem Spezialisten und wußte nun, wer die Schuld an ihrem Tode trug. Sie brauchte nicht mehr zu trauern, daß ihr Kind nicht lebend zur Welt gekommen war, denn es wäre krank und elend geworden, wie sie. Wie schämte sie sich ihrer Liebe zu dem Manne, der so gewissenlos zu handeln vermochte! Wenigstens für die letzten Monate ihres Lebens wollte sie frei sein von ihm. Sie erklärte ihm, daß sie sich von ihm trennen wolle, und verhehlte ihm nicht, auf seine entrüstete Frage nach dem Grunde dieses „Eklats", weshalb sie ihn verabscheue und Ruhe haben wolle vor dem Tode. Ihr ganzes Leben erschien ihr nun in einem anderen Licht. Vermochte sie selbst ihre Mutter noch zu lieben, die ihr einziges Kind einem fremden Manne gegeben, dessen Reichtum und gesellschaftliches Ansehen allein maßgebend bei der Heirat gewesen waren? Und die Welt, die sie umgab, wie schlecht erschien sie ihr! Zog sie nicht einen Schleier über die schlimmsten Verbrechen? Duldete sie es nicht achselzuckend, daß Tausenden dasselbe geschah wie ihr? „Den Ruin einer unschuldigen Frau und das Erzeugen kranker, blöder, rhachitischer oder sonst mit den scheußlichen Folgen des Lasters behafteter Kinder für Sünde an der Menschheit, für eine Schande für den Vater zu halten, fällt niemandem ein." Helene starb. Einen warnenden Brief, der an diejenige gerichtet war, welche ihre Nachfolgerin werden sollte, und den sie ihrer treuen Dienerin anvertraut hatte, wußte Graf Klarenbach sich zu verschaffen — und nach zwei Jahren war er wieder verheiratet.

Es mögen viele entrüstet sein, daß etwas, was man am liebsten totschweigt, hier novellistisch behandelt wird. Wenn Graf Klarenbach sagt: „Frauen sollen nichts von solchen Dingen wissen, wenigstens anständige Frauen nicht", so spricht er damit die Gedanken vieler Männer und leider auch vieler Frauen aus. Mir scheint jedoch, daß die Verfasserin den Dank aller Frauen verdient.

Von Hedwig Dohm, die sich im Kampfe um die Befreiung der Frau einen Namen gemacht hat, liegt ebenfalls ein Band Novellen*) vor. Buddhas Ausspruch, den Hedwig von Alten citiert: „Die Ursache des menschlichen Elends ist Unwissenheit", könnte als Motto den Erzählungen beider Frauen vorangestellt werden. Zwei verkümmerte Naturen, von denen die eine moralisch, die andere geistig zu Grunde geht, schildert Hedwig Dohm in ihren beiden Novellen. Die Heldin der ersten ist ein wohlerzogenes, einfaches Mädchen, die einen Maler heiratet. Ihn fesselt die schlichte Frau bald nicht mehr; sie ist tief unglücklich darüber und schenkt schließlich einer Freundin und einem Kurmacher Gehör, die sie in ihre Schule nehmen, aus der sie als kokette Weltdame hervorgeht. Die Heldin der zweiten Novelle ist eine alte Frau, die ihr ganzes Leben über nicht dazu gekommen ist, ein Mensch, ein selbständig denkendes Wesen zu werden. Ihr Mann stirbt, ihre Kinder sind versorgt, — sie sieht plötzlich die Leere um sich her, die Leere ihres eigenen Lebens, und im Suchen nach einem Inhalt, im Kampf um eine eigene Persönlichkeit wird sie wahnsinnig. Die Entwickelung ihres Seelenlebens ist mit großer Feinheit geschildert, nur scheint mir, daß die Verfasserin im Interesse der Tendenz vielleicht etwas zu starke Farben aufgetragen hat. Ob eine Frau wie sie vierundfünfzig Jahre alt werden kann, ohne heiße Sehnsucht nach einem freieren Leben, nach geistigem Aufschwung zu empfinden, und ob dieselbe Frau, die so lange in dumpfer Geschäftigkeit dahin lebte, dann noch die Kraft zu so starken Empfindungen hat — das sind Fragen, die ein Psychologe entscheiden mag.

In die Reihe der Tendenzschriftstellerinnen pflegt man auch Bertha von Suttner zu stellen. Durch ihren berühmten Roman „Die Waffen nieder!" hat man auch ein Recht dazu. Seitdem ist ihr Name mit der Friedensbewegung unlösbar verknüpft. Und sie besitzt auch jene Eigenschaft, welche die Tendenzschriftsteller hauptsächlich auszeichnet: den Mut ihrer Überzeugung. Durch ihr bedeutendstes Werk: „Das Maschinenalter" kann sie auch zu den sozialpolitischen Schriftstellerinnen gerechnet werden. Sie kämpft darin mit schneidenden Waffen für die Befreiung ihres Geschlechtes, wie für die Befreiung der Armen und Elenden. Kein ähnliches Buch wüßte ich diesem an die Seite zu stellen, das so fesselt, so hinreißt und so zu überzeugen vermag. Da muß es Wunder nehmen, wenn die Verfasserin uns plötzlich auf einem ihr scheinbar ganz fremden Gebiete begegnet: auf dem harmloser Unterhaltungslektüre. Und doch ist auch das, was Bertha von Suttner hier leistet, so eigenartig, daß es den Geist verrät, der „Das Maschinenalter" und „Die Waffen nieder!" verfaßte. „Es Löwos"*) heißt die Geschichte eines glücklichen Ehepaares, das ganz füreinander und miteinander lebt. Sie sind arm, sie leben beide von ihrer Arbeit und haben sich eine Sprache für sich gebildet, wie das unter Ehepaaren ihrer Art leicht vorkommt. Eigentlich fehlt es der Erzählung an dem, was man für das wichtigste Erfordernis zu halten pflegt: an Handlung, an Verwickelung, an Spannung. Und sie ist auch nicht für alle Welt geschrieben. Naseweise Backfische und blasierte Jünglinge werden sich vielleicht darüber lustig machen, und hochweise Kritiker werden überhaupt nicht wissen, was sie zu dem „Unsinn" sagen sollen. Durchschnittseheleuten, die ruhig und brav nebeneinander herleben und nicht recht wissen, was das ist, herzhaft glücklich sein, wird „Es Löwos" vielleicht einen Seufzer entlocken, und nur diejenigen, die wie „Meuns" und „Meuner" zusammengehören, werden sich selbst in dem Büchlein wiederfinden, und werden die Frau, die sie bisher bewunderten, herzlich lieb gewinnen. Sie werden vielleicht nur eine ganz leise Kritik laut werden lassen, wenn sie einander fragen: „Möchten wir unser Glück aller Welt verkünden?."

Eine frische Unterhaltungslektüre für jedermann, besonders für sentimentale Fräuleins, die ihr Leid hinter Klostermauern begraben möchten, ist die Klostergeschichte von Marie Conrad-Ramlo: „Feuer!"**) Die alten und jungen Klosterfrauen sind so lebendig geschildert, als wäre die Verfasserin mitten unter ihnen gewesen. Leider ließe auch die Schilderung des Grafen Nikolaus die Vermutung zu,

*) Wie Frauen werden. Werde, die du bist. Novellen von Hedwig Dohm. Breslau. S. Schottlaender. 1894.

*) Es Löwos. Eine Monographie von Bertha von Suttner. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1894.

**) Feuer! Eine Klostergeschichte von Marie Conrad-Ramlo. München. Verlag von Dr. Albert u. Co.

daß Marie Conrad abseits der bösen Männerwelt im Kloster aufgewachsen sei, wenn wir nicht wüßten, daß sie auf den „Brettern, die die Welt bedeuten“, mitten im Leben steht, und ihr daher solche Roman-Grafen schwerlich begegnet sein werden.

Ein kleines, zierliches Büchlein mit hübschen Versen und hübschen Gedanken — ein Buch für junge Damen, die sich vom Klavierklimpern, Tanzen und Schlittschuhlaufen gern einmal ausruhen — hat Adalbert von Hanstein unter dem Titel „Der Liebesrichter“*) herausgegeben. Die alte Geschichte von belohnter Treue ist in ein neues, farbenreiches Gewand gesteckt, an dem ich weder vom ethischen noch vom ästhetischen Gesichtspunkte aus etwas auszusetzen habe. Da es weder auf- noch anregen, sondern lediglich unterhalten und den Leser auf den weichen Wogen guter Verse angenehm schaukeln will, soll ihm sein „Recht zu leben“ nicht verkümmert werden. Solche zierliche Bändchen finden noch überall einen Platz, während ein Buch wie Maurice Reinhold von Stern's „Stimmen der Stille“**) keine rechte Existenzberechtigung hat. Es enthält eine Sammlung von Gedanken über Gott, Natur und Leben, wie solche Menschen sie sich anzulegen pflegen, die Zeit haben, Alles, was ihnen durch den Sinn geht, zu notieren. Der Verfasser ist zweifellos klug, gebildet und welterfahren, er hat auch zuweilen ganz vortreffliche Gedanken, um die es schade ist, daß sie in so verzettelter Form verloren gehen; aber mir scheint, daß solche Sammlungen nur dann wertvoll sind, wenn sie von sehr hervorragenden Menschen geschrieben sind. Ein Urteil Sterns über Nietzsche ist erwähnenswert: „Beobachtet man aufmerksam, welche Kreise in der Nietzscheschen Moralphilosophie ihre eigene ethische Denkweise wiedererkennen, so darf man in der That sagen, daß die Ethik Nietzsches der getreue Ausdruck des moralischen Bankerotts des Bürgertums ist, eines Bankerotts, den sie, indem sie ihn wissenschaftlich zu verklären und zu rechtfertigen sucht, in Wahrheit nur offen deklariert. Und das ist am Ende auch ein Verdienst!“

Das Stiefkind unserer modernen Litteratur, das Aschenbrödel, das schöner ist als die prunkenden Schwestern, aber von der Menge nicht bemerkt wird, ist die Lyrik. Wir haben eine große Anzahl hochbegabter Lyriker, aber ihr Publikum ist äußerst klein. Während früher die Jugend männlichen und weiblichen Geschlechtes sich für lyrische Gedichte begeisterte, hält sie es jetzt für unter ihrer Würde, Gefallen daran zu finden. Die Aussicht, für sentimental oder schwärmerisch gelten zu können, wirkt in unserer realistischen Zeit wie ein Schreckgespenst auf Männlein und Fräulein. Und die Älteren, die sich wohl einmal durch einen spannenden Roman die Nerven kitzeln lassen, sind Gedichten gegenüber erst recht blasiert. Das Volk, das heute noch trotz aller Not und Unterdrückung warm und tief empfindende Volk ist zwar sehr empfänglich für die Lyrik alter Volksweisen und neuer stürmischer Freiheitslieder, aber für Dichtungen, in denen sich eine ihm fremde Individualität ausspricht, hat es naturgemäß kein Verständnis. Das ist traurig für den Dichter; denn, wenn er auch zunächst nur singt, um sich selbst genug zu thun, so möchte er doch gern gehört werden. Und er verdient es. Einer der begabtesten ist Arthur Pfungst. Seine soeben erschienenen „Neuen Gedichte“***) enthalten Perlen echter Lyrik, die freilich, wie es bei guten Gedichten nicht anders sein kann, ganz individuell gefärbt sind. Die Leser dieser Wochenschrift haben zwar wiederholt Gelegenheit gehabt, sich über den Dichter ein eigenes Urteil zu bilden, trotzdem mag ein Gedicht, in welchem die Stimmung des Buches am deutlichsten zum Ausdruck kommt, hier Platz finden. Mir scheint, als gäbe es auch die Stimmung dieses Streifzuges wieder: nur im Vorübergehen ist Frohsinn und Heiterkeit uns begegnet, der Grundakkord ist der Schmerzensschrei der Menschheit.

**Ich ging vorbei**

Zuweilen sah ich auf der Lebensreise,
Daß hell der Mond aus schwarzen Wolken bricht;
Da rief es wohl aus meinem Herzen leise:
„Verweile! freue dich am milden Licht
Und wähne, daß so mild das Leben sei!“
Ich dacht' an finst're Nacht — und ging vorbei

Ich sah den Winter fliehn, den Frühling nahn,
Die Lerchen sah ich auf dem Felde wieder;
Da rief mein Herz, beglückt von neuem Wahn:
„Die Vögel zwitschern ihre Frühlingslieder,
Verweile hier, denn draußen lacht der Mai!“
Ich dacht' an Wintersturm — und ging vorbei.

Ich sah gar manches Menschenkind so hold
Des Weges ziehn in seiner Jugendschöne;
Mein Sinn vergaß, daß er dem Leben grollt,
Ich lauschte auf der Liebe Schmeicheltöne.
Da scheuchte mich empor der Menschheit Schrei.
Ich dacht' an all ihr Weh — und ging vorbei.

---

# Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

## Der Gesellschaftstag in Berlin.

### 1. Tag.

Im Langenbeckhause fand am Sonnabend, den 13. Oktober, die erste Sitzung statt, die von 21 Delegierten aller Abteilungen beschickt war. Als Delegierte des Hauptvorstandes waren zugegen: Geheimrat Prof. Dr. Foerster, Herr Hugo Rheinhold, Frau Lily von Gizycki, Herr Gustav Maier-Ermatingen, Herr Paul Jaffé. Die Abteilung Berlin hatte 10 Delegierte ernannt: die Herren Rechtsanwalt Dr. Bieber, Prof. Dr. Döring, Rechtsanwalt Gerhard, Rechtsanwalt Dr. von Gordon, Rechtsanwalt Dr. Ernst Harmening-Jena, Privatdozent Dr. J. Jastrow, Prof. Dr. Bruno Meyer, Rechtsanwalt Dr. Rathe, Prof. Dr. Ferd. Tönnies-Kiel und Frau Jeanette Schwerin. Die Abteilungen Straßburg i. E. und Freiburg i. B. hatten Herrn Prof. Dr. Wislicenus-Straßburg i. E. gemeinsam delegiert; die Abteilung Königsberg war durch Privatdozent Dr. Peiser, die Abteilung Breslau durch Dr. Neißer, die Abteilung Magdeburg durch Archivar Dr. Winter, die Abteilung Frankfurt a. M. durch Dr. Pfungst-Frankfurt a. M., die Abteilung München durch Herrn Staegmeyer vertreten. Geheimrat Prof. Foerster erstattete zunächst den Jahresbericht, aus dem wir entnehmen, daß die Gesellschaft um 300 Mitglieder gewachsen ist, und daß der Zweig Königsberg sich zu einer Abteilung erweitert hat. Die Gesellschaft zählt augenblicklich 1611 Mitglieder. Die Anträge betreffend Statutenänderung standen zunächst zur Beratung. Auf Beschluß einer überwiegenden Majorität wurde von einer Änderung der Grundparagraphen Abstand genommen. Einige geschäftlich notwendige Änderungen wurden der Finanz-Kommission überwiesen. Alsdann wurde der Plan zur Eröffnung einer Akademie für ethische Kultur erörtert, der besonders in den Proff. Tönnies-Kiel und Bruno Meyer-Berlin eifrigste Verteidiger fand. Man einigte sich schließlich dahin, den Antrag Tönnies anzunehmen, dahingehend, daß die Gesellschaft demnächst probeweise mehrere ethisch-sozialwissenschaftliche Kurse für Männer und Frauen auf rein wissenschaftlicher Basis abhalten werde. Im Anschluß daran teilte Herr Rechtsanwalt Dr. von Gordon-Berlin mit, daß einige Juristen der Gesellschaft im nächsten Winter einen Cyclus von 10 populären Vorträgen über „unser Recht“ abhalten werden, deren jeder ein abgeschlossenes Bild bieten wird. Sehr lebhaft gestaltete sich die drei Stunden lang währende Debatte über den Antrag des Prof. Meyer auf Schaffung eines offiziellen Organs, dessen Abonnement für Mitglieder obligatorisch sein solle. Dabei wurde insbesondere die Haltung der Wochenschrift „Ethische Kultur“ einer eingehenden Kritik unterzogen. Indessen ging aus der Erörterung die sozial-reformatorische Partei in der Gesellschaft als Siegerin hervor, und der Antrag Meyer wurde zurückgezogen. Auch Dr. Pfungst's Antrag auf Gründung eines reinen Mitteilungsblattes mit amtlichem Charakter, aber ohne jede litterarische Füllung, gelangten nicht zur Annahme.

### 2. Tag.

Sonntag, den 14. Oktober, war Kommissions-Sitzungen, einer öffentlichen Volksversammlung und einer geselligen Zusammenkunft der auswärtigen mit den Berliner Mitgliedern gewidmet.

In der Vormittags 11½ Uhr nach dem Konzerthause einberufenen, sehr zahlreich besuchten Volksversammlung hielt Prof. Wislicenus aus Straßburg i. E. einen mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag über „Religion, Schule und Moral.“ Der Redner knüpfte an eine neulich dem Berliner Magistrat von den Stadtverordneten überwiesene Petition an, in welcher ein Vater um Befreiung seines Sohnes vom Religionsunterricht bat, und wies darauf hin, daß die ethische Gesellschaft gerade in bezug auf die Abhängigkeit der Schule

*) Der Liebesrichter. Epos von Adalbert von Hanstein. Verlag von E. Schildberger. Berlin 1893.

**) Stimmen der Stille. Von Maurice Reinhold von Stern. Zürich. Verlag von Sterns litterarischem Bulletin der Schweiz 1894.

***) Neue Gedichte. Von Arthur Pfungst. Leipzig. Verlag von Wilhelm Friedrich. 1894.

von der Kirche bessernd vorgehen wolle und deshalb vor einigen Monaten ein Preisausschreiben für Abfassung eines volkstümlichen Handbuchs der humanen Ethik erlassen habe. Man müsse verlangen, daß der konfessionelle Religionsunterricht außerhalb der Schule von den Geistlichen der betreffenden Konfessionen erteilt werde. Das ganze sei keine religiöse, sondern eine hervorragend pädagogische Frage. Durch den jetzigen Modus des staatlichen Religionsunterrichts übe der Staat einen harten Gewissenszwang auf die Dissidenten aus und stürze deren Kinder in einen argen Zwiespalt zwischen Schule und Haus. Für die Kinder der auf konfessionellem Standpunkt verbliebenen Eltern wirke die Trennung im Religionsunterricht nachteilig, da dadurch das Gefühl der Zusammengehörigkeit bei den Kindern beeinträchtigt werde. Die Konfessionen trennen die Menschen, aber diese Trennung sollte nicht in die Schule getragen werden. Auch solle die Geistlichkeit mit der Übertragung des Religionsunterrichtes in ihre Hände zufrieden sein, denn in der Schule wäre derselbe nicht immer in richtigen Händen. Aber statt des Religionsunterrichtes solle der Staat in jeder Schule einen unabhängigen Moralunterricht einrichten, weil er einmal den Moralunterricht unter steter Kontrole haben muß, was er bei dem Religionsunterricht der Geistlichkeit nicht könne, weil ferner der Moralunterricht den erziehlichen Einfluß der Schule ungemein stärke, und weil endlich, wenn der Staat auf diesen Moralunterricht verzichten und sich mit dem Religionsunterricht der Geistlichen außerhalb der Schule begnügen wolle, die Geistlichen den Anspruch auf Unterstellung der Schule unter ihrer Leitung erheben würden. Die Vorteile eines solchen Moralunterrichts präcisiert der Redner dahin, daß damit erstens jeder Gewissenszwang aufgehoben wäre; zweitens werde jemand, der der Religion entsage, doch die Moralgebote heilig halten, wenn sie nicht auf dem Glauben begründet sind, und drittens werde der Kampf der Konfessionen viel von seiner Schärfe verlieren, weil die moralische Verdächtigung der Andersgläubigen fortfalle. — Als ersten Schritt zur Einführung eines solchen unabhängigen Moralunterrichts betrachte die D. G. E. K. eben das geplante volkstümliche Moralbuch, welches ihre Ansichten auf diesem Gebiete klarlegen und eine Anweisung für die Erteilung eines solchen Moralunterrichts geben soll, so daß Eltern und Lehrer sich dadurch mit dem Stoffe und der Unterrichtsmethode vertraut machen können. Das Buch solle die Grundlage für die Verhandlungen über die praktische Einführung des Moralunterrichts bieten. Den Einwand, daß das Buch die Leser von den Konfessionen abwendig machen könne, wies Redner damit zurück, daß er bemerkte, man könne das doch niemals von einem Buch erwarten, welches nur die Moralgebote klar darlege und die Konfessionen mit keinem Worte erwähne, geschweige denn sie angreife. Anerkennend sprach der Redner sich auch über Felix Adler's Buch über den Moralunterricht aus. Er schloß mit einem Aufruf an die Gönner und Freunde der Bewegung, Hand anzulegen am gemeinsamen Werke.

## 3. Tag

Die Verhandlungen des dritten Tages wurden durch den Bericht der Finanz- und Statuten-Kommission eingeleitet. Es wurde beschlossen, die Debatte darüber zu vertagen und zunächst den Antrag des Professor Tönnies auf die Tagesordnung zu setzen. Derselbe lautet:

Der Gesellschaftstag wolle beschließen:

> Nachdem die 19. Sektion des Kongresses für Hygiene und Demographie sich am 5. Sept 1894 zu Budapest prinzipiell für den Achtstundentag und für die Abschaffung der Nachtarbeit ausgesprochen hat, nimmt die D. G. E. K. mit Genugthuung von dieser Thatsache Akt und erklärt, daß diese Reformen auch ethisch notwendige seien, mithin ihre entschiedene Unterstützung fordern.

In längerer Rede begründete Professor Tönnies seinen Antrag. Die Forderung des Achtstundentages sei keine Parteisache; Soziologen wie Hygieniker hätten sie vom wissenschaftlichen Standpunkt aus anerkannt, und vom ethischen Standpunkt aus müsse die D. G. E. K. sie anerkennen. Er wies auf die Erfolge hin, welche überall mit der Einführung des Achtstundentages verbunden gewesen seien. — Da inzwischen verschiedene Anträge eingegangen waren, welche in anderer Fassung der Forderung einer Verkürzung der Arbeitszeit Ausdruck gaben, oder verlangten, über den Antrag Tönnies ohne weitere Debatte zur Tagesordnung überzugehen, kam es zu einer längeren Geschäftsordnungsdebatte. Das Resultat war der Beschluß, über sämtliche Anträge gemeinsam zu verhandeln. Die große Mehrheit der Delegierten sprach sich gegen den Antrag Tönnies aus. Sie erklärte sich zwar für die Verkürzung der Arbeitszeit, beanstandete aber den Ausdruck „Achtstundentag“ als das Schlagwort einer Partei. Sie meinte, daß eine Erklärung für den Achtstundentag eine große Anzahl Mitglieder aus der Gesellschaft hinaustreiben würde. Die Verteidiger des Antrages, Professor Tönnies, Frau von Gizycki und Dr. Harmening, betonten, daß gerade eine ethische Gesellschaft nicht danach fragen dürfe, von welcher Partei eine bestimmte Forderung ausgehe, sondern ob jene Forderung eine ethisch gerechtfertigte sei oder nicht. Auf Grund von § 1 der Satzungen, nach welchem ein Zustand der Gerechtigkeit zu erstreben sei, und auf Grund von § 2, nach welchem Reformen, die sich als ethisch notwendig erweisen, zu unterstützen seien, müsse der Antrag angenommen werden. Dr. Jastrow beantragte, über den Antrag Tönnies zur Tagesordnung überzugehen. Der Antrag Jastrow wurde abgelehnt; dagegen wurde mit 19 gegen 3 Stimmen folgender Antrag angenommen:

Der Gesellschaftstag beschließt:

1) Es kann nicht Aufgabe des Gesellschaftstages sein, durch Abstimmung prinzipieller Art ohne vorherige eingehende Behandlung durch die gesamte Gesellschaft die D. G. E. K. zu binden und zu verpflichten.
2) Eine solche Abstimmung des Gesellschaftstages würde auch (falle die Erklärung aus, wie sie wolle) keine wirksame Bedeutung haben, so lange nicht die überwiegende Anzahl der Mitglieder die betreffende Ansicht zu ihrer eigenen gemacht hat.
3) In Erwägung, daß die äußerste Beschränkung der Nachtarbeit und thunlichste Verkürzung der Arbeitszeit, welche für Familienleben und Beschäftigung mit idealen und gemeinnützigen Aufgaben reichlich Muße läßt, ethisch unbedingt erforderlich sind, sollen alle Abteilungen aufgefordert werden, im bevorstehenden Winter sich in eingehenden Verhandlungen mit diesen wichtigen Fragen zu beschäftigen und von den Ergebnissen dem Hauptvorstande eingehend Kenntnis geben.

   Der Gesellschaftstag glaubt, damit im Rahmen seiner Zuständigkeit den prinzipiellen Absichten des Tönniesschen Antrages zu entsprechen, und er hofft, daß der Antragsteller und andere zuständige Persönlichkeiten sich dazu bereit finden werden, zu diesen Verhandlungen durch mündliche oder schriftliche Darlegung ihrer Standpunkte die geeignete Unterlage zu schaffen.

Rechtsanwalt Gerhard hatte dem Gesellschaftstage folgende Anträge vorgelegt:

1. Einführung eines ethischen Jugendunterrichts in oder außerhalb der Schule.
2. Prüfung der Jugendlitteratur nach ethischen Gesichtspunkten.
3. Unterstützung bezw. Einrichtung von Volksbibliotheken und Lesehallen.
4. Agitation dafür, daß die Darbietungen von Kunst und Wissenschaft allen Teilen des Volkes in wohlfeilster Weise zugänglich gemacht werden.
5. Beschäftigung mit den Fragen des Arbeitsnachweises und der Einrichtung von Arbeitsämtern.
6. Veranstaltung statistischer Erhebungen auf dem Gebiet der Rechtspflege, der Waisen- und Armenpflege und des Erziehungswesens.
7. Förderung bezw. Errichtung von Auskunftstellen.
8. Einführung bezw. Förderung von unentgeltlichen Rechtskursen und diesbezüglichen Vorträgen.

Diese Anträge wurden en bloc angenommen und dem Hauptvorstand, bezüglich den Abteilungsvorständen, zur Beratung resp. Einführung überwiesen.

Nach dem Bericht der Finanz-Kommission wurde die Einnahme für das nächste Rechnungsjahr auf 4000 Mark, die Ausgabe auf 3400 Mark festgesetzt. Die Ausgaben für die „Mitteilungen“ wurden von 900 auf 500 Mark heruntergesetzt, dagegen wurde beschlossen, für die Anstellung von Wanderrednern einen besonderen Fonds zu sammeln. Die Statuten-Kommission berichtete über einige unwesentliche Änderungen, die sich auf die Verlegung des Gesellschaftstages vom Herbst auf das Frühjahr beziehen. Die noch zur Beratung gelangenden Anträge des Herrn Ederle-Neu-Ulm waren zum Teil durch den Beschluß, Wanderredner anzustellen, erledigt. Sein Antrag, ein ethisches Korrespondenzblatt zu gründen, welches die Presse über ethische Fragen orientieren soll, wurde lebhaft unterstützt, und es steht in Aussicht, daß ein Unternehmen der Art demnächst ins Leben gerufen wird. Ein weiterer Antrag desselben Herrn, einen ethischen Kalender herauszugeben, wurde abgelehnt.

In den Hauptvorstand wurden folgende Personen gewählt: Geheimer Regierungsrat Prof. Dr. Wilhelm Foerster in Berlin, Vorsitzender. Prof. Dr. Friedrich Jodl in Prag, stellvertretender Vorsitzender. Frau Lily von Gizycki in Berlin, Schriftführer. Herr Gustav Maier in Ermatingen, stellvertretender Schriftführer. Herr Hugo Rheinhold in Berlin, Kassenführer. Beisitzer: Geheimer Sanitätsrat Dr. S. Kristeller in Berlin. Prediger Sänger in Frankfurt a. M. Archivar Dr. Winter in Magdeburg. Rechtsanwalt Gerhard in Berlin. Professor Dr. Wislicenus in Straßburg i. E. Frau Jeanette Schwerin in Berlin. Professor Dr. Döring in Großlichterfelde-Berlin. Professor Dr. Tönnies in Kiel. Rechtsanwalt Dr. Harmening in Jena. Privatdozent Dr. Jastrow in Berlin. Zu Revisoren wurden gewählt: Herr Paul Jaffé und Herr Hecht.

Der Vorsitzende schloß den zweiten Gesellschaftstag der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur mit dem Hinweis darauf, daß die Delegierten, trotz aller hervortretenden Meinungsverschiedenheiten, in vorteilhaftester Weise miteinander gearbeitet und die Debatten anregend und klärend gewirkt hätten. Er sprach die Hoffnung aus, daß der große Gedanke, welcher unseren Bestrebungen zu Grunde liegt, immer mehr sich vertiefen und verbreiten möge, zum Heile der ethischen Gesellschaft und zum Segen der Menschheit.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. —
Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2092.

# Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaus und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

## Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Herausgegeben von
**Dr. Georg von Gizycki,**
Professor der Ethik an der Universität zu Berlin.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

| II. Jahrgang. | Berlin, den 27. Oktober 1894. | Nr. 43. |
|---|---|---|

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.



### Die Bestrafung des Kanzlers Leist.

Die Wochenschrift „Ethische Kultur" kann die Schädigung des deutschen Namens, welcher der „Vertreter Sr. Majestät des Kaisers" in Kamerun, Kanzler Leist, sich schuldig gemacht hat, nicht mit Schweigen übergehen. Denn wohl hat die öffentliche Meinung mit unverkennbarer Deutlichkeit ihr Urteil über die begangenen Vergehen ausgesprochen, aber die Reichsdisziplinarkammer hat sich in ihrem Urteil in einen so schreienden Gegensatz gegen das Urteil des öffentlichen Gewissens gestellt, daß im Interesse des Ansehens des deutschen Namens auch wir gegen jenes Urteil Protest erheben müssen. Denn sollte dasselbe nicht aufgehoben werden, so würde dadurch das Ansehen des deutschen Namens vielleicht noch mehr geschädigt werden, als durch die argen Thaten in Kamerun.

Der Kanzler Leist ist überführt und geständig, daß er zwanzig Negerfrauen, welche sich nur des Vergehens der Trägheit schuldig gemacht hatten, vermittelst einer Flußpferdpeitsche, völlig entblößt, öffentlich, inmitten eines Kreises von Männern, hat auspeitschen lassen, von Männern, die zum Teil die Männer der zur Auspeitschung verurteilten Frauen waren. Der Kanzler Leist war von dem Legationsrat Rose, der an Ort und Stelle persönlich die Zeugen, soweit sie noch am Leben waren, vernommen hatte, angeklagt, daß, als er in seiner Eigenschaft als stellvertretender Gouverneur eine Festlichkeit veranstaltete, er aus diesem Anlaß eine Anzahl Negerfrauen des Nachts aus dem Gefängnisse habe holen lassen und sie gezwungen habe, in entblößtem Zustande den Nationaltanz bei ihm aufzuführen, und diese Frauen alsdann gewaltsam gemißbraucht habe. Der Kanzler Leist leugnete, daß er Gewalt angewandt habe, gestand aber zu, daß er mit den Negerfrauen sexuellen Umgang gehabt und diese auch zur Aufführung von Nationaltänzen habe kommen lassen.

§ 174 des Strafgesetzbuchs für das Deutsche Reich lautet: „Mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren werden bestraft … Beamte, die mit Personen, gegen welche sie eine Untersuchung zu führen haben, oder welche ihrer Obhut anvertraut sind, unzüchtige Handlungen vornehmen … Sind mildernde Umstände vorhanden, so tritt Gefängnisstrafe nicht unter sechs Monaten ein." Die Disziplinarbehörde hat — aus uns nicht bekannten Gründen — „keine Handhabe gefunden", aus Anlaß dieses Paragraphen gegen den deutschen Beamten vorzugehen.

Der Legationsrat Rose erklärte vor der Disziplinarkammer — und wenige Menschen, die noch einen Funken von sittlichem Gefühl haben, werden ihm widersprechen —, „daß das Vorgehen des Angeklagten dem Deutschen Reiche Schimpf und Schande bereitet hat."

Und wie wurde der Kanzler Leist bestraft? —

Die Negerfrauen, welche sich keines größeren Vergehens als der Trägheit schuldig gemacht hatten, wurden — in der angegebenen Weise — **öffentlich ausgepeitscht** — worin die Disziplinarkammer keine Überschreitung der Amtsbefugnisse des Angeklagten erblickte;

arme Frauen, welche aus Not wiederholt eine geringfügige Sache sich aneignen, wurden oft **mit Zuchthaus bestraft**;

Redakteure, welche nichts weiter gethan haben, als daß sie dem öffentlichen Unwillen und ihrer eigenen gerechten Empörung angemessenen Ausdruck gaben, wurden oft **mit Gefängniß bestraft**;

der Landgerichtsrat Pfizer wurde wegen einer zu scharfen Kritik einer vorgesetzten Behörde **seines Amtes entsetzt**; —

aber der Kanzler Leist wird **„in ein anderes Amt versetzt, zwar mit demselben Range, aber unter Schmälerung von einem Fünftel seines bisherigen Diensteinkommens."** —

Es werden ihrer nicht viele sein, die ihr deutsches Vaterland lieben und dieses Erkenntnis nicht tief beklagen.

Der Herausgeber.

### Exportmoral.*)

Der Fall Leist steht augenblicklich im Vordergrunde der politischen Ergüsse, und in der That beansprucht er unsere besondere Aufmerksamkeit.

Soweit bis jetzt die allgemeine Stimme des Volks laut geworden ist, hat sie nicht nur dem Urteile der Disziplinarkammer zu Potsdam ihre Anerkennung vorenthalten, sondern sogar herben Tadel gegen das Erkenntnis geäußert.

Es erübrigt, den historischen Verlauf des Falles an dieser Stelle noch einmal zu erzählen. Nach den durch alle Zeitungen laufenden Erörterungen deckt sich die Überzeugung des Laienpublikums mit der Auffassung des öffentlichen Anklägers, während die durch Richterspruch auferlegte Sühne hinter der vom ursprünglichen Gefühl erheischten Ahndung zurückbleibt.

Von den verschiedenen Anklagepunkten ist nach Annahme des Gerichts der eine, daß der Angeklagte den Aufstand vom 15. Dezbr. 1893 verschuldet habe, unerwiesen geblieben. Es ist als festgestellt angesehen, daß noch eine Reihe anderer

*) Kurz vor Schluß der Redaktion geht uns noch diese zweite Äußerung über den Fall Leist zu.

Ursachen als die Auspeitschung der Dahomeweiber eine Erregung unter den Dahomern hervorgerufen habe.

Daß die Auspeitschung stattgefunden hatte, war vom Angeklagten zugestanden; die Disziplinarkammer hat weder in diesem Akte als solchem, noch in der Art und Weise, wie die Auspeitschung erfolgte, eine Überschreitung der Amtsbefugnisse des Kanzlers Leist erblickt; die Kammer hat bei dieser Würdigung die besonderen Verhältnisse von Kamerun in Berücksichtigung gezogen.

Dagegen hat der Gerichtshof im Umgange des Angeklagten mit den Pfandweibern eine Verletzung der amtlichen Pflichten gefunden.

In einer Zeitschrift für Verbreitung ethischer Kultur auch die Auspeitschung der entblößten und über eine Kiste gelegten Dahomeweiber mittels Flußpferdpeitschen noch besonders mißbilligen zu wollen, hieße Kohlen nach Newcastle bringen. Wenn ein derartiger Strafvollzug keine Überschreitung amtlicher Befugnisse bedeutet, so giebt das einen Beweis für den klaffenden Spalt zwischen dem, was von der geläuterten Sittlichkeit verboten, und dem, was von der aktuellen Gerechtigkeit erlaubt ist. Daß in dem Soldatenkordon, der den Schauplatz der Handlung umgab, auch Männer der Gepeitschten standen, verschärft unser Empfinden, ohne daß „der Ausfluß der Justizhoheit“ erträglicher scheinen könnte, selbst wenn die Menschenleiber nicht vor den Augen ihrer Angehörigen gezüchtigt worden wären.

Was der Gerichtshof durch Verhängung von Strafe gegen den Angeklagten als unstatthaft gerügt hat — den Umgang mit den Pfandweibern — kam bei den Verhandlungen in mehrfacher Beziehung zur Sprache.

Es ist da zu unterscheiden zwischen eigenen Handlungen des Beschuldigten und solchen seines Dieners. Der Letztere beging, wie der Angeklagte behauptete, „viele Schandthaten“ auf den Namen seines Herrn. Die bis jetzt veröffentlichten Berichte lassen eine Aufklärung darüber vermissen, ob der Kanzler Leist — etwa aus Unkenntnis solcher Geschehnisse — jene „Schandthaten“ zu verhindern außer Stande war.

Sicher aber ist nach dem offenen Zugeständnisse des Angeklagten, daß er selbst mit den Pfandweibern Umgang pflog und auch einem Marineoffizier gastliche Unterkunft gewährte, um diesem zu unzüchtigen Handlungen mit Pfandweibern Gelegenheit zu bieten.

Das Erstere bezeichnete der Angeklagte als Dinge, „die nach den laxen Sittenanschauungen in Kamerun absolut nichts Anstößiges haben,“ und das Letztere soll „die in Kamerun übliche Gastfreundschaft“ so mit sich bringen.

Bei seiner Verteidigungsrede schlug der Angeklagte die Herren Major von Wißmann, Freiherr von Soden und Hauptmann Morgen als Zeugen dafür vor, daß sein Verkehr mit den Dahomeweibern nicht geeignet gewesen wäre, den deutschen Namen zu beschimpfen. Diesen Vorwurf hatte der öffentliche Ankläger gegen ihn erhoben.

Bei der Anwendung des Gesetzes auf das Verhalten des Herrn Leist handelt es sich um die Bestimmungen vom 31. März 1873 (das sog. Reichsbeamtengesetz). Der § 10 l. c. legt darnach jedem Reichsbeamten die Verpflichtung auf, das ihm übertragene Amt der Verfassung und den Gesetzen entsprechend gewissenhaft wahrzunehmen und durch sein Verhalten in und außer dem Amte sich der Achtung, die sein Beruf erfordert, würdig zu zeigen.

Ein Reichsbeamter, welcher diese ihm obliegenden Pflichten verletzt, begeht ein Dienstvergehen und hat die Disziplinarbestrafung verwirkt (§ 72). Die Disziplinarstrafen bestehen in Ordnungsstrafen oder Entfernung aus dem Amte. Und diese kann erfolgen durch Strafversetzung oder Dienstentlassung.

Der öffentliche Meinungstausch der letzten Tage hat ergeben, daß man in den weitesten Kreisen in Übereinstimmung mit dem Beamten, der die Verrichtungen der Staatsanwaltschaft wahrnahm, die Dienstentlassung für angezeigt hielt; die Disziplinarkammer hat aber nur auf Strafversetzung erkannt.

Vermutlich hat man sich im Publikum daran gestoßen, daß die Versetzung in ein anderes Amt von gleichem Range, wenn auch mit Verminderung des Diensteinkommens um ein Fünftel, ausgesprochen ist. „Wenn er wenigstens in ein anderes Amt versetzt wäre“, hört man sagen. Allein das Reichsbeamtengesetz kennt die Degradation als Disziplinarstrafe nicht, und abgesehen von der Dienstentlassung würde die Strafversetzung, wie sie erkannt ist, die schwerste Strafe sein.

Wäre Dienstentlassung gewählt, so würde dieselbe den Verlust des Titels und Pensionsanspruches von Rechtswegen zur Folge gehabt haben.

Welche der im Gesetze bestimmten Strafen anzuwenden sei, ist (vgl. § 76 l. c.) nach der größeren oder geringeren Erheblichkeit des Dienstvergehens, mit besonderer Rücksicht auf die gesamte Führung des Angeschuldigten zu ermessen. Ausweislich der bis jetzt — übrigens dürftig — bekannt gegebenen Entscheidungsgründe hat die Disziplinarkammer dem Verurteilten die Verhältnisse zu gute gerechnet, unter denen er handelte, sowie den Umstand, daß er, wie die Akten ergeben, stets ein tüchtiger und pflichteifriger Beamter war.

Bei Dienstentlassung würde die Zulassung besonderer mildernder Umstände die Disziplinarbehörde ermächtigt haben, in ihrer Entscheidung festzusetzen, daß dem Angeschuldigten ein Teil des gesetzlichen Pensionsbetrages auf Lebenszeit oder auf gewisse Jahre zu belassen sei (§ 75 l. c.).

Oft schon hat sich die öffentliche Meinung mit Urteilen beschäftigt, die von den ordentlichen Gerichten erlassen waren. Wenn sie diesmal Kritik an einem Disziplinar-Erkenntnis übt, so liegt der Grund vornehmlich in dem hohen Posten, den der Angeklagte bekleidete.

„Er war in Kamerun Vertreter Seiner Majestät des Kaisers“.

Mit diesen Worten präzisierte der Beamte der Anklagebehörde aufs Unzweideutigste die Stellung, die der Angeklagte zur Zeit der Begehung seiner Handlungen einnahm.

Daß der Kanzler von Kamerun — damals zugleich Stellvertreter des beurlaubten Gouverneurs — den Rang eines Rates erster Klasse besitzt, erscheint weniger wichtig, wenn auch sonst erheblich.

Denn jedenfalls wird man der Behauptung nicht widersprechen können, daß mit der Höhe des Amtes auch die Pflichten steigen, die durch ein tadelloses und vorwurfsfreies Leben zu erfüllen sind.

Man vergegenwärtige sich, daß ein Rat erster Klasse in Deutschland sich Gleiches zu Schulden kommen ließe, wie der Kanzler Leist zugestandenermaßen bethätigt hat!

Ja, aber Leist war Beamter im wilden Kamerun und nicht im kultivierten Deutschland!

In der That hat, wie schon erwähnt, die Disziplinarkammer die Beurteilung des Handelns von den Verhältnissen abhängen lassen, unter denen der Angeklagte lebte. Das erscheint an sich nicht mißbilligenswert. Allein sollte man dem nicht entgegen halten müssen, daß doch ein oberster Gerichtsherr nach Kamerun nicht geschickt wird, um sich dort den „laxeren Sittenanschauungen“ unterzuordnen, als vielmehr um diese auf eine höhere Stufe zu heben? Soll man nicht gerade vom deutschen Kanzler in Kamerun verlangen, daß er die Gastfreundschaft nach gutem deutschen Brauche übt, anstatt nach Kameruner Muster? Darf man, wenn man dem Tode dauernd ins Auge schaut — wie der Angeklagte entschuldigend von sich sagte — deshalb leichtsinniger und leichtlebiger sein?

Die Klage, daß man in maßgebenden Kreisen nicht verstanden habe, die rechten Personen für den Kolonialdienst auszuwählen, ist keine neue. Der sittliche Ernst, den das Amt eines Kanzlers in Kamerun nicht minder fordert, wie der Richterdienst in Deutschland, muß dem Angeklagten abgesprochen werden. Der ethische Gehalt, der nötig ist, um niedrige Versuchungen von sich zu weisen, hat im entscheidenden Augenblick gefehlt. Der feste Wille, der auch über widrige Verhältnisse Herr wird und es verhütet, daß die Persönlich-

keit von einer ihr zugewiesenen Höhe sinkt, ist ein Besitz, dessen sich heutzutage nicht viele erfreuen. Und damit kommen wir auf eine Betrachtung, die zum Verständnis der ganzen Angelegenheit unumgänglich ist.

Der Kanzler Leist, der im Jahre 1887 Gerichtsassessor wurde, hat durch seine Universitätsstudien und die daran anschließende Laufbahn als Referendar genau nicht mehr an Wert der Persönlichkeit und Bildung des Charakters gewonnen, als das Gros seiner Zeit- und Lebensgenossen. Die sittliche Geringschätzung des eigenen Ich, die sich namentlich im wahllosen Umgange mit dem anderen Geschlechte kund giebt, ist etwas so Gewöhnliches, daß ein Erstaunen über das Hervortreten „so laxer Moral" bei einem 35jährigen Juristen schlecht am Platze ist.

Man soll doch nicht so thun, als ob eine Erscheinung vereinzelt und daher befremdlich sei, während sie in Wahrheit typisch ist.

Aeußerer Schliff und innere Fäule! An Tausend und aber Tausend aus der Klasse, der ein Leist angehört, läßt sich ihr Vorhandensein nachweisen.

Aus dem Prozesse Leist werden zutreffende Lehren schwerlich von denen gezogen, die das größte Interesse daran haben, daß einer äußerlich guten Schale ein gesunder Kern entspricht.

Mit um so größerer Aufmerksamkeit verfolgen Andere den Wandelgang der Moral.

Wenn man bei einem Kanzler verständlich findet, daß die laxeren Sitten in Kamerun ihn beeinflußten, darf man einen Proletarier nicht schmähen, wenn er im Moralkodex nicht taktfest ist.

Jena, den 18. Oktober 1894. Ernst Harmening.

---

## Sittliche und geistige Hebung der Arbeiter*).

Von der sittlichen und geistigen Hebung des Arbeiterstandes wird in unserer Zeit recht viel geredet; auch fehlt es thatsächlich nicht an den nötigen Anstrengungen seitens sogenannter Bildungsvereine und zahlreicher Menschenfreunde; aber der Erfolg läßt Vieles zu wünschen übrig. Selbst die bestgeleiteten Bildungsvereine führen ununterbrochen Klage darüber, daß die Beteiligung der Arbeiter eine geringe sei, daß es an Fleiß und Ausdauer mangele. Nun weiß Jeder, der Fühlung mit den Arbeitern hat, daß die Arbeiterklasse nicht weniger Drang nach Bildung und Wissensdurst besitzt, als diejenigen Klassen, die sich in der Lage befinden, Andere für sich arbeiten zu lassen. Im Gegenteil! Der Eifer der Arbeiter, ihr Wissen zu bereichern, ist bedeutend größer; aber ihrem guten Willen setzen sich Tag für Tag unübersteigliche Hindernisse entgegen, so daß auch schließlich eine eiserne Ausdauer erlahmen muß. Die niedrige Lebenshaltung des Arbeiters bei unzureichendem Verdienst und langer Arbeitszeit wird stets alle Bildungsbestrebungen mehr oder weniger illusorisch machen. Hieraus ergiebt sich für Diejenigen, denen die geistige und sittliche Hebung des Arbeiterstandes ein Herzensbedürfnis ist, die Aufgabe, alle Bestrebungen zu unterstützen und zu fördern, die auf eine bessere Lebenshaltung derselben gerichtet sind, also namentlich einzutreten für höhere Löhne und Verkürzung der Arbeitszeit.

Wenn man sich Bildung aneignen, sein Wissen bereichern will, so muß man Zeit und Gelegenheit haben, um zu lernen, und die Mittel dazu haben, sich gute Bücher und Lernmittel beschaffen zu können. Wie kann man von einem Arbeiter, der sich den ganzen Tag über abgerackert hat, verlangen, er solle lernen, d. h. geistig arbeiten? Es entspricht den Thatsachen, daß da, wo am längsten gearbeitet wird, die schlechtesten Löhne bezahlt werden. Lange Arbeitszeit ist darum immer gleichbedeutend mit einer sehr niedrigen Lebenshaltung des Arbeiters. Eine niedrige Lebenshaltung drückt aber die körperliche Kraft des Arbeiters herab, zerstört seine Gesundheit und schwächt die Geisteskräfte. Deshalb sind Diejenigen, welche an einer langen Arbeitszeit für die Arbeiter festhalten und trotzdem vorgeben, der sittlichen und geistigen Hebung des Arbeiterstandes Vorschub leisten zu wollen, entweder Ignoranten oder geradezu Heuchler, auch in dem Falle, daß sie ihren Geldbeutel ziehen, um gemeinnützige Bildungsinstitute materiell zu unterstützen. Ist es doch keine seltene Erscheinung, daß die größten Ausbeuter sich sehr viel mit Arbeiterbildung befassen. Soll der Arbeiter lernen, so muß ihm auch die nötige Zeit dazu gegeben werden. Die Forderung des Achtstundenarbeitstages ist daher von kultureller Bedeutung. Erst wenn der achtstündige Arbeitstag eingeführt ist, wird eine harmonische Ausgleichung in der Tageszeit für den Arbeiter eintreten. Acht Stunden Arbeit, acht Stunden der Erholung und Geistesbildung und acht Stunden dem Schlaf gewidmet, entsprechen dem natürlichen Bedürfnis und dem gegenwärtigen Stand der Gütererzeugung. Erst wenn der gesetzliche Achtstundenarbeitstag eingeführt ist, wird die Volksbildung eine allgemeinere werden. Deshalb bleibt die Devise: „Bildung ist Macht" so lange eine hohle Phrase, als das arbeitende Volk gezwungen ist, sich in übermäßig langer Arbeitszeit bei geringem Lohne zu quälen.

Mit der Herabsetzung der Arbeitszeit allein aber ist es noch nicht gethan. Bleibt dem Arbeiter bei ermäßigter Arbeitszeit die Sorge und die Plage um das tägliche Leben in seinem seitherigen Umfange bestehen, so würde die verkürzte Arbeitszeit ihm eher zum Fluche als zum Segen und zur Erholung gereichen. Ein Mensch, der müßige Zeit genug hat und nur von Sorgen und Kummer, von den Gedanken einer stetigen unsichern Lebensstellung gequält wird, kann das Gefühl der Niedergeschlagenheit und Schwermut nicht los werden. Daß ein solcher Mensch nur darüber sinnt und grübelt, wie er eine bessere Lebenshaltung erringen kann, wer wollte ihm das verargen? Daraus ergiebt sich, daß, wer die ehrliche Absicht hat, Bildung und Aufklärung im Volke zu verbreiten, gezwungen ist, die Bestrebungen der Arbeiter in Bezug auf höhere Löhne und dauernde Arbeitsgelegenheit zu unterstützen. Wer die sittliche Hebung des Volkes auf seine Fahne geschrieben hat, kann nicht anders sein Ziel erreichen, als daß er offen und rückhaltslos die vom Volksgeist getragene und unter der Mitwirkung des Volkes einzuführende Arbeiterschutzgesetzgebung auf jede Art und Weise zu fördern sucht. An diesem Probierstein erkennen die Arbeiter, wer ihre wahren und wer ihre sogenannten Freunde sind.

Sobald der Arbeiter bei verminderter Arbeitszeit einen auskömmlichen Verdienst erzielt und nicht mehr den Wechselfällen der Arbeitslosigkeit ausgesetzt ist, werden auch die bekannten Vereine gegen Völlerei, Trunksucht ꝛc. überflüssig, denn der von den drückenden Nahrungssorgen befreite Arbeiter hat keine Ursache mehr, seine Leiden durch Trunkenheit für eine Stunde in das Meer der Vergessenheit zu senken, wie er auch durch bessere Ernährung der Notwendigkeit überhoben ist, die Spannkraft der Muskeln trügerischer Weise durch Alkohol anzuregen.

Der Arbeiter, der sich auf festem Fundament stehen weiß, der eine gesicherte Lebensstellung inne hat, die ihm die Freuden eines innigen Familienlebens gewährt, wird und kann den Lebensgenuß in idealen Bestrebungen suchen und finden. Darum ist der Kampf des Arbeiterstandes um verringerte Arbeitszeit und höhere Löhne in Wahrheit ein mächtiger Schritt vorwärts zur weiteren Kulturentwickelung des Volkes, und die Konsequenz des Erfolges wird eine höhere allgemeine Bildung und Machtstellung des Volkes sein.

---

*) Aus der „Rheinischen Zeitung". In derselben Zeitung (vom 14. Oktober c.) findet sich ein bemerkenswerter Artikel: „Der achtstündige Arbeitstag in einer englischen Fabrik." Sehr lesenswert ist auch der Artikel: „Die Verkürzung der Arbeitszeit in der Praxis" vom Fabrikbesitzer Heinrich Freese im „Sozialpolitischen Centralblatt" vom 17. September c.

## Lucy Stone.*)

Vor einem Jahre starb in Boston eine unermüdliche Mitstreiterin im Streit für Recht und Gerechtigkeit: Frau Lucy Stone. Mit dem Wort und der Feder hatte sie allezeit tapfer und unentwegt für ein hehres Ideal gestritten, für die gleichen Rechte Aller, die Menschenantlitz tragen. Die Verstorbene war in den Vereinigten Staaten lange Jahrzehnte hindurch eine der aufopferndsten, selbstlosesten, fähigsten und energischsten Vorkämpferinnen für die Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts; sie stand seiner Zeit im Vordertreffen des Kampfes für die Abschaffung der Sklaverei und die Gleichberechtigung der Farbigen. Als Geist und als Charakter war sie gleich bedeutend. Ihr Leben und Wirken ist ein glänzendes Beispiel dafür, daß allen Vorurteilen zum Trotz eine charaktervolle Frau sich in der Öffentlichkeit als Vorkämpferin einer Idee bethätigen kann, ohne daß sie dadurch an Zartheit der Empfindung, an Tiefe des Gemütslebens einbüßt, und ohne daß ihre Aufgaben als Gattin und Mutter leiden. Die nämliche Frau, welche in Hunderten von Versammlungen, in zahllosen Artikeln und Flugblättern die Sache der Frauen und Neger vertrat, war ihrem Manne eine liebevolle Gefährtin und Mitarbeiterin, ihren Kindern eine treusorgende Mutter, ihren Freunden eine teilnehmende Beraterin und Helferin; sie stand ihrem Haushalt mit einer Umsicht und einem Geschick vor, welches die Wirtschaftsführung gar mancher auf die Beschränktheit des „ewig Weiblichen" geaichten Hausfrau tief beschämt.

Lucy Stone wurde am 13. August 1818 auf einer Farm bei West-Brookfield im Staate Massachusetts als achtes von neun Kindern geboren. Von ihrer Familie her wurden ihr offenbar Eigenschaften vererbt, welche sie zu ihrer späteren Rolle befähigten: ein starkes Rechts- und Freiheitsgefühl, der Drang und die Willenskraft, für das als wahr Erkannte zu kämpfen. Verschiedene ihrer Vorfahren hatten in den Kämpfen für die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten mit Begeisterung gestritten. Lucys Vater war ein rechtlicher, aber starrköpfiger Mann, durchdrungen von der Überzeugung, daß die Frau dem Manne unterthan sein müsse. Die Mutter teilte diese Ansicht, obgleich sie manches darunter zu leiden hatte; sie war eine sanfte, liebenswürdige Frau. Lucy wuchs als kräftiges, gesundes Bauernmädchen heran. Sie zeichnete sich von Kindheit auf aus durch ihre Unerschrockenheit, Wahrhaftigkeit, ihren Eifer beim Lernen und ihren Fleiß bei allen Geschäften in Haus, Hof und Feld. Als barfüßige Hirtin trieb sie die Kühe oft auf die Weide, wenn noch die Sterne am Himmel glänzten.

Schon frühzeitig wurde Lucys Entrüstung durch die Art und Weise erregt, in welcher ihre Mutter und andere Frauen ihrer Bekanntschaft von ihren Männern behandelt wurden. In ihrem kindlichen Geiste stand deshalb der Entschluß fest, daß die Gesetze abgeschafft werden müßten, welche dieser Behandlung den Schein des Rechts verleihen. Sie war noch ein sehr kleines Kind, als sie eines Tages in der Bibel den Spruch fand, der am schärfsten charakterisiert, welche Stellung Judentum und Christentum der Frau dem Manne gegenüber anweisen: „Dein Wille soll Deinem Mann unterthan sein, und er soll Dein Herr sein." Sie wollte zuerst aus Verzweiflung über diesen Spruch sterben. Dann erschien es ihr unfaßbar, daß die Religion dem Manne eine so unumschränkte Herrschaft über die Frau einräumen könne. Sie beschloß deshalb, griechisch und hebräisch zu lernen, um imstande zu sein, die Bibel im Urtext zu lesen und zu kontrollieren, ob sich in ihr die betreffenden Worte thatsächlich befänden. Ihr Vater ließ seinen Söhnen eine sehr gute Ausbildung geben; als ihm aber die Tochter erklärte, sie wolle ins College eintreten, meinte er, sie sei verrückt geworden, und verweigerte ihr jegliche Mittel. Lucy sammelte und verkaufte Beeren und Kastanien, für den Erlös schaffte sie sich Bücher an. Sie hatte bald soviel Kenntnisse erworben, daß sie als Lehrerin angestellt wurde; und sie lehrte und lernte nun abwechselnd, beides mit gleichem Erfolge. Ihre Thätigkeit war so wenig einträglich, daß sie 25 Jahr alt ward, ehe sie genug gespart hatte, um in das Oberlin-College eintreten zu können, die einzige Hochschule, welche den Frauen offen stand. Da sich ihr Vater noch nicht mit ihrem Plan ausgesöhnt hatte, so mußte sie während ihrer Studienzeit für ihren Unterhalt selbst sorgen. Sie erteilte Privatunterricht und schaffte als Aufwärterin in dem Fraueninternat, das mit dem College verbunden war. Sie erhielt für die letztere Arbeit etwa zwölf Pfennig die Stunde und verdiente Alles in Allem nicht einmal soviel, daß sie den Pensionspreis in dem Internat — einen Dollar (4 Mark) die Woche — entrichten konnte. Sie kochte deshalb ihre Mahlzeiten selbst und verausgabte für ihren Unterhalt weniger als 2 Mark wöchentlich. Während ihrer Studienzeit besaß sie ein einziges Kleid, ein billiges Baumwollenfähnchen, das ihr vier Jahre dienen mußte. Trotz der furchtbaren Ärmlichkeit ihrer Verhältnisse war sie stets heiter und zufrieden und ermöglichte es, kleine Summen und viel Zeit für gute Zwecke aufzuwenden.

Schon während ihrer Studienzeit wendete sie ihre volle Aufmerksamkeit und Sympathie der Bewegung zu für die Abschaffung der Sklaverei. Sie sammelte nicht für die Missionäre, sondern für die Antisklaverei-Vereinigung und setzte es trotz des Protestes der Professoren und der Professorenfrauen durch, daß im Lesezimmer des Colleges der „Liberator" auslag, welcher die Sache der Neger mit Energie verfocht. Nach vierjährigen Studien bestand Lucy Stone ihr Examen mit Auszeichnung. Sie wurde beauftragt, für die öffentliche Prüfung eine Schrift zu verfassen, die von einem Professor verlesen werden sollte, da es „unschicklich sei, daß eine Frau auf der Rednertribüne erscheine". Als sie dies erfuhr, schrieb sie den Aufsatz nicht nieder, so daß man gezwungen war, ihn von ihr selbst vortragen zu lassen. Als etwa 40 Jahre später das Oberlin-College sein fünfzigjähriges Jubiläum feierte, sprach Lucy Stone im Namen der Hochschule. So hatte sich mit der Zeit die Auffassung von der Stellung und den Rechten der Frau geändert, und dies gerade zum Teil dank der unermüdlichen Agitation Lucy Stones.

1847 trat diese zuerst öffentlich als Rednerin auf für die Abschaffung der Sklaverei und die Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts. Alle gesellschaftlichen Vorurteile erhaben sich gegen ihr öffentliches Auftreten. Sie wurde als eine Art Ungeheuer betrachtet, gescholten und verabscheut, verlacht, verhöhnt und beschimpft. Ihr Name wurde zu einem Spottnamen. In ihrer Kampagne für die Abschaffung der Sklaverei stand sie nicht allein da, sie hatte innige Fühlung mit den Organisationen, welche die Befreiung der Neger erstrebten, sie fand Rückhalt an einer mächtigen Bewegung. In ihrem Kampfe für die Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts war sie dagegen anfangs nur auf sich selbst angewiesen. Sie kannte in den Vereinigten Staaten nur ganz vereinzelte Personen, welche der Idee der Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts sympathisch gegenüberstanden. Keine einzige Organisation war vorhanden, welche für diese Idee eintrat. Wie eine Predigerin in der Wüste zog Lucy Stone in den Vereinigten Staaten von Ort zu Ort, um das Evangelium von den Menschenrechten der Frau zu verkünden. In so und so vielen Städten, wo sie kein Lokal erhielt, steckte sie eigenhändig mittels Pfählen und Stricken den Platz ab, wo sie eine Versammlung abhalten wollte. Die Straßenjugend suchte sie bei diesem Geschäft zu stören, und sie mußte oft eine Art Vorversammlung abhalten, um alle Vorbereitungen zu Ende führen zu können. Während ihrer Vorträge fehlte es nicht an Versuchen, die Rednerin in Verwirrung zu bringen, die Versammlung zu stören. Einmal wurde das Fenster hinter der Rednertribüne eingeschlagen

*) Aus der „Gleichheit. Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen."

und der eiskalte Wasserstrahl einer Feuerspritze auf sie gerichtet. Lucy Stone hüllte sich in ihren Shawl und sprach ruhig weiter. Ein anderes Mal wurde die Rednertribüne vom Publikum gestürmt. Alle Redner flüchteten, Lucy Stone allein blieb kaltblütig stehen und ersuchte den Führer der Radaumacher, welcher mit einem großen Knüppel auf sie zustürzte, sie aus dem Saale zu geleiten. Verblüfft, aber respektvoll kam der Mann ihrem Ansuchen nach und beschützte sie sogar, als sie etliche Minuten später im Freien, auf einem Baumstumpf stehend, sich an die tosende Menge wendete. Ihre Worte machten einen so tiefen Eindruck, daß das Publikum lautlos lauschte und sogar durch eine Sammlung das Geld aufbrachte, um einem der Redner den Rock zu bezahlen, der ihm im Getümmel zerrissen worden war. In den meisten Städten, wo sie sprach, war vor ihr noch nie eine Frau als Rednerin aufgetreten, und die Neugierde führte ihr deshalb zahlreiche Zuhörer zu. Dem allgemeinen Vorurteil entsprechend stellte sich das Publikum unter einer öffentlich auftretenden Frau, einer Vorkämpferin der Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts ein großes, grobknochiges, linkisches Mannweib vor, das mit gellender Stimme keifte. Statt dessen lernte es in Lucy Stone eine zierliche, anspruchslose, bescheidene Frau kennen, von gewinnendem Benehmen und äußerst melodischer Stimme. Dem Wohlklang ihres Organs und der Macht ihrer hinreißenden Beredsamkeit hatte sie überall die größten Erfolge zu verdanken. Ihr lauschte die Menge, wenn sie sonst keinen Redner hören wollte; der Zauber ihrer Persönlichkeit gewann der Sache der Frauen und Neger die Sympathie von Leuten, welche durch keine noch so triftigen Gründe für die Sache zu gewinnen gewesen waren. Die Energie und die Selbstlosigkeit, mit welcher sie ihre Ideale verfolgte, riß allmählich auch die Gegner zur Bewunderung hin. Es verfehlte nicht seinen Eindruck, daß die Frau, welche kraft ihrer Kenntnisse und ihres Geistes eine glänzende Stellung hätte einnehmen können, in größter Dürftigkeit lebte. Lucy Stone ging ganz in dem Kampf für die Gleichberechtigung auf, ihre persönlichen Interessen nahm sie so wenig wahr, daß sie oft nicht das Geld besaß, eine warme Mahlzeit, eine ordentliche Wohnung zu bezahlen, ein nötiges Kleidungsstück zu kaufen.

Im Jahre 1855 verheiratete sie sich mit einem jungen Kaufmann, Henry Blackwell, der wie sie ein leidenschaftlicher Gegner der Sklaverei und ein begeisterter Verfechter der Frauenrechte war. Lucy Stone hatte gedacht, sich nie zu verheiraten und sich ausschließlich der Agitation für ihre Ideen zu widmen. Blackwell versprach ihr, ein treuer Mitstreiter im Kampfe zu sein, und überzeugte sie, daß sie beide mit vereinten Kräften mehr leisten würden, als Jeder für sich allein. Das Brautpaar ließ einen Geistlichen aus einer Entfernung von dreißig Meilen kommen, damit die Trauung stattfand, ohne daß die Worte gesprochen wurden: „Und er soll Dein Herr sein." Lucy Stone veröffentlichte mit Blackwell zusammen einen Protest gegen die gesetzliche Ungerechtigkeit, welche dem Gatten unbedingtes Verfügungsrecht einräumt über das Vermögen, die Einkünfte, die Person seiner Frau, sowie über die gemeinsamen Kinder. Daß das betreffende Gesetz geändert wurde, ist zum großen Teil ihrer unablässigen Agitation dagegen zu verdanken. Lucy Stone behielt auch nach ihrer Verheiratung ihren Mädchennamen bei, denn sie sah in dem Aufgeben desselben ein Symbol des Verlusts der persönlichen Freiheit und Rechte der Frau.

Nach ihrer Verheiratung stand sie mit ihrem Mann zusammen wie vorher in den vordersten Reihen der Kämpfer für die Gleichberechtigung der Entrechteten. Beide zusammen hielten Versammlungen über Versammlungen ab, vertraten die Idee der Gleichberechtigung Aller in Schriften und Artikeln und nahmen hervorragenden Anteil an all den Bewegungen, welche in den Einzelstaaten der großen Republik die Ausdehnung des Stimmrechts zu Gunsten der Farbigen und Frauen bezweckten. 1866 beteiligte sich Lucy Stone an der Gründung des „Bundes für die Gleichberechtigung", dessen Vorsitz sie mehrere Jahre führte. 1869 gründete sie zusammen mit den bekanntesten nordamerikanischen Vorkämpfern für die Frauenrechte den „Amerikanischen Bund für das Wahlrecht der Frauen". Sie führte fast 20 Jahre lang die Leitung dieser Organisation, welche der Sache der bürgerlichen Gleichberechtigung der Frau große Dienste geleistet hat. Als es sich darum handelte, ein Organ der Frauenbewegung zu gründen, brachte Lucy Stone den größten Teil der erforderlichen Mittel zusammen. So konnte 1870 „The Woman's Journal" (Das Frauenblatt) gegründet werden. Lucy Stone arbeitete von Anfang an fleißig mit an der Zeitung, von 1872 ab führte sie zusammen mit ihrem Gatten und später mit ihrer Tochter die Redaktion. Ein schweres rheumatisches Leiden fesselte die charaktervolle und energische Frau während der letzten Jahre ihres Lebens viel ans Haus und machte ihr die Agitation in Versammlungen fast ganz zur Unmöglichkeit. Aber Lucy Stone fuhr fort, am Schreibtisch mit der Feder für die volle Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts zu kämpfen. Sie hatte die tiefe Genugthuung, die Emanzipation der Neger zu erleben, sie war Zeuge der bedeutenden Fortschritte, welche die Gleichberechtigung der Frau in den Vereinigten Staaten machte, und sie starb in der festen Überzeugung, daß die volle sozialpolitische Gleichstellung des weiblichen mit dem männlichen Geschlecht in nicht zu ferner Zukunft verwirklicht werden würde.

Bei ihrem Tode ließen alle amerikanischen Blätter, ohne Unterschied der Richtung, der Verblichenen volle Gerechtigkeit widerfahren. Die Energie ihres Willens, die Lauterkeit ihres Charakters, die Selbstlosigkeit ihres Strebens nötigten auch den Gegnern Achtung ab. Als Person und für ihr Wirken hat sie das ihr reichlich gespendete Lob verdient: Sie zählt zu der kleinen Schar der Helden des Geistes, die, unbekümmert um den persönlichen Vorteil, das persönliche Wohl, sich mit glühender Seele einer Idee hingeben und für ihr Ideal Alles zu leisten und Alles zu opfern imstande sind. Ihr Leben lang kämpfte sie den guten Kampf für Menschenrecht und Menschenglück. Es war ihre tiefinnerste Überzeugung, daß mit der Gleichberechtigung der Neger und der Frauen die Gleichstellung alles dessen verwirklicht sein würde, was Menschenantlitz trägt. Die Klassengegensätze zwischen Arm und Reich, zwischen Kapitalist und Proletarier waren ihr nie zum Bewußtsein gekommen, sie wußte deshalb auch nichts von der Notwendigkeit des Kampfes für die Befreiung der Arbeiterklasse, für die Beseitigung der kapitalistischen Gesellschaft. Ihrer Meinung nach bedeutete die Verwirklichung der Ziele der bürgerlichen Frauenbewegung für das gesamte weibliche Geschlecht die volle soziale Freiheit; ihrer Meinung nach verschwand mit der Ungleichheit zwischen Mann und Frau die letzte soziale Ungleichheit und Ungerechtigkeit überhaupt aus der Gesellschaft. Daß sie so dachte, ist erklärlich genug. Zu ihrer Zeit waren in den Vereinigten Staaten die Klassengegensätze innerhalb der Frauenwelt noch nicht so schroff in Erscheinung getreten, wie heutzutage. Es bestand in der Folge auch noch nicht der Gegensatz zwischen bürgerlicher Frauenbewegung und sozialistischer Arbeiterinnenbewegung. Und als in den letzten Jahren vor ihrem Tode die Kluft zwischen Bourgeoisdamen und Proletarierinnen immer sichtbarer ward, als die Frauen ihrerseits hineingerissen wurden in den Klassenkampf, in das Ringen zwischen Kapital und Arbeit, da war Lucy Stone bereits zu alt, um sich noch in eine ganz neue Auffassung der gesellschaftlichen Verhältnisse hineinarbeiten zu können. Hätte sie einer späteren Generation angehört, kein Zweifel, sie wäre eine der hervorragendsten und thätigsten Vorkämpferinnen geworden für die Rechte des Proletariats. Denn ihr Herz schlug in heißem Mitgefühl für alle Unterdrückten und Leidenden, ihr Geist erfaßte mit glühender Begeisterung die Idee, „daß alle Menschen gleichgeboren, ein adeliges Geschlecht sind", und ihre Energie konnte sich nicht genug thun im Kampf für ihre Ideale.

## Vermischtes.

Frederick Douglaß, ein einstiger Sklave, war ein treuer Freund Lucy Stone's. Wie sie für die Befreiung der Sklaven eingetreten war, so trat er für die Befreiung der Frauen ein. Es war der Dank der befreiten Sklaven an die Frauen, wenn sie ihrerseits, wie Douglaß es that, für die Befreiung ihrer Befreier eintraten. Auf der Rednertribüne zu Seneca-Falls, von wo aus Frau Elisabeth Cady Stanton im Jahre 1848 zuerst die Forderung der amerikanischen Frauen auf Gleichberechtigung aussprach, stand der Neger als der erste Mann, der sie mit feurigen Worten unterstützte. Vierzig Jahre nachher, bei Gelegenheit des Internationalen Frauen-Kongresses zu Washington, sagte er darüber: „Auf wenige Thatsachen meines bescheidenen Lebens blicke ich mit mehr Befriedigung zurück, als daß ich damals, wo ich, vor wenigen Jahren selbst noch ein Sklave, für die Rechte der Frauen eintrat. Ich habe in der Welt nur sehr wenig gethan, was zu rühmen wäre, aber dieser einen That rühme ich mich. Als ich aus der Sklaverei entlief, that ich es um meiner selbst willen; als ich für die Befreiung der Sklaven kämpfte, that ich es für mein Volk; doch als ich aufstand für die Rechte der Frauen, that ich es für das Wohl der Menschheit." (Aus der „Korrespondenz für die Frauenbewegung, im Auftrage des Vereins „Frauenwohl" herausgegeben von Lily von Gizycki.")

Die Verteilung des Reichtums in den Vereinigten Staaten. In seinem, im Oktober-Heft von „Nord und Süd" veröffentlichten Artikel „Das Pogramm der Nationalisten" bemerkt Edward Bellamy:

„Vor fünfzig Jahren, als durch die Anwendung des Dampfes auf das Maschinenwesen die Macht des Kapitals der Arbeit gegenüber plötzlich vervielfältigt wurde, galt dieses Land für die ideale Demokratie der Geschichte wegen der vorwiegenden Gleichheit in der Verteilung des Reichtums und der daraus folgenden allgemeinen Zufriedenheit und des Gemeinsinnes von seiten des Volkes. Gegenwärtig sollen 31 000 Menschen die Hälfte des Reichtums besitzen, von dem 65 000 000 Menschen in ihrer Existenz abhängen, und der größere Teil der anderen Hälfte ist das Eigentum eines weiteren kleinen Bruchteils der Bevölkerung, während die große Mehrheit der Nation ohne erhebliche Habe ist. Nach den letzten Schätzungen, welche sich auf die statistischen Angaben der Volkszählung von 1890 gründen, besitzen 9 Prozent der Bevölkerung der Vereinigten Staaten 71 Prozent des Reichtums des Landes, so daß nur 29 Prozent für die übrigen 91 Prozent der Bevölkerung verbleiben; und 4074 Personen oder Familien, welche die reichste Gruppe unter den erwähnten 9 Prozent sind, besitzen ein Fünftel des Gesamtvermögens des Landes aber nahezu ebensoviel, wie der Gesamtbesitz der 91 Prozent des Volkes beträgt. Seit den Zeiten, wo die kriegerische Eroberung die völlige Konfiskation der Güter und Personen des besiegten Volkes bedeutete, meldet die Geschichte von keiner so vollständigen, in so kurzer Zeit bewirkten Expropriation einer Nation, wie dieser."

Nützliche Verwendung des Reichtums. Der in Milwaukee erscheinende „Freidenker" (vom 7. Oktober c.) bringt die Mitteilung: „Folgende Krösusse Amerikas haben für öffentliche Bibliotheken geschenkt: In Chicago: John Crerar 3,000,000 Dollar, W. N. Newbury 2,000,000 Dollar. In New York: Astor 2,000,000 Dollar. In Baltimore: G. Peabody 1,400,000 Dollar, Enoch Pratt 1,225,000. In Philadelphia: Dr. J. Rusch 1,500,000 Dollar." — In Pittsburg: A. Carnegie 1,000,000 Dollar. Die Berliner Krösusse könnten ihr Geld zur Fundirung der von der D. G. E. K. geplanten Volkslesehalle nützlich anwenden.

Tages-Curiosa. Die Polizeibehörde der freien Reichsstadt Hamburg verbat gänzlich die öffentlichen Versammlungen der Freidenker wegen Gefährdung des öffentlichen Friedens. (Rheinische Zeitung vom 6. Oktober c.).

Eine große deutsche Zeitung, die Norddeutsche Allgemeine Zeitung, urteilt über Anzengruber's „Meineidsbauer" in dieser charakteristischen Weise: „Die Begabung und Bedeutung des österreichischen Dichters als Bühnenschriftsteller verkennen wir nicht, halten aber seine „Volksstücke" für durchaus nicht unbedenklich. Gerade ein Volksdichter darf nicht die Grundlagen der Gesellschaft lockern, und Anzengruber untergräbt die Autorität in Familie, Staat und Kirche .... Der ganze bedenkliche Standpunkt Anzengruber's drückt sich in dem Satze aus, welchen Franz seinem unglücklichen Vater zuruft: „Ja, ja, alter Mann, Ihr hättet lieber ehrlich, anstatt fromm sein sollen!' .... Wir halten Leichtfertigkeiten auf der Bühne, die wir ja nie gut heißen, für nicht so bedenklich, wie diese Minierarbeit im Lebensboden unseres Volkes."

## Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

### Abteilung Breslau.

### „Mann und Weib, anthropologische Beiträge zu sozialen Problemen",

so lautete das Thema des Vortrages, welcher am 27. September, in der ersten öffentlichen Versammlung nach der Sommerpause, von unserem Mitgliede Dr. H. Kurella gehalten wurde. Der Name des Vortragenden und der von ihm gewählte Gegenstand hatten ein zahlreiches Publikum angezogen, das mit gespannter Aufmerksamkeit den belehrenden, fein pointierten Ausführungen des Redners folgte. Der Inhalt seines Vortrages ist kurz folgender:

Das ethische Postulat der Gerechtigkeit fordert, daß die soziale Stellung des Weibes ihrer Stellung in der Natur entspricht. Seit dem Gleichheitstaumel der französischen Revolution hat man das Weib, bald, unter Leugnung aller wesentlichen Unterschiede, dem Manne für wesentlich oder absolut gleich, bald in reaktionärer oder romantischer Stimmung für absolut inferior erklärt. Für die Inferiorität hat man anthropologische Thatsachen, zumal das geringere Hirngewicht des Weibes, angeführt. Das ist von einem berühmten Anatomen erst 1888 auf der Naturforscherversammlung gesagt worden.

Neuerdings hat die anthropologische Forschung diese Frage eingehend behandelt. Es ist hier vor allem Lombroso mit seinem großen Werke über das Weib als Verbrecherin zu nennen, ferner Weisbach und Ploß. Auch haben neben den anthropologischen Thatsachen die nervösen und die damit zusammenhängenden psychischen Eigenschaften des Weibes eingehende Behandlung gefunden, durch Lombroso, Sergi, Charcot; in dem Werke von Campbell „Nervous Organisation of Man and Woman" und in der ausgezeichneten Darstellung der „sekundären Geschlechtsmerkmale" durch Ellis; daneben haben einige amerikanische Forscher, wie Jastrow Stanley, Hall u. a. wichtige Beiträge geliefert.

Damit hat die Kenntnis der weiblichen Natur Riesenfortschritte gemacht.

Vortragender greift aus der Masse des rein beschreibend anatomischen Materials die Geschlechtsunterschiede an Schädel und Gehirn heraus. Der Frauenschädel bewahrt die mehr menschlichen Merkmale des beide Geschlechter zu Beginn der Pubertät auszeichnenden jugendlichen Schädeltypus, während der Mann im Verlauf der weiteren Reifung Merkmale am Schädel zur Entwicklung bringt, die in etwas deutlicherer Ausprägung den Schädel der prähistorischen und uncivilisierten Rassen, den der Berufsverbrecher und besonders den der erwachsenen höheren Affen auszeichnet (relativ großes Gesichts- und Kiefervolumen, starke Augenbrauenbogen, kräftige Knochenleisten und -vorsprünge u. s. w.)

Das Gewicht des weiblichen Gehirns ist absolut (um etwa 120 g) kleiner als beim Manne; dieser Unterschied wächst mit der Kultur. Während die Staturen der beiden Geschlechter sich verhalten wie 93 : 100, verhalten sich die Hirngewichte wie 90 : 100. Demnach wäre also auch das relative Hirngewicht des Weibes geringer. Das trifft aber nicht zu, wenn man statt der Statur das Körpergewicht zu Grunde legt, dann hat das Weib ein relativ größeres Gehirn. Der Ueberschuß des Hirngewichts beim Weibe stellt sich aber als noch erheblicher heraus, wenn man berücksichtigt, daß der weibliche Körper weniger Substanz, die vom Nervensystem abhängt, enthält als der Mann, da beim Weibe das nicht vitale, nicht „innervierte" Fettgewebe so sehr vorwiegt. Die Menge der Körpersubstanz, die vital thätig ist, verhält sich beim Weibe zu der des Mannes wie 70 : 100, die Hirngewichte wie 90 : 100, das Weib hat also relativ über 20 pCt. mehr Hirngewicht als der Mann.

Das bedeutet übrigens noch keine intellektuelle und noch weniger eine allgemein seelische Überlegenheit, wie Redner an einer Statistik der schweren Gehirne nachweist. Ein nicht auf kräftige und geübte Muskulatur fundiertes großes Gehirn ist ein gefährliches Besitztum (Broca, Ellis)

Anthropologisch von großer Bedeutung ist die größere Konstanz der Körperformen und der Funktionen, die geringere Variabilität des Weibes. Das Weib bewahrt rein organisch den Typus der Rasse. Ihr Körper wirkt nivellierend auf die aristokratische und degenerative Tendenz des männlichen Organismus. Schon das weibliche Becken verhindert, daß großköpfige Kinder lebend zur Welt kommen, d. h. daß die Kandidaten der Genialität und der Idiotie zu zahlreich werden. Damit hängt die geringe Zahl weiblicher Verbrecher und die allgemeine Monotonie der weiblichen Bevölkerung zusammen

Die Mutterschaft bedingt durch ihre organischen Grundlagen die größere Irritabilität des Weibes; dieselbe beruht, physiologisch betrachtet, auf einer höheren Erregbarkeit der organischen Centren des Hirnstamms (für Atmung, Blutbewegung, Eingeweide) gegenüber der intellektuell arbeitenden Hirnrinde. Diese organischen Centren sind die Ausgangspunkte der sogenannten Gemütsbewegungen, daher der relative Reichtum des weiblichen Gemüts gegenüber der bewußten, kühlen Reflexion und dem scharf bestimmten Willen des Mannes

Die größere Irritabilität oder Emotivität ist die Grundlage der mystischen Erscheinungen der weiblichen Natur, der Instinkte, Ahnungen, Ekstasen, der Neigung zur Hypnose und zur Suggestionsaufnahme Die Suggestibilität ist, im Verein mit der organischen Monotonie, die Grundlage für die Abhängigkeit des Weibes von Mode, Konvention, Beispiel und Autorität, von Tradition und Aberglaube.

Dieser Zusammenhang ist kein absoluter, sondern der Erziehung zur Freiheit, zur Unterordnung unter ethische, nicht konventionelle Ideale in hohem Maße zugänglich. Die Erziehung zum ethischen Leben hat beim Weibe noch große Chancen, besonders die Erziehung durch das Beispiel.

Die Irritabilität des Weibes wurzelt in dem Wellencyclus des weiblichen Lebens, der eine beständige periodische Schwankung aller Funktionen bedingt und sich gerade in den Nervencentren, welche Grundlage des Gemüts- und Trieblebens sind, abspielt So lange das Weib nicht auf den Mutterberuf viele Generationen hindurch verzichtet, so lange wir nicht eine Gemeinschaft nach dem Muster des Bienenstocks haben, werden die fundamentalen Züge der weiblichen Natur, Kindlichkeit, Behaglichkeit, feine Reizbarkeit, bestehen bleiben.

Eine mit exakten Methoden unternommene Prüfung der weiblichen Intelligenz läßt Unterschiede zwischen beiden Geschlechtern nicht erkennen, scheinbare Differenzen auf diesem Gebiete wurzeln im emotionellen Leben.

Das Weib ist dem Manne nicht inferior. Es zeigt die Merkmale der frühen Jugend, in der die Andeutungen einer höheren, übermenschlichen Entwickelung liegen, welche der im speziellen stärker sich weiter entwickelnde, starrere, unempfänglichere Mann einbüßt Das Weib repräsentiert das Stehenbleiben auf einer frühen, aber höheren Entwickelungsstufe.

Die Bedingungen, unter denen das Weib außerhalb der Familie arbeitet, sind die, welche von Männern für Männer gemacht sind, daher viele weibliche Mißerfolge.

Räumt man dem Weibe das Recht der Organisation seiner Arbeit ein, so wird es kein Gebiet der Kultur-Arbeit geben, auf dem eine vernünftige Arbeitsteilung nicht eine bessere, raschere Differenzierung und damit eine fortschreitende Entwicklung herbeiführen wird Was die industrielle Entwicklung gelehrt hat, wird die Kultur-Entwicklung bestätigen.

Darum freien Raum für die Anpassung des Weibes an neue Arbeitsbedingungen und für die Anpassung der menschlichen Arbeitsbedingungen an die feine und irritable weibliche Natur!

Mit lebhaftem Beifall statteten die Hörer ihren Dank ab. Auch die Darlegungen der Ziele unserer Bewegung, mit welcher der Vorsitzende die Versammlung eröffnete und schloß, fand ein Echo: die Zahl der Mitglieder erfuhr einen Zuwachs. Sie beträgt jetzt 112.

### Abteilung Frankfurt a. M.

Am 8 Oktober fand die Monatsversammlung der Abteilung statt. Herr Dr. Max Meyer referierte über den Antrag, einen unentgeltlichen Rechtsunterricht einzuführen Er wies auf den großen Erfolg hin, den die Abteilung mit der nunmehr unter eigener Verwaltung stehenden „Freibibliothek und Lesehalle“ erzielt habe, und daß dieser Erfolg dazu ermutige, weitere Aufgaben von gemeinnütziger Bedeutung ins Auge zu fassen Nach seinen Ausführungen sei vor allem die Frage zu entscheiden, ob der Rechtsunterricht ausschließlich für Erwachsene oder auch beispielsweise für Fortbildungsschüler erteilt werden solle, wie dies in Berlin bereits von seiten der Gesellschaft geschehen sei. Der Redner neigte zu der Ansicht, daß es sich vor allem darum handle, Erwachsenen den Rechtsunterricht zu erteilen, und berichtete unter dem Beifall der Versammlung, daß sich bereits acht Rechtsanwälte, die fast alle der Gesellschaft angehören, zur Erteilung des Unterrichts bereit gefunden hatten. Nachdem der Vorsitzende dem Redner den Dank der Versammlung ausgesprochen hatte, entspann sich eine lebhafte Debatte. Die Versammlung beschloß einstimmig die Einsetzung einer Kommission, bestehend aus den Herren Dr. Cahn, Schreiber, Dr. Meyer und Pfarrer Sänger, die in der November-Sitzung ihre Vorschläge zu unterbreiten hat Hierauf berichtete Herr Dr. Pfungst über die günstige Entwickelung, die der Verkauf der hier bei Gebrüder Knauer auf Rechnung der Gesellschaft erschienenen Rede des Professors Jodl: „Grundsätze und Ziele der ethischen Bewegung“ genommen hat. Es sind im letzten Jahre über 500 Exemplare abgesetzt worden. Auf eine Anfrage aus der Versammlung erklärte der Vorsitzende, daß Hoffnung vorhanden sei, einige hervorragende Redner für öffentliche Vorträge im Laufe des Winters zu gewinnen

## Briefkasten.

**Die Abteilungen der D. G. E. K.** werden ergebenst aufgefordert, kurzgefaßte Sitzungsberichte, sofern sie von allgemeinem Interesse sind, der Redaktion einzusenden, welche sie nach Maßgabe des verfügbaren Raumes veröffentlichen wird. Bekanntmachungen von Vorträgen und dergl. werden im Inseratenteil von der Expedition nach wie vor unentgeltlich aufgenommen werden.

**Die Verwaltung der städtischen Kranken-Anstalten zu Elberfeld** schreibt uns:

„Mit Bezug auf die uns gefälligst übersandte Besprechung einer hier im Verlage von F. Brockhaus erschienenen Schrift „Zu gut für Jesum“ bemerken wir, daß eine Einwirkung in der geschilderten Weise auf unsere Kranken nicht statthaft ist und auch zweifellos nicht erfolgt ist, und daß also jene Erzählung der thatsächlichen Unterlage entbehrt.“

Herr **B Lindner** in Berlin schreibt uns:

„Ihnen für die in Nr. 39 meinem Aufsatz über Ethik und Vegetarismus zu teil gewordene wohlwollende Behandlung bestens dankend, mache ich Sie doch auf den wesentlichen Irrtum aufmerksam, als ob eine Verbilligung der Lebenshaltung des Arbeiters einen Niedergang der Löhne zur Folge haben könnte; im Großen und Ganzen dürfte das Gegenteil der Fall sein. Jeder Vegetarier weiß, wozu er lebt: daß er nicht dem Unternehmer seine Kräfte bis zum Ruin zu opfern hat, sondern auch sein Teil an dem Glück, dessen ja alle Menschen teilhaftig werden sollten, sucht und findet in einem angenehmen und trauten Heim. Sein Ideal besteht eben nicht nur im leiblichen Genießen, sondern im geistigen und in der Pflege der Häuslichkeit, anstatt des Wirthshauslebens; er verlangt sonnige, freundliche Wohnung, wenn irgend erreichbar ein eigenes Stück Land; und da mit der Herrschaft über sein eigenes Ich auch seine Energie Anderen gegenüber wächst, so kann es nicht ausbleiben, daß ihm ein gewisser Grad von Wohlleben zu teil wird, den er sich gewiß nicht entreißen läßt, selbst auf die Gefahr hin, einmal die Hände eher in den Schoß zu legen, als sich drücken zu lassen Seine Lebensbedürfnisse sind ja so bescheiden, er weiß für schlechte Zeiten Haus zu halten und wird viel leichter eine längere Arbeitseinstellung überstehen, als ein an alle erdenklichen Genußmittel gewöhnter Arbeiter. Denn ist die Nachäfferei im Genuß alkoholischer Getränke und des Tabakgenusses seitens der Armen, wenn ich die Klasse der Besitzlosen so nennen darf, nicht der Untergang ihrer Kraft? Meist wird dieses Gift gekauft, um damit den Hunger zu vertreiben; aber sollte ein Arbeiter nicht von dem gut gesättigt werden, was er den Tag über vertrinkt und in die Luft verpafft?

„Was ferner die Schädlichkeit des Fleischgenusses anlangt, so bedarf nachfolgender Abschnitt aus dem Landwirtschaftlichen Beiblatt des „Berliner Tageblattes“ vom 13 September c. wohl keiner weiteren Erklärung:

„„Oberamtmann Hertwig, dessen Wirtschaften als mustergiltig angesehen werden dürfen, hat seinen gesamten Viehstand auf Domäne Pretzsch, sowie den Vorwerken Manken, Kördin und Meuro durch Herrn Kreistierarzt Wienke zu Wittenberg durch Impfung auf Tuberkulose untersuchen lassen, um die nicht ganz gesunden Kühe von der Zucht ausschließen und der Vererbung dadurch vorbeugen zu können. Es handelte sich um importierte Oldenburger Jeverländer, die sich in vorzüglichem Zustand befinden und musterhaft gepflegt werden. 30 pCt. erwies sich als tuberkulös, wenn auch teilweise nur in geringem Maße. Dasselbe ist isoliert eingestellt, wird gemästet und verkauft.“

„Also dieser Mann macht es durch die Mast (es ist dies unzweifelhaft ein krankhafter Zustand) noch kränker und verkauft es dann, sicherlich zu ansehnlichem Preise! Wenn das „Berliner Tageblatt“ vegetarierfreundlich wäre, würde diese Sache für den Fortschritt des Vegetarismus von größter Tragweite sein; aber die Fleischesser haben das Denken verlernt in Bezug auf die Konsequenzen, die eine widernatürliche Nahrung und Fortpflanzung mit sich bringen. Kann ein mit Branntweinbrauerei- oder Zuckerfabrikabfällen gefüttertes Tier gesund bleiben? Nein, es wird nur angeschwemmt und dann als „schön fett“ verkauft. Kann durch die künstliche Tierzucht gesunder Nachwuchs erzeugt werden, selbst bei sonst günstigen Bedingungen, die das Marschenvieh hat? Der Beweis des Gegenteils ist glänzend erbracht. Kann der Mensch von den Milchprodukten lungenkranker Kühe ohne Schaden für seine Gesundheit genießen? Wohl selten. Die Häufigkeit der Lungenleiden ist der beste Beweis. Kann der Mensch ohne Schaden für Leben und Gesundheit Fleisch lungenkranker Tiere verzehren? — Wenn in einer musterhaft eingerichteten Wirtschaft bei ausgezeichneter Viehhaltung 30 pCt. von Marschenvieh lungenkrank sind, wie erbärmlich müssen dann die Verhältnisse auf den kleinen Gütern sein? Es ist entschieden der Beweis, daß unsere Landwirtschaft bankrott ist. Denn nur die unnatürliche Lebensweise des Viehes ist die Ursache der Lungenseuche, und ohne dasselbe eine unnatürliche Lebensweise führen zu lassen, würden wir kaum ausreichend Arbeitsvieh haben.“

# Anzeigen.

In Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12 beginnt soeben zu erscheinen:

**LITTROW,**

## Die Wunder des Himmels

oder

**Gemeinfassliche Darstellung des Weltsystems**

— **Achte Auflage.** —

Völlig umgearbeitet von

**Dr. Edm. Weiss,**

Professor und Direktor der k. k. Sternwarte zu Wien.

*Mit 14 lithographierten Tafeln und vielen Holzschnitt-Illustrationen*

Zur Erleichterung der Anschaffung wird die neue Auflage in höchstens 36 Lieferungen erscheinen, deren alle Monat zwei bis drei ausgegeben werden, so dass innerhalb Jahresfrist das ganze Werk beendet ist. Der Preis einer Lieferung ist auf nur 40 Pf. festgestellt.

Jede Buchhandlung nimmt Bestellungen auf das Werk an und hält die erste Lieferung vorrätig.

---

Verlag von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12.

Soeben erschien:

## Lehren und Irrlehren beim Unterricht.

Gesammelt von

**Ludwig Graf von Pfeil.**

527 Seiten gr. 8°. Preis M 4,—.

Der Verfasser betrachtet es mit als seine Lebensaufgabe, einer Reform des Unterrichtswesen der höheren Schulen die Wege zu ebnen. Er bekämpft die irrigen Anschauungen über die vermeintliche Geistesbildung durch die alten Sprachen und deren Grammatik, welche jeder gesunden Entwickelung unserer Jugend hindernd in den Weg treten. In vorliegendem Buche hat er die kompetentesten Urteile über das herrschende Unterrichtssystem gesammelt; außerdem enthält dasselbe sehr beachtenswerte Aufsätze über russische und schwedische Schulen, über Gedächtniskunst u. s. w.

— Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. —

---

Soeben erschien in unserem Verlage:

## Aphoristische Grundlegung einer Philosophie des Geschehens.

Von

**Dr. Berthold Weiß.**

73 S. gr. 8. Preis 1,20 Mark.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

**Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandl.**
in Berlin SW. 12. Zimmerstr. 94.

---

## „Unser Hausarzt"

Wochenschrift für Gesundheitspflege, Naturheilkunde u. Lebenskunst, herausg. von Dr. med Fehlauer Berlin W. 9, kostet viertelj. 1 Mark bei allen Postämtern u. Buchhandlungen.

Probenummer kostenfrei.

---

Eine Schrift über rechte Behandlung der

## Trunksucht und der Trinker

versendet gegen 10 Pf. in Briefmarken der Geschäftsführer des Deutschen Vereins gegen den Missbrauch geistiger Getränke

**Dr. W. Bode in Hildesheim.**

---

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

## Der menschliche Wille

vom Standpunkte der neueren Entwickelungstheorien (des Darwinismus).

Von

**G. H. Schneider.**

gr. 8. 8 M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

---

**Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung**
in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

## Zwölf Geduldspiele

**Zauberquadrate, Rösselsprung-Wandungen, Boß-Puzzle, Nonnenspiel, Spaziergänge der Pensionatsdamen, Umfüllungs-Aufgaben, Rundreise-Spiele u. s. w.**

für Nicht-Mathematiker

zum Zwecke der Unterhaltung

historisch und kritisch beleuchtet

von

**Prof. Dr. H. Schubert in Hamburg.**

Broschiert 1,80 M., geb. 2,40 M.

Der Inhalt dieses Buches bietet für Alt und Jung im häuslichen Kreise eine Quelle anregender Unterhaltung. Es enthält weder trockene Rechen-Exempel noch abschreckende Formeln. Sein Zweck besteht vielmehr in erster Linie darin, die interessantesten von den auf Anwendung des Verstandes beruhenden Geduldspielen dem tieferen Verständnis des Publikums näher zu bringen. Das Büchlein eignet sich vorzüglich zu Geschenken, sowohl für Erwachsene, wie auch namentlich für die reifere Jugend, welcher es nicht nur angenehme Unterhaltung, sondern auch durch Schärfung des Verstandes großen Nutzen gewährt.

---

## Ethische Schriften

aus dem

### Verlage von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin.

**Der Moralunterricht der Kinder.** Von Felix Adler. Autorisierte Übersetzung, herausgegeb. von Georg von Gizycki. 2 M., geb. 2,60 M.

**Die ethischen Gesellschaften.** Vortrag von Prof. Felix Adler. 25 Pf.

**Die ethische Bewegung in Deutschland.** Vorbereitende Mitteilungen eines Kreises gleichgesinnter Männer und Frauen zu Berlin. Zweite verm. Auflage. 60 Pf.

**Wahrhaftigkeit.** (The Ethics of Belief.) Von William Kingdon Clifford. Autorisierte Uebersetzung von Lily von Gizycki. 60 Pf.

**Die ethische Aufgabe des Menschen.** Von Dr. Berthold Weiß. Zweite Auflage. 30 Pf.

**Die Begründung einer Gesellschaft für ethische Kultur.** Einleitungs-Rede, gehalten am 18. October 1892 zu Berlin von Wilhelm Foerster, Prof. und Direktor der Königl. Sternwarte zu Berlin. 40 Pf.

**Geistesfreiheit und Gesittung.** Ein Beitrag zum sozialen Frieden. Von Wilhelm Foerster. Zweite Ausgabe. 30 Pf.

**Die Anfänge eines neuen sozialen Geistes.** Ein öffentlicher Vortrag, im Frühjahr 1894 gehalten von Dr. Wilhelm Foerster. 60 Pf.

**Zur Ethik des Nationalismus und der Judenfrage.** Rede, gehalten am 23. November 1892 in der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur zu Berlin von Wilhelm Foerster. 30 Pf.

**Die Judenfrage ökonomisch und ethisch.** Von Dr. Fr. Lütgenau. 30 Pf.

**Kinder- und Hausmärchen, gesammelt** durch die Brüder Grimm. Nach ethischen Gesichtspunkten ausgewählt und bearbeitet von Georg und Lily von Gizycki.
Volks-Ausgabe. Mit 8 farbigen Bildern von F. Holbein. Gebunden 1 M.
Feine Ausgabe auf Velinpapier. Mit 8 farbigen Bildern von F. Holbein. Elegant gebunden 2 M.

**Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.** 1893. 1. u. 2. Heft. à Heft 50 Pf.

**Die ethische Lebensansicht.** Von William Mackintire Salter. Aus dem englischen Manuskript übersetzt von G. von Gizycki. 40 Pf.

**Träume.** Von Olive Schreiner. Autorisierte Übersetzung von Margarete Jodl. Mit einer Einleitung von Dr. Friedrich Jodl. 1,60 M., eleg. geb. 2,40 M.

**Religion und Moral.** Antwort auf eine in der „Ethischen Kultur" gestellte Frage von Graf Leo Tolstoy. Aus dem russischen Manuscript übersetzt von Sophie Behr. 60 Pf.

**„Ethische Kultur" und ihr Geleite.** I. Nietzsche-Narren (in der „Zukunft" und in der „Gegenwart"). II. Wölfe in Fuchspelzen (2 Kirchenzeitungen). Von Ferdinand Tönnies. 75 Pf.

**Ethische Kultur.** Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen. Jahrgang 1893. Gebunden 8 M.

**Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.**

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. —
Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint
jeden Sonnabend.
Preis viertelj. 1,50 M.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Postanstalten.
Post Zeitungsliste
Nr. 2002.

# Ethische Kultur



Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Herausgegeben von
**Dr. Georg von Gizycki,**
Professor der Ethik an der Universität zu Berlin.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

| II. Jahrgang. | Berlin, den 3. November 1894. | Nr. 44. |
|---|---|---|





## § 51 des Reichsstrafgesetzbuches und das moralische Irresein.

Von Dr. med. L. in W.

Vor kurzem durchlief eine Reichsgerichts-Entscheidung die Blätter dahinlautend: „daß die Fassung des § 51 gerade darauf abziele, den vagen Lehren von der auf moralischem Irresein beruhenden Unzurechnungsfähigkeit den Eingang in die Strafrechtspflege zu verschließen“.

Der § 51 des R. Str. G. lautet bekanntlich: „Eine strafbare Handlung ist nicht vorhanden, wenn der Thäter zur Zeit der Begehung der Handlung sich in einem Zustande von Bewußtlosigkeit oder krankhafter Störung der Geistesthätigkeit befand, durch welchen seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen war.“

Die Entscheidung des Reichsgerichts erkennt also dem „moralisch Schwachsinnigen“ keine krankhafte Störung seiner Geistesthätigkeit zu, macht ihn verantwortlich für sein Thun und verurteilt ihn als Verbrecher. Dem medizinischen Sachverständigen wird es nicht mehr möglich sein, mit der Diagnose „moralischer Schwachsinn“ die Unzurechnungsfähigkeit eines Inculpaten zu erwirken.

Ich glaube nicht, daß die praktischen Konsequenzen dieser Entscheidung weitgehende sein werden. Das moralische Irresein tritt oft nicht als isoliertes Krankheitsbild in die Erscheinung; es ist oft Teilerscheinung eines allgemeinen Schwachsinns oder Folgeerscheinung eines anderen Gehirnleidens (z. B. der Hysterie, Epilepsie, Alkoholismus rc.) In beiden Fällen wird es dem medizinischen Sachverständigen nicht schwer fallen, durch Betonung des Grundleidens die Unzurechnungsfähigkeit des Inculpaten klar zu legen. Es bleiben also nur übrig die Fälle von selbständigem moralischem Irresein. Leider kommen nun gerade diese sehr selten zur Begutachtung des Psychiaters, weil bei ihnen ein Zweifel an der normalen Geistesthätigkeit im Allgemeinen vom Juristen nicht erhoben wird und sie demnach ohne Weiteres als verantwortlich angesehen werden.

Anders liegt meiner Meinung nach die theoretische, bezw. prinzipielle Seite dieser Frage.

Die Individuen, welche wir als „moralisch schwachsinnige“ bezeichnen und als mit krankhafter Geistesstörung behaftete ansehen, sind solche, welche wiederholt Handlungen begehen, die ihren Mitmenschen zum Nachteil gereichen, und dabei ein subjektives Wohlbefinden zeigen. Es zeigt uns die Analyse ihres Geisteszustandes, daß bei ihnen eine unvollkommene Empfindung für Recht und Unrecht in ethischer Hinsicht, ein grenzenloser Egoismus, rücksichtslose Befriedigung der Lustgefühle und eine Unfähigkeit zur Bildung moralischer Begriffe besteht. Es ist wichtig, darauf hinzuweisen, daß diese Abweichungen schon in der Kindheit bestehen, wenn sie auch zu dieser Zeit einen anderen als den exquisit antisozialen Charakter tragen; denn die Fälle, in denen der moralische Schwachsinn nicht angeboren, sondern erworben ist, zufolge einer dem Individuum zugestoßenen Schädigung (Hirnkrankheit), gehören in die schon vorher angegebenen Rubriken, denen auch jetzt Straflosigkeit zu Teil wird.

Es ist bei unserer heutigen Auffassung des Strafrechtes allerdings begreiflich, wenn der Jurist sagt: „Diese Leute, die ihr eben als moralisch Schwachsinnige geschildert, sind unsere Verbrecher (Gewohnheitsverbrecher), die wir nach den Grundsätzen unseres Strafrechtes bestrafen.“

Die Psychiatrie ist nun der Überzeugung, daß diese Leute abnorme Individuen sind und ebenso wie die, welche mangelnde Begriffsbildung als intelektuelle Störung zeigen, als schwachsinnige Individuen aufzufassen sind, deren Unzurechnungsfähigkeit durch eine abnorme inferiore Veranlagung bedingt ist. Die nächste Folge dieser Auffassung scheint mir allerdings die Behauptung zu sein, daß alle Gewohnheitsverbrecher kranke Leute sind.

Um nun mit der bestehenden Strafrechtsanschauung nicht in Konflikt zu kommen, hat man versucht, den moralisch Schwachsinnigen vom eigentlichen Verbrecher zu unterscheiden, z. B. dadurch, daß bei ersterem die Abnormität angeboren ist, was bei Letzterem im Allgemeinen nicht nötig sei; man hat außerdem bei ersterem Abweichungen von normalen Menschen gefunden: ihre große Disposition zu Geisteskrankheit und das häufige Vorkommen morphologischer Abnormitäten (Degenerationszeichen) u. s. w. Gelungen ist nach meiner Überzeugung diese Unterscheidung nicht; jedenfalls nur insoweit als man die moralisch Schwachsinnigen vom Gelegenheitsverbrecher unterscheiden lernte.

Entscheidend in dieser Frage waren zweifellos die Untersuchungen des genialen Lombroso, welcher von der anderen Seite die Sache auffaßte und nachwies, daß der „geborne Verbrecher“ (Gewohnheitsverbrecher) seinerseits eine durch körperliche und geistige Eigenschaften bedingte Abnormität des Menschheitstypus darstellt. Er bewies aber weiter, daß der „geborene Verbrecher“ thatsächlich identisch sei mit dem an moral insanity Leidenden.

Es ist vor der Hand gleichgültig, ob Lombroso den geborenen Verbrecher als solchen aber als Geisteskranken auffaßt; ausschlaggebend ist, daß er nachgewiesen, daß die Eigenschaften, welche ihn zum Verbrecher machen, angeborene sind. Es würde mich zu weit führen, hier die Einwände gegen

Lombroso's Theorie anzuführen, oder dieselben zu widerlegen zu versuchen. Dieselbe hat noch nicht die genügende Anerkennung gefunden. Mag es daran liegen, daß es dem Menschen nicht so leicht ist, ohne zwingenden Grund eine Wahrheit als solche zu erkennen, besonders dann, wenn ihre Konsequenzen eine Umwälzung in unseren bisherigen (rechtlichen) Anschauungen bedingen. Die Lehre eines Lombroso, der sich zu dem Ausspruch bekennt: „Erkennen und vergeben ist das Evangelium unserer Zeit" mag freilich mit unseren auf starren dogmatischen Prinzipien beruhenden Lehren in Kirche und Recht nicht ohne weiteres vereinbar sein.

Die Abneigung, die von seiten vieler Irrenärzte gegen seine Lehre besteht, (und übrigens nicht eine so prinzipielle ist, wie sie vielleicht auf den ersten Augenblick erscheint) mag wohl zum Teil ihren Grund in entgegengesetzten wissenschaftlichen Anschauungen haben, welche optima fide entgegengehalten werden; andererseits veranlaßt mich aber die oft überraschend oberflächliche Beurteilung selbst von seiten erfahrener Irrenärzte zu der Anschauung, daß auch ihnen die dadurch veranlaßte Umwälzung Unbequemlichkeiten bereitet. (Erklärlich, wenn auch nach meiner Ansicht nicht entschuldbar, ist diese Abneigung insoferne, als die Auffassung des Verbrechers als Kranken zunächst eine Überschwemmung der Irrenanstalten mit Individuen zur Folge haben würde, die der gedeihlichen Entwickelung der Anstalten schädlich sind. Wir können bei der Behandlung dieser Individuen nicht unser no restraint, auf welches wir mit Stolz hinweisen, anwenden; der unbegrenzte Freiheitsdrang und die große soziale Gefährlichkeit der Verbrecher würden dies ausschließen.)

Übrigens will ich nicht unerwähnt lassen, daß auch unter den Strafrichtern die Auffassung, daß der Gewohnheitsverbrecher einer prinzipiell anderen Behandlung bedarf, als der Gelegenheitsverbrecher, weit verbreitet ist, und daß konsequenter Weise eine Reform unseres Strafrechts gefordert wird. Ich erinnere nur an die Ausführungen Liszt's auf dem Kongreß für kriminelle Anthropologie in Brüssel 1892. Diese Scheidung der beiden Verbrecherkategorien ist aber das punctum saliens der Konsequenzen der Lombroso'schen Lehre und der Lehre vom moralischen Schwachsinn. Denn die Behandlung des Gewohnheitsverbrechers würde dann dieselbe sein, die wir jetzt schon dem moralisch Irren (d. h. wenn wir ihn in die Irrenanstalt bekommen) zu teil werden lassen. Lediglich unter dem Gesichtspunkt, die Gesellschaft vor ihm zu schützen, da der Versuch, ihn zu bessern, doch ohne Erfolg ist, berauben wir ihn der Freiheit, zeigen ihm aber sonst größtmöglichstes Mitleid und Entgegenkommen; diese Freiheitsberaubung muß solange dauern, als er antisozial denkt und fühlt; dies würde für gewöhnlich allerdings zeitlebens der Fall sein. Die weiteren Konsequenzen dieser Strafrechtsreform hier anzuführen, würde mich vom Thema abführen; sie sind übrigens von weit berufenerer Feder wiederholt klargelegt. (Vgl. u. A. Kurella, Naturgeschichte des Verbrechers.)

Wichtig scheint mir nun der Einfluß, den diese Auffassung des Verbrechers als inferioren Menschen auf unsere ethische Anschauungen im Allgemeinen auszuüben geeignet ist. Bei aller Strenge der Gesetzhandhabung wird man sich sagen müssen, diese Leute begehen ein Unrecht, weil ihnen die Fähigkeit, moralische Begriffe zu bilden und nach ihnen zu handeln, infolge abnormer Veranlagung abgeht; sie sind also keinesfalls für ihr Thun verantwortlich zu machen; man wird im Gegenteil Mitleid mit ihnen haben müssen, aber keine Rache üben wollen, mögen sie die Gesellschaft noch so empfindlich geschädigt haben. Bei ihrer Unschädlichmachung wird man konsequenterweise auch vom ethischen Standpunkte aus jede Absicht, das Unrecht zu sühnen, fallen lassen müssen, denn Sühne ist nichts als Rache.

Ich maße mir nicht an, in der Streitfrage der Juristen bez. des Zweckes der Strafe mitzureden. Warum aber klammern sie sich an das Moment der Sühne als Strafzweck? Um bessernd oder abschreckend zu wirken wohl sicherlich nicht. Ist die Sühne des Strafrechts etwas anderes als der Ausdruck für die Moral: „Auge um Auge, Zahn um Zahn"? Ein Grundsatz der beweist, daß die menschliche Gesellschaft in ethischer Hinsicht nicht wesentlich höher steht, als zur Zeit, da noch die Blutrache der Stämme erlaubt war. „Erkennen und vergeben sind das Evangelium unserer Zeit!" Daß unser jetziges Strafverfahren ungeeignet, ja sogar geeignet sei die Verbrecher geradezu in Reinkultur zu züchten, ist außerdem wiederholt von Juristen und Soziologen behauptet worden. Es scheint also auch von dieser Seite für reformbedürftig erachtet zu werden.

Die Möglichkeit, einen an moralischem Schwachsinn leidenden Menschen durch Hinweis auf seine angeborene moralische Minderwertigkeit dem jetzigen Strafverfahren mit seiner ganzen Gehässigkeit zu entziehen, schien mir der Anfang dafür zu sein, daß sich die hochherzigen Ideen eines Lombroso und seiner Anhänger allmählich Eingang in die Strafrechtspflege verschaffen würden; wenn dem nun ein Riegel vorgeschoben wurde durch die Entscheidung des obersten Gerichtshofes, so glaube ich, ist es ein Rückschritt auch auf der Bahn, die von der mächtigen ethischen Bewegung der Neuzeit eingeschlagen wurde.

Bezeichnend für die Richtigkeit der neuen Lehre ist wohl der Umstand, daß sie einerseits die Wissenschaft aufgestellt, die in ernstem freiem Forschen die Überzeugung gewann, daß der Verbrecher ein ab origine defekter Mensch sei, für den nur Mitleid, aber keine Rache am Platze ist, und daß andererseits der gesunde ethische Sinn der Menschen zu gleichem Resultat kam, indem er, von Liebe zum Mitmenschen bewogen, Haß und Rache überhaupt verbannen will. Warum sollte sich diese Liebe zum Mitmenschen nicht in erster Linie an dem bethätigen, der infolge seiner Anlage zum Verbrecher wurde und nach meiner Ansicht wohl der unglücklichste Aller ist?

Die Auffassung des Verbrechers als Kranken, des Lasters als Schwäche wird gewöhnlich mit dem Schlagworte „sozialdemokratisches Hirngespinst" verurteilt; ich glaube, daß dieses Urteil wesentlich milder ausfallen würde, wenn die Verurteiler, frei von egoistischem Interesse, bestrebt wären, die Wahrheiten der wissenschaftlichen Ethik in das Denken und Fühlen des Menschen einzuführen und auf das tägliche Leben anzuwenden.

---

## Die sittliche Bestimmung der Frau.

*Vierter Artikel.*

Von Georgine von Volberitz und Mrs. Fanny Garrison Villard.

**Fräulein Georgine von Volberitz** in Budapest:

„Lassen Sie mich auf einige Punkte in dem ersten der von Ihnen veröffentlichten Artikel über die sittliche Bestimmung der Frau (in Nr. 12) näher eingehen.

Mit Herrn Professor Paulsen stimme ich insofern vollkommen überein, als er betont, daß die Rolle, welche die Frau in der Familie spielt, eine weit wichtigere ist, als die des Mannes. Logischerweise müßte also der Frau in der Familie die erste Rolle zufallen; und doch weisen unsere Gesetze und Gebräuche diese Rolle überall dem Manne zu, während die Frau zurückgedrängt und überall verkürzt wird. Hier finden wir den ersten Punkt, der der sittlichen Bestimmung der Frau in ihrer freien Einwirkung auf Familie und Staat hinderlich entgegentritt. Denn eben weil die Mutter als immerwährende Pflegerin und Erzieherin der Kinder auf diese, d. h. auf die heranwachsende Menschheit, von so großem Einfluß ist, müßte darauf hingewirkt werden, sie vor allem mit der nötigen Geistesbildung zu versehen und dann ihr die gehörige Autorität zu verschaffen, um diese Bildung auch zur Geltung zu bringen. Ihr müßte das erste Verfügungsrecht über die Kinder zustehen, und nicht dem Vater, der den größten Teil des Tages außer dem Hause

zubringt und die Anlagen und Neigungen der Kinder gar nicht kennt.

Die materielle Aufgabe der sozialen Reform müßte die sein, den Frauen so viel Berufszweige als nur möglich zu eröffnen, um der aus der Erwerbsunfähigkeit der Frau entstehenden Not und Unsittlichkeit abzuhelfen. Die ideale, ethische Aufgabe aber wäre die, der Frau in der Familie eine Stellung zu sichern, die der hohen ethischen Anforderung entspricht, welche die Natur, die Gesellschaft und der Staat an die Frau stellen, und der sie nur durch genügende Bildung und die notwendige Autorität vollkommen entsprechen kann.

Gegen gewisse Ausführungen des Herrn Professor Paulsen möchte ich bemerken, daß die Natur weder weibliche noch männliche Eigenschaften hervorbringt, daß vielmehr die verschiedenen Eigenschaften dem einen wie dem andern nur anerzogen sind. Wie viele Frauen finden wir, die den Ehrgeiz haben, auch etwas zu leisten, — Frauen, welchen ihr beschränkter häuslicher Wirkungskreis durchaus nicht genügt, die sich unglücklich fühlen, daß sie keine ernste Beschäftigung haben, und die aus Mangel an eigener Beschäftigung sich in die Angelegenheiten ihrer Männer einmischen und dadurch eine Menge Verdruß im Hause hervorrufen. Auch die Eitelkeit, die Putz- und Klatschsucht der Frauen entstehen aus der ungenügenden Bildung und Beschäftigung des Geistes.

Daß die Natur nicht die Frau zum Gehorchen und den Mann zum Befehlen geschaffen hat, beweist der fortwährende Kampf um die Herrschaft zwischen den beiden Geschlechtern. Ich habe noch nie eine Henne gesehen, die es versucht hätte, dem Hahn als Führerin zu dienen; ich habe aber sehr viele Ehen gesehen, in welchen die Frau die Leitung hatte — und selten war es zum Nachteil der Familie. —

Herr Pater Cathrein betont vor allem, daß die Frau von Gott „zur Gefährtin und Gehilfin des Mannes" bestimmt worden sei; wir könnten aber ebensogut sagen, daß Gott den Mann zum „Gefährten und Gehilfen" der Frau bestimmt habe, da doch beide nur zusammen für den Fortbestand der Menschheit wirken können. Es ist wirklich merkwürdig, wie viel von den „Herren der Schöpfung" unserm Herrgott zugeschrieben wird! So hört man z. B., wenn davon die Rede ist, der Frau einen bessern Unterricht angedeihen zu lassen, auch diesen Satz: die Bestimmung der Frau ist einzig und allein die, Gattin und Mutter zu werden. Hat die Natur etwa den Mann dazu geschaffen, gelehrte Abhandlungen zu schreiben? Die Natur hat auch den Mann zu keinem andern Zweck als zur Erhaltung der Gattung geschaffen. Und so ist auch die Rede von dem natürlichen „Beruf der Frau" nur eine Phrase, womit die Männer alle unsere Bestrebungen nach geistiger Arbeit abweisen wollen und uns zu verstehen geben, daß wir keinen andern Lebenszweck haben, als ihn irgend ein weibliches Tier hat, und daß ihnen allein die hohe Aufgabe der geistigen Entwickelung der Menschheit zufällt. Auch hier giebt ihnen die Natur, auf die sie sich mit Vorliebe berufen, nicht Recht, da sie dem weiblichen Menschen eben dieselben geistigen Eigenschaften gegeben hat wie dem männlichen. Wir finden bei Frauen Ehrgeiz, Wissensdrang, Mut und viele andere sogenannte männliche Eigenschaften ebenso wie bei den Männern; nur werden die Frauen schon von frühester Kindheit an künstlich in anderer Weise entwickelt, um sie für ihren sogenannten natürlichen Beruf zu erziehen. Und diese von Natur aus guten Eigenschaften arten dann durch die Erziehung in Neid, Klatschsucht, Neugierde oder burschikoses Sich-hervorthun-wollen aus. So bemüht sich die Erziehung, aus den am besten veranlagten Kindern die der Gesellschaft schädlichsten Frauen heranzubilden.

Auch was die religiöse Einwirkung der Mutter auf ihre Kinder anbelangt, ist die Stellung der Frau in der Familie und im Staate nicht die richtige. Wie soll die Frau in religiöser Beziehung auf ihre Kinder mit Überzeugung einwirken, wenn ihr selbst der Glaube an die Gerechtigkeit Gottes fehlt, — an die Gerechtigkeit desjenigen, der es gestattet, daß der eine Teil der Menschheit zum Herrschen, der andere aber zum Gehorchen bestimmt sein soll! Die Mutter, die zweifeln muß an der Gerechtigkeit desjenigen Gottes, der es zugeben kann, daß von ihren Kindern, die sie alle mit gleicher inniger Liebe umfaßt und die sie alle gleich glücklich sehen möchte, die Einen es wirklich werden können, die Andern aber, gleich ihr, ohne ihr Verschulden in ewiger Abhängigkeit leben müssen!

Was die Ansicht des Herrn Pater Cathrein über die Ehe anbelangt, so findet sich auch darin sehr Vieles, dem widersprochen werden kann. Vor allem muß die Ehe als ein Vertrag betrachtet werden, der beiden Teilen gleiche Rechte gewährt und gleiche Pflichten auferlegt. Nicht nur die Frau soll dem Manne in unerschütterlicher Liebe und Treue ergeben sein, auch er muß ihr diese Liebe und Treue bewahren. Daß die Frau den Namen des Mannes führt, ist eine Sitte, die, wie ich glaube, aus bloßer Bequemlichkeit entstanden ist, um nicht eine Familie bei zwei Namen nennen zu müssen. Übrigens gilt hier auch das Wort: ländlich sittlich; in Ungarn z. B. nennt sich keine Frau einfach mit ihrem Taufnamen und dem Familiennamen ihres Mannes, sondern sie schreibt den Namen ihres Mannes und dann ihren Familien- und Taufnamen. Die Mutter des Matthias Corvinus z. B. nennt man auch heute noch Szilagyi Erzsébet Hunyadi Jánosné.*) Wenn sie einfach dem Familiennamen ihres Mannes ihren Taufnamen beifügte, würde sie für seine Tochter oder Schwester gelten. — Die Bemerkung, daß die Familie einer Autorität bedarf und daß diese Autorität dem Manne zukommen müsse, ist eine solche, die durchaus nicht stichhaltig ist. Ich kann mir ein wirklich inniges Zusammenleben in einer Familie nur dann denken, wenn keiner von den Ehegatten sich eine Autorität über den Andern zuschreibt.

Die Eigenschaften, die Herr Pater Cathrein beim Manne als dem „von Gott bezeichneten Herrscher" hervorhebt, sind auch nicht ausschließlich männliche. Im Gegenteil möchte ich behaupten, daß Besonnenheit und Energie bei gut erzogenen vernünftigen Frauen viel öfter zu finden sind, als bei Männern; die Frau kann sich viel besser beherrschen, und infolge dessen überlegt sie mehr als der Mann, — besonders wenn er, anstatt zu herrschen, von seiner Leidenschaft beherrscht wird.

Die Bemerkung, welche Herr Pater Cathrein über den Verlust der Autorität von seiten des Mannes durch die vollständige Gleichberechtigung der Frau macht, kann uns nur ein Lächeln entlocken. Glauben denn die Herren der Schöpfung, daß wir das Bedürfnis fühlen, sie als unsere Herren anzuerkennen? Glauben sie, daß wir unsern Platz in der Familie, der zu Liebe wir unserm persönlichen Ehrgeiz und so vielen andern Dingen entsagen müssen, nur als Gehilfin des Mannes einnehmen wollen?

Was die Erstrebung der politischen Rechte der Frau anbelangt, so wäre die Erlangung derselben nur recht und billig, da die Frau genau so wie der Mann bei den Einrichtungen des Staates interessirt ist und folglich bei der Wahl der Gesetzgeber ebenso mitsprechen müßte wie er.

Eine fernere Bemerkung des Herrn Pater Cathrein möchte ich dahin berichtigen, daß eine wirklich intelligente und gebildete, an den Sorgen und Mühen ihres Mannes thätigen Anteil nehmende Frau viel weniger seine „Sklavin" oder „Hetäre" ist, als diejenige, welche keinen höheren Horizont als den beschränkten Kreis ihrer Häuslichkeit kennt. Ich habe noch nie gehört, daß eine Geschäftsfrau, die den ganzen Tag mit ihrem Manne im Geschäft arbeitet, von diesem weniger geliebt und geachtet würde, als diejenige, welche, wenn ihr Mann nach gethaner Arbeit abends ein Stündchen plaudern möchte, ihm von nichts anderem zu erzählen weiß, als von den häuslichen Verdrießlichkeiten. —

*) Matthias Corvinus war der Sohn des Johann Hunyadi und der Elisabeth Szilagyi.

Was Herr Dekan Kambli über die sittliche Bestimmung der Frau sagt, ist so schön, daß sich daran garnichts aussetzen läßt, außer dem einen, daß die Frau, eben wegen der irrigen Auffassung, der einzige Beruf der Frau sei der, Gattin und Mutter zu sein, so unvernünftig und mit einem so beschränkten Gesichtskreis erzogen wird, daß sie nur sehr selten ihre höhere geistige Bestimmung begreifen kann. Ihr Sinn wird hauptsächlich darauf gerichtet, als junges Mädchen sich einen Mann zu erobern, und wenn sie endlich einen hat, entweder ihre eigene Individualität zu verleugnen und sich ganz ihrem Manne anzupassen, oder aber seine Stellung in der Gesellschaft dazu auszunutzen, ihren Stolz und ihre Eitelkeit zu befriedigen, indem sie sich selbst und der Welt zeigen will, daß ihr Mann eine solche Stellung und ein solches Einkommen hat, daß sie nichts anderes zu leisten braucht, als schön zu sein.

Leider ist die Erziehung der Frau noch immer eine solche, daß sie weder etwas Nützliches lernt, noch dazu erzogen wird, ihre freien Stunden in geistiger Thätigkeit zuzubringen, sei dies nun, indem sie ihrem Manne bei seiner Arbeit hilft, oder aber indem sie selbständig etwas leistet. Daß eine intelligente Frau völlig nur den Sorgen und Arbeiten im Hause leben soll, ohne alle geistige Beschäftigung, kann unmöglich gewünscht werden, schon in Anbetracht dessen, daß die Mutter die Erzieherin der Kinder ist.

Was den Zutritt der Frauen zu öffentlichen Ämtern anbelangt, so müßte ihnen vor allem das Stimmrecht und so die Anteilnahme am öffentlichen Leben gewährt werden. Wie kann eine Frau ihre Kinder für das öffentliche Leben erziehen, wenn sie selbst nie Anteil daran nimmt und es nicht aus eigener Erfahrung kennt? Nur die Erfahrungen, die wir selbst gemacht haben, können wir mit Erfolg auf andere übertragen.

Trotzdem man überall den Satz betonen hört: „Der Mann dem Staate, die Frau der Familie," wird der Frau nirgends so viel Unrecht zugefügt als eben durch die Stellung, die ihr in der Familie angewiesen wird. Nicht genug, daß die Kinder nach ihrem Namen nicht ihrer, sondern der Familie ihres Mannes angehören, wird die Frau auch überall, wo es gilt, für die Kinder einzutreten oder über sie zu bestimmen, übergangen und der Vater als der einzig Maßgebende betrachtet, während sie in die vollen Mutterrechte erst dann eingesetzt wird, wenn der Vater nicht mehr am Leben ist. So lange er da ist, hat er überall das erste Wort zu sprechen; ja sie wird nicht einmal gefragt, ob sie mit seinen Verfügungen einverstanden ist. Und doch nimmt sie bei der Gründung der Familie den schwereren Teil auf sich. Sie bringt die Kinder zur Welt, indem sie ihr eigenes Leben auf das Spiel setzt; und sie hat auch die Sorge und Mühe, sie groß zu ziehen.

Hier, möchte ich sagen, hat die Natur der Menschheit klar den Weg gewiesen, welchen sie zu wandern hat, und ihr deutlich gezeigt, wem von den beiden Eltern der erste Platz in der Familie gebührt."

**Mrs. Fanny Garrison Villard** in New-York:*)

„Von den vielen Gedanken, welche sich mir in Bezug auf die sittliche Bestimmung der Frau aufdrängen, möchte ich einen aussprechen. Es ist dieser, daß es keine ungewöhnliche Beobachtungsfähigkeit erfordert, um zu gewahren, daß die Bestimmung der Frau als eines moralischen Faktors in der Welt zukünftig von höherer Art sein wird, als wir je geträumt haben. Die Frauen haben leider oft einen höchst verderblichen Einfluß auf die Männer ausgeübt, großenteils infolge davon, daß die Gerechtigkeit ihnen so hartnäckig, selbst jetzt noch, vorenthalten worden ist. Da man ihnen nichts anvertraute, so haben sie ihre Ziele oft mit sehr fragwürdigen Mitteln verfolgt, während sie demütigen Gehorsam heuchelten. Diese Art von Täuschung hat dem Menschengeschlecht unberechenbares Unheil gebracht, und nur dadurch kann demselben vorgebeugt werden, daß ihre Geisteskräfte ebenso wie die der Männer ausgebildet werden; was ihnen Achtung verschaffen und veranlassen wird, daß sie ebenso gerecht wie die Männer werden behandelt werden. Den Männern wird dann die Demütigung erspart werden, daß sie unter der Hand von inferioren Frauen geleitet werden, und anstatt dessen wird ihnen die aufrichtige Kameradschaft derer zu Teil werden, welche sie lieben und ehren, aber nicht fürchten.

Niemals hat man an eine Revolution von solchem Umfange gedacht, und das Resultat wird von einer entsprechenden Größe, einem entsprechenden Segen sein. Mangel an geistiger Ausbildung verhindert, daß die sittlichen Eigenschaften sich in vollem Umfange entwickeln, sodaß sie die höchsten Gesetze erfassen können, welche das Menschenleben regeln sollten. Wenn die Männer dies einsähen, so würden sie alles thun, was in ihrer Macht steht, um die höhere Entwicklung der Frauen zu befördern und sich so eine (heutzutage nur in Ausnahmefällen zu findende) Hingebung zu sichern, welche auf einem klaren Verständnis der edel übernommenen und siegreich gelösten Aufgaben des Lebens beruht."

*) Aus dem englischen Manuskript von der Redaktion übersetzt.

## Lebensbilder.

### XVI.

#### Von einem Schuhmacher.

Von sechs Brüdern hatte ich das Glück als erster das Licht der Welt zu erblicken. So glaube ich die ersten Jahre durch bessere Pflege als meine fünf Brüder genossen zu haben, obwohl von Pflege sowieso nicht viel die Rede sein mag.

Mein Vater war über vierzig Jahre, als ich geboren wurde. Bis zum 36. Lebensjahre hatte derselbe „gedient", wie man sich bei uns ausdrückte, die letzten Jahre als Kutscher. Meine Mutter war eine Weberstochter und hatte selbst bis zur Verheiratung gewebt.

Die ersten Jahre, von welchen ich Bewußtsein meiner selbst habe, ging ich in eine Kleinkinderschule, mit 5½ Jahr in die zweiklassige Dorfschule. Im Anfang fiel mir häufig das Lernen schwer, in den oberen Abteilungen wurde es mir leichter, so daß ich mit 12 Jahren alle älteren Schulgenossen hinter mir ließ, d. h. ich war von dieser Zeit an Erster.

Dieses war aber eigentlich für mich verhängnisvoll; denn für alle Dummheiten, die gemacht wurden, sollte ich in der Schule als Erster und zu Hause als Ältester die Verantwortung übernehmen.

Schon in meiner frühen Jugend wurde mir erzählt, daß der Schuster immer sein Auskommen habe; ich bildete mir also ein, ich müßte eigentlich ein Schuhmacher werden. So war es, so weit man äußerlich beurteilen konnte, mein freier Wille, welcher mich veranlaßte, bei einem Schuhmacher in die Lehre zu gehen; heimlich träumte ich allerdings vom Lehrerberuf. Also Schuhmacher lernte ich, und es erging mir wie so vielen Anderen: ich kam während der Lehrzeit nicht mehr zur Besinnung. Während ich in meiner Schulzeit, obwohl ich vom 8. (achten!) Jahre an auf Arbeit gehen mußte, außerdem zu Hause die Kühe, deren Vater zwei hatte, füttern helfen und Feldarbeit verrichten mußte, doch heimlich aus der Dorfbibliothek Bücher lieh und heimlich las, durfte ich dies während meiner Lehrzeit nicht; auch konnte ich dieses gar nicht, denn die Arbeitszeit dauerte im Winter von 6 Uhr früh bis 11 Uhr abends, Freitags und Sonnabends auch bis 12 Uhr oder 1 Uhr; im Sommer von Sonnenaufgang (häufig von 3 Uhr an) bis Sonnenuntergang (in den längsten Tagen ungefähr 18 Stunden). Nach Ablauf meiner Lehrzeit konnte ich nur noch notdürftig schreiben. Durch Abschreiben von Liedern und später, als ich weiter von Hause fort war, durch Briefschreiben wurde ich wieder etwas geläufiger darin. War ich bis nach Ablauf meiner Lehrzeit immer auf dem

Dorf, so suchte ich mir nach dieser in der Stadt Arbeit. Hier mußte ich nun allerdings viel lernen. Ganz besonders schmerzte es mich auch, daß die älteren Kollegen mich häufig mit meiner Jugend hänselten.

Als ich etwas über 18 Jahre alt war, ging ich in die Fremde; mein Vater bot zwar alles auf, um mich von diesem Schritt zurückzuhalten, ich blieb jedoch dem einmal gefaßten Entschluß treu. Da ich zu Fuß wandern wollte, machte ich die ersten Tage ziemlich weite Touren, am zweiten Tage schon früh morgens wurde ich bis auf die Haut durchnäßt, und ich wurde auch diesen Tag, da der Regen nicht nachließ, nicht mehr trocken. Ich wollte durchaus das Kundenleben mit all seinen Leiden und Freuden kennen lernen, zuletzt mußte ich auch platt machen, d. h. im Freien schlafen und auch fechten. Auf der Reise fesselte mich ganz besonders Dresden, die erste Großstadt, welche ich zu Gesicht bekam; Arbeit bekam ich nicht, hielt mich aber ungefähr 4 Tage auf, welche ich zum größten Teil zur Besichtigung der Stadt (Bauwerke und Denkmäler) sowie der Museen und Bildergallerie verwandte.

In einer kleinen Stadt erhielt ich in einer Fabrik außer dem Hause Arbeit, d. h. ich mußte selbst für Werkstelle sorgen, alle kleine Materialien zugeben und konnte pro Woche vielleicht 6—8 Mark verdienen. Eine ganze Anzahl meiner Kollegen kam nicht über 5 Mark pro Woche; davon wurde für Logis 2,25 Mark bezahlt, 1—2 Mark gingen auf Fourrnituren auf. Infolgedessen lebte die Mehrzahl von Kaffee und trockenem Kommisbrod; nur sehr wenige konnten sich Kunstbutter oder Schmalz dazu kaufen, noch wenigere waren von diesen 200 Arbeitern im stande, sich ein reguläres Mittagessen zu gönnen, während das Vermögen des Fabrikanten rapid sich vermehrte.

Bei alledem war ich noch in ein Logis geraten, wo ich meine Kenntnis über alle Arten von Ungeziefer bedeutend erweiterte. Von allen sind mir noch in Erinnerung: Ratten, Mäuse, Wanzen, Flöhe, Läuse, und zwar in solchen Mengen, wie selbige wohl nur in den Etappen-Gefängnissen Rußlands anzutreffen sein dürften; nach 6 Wochen war der Körper fast an seiner ganzen Oberfläche wund. Da ich so schwerlich walzen (reisen) konnte, suchte ich mir noch auf einige Wochen ein anderes Logis, um dann jenen Ort zu verlassen.

Gern hätte ich in Leipzig gearbeitet, erhielt aber keine Gelegenheit; in der nächsten kleinen Stadt wurde ich aber bei einem Meister mit 5 Mark Wochenlohn und guter Kost ein Vierteljahr beschäftigt. Noch nie hatte ich mich so wohl gefühlt wie da; jedoch im Januar war die Arbeit zu Ende und ich wurde entlassen, erhielt aber nach einigen Tagen in Leipzig Arbeit.

Während dieser Zeit, 1884, streikten die Leipziger Bauhandwerker, sowie die Berliner Tischler, erstere ohne, letztere mit gutem Erfolg, zum ersten Mal. Durch diese Ausstände wurde ich für die Arbeiterbewegung sehr begeistert. Bis dahin war ich infolge einer sehr religiösen und patriotischen Erziehung noch immer sehr patriotisch gesinnt, auch sogar noch, als ich mich schon selbst in einen Fachverein hatte aufnehmen lassen; die Thatsachen lehrten mich jedoch bald erkennen, daß weder der Staat, noch die staatlich anerkannten Religionen Gerechtigkeit vertreten.

Kurze Zeit darauf wandte ich mich nach Berlin; hier geriet ich in der ersten Zeit in jene Keller, welche, mehr unterirdisch gelegen, häufig auch an allen hellen Tagen nicht das zur Arbeit nötige Licht erhalten; die Atmosphäre darin ist infolge ungenügender Lüftung meistens so verdorben, daß man nicht frei atmen kann; und trotzdem dienen diese Räume noch in den meisten Fällen mehreren Personen als Schlafraum. In vielen Fällen wird in einer engen Küche gearbeitet, geschlafen und natürlich gekocht, oder die Schlafstelle befindet sich auf dem Korridor neben dem Klosett. Dieses alles blieb mir, wenn auch jedesmal nur auf kürzere Zeit, nicht erspart, obwohl ich mich nach Kräften dagegen wehrte, und sobald es irgend ging, rettete ich mich wieder in bessere Verhältnisse. Da ich der gewerkschaftlichen Vereinigung angehörte, interessirte mich natürlich alles, was die Arbeiter der verschiedenen Branchen zur Besserung ihrer Lage unternahmen, und so kämpfte ich auch bei der 1888er Lohnbewegung der Schuhmacher mit in erster Linie; leider war es mir, wie das oft der Fall ist, nachher nicht möglich, in meinem Beruf gute Arbeit zu bekommen (auf solche glaubte ich Anspruch zu haben), und so erlernte ich in einer verwandten Branche eine Teilarbeit, wodurch ich in der Lage war, wiederum allen meinen Verpflichtungen nachzukommen.

Es dürfte kaum nötig sein zu erwähnen, daß, soweit meine Zeit und Mittel es erlaubten, ich mich auszubilden gesucht habe; leider ist diesem Bestreben durch lange Arbeitszeit fast immer eine enge Grenze gesteckt worden.

Ein politisches Glaubensbekenntnis könnte ich zur Zeit nicht ablegen; doch haben alle Bestrebungen, welche das Individuum geistig und materiell absolut frei zu machen suchen, meine Sympathie. In der Demokratie kann ich die Verwirklichung dieses Ideals nicht erblicken, da jede Kratie die freie Entwicklung irgendwo hemmt.

Nachdem mein Interesse an der Arbeiterbewegung geweckt war, beteiligte ich mich, soweit es meine Verhältnisse gestatteten, an vielen politischen und gewerkschaftlichen Versammlungen. Im Jahre 1888 traten die Schuhmacher Berlins in einen Streik, und damals befand ich mich als dritter in der Leitung; es fielen mir hauptsächlich alle schriftlichen Arbeiten zu.

Noch im selbigen Jahre lernte ich Vorrichten, eine Teilarbeit der Schäftebranche; es gelang mir auch noch im selben Jahre, eine Organisation in dieser Branche zu schaffen. Hier fiel mir sowohl die rednerische wie die schriftliche Arbeit zu, da in der Branche leider sehr wenige zur öffentlichen Agitation befähigt waren. Im Jahre 1890 durchfocht diese Branche einen erfolgreichen Streik, doch ging die Organisation zurück. — Daneben war ich auch in der internen politischen Bewegung thätig, sowie in Leseklubs. Dieses aber verhinderte mich eigentlich an meiner weiteren Ausbildung, ich konnte höchstens politische Zeitungen lesen und mich in nichts vertiefen; heute beklage ich dieses eigentlich sehr, um so mehr als ich jetzt die Scharte nicht mehr auswetzen kann.

Seit zwei Jahren hatte ich es mit einer kleinen Selbstständigkeit versucht, und diese beansprucht jetzt meine ganze Kraft; es ist mir fast gar nicht mehr möglich, mich an etwas zu beteiligen, vielleicht wird es einmal besser.

Der Politik kann ich keinen Geschmack mehr abgewinnen; ich sehe überall denselben Schacher, überall und bei allen Parteien das Bestreben, die herrschende zu werden, — was für mich ziemlich gleichbedeutend mit Unterdrückung aller anderen Ansichten ist.

Die Bestrebungen der Gesellschaft für ethische Kultur schätze ich, doch wünsche ich auch, daß dieselbe durch Agitation im Volk sich mehr Geltung verschaffen möge.

## M. von Egidy über „Umsturz“ und „Ordnung“.

Aus seinem Artikel „Die Rede des Königs“ in der „Versöhnung“.

Der Gedankengang bei Anwendung dieser Worte (Umsturz, Umsturzmänner, Umsturzparteien) bedeutet zumeist ein gänzliches Verkennen des Vorgangs, den wir Entwicklung nennen. Niemand ist fähig oder im stande, wenn selbst er gewillt wäre, in dem Sinne „umzustürzen“, wie Viele es sich vorstellen. „Das Alte stürzt“ — das ist der richtige Gedanke und der treffende Ausdruck für den Vorgang, den, in gewissem Sinne, die Menschheit unausgesetzt durchmacht, der aber zu gewissen Zeiten sich besonders bemerkbar macht. Das Alte stürzt; es stürzt mit und ohne Wollen, mit und ohne Zuthun Einzelner oder ganzer Parteien. Das Bisherige stürzt, wenn seine Zeit abgelaufen ist; es bricht in sich zusammen. Die Innen-Anschauungen über Das, was wir

„Erfordernis der Zeit“ nennen, zuerst Einzelner, dann der Ganzheit, wandeln sich; die früheren Anschauungen wanken, sie werden hinfällig. Damit brechen dann auch die jeweiligen Einrichtungen (Verfassung, Gesetze) zusammen, die in den bisherigen Anschauungen wurzelten. Daß Einzelne im Volke sich in ihren Anschauungen früher abklären, als Andere; daß Einzelne mit besonderem Eifer die eingetretene Notwendigkeit einer zeitgemäßen Erneuerung der Einrichtungen betonen, ist erklärlich; mit ihrem Eifer aber verursachen sie den Sturz nicht; der Zusammensturz des Bisherigen vollzieht sich aus innerer Notwendigkeit. In dieser Notwendigkeit erkennen wir den leitenden Willen einer Allmacht; wir erkennen darin das geheimnisvolle Gesetz der Entwicklung.

Wollen wir aber von Umsturz reden, wollen wir von Umsturzmännern und von Umsturzparteien reden, dann ist Jeder ein Umstürzler, der eine Wandlung des Bestehenden anstrebt — in welcher Richtung die Wandlung auch angestrebt, wie durchgreifend oder oberflächlich sie auch gewünscht wird; wo ist die Grenze zwischen Wandlung und Umsturz? Danach giebt es Keinen im Lande, der nicht Umstürzler wäre. Es fragt sich nur, ob er Vorwärts-Umstürzler oder Rückwärts-Umstürzler ist; ob er die Wandlung im Sinne einer geläuterten Religiosität zum Zwecke gehobener Zustände, zum Zwecke einer inneren Hebung Aller, zum Zwecke einer Gesammt-Vervollkommnung anstrebt; oder ob er sie, aus Mangel an religiöser Erkenntnis, im Sinne seiner persönlichen Befriedigung, im Sinne einer Sicherstellung engherziger Interessen, im Sinne einer Rückkehr zu vergangenen — unvollkommneren — Zuständen anstrebt.

Gleich gefährlich, weil auch doppelschneidig, ist die stete Rede von Ordnung, Ordnungsmännern, Ordnungsparteien. Es giebt keine starre Ordnung; es giebt nur eine jeweilige Ordnung; das ist die Ordnung, die uns das Entwicklungsgesetz jeweilig vorschreibt. Die wirkliche Ordnung ist eine unausgesetzt sich wandelnde, eine fortschreitende, eine vorwärts-aufwärtsschreitende. Der religiöse Mensch strebt nach Erkenntnis der jezeitigen Vorschriften dieser Ordnung — Erkenntnis Religion. Es darf sich also Jeder als Ordnungs-Mensch betrachten, der ehrlich nach Erkenntnis ringt und tapfer für die Übertragung seiner Erkenntnis auf unsere Zustände eintritt. Wer unter Ordnung das Festhalten am Bisherigen versteht, zählt nicht zu den Kämpfern für die Wohlfahrt des Volkes; wer es ablehnt, nach der notwendigen Erkenntnis zu ringen, ermangelt des regen Pflichtgefühls; wer, entgegen seiner besseren Erkenntnis, nicht sein Bestes einsetzt für die Einführung der erkannten Ordnung, der „widerstrebt Gottes Ordnung“; das sind die eigentlichen Volksfeinde, das sind die Einzigen, die „opponieren“.

## Vermischtes.

Junkerweisheit. Zu dem Kuriosesten, was diese an Kuriosem so reiche Zeit uns spendet, gehört ohne Zweifel das Urteil, welches der Bund ostpreußischer Landwirte über eine der größten weltgeschichtlichen Bewegungen gefällt hat. Über die Sozialdemokratie, die bedeutendste, mehr als anderthalb Millionen Staatsbürger umfassende politische Partei Deutschlands, sagen diese Naiven:

„Heute sind es noch etliche Hundert zielbewußte Führer, welche lediglich in größeren Städten vor aller Augen offen und ungescheut ihre zersetzende Arbeit betreiben. Die große Menge der jenen zujauchzenden Stimmen gehört den Verführten, den Unreifen, den durch eigene Schuld Verkommenen aller Stände an. Eine straffe Gesetzgebung wird in der Hand einer energischen Exekutive heute noch im stande sein, die Bewegung, soweit sie staatsgefährlich und verbrecherisch ist und Deutschlands Ehre befleckt, kurzer Hand zu unterdrücken“.

Zur Beurteilung der deutschen Sozialdemokratie. Am Schlusse eines unter diesem Titel im „Sozialpolitischen Zentralblatt“ (vom 22. Oktober) erschienenen Artikels sagt der Herausgeber desselben, Dr. Heinrich Braun, nachdem er die großen Ausgaben der sozialdemokratischen Partei erwähnt:

„Man erwäge, welche Opferfreudigkeit, welche thatkräftige Hingabe der Parteigenossen sich in diesen Ziffern darstellt! Aber die Opfer an Geld, an oft wie sauer erworbenem Geld, bilden nur einen Teil der gebrachten Opfer und kaum den empfindlichsten. Nicht zu vergessen ist, daß jeder im Vordergrund der Agitation thätige Angehörige der Sozialdemokratie infolge der Praxis der Polizei und der übrigen Behörden unausgesetzt in der Gefahr schwebt, zu schweren, seine ganze Existenz bedrohenden Strafen verurteilt zu werden. Der Bericht giebt an, daß in den verflossenen 12 Monaten nicht weniger als 58 Jahre, 8 Monate und 6 Tage Gefängnis und 43 747 Mark Geldstrafen für Vergehen und Verbrechen verhängt wurden, die im engsten Zusammenhang mit der Arbeiterbewegung stehen. Für die Zeit seit Ablauf des Sozialistengesetzes betrugen diese Strafen: 351 Jahre, 8 Monate, 11 Tage Freiheitsentziehung und 114 519 Mark 20 Pfennige an Geldbußen.

„Angesichts so ungeheuerer Opfer muß man, wie immer man sich auch zu der sozialdemokratischen Partei und ihren Bestrebungen verhalten mag, anerkennen, daß in dieser Partei sittliche Energie und enthusiastische Thatkraft in einem Maße sich vereinigen, wie sie ohne Beispiel dastehen. Und man begreift die eisige Verachtung, mit der der Bericht auf die Praxis der Behörden und die Intentionen jener gesetzgeberischen Kreise blickt, die durch polizeiliche Machtmittel einer Bewegung wie der sozialdemokratischen Herr zu werden hoffen.

„Wer nicht mit Absicht die Augen verschließt, für den reden die Thatsachen eine deutliche Sprache. Und auch der neueste Bericht des Vorstandes der sozialdemokratischen Partei mit seinen kühlen, nüchternen Ziffern zeigt, wohin eine soziale Politik führt, wie wir sie schaudernd erleben: die Politik vollkommener Impotenz gegenüber den Grundfragen des sozialen Problems und die Politik brutaler Gewalt. Die eine wie die andere haben wir nun wahrhaftig gründlich genug erprobt: beide haben dazu geführt, daß in Deutschland Klassengegensätze von einer Schroffheit sich ausbildeten, wie in keinem anderen Lande. Wird man sich nicht endlich zu einer Politik positiver und entschiedener sozialer Reform entschließen, um die jeden Tag mehr drohende Gefahr noch abzuwenden?!“

Der Census der Vereinigten Staaten weist nach, daß jeder gesunde Arbeiter täglich $ 10,50 zu dem Reichtum dieses Landes beiträgt, daß er aber nur $ 1,05 als Lohn bezieht. In die übrigen $ 9,45 teilen sich die Eisenbahnen, Korporationen, Syndikate, „Trusts“ und Kapitalisten. Die 500 Eisenbahnpräsidenten aber beziehen ein jährliches Einkommen von rund 22 Millionen Dollars. (Aus dem „Freidenker“, Milwaukee.)

---

Dr. Frances Willard ist Präsidentin der über die ganze Welt verbreiteten Frauen-Temperenz-Union. Dieser Bund zeichnet sich dadurch aus, daß er seine Thätigkeit durchaus nicht auf die Bekämpfung „König Alkohols“ beschränkt. Er hat in sein Programm die Forderung gleicher Rechte für das weibliche Geschlecht mitaufgenommen, und seiner Agitation ist es hauptsächlich zu verdanken, daß den Frauen Neu-Seelands das Stimmrecht verliehen wurde. Auch für die Friedensbewegung tritt der Bund ein. Ein großer Teil seiner Thätigkeit ist der Bekämpfung der Sittenlosigkeit gewidmet. Die Erfolge, die er auf allen Gebieten zu verzeichnen hat, sind wohl mit dem Umstand zu verdanken, daß er auch die Kinder in seine Organisationen hineinzieht. Sie nennen sich „die jungen Kreuzfahrer“, haben eine eigene, sehr hübsche Zeitschrift, und eine aus kleinen Flugblättern bestehende Litteratur.

Besonders hervorzuheben sind die für ältere Knaben bestimmten Schriften, welche in eindrucksvoller und dabei durchaus decenter Weise auf die Gefahren und die Folgen böser Leidenschaften aufmerksam machen. Ein weißes Kreuz auf rotem Schild mit der Umschrift: „Halte dich rein“ kennzeichnet die kleinen Hefte. Dasselbe Zeichen befindet sich auf den Mitgliedskarten, welche außerdem die folgenden „Pflichten des weißen Kreuzes“ formulieren: 1. Allen Frauen ehrerbietig zu begegnen und sie vor Unrecht und Erniedrigung zu beschützen. 2. Frivole Sprache und rohe Scherze zu unterdrücken. 3. Das Gesetz sittlicher Reinheit als für Männer und Frauen gleich bindend zu behaupten. 4. Diese Grundsätze unter seinen Gefährten zu verbreiten und seinen jüngeren Brüdern beizustehen. 5. Alle Mittel zu benutzen, um das Gebot zu erfüllen: „Halte dich rein“. (Aus der „Korrespondenz für die Frauenbewegung“.)

## Bücherbesprechung.

**Deutsche Bürgerkunde.** Von Dr. A. Giese. R. Voigtlaender's Verlag, Leipzig, 1893.

Das Buch zerfällt in drei Abschnitte. Der erste behandelt die allgemeinen Theorien über Begriff und Wesen des Staates, im zweiten sind die Grundzüge der Verfassung und Verwaltung des Deutschen Reichs und des preußischen Staates dargestellt, im dritten erörtert der Autor einige Gesichtspunkte der Volkswirtschaftslehre.

Der Verfasser schickt dem Buch eine längere Erläuterung „über den Zweck des Buches“ voraus, in welcher er zunächst darauf hinweist, daß in Frankreich und der Schweiz die Schulen sich der Aufgabe unterziehen, ihre Zöglinge über die Staatseinrichtungen zu belehren und für das politische Leben vorzubereiten. Der Autor wünscht auch für Deutschland die Einführung solcher Unterrichtskurse. Insoweit kann der Ethiker nur zustimmen. So oft dieses Thema in den Versammlungen der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur berührt wurde, haben sich die Anwesenden stets dahin ausgesprochen, daß die Einführung eines derartigen Unterrichtsfaches dringend zu wünschen sei, und daß es nicht als erfreulicher Zustand gelten könne, wenn der Schüler zwar unter genauer Kenntnis der Verfassung und des Wahlrechts in Athen und Rom die Schule verlasse, über die bei uns in dieser Beziehung geltenden Gesetze aber garnicht informiert sei. Die Abteilung Berlin der D. G. E. K. hat auch, von diesen Anschauungen ausgehend, unentgeltliche Kurse im Rechtsunterricht in den Berliner Fortbildungsanstalten eingerichtet.

Im weiteren Verlauf der dem erwähnten Buche vorangeschickten Erläuterung führt der Verfasser indessen ferner als Zweck des Unterrichts in Bürgerkunde die Absicht an, den Schüler zu überzeugen, „daß unsere politischen und wirtschaftlichen Zustände überall tief in der Natur der Dinge und in der Geschichte begründet und (relativ) durchaus gute und gesunde sind“. Zwar wünscht der Verfasser, daß der Schüler zur Selbstthätigkeit und zum Nachdenken erzogen werde, aber dafür heißt es an einer andern Stelle, es komme darauf an, unser Volk statt zu blinder Unterordnung zu freiwilligem G e h o r s a m zu erziehen, und schließlich wird offen als Hauptzweck ausgesprochen, die Jugend über die Unrichtigkeit der sozialdemokratischen Lehren aufzuklären. Es bedarf keiner Darlegung, daß ein Unterricht mit diesen Tendenzen nur den Widerspruch des Ethikers erregen kann. Mag man in politischer Hinsicht denken, was man will, der Lehrer, der unterrichtet, das Buch, das beim Unterricht benutzt wird, muß von einseitiger Parteinahme freibleiben. Zur Toleranz und Gerechtigkeit ist die Jugend anzuhalten, und wie dies bei den Absichten des Verfassers möglich sein soll, bezweifelt nicht bloß der Ethiker. Vielmehr ist von berufenster pädagogischer Seite schon gegen eine derartige Auffassung des Schulunterrichts Front gemacht worden. — Unseres Erachtens ist es kein richtiger Weg, im Unterricht in der Bürgerkunde sowohl theoretische Auseinandersetzungen als konkrete Bestimmungen zu geben. Die Frage kann vielmehr unserer Ansicht nach nur dadurch gelöst werden, daß ein ethischer Unterricht eingeführt und daß auf dessen höheren Stufen die Notwendigkeit und die segensreiche Wirkung menschlicher (staatlicher) Organisationen erörtert wird, während der Unterricht in Bürgerkunde dem Schüler lediglich die thatsächlichen Einrichtungen und Gesetze unseres Vaterlandes vorführt. Der ethisch vorgebildete Schüler mag dann als Erwachsener seine Kritik getrost an Letzteren üben. Führt diese Kritik Änderungen herbei, so werden sie sicher zum Heile des Ganzen werden, und damit wird das erreicht sein, was der Verfasser selbst als Ziel der politischen Thätigkeit, wenn auch in der einseitigen Richtung seiner Anschauungen, hinstellt.

Auch die Ausführungen des Verfassers im ersten und dritten Teil sind stellenweise recht bedenklicher Natur. Wenn er Sozialdemokratie und Kommunismus identifiziert, als Ziel der ersteren Abschaffung jedes persönlichen Eigentums hinstellt und dem Letzteren zuschreibt, daß er „gleiche Güter“ für Alle wolle, so teilt der Autor diese Anschauung mit so Vielen, daß wir aus diesen Bemerkungen ihm keinen Vorwurf machen. Wenn er aber (S. 4) die Notwendigkeit der Klassen behauptet, den Unterschied zwischen Herren und Dienern, Reich und Arm, Gebildeten und Ungebildeten als selbstverständlich und unabänderlich darlegt und gar die bekannte Erzählung des Menenius Agrippa als Gewährsstück anführt, so können wir nur gegen die Introduktion solcher Ansichten in den Unterricht auf das Nachdrücklichste Verwahrung einlegen. Dem Verfasser möchten wir aber nahelegen, in der mustergiltigen Schrift von F. A. Lange „Die Arbeiterfrage“ nachzulesen, wie fragwürdig es mit der Richtigkeit der Fabel aussieht. — Daß der Verfasser endlich auch den Krieg für notwendig erachtet und über die Idee eines Weltfriedens spottet, ist nicht bloß für den Ethiker ein Grund, um das Buch als ungeeignet für den Schulunterricht zu erklären.

Wir wollen übrigens noch zum Schluß gern anerkennen, daß der positive (zweite) Teil des Buches recht fleißig und verständlich zusammengestellt ist.

Berlin. S t e p h a n G e r h a r d.

## Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

**Abteilung Berlin.**

Am 18. Oktober hielt in der zweiten Gruppe Herr Geheimrat F o e r s t e r einen Vortrag über

**„Die ethischen Fortschritte auf dem Gebiet der Völkergemeinschaften.“**

Der Redner teilte mit, daß bereits im vorigen Jahrhundert und zwar zunächst in Frankreich kurz vor Beginn der Revolution der Gedanke an internationale Vereinigungen seine Würdigung gefunden habe; es sei auch zu einer Versammlung der Astronomen in Gotha gekommen; später sollte eine Einigung auf dem Gebiet des Maß- und Gewichtswesens erzielt werden. Dies war der Anfang aller internationalen Vereinigungen. Redner schilderte sodann die Entstehung, das Wirken, die Aufgaben verschiedener internationaler Gesellschaften, der astronomischen (1863 begründet), die sich durch freie Beiträge der Mitglieder ein Vermögen geschaffen und Aufgaben gelöst hat, wie sie den Einzelnen nicht möglich gewesen wären, der Gesellschaft für Erdmessung (1864 durch General Baeyer gegründet), der in Frankreich 1870 begründeten Gesellschaft für Maß- und Gewichtswesen, welche von den verschiedenen Regierungen gemeinsam dotiert würden. Anfangs hätten die Regierungen nur ungern das Geld zu den wissenschaftlichen Aufgaben hergegeben; sie sind aber zu der Einsicht gelangt, daß diese Arbeiten äußerst segensreich sind, und daß die einzelnen Regierungen bei 6—8 facher Ausgabe nicht dasselbe hätten leisten können, wie diese Vereinigung. Neben diesen großen Gesellschaften existieren in der Schweiz internationale Bureaux des Weltpost- und des Telegraphen-Vereins, ein Bureau für den Eisenbahn-Verkehr, für welche ebenfalls die Regierungen gemeinsam zahlen, ein Bureau für Fragen des litterarischen und künstlerischen Eigentums u. a. m. Auch auf dem Gebiet des Zollwesens ist ein internationales Bureau in Bern neuerdings begründet; in Brüssel besteht ein solches für Kolonisation und die Sklavenfrage. Selbst die Akademieen der Wissenschaften, die bisher diesen gemeinsamen Arbeiten mißtrauisch und abweisend gegenübergestanden, haben jetzt diesen Widerstand aufgegeben. Bei dem herrschenden Militarismus sind sie weniger unterstützt als früher; das treibe sie zur Gemeinsamkeit. Welche Bedeutung diese fortschreitende Vereinigung in der Wissenschaft hat, sei klar; sie schaffe auch menschliche Vereinigung trotz der waffenstarrenden Zustände. Oft haben mitten aus Wirrsalen heraus sich die tieferen und feineren Elemente innerlich gefunden und verbunden neue Grundlagen der Einigung geschaffen, und das Andere sei dann abgefallen wie welkes Laub. L. J a c o b y.

## Bemerkungen

### zu dem Berichte über den Gesellschaftstag in Nr. 42 der „Ethischen Kultur“.

Von Wilhelm Foerster.

In dem sehr dankenswerten Berichte über den Gesellschaftstag der D. G. E. K. wird gegen Ende des ersten Absatzes das Ergebnis der Erörterungen über die Haltung der Wochenschrift „Ethische Kultur“ dahin formuliert, daß „die sozial-reformatorische Partei in der Gesellschaft daraus als Siegerin hervorgegangen sei.“ *)

Als Vorsitzender des Gesellschaftstages halte ich es für meine Pflicht, diese Fassung des bezüglichen Ergebnisses als eine nicht glückliche und auch als eine dem Sachverhalt nicht völlig entsprechende zu bezeichnen.

Ich meine zunächst, daß der Ausdruck: „S i e g e i n e r P a r t e i i n n e r h a l b d e r D. G. E. K.“ vermieden werden sollte. Gerade

*) Der Bericht über die b e i d e n e r s t e n Tage war der Redaktion v o n a n d e r e r Seite zugegangen. Von der Redaktion selbst stammt nur der Bericht über den d r i t t e n Tag. (Anm. d. Red.)

gegen die mit solchen Ausdrücken prangenden kriegerischen Leidenschaften, die aus der Vergangenheit her noch in so verwirrender Weise auf unserer Kultur lasten, sind ja unsere tiefsten Bestrebungen gerichtet. Halten wir uns deshalb so fern als möglich von solchen Fanfaren-Worten, welche auf der einen Seite eine irrtümliche Steigerung des Selbstgefühls begünstigen, während sie auf der anderen ein ebenso irrtümliches Bitterkeitsgefühl erregen.

Die Stellungnahme der Mehrheit bei der in Rede stehenden Debatte wird aber durch den Ausdruck „Sieg der sozial-reformatorischen Partei" auch nicht richtig gekennzeichnet. Die Erörterungen stellten keineswegs fest, daß die Mehrheit unbedingt die sozial-reformatorischen Ansichten teilt, welche in der Wochenschrift „Ethische Kultur" mit überwiegender Stärke zum Ausdruck gelangen, sondern man war nur der Meinung, daß es dem Geiste der ethischen Bewegung nicht angemessen sein würde, etwa eine Censur darüber durch ein Mehrheits-Votum auszusprechen oder gar eine äußere Gegenwirkung, etwa in Gestalt einer konkurrierenden Zeitschrift, gegen die Wochenschrift ins Werk setzen zu wollen, daß es vielmehr dem Geiste unserer Bewegung entsprechen werde, innerhalb des in der Wochenschrift selber in so förderlicher Weise dargebotenen Erörterungsfeldes eine noch vollere Vertretung aller innerhalb der Gesellschaft obwaltenden Meinungen und Bestrebungen auch auf sozial-ethischem Gebiete anzustreben.

## Briefkasten.

Herr **Theodor von Wächter** schreibt uns: „Das Citat, das Sie (in Nr. 40, S. 319) als von mir stammend anführen, ist ein Wort Pfarrer Naumann's von Frankfurt a. M., entnommen seinem trefflichen Schriftchen: Jesus als Volksmann, zu beziehen gegen Einsendung von 10 Pf. und 3 Pf. Porto von Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen. Daß ich mich mit diesem Naumann'schen Wort eins weiß, ist ja natürlich."

Herr **E. A.**, der Verfasser der in Nr. 40, S. 317 u. f. abgedruckten drei Briefe, schreibt uns: „Die Briefe waren nicht zum Abdruck bestimmt. Sie waren eben auch weiter nichts, als ein ungehobeltes Bauholz, und auf ein solches werden Sie überhaupt nur rechnen dürfen, wenn mein Vorschlag in dem Sinne, wie er gemeint war, Erfolg haben sollte. Die eigentliche Bearbeitung des Materials fällt Ihnen und Ihren Hülfsredakteuren zu.

„Es ist keine Kunst, einem augenblicklichen Impulse folgend, gute und nützliche Gedanken mitzuteilen; es ist aber eine Kunst, die Gedanken zu sichten, folgerichtig an einander zu reihen und durch ein gutes Deutsch allgemein verständlich zu machen. Diese Kunst erfordert eine Schulung, welche wir Männer aus dem Volke nicht besitzen. Sehen wir unsere Briefe wörtlich abgedruckt, dann erschrecken wir selbst davor und hüten uns künftighin, nochmals ein geschriebenes Wort in ein Redaktionszimmer gelangen zu lassen. Die Folge davon ist, daß die Berufsschriftsteller, welche in der Regel so gut wie gar nichts erlebt haben, nach wie vor auf sich selbst angewiesen bleiben. Wie Maler und Bildhauer, welche ohne Modell arbeiten, schreibt ein ganzes Heer von jungen formgewandten und hochbegabten Schriftstellern drauf los, ohne zu merken, daß die Gedanken nicht aus dem gegenwärtigen Leben, sondern aus alten Büchern entsprungen sind. Wollen Sie diesem Übelstande abhelfen, dann müssen Sie uns Männer und Weiber aus dem Volke auffordern, mit unsern Erfahrungen und mit den daran geknüpften Gedanken Modell zu stehen, aber um Gotteswillen nicht selbst zu malen. — —

„Den versprochenen Aufsatz werde ich Ihnen liefern; aber erst dann, wenn ich wieder bettlägerig werde. Meine Gesundheit hat sich gebessert; ich kann wieder hobeln und hämmern, Erde karren und graben. So lange ich mich einigermaßen rühren kann, befasse ich mich lieber mit Säge und Spaten, als mit Tinte und Feder."

Es ist uns sehr erfreulich, daß Herr E. A. — dessen langes Schweigen uns das Schlimmste hatte befürchten lassen — jetzt gesünder ist als früher. Was seinen Stil anbetrifft, so haben wir von demselben eine günstigere Meinung, als er selbst zu haben scheint. Sein kerniges Deutsch ist uns lieber, als das „geistreiche" Phrasendrechseln gewisser „junger, formgewandter Schriftsteller"; es zu verändern, lag kein Grund vor.

### Druckfehlerberichtigung.

In dem Artikel „Exportmoral" in letzter Nummer muß es S. 338 Sp. 2 Z. 5 v. o. statt „in ein anderes Amt" heißen „in ein niederes Amt."



**Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12 — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.**

Erscheint
jeden Sonnabend.
Preis viertelj. 1,60 M.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Postanstalten.
Post-Zeitungsliste
Nr. 2092

# Ethische Kultur

Inserate:
Die viergespaltene
Petitzeile 40 Pf.
Annahme in allen
Annoncenbureaux
und in der
Expedition SW.,
Zimmerstraße 94.

## Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Herausgegeben von
**Dr. Georg von Gizycki,**
Professor der Ethik an der Universität zu Berlin.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

| II. Jahrgang. | Berlin, den 10. November 1894. | Nr. 45. |
|---|---|---|





### Ethische Aufgaben in der sozialen Bewegung.

Von Dr. Friedr. Wilhelm Foerster in Freiburg i. B.

Welche Aufgaben hat unsere ethische Gemeinschaft in der sozialen Bewegung zu erfüllen?

Mannigfache Antworten sind dieser Frage gegeben worden. Soziale Begeisterung hat von den Mitgliedern der Gesellschaft für ethische Kultur das sozialistische Glaubensbekenntnis verlangt. Eine unerfüllbare Forderung! Denn nur die gewissenhafte und *selbstlose Prüfung*, nicht aber das *Fürwahrhalten* einer ökonomischen Lehre kann zur ethischen Pflicht erhoben werden. Welche soziale Denkweise ist denn nun aber als untrennbar vom Begriffe fortgeschrittener sittlicher Bildung zu bezeichnen? Ist jeder Freund von Wohlfahrtseinrichtungen und Schulgesetzgebungen bereits von dem Geiste sozialer Ethik erfüllt? Klarheit muß darüber herrschen bei all denen, die auf sozialem Gebiete einem Fortschritt des Pflichtgefühls Bahn brechen wollen. Denn nirgends ist augenblicklich die Selbstgenügsamkeit größer als in der sozialpolitischen Moral.

In „Wilhelm Meisters Wanderjahren" hat Goethe die Umrisse einer idealen Menschengemeinschaft entworfen und darin das Bild einer neuen „inneren Gesellschaft" gegeben, die inmitten der alten Ordnung emporwachsen kann und die auf dem Wege der *inneren* Erneuerung, d. h. durch ihre *gänzlich gewandelte Anschauung* aller Beziehungen der menschlichen Arbeitsgemeinschaft eine Neugestaltung auch der *äußeren* Gesellschaft vorbereitet und notwendig macht.

Es ist Aufgabe der ethischen Bewegung, an dem Aufbau dieser „inneren Gesellschaft" zu arbeiten. Keine „konkreten" Einzelziele sollen ihre Kraft zersplittern: *die neuen allgemeinen Überzeugungen* müssen entwickelt werden, aus denen allein das Konkrete in großem Maßstabe hervorgehen kann.

Welchen Weg zeigt uns da nun die soziale Ethik der „Wanderjahre"? Welche Art der Arbeitsgemeinschaft wird als sittliches Ideal entwickelt?

Goethe antwortet mit der Gestalt des Lastträgers Christophorus, in welchem die schwerste körperliche Arbeitsleistung dargestellt wird. Der Dichter schildert uns diesen Arbeiter, wie er, mit gewaltiger Last über die Berge schreitend, dennoch Freudigkeit genug übrig behält, um dabei zu singen: Ist doch sein Leben nicht hilflos dem Gesetz von Angebot und Nachfrage preisgegeben, darf er sich doch als brüderlich geachtetes und brüderlich gesichertes Glied der Gemeinschaft fühlen! In der Schöpfung dieser symbolischen Gestalt hat Goethe die ganze Weite auch seines sozialen Horizontes offenbart: Tausende, die heute auf den Höhen der Wissenschaft oder der Kunst stehen, thun die soziale Frage ab mit der aristokratischen Redensart: „Es muß eben immer Leute geben, die schmutzige und grobe Arbeit verrichten." Damit haben sie ihr Gewissen beruhigt und ihr Arbeitszimmer gelüftet von dem Geruch armer Leute. Goethe aber beweist sich darin als der wahrhaft menschheitliche Genius, daß er, ein Fürst im Reiche des Geistes, voll tiefer Pietät erkennt, daß selbst die höchsten Blüten der Kultur nicht dem Einzelnen entsprießen, sondern ihre Lebensbedingung in der treuen Arbeitsgemeinschaft, dem Zusammenwirken bis hinab zum schlichtesten Lastträger haben, und daß auch das Leben dieses letzten erleuchtet sein muß von dem Danke all derer, die seine Mühe zu höherer Arbeit frei gemacht hat.

Dieser Goethesche Standpunkt ist der wahrhaft ethische: *der Standpunkt der Pietät vor der Arbeitsgemeinschaft!* Wie fühlt und wirkt nun der Mensch, der sich von dieser sozialen Pietät erfüllen läßt?

Es erwacht in ihm das ehrfürchtige Bewußtsein der großen sozialen Zusammenhänge, von denen sein kleines Ich gehalten wird. Die arbeitende Menschheit, von der uns heute noch ein Ozean von Gleichgiltigkeit trennt — trägt und durchdringt sie nicht mit den Früchten ihrer Mühsal unser ganzes Dasein? Bedenken wir wohl, wieviel kümmerlich bezahlte Arbeit an allem klebt, was unser Leben schmückt? Ist unser Glück, das festgegründete, nicht gewebt aus zahllosen Thränen verlorener Menschenwürde, verwelkter Jugend, verkaufter Unschuld und ungestillter Elternliebe? Thue die Augen auf, o Klassenmensch, und gehe in die Werkstätten deiner Freuden! Du wirst erkennen, daß Selbstsucht nichts anderes ist als traurige Lüge — eine Lüge gegen die große Wirklichkeit des sozialen Lebens, wo „Alles sich zum Ganzen webt, eins in dem Andern wirkt und lebt!" Es giebt in Wahrheit keine Klassen, es giebt nur ein untrennbares menschliches Zusammenwirken — jeder Klassengeist ist ein Betrug, dem im Weltgesetze Vernichtung bestimmt ist. Also kehre zur Wahrheit zurück! Sühne du zu deinem Teile den Fluch, der an deinem Glücke klebt, sühne Hungerlöhne und Arbeitslosigkeit, laß dich neu ergreifen von dem überwältigenden Bilde der Einheit alles menschlichen Daseins, hilf uns, daß dieser Einheit endlich in der Ordnung des sozialen Lebens ihr Recht werde!

Das erste Zeichen solcher Erneuerung des sozialen Menschen in uns muß der gründliche Zweifel an all den *Gewohnheitsanschauungen* sein, mit denen wir uns in den *bestehenden* Formen und Zuständen des menschlichen Zusammenlebens eingenistet haben. Bringen wir den begeisterten Idealen der Unterdrückten nicht die gereizte Stim-

mung der angegriffenen Klasse entgegen, sondern den dankbaren und demütigen Glauben an das große Gesetz der Entwicklung, das uns aus Höhlenleben und Kannibalismus hinauf bis zu den erhabenen Hoffnungen und Brüdergedanken unseres Zeitalters geleitet hat! Lassen wir überall das neue soziale Denken über die eigene Gedankenvergangenheit triumphieren, setzen wir den freudigen Willen zum Verstehen an Stelle des dünkelhaften Mißverständnisses und durchleuchten wir alle Lebensverhältnisse mit der Idee der Gleichberechtigung!

Tausende unserer Volksgenossen zeigen leider in der Schlaffheit und Mißverständlichkeit ihres Urteils über die Klagen und Forderungen der arbeitenden Klasse, daß sie die große Kluft noch nicht überschritten haben. Denn in Wahrheit, solange das Herz noch nicht über die eigene Klasse hinausreicht, werden sich auch die Gedanken nicht im Dienste fremden Rechts anstrengen. Alle Geisteskraft wird vielmehr zur Verteidigung verbraucht, d. h. für den tröstenden Nachweis, daß es mit dem Elend doch wohl nicht so schlimm stehe, wie immer behauptet werde. Die großen ethischen Aufgaben unseres Bundes treten am deutlichsten hervor, wenn wir uns diese bisherige Stellung der öffentlichen Meinung gegenüber der sozialen Not vergegenwärtigen.

Mit welcher einschläfernden Gedankenlosigkeit beantwortet man z. B. in weiten Kreisen die Unzufriedenheit der Arbeiter! Diese Unzufriedenheit, so sagt man, sei gerade ein Beweis für den thatsächlichen Fortschritt ihrer wirtschaftlichen Lage. Nun — gewiß ist es wahr, daß der Arbeiter keine Unzufriedenheit kennt, so lange er dumpf wie ein Tier dahinlebt. Aber seine beginnende Klage ist noch kein Beweis für seine wirtschaftliche Hebung. Ihren Ursprung haben alle die höheren Forderungen des Arbeiters vielmehr in der Ausbreitung und Vertiefung der geistigen Bildung und dem damit Hand in Hand gehenden tieferen Verständnis für die öffentlichen Dinge. Dadurch ist der Arbeiter in höherem Grade ein Glied der geistigen Kulturgemeinschaft geworden. Die erzieherische Wirkung seiner Organisationen hat ihn ferner aus blöder Vereinzelung zu höherem Leben erweckt und ihm die moralische Welt erschlossen. Und diese ganze Steigerung seiner geistigen und sittlichen Kräfte hat in ihm ein stärkeres Gefühl seiner Menschenwürde entwickelt. Dieses Bewußtwerden seiner Persönlichkeit, verbunden mit dem tiefen Drange nach Teilnahme an jenem Reiche idealer Kultur, aus dem ein Lichtschimmer in seine Seele gefallen ist, machen ihm eine wirtschaftliche Lage unerträglich, die für die Pflege jener mächtig erregten Bedürfnisse keine Zeit, keine Kraft und keine Mittel gewähren will. Nicht also eine Besserung seiner Lebenshaltung hat ihn unzufrieden gemacht, sondern der **Kontrast seiner geistig-sittlichen Befreiung mit seiner wirtschaftlichen Unfreiheit und Unsicherheit.**

Wer also dem Arbeiter zumutet, daß er von Morgens früh bis Abends spät in dieser Tretmühle rein mechanischer Arbeitsleistungen zubringt, der möge auch dafür sorgen, daß diesem Arbeiter weder durch Schulunterricht noch durch andere Einflüsse geistige Bedürfnisse und Verständnis für die idealen Güter der Kultur geweckt werden, damit er dann auch in tierischer Stumpfheit dahin arbeiten kann, und nicht gequält wird durch höhere Seelenbedürfnisse. Wer aber das nicht will, der soll begreifen, daß es **keine schlimmere Sklaverei giebt, als eine geistig und sittlich befreite Seele den ganzen Tag an die einförmigste Arbeit zu ketten.**

Viele trösten sich mit dem gedankenlosen Spruche, daß es immer Arme und Reiche gegeben habe und immer geben werde. Sie vergessen, daß das tiefste Elend des heutigen Arbeiters nicht in seiner **Armut**, sondern in seiner **Unsicherheit** besteht. Der Kontrast zwischen einer zuweilen auskömmlichen Lebenshaltung und einer nie vorauszuberechnenden völlige Leere ist doch unendlich schmerzvoller, als die Anpassung an gleichmäßiges Vegetieren. Daher denn auch erklärlicherweise nicht die ewigen Kartoffelesser, sondern die gutgelohnten Arbeiter die eigentlichen Träger der Empörung gegen die heutigen Zustände sind. Denn auf weite Gebiete dieses Arbeiterlebens treffen leider noch heute die Worte zu, die Carlyle schon vor 50 Jahren dem Elend der Massen widmete: „Der Handel mit seinen weltweiten Konvulsionen hat alle Pfade für sie unsicher gemacht; **Festigkeit, ruhige Dauer, die ersten Segnungen des** Menschen, sind ihnen fremd. Diese Erde ist für sie kein heimatlich Haus, sondern ein dumpfiges Gefängnis voll toller fruchtloser Plage, Rebellion, Groll, Ingrimm gegen sich selbst und alle Menschen. Ist es eine grüne, blumige Welt, gemacht und regiert von einem Gott — oder ist es ein düster brodelndes Tophet voll Vitriolrauch, Baumwollenstaub, Schnapslärm, Wut und Arbeitsqual, gemacht und regiert von einem Teufel!"

In der That, wer sich ein ehrliches Bild von der heutigen sozialen Not machen will, der möge in eine Arbeitslosenversammlung gehen und sich den ins Leere starrenden Gesichtsausdruck der Leute ansehen — er möge weiter blicken und sehen, wie die „weltweiten Konvulsionen" unserer organisationslosen Wirtschaftsweise mit **innerer Notwendigkeit dort unten jeden geordneten Haushalt zerstören,** jede Berechnung von Einnahme und Ausgabe unmöglich machen, und er möge endlich verstehen, daß der fühlende Mensch, der solche Zustände erlebt oder in sie hineinblickt, eine **„Utopie" braucht,** ein Hoffnungsbild einer ganz anderen Ordnung der menschlichen Dinge — wenn anders er nicht der Verzweiflung verfallen will. Denn kann dieser Jammer im Reiche des freien Wettbewerbes sein Ende finden? Die große Armee der Arbeitslosen vergrößert sich ja unaufhaltsam von Jahr zu Jahr. Je mehr Kulturländer in die gewerbliche Konkurrenz eintreten, um so größer wird die Zahl und Dauer der Krisen, die den Unternehmer zwingen, seine Arbeiter in die Reihe der Unbeschäftigten zurückzuwerfen, wo sie auf den Landstraßen oder in den Winkeln der Großstädte ihr Dasein fristen, bis der Ruf der Industrie sie von Neuem hervorlockt, um sie wieder ins Joch fieberhafter Arbeit zu spannen!

Hier liegt der Kern unserer sozialen Not, hier die Ursache einer Empörung, die nicht durch Polizei, nicht durch Leugnen des Notstandes, sondern nur durch die selbstloseste Wahrhaftigkeit in die Bahn ruhiger Diskussion geleitet werden kann. Aber so viele unserer Klassengenossen verstehen heute leider noch nicht, daß die grundlegende ethische Forderung: „Versetze Dich in die Seele Deines Mitmenschen", auch über ihre eigene Klasse hinaus Gültigkeit hat — daher sie denn auch nicht begreifen können, was eigentlich den Arbeiter quält; sie begreifen nicht, daß das, was er will, weder ein Zustand der Faullenzerei ist, noch ein Zustand allgemeiner Gleichmacherei, sondern ein Zustand, in dem der Arbeiter nach gethaner Arbeit noch Kraft, Zeit und Mittel hat, teilzunehmen an den idealen Gütern, deren materielle Unterlage er schafft, sich zu erfreuen an dem andachtsvollen Ausblick zu dem großen Dome der menschheitlichen Kultur, zu dem auch er seinen Stein gesetzt hat. Denn wenn sie dies wirklich begriffen — wie könnten dann die Widerlegungen und Verspottungen des Zukunftstaates noch immer den größten Raum in ihrem Interesse an der Arbeiterbewegung einnehmen? Wie könnten gehässige oder würdevolle Deklamationen gegen Bebels Privatansichten noch so völlig die Zeit ausfüllen, die sie der **großen Frage** widmen? Wie überflüssig würde ihnen ihr eifriger Kampf gegen die Gleichheitsidee erscheinen, wenn sie wüßten, daß die mächtigste Triebkraft der Arbeiterbewegung gerade der Drang nach freier Entfaltung der Persönlichkeit ist, der **Drang also nach Gleichberechtigung in der Entwickelung der individuellen Ungleichheiten!**

„Selbst Gebildete" — so sagt hierzu ein deutscher Nationalökonom — „geben sich bezüglich der sozialistischen Eigentumsnegation Blößen einer Ignoranz, welche von Tausenden von gemeinen Arbeitern klar erkannt und gern als Böswilligkeit der herrschenden Klassen ausgelegt wird. Jede Möglichkeit einer verständigen Diskussion fehlt, ja man treibt das Pro-

letariat nur in immer tiefere Leidenschaft hinein, wenn man, statt präziser Festhaltung der wirklichen Frage, dem Sozialismus Dinge andichtet, von denen er selbst nichts wissen will. Das ist sehr gefährlich".

Es sind dies höchst einfache Überlegungen, aber sie sind für die Wirksamkeit des Ethikers von großer Wichtigkeit. Denn nicht die verstockt Schweigenden sind einem ethischen Austrag des sozialen Zwistes am meisten gefährlich, sondern vielmehr diejenigen, die voll thätiger Unwissenheit und unberührt von tieferem Solidaritätsgefühl einer weltgeschichtlichen Volksbewegung ihre leeren Sophismen entgegenschleudern. Sie sind die wohren Revolutionäre: denn die ungeheure Erbitterung, mit der die Mossen notwendig ihrer hochmütigen Kurzsichtigkeit ontworten, ist zu allen Zeiten der Herd einer explosiven Lösung der sozialen Frage gewesen. Sie reden gern von einer Ueberbrückung der Gegensätze und sind stets bereit, den Arbeitern Klassenhetze vorzuwerfen, während in Wahrheit gerade sie mit ihrem kalten Lächeln und ihrem leichtfertigen Mißverstehen den Haß schüren und aus einer Nation zwei Nationen machen, von denen die eine nichts mehr von der anderen hofft. Reinigen wir die öffentliche Meinung von diesen Einflüssen, klären wir sie auf darüber, daß die ersehnte Versöhnung der Gegensätze große Opfer an unseligen Rechten und erstarrten Vorurteilen zu ihrer unausweichlichen Vorousjetzung hot!

Gewoltige Ausgoben! Denn einen wie kläglichen Anblick gewähren noch alljährlich die Zukunftstaats- und Notstandsdebatten unserer Volksvertretung! Da wird viel über Utopieen gelächelt, und lange Beweisführungen werden geliefert über die Unvereinbarkeit des Sozialismus mit der menschlichen Natur. Niemond aber denkt daron, daß es die kindlichste aller Utopien ist, zu glauben, daß es so weiter gehen könne, und niemand steht auf aus den Reihen der bürgerlichen Volksvertreter, um einmal zu konstotieren, daß die sozialen Einrichtungen des Gegenwartsstaates nicht mit der menschlichen Natur vereinbar sind. Niemand erhebt sich von ihnen, zu opponieren, wenn der Minister behauptet, es gäbe keinen Notstand. Ja, man hat sich so sehr daran gewöhnt, die Sache der Arbeiter nur noch von der Sozialdemokratie mit Nachdruck und Hingebung verteidigt zu sehen, daß man jeden Menschen, der einmal das Wort Gerechtigkeit mit etwas polizeiwidriger Begeisterung ausspricht, sofort als Sozialdemokraten verschreit. Welches Armutszeugnis man damit den gebildeten Klassen ausstellt, dos vergißt man dabei ganz.

Aber ist nicht die Arbeiterschutzgesetzgebung do? Warum haben die Arbeiter dafür nur ein geringschätziges Lächeln? Nun, wer die Arbeiter recht versteht, der weiß, daß sie keineswegs abgeneigt sind, jeden wirklichen Anfang zu begrüßen — aber was sie gegenüber der modernen Sozialpolitik zum Lächeln bringt, das ist der selbstgenügsame Ton, in welchem in weiten Kreisen der Besitzenden auf diese Reformen hingewiesen wird. Und dieser selbstgenügsame Ton zeigt eben, daß diese Gesetze noch nicht Anfänge eines neuen soziolen Geistes, sondern weit mehr Verteidigungsmittel sind, um in der Hauptsache alles beim Alten zu lassen. Wenn man sich einmal klar macht, einen wie kleinen Teil des Arbeiterlebens diese Gesetze wirklich schützen oder versichern, und wenn man dann sieht, wie sich Volksvertretung, Presse und öffentliche Meinung gegenüber der Frage der Arbeitslosigkeit verholten — dann begreift man wahrlich nicht den Mut, mit dem sich die Verteidiger dieses Gesellschaftszustandes als „Ordnungsparteien" zu bezeichnen wagen — während doch die Arbeiterbewegung diesen Namen mit ungleich höherem Rechte beanspruchen darf.

(Fortsetzung folgt.)

## Neue Minister und alte Gedanken.

Werden wir es je einmol erleben, daß bei der Ernennung neuer Minister ein Gefühl der Befriedigung, ein hoffnungsfrohes Ahnen von nunmehr kommendem Glück durch die Gemüter der arbeitsthätigen deutschen Bevölkerung zieht?

Der Reichskanzler Graf Caprivi und der preußische Ministerpräsident und Minister des Innern Graf Botho zu Eulenburg sind obgetreten: an ihrer Statt erscheinen der Reichskanzler und preußische Ministerpräsident Fürst Hohenlohe und der preußische Minister des Innern von Köller, der erstere bisher Statthalter, der letztere Unterstaatssekretär in den Rheinlanden.

Bei Keinem von Beiden liegt ein Grund zu der Annahme vor, daß er befähigter ols sein Vorgänger sei, die wahren Bedürfnisse des Volkes zu erkennen und an Stelle des wirtschaftlichen Niederganges und des immer louter werdenden Murrens die höchstmögliche Wohlfahrt und allgemeine Zufriedenheit zu setzen.

Wer 75 Jahre seines Lebens hinter sich und solche Ämter bekleidet hat wie der neue Reichskanzler, hat nicht die Vermutung für sich, daß er nun plötzlich eine andere Auffassung von dem Chorakter des drohenden „Umsturzes" gewinne, als sie der bisherigen geschäftsmäßigen Behandlung Seitens der Regierung entspricht.

Und doch sollte dos erste Erfordernis, das ein moßgebender Minister zu erfüllen hötte, sein, daß er die Berechtigung einer Volksbewegung aus den Bedingungen zu beurteilen versteht, unter denen das Volk sein Dasein fristet.

Diesem Erfordernis ist bislong in keiner Weise Rechnung getragen. Seit Monaten sind die Zeitungen angefüllt mit Befürchtungen, ob, und mit Mutmaßungen, daß neue Strafgesetze in Kroft treten: von Gesetzesvorschlägen, durch welche dem Verlongen noch sozialen Reformen entgegengekommen würde, verlautet nichts.

Immer noch verkennt man weithin, doß es sich in durchaus absehbarer Zukunft um ein Machtgebot handeln wird, dem man weder durch zeitliches Mundtotmachen, noch durch abstrakte Erörterungen, wie z. B. über die natürliche „Ungleichheit der Menschen," entgehen kann.

Ob das Machtgebot gerode durch die heutige Sozialdemokratie gesetzt oder nicht vielmehr durch eine wohlgesinnte Anhängerschaft des organischen humanen Fortschritts dem widerstrebenden Teile aufgezwungen wird, dorf dohin gestellt bleiben. Die eigentlich bewegende Kraft bleibt in jedem Folle die Einsicht in die Unhaltbarkeit der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse, eine Einsicht, die von Tage zu Tage weiteren Kreisen sich aufdrängt und von den Einzelnen ous den verschiedensten Gründen gewonnen wird.

Es erscheint als ein nutzloses Bemühen, die Sophisterei aufzubieten gegen die angebliche „Legende" von der Verschiebung des Reichtums in immer weniger bevorzugte Hände. Die Kapitalisten werden es gern glouben, wenn ihnen von einem Professor der Staatswissenschaften die Behauptung von der zunehmenden Differenzierung der Gesellschaft als Irrlehre hingestellt wird. Der Lohnarbeiter, und Seinesgleichen werden immer mehr, will nicht die Vorousjetzungen seines Anspruchs auf Änderung der Gesellschaftsordnung als wissenschaftlich richtig nachgewiesen, sondern sein Begehren noch einer geistig und materiell erhöhten Lebenshaltung erfüllt haben.

Wenn die Arbeiterklasse durch ihre Wortführer sich auf einen wissenschoftlichen Meinungsaustausch über den Zukunftsstoat einläßt, so geschieht das ihrerseits nicht, um das „Ob" der Umwälzung in Frage zu stellen, sondern nur, um das „Wie" der Neubildung zu klören.

Am 28. Oktober d. J. wurde in Essen der Kongreß „christlicher Bergarbeiter" abgehalten. Noch dem nunmehr angenommenen Statut erstrebt der „Gewerkverein christlicher Bergarbeiter für den Oberbergamtsbezirk Dortmund" insbesondere

„die Herbeiführung eines gerechten Lohnes, welcher dem Werte der geleisteten Arbeit und der durch diese Arbeit bedingten Lebenshaltung entspricht.“

Mit diesem Programm tritt der Verein — auch wenn er nicht ein „Kampfverein“ genannt sein mag — unleugbar in die Reihen der sozialen Kämpfer, und wenn er die Erreichung des gesetzten Zieles nicht aufgeben will, so muß er mit dem Ziele auch die Mittel und Wege gutheißen, die allein zu ihm führen. Das können keine anderen sein, als sie von sonstigen entschlossenen Arbeitervereinigungen auch gewählt werden.

Es beruhte auf einer sehr erklärlichen Vorempfindung des noch Kommenden, wenn der zum Kongreß eingeladene und erschienene Königliche Berghauptmann Täglichsbeck die Versammlung ersuchte, aus seiner Anwesenheit „keinerlei Schlüsse zu ziehen“, und ferner noch bat, aus seinem Schweigen bei den Verhandlungen „nicht ein Einverständnis mit den gehaltenen Reden oder sonst irgend welche Beziehungen der vorgesetzten Behörde zu dem Kongreß zu entnehmen“.

Ja, es können nicht nur, wie der Kaplan Dr. Oberdörfer in einer durchaus sachentsprechenden und treffenden Auseinandersetzung hervorhob, es werden Zeiten eintreten, wo der Gewerkverein genötigt ist, mit den Sozialdemokraten gemeinschaftlich zu handeln.

Der Gewerkverein begehrt auch

„die Einschränkung der Schichtdauer, soweit solche zum Schutze von Gesundheit, Leben und Familie geboten ist.“

Das kann und soll nichts anderes besagen, als eine möglichste Abkürzung der Arbeitszeit. Das Schlagwort „Achtstundentag“ ist zwar vermieden, die achtstündige Arbeitszeit als Maximalarbeitszeit im innersten Herzen aber gemeint.

Mit den zwei Forderungen, gerechter Lohn und Einschränkung der Schichtdauer alias Abkürzung der Arbeitszeit, würde sich der Gewerkverein der christlichen Bergarbeiter bei urteilslosen Leuten dem Verdachte sozialdemokratischer Regungen aussetzen, wenn er nicht im § 8 seiner Statuten ausdrücklich bestimmt hätte:

„Durch den Eintritt in den Gewerkverein bekennt sich Jeder als Gegner der sozialdemokratischen Grundsätze und Bestrebungen.“

Wir haben mit dem Gewerkverein hier nicht zu rechten, ob es nötig war, die Möglichkeit, Anhänger der Sozialdemokratie zu seinen Mitgliedern zu zählen, mit so besonderer Betonung abzulehnen. Jedenfalls steht der Verein mit uns auf derselben Auffassung, daß man Gegner der Sozialdemokratie sein und doch Forderungen der Arbeiterschaft unbekümmert darum, daß sie gerade von der Sozialdemokratie mit aller Schärfe erhoben werden, billigen und unterstützen kann.

Wie hat sich nun die Ethik zu solchen Forderungen, wie den hier besprochenen, zu verhalten?

Nach § 1 der Satzungen der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur ist es der Zweck der Gesellschaft, im Kreise ihrer Mitglieder und außerhalb desselben die Entwickelung ethischer Kultur zu pflegen. Unter ethischer Kultur als Ziel ihrer Bestrebungen aber versteht die Gesellschaft einen Zustand, in welchem Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und gegenseitige Achtung walten. Dieser Zustand soll, wie § 2 der Satzungen ausweist, hauptsächlich auf dem Gebiet des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens herbeigeführt werden.

Man muß davon ausgehen, daß die Verfasser der Satzungen sich bei der Aufstellung der Bestimmungen etwas gedacht haben, daß auch der für die Umschreibung des Zweckes der Gesellschaft gefundene Ausdruck mit Absicht so und nicht anders gewählt ist, und man muß ebenso annehmen, daß, wer sich durch die Satzungen binden läßt, nicht minder bewußt handelt.

Ist dies zutreffend, so muß man sich auch der Folgerung anbequemen, daß nach ethischer Anschauung, soweit sie uns aus den Satzungen der D. G. E. K. entgegentritt, die derzeitigen Thatsachen und Formen des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens nicht dem Zustande entsprechen, der als Ziel der Entwickelung durch die Thätigkeit der Gesellschaft erst geschaffen werden soll.

Die abstrakte Gerechtigkeit wird sich nicht verwirklichen lassen. Daß aber die Herbeiführung eines gerechten Lohnes und die Einschränkung oder Abkürzung der Arbeitszeit zu den Reformen gehören, die sich ethisch als dringendst notwendig erweisen, müßte in der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur nicht bezweifelt werden dürfen. Nach § 2 der Satzungen besteht dann die Verpflichtung zur Unterstützung und zwar bedingungslos.

Entmutigen darf uns dabei nicht die Gleichgiltigkeit oder Feindseligkeit von Gegnern. Es ist ja schlimm, daß die bürgerliche Gesellschaft die Aufführung des Hauptmannschen Schauspiels „Die Weber“ fürchten muß. Aber so gewiß sich diese Aufführung heutzutage polizeilich verbieten läßt, so gewiß ist, daß es Dramen giebt, denen eine polizeiliche Unterdrückung erst recht den Zulauf des Publikums sichert.

Jena, den 1. November 1894. Ernst Harmening.

## Der Kollektivismus und der Fortschritt.

Von Dr. jur. Josef Ritter von Neupauer in Wien.

Viele vortreffliche Menschen können sich von dem Gedanken nicht losmachen, daß die sozialistische Gesellschaftsordnung uns um jeden Fortschritt bringen würde. Sie übersehen vor allem, daß der Sozialismus für die Gesamtheit der Menschen, ja selbst für die Plutokraten, schon an und für sich ein Fortschritt wäre, welcher alle Erfindungen, die man in hundert Jahren machen kann, in ihrem Effekte aufwiegen würde. Dann hat unsere Epoche zahllose Erfindungen bereits gemacht, die in unserer Zeit nur eine sehr beschränkte Anwendung finden können, und deren Wert schon dadurch gesteigert würde, daß der sozialistische Staat diese Erfindungen für das ganze Volk nutzbar machen würde.

Die Erfindung des Telephons gehört gewiß zu den größten Fortschritten des Jahrhunderts. Nun ist es offenbar, daß der sozialistische Staat gezwungen wäre, das Telephon in alle Ansiedelungen zu führen, wenn er jene centralistische Verwaltung einrichten wollte, die man von ihm erwartet, und nachdem das Telephon dann zugleich der Bevölkerung für ihre Privatkorrespondenz offen stünde, wäre jeder Mensch im Staate ohne Ausnahme angeschlossen, während heute nicht der zehnte Teil der Bewohner eines Staates sich des Telephons bedienen kann. Also würde ihm in diesem einzigen Punkte schon der Sozialismus neue Erfindungen von gleichem Werte, wie das Telephon, bloß durch erweiterte Anwendung des Telephons aufwiegen. Welchen Wert würde man einer Erfindung beimessen, welche uns die Hälfte der Kosten der Telephoneinrichtung erspart? Nun erspart uns der Sozialismus allein an Kosten der Postbeförderung unter gleichzeitiger Erhöhung der Leistung so viel im Jahre, daß die Kosten der Telephoneinrichtung für ganz Österreich in ein und einem halben Jahre bloß durch die an der Post ersparte Arbeit eingebracht würden. Wer würde nicht eine Erfindung organisatorischer Art anstaunen, die uns den zehnten Teil der Handelsumsatzarbeit ersparte? Der Sozialismus erspart uns mehr als neun Zehntel der Handelsumsatzarbeit und leistet diese Arbeit besser, rascher und mit geringeren Transportkosten. Wer würde eine Einrichtung nicht bewundern, die den Staat in die Lage versetzte, eine Mitteilung in zwei oder drei Stunden so zu verbreiten, daß bis auf einen kleinen Bruchteil jeder Erwachsene davon Nachricht erhalten kann? Das leistet der soziale Staat einzig und allein durch seine Einrichtung und die damit notwendigerweise verbundenen Anstalten.

Wie sehr der Erfindungsgeist und die Lust am Fortschritte durch Erhöhung des Bildungsniveaus vermehrt würde,

siegt am Tage. Und außerordentlich wäre gerade die Wirksamkeit des sozialen Staates auf diesem Gebiete.

Was nützt Jenem der Fortschritt auf dem Gebiete der Medizin, der Hygiene, der Kinderpflege, der, wie unsere Landbevölkerung, vom ärztlichen Rate abgeschnitten ist? Was würde allein schon die Organisation des ärztlichen Dienstes für eine Wohlthat für die Bevölkerung, aber auch für die Wissenschaft sein! Denn welch' ungeheuren Nutzen für die medizinische Wissenschaft hätte ein organischer Verband aller Ärzte, welchen gegenüber jeder Einwohner des Staates als Beobachtungsobjekt dient. Erfindungen sind gemacht, aber an der allgemeinen Verbreitung fehlt es.

Der sozialistische Staat wäre schon deshalb gerade vom Standpunkte des Fortschrittes so sehr herbeizuwünschen, weil er, wenn auf seinem Gebiete auch nicht eine einzige Erfindung gemacht würde, die auswärtigen Erfindungen viel rascher einführen könnte, als das Geburtsland der Erfindung, wenn dieses nicht sozialistisch organisiert ist. Wenn die Nähmaschine in einem Manchesterlande zwanzig Jahre braucht, um sich einzubürgern, braucht sie in einem sozialistischen Staate nur zwei oder drei Jahre. Da nun jede Erfindung wieder daraus hervorgeht, daß frühere Erfindungen gemacht und verbreitet wurden, so gewinnt die Progression des Fortschrittes ungemein an Intensität, sobald der Staat sich organisiert.

Viele können sich den sozialistischen Staat nicht anders als absolut vorstellen. Sie meinen, der Einzelne werde von jeder Initiative abgeschnitten, und die Staatsverwaltung sei in Allem abhängig vom Plebiszit. Beide Vorstellungen sind so grundlos als möglich, und mein Buch „Österreich im Jahre 2020“ hat auf eine vernünftige Ordnung in diesen Dingen deutlich hingewiesen.

Eine ganze Reihe von Anregungen in meinem Buche behandeln die Frage, wie staatliche und Privatthätigkeit sich auseinanderzusetzen haben. Ich habe gezeigt, welche ungeheuren Mittel der Staat in der Hand hätte, um Kunst, Forschung und Erfindung zu fördern. Und nur diese drei Zweige menschlicher Thätigkeit bedürfen einer Privatinitiative, individueller Impulse, und daher der Befreiung von kollektivistischer Regelung. Diese drei Zweige der menschlichen Thätigkeit kann man in dem Kollektivnamen „Erfindung oder Fortschritt“ zusammenfassen, denn auch der Forscher und der Künstler sind Erfinder und Werkleute für den Fortschritt unter den Menschen. Wenn ich nun sage, daß es übergenug, ja zuviel wäre, wenn unter tausend Menschen Einer sich ausschließlich der technischen Erfindung wie Edison, oder der Forschung wie Dr. Koch, oder der Kunst wie Richard Wagner widmete, so liegt es doch auf der Hand, daß man nicht wegen Eines Menschen, der seinem Berufe nach individuell und frei produzieren muß, auch die Thätigkeit der übrigen 999 Menschen von der wirtschaftlich gebotenen Regelung befreien kann.

In Österreich könnte man die Gesamtarbeitsleistung von 40 Millionen Einwohnern, worunter 22 Millionen nach Alter und Tüchtigkeit für voll arbeitsfähig in Anschlag kämen, unter Zugrundelegung eines Durchschnittswertes von 600 für das Arbeitsjahr, auf 13 Milliarden im Jahre veranschlagen, wovon der zehnte Teil 1300 Millionen betragen würde. Würde man davon den fünften Teil oder 260 Millionen für den Fortschritt aufwenden, nämlich teils für den Unterhalt von Erfindern, Forschern und Künstlern, — worunter selbstverständlich Lehrkräfte, welche erworbene Kenntnisse verbreiten, und darstellende Künstler, welche geschaffene Kunstwerke aufführen, ebensowenig zu rechnen wären, wie Techniker, welche die gemachten Erfindungen in Anwendung bringen, — teils zur Belohnung besonderer Verdienste, zur Veranstaltung von Versuchen, zur Demonstrierung neuer Erfindungen und zu einer abgestuften Verteilung von Materialien unter die Bevölkerung, so würden dem Fortschritte viel mehr Alimente zugeführt, als in den heutigen Verhältnissen, wo den produktiven Klassen in Form von Pacht, Zins, Miete, Unternehmergewinn und Steuern, dann Handelsumsatzkosten nicht 10 Prozent, sondern zum mindesten 30 Prozent abgenommen werden.

Der Kollektivismus kann die Einzel-Initiative keineswegs ersticken. Denn wer könnte einen dichterisch begabten Schuhmacher verhindern, Verse auf Papier zu schreiben, oder einen Töpfer, Statuen aus Thon zu kneten, oder einen Forstmann, auf seinen Wanderungen geologische Studien zu betreiben? Das kann der kollektivistische Staat nicht, und das will er auch nicht.

Wenn in einer kollektivistischen Gesellschaft zwei Prozent des Jahresproduktes für den Fortschritt aufgewendet werden, so ist das weit mehr, als was die Plutokraten von heute für Kunst, Wissenschaft und technische Erfindungen ausgeben, und sie nehmen doch den produzierenden Klassen dreimal so viel ab, als im Kollektivstaate die gesamte Staatsverwaltung kosten würde.

---

Das wirkliche Talent wird unter allen Umständen sich bemühen, Tüchtiges zu leisten, und nicht etwa, weil der Hunger es zwingt, sondern aus innerem Triebe. Und nicht bloß in Kunst und Wissenschaft ist dies der Fall. — — Wäre bei den Trägern und Förderern der Kultur jemals die Rücksicht auf äußeren Vorteil das treibende Motiv gewesen, so würde Galilei nicht die Folter erlitten haben und Giordano Bruno nicht den Feuertod, so würde Gutenberg nicht seine Kraft und sein Vermögen einer Erfindung geopfert haben, die zwar der Welt unendlichen Segen gebracht hat, ihm selbst aber Not und Elend. Nichts schlägt den Thatsachen der Kulturgeschichte mehr ins Gesicht als die Behauptung, daß jeder wirtschaftliche und wissenschaftliche Fortschritt aufhöre mit der Beseitigung der freien Konkurrenz, da nur das Eigeninteresse den Scharfsinn und die Erfindungsgabe jedes Einzelnen herausfordere.

(Aus Prof. Dr. Gerlach's „Goethe als Sozialpolitiker.“)

---

## Eine deutsche Frau über den Fall Leist.

Das Organ des Berliner Vereins „Frauenwohl“ veröffentlicht in der Nummer vom 1. November folgende, von Frau von Thadden-Triglaff an den Verein gesandte Zuschrift:

„In der vergangenen Woche haben die Zeitungen die Verhandlungen der Kaiserlichen Disziplinarkammer über die Anklage gegen den Kanzler Leist mit dem schließlichen Urteilsspruch gebracht. Man traute seinen Augen kaum, daß er so lauten konnte! Wir deutschen Frauen erheben dagegen Protest und erklären, durch diesen Urteilsspruch in unserer Würde gekränkt zu sein. Über so empörende Sittlichkeitsverbrechen sollte an so hoher Stelle im Namen des Kaisers nicht so geurteilt werden! Die Frauen Afrikas sind die Schwestern der deutschen Frauen, und im Namen unseres Geschlechts erklären wir, daß das Unrecht, das an ihnen geschieht, dem Geschlecht als solchem geschieht. Die Vergewaltigung dieser Frauen muß nicht nur bestraft werden, wie es unsere Gesetzgebung verlangt, sie fordert noch eine besondere Strenge, weil es Frauen waren, die unter dem Schutze des Kanzlers Leist standen.

Herr Leist vertrat die Ehre und das Ansehen des deutschen Reiches, und wenn er sich dessen nicht bewußt blieb, so sollte die entsprechende Strafe, die hier Zuchthaus bedeutet, darauf folgen, damit das Vaterland und das Ausland Zeugnis empfängt, daß so etwas bei uns nicht gebilligt wird. Mit welch anderem Rechte dringt denn der Europäer in den schwarzen Erdteil ein, als im Namen der Civilisation und des Christentums? — Nein, weder die amtliche Stellung des Mannes, noch sein angeblich jugendliches Alter, noch die lockeren Zustände der dortigen Moral bieten die geringste Ursache zu Milderungsgründen, die die Disziplinarkammer

in ihrer Urteilsmotivierung angenommen hat, sie erschweren vielmehr das geschehene Unrecht. — Darum können wir deutschen Frauen uns unmöglich mit dem Urteil der Disziplinarkammer einverstanden erklären und fordern alle unsere Schwestern auf, in beliebiger Form gegen das Urteil Einspruch zu erheben. Es handelt sich um die Ehre der Fahne, der wir folgen, um die höchsten Prinzipien unseres Glaubens, die wir im Vaterlande, wie in den Kolonien heilig gehalten wissen wollen."

## Lebensbilder.

### XVII.

Von einem Gerichts-Referendarius.

Ich bin der Sohn eines Landwirts. Derselbe brachte es durch Fleiß und Sparsamkeit dahin, das landwirtschaftliche Besitztum, welches er als Wirtschaftsbeamter verwaltete, als sein Eigentum zu erwerben und zu behalten; er ermöglichte es ferner, mich das Gymnasium in unserer Kreisstadt besuchen zu lassen. Als er sah, daß ich die Klassen desselben regelmäßig und gut durchlief, auch das Abiturientenexamen befriedigend und ohne besondere Anstrengung bestand, bestimmte er mich für das juristische Studium, lediglich von dem Wunsche beseelt, es mir, wie überhaupt seinen Kindern, in die Wege zu leiten, daß ich einst im Leben eine angenehme und gegen Not und Entbehrung gesicherte Stellung einnehmen könne. Ich selbst hatte damals eine ausgesprochene Neigung für irgend eine der heutzutage den Lebensberuf der Menschen bildenden Beschäftigungen nicht, — hatte ich doch beim Verlassen des Gymnasiums erst das 18. Lebensjahr vollendet, vom heutigen Leben so gut wie gar keine Kenntnis, also auch keine Vorstellung, war ich doch überhaupt nur einmal auf einer kurzen Ferienreise über die Grenzen unseres Kreises hinausgekommen. Interesse hatte mir allerdings stets der landwirtschaftliche Beruf eingeflößt, insbesondere hatte ich mit warmem Herzen das Leben und Weben in der Natur beobachtet. Ich studierte also, da dieses Interesse für die Landwirtschaft nicht so stark war, daß es mich getrieben hätte, die Landwirtschaft zu meinem Beruf zu machen, nach dem Willen meines Vaters Jurisprudenz.

In den ersten drei Semestern, die ich an drei Universitäten verbrachte, habe ich mich um die Jurisprudenz wenig gekümmert, einmal deshalb nicht, weil ich zu wenig Neigung für dieselbe verspürte, dann aber, weil mir das, was im Kolleg vorgetragen wurde, vorerst völlig unverständlich blieb.

Erst im vierten Semester, das mich wieder in B. sah, fing ich, vorzugsweise angespornt durch das Beispiel eines Freundes, an, mir die Grundsätze der juristischen Disziplin zu eigen zu machen.

In jenem Winter machte ich ferner eine Entdeckung, die gewichtig auf mein ferneres Leben einwirkte. Ich lernte das Leben kennen, wie es ist, ich sah die nackte Wirklichkeit unseres heutigen Lebens. Es zeigte sich mir aber zunächst in einer häßlichen Gestalt: ich sah die Verworfenheit und den Schmutz, wie er sich auf der Straße im Dunkel der Nacht breit macht; ich hörte die Lüge und die Bosheit; ich sah die Prunksucht und die Schwelgerei; kurz, ich sah eine nach Sinnengenüssen und irdischen Gütern jagende, jeglichen idealen Strebens bare Menschheit. Angewidert wandte ich mich ab. Ich besuchte die Theater, um dort Reinheit zu finden.

Inzwischen war es Sommer geworden. Ich hatte beschlossen, bis zum Examen in B. zu bleiben; mein Freund, der einzige Bekannte, mit dem ich sympathisierte, verließ B. — ich war allein. Ich suchte damals mit Eifer Verkehr — denn ohne den Menschen kann ja der Mensch nicht leben — mit gleichgesinnten Menschen. Ich fand aber bei den Leuten meines Alters immer wieder nur Schmutz und Sinnlichkeit, im besten Falle hohle Köpfe und leere Prahlerei. Wieder wendete ich mich mit Ekel ab. Ich beschloß, lieber ganz allein zu leben, als mit jenen sittlich verdorbenen Individuen, wie sie sich mir bei meinem Suchen nach Verkehr darstellten, Gemeinschaft zu machen. Allein die verderblichen Folgen des einsamen Lebens machten sich bald geltend: ich verlor meine Arbeitslust und meine Arbeitskraft. Ich beschloß damals in meiner Verzweiflung, das juristische Studium, zu dessen ernstlichem Betreiben mich — wie es schien — nur das gute Beispiel meines Freundes angespornt hatte, ganz aufzugeben und die Landwirtschaft zu meinem Beruf zu machen. Mitten im Semester fuhr ich nach Hause, machte meinen Vater mit meinem Vorhaben bekannt und begründete meinen Schritt mit meiner vollständigen Unlust am juristischen Studium. Mein Vater wies mich mit ernsten Worten wieder auf meinen ursprünglich eingeschlagenen Beruf zurück, meinte, daß er nur mein Bestes im Auge gehabt, als er mich zum Juristen bestimmt habe, und ermahnte mich zur Arbeit. Ich empfand damals heftige Reue, begab mich sofort zur Universität zurück und arbeitete unter dem Eindruck der ernsten väterlichen Ermahnung angestrengter denn je und in fast gänzlicher Einsamkeit.

In dieser Zeit nun wurde ein Verlangen in mir mächtig, das mich seither nicht wieder verlassen hat, das Verlangen, die menschlichen Entschließungen, überhaupt das sittliche Handeln des Menschen in seinen Ursachen und letzten Gründen kennen zu lernen. Schon vorher war ich mächtig angeregt worden durch die Worte des Oberstlieutenants v. Egidy in dessen „Ernsten Gedanken". Damals wurde zuerst der alte Kinderglaube in mir erschüttert. Jetzt, nachdem ich ganz in die Einsamkeit geworfen war, begann ich wieder, mit Eifer Schriften religiösen, ethischen, naturwissenschaftlichen Inhalts zu lesen. Es hat damals lange Zeit in meinem Innern über all die neuen Erkenntnisse gegährt: der Unterschied zwischen dem, was einen in der Schule über Religion und Naturwissenschaft gelehrt war, und den Erkenntnissen der modernen Wissenschaft, wie sie einem vorgetragen wurden, war zu groß. Klarheit kam erst wieder in meine Gedankenwelt, nachdem ich Professor v. Gizyckis „Moralphilosophie" gelesen hatte. Die in dieser Schrift niedergelegten Grundsätze sind mir zum Leitstern geworden. Ich wurde von der Ethik sodann zur Philosophie geführt, habe ferner in den folgenden Semestern bis zum Examen mit ganz besonderer Vorliebe Nationalökonomie studiert. Zum Studium dieser Disziplin bin ich besonders getrieben, nachdem ich Kenntnis erhalten von der Kritik, welche von seiten der Sozialdemokratie an unseren heutigen gesellschaftlichen Zuständen geübt wird. Mit allen diesen Wissenschaften konnte ich mich jedoch leider nur neben meinem eigentlichen juristischen Studium beschäftigen und auch dieses nur wenig, da die Examenszeit herannahte und erhöhte Aufmerksamkeit und Arbeitskraft für das Studium selbst erforderte. Ich bin daher damals bei dem Versuch, alle die genannten Wissenschaften kennen zu lernen, nur wenig über den Anfang hinausgekommen. Mein Examen bestand ich nach großer Anstrengung.

In der Praxis hat mir die Jurisprudenz noch weniger Interesse eingeflößt als in der Theorie, dagegen wurde das Verlangen, meine Arbeitskraft voll und ganz den Wissenschaften zuzuwenden, welche mich bereits auf der Universität so sehr angezogen hatten, die ich aber nur neben meinem eigentlichen Studium betreiben konnte, diese Wissenschaften ex fundamento zu erfassen, die Beschäftigung mit denselben zu meinem Lebensberuf zu machen, immer mächtiger in mir.

Ich sah ferner in dem einen Jahr, in welchem ich an verschiedenen preußischen Gerichten als Referendar gearbeitet habe, wieder menschliche Schlechtigkeit, Sinnengenuß und Gewissenlosigkeit in übelster Form. Ich habe mich auch dort stets voll Widerwillen abgewendet, bin aber in meiner Stellung als Referendar häufig verurteilt gewesen, gegen meinen Willen in einer Gesellschaft zu verweilen, deren ganzes Gebahren mich nur mit Ekel erfüllen konnte. Das Verlangen, mit sittlich guten Menschen in Verkehr zu treten, wurde stärker in mir denn je. Längst hätte ich versucht, mich der Gesellschaft für ethische Kultur

anzuschließen, wenn mich nicht manche Bedenken zurückgehalten hätten.

Unbedingt würde ich mich längst dem ausschließlichen Studium insbesondere der Nationalökonomie, Ethik und Philosophie hingegeben haben, wenn ich über hinlängliche pekuniäre Mittel verfügte. Diese stehen mir nicht in dem Maße zu Gebote, daß ich auf die Dauer und mit Erfolg meinen Plan, die akademische Laufbahn einzuschlagen, verfolgen könnte, — einen Plan, dessen endliches Gelingen nicht allein vom Fleiß und dem guten Willen des Einzelnen abhängt. Ich hätte aber trotz der geringen mir zur Verfügung stehenden Mittel jenen Schritt gethan, wenn ich ausschließlich für eine der genannten Wissenschaften Interesse hätte. Da aber bei mir außer dem Verlangen, die Prinzipien der Nationalökonomie, Ethik und Philosophie zu erfassen, auch Interesse für andere Wissenschaften besteht, wie Psychologie, Naturwissenschaft, ja Astronomie und Meteorologie, Wissenschaften, mit deren Grundlehren ich mich zum Teil bereits vertraut gemacht habe, so dürfte die Gefahr einer Zersplitterung der Geistes- und Arbeitskräfte nahe liegen und die Folge sein, daß eben mangels gehöriger Konzentration der geistigen Kräfte auf ein Gebiet der Arbeitserfolg für die Wissenschaft und für mich selbst ein zweifelhafter ist. Ich habe aber den Wunsch, meine Kräfte dem Wohle der Menschheit zu weihen und, so viel es in meinen Kräften steht, den vielfachen Leiden der Menschheit abzuhelfen. Ich habe jedoch längst eingesehen, daß ich dieses Wollen in meinem jetzigen Beruf schwer oder garnicht verwirklichen kann, schon aus dem einfachen Grunde nicht, weil ich für meinen Beruf fast gar kein Interesse habe. Werde ich einst in meinem Gebiete Arbeit erhalten, die mich wieder mit Befriedigung und Frohsinn erfüllt?

## Vermischtes.

Jugendliche Verbrecher. Zur Besprechung der sozialen Gefahr, die aus dem Anwachsen der jugendlichen Verbrecherwelt entsteht, hatten die Vereine „Frauenwohl" und „Jugendschutz" am 8. Oktober im Oberlichtsaale des Rathauses eine gemeinsame Sitzung veranstaltet, zu der auch Vertreter des Vereins für Besserung der Strafentlassenen, der Vorsteher des Arbeitsnachweisebüreaus dieses Vereins, Kaufmann Bischof, der Direktor des Moabiter Zellengefängnisses, Major Zillius, Oberinspektor Jüngel vom Gefängnis Plötzensee, Inspektor Husung vom Frauengefängnis, sowie einige Geistliche erschienen waren. Den einleitenden Vortrag hatte Landgerichtsrat Dr. Felisch übernommen. Redner wies nach, daß sich das jugendliche Verbrechertum in Deutschland von 1882 bis 1892 um 51 pCt. bei einer allgemeinen Verbrecherzunahme von nur 28 pCt. vermehrt habe, und daß es auch in allen übrigen europäischen Staaten mit einziger Ausnahme von England in beängstigender Weise anwachse. In England sei die Zahl der jugendlichen Verbrecher seit Einführung der erweiterten Zwangserziehung um 63 pCt. gefallen. Auch die Zahl der erwachsenen Verbrecher sei infolge davon erheblich zurückgegangen, obwohl die Bevölkerung in derselben Zeit um 6½ Million zugenommen hat. Er zeigte ferner die Mängel unseres bestehenden Rechts und die sich darauf gründenden Reformvorschläge: Hinausschiebung der Strafmündigkeit vom 12. auf das 14. Jahr, entsprechende Erweiterung der in England so bewährten Zwangserziehung und Fallenlassen des Erfordernisses der Einsicht von der Strafbarkeit der Handlung. Um einen Begriff von der Zwangserziehung in England im Gegensatz zu der in Deutschland zu geben, führte der Redner an, daß in England jährlich 30,000 Kinder in Zwangserziehung sich befinden, während in Preußen seit dem Jahre 1878 im Ganzen 20,000 Kinder zwangsweise erzogen worden seien. Redner tadelte den gegenwärtigen Strafvollzug, bei dem es vorkomme, daß in Plötzensee drei Jugendliche in einer Zelle untergebracht werden müssen, die nur für einen bestimmt ist, bei dem die Jugendlichen in Plötzensee, je nach dem Flügel, sechs oder gar nur vier Stunden wöchentlichen Unterricht genießen, und trat schließlich warm für das belgische Patronagesystem unter thatkräftiger Mitwirkung der Frauen ein. In Belgien bestehen in jedem Ort Patronagegesellschaften, die sich der Jugendlichen, der Entlassenen, der Bettler, Trunksüchtigen u. dgl. annehmen, deren Mitglieder mit besonderen Rechten ausgestattet sind und denen u. a. auch die Ausübung der Polizeiaufsicht obliegt, die bei uns von Schutzleuten oft in recht wenig ersprießlicher Weise ausgeübt wird. Redner verwies dabei auf das große Arbeitsfeld, das sich den Frauen auf dem Gebiet der Fürsorge für die Jugendlichen erschließe, und ermahnte dringend zur regeren Mitarbeit. In der allgemeinen Besprechung trat zwar die Bereitwilligkeit zu einer solchen Mitarbeit hervor, es wurde andererseits aber doch betont, daß gerade hier den Frauen zu wenig Entgegenkommen durch die maßgebenden Personen erwiesen werde. Der Verein für minorenne weibliche Strafentlassene, der früher hier im Sinne des Redners gewirkt, habe sein Arbeitsgebiet ändern müssen, da ihm schließlich keine Strafentlassenen mehr zugewiesen worden seien. Auf Vorschlag von Frau Sanitätsrat Schwerin erklärten sich schließlich die beiden Vereinsvorstände bereit, in Fühlung mit Landgerichtsrat Felisch zu bleiben, um sofort in eine kräftige Aktion einzutreten.

## Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

### Abteilung Berlin.

„Die Notwendigkeit der Errichtung einer öffentlichen Lesehalle in Berlin" lautete das Thema, über welches Herr Lehrer Tews am 26. Oktober sprach

Der Redner hob unter anderen drei Hauptvorteile hervor, welche die Errichtung einer öffentlichen Lesehalle mit sich bringen würde.

1. Erhaltung des elementaren Wissens.

Es sei eine bekannte Thatsache, daß Personen im mittleren und späteren Alter sehr oft die Lust, manchmal sogar die Fähigkeit verloren hätten, sich durch Lektüre geistig fortzubilden, obschon sie als Kinder sehr aufgeweckte Schüler gewesen wären Die Erscheinung finde ihre Erklärung in dem Umstande, daß es in Deutschland im Allgemeinen den ärmeren Mitbürgern zu schwer gemacht sei, ihre Erholungsstunden der Lektüre guter Bücher zu widmen. Das Abonnement in den Leihbibliotheken sei für Viele zu theuer und die Volksbibliotheken seien meistenteils derartig organisiert, daß das Entleihen der Bücher viele Unbequemlichkeiten mit sich führe Die Volksbibliotheken seien nur in den Mittagsstunden geöffnet, also zu einer Zeit, in welcher der Unbemittelte keine Muße habe, die Bibliothek aufzusuchen; die kurze Mittagspause reiche nur für die körperliche Erfrischung aus. Außerdem sei in den Volksbibliotheken kein Raum zum Lesen vorhanden, man könne nur Bücher mitnehmen, aber nicht an Ort und Stelle einsehen Durch diese Einrichtung werde es unmöglich gemacht, sich passende Lektüre auszusuchen. Die Errichtung einer Lesehalle, welche zu geeigneteren Zeiten geöffnet sei und genügend Raum biete, so daß die Leser ihre Lektüre in aller Ruhe wählen könnten, würde diesen Übelständen abhelfen

2. Edle Beeinflussung des Lebens der Bevölkerung.

Man dürfe sich nicht wundern, daß die Litteratur der Schauer-Romane so weite Verbreitung fände. Diese Litteratur werde dem Volke in das Haus getragen und in jeder Weise leicht zugänglich gemacht, während die Werke unserer größten Denker und Dichter in den Volksbibliotheken wegen der erwähnten Umstände nur mit Mühe zu erreichen seien. Man dürfe nicht nur sagen, wo das Gute sich befindet, sondern man müsse das Gute so darbieten, daß es unentgeltlich, wenigstens oder leicht zu erreichen sei. Wenn man also durch Errichtung von Lesehallen die edle Litteratur dem Volke leicht zugänglich mache, so würde ein hoher sittlicher Einfluß auf das Denken und Leben der Bevölkerung ausgeübt.

3. Förderung des sozialen Friedens

Die Trennung der Menschen in verschiedene Klassen werde nicht so sehr durch die Verschiedenheit der ökonomischen Lage als durch die Verschiedenheit der Geistesbildung hervorgerufen. Sobald unsere Klassiker Gemeingut des ganzen Volkes würden, müßten die Klassengegensätze verschwinden *)

Den lichtvollen Ausführungen des Redners widmete Herr Josse, indem er zu Beiträgen für die Lesehalle aufforderte, einen kurzen Nachtrag und schloß unter allgemeinem Beifall mit den Worten, daß die Lesehallen dazu beitragen sollten, daß alle redlich Denkenden

*) ? (Red.)

sich in einem Lager vereinigten, um endlich durch gleiches Empfinden und gleiche Liebe für das Ideale ein einig Volk von Brüdern zu bilden. **E. Bachmann.**

### Abteilung Königsberg

Die neugegründete Abteilung hielt am Sonntag, den 21. Oktober, ihre erste öffentliche Versammlung ab, welche von dem Vorsitzenden, Herrn Dr. Jeßner, mit einigen Begrüßungsworten und einem kurzen Hinweis auf Ziele und Organisation der Gesellschaft eingeleitet wurde; sodann erteilte Vorsitzender das Wort Herrn Gustav Mater zu einem Vortrage über soziale Ethik. Der Redner betonte den Glauben an den ewigen Fortschritt des Menschentums und das Bemühen des Einzelnen, daran mitzuhelfen, als den Grundgedanken aller ethisierenden Bestrebungen, und bewies aus geschichtlicher Betrachtung, wie das sittliche Niveau eines Zeitalters nicht abhängig sei von dem Grade seiner intellektuellen oder seiner sozialen Kultur allein, sondern von dem Gleichgewicht zwischen beiden. Dieses Gleichgewicht herzustellen, sei Aufgabe der sozialen Ethik, sie repräsentiere gewissermaßen das nationale Gewissen, dessen vornehmste Forderung die Gerechtigkeit ist, und das mit ruhiger, Vergangenheit wie Gegenwart überschauender Kritik die Privilegien der bevorzugten und das Verlangen der benachteiligten Gesellschaftsklassen prüfen und richten wird. Ein allgemeines Ringen nach Reformen sei entbrannt und sei notwendig, aber es solle nicht ein Streit der gegensätzlichen Interessen um materiellen Boden sein, sondern ein gemeinsamer Kampf der Ideen um ideale Gesinnung — nur mit geistigen Mitteln geführt und für spätere Geschlechter die Vervollkommnung des individuellen und des Gemeinschaftslebens vorbereitend. — Nach dem ungemein eindrucksvollen Vortrag schloß der Vorsitzende die Versammlung mit einem Dank an den Redner, und es folgte dann im engeren Mitgliederkreise noch eine angeregte Diskussion über die Bethätigungen ethischer Anschauung auf verschiedenen Gebieten. — Die Abteilung zählt jetzt 49 Mitglieder.

### Zweig Spandau.

Am 2. November sollte in dem kürzlich gegründeten Zweige Spandau die erste größere Sitzung stattfinden, zu der Herr Dr. Penzig einen Vortrag über das Thema: „Sittliche Läuterung als Bedingung wirtschaftlichen Gedeihens“ zugesagt hatte. Dies war in den Tageszeitungen bekannt gemacht mit der Bemerkung, daß Gäste willkommen seien. Da nicht beabsichtigt war, „öffentliche Angelegenheiten“ zu erörtern oder zu beraten, so war natürlich auch der Ortspolizeibehörde eine Anzeige nicht erstattet. Die unerwartete Folge war, daß nachdem Dr. Penzig vor etwa 70 Anwesenden kaum eine Minute gesprochen hatte, ein Polizeikommissar erschien, der, ohne sich überhaupt zu unterrichten, was der Zweck der Versammlung sei, sofort dieselbe auflöste. — Es wird natürlich Beschwerde erhoben werden.

Der Zweig zählt zur Zeit 30 Mitglieder.

## Briefkasten.

Herr Kr. Ihr Artikel „Selbstmord“ wird veröffentlicht werden, sobald der Raum es gestattet. Die Abhandlung mit dem „theoretischen Wahrscheinlichkeitsbeweis gegen die Unsterblichkeit“ bitten wir nicht zu senden.

Herrn E. M. 20. Einen Teil Ihrer „Schulerinnerungen“ wollen wir gelegentlich aufnehmen.

Haruspex-Artikel nicht geeignet.



Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. —
Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend.
Preis viertelj. 1,60 M.
Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.
Post-Zeitungsliste Nr. 2002.

# Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf.
Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

## Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Herausgegeben von
**Dr. Georg von Gizycki,**
Professor der Ethik an der Universität zu Berlin.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

| II. Jahrgang. | Berlin, den 17. November 1894. | Nr. 46. |
| --- | --- | --- |





### Hinter den Kulissen.

Von Lily von Gizycki.

I.

Das Kind, das zum ersten Mal den bunten Bühnenvorhang vor sich emporrollen sieht und in atemloser Spannung dem Märchen folgt, welches sich vor ihm abspielt, glaubt, daß die Wunderwelt hinter den Kulissen nicht anders sein könne, als die vor ihnen. Der heranwachsende Mensch verliert zwar nach und nach einige Illusionen, aber er denkt doch noch sehr häufig mit stillem Neid an das „freie, frohe Künstlerleben" der Männer und Frauen, die nicht wie er hinter dem Katheder oder dem Ladentisch sitzen. Der welterfahrene Lebemann teilt diese Gedanken nicht; für ihn ist das Theater ein Vergnügungslokal, und jedes weibliche Wesen, das die Bretter betritt, scheint, seiner Meinung nach, dadurch anzudeuten, daß es seinen Wünschen ein geneigtes Ohr zu leihen gewillt ist. Ähnlich urteilt die tugendhafte Bürgersfrau, die aber auch neben der Verachtung für die „Theaterprinzessin" ein Gefühl des Neides nicht zu unterdrücken vermag, wenn sie auf der Bühne die kostbaren, modernen Toiletten der Schauspielerinnen sieht und ein den Toiletten entsprechendes sorgloses Leben dieser Damen vermutet.

Wer hat bisher anders als mit neugierigen oder lüsternen Augen hinter die Kulissen gesehen?

Wer hat versucht gerecht zu urteilen über das, was er sah?

Es sind ihrer nicht Viele, und ihre Stimmen sind wirkungslos verhallt. Die Mehrzahl der Frauen hüllt sich in den Mantel ihrer Tugend, verschließt Augen und Ohren und kümmert sich nicht um die, welche nicht auf ihrem ebenen Wege gehen. Die Künstlerinnen selbst aber seufzen unter dem Joch der schlimmsten Sklaverei, ohne daß sie es durch eigene Kraft abschütteln können; jeder vereinzelte Versuch dazu hat die Folge, daß es nur noch drückender wird. Sobald aber gerecht denkende Männer und Frauen, an deren Herz und Verstand ich appelliere, indem ich Thatsachen aus dem Künstlerleben berichte, sich zusammenthun, um denen zu helfen, die für ihre Freude und Begeisterung der Not oder der Schande geopfert werden, alsobald — das hoffe ich — wird auch das Solidaritätsgefühl der Künstlerinnen rege werden, das sie zu **gemeinsamem** Abschütteln des Sklavenjochs fähig macht.

Die Theater, an denen das weibliche Personal die beste Stellung einnimmt, sind die kleinen Hoftheater. Die Provinztheater pflegen durchschnittlich sehr niedrige Gagen zu zahlen, sodaß nur ganz junge oder ganz alte oder mittelmäßige Schauspielerinnen ein Engagement dort finden. Jedes strebsame Talent muß, wenn es eine Zukunft haben will, an einem der größeren Theater Berlins mindestens ein paar Jahre gewirkt haben und darf sich dabei von der in Künstlerkreisen allgemein bekannten sittlichen Misère der Berliner Bühnen nicht abschrecken lassen. Das große Publikum weiß von dem ganzen Umfang dieser Korruption nicht viel. Nur manchmal lüftet ein besonders tragischer Fall den Schleier, den die Unternehmer im Verein mit Agenten und sittenlosen Vertretern der jeunesse dorée über all dieses Elend sorgfältig zu decken verstehen. Ich erinnere nur an den Selbstmord einer unserer reizendsten Soubretten; sie hatte die Zerstörung ihres bräutlichen Glücks durch die schlimmsten Verleumdungen nicht zu überleben vermocht. Man sagte, der Direktor habe verlangt, vor einem abzuschließenden Engagement ihre unbekleidete Gestalt zu sehen; sie sei darauf eingegangen, und er habe der Scene versteckte Zuschauer beiwohnen lassen, welche dann — nach Jahren — von dem erzählten, was sie gesehen haben wollten. Erst nach dem freiwilligen Tode der Unglücklichen ist ihr die Gerechtigkeit geworden, die sie als schönsten Schmuck ihres Grabes verlangt hatte.

Solche Anforderungen, wie die genannte seitens eines Direktors, sind durchaus nicht in das Reich der Fabel zu verweisen. Eine Künstlerin, von der ähnliches gefordert wurde und die sich weigerte, dem Wunsche zu entsprechen, wurde von dem Direktor mit den Worten entlassen: „Dann bedauere ich, denn ich kaufe nicht die Katze im Sack." Als eine andere Dame eine Zudringlichkeit ihres Direktors mit dem Ausruf zurückwies: „Aber, mein Herr, ich bin ein anständiges Mädchen!" wurde ihr die Antwort zu Teil: „Um Gotteswillen, sagen Sie das nicht so laut, dann sind Sie ein für allemal drunter durch!"

Der Direktor hatte leider Recht, denn ein armes anständiges Mädchen wird bei unseren heutigen Bühnenverhältnissen nur in den seltensten Fällen vorwärts kommen können. Zunächst sind die Kosten für die Ausbildung an einer Theaterschule nicht unbedeutend. Die Schülerin hat dort meist einen Kursus von einem Jahr durchzumachen, wofür sie ein Honorar von 75 bis 100 Mark monatlich zu zahlen hat. Daneben muß sie noch soviel besitzen, um sich gut nähren und kleiden zu können, denn im Konkurrenzkampf mit ihren Kolleginnen giebt die äußere Erscheinung fast immer den Ausschlag. Ist die Lehrzeit beendet, so strömen die Künstlerinnen aus den Schulen, und da ihre Zahl von Jahr zu Jahr zunimmt, so unterbieten sie einander immer mehr. Wie die Raubtiere lauern die Agenten auf diese Novizen des Theaters. Den jungen Künst-

lerinnen wird zwar häufig gesagt, daß es ihre eigene Schuld sei, wenn sie den Agenten zum Opfer fallen, sie könnten sich ja unmittelbar mit den Direktoren in Verbindung setzen. Das ist jedoch nur dann möglich, wenn die Künstlerin gute Empfehlungen hat und pekuniär unabhängig genug ist, um eventuell eine Zeit lang den Intriguen der Agenten Stand zu halten, die Alles daran setzen, um ein Mädchen, das sich ihnen nicht ausliefert, an der Erlangung eines Engagements zu verhindern. Meist pflegen auch die Direktoren mit bestimmten Agenten in geregelter geschäftlicher Verbindung zu stehen, so daß sie ihre „Waare“ nur durch diese Zwischenhändler beziehen. Die Künstlerin muß sich verpflichten, 3 bis 5 pCt. ihrer Gage dem Agenten zu zahlen, der ihr ein Engagement verschafft. Handelt es sich um Gastspiele, so beträgt der Satz 10 pCt. Je ärmer ein Mädchen ist, desto dringender wünscht sie, bald eine Stellung zu finden; sie wendet sich daher in der Angst oft nicht nur an einen, sondern an zwei Agenten. Vereinigen sich Beide, indem sie ihr ein und dasselbe Engagement verschaffen, so hat sie Jedem die ausgemachten Prozente zu zahlen. Nehmen wir einmal an, eine Künstlerin wird zunächst auf zwei Jahre engagiert, so hat sie während dieser Zeit ihre Prozente an den oder die Agenten abzuliefern; wird ihr Kontrakt an demselben Theater verlängert, so geschieht dies fast stets ohne Einmischung des Agenten, lediglich, weil man ihr Talent schätzen gelernt hat. Trotzdem bleibt sie dem Agenten, der ihr Engagement zuerst vermittelte, weiter tributpflichtig, bis sie das betreffende Theater verläßt. Da ihre Gage meist so wie so nicht ausreicht, um ihre Ausgaben zu decken, so ist die Abgabe an den Agenten für sie ein schweres Opfer.

Auf die genaueren Zahlenverhältnisse in Bezug auf Einnahme und Ausgabe werde ich in einem späteren Artikel näher eingehen. Heute habe ich nur Berliner Künstlerinnen und zwar solche ersten Ranges im Auge, die trotz ihres Rufes nicht so gestellt sind, daß sie ohne eine namhafte Unterstützung seitens ihrer Eltern anständig auskommen können. Sie bekommen 200 bis 500 Mark monatliche Gage, einschließlich des Spielhonorars. Mit letzterer Bezeichnung ist die Gage gemeint, die sie für jeden Abend, an dem sie auftreten, erhalten und die zwar auch bei dem Engagement vereinbart wird, aber häufig durch willkürliche Abzüge seitens des Direktors eine Einschränkung erfährt. Es kommt z. B. vor, daß eine Dame wegen Krankheit verhindert ist, an einer Probe teilzunehmen, und ihr dafür 15 Mark abgezogen werden. Um einen richtigen Maßstab für die Ausgaben der Künstlerinnen zu gewinnen, müssen wir uns vergegenwärtigen, welche Anforderungen an sie in Bezug auf ihre Toiletten gestellt werden. Es ist eine bekannte Thatsache, daß sogar hervorragende Talente deshalb eine Rolle nicht zugewiesen bekommen, weil sie nicht genügenden Toiletten-Luxus entfalten. Die Direktoren machen den Künstlerinnen einen schwereren Vorwurf daraus, wenn sie nicht elegant genug sind, als wenn sie im Spiel zu wünschen übrig lassen. Nun ist es ja zweifellos, daß auch das Publikum lieber hübsche Gestalten in hübschen Kleidern, als das Gegenteil davon sieht. Woher aber kommt es, daß sehr viele Künstlerinnen einen großen Aufwand an Toiletten treiben und daher die Anforderungen, die in dieser Beziehung an ihre einfacheren Kolleginnen gestellt werden, immer mehr steigern?

Ein Direktor fuhr jüngst eine Schauspielerin ihres Kostüms wegen unsanft an. Sie erinnerte ihn an ihre Gage, die ihr größeren Luxus unmöglich mache. „Wie,“ rief er ärgerlich, „Sie sind vier Wochen in Berlin und haben noch keinen reichen Freund?“

Er berührte damit den Krebsschaden unseres Theaterlebens, den ich mich nicht scheuen werde, wieder und wieder aufzudecken.

An vielen unserer Privattheater finden wir Damen beschäftigt, die sich durch große Eleganz auszeichnen, denen die besten Rollen anvertraut werden, und die trotzdem gar keine, aber eine sehr geringe Gage bekommen. Es sind dies die „Freundinnen“ reicher Männer. Ihre „Beschützer“ unterhalten sie nicht nur, sondern pflegen auch nicht selten, um ihnen eine öffentliche Position zu geben, die Direktoren dafür zu bezahlen, daß sie solche Dame unter ihr Personal aufnehmen. Die Direktoren können meist mit dieser Errungenschaft zufrieden sein: die betreffende Dame lockt die zahlungsfähigsten Männer in das Theater, sie verleiht ihm einen gewissen Glanz, und — sie kostet nichts. Es gilt daher, sie möglichst lange zu fesseln. Will der Direktor einmal ein junges Talent mit makellosem Ruf vor das Licht der Rampen ziehen, so kommt es wohl vor, daß eine jener oben genannten Damen ihn dadurch daran verhindert, daß sie mit Kündigung droht. Oft bekommt eine begabte Schauspielerin eine Rolle zugewiesen, die zweifellos in ihr Fach gehört. Sie wird ihr wieder entzogen und einer Kollegin anvertraut, die durch glänzende Toiletten den Mangel an Talent wettmacht. Versetzen wir uns in die Lage eines Mädchens, das mit einer hohen Auffassung von der Kunst in das Theaterleben eintritt, alle Kräfte anstrengt, um vorwärts zu kommen, und es wiederholt erleben muß, daß die Gemeinheit über die Reinheit, die Toilette über das Talent triumphiert! Wenn sie unter solchen Verhältnissen die Begeisterung für ihren Beruf nicht verliert und ihre Reinheit bewahrt, so ist sie unserer Bewunderung wert; wenn sie aber zu Fall kommt, so dürfen wir nicht mit Steinen nach ihr werfen, denn wir selbst, die wir solche Zustände dulden, sind Schuld an ihrem Fall.

Am meisten ist sie davor geschützt, wenn sie Rückhalt an ihrer Familie besitzt und dadurch vor wirklicher Not bewahrt bleibt. Ganz anders gestaltet sich ihr Leben, wenn sie keine oder arme Eltern hat. Zufällig ist mir der Lebenslauf eines solchen Mädchens bekannt geworden, der in mancher Beziehung typisch sein dürfte.

Sie war ein blutarmes, bildhübsches junges Ding, Choristin an einem kleinen Theater. Ihre Gage reichte kaum für die Miete eines engen Zimmerchens, in dem ein Bett, ein Stuhl und ein Tisch ihr Hab und Gut ausmachten. In ihrem dünnen Kleidchen fror sie jämmerlich; oft war ein Hering des Abends ihre Hauptmahlzeit. Sie scheute sich nicht, hungrig wie sie war die Nachbarn um etwas Essen zu bitten. Dabei war sie ein fröhliches Mädchen mit einem weichen, guten Herzen. Plötzlich erschien sie in hübscher Toilette auf der Probe und erzählte mit leuchtenden Augen von der „reichen Bekanntschaft“, die sie habe. „Und wie er mich liebt — ach, das ist zu schön!“ rief sie glückselig aus; sie hatte bisher von Liebe wenig erfahren. — Nach vier Wochen bewohnte sie eine Beletage und trug die schönsten Toiletten; nach ein paar Monaten besuchte sie eine Theaterschule; nach ein paar Jahren war sie in ihrem Fach ein Stern ersten Ranges. Dieser Schluß der Geschichte ist freilich kein typischer, denn solche Mädchen pflegen weit häufiger nach kurzer Glanzzeit im Schmutz zu verkommen, weil ihr Geliebter sie verließ, und ihr Talent vom Wohlleben erstickt wurde oder im Verein mit einem schwachen Charakter nicht kräftig genug war, sich zur Geltung zu bringen.

Weit düsterer klingt eine Episode aus dem Leben einer anständigen Künstlerin. Sie war arm und sah sich daher genötigt, während der Sommerferien eine Stellung an einem Sommertheater anzunehmen. Da ihre Ferien kontraktlich ausgemacht waren, so trat sie mit einem Sommertheater in Verbindung und ging mit der Zusicherung ihres Engagements zu ihrem Direktor, um zu erfahren, ob und wann sie ihren Urlaub antreten könne. Er erklärte, daß sie zu der von dem Sommertheater bestimmten Zeit unentbehrlich sei. Natürlich ließ sie das Engagement fahren, denn es war ihr ja auch weit angenehmer, an derselben Bühne mit derselben Gage wie im Winter thätig zu sein. Kurz darauf erhielt sie von der Direktion die Nachricht, sie könne morgen ihren Urlaub antreten. Ihre Beschwerde hatte eine kurze Erklärung seitens

des Direktors zur Folge: „Wenn Ihnen das nicht paßt, können Sie ja lieber gleich ganz gehen!“ Sie sah sich also mittellos auf die Straße geworfen und wandte sich, um dem schlimmsten zu entgehen, nochmals an den Direktor. Er ersuchte sie um eine persönliche Unterredung in seiner Wohnung, der sie Folge leistete. Was dort geschehen ist, weiß man nicht. Die Fama munkelt von einem Hilferuf — sicher ist, daß das Mädchen sofort um seine Entlassung bat und heute irgendwo mit der bittersten Not zu kämpfen hat.

Schiller hat, wie wir alle wissen, von der Schaubühne als einer moralischen Anstalt gesprochen. Er glaubte, daß durch die Werke, welche die Bühne dem Publikum vor Augen führt, eine tiefgehende moralische Bewegung ausgehen könne. Unsere moderne Dichtung ist nicht arm an solchen Werken; aber der moralischen Wirkung, die sie ausüben, vermag ich wenig Wert beizumessen, wenn sie in momentaner Rührung oder Empörung besteht und Niemand darnach fragt, wie Jene leben, die in uns jene Gefühle erwecken. Ich wollte lieber, daß alle Theater geschlossen würden, als daß unsere Freude und unsere Erhebung durch Not und Schande erkauft wird. Und wenn unsere größten Dichter die besten Werke schreiben, wird die Bühne doch keine moralische Anstalt sein, solange hinter den Kulissen die Unsittlichkeit gepflegt wird.

(Fortsetzung in einer der nächsten Nrn.)

## Ethische Aufgaben in der sozialen Bewegung.

Von Dr Friedr. Wilhelm Foerster in Freiburg i. B.

(Fortsetzung.)

Ein Vorwurf, der den Arbeitern auch nur aus der Unfähigkeit, sich brüderlich in ihre Lage hineinzuversetzen, gemacht wird, ist die „Vaterlandslosigkeit“. Schon Edmondo de Amicis ruft diesen Anklägern zu: „Das Vaterland ist nicht allein die Erde, die Geschichte, die Fahne, das Vaterland ist menschliches Fleisch und Blut!“ womit er allen ernsten Patrioten den Rat giebt, ihre Vaterlandsliebe dadurch zu beweisen, daß sie ihren Klassengeist zur Solidarität mit dem arbeitenden Volke erweitern und dazu mithelfen, daß die Gesellschaft aus einer herrschenden und einer beherrschten Klasse wieder zu einer sittlich verbundenen Arbeitsgemeinschaft werde.

Wer will, daß der Arbeiter sein Vaterland liebe, der sorge vor allem dafür, daß der Arbeiter überhaupt ein Vaterland hat und teilnehmen kann an den geistigen Gütern seines Volkes, — statt mehrmals im Jahre vaterlandslos auf den Landstraßen umherzuirren oder in übermäßiger Arbeitszeit innerlich zu veröden. In **Feindesland**, nicht im **Vaterland** muß sich der Mensch fühlen, der solchem Elend hoffnungslos preisgegeben wird!

Wer an der Abhülfe dieser Zustände nicht mitarbeitet, der soll dann aber auch nicht klagen, wenn der Arbeiter mit seinem ganzen Herzen in dem Gedanken der internationalen Organisation lebt, die ihm allein den Halt im Kampfe für eine menschenwürdige Existenz giebt.

Doch von allen den mißverständlichen Beurteilungen oder absichtlichen Denunziationen, mit denen man heute die Massen in immer heftigere Erbitterung hineintreibt, ist wohl keine erbärmlicher und geistloser als diejenige, welche in der neuesten Umsturzheulerei unseres nationalliberalen Bürgertums zu Tage tritt. Statt die letzten Verzweiflungsgedanken des Arbeiters menschlich zu verstehen und durch Offenheit und Opferwilligkeit allmählich in Vertrauen und Hoffnung zu verwandeln, benutzt man sie als Anhaltspunkte für die Denunziation des „gewaltsamen Umsturzes“ und ruft nach der Palizei, um die Meinungsäußerung und die Organisation der Unterdrückten zu knebeln! Zwar will man, wie es heißt, nur mit der einen Hand knebeln, mit der andern aber Reformen geben. Doch wer in aller Welt soll daran glanben, daß aus dem Geiste feiger Unterdrückung jemals wahrhaft soziale und versöhnende Reformen geboren werden könnten?

Gewiß haben jene traurigen Urteilsverwirrungen nur einen Teil des deutschen Bürgertums befallen — aber daß sie so ohne jede Scham in die öffentliche Meinung eindringen und dort die eben erwacheude sittliche Besinnung wieder mit Polizeigelüsten ersticken können — daran mag sich jeder mitschuldig fühlen, der jemals die landläufigen Urteile über die Arbeiterbewegung ohne brüderliche und gewissenhafte Prüfung weitergesprochen oder der trotz klarer Erkenntnis des rechten Weges der allgemeinen Verirrung **schweigend** zugesehen hat.

Möchten sich in solchen verworrenen Zeiten alle Seelen erfüllen mit den herrlichen Worten, die Goethe, der Führer aller sozialen Bildung, denen zuruft, welche die tobende Entrüstung der Massen mit Verleumdung und Knebelung beantworten:

„Sage, thun wir nicht recht? Wir müssen den Pöbel betrügen;
Sieh' nur, wie ungeschickt, sieh' nur, wie wild er sich zeigt!“

Ungeschickt und wild sind alle rohen Betrogenen —
Seid nur redlich und so führt ihn zum Menschlichen an! —

Ich habe im Vorangehenden unsere ethischen Aufgaben in der sozialen Bewegung durch den Hinweis auf die sittliche Seite der sozialen Frage klar zu legen gesucht und gezeigt, in wie hohem Grade die Fortdauer menschenunwürdiger Zustände durch unser aller Mangel an echter Brüderlichkeit und gesundem Rechtsgefühl verschuldet wird. Denn könnte die Knechtschaft übermäßiger Arbeitszeit, die unglaubliche Ausbeutung weiblicher Arbeit, die beständigen privaten und staatlichen Unterdrückungsversuche der Arbeiterkoalitionen, die Schonungslosigkeit der Arbeitsentlassung — könnten alle diese Dinge sich in jedes neue Jahr hineinschleppen, wenn es ein öffentliches Gewissen gäbe, zusammengesetzt aus dem heiligen Eifer aller Einzelnen? In Wahrheit: die unbrüderliche Unwissenheit jedes Einzelnen über die thatsächliche Lage der Klagenden, über den wirklichen Kern ihrer Farderungen — die ganze Fülle von trüben Klassenurteilen, die der Einzelne ans Licht fördert oder nachspricht — sie bilden vereint jenes Meer von Dünkel, Trägheit und irregeleitetem Eifer, das augenblicklich als die öffentliche Meinung der Gebildeten dasteht und Verzweiflung und Erbitterung in den weitesten Kreisen unserer Volksgenossen erregt. Wohl giebt es heute niemand mehr, der nicht einen gewissen Grad von Sozialreform wünscht — denn welcher Genießende sähe nicht gern die unbehaglichen Drohungen der Besitzlosen ein wenig beschwichtigt; — aber von solcher Defensive bis zum Gefühl tiefster Verantwortlichkeit und einer das ganz Leben durchdringenden Teilnahme ist's noch ein gewaltiger Schritt. Dazu aufzurufen, dahin die Wege zu ebnen — das ist die vornehmste und wichtigste Aufgabe der Zeit und vor allem die eigentliche „praktische“ Bethätigung des Ethikers gegenüber der sozialen Not.

Zwar glaubt das arbeitende Volk heute nicht mehr an eine sittliche Einkehr der herrschenden Klassen. Und es hat vielen Grund zu solchem Unglauben. Sind Strebertum, Klassengeist und Polizeisinn nicht scheinbar im Wachsen begriffen?

Aber von einem höheren Standpunkte muß aller Zweifel dem freudigen Glauben an die Menschennatur weichen. Sind doch die heutigen Zustände nicht das Werk einer planvoll teuflischen Ausbeutung, sondern das Ergebnis einer technischen Entwicklung von so überwältigender Schnelligkeit und Macht der Leistungen, daß ihr die ordnende Weisheit und der soziale Geist der Menschheit noch nicht gewachsen war. So sind wir alle ein Opfer dieser Entwicklung gewarden — nicht nur die Massen sind verkümmert, sondern wir alle haben in der Mitarbeit und in der Freude an diesem gewaltigen materiellen Aufschwunge, in dem gedankenlosen Hinwegsehen über die Tausende, die dabei unter das

Rad gekommen sind, unser höheres Menschentum verwildern lassen. Wer nur diese Erkrankung ins Auge faßt, der kann verzweifeln; wir aber wissen, daß die sozialen Bedürfnisse der Menschennatur sich nur eine Zeitlang ersticken lassen, um dann selbst in scheinbar schon erstorbenen Seelen zu neuer Glut zu erwachen und zu neuen Gestaltungen des gemeinsamen Daseins zu drängen.

Solche Hoffnungen finden in der sozialen Geschichte unseres Jahrhunderts die tiefste Berechtigung: Das englische Volk, in den vierziger Jahren dicht vor dem Abgrund einer sozialen Revolution, ist durch die weckende und versöhnende Wirksamkeit seiner großen Ethiker — Carlyle, Kingsley, Ruskin, Toynbee — aus einer durch Klassenselbstsucht und Klassenhaß zerrissenen Gesellschaft wieder zu einer Nation geworden, die trotz aller Schwierigkeit ihrer sozialen Aufgaben einer friedlichen Lösung der großen Frage sicher ist. „Die viktorianische Ära steht unter dem Zeichem Carlyles,“ sagt ein englischer Schriftsteller und bezeichnet damit den entscheidenden Einfluß, den die machtvolle, von tiefstem sittlichem Ernst getragene Sprache dieses Mannes in ihrer unwiderstehlichen Aufrüttlung der Gewissen, in ihrer Weckung des Pflichtgefühls der Besitzenden und Gebildeten auf die Geschicke des englischen Volkes ausgeübt hat. Möge seine soziale Wirksamkeit uns als Vorbild leuchten! War er doch einer von den wenigen begnadeten Männern, die sich ganz in die Lage ihrer Mitmenschen hineinversetzen können, und hat er doch unbarmherzig die Sophismen zerstört, mit denen man vom Klassenstandpunkt aus die Lage der Arbeiter zu beschönigen suchte.

Den herrschenden Klassen, die in völliger Unwissenheit über die wahre Lage der grollenden Massen dahinlebten, rief Carlyle mit mahnender und zugleich verheißender Stimme zu: „Wir führen euch an die Küste eines ungeheuren Festlandes und fragen euch, ob ihr es nicht mit euren eigenen Augen sehen wollt, ob ihr nicht durch fremdartige Anzeichen wahrnehmt, wie massig, dunkel, unerforscht, unvermeidlich es da liegt. Ihr müßt es betreten. Zeit und Notwendigkeit haben es hierhin gebracht, wo es keinen anderen Ausweg giebt. Ihr mögt es betreten: wenn der erste Schritt einmal gethan ist, so wird der nächste schon klarer alle und künftigen Schritte möglich sein!“

Und der erste Schritt wurde gethan. Begeisterte Männer und Frauen aus allen Berufen verbanden sich zur Erforschung des „dunklen Kontinents“; man suchte die Arbeiter auf in ihrer Not und in ihrem Zorn, half ihnen in der Organisation ihrer wirtschaftlichen und geistigen Bestrebungen, und so wuchs hier unter der lauten Verleumdung und gehässigen Mißdeutung aller Klassenmenschen allmählich jene ethische öffentliche Meinung empor, die heute in England der Arbeiterbewegung mit hilfreichem Verstehen und mit der versöhnenden Anerkennung völliger Gleichberechtigung gegenübersteht.

„Ja, wenn unsere Sozialdemokraten den englischen Arbeitern glichen, dann würden auch wir anders verfahren“ — so wird oft dieser Entwicklung entgegnet. Möge man doch nicht vergessen, daß die englischen Chartisten vor 50 Jahren ungleich erbitterter und verzweifelter als unsere Sozialdemokraten, ja teilweise bereits in offener Empörung begriffen gewesen sind. Der heutige überwiegende Typus des maßvollen und versöhnlichen Arbeiters ist dem englischen Bürgertum keineswegs vom Himmel gefallen: er ist vielmehr in langen Jahren mühsam verdient worden, durch den redlichen Eifer und die herzliche Hingabe zahlreicher wackerer Männer und Frauen. Jede Gesellschaft hat die Arbeiter, die sie verdient. Die Haltung unserer deutschen Arbeiterschaft, ihre völlige Verzweiflung an einer sittlichen Ermannung der „Bourgeoisie“ ist einfach die tieferklärliche Antwort auf die weitverbreitete soziale Gleichgiltigkeit und Klassenselbstsucht des deutschen Bürgertums!

Beginnen wir, die Gebildeten, mit der sittlichen Umkehr — und man wird uns dereinst sicher die Hand zur Versöhnung reichen.

Die große Bedeutung einer ethischen Aufklärung der Gebildeten und Besitzenden wird von den meisten der heutigen sozialen Reformer völlig verkannt. Gegenüber den dringenden wirtschaftlichen Notwendigkeiten erscheint ihnen eine ethische Bewegung als ein Luxus von Leuten, die den Geist der Zeit nicht verstehen. Sie haben sich jedoch nicht klar gemacht, daß eine Gesinnungsänderung derer, die opfern sollen, die unentbehrliche Voraussetzung neuer Rechtsbildungen ist.

Viele Sozialisten halten eine sittliche Einkehr des Bürgertums überhaupt für unmöglich. Aber glauben sie denn, daß die Ablösung der Jagd um den größten Gewinn durch ein höher geordnetes Ineinanderwirken der wirtschaftlichen Kräfte sich je auf dem erhitzten Boden allgemeinen Mißverstehens vollziehen könne? Es scheint, als müßten die übereifrigen und einseitigen Vertreter äußerer Umgestaltungen in jedem Jahrhundert erst durch bittere Enttäuschungen lernen, daß große Reformen des gesellschaftlichen Lebens nicht bloß Fragen der politischen oder juristischen Technik, sondern vor allem Fragen der „sittlichen Technik“, der Kunst der sozialen Menschenbehandlung sind, der Kunst also, die inneren Kräfte der Menschennatur für das neue Ziel zu gewinnen und zu erziehen, seelische Widerstände mit Schonung und Gerechtigkeit aufzulösen.

„Wir wollen keine Ethik, wir wollen Brot“ — so rief uns einst ein Arbeiterführer entgegen. Aber ist nicht gerade die große ökonomische Frage unseres Jahrhunderts im höchsten Grade eine Frage der ethischen Erneuerung aller menschlichen Beziehungen? Wenn es wahr ist, daß die stetige Erzeugung und die gerechte Verteilung der wirtschaftlichen Güter nicht mehr durch den bloßen Wettkampf der Interessen, sondern nur noch durch Verständigung und brüderliche Organisation geleistet werden kann — ist dann nicht das nächste und bedeutsamste Problem: Wie erziehen wir uns aus selbstsüchtiger Befangenheit wieder zu gemeinsamem Wirken, wie heilen wir die wachsende Gereiztheit und Erbitterung in der Menschenwelt, wie überwinden wir die Taktik des gegenseitigen Zerschmetterns?

Wahrlich, diese große sittliche Frage kann nie ökonomisch gelöst werden. Denn das schonungslose „Sichdurchsetzenwollen“ — die Ursache aller Vergewaltigung und Uneinigkeit in der menschlichen Gesellschaft — es ist nicht erst mit der kapitalistischen Wirtschaftsform in die Welt gekommen und wird nicht verschwinden, wenn man diese beseitigt; es wird die Menschengemeinschaft in tausend neuen Formen verwüsten, solange man noch säumt, den Fortschritt ethischer Willenszucht und ethischer Aufklärung als eine unumgängliche Bedingung alles gesellschaftlichen Fortschrittes anzuerkennen.

(Schluß folgt.)

## Afrikanische und deutsche Sittlichkeit.

Das Disziplinarurteil gegen den Kanzler Leist liegt nunmehr im Wortlaut vor, und die braven, sittenstrengen Zeitungen aller Schattierungen beeilen sich — mit wenigen Ausnahmen — die Milde der Richter gegen den Angeklagten durch ihre Härte wettzumachen. Ja, sogar eine Frau hat es gewagt, öffentlich ihre Meinung auszusprechen, und hat dadurch den „guten Ruf“ ihrer weiblichen Landsleute, die bekanntlich dann die besten sind, wenn man nichts von ihnen hört, ganz gewaltig erschüttert. Und all diese Hüter der deutschen Sittlichkeit meinen ihres Amtes zu walten, indem sie den bösen Kanzler in den Grund der Hölle verdammen.

Seitdem ich das Urteil des Disziplinarhofes gelesen habe, hätte ich nicht übel Lust, ihn zu verteidigen! Wo ein solches Urteil möglich ist, da müssen Männer, wie Herr Leist, keine seltenen Ausnahmen sein, da muß es zahlreiche Beamte geben, die „tüchtig und pflichttreu“ sind, wie er. Es ist sehr bequem,

dadurch sein Gewissen zu beruhigen und Deutschlands „Ehre" zu retten, daß man alle Schuld auf diesen einen Mann wälzt, während doch seine That nichts ist als ein Symptom der schweren Krankheit des ganzen Staatskörpers.

In der Begründung des Disziplinarurteils finden wir über die Dahomesoldaten folgende Auslassung:

„Sie waren ursprünglich Sklaven, die der König Behanzin auf seinen Raubzügen zusammengebracht und der verstorbene Hauptmann Freiherr von Gravenreuth im Herbste 1891 freigekauft hatte, um sie für eine von ihm zu leitende Expedition in das Hinterland von Kamerun zu verwenden. Die in dieser Weise befreiten Sklaven, mehr als dreihundert Männer mit einer Anzahl Weiber, hatten sich in den mit ihnen in Weidah und Klein-Popo abgeschlossenen Verträgen verpflichtet, auf fünf Jahre nach Kamerun zu gehen und dort jedwede Arbeit als Träger, Soldaten, Farmarbeiter u. s. w. gegen freie Beköstigung, Bekleidung und Passage nach Kamerun zu leisten, wobei der gezahlte Loskaufpreis von 320 Mark für einen Mann und von 280 Mark für ein Weib als vorschußweise entrichteter Lohn für diese Zeit angesehen werden sollte. Die Hälfte war mittlerweile an Krankheit und Entkräftung infolge der ausgestandenen Leiden gestorben. Von dem Rest wurden etwa 50 Männer der Kameruner Polizeitruppe einverleibt, wo sie dem mit ihnen abgeschlossenen Vertrage gemäß freie Verpflegung, aber keine Löhnung bezogen, während die übrigen Soldaten der Truppe gegen den üblichen Monatssold von 30 Mark angenommen waren."

Den Deutschen gereicht es zur Ehre, wenn sie ihre christliche Menschenliebe durch die Befreiung der Sklaven bethätigen; aber es wirft doch ein seltsames Licht auf sie, wenn sie unter diesem humanen Aushängeschild ein glänzendes Geschäft machen. Oder ist es etwa nicht ein glänzendes Geschäft, wenn ein Mann seine „Befreiung" dadurch verdienen muß, daß er fünf Jahre für den Loskaufpreis von 320 Mark jede Arbeit zu übernehmen sich verpflichtet, während die übrigen Soldaten in derselben Zeit 1800 Mark Lohn erhalten? Wie gut, daß die Menschenliebe zu Zeiten so rentabel ist!

Aber die zivilisierten, humanen Deutschen sind nicht so hartherzig, ihre befreiten Sklaven nun ganz ohne Geldmittel zu lassen. Sie haben einen ganz vortrefflichen Ausweg gefunden, um das Geschäft nicht zu verderben und ihren lieben schwarzen Brüdern die vorenthaltene Löhnung zu ersetzen.

Im Urteil heißt es darüber:

„Um diese Ungleichheit weniger fühlbar zu machen, wurden diesen Dahomeleuten vom Gouvernement nach Möglichkeit Weiber, in der Mehrzahl ebenfalls losgekaufte Dahomesklavinnen, zugeteilt und auf Kosten der Regierung ernährt, worin für sie insofern ein Vorteil lag, als sie besser verpflegt wurden, die sonst üblichen Ausgaben für Weiber nicht zu machen hatten und vielleicht auch nach den Gepflogenheiten der dortigen Eingeborenen durch entgeltliche Ueberlassung ihrer Frauen an weiberlose Soldaten sich einen geringen Verdienst verschaffen konnten."

Solch eine Urteilsbegründung ohne ein Wort des Tadels geht von denselben Männern aus, die sich jetzt unter Trommelwirbel und Orgelklang zum Kampf für „Sitte, Religion und Ordnung" rüsten! — Im weiteren Verlauf berichten sie mit selben gleichmütigen Ruhe über die „Pfandweiber"; es sind dies Frauen, welche von ihren Eigentümern als Pfand für Schulden den Gläubigern überlassen werden. Die kaiserliche Regierung in Kamerun, welche unsere christliche Kultur unter den „Wilden" einführen will, hat es auch diesem Falle vorgezogen, sich durch die Wilden „vernegern" zu lassen, indem sie solche lebende Pfandobjekte im Regierungsgebäude in Gewahrsam hielt und ihr Vertreter mit ihnen intimen Verkehr pflog. Als Milderungsgrund hebt der Disziplinarhof den Umstand lobend hervor, daß dies stets nur gegen „bare Bezahlung" geschehen sei; als weitere Milderung wird die Thatsache erwähnt, „daß viele Expeditionsbeamte, die im Gouvernementshause logiert hätten, sich dorthin Weiber hätten kommen lassen, und daß die Offiziere der in Klein-Popo einlaufenden Kriegsschiffe, die bei den dortigen Beamten gewohnt haben, von diesen mit Weibern versorgt worden seien."

Während die deutsche Regierung in der Kolonie den Soldaten keine Löhnung giebt, gestattet sie ihnen zum Ersatz, ihre Frauen — die sie geschmackvoll stets nur „Weiber" nennt — zu verhandeln, und unterstützt den Brauch des Landes, die Frauen als Pfandobjekte von einer Hand in die andere wandern zu lassen. Das ist ihre afrikanische Sittlichkeit. Zu gleicher Zeit aber rufen die Vertreter der Regierung in Deutschland alle Mann zu den Waffen, um für die Heiligkeit der Familie einzutreten, und die lex Heintze wird wieder heraufbeschworen, um die Prostitution möglichst vor den Augen der „anständigen" Leute zu verstecken. Das ist deutsche Sittlichkeit. Da es aber nicht verschiedene, sondern dieselben Menschen sind, die zweierlei Moral vertreten, so wäre der Geisteszustand, in dem sie sich befinden, nicht zu erklären, wenn nicht die Gerichtserkenntnisse, die Gesetzesvorlagen, die Urteile der Presse fast jede Woche Zeugnis dafür ablegten, daß die afrikanische Sittlichkeit aus dem Kampfe mit der deutschen als Siegerin hervorgeht.

Verbannt den Kanzler Leist, um die öffentliche Meinung zu beruhigen, bis an das Ende der Welt, verurteilt seine Handlungsweise als die eines Verbrechers — aber bildet Euch nicht ein, Thaten, wie die seinen, damit unterdrückt zu haben. Solange unsere Gesellschaft den kräftigen Nährboden bildet, auf dem solche Pflanzen gedeihen, so lange wird es nichts nützen, daß man sie abmäht.

Ignotus.

## Lebensbilder.

### XVIII.

Von einem Gerber.

Ich bin als Sohn der Eheleute Gerber Philipp M. und Louise geb. U. v. H. am 29. März 1850 geboren. Meine Eltern waren evangelischer Religion, und ich wurde auch in derselben erzogen; jedoch betrieb mein Vater ein Handelsgeschäft vorzugsweise mit Juden, was für mich eine andere Lebensrichtung ergab. Nach Abgang von der Elementarschule kam ich in die hiesige Bürgerschule und besuchte dieselbe bis Quarta. Da ich keine besondere Vorliebe zum Lernen zeigte, wurde ich von der Schule weg in das Geschäft meines Vaters gethan und erlernte das Gerberhandwerk. Nachdem ich so die Jugendjahre bis zu meinem zwanzigsten Lebensjahre ohne Sorgen verbracht hatte, kam die Zeit, wo ich Soldat werden sollte; ich wurde aber wegen Steifheit eines Fingers von dem Militärstande gänzlich befreit. Während der Kriegsjahre 1870/71 vernachlässigte mein Vater infolge Schwermut das Geschäft gänzlich. Er starb am 18. Januar 1872. Die Ehe meines Vaters, der ich entsproß, war seine zweite Ehe; dieselbe war keine glückliche. Nach seinem Tode verliebte ich mich in ein israelitisches Mädchen, und wir beschlossen uns zu heiraten und nach Amerika auszuwandern. Meine Zukünftige war eine Friseurin. Sie schiffte sich nach vielen Schwierigkeiten zuerst nach Amerika ein, während ich nach 14 Tagen folgte. Als ich im New-Yorker Hafen noch an Bord war, erhielt ich schon ein Billet: „Erwarte Dich in Castle-Garden." Meine Zukünftige hatte dort Verwandte, und dieselben verhalfen uns bald zu dem Ehebund. Nach Verlauf eines Jahres kehrten wir beide nach der Heimat zurück, und ich errichtete eine Gastwirtschaft, welche ich aber wegen Mißgunst der Verhältnisse nach einigen Jahren wieder aufgeben mußte. Meine Frau ergriff nunmehr das Handwerk, das sie konnte, Frisieren, und ich verlegte mich auf den Kleinhandel. Inzwischen waren wir mit Kindern beschenkt worden, und es trat an mich die Frage heran, in welche Religion dieselben aufgenommen werden sollten. Ich entschied zu Gunsten meiner

Frau und ließ die Kinder Israeliten werden. Dadurch zog ich mir den Haß von seiten meiner Verwandten vollends zu. Ich trat aus der Landeskirche und besuchte dann und wann die hiesige freireligiöse Gemeinde. Die geistige Bildung blieb noch immer eine beschränkte, und ich glaubte, dem damals herrschenden Nationalliberalismus auch huldigen zu müssen. Nun kam außer Kinderkrankheiten auch noch die Krankheit meiner Frau, sodaß ich dieselbe nach Bonn in die Klinik bringen mußte; dadurch wurden meine Mittel gänzlich erschöpft, und ich mußte Arbeit in einer hiesigen Fabrik nehmen. Bei einem Lohne von täglich 2 Mark und einer Hausmiete von 200 Mark war es mir nicht möglich zu bestehen, und mit Sehnsucht erwartete ich die Rückkehr meiner Frau. Als dieselbe wieder gesund war, begann der Kampf ums Dasein von neuem. Ich verließ wieder die Fabrik, meine Frau frisierte, und ich nahm eine Stelle als Wächter an der Eisenbahn an. Ich habe bei einem täglichen Nachtdienst 2,20 Mark. So sind wir denn in der Lage, bei fünf Kindern das Leben eben zu fristen.

## Vermischtes.

Über die Stellung der Geistlichen zur sozialen Frage wird, wie die „Vossische Zeitung" bemerkt, in den theologischen Kreisen sehr lebhaft gestritten. Am 31. Oktober hielt der durch seine Unerschrockenheit und Tüchtigkeit hervorragende Abt Uhlhorn in der Generalversammlung des evangelischen Vereins in Hannover einen Vortrag über die Stellung der evangelisch-lutherischen Kirche zur sozialen Frage, in dem er etwa folgende Leitsätze begründete:

1. Die gegenwärtige Wirtschaftsordnung macht es vielen Gliedern unseres Volkes sehr schwer, das zu werden, was sie werden sollen: christliche Persönlichkeiten 2. Deshalb ist das Streben nach einer höheren Stufe des wirtschaftlichen Lebens ein berechtigtes, und jeder ist als Christ und als Glied des Volkes verpflichtet, daran mitzuarbeiten, daß diese höhere Stufe erreicht werde 3. Es ist ein verhängnisvoller Irrtum, die Ursache der vorhandenen Not nur an einem Punkte zu suchen und zu meinen, die Not durch ein einziges Mittel heilen zu können. Es handelt sich um eine höhere Ordnung des wirtschaftlichen Lebens überhaupt. 4. Es ist ein noch verhängnisvollerer Irrtum, zu meinen, diese neue Ordnung könne plötzlich ins Leben gerufen werden. 5. Das kirchliche Interesse an der richtigen Lösung dieser Frage ist darin begründet, daß das wirtschaftliche Leben eines Volkes eng mit dem religiös-sittlichen zusammenhängt 6. Die Kirche hat auf Arbeitgeber und Arbeiter dahin einzuwirken, daß ihr Verhältnis zu einander, das gegenwärtig nur zu oft ein gegenseitiges Ausnützen zu selbstsüchtigen Zwecken ist, zu dem sittlichen Verhältnis des sich gegenseitigen Dienens sich gestalte. 7. Den Arbeitgebern hat die Kirche zu bezeugen, daß es Sünde ist, seinen Nächsten zu selbstsüchtigen Zwecken auszubeuten, sie hat die Profitwut und den Mammonismus zu strafen und die besitzenden Klassen daran zu erinnern, daß jeder Besitz anvertrautes Gut ist, dem die Pflicht anhaftet, es zum gemeinen Besten zu verwenden. 8. Den Arbeitern hat sie bei allem herzlichen Mitgefühl und bei Anerkennung der Berechtigung ihres Strebens, ihre Lage zu verbessern, zu bezeugen, daß die Besserung nicht durch einen Umsturz aller Verhältnisse, sondern auf dem Wege der allmählichen Reformen zu suchen ist. 9. Die Kirche hat durch Übung christlicher Barmherzigkeit dem gedrückten Teile des Volkes die Lage zu erleichtern 10. Die Aufgabe der Kirche ist sodann eine vorbereitende. Sie hat das ganze Volk für die zu erstrebende höhere Stufe des wirtschaftlichen Lebens zu erziehen. Eine höhere Stufe des wirtschaftlichen Lebens setzt eine höhere Stufe des sittlichen Lebens voraus. Ohne dieses ist jenes nicht zu erreichen.

Diese Sätze fanden im allgemeinen Zustimmung, jedoch machten sich auch einige Widersprüche geltend. Es wurde beschlossen, Anregung zur Wirkung im Sinne der Leitsätze zu geben.

## Bücherbesprechungen.

**M. von Egidy**, Leitworte. Zu beziehen von der Geschäftsstelle „Der Pionier", Berlin SW., Königgrätzerstr. 70. Herbst 1894. (13 Seiten. Preis 10 Pf., 10 Stück 50 Pf., 100 Stück 4 M., 1000 Stück 30 M.)

In vorliegendem Heftchen hat Herr von Egidy die Grundgedanken seiner Lebensanschauung in knappster Form ausgesprochen. Wir wünschen dieser Schrift des edlen Mannes die weiteste Verbreitung und führen als Probe einige Stellen aus ihr an:

„Es handelt sich um die endliche und endgültige innere Befreiung unseres Volkes von materieller Bedrückung und von geistiger Bevormundung. Es handelt sich um die Anbahnung befriedigender Zustände. — Erfordernis für befriedigende Zustände: 1) Sicherstellung eines menschenwürdigen Daseins für Jeden im Volke. Menschenwürdig ist ein Zustand, den wir, wenn wir ihn selbst zu führen hätten, menschenwürdig nennen würden Das menschenwürdige Dasein ist die unabweisbare Voraussetzung für eine Menschen entsprechende Lebensführung 2) Unabhängigkeit und Selbständigkeit des Individuums; daneben ein uneingeschränktes Zusammengehörigkeitsbewußtsein der Volkszugehörigen unter sich, und der Völker untereinander".

„Die übernommenen Lehren vergangener Zeiten haben für den Einzelnen nur insoweit Gültigkeit, als seine eigene Erkenntnis sie gelten läßt An die Stelle des Glaubens tritt das Streben nach Erkenntnis".

„Die Schule eine Pflanzstätte alles Edlen und Guten . . . Die Lehrer werden den — ihrem Innenwerte nach — obersten Schichten des Volkes entnommen. Gleiches Recht aller Kinder auf Entwickelung ihrer körperlichen und geistigen Fähigkeiten Eine (nach Maßgabe fortschreitender Möglichkeit) gleiche grundlegende Schulbildung ohne jeden Unterschied der Lebensstellung oder des Vermögens der Eltern; Knaben und Mädchen zusammen. Daran anschließend, erst im vorgerückteren Alter, Berufs- und Fachschulen".

„Die Festsetzung eines Normal-Arbeitstages genügt nicht; es handelt sich um die Sicherstellung eines Mindesteinkommens für Jedermann, ohne unverhältnismäßige Inanspruchnahme seiner Kraft . . . Weise Einrichtungen, die dem Arbeitsucher unter allen Umständen lohnende Verwendung (unter würdigen Bedingungen) in den Arbeitsstätten der Gesamtheit bieten . . . Weder Staats-Sozialismus noch Partei-Sozialismus; allenthalben freie Vereinbarung unter erzogenen und gleichstehenden Volksgenossen Festsetzungen (Gesetze) nur insoweit, als eine Uebergangszeit sie unbedingt fordert. Keine Gesindeordnung oder dem Ähnliches; keinerlei Einrichtung, die den bisherigen Begriff von Klassenwesen und Herrschen in irgend einer Form aufrecht erhält Wir dienen Alle, aber Keiner herrscht".

In vorliegender Publikation äußert der Verfasser sich auch über die Frauenfrage. Er sagt: „Die Erde gehört dem Menschen, nicht dem Manne. Unbedingter gleicher Anspruch auf geistige Ausbildung für Mann und Frau Vollkommene Selbständigkeit der Frau. Frühzeitige Familiengründung; die Familie bildet die Einheit im Volksleben und im Wirtschaftssystem. Der Mann der pflichtmäßige Arbeiter, Ernährer, Sorger, Schaffer und Vertreter des öffentlichen Lebens; die Frau „die Gehilfin" des Mannes Die nicht verheiratete Frau im Erwerb nicht gehindert". Ein Vorkämpfer der Bürgerrechte der Frau ist Herr von Egidy also nicht. G. v. Gizycki.

**Wilhelm Kuhnle**, Vier Jahre unschuldig in württembergischen Irrenanstalten Geheime Vehme und moderne Bastille Stuttgart, Robert Lutz, 1894. 80 S. 8°. Preis 60 Pf.

Die Broschüre Kuhnles gehört einer neuerdings häufiger vertretenen Litteratur-Gattung an, in der frühere Anstalts-Pfleglinge sich über ihre widerrechtliche Internierung in Irrenanstalten beschweren. Es ist sehr schwer, sich lediglich aus dem Inhalte der Broschüre ein hinlänglich begründetes Urteil darüber zu bilden, ob Kuhnle nur ein durch vielfach erlittenes Unrecht und eigene Leidenschaftlichkeit in chronische Erbitterung und Verbitterung geratener gesunder Mensch oder ein an Verfolgungsideen leidender Geisteskranker ist. Das Urteil hierüber ist auch für den Fachmann dadurch erschwert, daß die Broschüre nicht K.'s eigene Ausführungen giebt, sondern eine Bearbeitung derselben durch den Verleger, dessen Neigung zur Herausgabe sensationeller Broschüren bekannt ist.

Soweit der vorliegende Stoff eine gewisse Orientierung gestattet, möchte ich mit aller Reserve die Vermutung aussprechen, daß der Fall Kuhnle dem Grenzgebiete zwischen Affekt und Geistesstörung angehört, das außerordentlich weit ist, eine große Bedeutung für Civilrecht, Strafvollzug und Armenpflege besitzt, dessen Existenz aber die heutige Gesetzgebung und Verwaltungspraxis ignoriert.

Die Leidensgeschichte K.'s beginnt 1879 mit einer Prügelei, in die er sich hineingemischt hat und in deren Verlauf er arretiert und schwer verletzt in Polizeiarrest gebracht wird. Damit ist eine Feindschaft K.'s mit dem Schultheißen seines Dorfes verknüpft, die zunächst eine erste Bestrafung K.'s wegen „Widerstands gegen die Staatsgewalt" herbeiführt. Es knüpft sich daran eine mehrjährige Feindschaft zwischen K. und dem Schultheiß, die zu vielfachen gegenseitigen Denunziationen führt Schließlich beginnt — ziemlich spät — 1885 die zuständige Strafkammer an der Zurechnungsfähigkeit K.'s zu zweifeln; trotzdem konnte K. seine Beschuldigungen gegen den Schultheißen noch bis Anfang 1888 fortsetzen. Die Darstellung, die K. über den Ausgang seiner wiederholten Beschuldigungen gegen den Schultheißen giebt (S. 13—15), ist verworren; so ist es nicht möglich, herauszubekommen, welches Verfahren dasjenige war, dessen Wiederaufnahme K. durchsetzen wollte (S. 15, Zeile 1 ff. v. o.), ferner sind die Ausführungen (auf Seite 16, Zeile 9—23 v. o.) über ein gegen K.'s Bruder eingeleitetes Strafverfahren derartig unklar und zusammenhanglos, daß ihr Sinn nur ungefähr zu vermuten ist. Soviel läßt sich den Ausführungen entnehmen, daß K., nach Erschöpfung aller Rechtsmittel, durch Eingabe bei den höheren Verwaltungsbehörden und in Audienzen bei den Ministern der Justiz und des Innern in Stuttgart eine Bestrafung seines Feindes herbeizuführen suchte. Inwieweit ihm in den

verschiedenen Strafprozessen Unrecht geschehen und inwieweit sein beamteter Gegner begünstigt worden ist, läßt sich aus dem vorliegenden Materiale nicht beurteilen. Soviel steht fest, daß K. sich bei dem gerichtlichen Austrage seiner Angelegenheiten nicht beruhigte, sondern nun mit derselben Ausdauer die höheren Verwaltungsbehörden schriftlich und mündlich zu belästigen anfing, mit der er früher die Gerichte beschäftigt hatte, d. h. daß er „querulierte“.

Es ist nur dem gründlich geschulten Irrenarzte und auch diesem nur auf Grund persönlicher Exploration möglich, zu sagen, ob ein derartiger unglücklicher „Querulant“ geisteskrank ist oder nicht. Soviel ist ja klar, daß ein Querulant, der Leben und Vermögen in einem Rattenkönige von Prozessen vergeudet hat, sich nicht ohne weiteres beruhigen wird, wenn sein Schicksal ihn in die Irrenanstalt führt. Er wird nun nicht mehr allein gegen die Willkür der Behörden und die Parteilichkeit der Gerichte, sondern auch gegen die Böswilligkeit oder die Unwissenheit der Irrenärzte sich ergehen.

Es wird gewiß immer Fälle geben, in denen subalterne Verwaltungsbeamte harmlose Bürger maßregeln, nachlässige oder schlecht informierte Richter unschuldige Angeklagte verurteilen und unwissende oder leichtfertige Ärzte falsche Diagnosen stellen. Es ist nicht abzusehen, wie das jemals ganz vermieden werden soll, außer in einer anarchistischen Gesellschaft.

Aber es ist doch zu wünschen, daß die Kautelen gegen solche Gefahren besser ausgestaltet werden, daß die unteren Verwaltungsorgane weniger selbstherrlich walten, als sie es thatsächlich heute im allgemeinen thun, daß unsere Gerichte den in Konflikte mit Bürgern geratenen Beamten nicht von vornherein mehr Glauben schenken, als jenen, und daß dem als Sachverständigen fungierenden Arzt die Unabhängigkeit seines Urteils von dem Inhalte ihm zugewiesener Akten und den Wünschen der Verwaltungsorgane gewahrt bleibt.

Fälle wie der K.'s haben, wie man sie auch auffassen möge, immerhin das Gute, daß sie auf reformbedürftige öffentliche Zustände hindeuten. Speziell die praktische Psychiatrie wird in ihren Bestrebungen, den heutigen Irrenanstalten ihren gefängnisartigen Charakter zu nehmen, die heilbaren Kranken aus der Mitte der unter dem alten Gefängnissystem verkommenen Blödsinnigen zu entfernen, die Ernährung und ärztliche Behandlung der Kranken nach den Anforderungen der Hygiene und Humanität zu gestalten, den Detentionszweck der Anstalten hinter die eigentlich medicinischen Aufgaben zurücktreten zu lassen, und die Gründung eigener Asyle für gemeingefährliche Verbrecher einerseits, für die Grenzgebiete der Psychopathologie andrerseits durchzusetzen — diese Bestrebungen der heutigen Psychiatrie können nur gewinnen, wenn die Schäden des heutigen Systems oft und energisch aufgedeckt werden. Der bedauernswerte K., ob er nun ein zum Querulieren neigendes Opfer der Justiz oder ein an Querulantenwahn leidender Verrückter ist, würde in einer nach modernen Grundsätzen organisierten Heilanstalt nicht das quälende Gefühl der Freiheitsberaubung gehabt haben, das aus seiner Broschüre spricht, und das ja viele Insassen alter, düsterer Klöster und Kasernen haben, in denen auch heute noch tausende von Geisteskranken unter unzureichender Krankenpflege und unzulänglicher ärztlicher Behandlung zusammengepfercht werden.

Solche Reformen werden aber ausbleiben, so lange nicht die öffentliche Meinung auf eine Reform des Irrenwesens drängt, das in seiner heutigen Form, als ein von den Verwaltungsbehörden als lästig empfundenes Anhängsel der geschlossenen Armenpflege, welches man mit einem Minimum von Mitteln, Aerzten und Beamten kümmerlich abfindet, — das in dieser Form nicht die Garantieen einer zugleich wissenschaftlichen und humanen Behandlung der Kranken bieten kann.

Ein Nachtrag zu K.'s Broschüre bringt den Aufruf der Kreuzzeitung zur Reform des Irrenwesens vom 9 Juli 1892. Dazu ist zu bemerken, daß die Unterzeichner dieses Aufrufs denselben Kreisen angehören und zum großen Teil denselben Familien desselben Landadels, der in den Provinzial-Landtagen und der provinziellen Selbstverwaltung Preußens absolut vorwiegt. Gerade diese Elemente haben es zu verantworten, wenn in manchen Provinzen Preußens das Irrenwesen nicht den Anforderungen der Hygiene und Humanität entspricht und wenn die leitenden Ärzte der Irrenanstalten, in deren Händen das Schicksal der Kranken liegt, oft nach ganz anderen Gesichtspunkten als denen fachmännischer Durchbildung und Tüchtigkeit gewählt werden. Solange die Organisation des Irrenwesens eins der Privilegien der Agrarier ist, werden alle Wünsche nach Reform ungehört verhallen.

Brieg. H. Kurella.

## Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

### Abteilung Breslau.

In Nummer 27 dieses Blattes wurde s. Z. berichtet, daß der aus Anlaß einiger nicht polizeilich angemeldeter Versammlungen gegen vier Mitglieder der hiesigen Abteilung, nämlich die Herren Dr. Peiser, Dr. Sachs, Rechtsanwalt Remer und Rechtsanwalt Marcuse, anhängig gemachte Prozeß mit einer Freisprechung endete. Ergänzend sei zu jener Mitteilung bemerkt, daß am 19. Oktober er dieselbe Sache abermals zur Verhandlung stand, diesmal vor der Strafkammer, da die Amtsanwaltschaft gegen jenes freisprechende Erkenntnis Berufung eingelegt hatte. Dieselbe wurde jedoch verworfen und zwar mit folgender Begründung: Die von Dr. Sachs und Rechtsanwalt Remer gehaltenen Vorträge sind allerdings als Behandlung öffentlicher Angelegenheiten anzusehen, aber nach § 1 des Vereinsgesetzes ist es Voraussetzung der Strafbarkeit, daß öffentliche Angelegenheiten nicht nur behandelt, sondern auch erörtert und unter Mitwirkung der Teilnehmer beraten werden. Im vorliegenden Falle haben die beiden genannten Redner lediglich belehrende Vorträge gehalten, und dadurch haben sie sich im Sinne des angezogenen Gesetzes nicht strafbar gemacht. Da nun in den beiden Versammlungen strafbare Handlungen nicht begangen worden sind, so kann auch weder den Dr. Peiser, der als Unternehmer anzusehen ist, noch den Rechtsanwalt Marcuse, den das Gericht nicht als einen in jener Versammlung auftretenden Redner, sondern als Leiter der Versammlung erachtet, ein Vorwurf treffen. Dadurch rechtfertigt sich die Freisprechung aller Angeklagten.

Als Gast der hiesigen Abteilung hielt Herr G. Maier aus Konstanz am 18. und 19. Oktober hierorts zwei Vorträge. Der erste Vortrag, „Die Ethik der Familie mit besonderer Berücksichtigung der Erziehung“, gipfelte in dem Satze, daß diejenige Kultur die höchste sei, welche die weiteste vernünftige Unterordnung des einzelnen Individuums unter die Gesamtheit fordert. Um dieses Gefühl der Unterordnung hervorzurufen, müsse das Kind schon von frühester Jugend an zum Gehorsam erzogen werden. Der Redner legte sodann dar, wie sehr heutzutage namentlich in den höheren Ständen die edelsten Gefühle des Menschenherzens, Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit, Selbstverantwortlichkeit 2c., leider nur zu oft in der Kindesseele unterdrückt würden. Indem der Vortragende die Fehler anführte, welche bei der Berufswahl seitens der Eltern gewöhnlich begangen werden, zitierte er den Ausspruch des Professors von Holtzendorff, daß das höchste Ideal in Deutschland die Beamtenlaufbahn im Staatsdienste, in England der freie Stand des Kaufmanns sei. Naturgemäß sei daher die Erziehung in den beiden Ländern durchaus verschieden: in Deutschland sehe man vor allem auf die Ausbildung des Wissens, weniger auf die Entwickelung des Willens, da ein Staatsbeamter zwar viel wissen müsse, aber wenig freien Willen haben darf; in England dagegen sei gerade das Umgekehrte der Fall. Aber nicht nur durch unser eigenes Beispiel, so führte der Redner weiter aus, sondern auch durch historische Beispiele müssen wir erzieherisch auf unsere Kinder zu wirken suchen. Mit einem Hinweise auf die erhebende und zugleich Demut hervorbringende Wirkung, welche durch die Betrachtung der gewaltigen Natur, durch die Vorführung der Unendlichkeit in der Kindesseele hervorgerufen wird, schloß der Redner seinen Vortrag.

Am folgenden Tage sprach Herr G. Maier über „Sozial-Ethik“. Seine Ausführungen im ersten Teile der Rede basierten auf folgenden Sätzen: 1. Individualismus und Sozialismus, d. h. die Rechte des Einzelnen und seine Pflichten gegen die Gesamtheit, haben von jeher im Kampfe mit einander gelegen und werden nie völlig vereinbar sein. 2. Nicht die Höhe der Kultur bestimmt die Dauer derselben, sondern das Gleichgewicht zwischen der individualistischen und sozialen Kultur. Vergl. die untergegangenen hohen Kulturen des Altertums 2c. und die seit Menschengedenken bestehende weit niedrigere Chinas. 3. Unsere heutige soziale Bewegung ist keine eigentliche Klassenbewegung, es ist der Kampf des zukünftigen Rechtes und des gegenwärtig bestehenden, als solches erkannten Unrechtes. Der Vortragende erörterte sodann Wesen und Aufgaben der „Sozial-Ethik“, die es sich weniger zur Pflicht mache, die Vergangenheit zu untersuchen, als vielmehr die Gegenwart kritisch zu prüfen. Im weiteren wendet sich Redner vor allem gegen Spielhöllen, Lotterien, die vom ethischen Gesichtspunkte durchaus zu verwerfen sind; er bekämpft den herrschenden Luxus und richtet heftige Angriffe gegen die bestehende Arbeitslosigkeit, die in einer wahrhaft ethisch denkenden Gesellschaft zu den Unmöglichkeiten gehörte. Nachdem er in längerem Vortrage dargelegt, wie heutzutage alles auf eine Vergesellschaftung, auf Sozialisierung, hindrängt, rief er am Schlusse seiner Rede alle edeldenkenden Menschen zu gemeinschaftlicher Arbeit auf, um vor allem eine alle Gebiete umfassende und womöglich internationale Statistik zu schaffen, auf Grund deren man die Gesetze, auf denen sich unsere Gesellschaft aufbaut, erkennen, und nach denen man dieselbe reformieren könnte. — Die Vorträge wurden von dem äußerst zahlreichen Auditorium mit reichem Beifall aufgenommen.

## Briefkasten.

Herr **Ernst Walter** ersucht uns, in diesem Blatte eine Liste der Namen aller menschlichen Triebe zu bringen; er meint, daß ihm dies bei seiner Selbsterziehung und der Erziehung seiner Kinder förderlich sein könnte. Es erscheint uns aber nützlicher, statt die Aufstellung einer solchen Liste zu versuchen, einige gute Werke, welche die Triebe und Gemütsbewegungen behandeln, zu empfehlen: Aristoteles' Rhetorik, die ersten 11 Kapitel des 2. Buches. Spinoza's Ethik, 3., 4. und 5. Teil. Hume's Abhandlung über die menschliche Natur, 2. Buch (Von den Leidenschaften). Bentham, Tafel der Triebfedern des Handelns (unseres Wissens nur englisch erschienen). Bain, Die Gemütsbewegungen und der Wille (englisch erschienen, ins Französische übersetzt). Auch in Döring's „Philosophischer Güterlehre“ (Berlin 1888), sowie in G. H. Schneider's Buch „Der menschliche Wille“ (Berlin 1882) finden sich wertvolle Untersuchungen, obwohl letzteres Werk die Erwartungen, welche des Autors frühere Arbeit „Der tierische Wille“ (Leipzig 1880) erregt hatte, nicht ganz erfüllt hat.

# Anzeigen.



Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24. für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint
jeden Sonnabend.
Preis viertelj. 1,60 M.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Postanstalten.
Post-Zeitungsliste
Nr. 2092.

# Ethische Kultur

Inserate:
Die viergespaltene
Petitzeile 40 Pf.
Annahme in allen
Annoncenbureaux
und in der
Expedition SW.,
Zimmerstraße 94.

## Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Herausgegeben von
**Dr. Georg von Gizycki,**
Professor der Ethik an der Universität zu Berlin.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

| II. Jahrgang. | Berlin, den 24. November 1894. | Nr. 47. |
|---|---|---|





### Ethische Aufgaben in der sozialen Bewegung.

Von Dr. Friedr. Wilhelm Foerster in Freiburg i. B.

(Schluß.)

Gewiß ist die Umgestaltung der wirtschaftlichen Einrichtungen die Lebensfrage unserer Kultur; aber niemals können äußere Einrichtungen uns das bringen, was nur die Frucht ernster innerer Arbeit ist. Denn durch welches Zaubermittel sollen neue Gesetze einen ethischen Fortschritt hervorbringen, wenn in den gesetzgebenden Körperschaften nur ein Wechsel der Klasse, nicht aber eine Veredlung der Gesinnung zum Durchbruch kommt?

Wer diese Frage bis zu Ende durchdenkt, der wird auch unerschütterlich fest in der Überzeugung werden, daß die unendlich schwere und verwickelte Aufgabe der gesellschaftlichen Organisation der wirtschaftlichen Arbeit niemals durch Gewaltanwendung gelöst werden kann. Aus Blut und Eisen ist noch keine dauernde Ordnung sozialen Zusammenwirkens, sondern stets nur die Verwilderung aller gemeinschaftsbildenden Kräfte hervorgegangen. Das Wesen des menschlichen Fortschritts besteht in der wachsenden Bändigung alles Willkürlichen: Jede Gewaltvollstreckung aber erweckt ein ganzes Heer blinder und unberechenbarer Kräfte in der Menschennatur. Wer diese Geister ruft, der wird sie nicht wieder los.

Es ist eine unserer höchsten Aufgaben, solche Überlegungen mit unbeugsamer Konsequenz des Gedankens in die Taktik der sozialen Bewegung hineinzutragen. Wie groß ist dort vielfach noch die moralische Kurzsichtigkeit! Sind nicht z. B. selbst die Organe derjenigen Partei, welche die heutige Kultur in eine geläuterte Gemeinschaftsbildung hinüberführen will, zugleich — wetteifernd mit dem Ton der sogenannten staatserhaltenden Presse — Organe für maßlose und plumpe Menschenbehandlung, statt ihren mächtigen Einfluß konsequent der Zurückdrängung der brutalen Instinkte und der Ausbreitung ethischer Urteilsbildungen zu weihen? Wie kann man denn wirksam für das Recht auf den vollen Arbeitsertrag werben, wenn man zugleich durch gewissenlose Beurteilung der Motive und ungerechte Schilderung der Leistungen des Gegners zeigt, daß man den Standpunkt des Klassenrechtes innerlich noch nicht überwunden hat? Oder gehört etwa die richtige Bewertung der Motive und die soziale Würdigung der Lebensarbeit eines Menschen nicht auch zu seinem wohlverdienten Arbeitsertrag? Wie kann ich eine Gerechtigkeit fordern, die ich selbst nicht gewähre? In Wahrheit: der feste Boden, auf dem allein sich jenes Recht zur Wirklichkeit gestalten kann, ist nur durch eine mächtige und allgemeine Aufwärtsbewegung des Gerechtigkeitssinnes zu schaffen!

Selbst gewissenhafte Vorkämpfer der gesellschaftlichen Erneuerung zeigen vielfach nur geringes Verständnis für die große und verhängnisvolle Bedeutung, welche der heute noch übliche Ton der sozialen Propaganda für die sittliche Wiedergeburt der Kulturwelt hat. Immer noch weist man darauf hin, daß alle großen Reformatoren der Menschheit gegenüber den Gebrechen ihrer Zeit auf jede Mäßigung verzichtet und ihrem Ideal mit kräftig niederstampfenden Worten Gehör verschafft haben. Aber ebenso wenig, wie wir noch daran glauben wollen, daß es immer Arm und Reich geben werde, bloß weil sich der Gang der Kultur bis heute in diesen brutalen Gegensätzen abgespielt hat — ganz ebensowenig dürfen wir mit Berufung auf die bisherigen Pädagogen des Menschengeschlechtes den Glauben festhalten, als könne deren gewaltthätige Sprache auch künftighin eine wirksame und vorbildliche Methode in der Erziehung zurückgebliebener Mitglieder der menschlichen Gemeinschaft sein.

Machen wir uns klar, daß es keineswegs eine nebensächliche und kleinliche Frage ethischer Kultur ist, ob der Vorkämpfer großer sittlicher und sozialer Ideale in der Aussprache seiner Forderungen und in der Beurteilung der Anhänger der Vergangenheit die feinere Unterscheidung zwischen wirklicher Schuld und äußerer Bedingtheit, zwischen Irrtum und Verbrechen außer Acht setzt. Man behandelt diese Frage leider oft noch geringschätzig als eine bloße Frage der Form, während sie doch in Wahrheit eine Frage des inneren Gehaltes ist: denn in der ungerechten und blinden Verurteilung des Gegners, in der übertriebenen Ausmalung seiner sittlichen Verdorbenheit steckt der Geist ganz derselben Brutalität und Unwahrhaftigkeit, die man zu bekämpfen unternimmt.

Überblicken wir von diesem Gesichtspunkte aus das Auf und Nieder der gesellschaftlichen Entwicklung, so werden wir die verhängnisvolle Wirkung alles leidenschaftlichen Dreinschlagens der großen Reformatoren in neuem Lichte sehen und wir werden ihre schwachen Augenblicke als einen Tribut an eine barbarische Umgebung, nicht aber als ein Vorbild für unsere Arbeit an einer planvolleren Einwirkung auf die Menschennatur betrachten.

Aber selbst dann, wenn die großen Reformatoren alle Verirrungen ihrer Sprache in der gewaltigen und reinigenden Wirkung ihrer Wahrheiten verschwinden lassen könnten, so gebührt uns doch die Frage: Sind wir denn alle große Reformatoren und vermögen auch wir die grobe Form mit dem reinen Feuer des sittlichen Genius zu durchleuchten?

Doch ich glaube, daß in den eisernen Verkettungen der Weltgeschichte die Wirkung einer unreinen und gewaltthätigen Sprache niemals durch die Idealität der Gedanken zum Guten gewendet werden kann. Wer kann sagen, welchen starken Anteil gewisse erbarmungslose Verdammungen im Evangelium an den unmenschlichen Verirrungen und Grausamkeiten der christlichen Menschheitsbewegung haben? Und liegt nicht gerade in der Verbindung idealer Verkündigungen und Forderungen mit kleinen Gewissenlosigkeiten der Sprache der gefährlichste Übergang zu jener Verwilderung der Gewissen, die in dem Bekenntnis zu Tage tritt, daß der Zweck die Mittel heilige?

Untreue im Kleinen — denn nichts anderes ist die maßlose Form — das ist in der That der Krankheitskeim, der in allen ethischen Bewegungen der Vergangenheit gelegen hat, der sie unfähig machte, den Kampf gegen die Untreue im Großen nachhaltig zu führen, und der die Hauptursache der Langsamkeit des menschlichen Fortschritts ist.

Gewiß wollen wir nicht mit den Maßstäben der Gegenwart über die Vergangenheit zu Gericht sitzen. Aber wir müssen dem Zusammenhang von Ursache und Wirkung offen ins Gesicht sehen, wenn anders wir diese Zusammenhänge unserer Vorausbestimmung und damit unserer Beeinflussung unterwerfen wollen.

Ein großer sozialer Reformator der neueren Zeit hat bereits aus diesen Zusammenhängen gelernt. Es ist Thomas Carlyle — der große soziale Genius, dessen Mahnungen das englische Volk vom Abgrund der Revolution zurückgerissen haben, der geredet hat nicht in wildem Zorne, sondern in heiligem Schmerze, und dessen dauernder Erfolg die Weisheit seines Vorgehens bewiesen hat. Und dieses Geheimnis seines sozialen Wirkens verkündet er uns in seiner Geschichte der französischen Revolution mit folgenden Worten: „Wo du eine Lüge findest, die dich bedrückt, da vernichte sie. Lügen sind eigentlich nur dazu da, um vernichtet zu werden, sie harren sehnlichst der Vernichtung. Nur bedenke wohl, in welchem Geiste du es thun willst, nicht mit Haß, mit vorschneller eigennütziger Gewalt, sondern mit Lauterkeit des Herzens, mit heiligem Eifer, voll Sanftmut, beinahe mit Erbarmen! Denn du willst doch die vernichtete Lüge nicht durch eine neue Lüge ersetzen; — und eine neue Ungerechtigkeit von dir würde auch eine neue Lüge sein, die Mutter von noch anderen Lügen! In solchem Falle wäre ja das Ende der Sache noch schlimmer als der Anfang!"

Der Kern der ganzen Frage kann garnicht schärfer getroffen werden: Übermut und Vergewaltigung werden durch schonungslose Gegenwirkung nicht zurückgedrängt, sondern als Verkehrsformen anerkannt und befestigt; höhere soziale Entwicklungen wird nur der befördern, der endlich die Kette der Feindseligkeiten schließt, sich zu großmütiger und maßvoller Behandlung der menschlichen Dinge ermannt und so selbst ein Träger der neuen Mächte wird, mit denen er die Menschenwelt durchdringen will. Die zügellosen und ohne gewissenhafte Unterscheidung gefällten Verdammungen und Herabsetzungen, in welchen sich alte und neue Reformer gegenüber den Anhängern vergangener Lebensformen gehen lassen, sie sind in der That nichts anderes als neue Gewaltthätigkeiten, neue Lügen, neue Erkrankungen, nicht aber Ausgangspunkte moralischer und sozialer Genesung.

---

Man beurteilt die Dinge oft irrtümlich von seinem Standpunkte statt von dem des Anderen. So kommt es, daß in einem russischen Kochbuch die Behauptung steht: „Der Hecht liebt es, in Butter gebraten zu werden." Hugo Rheinhold.

---

Was man von Herzen gern thun möchte, das sieht man leicht als seine Pflicht an. Hugo Rheinhold.

---

## Die sittliche Bestimmung der Frau.

Fünfter Artikel.

Von Mrs. A. C. Lindsay und Miß Frances Power Cobbe.

**Mrs. A. C. Lindsay** in Bedland bei Bristol:*)

„Wenn wir tief genug gehen, so erweist sich die sittliche Bestimmung der Frau als identisch mit der sittlichen Bestimmung des ganzen Menschengeschlechts: sie wird in den Worten Christi, des größten Reformers, zusammengefaßt, welcher sagte, daß er „gekommen sei, den Willen Dessen zu thun, der ihn gesandt hat."

Nur indem wir alle oberflächlichen Lehren fortwerfen und dem einen festen Ziele nachleben, unser Leben in Harmonie zu bringen mit der Quelle alles Seins, kann von uns irgend eine Bestimmung erfüllt werden.

Damit zu beginnen, ist schwer, aber nicht so schwer, als in irgend einer anderen Weise die innere Stimme, welche den Fortschritt verlangt, zu beruhigen. Die Gewohnheit hat Ketten geschmiedet, welche nicht leicht zu brechen sind, und diese Ketten sitzen denen, welche die Freiheit nie gekannt haben und daher nicht an ihnen zerren, so bequem, daß die Mehrzahl mehr geneigt ist, die Dinge so zu lassen; aber Andere sind aus ihrer Lethargie erwacht, um zu finden, daß das konventionelle Leben ein solches ist, welches aller Aussicht auf Entwicklung der in ihnen liegenden Kräfte ein Ende macht.

Einige Frauen wissen (und ihr Wissen kann dadurch nicht aufgehoben werden, daß selbst der weit größere Teil es noch nicht weiß), daß selbst die oft erniedrigten Gattungsfunktionen in göttliche Harmonie gebracht werden können und müssen, und daß nur dann, wenn dies der Fall ist, die Frau ihre höchste Bestimmung, so weit ihre physische Natur in Betracht kommt, ohne Erniedrigung erfüllen kann.

Daß eine Frau ihre sittliche Bestimmung erreichen kann, wenn sie an einen Mann gebunden ist, der das Ziel nicht einmal sieht oder nicht an sein Vorhandensein glaubt, ist unmöglich, wenigstens für die wenigen Jahre dieses Lebens; das so gebundene Wesen ist zu schwer gehemmt und kann nur das Beste hoffen von der künftigen Welt, indem es dieses Leben geduldig erträgt, — womit ich nicht sagen will, daß es gegen seine Überzeugungen sündigen, sondern daß es das unvermeidliche Unglück ertragen soll, welches aus ihrer Behauptung und Durchführung hervorgeht.

Eine wichtige Lektion lernt man aus der Erwägung, daß es den Frauen gestattet sein muß, sich Müttern und älteren Geschlechtsgenossinnen gegenüber auszusprechen, sodaß sie eine klare Vorstellung von dem erwerben, was sie erstreben.

Die Grausamkeit, die Mädchen in völliger Unkenntnis von dem, was man von ihnen erwartet, zu lassen, bis es zu spät ist, sich zurückzuziehen, kann nicht genug getadelt werden; sie würde nur dann verzeihlich sein, wenn man sich ebenso viel Mühe gäbe, die Männer ihrer Aufgaben würdig zu machen.

Die Ehe, wie sie gegenwärtig ist, ist ein Vertrag, und daß ein Vertrag geschlossen wird, in welchem der eine Teil die Bedingungen nicht kennt, ist unvernünftig.

Die Thatsache ist die, daß wir höher entwickelte ethische Vorstellungen haben, während unsere bürgerlichen und religiösen Gesetze stehen geblieben sind.

Dies ist keine neue Phase im Gesetze des Fortschritts; Kampf und Arbeit sind seine unvermeidlichen Begleiter; und doch liegt eine tiefe Befriedigung im Kampfe und Freude in der Arbeit, welche allen denen vorwärts und aufwärts hilft, welche ernstlich fortschreiten wollen, und jede Möglichkeit des Wunsches, zurückzublicken, verbietet.

Das Mittel gegen unglückliche Ehen ist nicht dieses, das

*) Aus dem englischen Manuskript von der Redaktion übersetzt.

Band der Ehe zu lockern, sondern die Ehekandidaten besser vorzubereiten, bevor der Vertrag geschlossen wird.

Daß ein Teil der Bestimmung der Frau, während sie hienieden weilt, die ist, eine Gehülfin für den Mann und die Mutter künftiger Geschlechter zu sein, ist zu offenbar, als daß es geleugnet werden könnte; und der Regel nach existiert eine Frau nur halb, bis sie mit einem Manne verbunden und mit ihm eins geworden ist.

Viele fortgeschrittene Frauen des heutigen Tages werden hiergegen Einspruch erheben; aber ich sage: „Geht weiter, liebe Schwestern, und bald werdet Ihr weit genug gekommen sein, um zu sehen, daß, was ich sage, wahr und nicht im mindesten unverträglich mit neuen Entdeckungen ist, die Ihr machen möget." An ihren Verstand richte ich auf die Frage: „Wenn, vereint, Mann und Frau eins werden, welcher Teil von eins war jeder von ihnen vor ihrer Vereinigung?"

Daß es für die Männer und die Frauen besser ist, allein zu bleiben, als eine falsche Verbindung einzugehen, ist wahr; und doch ist die bei weitem größere Anzahl von Ehen nicht harmonisch. Wir leben nicht in einem Zeitalter vollkommener Ehen; aber man muß dessen eingedenk sein, daß, um eine vollkommene Ehe zu schaffen, zwei vollkommene Menschen erforderlich sind."

**Miß Frances Power Cobbe** in Hengoed, Dolgelly, N. Wales:

„Die beste Antwort, welche ich auf Ihre Frage geben kann, findet sich auf den von mir bezeichneten Seiten in dem Buche über die Frauenpflichten, welches ich Ihnen hiermit übersende."*)

„Unser Weg zu einem freieren und veredelten Frauentum ist keineswegs ein sicherer. Auch dürfen wir diejenigen unter uns nicht ganz verdammen, welche diese Gefahren klarer sehen, als die Vorteile, welche wir versprechen, und die Veränderungen, auf welche wir so hoffnungsvoll blicken, nicht zu schätzen wissen.

Was wird darüber entscheiden, ob dieser große Wandel, der so unendliche Folgen für die Menschheit hat, ein Segen oder ein Fluch sein wird? Das Verhalten der Frauen selbst während des großen Überganges! Nichts, was unsere Gegner thun oder sagen könnten, nichts, was alle Männer zusammen thun könnten, würde wirklich den Charakter und die Resultate der Umwälzung bestimmen. Es wird unser Werk sein, — der Weg, den wir zu unserer Befreiung einschlagen, die Haltung, die wir annehmen, die Grundsätze, durch die wir uns leiten lassen.

Hier ist der Punkt, zu dem ich meinen Geschlechtsgenossinen bringen möchte. Es hängt von den Vorstellungen der **Pflicht** ab, welche die Frauen unsrer Zeit hegen, und von ihrer Treue in deren Befolgung, ob wir in eine Ära wahren Fortschrittes eintreten werden, in welcher unser Geschlecht nicht nur unendlich glücklicher, sondern auch unendlich edler, unendlich nützlicher als je zuvor sein wird, oder ob unsre Hoffnungen, nach einem kurzen vielversprechenden Aufflammen, dem Tode geweiht sind und in bitterster Enttäuschung enden .... Mir fehlen die Worte, um zu sagen, wie wichtig es mir erscheint, daß in dieser Krisis in der Geschichte des Frauengeschlechts eine jede von uns den neuen Weg vorsichtig betritt und keinen gerechten Anlaß zum Tadel, zur Verspottung giebt, sondern im Gegenteil den Weg für alle, die nach uns kommen, ebener und leichter macht; und daß wir stets in der rechten Richtung bleiben, in der Richtung nicht nur eines weiteren und freieren Lebens, sondern auch eines Lebens höherer Selbstachtung, echterer Pietät, liebevollerer Güte, reinerer Reinheit, wahrerer Wahrheit.

Meint Jemand, daß wir in der neuen Ordnung der Dinge entweder alle alten sittlichen Schranken niederreißen wollen oder daß wir sie andererseits alle, gerade so wie sie gewesen sind, aufrechterhalten können? Beide Vorstellungen sind absurd. Die ewigen Grundsätze der Moral müssen uns für immer binden; aber die Anwendung dieser Grundsätze auf die praktischen Pflichten muß revidiert, neu erwogen werden, da die Lebensbedingungen andere geworden sind, — gerade so wie die Pflichten eines Knaben und die eines Mannes verschiedene sind. Man hat die Frauen bisher als Minorenne behandelt und hat ihnen die Pflichten von Minorennen gelehrt: fraglosen Gehorsam und kindliche Fügsamkeit. Jetzt sollen sie Menschen vom Muttergeschlecht sein (das ist die beste Definition für sie, die ich finden kann), und ihre Pflichten müssen Menschenpflichten sein, welche den ganzen Kreis menschlicher Tugenden einschließen und dieselben auf die besonderen Aufgaben der Tochter, Mutter und Gattin anwenden, — der weiblichen Mitglieder der Gesellschaft und des Staates ....

Die Tugend ist wesentlich eine und dieselbe für jedes sittliche Wesen, für den Mann wie für die Frau. Wenn wir von den Pflichten der Frauen reden, handeln wir nicht von einer besonderen Klasse von Tugenden, die von denen der männlichen Helden und Heiligen verschieden wären, sondern von denselben, aber in einem etwas verschiedenen Felde bethätigten Tugenden. Wir sind dessen eingedenk, daß, was auch immer Ziel und Zweck der Schöpfung des Menschen sein möge, — das Ziel, welches er fest im Auge behalten und zu dem er seine ganze Lebensreise richten muß, — dieses selbe Ziel das unsrige ist ....

Die Wurzel der falschen Stellung der Frauen liegt darin, daß man ihnen in der Ordnung der Dinge nur einen sekundären Zweck zugeschrieben hat .... In einem gewissen Sinne ist in der That jedes geschaffene Wesen für Andere gemacht. Die Schöpfung ist wie eine jener gewaltigen Hängebrücken, in welchen jedes einzelne Glied den ganzen Bau unterstützt. Aber in diesem Sinne ist auch der Mann für die Frau gemacht ....

Wir Frauen haben das edelste Ziel vor uns, welches ein endliches Wesen erreichen kann; und unsre Pflicht ist nichts anderes als die Erfüllung des ganzen Sittengesetzes, die Erlangung jeder menschlichen Tugend."

*) The Duties of Women. A Course of Lectures by Frances Power Cobbe. Eighth American Edition. London and Edinburgh, Williams and Norgate, 1888. p. 24—37. Raummangel nötigt uns, uns auf die Übersetzung eines kleinen Teiles der angestrichenen Stellen zu beschränken.

## Holz und Brot.

„Das neueste Nahrungsmittel ist Holzbrot!"

So stand in einer großen Zahl Zeitungen anfangs dieses Monats zu lesen.

Es wurde als „Errungenschaft" gepriesen, „daß die Fabrikation von Sägespänen mit Kleie und Roggenmehl zu einem für Menschen und Tiere genießbaren Gebäck aus dem Versuchsstadium herausgetreten ist" u. s. w.

Wenige Tage darnach erfuhr Deutschland von dem blutigen Erfolge des Aufgebots militärischer Hülfskräfte gegen die Bauern von Fuchsmühl.

Der Gegenstand, um den der Konflikt ausgebrochen war, betitelt sich „Rechtholz", d. h. Holz, auf dessen Bezug die Angehörigen der Gemeinde Fuchsmühl ein Recht zu haben glaubten. Sie wollten die seit uralten Zeiten ihnen überlassene Nutzung nicht durch Zwangsablösung beseitigt wissen. Das oberste Landgericht in Bayern aber gab dem Waldbesitzer, Freiherrn von Zoller, Recht, und die Bauern verloren infolge der Ablösung ein Einkommen, ohne daß sie bislang nicht existiert hatten und auch ferner, wie sie meinten, nicht existieren konnten.

Der Zivilprozeß, den die Bauern in höchster Instanz verloren, ist nur ein letztes Ende des Wirtschaftsprozesses, durch den auch in anderen Teilen Deutschlands die ärmeren Bewohner aus der Nutzung von Wald, Feld und Wiese herausgesetzt sind.

Die verschiedenen Ablösungsgesetze kennzeichnen sich nachgerade als Enterbungsgesetze: wie bald sind die Ablösungskapitalien aufgezehrt, ohne daß den später Geborenen ein Ersatz wird.

In Schwallungen, im Herzogtum Sachsen-Meiningen, sind 38 Wohnhäuser und 80 Nebengebäude, Scheunen und Stallungen niedergebrannt. Die Zeitungen melden: „Der Schaden für Schwallungen ist um so empfindlicher, weil es erst in diesem Jahre den sogenannten Rezeß abgelöst hat. Schwallungen gehörte zu den „rezessierten“ Ortschaften, die aus der zu Weimar gehörigen großen Zillbacher Waldung — eben derjenigen, in welcher der Kaiser der Auerhahnsjagd obzuliegen pflegt — Brenn- und Bauholz, teils unentgeltlich, teils zu mäßigen Preisen erhielten. In diesem Frühjahre hat die Weimarer Regierung diese Verpflichtung, der als Gegenverpflichtung die sogenannte Jagdfrohnde der Schwallunger gegenüberstand, für die verhältnismäßig geringe Summe von 20 000 Mark abgelöst. Wäre dies nicht geschehen, so müßte jetzt die Zillbacher Waldung zu billigen Preisen das Bauholz für die rezessirten abgebrannten Häuser zum Neubau liefern und somit einen Teil des Schadens tragen. Die Gemeinde Schwallungen hatte sich bisher eines gewissen Wohlstandes erfreut . . . .“

Aus Bayern meldet eine Lokalnotiz eines Münchener Blattes, daß bei der königlichen „Kabinettsjagd“ im Forstrieder Parke 110 Wildschweine erlegt wurden. Hinzugefügt ist: „Ein derartig günstiges Ergebnis ist seit Menschengedenken in diesem Revier nicht erzielt worden.“

Der Nationalliberalen Korrespondenz aber ist „von wohlunterrichteter Seite“ geschrieben, daß bei der Reichstags-Stichwahl zwischen dem Professor Dr. Friedberg und seinem sozialdemokratischen Gegenkandidaten Redakteur Karl Schulze die Mittelstandspartei für den Letzteren eingetreten ist.

Man muß die Zeitungen nur in ihren unscheinbarsten Mitteilungen richtig zu lesen verstehen und man wird sich über den endlichen Erfolg eines Gesetzes gegen die Umsturzbestrebungen keinen Illusionen hingeben können.

Jena, am 15. November 1894. Ernst Harmening.

## Ein Sozialdemokrat über „Umsturz“ und „Ordnung.“

Aus der „Rheinischen Zeitung.“

Alle bürgerlichen Zeitungen und Politiker beschäftigen sich mit dem Umsturz und den Umstürzlern. Wer den Umsturz herbeiführen will, darüber sind diese Leute sich alle einig; sie zeigen mit den Fingern nicht auf sich, sondern auf die ††† Sozialdemokraten: das sind die Umstürzler. Alle Andern, Gegner der Sozialisten, gleichviel ob Ultramontane, Nationalliberale, Konservative, Freisinnige oder Antisemiten, betiteln sich „Ordnungspartei.“ Es heißt also heute nur noch: Hie Ordnungspartei — hie Umsturzpartei! Ja, man spricht von den Barbaren des 19. Jahrhunderts und sagt, der Sieg der Sozialdemokratie bedeute den „Untergang der Civilisation.“ Da müssen wir denn einmal Einkehr halten und fragen: was will denn eigentlich die Sozialdemokratie zerstören, was will sie „umstürzen“? Nun, diese Barbaren wollen zerstören Knechtschaft und Unterdrückung, zerstören die Saat des Hasses und der Zwietracht, die zwischen die Menschen gesäet ist, zerstören die Unwissenheit und Roheit, in welche die ungeheure Mehrzahl gestürzt ist. Die Zustände dagegen, welche die Ordnungsparteien als Kultur verteidigen, sind das Gegenteil von Kultur, weil sie das Volk zur Überarbeitung verdammen, ihm die Schätze der wahren Kultur vorenthalten, den Tempel der Bildung ihm verschließen. Diesen Tempel dem Volk zu öffnen, ist das Bestreben der Sozialisten, — die Wissenschaft, die heute das Monopol weniger Auserwählten ist und für deren Pflege die heutige Gesellschaft kein Stück Brot hat, wenn sie nicht ihren Launen schmeichelt, ihren engherzigen Vorurteilen und ihren egoistischen Zwecken dient. Die Sozialdemokratie will die Wissenschaft zum Gemeingut Aller machen. Und dies soll geschehen durch ein System echter Volksschulen — nicht Dressuranstalten, wie die mit Unrecht diesen Namen tragenden „Volksschulen“ von heute. Wir wollen keine Volksschulen, deren Lehrer körperlich und deren Schüler geistig darben müssen, und die den Kindern der Armen ein paar kümmerliche Brosamen hinwerfen, welche zur Nahrung des Geistes auch nicht entfernt ausreichen — keine Volksschulen, in denen das niederste Maß der Kenntnisse zugemessen wird — nein, Volksschulen in des Wortes wahrer Bedeutung, Schulen für das Volk, die allen Kindern das möglichst hohe Maß der Bildung mitteilen, die in jedem Kinde alle Anlagen wecken und entfalten, und nicht, wie heute, mit einem Lebensalter abschließen, wo die eigentliche Bildung erst beginnt. Kulturfeindlich ist der Sozialismus, weil er jedem Talent die Möglichkeit bietet, sich zu entwickeln? Welch ein gewaltiger Hebel des Kulturfortschritts liegt nicht in dieser bloßen Forderung einer wirklichen Volkserziehung! Die ungeheure Mehrzahl der Talente wird heutzutage vollständig erstickt. Eine Partei, welche den unentgeltlichen Volksschulunterricht und die Unentgeltlichkeit aller Erziehungs- und Bildungsanstalten auf ihrem Programm stehen hat, sie soll die wahre Kultur zerstören wollen?

Und wie verhält es sich mit dem Umsturz der „Ordnung“? Freilich die Sozialdemokratie kann kein Interesse daran haben, morsche Ruinen vergangener Autoritäten mit Gewalt stützen und aufrechthalten zu wollen. Aber nicht selbst umstürzen will sie, sondern sie hat nur begriffen, daß Altes, Überlebtes einmal von selbst aufhören muß, und darum schafft sie daran, daß neues Leben blüht aus den Ruinen! Das weiß sie aber auch, daß es keine Ordnung giebt ohne Unterordnung. Nur giebt es zweierlei Ordnung und zweierlei Unterordnung. Entweder herrscht die Ordnung, daß die große Masse des Volkes einzelnen Wenigen untergeordnet ist, oder aber die, daß der Einzelne der Gesamtheit untergeordnet ist. Für diese Unterordnung des Einzelnen unter die Gesamtheit kämpft die Sozialdemokratie. Die sogenannten Ordnungsparteiler dagegen wollen, daß einige Wenige das große Ganze am Leitseil führen. Es gilt, diejenige Ordnung zu erstreben, die dem Fortschritte der Zeit entspricht. Thut das aber eine „Ordnung“, die es einer Hand voll Kapitalisten erlaubt, die ungeheure große Masse des Volkes auszubeuten? Und wie will man es anfangen, eine Gesellschaftsordnung zu stützen, die sich überlebt, ja zu einem Hindernis weiterer Kulturentwickelung geworden ist? Wer die kapitalistische Gesellschaftsordnung unbefangen untersucht, die soziale Frage vorurteilslos studiert, muß unbedingt zu dieser Erkenntnis gelangen. Diese Ergebnisse wissenschaftlichen Studiums als umstürzlerische Ideen zu bezeichnen, daran kann man die Ordnungsfanatiker freilich nicht hindern! Aber soviel sollten doch unsere Gegner aus der Geschichte der Menschheit gelernt haben, daß sich auf die Dauer Gedanken und geistige Bewegungen mit Gewaltmaßregeln nicht unterdrücken, geschweige denn ausrotten lassen!

## Aus Pfarrer F. Naumann's Schlußbetrachtung über den Sozialdemokratischen Parteitag.

Der Gesamteindruck des Parteitages war ein günstiger. Die Haltung war durchweg gut. Die Delegierten machten fast durchweg den Eindruck ordentlicher, tüchtiger Leute. Natürlich waren Geist und Klarheit hier wie sonst in der Welt verschiedentlich verteilt.

Was aber wird weiterhin aus der Partei werden? Das kann kein Mensch sagen. Wenn man die Partei sich ruhig weiter entwickeln läßt, so haben wir keine Sorge. Dann wird sich das Gesunde je länger desto mehr in die Höhe arbeiten Aber wenn man neue Experimente machen will, Vereinsde

schränkungen u. s. w., dann ist die Zukunft ganz unberechenbar. Ich schreibe dieses, während die ersten Telegramme über den Wechsel des Reichskanzlers von Berlin kommen. Vielleicht liegt noch nicht alles so schlimm, als man zu fürchten scheint. Ein neues Sozialistengesetz irgendwelcher Art wäre die kolossalste Dummheit, die man im heutigen Deutschland machen könnte. Das schreibt mit vollem Bewußtsein dessen, was er schreibt, ein aufrichtiger Patriot, der eben fünf Tage lang die sozialdemokratische Generalversammlung durchlebt hat. Wenn Seine Majestät unser Kaiser einmal sein könnte wie ein anderer Mensch, wenn er hören und sehen könnte wie schlichte Männer im Volk, wenn man ihn einmal auf vier Wochen seiner gewöhnlichen Umgebung entreißen könnte, — ja wenn, wenn! Es muß furchtbar schwer sein, richtig über Dinge zu entscheiden, die man nur von einer gewissen Höhe aus in der Entfernung sehen kann. Falls es aber Leute geben sollte, die um ihres Vorteils willen die höchste Stellung im Reiche im Sinne der Repression beeinflussen, dann würden wir nicht anstehen, solche Leute als Frevler zu beschuldigen. Es giebt nichts Geheiligteres für den Vaterlandsfreund als die Seele des Volks. Nach schwerer Krankheit beginnt in dieser Seele die Heilung, sie beginnt zart und leise wie alle Heilungsprozesse, und gerade dieser Moment wird herausgesucht, um die Frucht von soviel Geduld zu zerstören. Im Namen der Seele unsers geliebten deutschen Volks flehen wir alle an, die einen Mund haben zum Reden: wehrt dem Rückfall in alte Irrtümer! Glaubt, ihr Freunde, glaubt an die natürliche Kraft der Wahrheit und verzichtet auf die Polizei!

Als die Nachricht von den neuen Umsturzgesetzen kam, fragten verschiedne christliche Freunde des Volkes, ob wir nicht im Fall neuer Repressivmaßregeln uns in die Kohorte der Sozialdemokratie einreihen müßten. Diese Frage wird jetzt in mancher ehrlichen Seele schlummern. Jeder Einzelne soll sehen, wie er vor Gott und seinem Gewissen richtig entscheidet. Wir beantworten für uns die Frage mit bestimmtem Nein. Wir werden immer ein gerechtes Urteil über die Sozialdemokratie herbeizuführen suchen und werden darum die jetzt wieder aufsteigende Art der Bekämpfung des Umsturzes nie mitmachen können, aber gerechte Beurteilung und Anschluß sind noch zweierlei. Gerade der Parteitag war uns ein Zeichen dafür, daß wir mit unsrer eben beginnenden evangelisch-sozialen Bewegung den richtigen Kurs haben.

(Aus „Die christliche Welt. Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände" vom 8. November c.)

## Vermischtes.

### Eines Rabbiners Predigt in einer christlichen Kirche.

Der letzte Donnerstag des Novembers ist einer der beiden einzigen offiziellen Feiertage der Vereinigten Staaten, der „Danksagungstag". Während der andere, der „Vierte Juli", der Tag der Unabhängigkeitserklärung, mehr den Charakter einer staatlichen Feier hat, trägt der „Danksagungstag", der der Erinnerung an der Vorväter Erlösung aus schwerer Not geweiht ist, mehr den Charakter einer religiösen Familienfeier. Er ist daher außer der kirchlichen Andacht auch geselligen Freuden gewidmet. Der vorjährige Danksagungstag wurde in der „Plymouth Church" in Rochester in bemerkenswerter Weise gefeiert. In dieser Kirche vereinigten sich Anhänger verschiedener Sekten und Religionen (Universalisten, Unitarier, Kongregationalisten und Juden) zur gemeinsamen Feier des Tages. Geistliche aller dieser Richtungen fungierten im Gottesdienst. Die Predigt hielt der Rabbiner Dr. Max Landsberg. In seiner trefflichen Rede begrüßte er die Anwesenden als solche, welche, wie verschieden auch ihre religiösen Ansichten sein möchten, doch ihrem Gefühle für die Einheit des Zieles aller Religionen Ausdruck zu geben wünschten. „In diesem Gottesdienst", sagte er, „kommen wir nicht zusammen als Christen und Juden, nicht als Unitarier, Universalisten und Kongregationalisten, sondern als Amerikaner oder vielmehr, wie ich lieber sagen möchte, als Menschen und Brüder". Er rühmte als das größte Werk der vorjährigen Chicagoer Weltausstellung das „Parlament der Religionen", (worüber in Nr. 46 vor. Jgs. berichtet worden ist) und erklärte: „Die vielen Stimmen, welche auf dem Parlament der Religionen gehört wurden, werden durch die künftigen Jahrhunderte schallen und für eine Religion sprechen, welche höher und edler ist als alle jetzt vorhandenen, eine nicht auf die Theologie, sondern auf die Ethik gegründete Religion, die Religion nicht heiliger Lehre, sondern heiliger Ziele, die Religion nicht eines Buches, sondern des Lebens, die Religion, welcher Alle entgegenstreben". (Nach dem Bericht in „The Rochester Herald" vom 1. Dezember 1893.)

Edward Bellamy sagte in der am Danksagungstage 1891 erschienenen Nummer der „New Nation": „Die Natur hat sich in diesem Jahre in ihrer Wohlthätigkeit selbst übertroffen. Seit einem Menschenalter sind Früchte und Korn nicht so fruchtbar gewesen. Und doch ist der, welcher den Danksagungstag in gedankenloser Freude feiert, kein guter Bürger. Nicht was wir haben, sondern wie wir es verteilen, das ist es, was das Elend erzeugt. Für ein fruchtbares Jahr zu danken, während Tausenden das zum Leben Nötigste fehlt, heißt nicht ein guter Christ sein.

### Wilhelm Liebknecht über die Frauenfrage

Im Berliner „Frauen- und Mädchen-Bildungsverein des arbeitenden Volkes" sprach am 7. November der Reichstagsabgeordnete Wilhelm Liebknecht über das Thema: „Die Wissenschaft und die Frau." Der „Vorwärts" berichtet darüber: „Der Redner bemerkte zunächst, daß der Verdacht, in dem er eine Zeit lang gestanden, als ob er ein Gegner der Frauenbewegung wäre, unbegründet sei. Er habe nur nie zugegeben, daß die Frauenfrage unabhängig von der Arbeiterfrage gelöst werden könne. Die bürgerlichen Bestrebungen, den Frauen einzelne Berufe zu erschließen, könnten die Stellung der Frau nicht ändern. Das könne nur die volle Gleichberechtigung der Frau und des Mannes bewirken, wie die Sozialdemokratie sie erstrebe. Bezüglich der Zugänglichkeit der Wissenschaft für die Frau hätten wir einen Rückschritt gegen das Mittelalter und das Altertum gemacht, wo das Recht der Frau auf die Wissenschaft gar nicht streitig war. Redner giebt Beispiele. Was ist denn Wissen? Erkenntnis der Natur und besonders des Menschen, des höchsten Wesens der Natur. Wer wollte denn sagen, daß die Frau nicht das Recht und nicht die Fähigkeit hat, sich mit der Natur und dem Menschen zu beschäftigen? Man braucht nur die Frage richtig zu stellen, um das Aberwitzige der Meinung, daß die Wissenschaft nur den Männern gehöre, klar zu machen. Eine der wichtigsten Wissenschaften, die Bethätigung aller Wissenschaften ist die der Erziehung, die Pädagogik. Und in ihr leisten die Frauen bereits seit Menschengedenken hervorragendes. Die Erziehung ist die Vorbereitung zur Wissenschaft. Nun steht es aber fest, daß die Mädchen in der Schule dasselbe wissenschaftliche Interesse bethätigen wie die Knaben, sogar vielfach ein größeres. Redner hat als Kind selber eine Schule besucht, in der Knaben und Mädchen mit bestem Erfolg zusammen unterrichtet wurden. Später hat er dann in Amerika dieses Erziehungssystem völlig durchgeführt gesehen. Namentlich die Erfahrungen in dem letzteren Lande haben den Vortragenden zu der Ansicht gebracht, daß gemeinschaftliche Erziehung beider Geschlechter die heilsamste Wirkung hat. Ein Geschlecht sucht dem andern nachzueifern, und gerade daß beide in der Zeit, wo das Geschlechtsleben erwacht, mit einander verkehren, das beugt Verirrungen vor, zieht Lebensart bei den Jünglingen und Selbständigkeit bei den Mädchen groß. Männlichen Schutz gebrauchen die Damen in Amerika nicht. Es fällt

aber auch Keinem ein, eine Dame zu belästigen. Im Benehmen gegen Frauen sind wir Deutschen im Durchschnitt viel roher als irgend eine andere Kultur-Nation. Die Amerikanerin ist ein selbständiger Charakter infolge ihrer Erziehung, die ihr auch den Zugang zur Wissenschaft ebenso erschließt wie dem Manne. Sie fungiert drüben bereits als Anwalt, Richter, als Bürgermeister und — ebenso wie in Rußland und der Türkei — als Arzt. Sie hat durch die That bewiesen, daß es ihr an der nötigen Befähigung nicht mangelt. In Deutschland sind wir noch hinter der Türkei zurück. Wie kann man sagen, die Frau eignet sich nicht zur Wissenschaft, wenn man ihr den Zugang zu derselben versperrt! Jedes Kind ist verschieden veranlagt. Soll es gut erzogen werden, so muß der Lehrer wissenschaftlich gut durchgebildet sein, um das Ganze der Natur dem Kinde erklären zu können. Ist nun nicht die Frau bei ihrer raschen Auffassung und größeren Geduld und Schmiegsamkeit am besten geeignet, diese Aufgabe zu übernehmen? In Amerika ist die Erziehung wesentlich in den Händen von Lehrerinnen. Die Frau soll Mutter sein und dem Hause vorstehen. Jede Frau ist aber jetzt schon Erzieherin; sie hat die erste entscheidende Erziehung des Kindes. Die Erziehung wird sich in Zukunft anders gestalten, ohne daß die Familie angetastet wird. Im Gegenteil. Das Familienleben wird sich besser und zweckmäßiger gestalten als jetzt. Die Küchensklaverei der Einzelwirtschaft wird aufhören. Das zeigen die Anfänge in Amerika, die Redner kurz schildert. In Bezug auf die Ehe wird es sich insofern anders gestalten, als man in einer sozialistisch-organisierten Gesellschaft nur aus Neigung heiraten wird; und erst, wenn beide Teile wirtschaftlich und geistig frei sind, ist eine wirklich sittliche Ehe möglich. Nachdem Redner noch kurz resumiert hatte, empfahl er den Frauen, sich nicht auf das andere Geschlecht zu verlassen, sondern ihre Sache selbst in die Hand zu nehmen und im Anschluß an die Emanzipations-Bestrebungen der Männer mitzukämpfen in dem großen Befreiungskampfe der Menschheit. Wenn es schon im „Kommunistischen Manifest“ heißt: „Die Emanzipation der Arbeiterklasse kann nur das Werk der Arbeiter sein“, so gilt das Entsprechende auch von der Frau: die Emanzipation der Frauen kann nur das Werk der Frauen sein. Und ein französisches Sprichwort sagt: „Was die Frau will, das will Gott“, das heißt: das geschieht!

## Bücherbesprechungen.

**Friedensstimmen.** Eine Anthologie, herausgegeben von Leopold Katscher. Eingeleitet von Kon. Ferd. Meyer und Bertha von Suttner. Leipzig. Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe).

Das vorliegende Werk ist, wie wenige, geeignet, unter dem Weihnachtsbaum einen Platz zu finden. Statt der „Blumensträuße“ und „Liederperlen“, welche man den heranwachsenden Mädchen zu bescheren pflegt, ohne daran zu denken, wie häufig diese Sammlungen von Liebes- und Frühlingsliedern die Phantasie vergiften und den Geist noch mehr dem wirklichen Leben entfremden, als es durch die ganze Erziehung der weiblichen Jugend ohnehin schon geschieht, sollten die Eltern ihnen dieses Buch in die Hand geben. Es kann ein Samenkorn der allumfassenden Menschenliebe werden, die uns allen so not thut. Aber wichtiger noch scheint es mir, statt der kriegerischen Schutz- und Trutzlieder, statt der Räuber- und Indianergeschichten den reiferen Knaben die „Friedensstimmen“ zu schenken. Sie werden diese nicht langweilen; denn neben zum Teil vortrefflichen Dichtungen, die aus aller Herren Länder stammen, finden wir Erzählungen, die jedes unbefangene Gemüt ergreifen müssen. Namen, wie Marie von Ebner-Eschenbach, Ludwig Ganghofer, Sacher-Masoch, Tolstoy finden wir vertreten, Bertha von Suttner nicht zu vergessen, die tapfere Frau, die für den Frieden ihre Stimme erhob und jene um sich sammelte, die, wie sie, den Weihnachtsgruß der Engel verwirklicht sehen möchten: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!

Lily von Gizycki.

---

Wenn ein Kopf und ein Buch zusammenstoßen und es klingt hohl, liegt denn das allemal am Buch?

Georg Christoph Lichtenberg.

---

**1895. Gesundheits-Kalender.** Ein Jahrbuch für Freunde der Naturheilkunde. Herausgegeben unter Mitwirkung des Bundesvorstandes der deutschen Naturheilvereine von Adolf Damaschke, Generalsekretär des Bundes der Vereine für Gesundheitspflege und arzneilose Heilweise. Verlag von Gustav Schuhr. Berlin.

Dies ist einer der vortrefflichsten Kalender, die ich je gesehen habe, ein Büchlein, das man nicht am Ende des Jahres fortwerfen, sondern sorgsam in der Hausbibliothek aufbewahren wird. Selten wird ein Kalender so viel des Guten und Gediegenen enthalten.

Dem Kalendarium (welchem auch die Angaben über Sonnen- und Mond-Auf- und -Untergang nicht fehlen) folgt eine Reihe von Aufsätzen und Erzählungen von zum Teil hervorragendem Werte: Peter Rosegger handelt über Kranksein und Gesundwerden; Dr. Ernst Harmening über die Abhärtung des Willens; Klara Muche giebt den Töchtern Ratschläge; Wilhelm Siegert spricht über Irrtümer und Mißverständnisse in Bezug auf die Naturheilmethode; Dr. Wilhelm Bode über die Kinder und den Alkohol; Phila vom Walde über Lehrerkrankheiten; Oberst Spohr über Sicherheitspolizei und Gesundheitswacht; Johannes Guttzeit über Heilmethoden aus dem 17. Jahrhundert; Adele Bachmann erzählt von einem Besuch in der Großstadt und Bertha Mutschlechner von dem, was unter dem Tannenbaum vorging. Das Büchlein schließt mit einem Artikel über die deutsche Naturheilbewegung von Adolf Damaschke und der Angabe von Adressen.

Man gestatte mir zum Schluß die Anführung einer Stelle aus Harmenings Artikel, welche die These illustriert, daß „die Erziehung des Willens die Hauptaufgabe der natürlichen Heilmethode bildet“: „Ich habe einen Freund. Ich kenne ihn so genau wie mich selbst. Er war ein schwächliches, ein gebrechliches Kind und hatte Eltern, die um ihr einziges Bischen so besorgt waren, wie nur liebende Eltern sein können. Er wurde gehegt und gepflegt, gehätschelt und verzärtelt, und er würde — wenn er bei solcher Fürsorge, die einen Arzt nach dem andern an sein Krankenbett rief, überhaupt lange hätte leben können — heute noch der passive Pflegling auf dem Siechbette sein, wenn er nicht zur Selbsthilfe gegriffen hätte, zu dem Willen, gesund zu sein, zu der Einsetzung aller Thatkraft, um gesund zu werden. Was andere leidende Naturen so gern sich gefallen lassen, die mitleidige Teilnahme, die sich um das Lager drängt, um Trost zu gewähren, stieß ihn ab. Er wollte nicht bemitleidet, er wollte beachtet, anerkannt, geliebt sein. Die Ärzte widerrieten eine Störung seiner weichlichen Ruhe. Erst als die Besserung ausblieb und sie äußern mußten, daß es schließlich auf eins hinauskomme, ob man dem Kranken nachgäbe oder nicht, gestattete man dem Patienten, das bis zum sechsten Lebensjahre fast verlorene Stehen und Gehen wieder zu lernen. Er lernte es. Er lernte aber noch mehr. Er wollte können, was andere Gesunde vermochten: laufen, turnen, schwimmen und fechten. Er wollte es und er vermochte es. Zwar seines Gebrechens wurde er nicht ledig. Aber die körperlichen Übungen, die er vornehmen wollte, gelangen ihm derart, daß er des Fehlers ganz vergaß und seine Glieder beherrschte, wie ein Gesunder. Er unterwarf den schwachen Körper seinem starken Willen. Und so wurde der Körper selbst stark, so stark, daß ihm Anstrengungen nicht schadeten, vor denen andere zurückstanden und erlahmten. Die Stählung des Willens errang den Sieg über die Unvollkommenheit der Natur; er wurde nie wieder krank, er steht im besten Mannesalter, und was mehr sagen will, im kräftigsten Mannesalter. Eine tadellose Nachkommenschaft spricht für die Richtigkeit der angewandten Methode, von der Abhärtung des Willens.

G. v. Gizycki.

---

## Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

**Abteilung Berlin.**

Sitzung der pädagogischen Gruppe, Sonnabend, den 20. Oktober. Der trotz des sehr ungünstigen Wetters zahlreiche Besuch zeugte von dem Interesse, das die Mitglieder und mehrere Gäste dem Gegenstande der Besprechung:

**Die biblische Geschichte als Unterrichtsgegenstand**

entgegenbrachten. Der Referent, Herr Direktor Döring, Vorsitzender der Gruppe, knüpfte einleitend an die Wislicenus'sche Rede im Konzerthause an und erklärte, der Forderung der humanen Ethik für die Schule durch den Nachweis Vorschub leisten zu wollen, daß das Hauptstück des Religionsunterrichtes, die im Sinne des Offenbarungs- und Buchstabenglaubens betriebene biblische Geschichte, den Zwecken einer ethischen Bildung durchaus nicht Genüge zu leisten vermöge. Es handle sich also um Beleuchtung der biblischen Geschichte, nicht vom wissenschaftlichen, sondern vom ethischen Gesichtspunkte, hinsichtlich ihrer Tauglichkeit als Stütze der ethischen Jugendbildung. Referent glaubte diese Tauglichkeit von einem dreifachen Gesichtspunkte aus verneinen zu müssen: 1. Die biblische Geschichte stehe in dieser Beziehung Wertvollerem und Wirksamerem im Wege; 2. sie wirke direkt antiethisch; 3 sie wirke indirekt antiethisch, indem sie eine falsche Weltvorstellung, eine falsche Vorstellung von den Bedingungen vermittele, unter denen das menschliche Handeln verlaufe.

In Bezug auf den ersten Punkt wurde einesteils auf das inhaltlich Fremde, Entlegene und Unrichtige großer Partien der biblischen Geschichte hingewiesen, andernteils auf die mit solchem Inhalt mit einer gewissen Notwendigkeit verknüpfte Behandlungsweise, die selbst bei tüchtigen Lehrern doch immer wieder zu leerem mechanischem Auswendiglernen führe. Kein Unterrichtsgegenstand leide so sehr an der Belastung mit äußerlichem, bloß gedächtnismäßigem Ballast, wie der Religionsunterricht im Allgemeinen und der biblische Geschichtsunterricht im Besonderen.

Beim zweiten Punkte wurde ausgeführt, daß dieser Unterricht keine reinen ethischen Ideale, sondern vielfach eher das Gegenteil biete. Zunächst wurde an vielen einzelnen Zügen gezeigt, daß die biblische Gottesvorstellung, namentlich die alttestamentliche, den Zügen eines ethischen Ideals vielfach nicht entspreche, und sodann entwickelt, daß auch die von der Gottheit begünstigten Persönlichkeiten, auch da, wo ihr Thun ausdrücklich als von der Gottheit gefördert und gesegnet dargestellt werde, häufig der sittlichen Anforderung geradezu entgegengesetzt sich verhalten. Es müsse also durch diese Erzählungen das in der Ausbildung begriffene sittliche Bewußtsein des Kindes vielfach direkt verwirrt und erschüttert werden.

Beim dritten Punkte führte Referent aus, daß es Aufgabe des Unterrichts überhaupt auch gerade im ethischen Interesse sei, eine richtige und wahre Vorstellung von der Welteinrichtung und den Gesetzen des Weltgeschehens als den Bedingungen, unter denen unser Handeln verlaufe, zu geben, daß aber die biblische Geschichte durchweg unklare, unwahre und spukhafte Vorstellungen von der Wirklichkeit der Welt vermittele und dadurch dem obigen Zwecke des Unterrichts empfindlich entgegenarbeite. Nicht nur das alte, sondern auch das neue Testament erwecke falsche Vorstellungen von Vorgängen im Natur- und Menschenleben, was durch reichliche Einzelausführungen nachgewiesen wurde.

Zur Unterstützung seiner eigenen Ausführungen teilte Referent Stellen aus einem Vortrage von F. Buisson, Professor der Philosophie an der Akademie zu Neuchatel „Die biblische Geschichte in der Volksschule" (3. Auflage der deutschen Ausgabe, Basel 1869), sowie aus einem Aufsatze im ersten Bande der von Schrempf herausgegebenen Zeitschrift „Die Wahrheit" (Stuttgart 1894) „Der Unterricht in der biblischen Geschichte und die Kindesseele" mit. Der letztere Aufsatz erschien ihm besonders dadurch lehrreich, daß sich der Verfasser in sein kindliches Seelenleben zurückversetze und die religiös, sittlich und intellektuell verwirrenden und verletzenden Eindrücke schildere, die durch die fremdartige Welt der biblischen Geschichte in seiner kindlichen Seele hervorgerufen worden seien.

Die schließliche Frage, wie denn die biblische Geschichte zu behandeln sei, konnte Referent wegen vorgerückter Zeit nur noch kurz dahin beantworten, daß er eine Einordnung in einen streng historisch gehaltenen Kursus der gesammten Kulturgeschichte forderte, die biblischen Erzählungen hätten nur Berechtigung als Dokumente älterer Vorstellungsweisen, wie die griechischen Heroengeschichten oder die germanische Mythologie. Ein schwächlicher Vermittelungsstandpunkt, wie er z. B. in dem auch von liberaler Seite gepriesenen „Leitfaden zum Unterricht im alten Testamente für höhere Schulen" von Friedrich Käßlin (2. Auflage, Freiburg i. Br. 1894) hervortrete, erschien ihm durchaus verwerflich.

An das Referat, dem die Versammlung mit großem Interesse gefolgt war, schloß sich eine Diskussion an, in der auch der positiv gläubige, sowie ein vermittelnder Standpunkt zur Geltung kamen. Da dieselbe aus Zeitmangel nicht zum Abschluß gebracht werden konnte, so wird sie in der Januarsitzung im Anschluß an ein kurzes orientierendes Vorwort des Referenten fortgesetzt werden.

---

### Zweig Nauen.

Am Mittwoch, den 14. d. M., veranstaltete der hiesige Zweig wieder einen größeren Vortrag, zu welchem derselbe Personen aller Stände eingeladen hatte. Als Thema war gewählt worden der Vortrag des Herrn H. Rheinhold „Was uns eint". Der unterzeichnete Obmann las denselben, nachdem er ihn noch mehr popularisiert hatte, der Versamlung vor. Ehe er zum eigentlichen Thema des Abends überging, bemerkte er noch Folgendes: Nach der ersten Vorlesung im Januar d. J., in welcher das Thema: „Wesen und Ziele der ethischen Bewegung in Deutschland" behandelt wurde, seien ihm Vorwürfe der gröbsten Art gemacht, die nur durch ein Mißverständnis hervorgerufen sein könnten. Er habe sich daher entschlossen, das Gute da zu nehmen, wo er es fände, und sich zur Aufgabe gestellt, die in der D. G. E. K. gehaltenen Vorträge noch mehr zu popularisieren und sie in einer allen Klassen verständlichen Sprache vorzutragen. Denn, so führte er aus, es sei für die Männer der Wissenschaft sehr schwer, einen allgemein verständlichen Vortrag zu halten. Und gerade damit müßten es die Mitglieder ernst nehmen, bei allen Zuhörern völlige Klarheit über die Sache zu verbreiten. Es gäbe Leute, die sich in recht bequemer Weise mit ihm abgefunden hätten. Würden ältere Herren die Sache vortragen, so würden sie der ethischen Gesellschaft mehr Vertrauen entgegen bringen, von jüngeren Leuten könne man nicht annehmen, daß sie schon aus Erfahrung sprächen. Man sähe daraus, daß nur das blinde Fürwahrhalten dessen, was ihnen sympathische Personen vortragen, über die Meinung der Betreffenden entscheide. Die Arbeit des selbständigen Nachdenkens und Prüfens sei eben in unserer heutigen, — gelinde gesagt — denkbequemen Zeit für Viele recht unbequem. Dem Vortrage selbst folgten die Anwesenden, darunter mehrere Damen, mit lautloser Stille, und der Redner erntete reichen Beifall. Eine Diskussion fand trotz Gestattung derselben nicht statt. Es meldeten sich 5 Personen zum Beitritt; der Zweig Nauen zählt jetzt 15 Mitglieder. In ca. 3 Wochen soll wieder eine Vorlesung stattfinden; als Thema ist: „Die ethische Lebensansicht" von W. Salter in Aussicht genommen.

C. Bäker.

---

## Briefkasten.

Herr J. L. in M. G. schreibt uns:

„Seit wenigen Wochen kenne ich erst die „Ethische Kultur", aber schon sehr lieb gewonnen habe ich dieselbe, so daß wie ein Kind auf Weihnachten ich mich auf die neue Nummer freue. Kennen gelernt habe ich Ihr Blatt: durch die „Bergische Arbeiter-Stimme", die einen Artikel aus der „Ethischen Kultur" brachte.

Ich sehe aus der „Ethischen Kultur": Sie verlangen Gewissensfreiheit! O, kämen wir so weit im 19. Jahrhundert, daß wir Gewissensfreiheit hätten, wie viel wäre dann schon gewonnen!

Wenn ich an einen Gott glaube, wenn ich das Glück habe, an einen glauben zu können, ja, so lasse man mir den Glauben. Wenn ich aber an Gott nicht glauben kann, ohne dessen Willen „kein Sperling vom Dache fällt", wenn die Litteratur meine Bibel, Lessings „Nathan" mein Katechismus ist, weshalb darf ich das nicht frei bekennen? Weshalb darf ich da verfolgt, geächtet werden? Weshalb mir das Brot entziehen, weil ich Sozialdemokrat bin? Will ich denn nicht das Beste für alle Menschen hier auf Erden? „Das drüben kann mich wenig kümmern".

Und ich selbst bestrebe mich ja, das Gute zu thun, weil es gut ist, nicht um „ewiger Belohnung willen", und das Böse zu lassen, weil es böse ist, aber nicht aus Furcht vor ewigem Feuer. Was diejenigen aber anbetrifft, die sich nicht bessern wollen, die immer und immer die Sünden sich vergeben lassen, um wieder von neuem anfangen zu können zu sündigen, — sollte es nicht besser sein, wenn diese Menschen die Verzweifelung triebe, besser zu werden, als daß sie des bequemen Gnadenvergebens teilhaftig werden?

Deshalb wollen wir kämpfen für Trennung der Kirche von der Schule! Ich kann meinen Kindern nicht sagen, was ich für wahr halte, sonst raube ich ihnen die Zufriedenheit und Freude der Jugend; ich würde mich zwischen sie und den Geistlichen mit seinen Glaubenssätzen stellen; meine Kinder müßten mich für einen Lügner oder den Lehrer für einen Lügner oder wenigstens für einen Dummkopf halten. Doch das nicht allein: das Wenige, was in der Elementarschule gelernt wird, würde auch leiden; die Kinder könnten unter der Behandlung der Lehrer und Mitschüler nicht froh werden. Und schließlich würde Zwietracht in die eigene Familie kommen, zumal dann, wenn die Arbeit leidet, das heißt entzogen wird, und die Not einzieht. — Deshalb bin ich gezwungen zu schweigen, wo Pflicht wäre zu reden.

Und wie gern, ach wie gern möchte ich meinen Kindern die Kämpfe ersparen, die ich selbst durchgemacht habe! Als blutarmes Kind, ohne Vater, das oft hungern, ja bald täglich hungern mußte, bin ich im katholischen Glauben erzogen worden. Ich hielt nur für wahr, was der Pastor sagte. Als zwölfjähriges Kind kam ich in die Lehre, und wieder war nicht mancher Tag, wo ich satt zu essen bekam. In der ganzen vierjährigen Lehrzeit, bei einem Arbeitstag von morgens 5 bis abends 9, ja oft 12 Uhr, hielt der Glaube mich aufrecht. Denken hatte ich ja nicht gelernt, nur blind nachsprechen, Katechismus und Bibel auswendig lernen und immer dasselbe Mariengebet sechzigmal und noch öfter wiederholen. Wie kann ein Mensch da denken lernen?

O, ich weiß, wie manche schwere Stunde, wie manche schlaflose Nacht es kostet, bis der Verstand über den Glauben gesiegt hat, — bis man ohne diese Krücke gehen kann. Und um so schwerer ist es, wenn man jahrelang im katholischen Gesellenverein nicht bloß Mitglied, sondern sogar Vorstandsmitglied gewesen ist.

Und alles das kann ich meinen Kindern, deren ich sieben habe, nicht ersparen. Ich muß sie ringen lassen, wie ich selbst gerungen habe, oder sie in den Ketten Roms lassen, die sie heute tragen. Deshalb noch einmal: Gewissensfreiheit! und Trennung der Schule von der Kirche! — Sie nehmen in der „Ethischen Kultur" Lebensbilder von Arbeitern auf, und wie gern lese ich sie immer und immer wieder: ist doch in jedem ein Stück meiner traurigen Jugend.

Auch ich hatte angefangen, meines zu schreiben, aber ich kam nicht weit: ich wollte nicht lügen — und konnte nicht die Wahrheit schreiben. Die Gründe sind dieselben, wie der Briefschreiber in Nr. 40, C. A. unterzeichnet, sie angiebt.

Entschuldigen Sie mein schlechtes Schreiben — ich habe nur wenige Jahre eine Dorfschule besucht und als Kind noch jeden Sommer drei Monate auf dem Felde, für den Gutsherrn, der, so viel ich mich erinnere, 36 Pferde und einige Hundert Kühe hatte, für 15 Pfg. täglich gearbeitet, ohne Kost!

In diesen drei Monaten war in jeder Woche nur fünf Stunden Schule. Was ich überhaupt gelernt habe, habe ich erst im reiferen Alter gelernt, und es ist leider wenig; doch befleißige ich mich heute noch zu lernen, wenn auch oft auf Kosten der Nachtruhe.

So hat mir auch dieser Brief die Nacht gekostet."

---

# Anzeigen.



Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2002.

# Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

## Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Herausgegeben von
**Dr. Georg von Gizycki,**
Professor der Ethik an der Universität zu Berlin.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. Berlin SW. 12. Zimmerstraße 94.

| II. Jahrgang. | Berlin, den 1. Dezember 1894. | Nr. 48. |
|---|---|---|





### Unparteilichkeit und Parteilosigkeit.

Von Ernst Liers in Berlin.

Die Begriffe Unparteilichkeit und Parteilosigkeit scheinen im ersten Augenblick identisch zu sein; sie sind es aber nicht, sondern stehen geradezu im schraffsten Gegensatz zu einander, denn das eine schließt das andere aus. Was heißt: unparteiisch? Unparteiisch ist Derjenige, der sich redlich und gewissenhaft und nach besten Kräften bemüht, die Wahrheit herauszubekommen. Ein unparteiischer Richter z. B. wird genau den Thatbestand feststellen, er wird beide Parteien mit gleicher Aufmerksamkeit und mit gleicher Bereitwilligkeit anhören, ahne sich dabei durch günstige ader ungünstige Vorurteile für oder wider die eine aber die andere Partei leiten zu lassen; er wird die Zeugen verhören, den Grad ihrer Aufrichtigkeit und Glaubwürdigkeit abzuschätzen suchen, ob sie die Wahrheit sagen wollen und können; er wird weder etwas in sie hineinfragen noch wird er sie einschüchtern, damit sie etwas verschweigen, und er wird dann sein Urteil sprechen, ohne sich durch anderweitige Einflüße bestimmen zu lassen, etwa durch die Person des Klägers oder des Angeklagten oder durch Wünsche, die von höherer Stelle her geäußert oder mehr ader minder verschämt oder unverschämt angedeutet werden. Er wird vielmehr demjenigen Recht geben, der Recht hat, und demjenigen Unrecht, der Unrecht hat. Ebenso verhält sich der wissenschaftliche Forscher den verschiedenen Theorien gegenüber, die zur Erklärung der Thatsachen aufgestellt werden. Will er entscheiden, ob die Fartpflanzung des Lichtes gemäß der Emissionstheorie Newton's oder gemäß der Undulationstheorie Huyghens' vor sich geht, so stellt er zunächst alle in Betracht kommenden Thatsachen genau fest, vermeidet oder berücksichtigt sorgfältig alle Beobachtungsfehler und sieht dann zu, ob von diesen Thatsachen manche der einen Theorie widersprechen. Ist dies der Fall, dann verwirft er diese Theorie und nimmt eine andere an, durch welche sich alle Thatsachen widerspruchsfrei erklären lassen. Die Unparteilichkeit, die ja auch der wissenschaftliche Forscher besitzen muß, die überhaupt jeder besitzen muß, der die Wahrheit erkennen will, ist also nichts anderes als die intellecktuelle Gewissenhaftigkeit, von der William Kingdon Clifford spricht in einer kleinen, unter dem Titel „Wahrhaftigkeit" ins Deutsche übersetzten, sehr lesenswerten Schrift „The Ethics of Belief"*). Gerechtigkeit ist die ethische, intellecktuelle Gewissenhaftigkeit, die intellecktuelle Seite der Unparteilichkeit, d. h. des Bestrebens, die Wahrheit zu finden und sie zu befolgen.

*) Im ersten Jahrgang dieser Zeitschrift erschienen und seitdem bei Ferd. Dümmler-Berlin auch im Sonderabdruck veröffentlicht.

Ganz etwas anderes ist die Parteilosigkeit. Ein parteilaser Mensch will gar nicht die Wahrheit finden, ihm ist das Wahre ebenso gleichgiltig wie das Falsche; denn er will ja überhaupt keine bestimmte Partei ergreifen und er stellt auch an andere Leute das sanderbare Verlangen, daß sie ebenfalls keine Partei ergreifen sollen, ja, er ist sehr erboßt und fühlt sich in seinen tiefsten Gefühlen beleidigt, wenn man nicht auf ihn hört. Selbstverständlich kann daher ein parteiloser Mensch nie unparteiisch sein, denn er ist ja parteiisch gegen die Wahrheit, er will nicht, daß andere Leute die Wahrheit bekennen, sondern er verlangt von ihnen, daß sie parteilos sein sollen. Diese parteilosen Leute hören weder auf die eine noch auf die andere Partei, sie können sich also nie ein richtiges Urteil bilden, weil zu einem solchen eben die Kenntnis aller in Betracht kommenden Thatsachen gehört und sie es gerade ablehnen, sich diese Kenntnis zu verschaffen. Ihre Urteile werden alsa — falls sie überhaupt noch urteilen — fast immer falsch sein, und zwar in um so höherem Grade, je mehr diese Leute an ihrer Parteilosigkeit festhalten. Ein absolut parteiloser Mensch würde noch unter den Tieren stehen, denn die Tiere bilden sich Urteile, während ein völlig parteiloser Mensch überhaupt nicht urteilt, sanst ist er eben nicht parteilos. Mit jedem Urteil ergreift man ja Partei. Das, was in ethischer Beziehung objektiv Parteilosigkeit, subjektiv Charakterlosigkeit ist, ist in intellecktueller Beziehung Urteilslosigkeit, Einfalt, Dummheit. Je parteiloser ein Mensch ist, desto dümmer und charakterloser ist er.

Glücklicherweise kommt eine vollkommene Parteilosigkeit nie vor. Auch der stumpfeste Idiot urteilt und ergreift Partei, und auch jene Leute, die sich einbilden, parteilos zu sein, urteilen und ergreifen Partei, sei es in irgend einer Frage des täglichen Lebens oder der Wissenschaft. Für gewöhnlich verlangen auch diese Leute nur, daß man gegen zwei Faktoren des sozialen Lebens parteilos sein soll, nämlich gegen Religion und Politik. Wer jedoch wirklich in dieser Weise parteilos ist, der wird notwendig in Betreff der Religion und Politik in die größten Irrtümer verfallen, weil er es eben infolge seiner Parteilasigkeit verschmäht, sich eine genaue Kenntnis der Thatsachen zu verschaffen. Diese Irrtümer werden dann aber schließlich nicht auf Religion und Politik beschränkt bleiben, sondern sich auch auf andere Gebiete erstrecken. Sehr richtig sagt Schapenhauer in seiner „Welt als Wille und Varstellung": „Obwahl oft gesagt worden, daß man der Wahrheit nachspüren soll, auch wo kein Nutzen van ihr abzusehen, weil dieser mittelbar sein und hervortreten kann, wo man ihn nicht erwartet, so finde ich

hier doch noch hinzuzusetzen, daß man auch ebensosehr bestrebt sein soll, jeden Irrtum aufzudecken und auszurotten, auch wo kein Schaden von ihm abzusehen, weil auch dieser sehr mittelbar sein und einst hervortreten kann, wo man ihn nicht erwartet: denn jeder Irrtum trägt ein Gift in seinem Innern. Ist es der Geist, ist es die Erkenntnis, welche den Menschen zum Herrn der Erde macht, so giebt es keine unschädlichen Irrtümer, noch weniger ehrwürdige, heilige Irrtümer." Die Parteilosigkeit, auch nur in religiöser oder politischer Hinsicht, ist daher etwas sehr schädliches, weil sie notwendig zu Irrtümern führt. Es ist daher sehr wohl zu verstehen, daß Solon in seinen Gesetzen für denjenigen Strafen bestimmte, der parteilos blieb.

Sehr schön kann man sich den Unterschied zwischen Unparteilichkeit und Parteilosigkeit klarmachen an dem Verhalten der Dissidenten und Atheisten gegenüber der Religion. Dieselben*) sind durchaus unparteiisch, denn sie*) wollen, daß ihre Kinder sich eine, natürlich rein historische Kenntnis der verschiedenen Religionen verschaffen. Dagegen sind dieselben keineswegs parteilos, denn sie nehmen sehr energisch Stellung gegen die Art und Weise, wie der Religionsunterricht gegenwärtig noch auf den Schulen betrieben wird, nämlich von dem ganz einseitigen Standpunkte einer bestimmten Konfession. In der That, wenn die Dissidenten und Atheisten parteilos wären, dann würden sie ja zugeben, daß der Religionsunterricht in derselben Weise, wie bisher, weiter getrieben würde, sie würden sich also auch auf den Standpunkt einer bestimmten Konfession stellen, d. h. sie wären in Wirklichkeit gar nicht parteilos, sondern würden Partei ergreifen für eine Ansicht, welche sie nicht für die richtige halten.

Man muß also genau unterscheiden zwischen der Unparteilichkeit und der sogenannten Parteilosigkeit: Unparteilichkeit führt zur Wahrheit und zur Gerechtigkeit, Parteilosigkeit zur Unwahrheit und zur Ungerechtigkeit. Ein urteilsfähiger und charaktervoller Mensch wird daher nie parteilos sein, sondern er wird das Wahre und das Gute anerkennen und auszubreiten suchen, und er wird das Falsche und Schlechte rücksichtslos verfolgen.

Ein parteiloser Mensch ist meiner Ansicht nach ein intellektuell und ethisch verkrüppeltes Individuum, denn er erkennt eben nicht das Wahre als wahr an, das Falsche als falsch, das Gute als gut, das Schlechte als schlecht. Unparteiisch soll jeder sein, parteilos darf niemand sein. Zwischen unparteiisch und parteilos ist ein ähnlicher Unterschied wie zwischen gleichgeltend und gleichgiltig. Ein unparteiischer Mensch läßt nicht diejenigen Ansichten, welche ihm zunächst etwas unsympathisch sind, einfach unter den Tisch fallen, sondern er läßt jede Ansicht, auch die extremste, in gleicher Weise sich geltend machen und prüft sie sehr genau und eingehend, ob sie nicht doch etwas Richtiges enthält oder vielleicht ganz richtig ist. Er wird z. B. nicht eine bestimmte Ansicht, etwa den Sozialismus, ohne weiteres für falsch halten, sondern er wird sich zunächst sehr eingehend damit beschäftigen, sich liebevoll darein versenken, er wird versuchen, die Vorurteile zu überwinden, welche ja jedem ankleben infolge seiner Erziehung und infolge der besondern Verhältnisse, in denen er lebt, und er wird dann erst entweder ein zustimmendes oder ein verwerfendes Urteil abgeben, oder er wird einzelne Punkte dieser Ansicht mißbilligen, andere aber billigen, z. B. den achtstündigen Arbeitstag. Keineswegs aber wird er irgend etwas, z. B. den achtstündigen Arbeitstag, bloß deshalb verwerfen, weil eine politische Partei, die sozialdemokratische, denselben auf ihre Fahne geschrieben hat, sondern gerade dieser Umstand, daß die stärkste Partei, die es gegenwärtig giebt, die sozialdemokratische — sie erhielt bei den letzten Reichstagswahlen 1 734 000 Stimmen, die nächststärkste Partei, das Centrum, nur 1 270 000 Stimmen — und zugleich diejenige Partei, die in dieser Frage allein ein sachverständiges Urteil hat, sich für den achtstündigen Arbeitstag erklärt, — gerade dieser Umstand wird ihn auf den Gedanken bringen, daß der achtstündige Arbeitstag wohl doch eine durchaus berechtigte Forderung ist.

Ganz anders ein parteiloser Mensch. Da er vollkommen gleichgiltig ist gegen Wahrheit und Unwahrheit, gegen Recht und Unrecht, so wird er nicht erst lange nachdenken, sondern gleich mit seinem Urteil bei der Hand sein. Da er nun gehört hat, daß die Sozialdemokraten sehr gefährliche Menschen sind, daß sie Kaiser und Reich, Thron und Altar und den lieben Herrgott selber umstürzen wollen, so ist natürlich alles, was die Sozialdemokraten meinen und wollen, falsch und ein Unrecht, folglich auch die Forderung des achtstündigen Arbeitstages. — Was Parteilosigkeit bedeutet, möge folgendes Beispiel erläutern. Wessenberg erzählt aus der Geschichte der Albigenserkriege: „Des Papstes Legat, sich als Boten der göttlichen Rache brüstend, rief nach der Erstürmung von Beziers, als wegen der Schwierigkeit, Rechtgläubige und Ketzer zu unterscheiden, Gnade in Vorschlag kam: ‚Tötet immerhin; der Herr kennt die Seinen'." — Noch ein anderes Beispiel möge zur Erläuterung dienen. Zwei Kinder, Karl und August haben von ihrer Tante je einen Apfel geschenkt bekommen. Karl ißt den seinen sofort auf, August wartet noch eine Weile. Als er ihn nun verzehren will, nimmt ihm Karl denselben weg. August ist damit nicht einverstanden, und es entsteht zwischen beiden ein Streit. Der Vater im Nebenzimmer hört den Lärm, kommt mit dem Stock und verhaut sie alle beide, ohne erst zu untersuchen, wer Recht und wer Unrecht hatte. — War dieser Vater parteilos? Gewiß, denn er hat weder die Partei des einen noch des andern ergriffen. War er unparteiisch? Sicherlich nicht, denn er hat keine der beiden Parteien angehört; ein parteiloser Mensch ist eben immer parteiisch. Dieser Vater hat auf seine Kinder ohne Zweifel sehr ungünstig eingewirkt, denn er hat in ihnen das Rechtsgefühl abgestumpft. Da nun der menschliche Geist ein einheitlicher ist und jede Fähigkeit auch auf alle andern einen Einfluß hat, so hat jene Abstumpfung des Rechtsgefühls auch die übrigen Fähigkeiten geschwächt, z. B. in intellektueller Beziehung die intellektuelle Gewissenhaftigkeit und die Urteilskraft. Was in ethischer Beziehung Parteilosigkeit und Mangel an Rechtsgefühl ist, das ist eben in intellektueller Beziehung Mangel an intellektueller Gewissenhaftigkeit und Mangel an Urteilskraft.

Ich möchte nun von den vorstehenden Ausführungen einige Anwendungen auf die „Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur" machen. Manche Mitglieder derselben scheinen recht sonderbare Ideen zu haben. Eins derselben sandte an den Vorstand der Gesellschaft einen Brief*), in welchem unter anderm folgendes stand:

„Als selbstverständlich erschien mir, daß die „Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur" Religion und Politik von allen ihren Erörterungen fern zu halten habe, wie solches bei Gründung der Gesellschaft ausgesprochen und auch später bei verschiedenen Anlässen seitens der Vertreter ihres Vorstandes bestätigt wurde. — Da erfüllt es mich nun mit Sorge, zu sehen, daß das publizistische Organ der Gesellschaft, die Wochenschrift „Ethische Kultur", seine Spalten auch Artikeln öffnet, welche nicht von dem Grundsatze absoluter Neutralität in Bezug auf Religion und Politik ausgehen, sondern z. B. gegen den „Kapitalismus" zu Felde ziehen, den Besitzenden ihre Unterlassungssünden gegen die Proletarier vorhalten, die Bestrebungen der Sozialdemokratie dagegen als mehr oder minder berechtigt hinstellen, und dies alles in einem unethischen Style, wie man solchen in Parlamenten und Volksversammlungen zu hören bekommt, während Äußerungen, welche ethischen Bestrebungen dienen sollen, doch wohl unter allen Umständen der Form nach milde gehalten sein müßten. Ein derartiger Inhalt der genannten Wochenschrift wird eher im antiethischen Sinne wirken müssen, denn er gewinnt weder die Besitzenden noch beschwichtigt die Besitzlosen, trägt statt dessen aber dazu bei, die diese von jenen trennende Kluft zu erweitern."

Ich habe kaum meinen Augen getraut, als ich diese Worte las. Bei der Entscheidung irgend einer wissenschaft-

*) Leider wohl nicht alle! (Anm. d. Red.)

*) Im Leitartikel von Nr. 36 d. Jgs. von uns abgedruckt. (Anm. d. Red.)

lichen Frage müssen doch alle Thatsachen berücksichtigt werden, die für die Frage von Bedeutung sind, sonst wird ja doch die intellektuelle Gewissenhaftigkeit nicht geübt und das Resultat wird wahrscheinlich ein falsches. Nun sind aber Religion und Politik für die Ethik von der größten Bedeutung; Politik ist ja weiter nichts als öffentliche Ethik im Gegensatz zur Privatethik, die man gewöhnlich im engeren Sinne Ethik nennt. Der bekannte Sprachforscher Max Müller sagt einmal: „Ich spreche von Politik in ihrer wahren und ursprünglichen Bedeutung, als einem Zweige der Ethik, wie sie uns Kant gelehrt, und von diesem Standpunkt aus darf Keiner, sei er jung oder alt, sich seiner politischen Verantwortlichkeit entschlagen.“ — Wenn also wirklich die Gesellschaft für ethische Kultur Religion und Politik prinzipiell von ihren Erörterungen fernhalten wollte, dann würde sie ebenso handeln, wie ein Naturforscher, der erklärt, er wolle bei der Entscheidung über naturwissenschaftliche Fragen immer nur gewisse Thatsachen berücksichtigen, die übrigen aber unter den Tisch fallen lassen. Die Resultate, welche dieser Naturforscher erlangt, würde natürlich niemand anerkennen, weil sie ja infolge der ungenügenden Berücksichtigung der Thatsachen entweder falsch oder nur zufällig richtig sein werden. Ebenso würden die Ergebnisse, zu welchen die Gesellschaft für ethische Kultur gelangt, wenn sie alle Thatsachen, die in das Gebiet der Religion oder Politik fallen, von ihren Erörterungen ausschließen würde, nicht den geringsten Wert besitzen, weil man nie wissen kann, ob diese Ergebnisse richtig oder falsch sind, oder vielmehr die Wahrscheinlichkeit, daß sie falsch sind, der Gewißheit sehr nahesteht. Ebenso wenn die Wochenschrift „Ethische Kultur“ ihre Spalten Artikeln verschließen würde, die „nicht von dem Grundsatze absoluter Neutralität in Bezug auf Religion und Politik ausgehen,“ dann wäre ja diese Zeitschrift nur als Einwickelpapier gut. Sogar bei gewissen naturwissenschaftlichen Fragen läßt sich ein Eingehen auf religiöse und politische Ansichten schlechterdings nicht vermeiden, und gerade, weil die deutsche Wissenschaft sich davor nicht gescheut hat, steht sie gegenwärtig bei fremden Völkern in der größten Achtung.

Daß sie vor gesellschaftlichen und kirchlichen Vorurteilen nicht Halt gemacht, sondern der Wahrheit furchtlos in das ernste Antlitz geblickt hat, ist für die Naturwissenschaft und Medizin und infolge dessen für die Menschheit von größtem Segen gewesen; und jetzt kommen Leute und fordern von der Ethik, sie solle Halt machen vor diesen Vorurteilen und die Wahrheit mit Füßen treten?! Nun, ich meine, bis jetzt giebt es noch Männer in Deutschland, die dieses Treiben, das unter der Maske von ethischem Geschwätz sich versteckt, zu entlarven wissen; und wenn die „Gesellschaft für ethische Kultur“ wirklich — was aber nicht der Fall ist — durch gesellschaftliche oder kirchliche Vorurteile sich davon abhalten lassen würde, in wahrhaft ethischem Sinne zu wirken, oder wenn sie gar durch ethische Faseleien schädlich auf die Entwickelung unserer Kultur einwirken würde, dann würden sofort die edelsten Geister der Nation sehr energisch einer Gesellschaft entgegentreten, die unter der Maske der Ethik den Fortschritt der Menschheit zu hemmen sucht. Aber — ich wiederhole es — derartige Absichten hat die Gesellschaft nie gehabt und wird sie nie haben.

Die „Gesellschaft für ethische Kultur“ wird sich also ebensowenig vor einem Wirken in politischem Sinne scheuen dürfen, wie sich die Ärzte davor gescheut haben. In der That, bei vielen medizinischen Fragen läßt sich ein Eingehen auf die Politik schlechterdings nicht vermeiden. Z. B. ein Arzt, der bei einer Krankenkasse thätig ist, oder in einem Krankenhause, wo ja naturgemäß der größte Prozentsatz der Kranken aus der arbeitenden Bevölkerung sich zusammensetzt, der Leiter einer Klinik oder wer sonst irgendwie spezieller mit Gewerbekrankheiten sich beschäftigt — der wird ja wohl, wenn er erfolgreich thätig sein und wirklich etwas leisten will, sich auch mit den *Ursachen* dieser Krankheiten beschäftigen müssen und mit den *sozialen* Verhältnissen, die die Schädlichkeiten herbeiführen, durch welche jene Krankheiten entstehen. In der That haben ja auch z. B. auf dem internationalen hygienischen Kongreß zu Budapest die dort versammelten Aerzte sich mit der Frage des achtstündigen Arbeitstages beschäftigt, und sie sind nach eingehendster und sorgfältigster Prüfung aller in Betracht kommenden Thatsachen zu der Überzeugung gelangt, daß die Einführung des achtstündigen Arbeitstages unbedingt notwendig ist, wenn nicht die Gesundheit des Volkes die schwersten Schäden erleiden soll. Wenn also die Ärzte, die doch in dieser Frage durchaus sachverständig und kompetent sind, erklären, daß die Einführung des achtstündigen Arbeitstages unbedingt notwendig ist, dann ist der achtstündige Arbeitstag eo ipso auch eine *ethische* Forderung.

Ich möchte hier auf die Satzungen der ethischen Gesellschaft eingehen. § 1 derselben lautet:

„Es ist der Zweck der Gesellschaft, im Kreise ihrer Mitglieder und außerhalb desselben als das Gemeinsame und Verbindende, unabhängig von allen Verschiedenheiten der Lebensverhältnisse sowie der religiösen und politischen Anschauungen, die Entwickelung ethischer Kultur zu pflegen.

Unter ethischer Kultur als Ziel ihrer Bestrebungen versteht die Gesellschaft einen Zustand, in welchem Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und gegenseitige Achtung walten.“

Dieser Paragraph wird von den Mitgliedern der Gesellschaft häufig falsch verstanden, nämlich als ob derselbe laute: „Es ist der Zweck der Gesellschaft, im Kreise ihrer Mitglieder und außerhalb desselben *das Gemeinsame und Verbindende* zu pflegen.“ In Wahrheit lautet derselbe aber: „Es ist der Zweck der Gesellschaft, im Kreise ihrer Mitglieder und außerhalb desselben *die Entwickelung ethischer Kultur* zu pflegen.“ Das ist doch ganz etwas anderes. *Die Entwickelung ethischer Kultur soll das Gemeinsame und Verbindende und der Zweck der Gesellschaft sein*; aber keineswegs soll das Gemeinsame und Verbindende der Zweck der Gesellschaft sein. — Unter ethischer Kultur wird nun „Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und gegenseitige Achtung“ verstanden. Dies ist dasselbe, was wir vorhin mit Unparteilichkeit bezeichnet haben; Wahrhaftigkeit ist die intellektuelle, Gerechtigkeit die ethische Seite der Unparteilichkeit, und Menschlichkeit und gegenseitige Achtung sind sowohl Ursache als Wirkung der Unparteilichkeit. § 1 der Satzungen besagt also, daß die Gesellschaft sich der Unparteilichkeit befleißigen will; daraus folgt, wie wir vorhin gesehen haben, ohne weiteres, daß sie nicht parteilos sein will. Dies ist auch im § 2 sehr klar ausgesprochen worden, wo es heißt, die Gesellschaft wolle diejenigen *Reformen, die sich als ethisch notwendig erweisen*, unterstützen. Ich muß daher jener Auffassung auf das allerentschiedenste entgegentreten, die von Georg von Gizycki (in Nr. 17 des vorigen Jahrgangs der „Ethischen Kultur“) vertreten wird oder wenigstens vertreten wurde: „Die D. G. E. K. ist in der Religion, Philosophie und Politik vollkommen neutral, alle Richtungen sind in ihr gleichberechtigt. Diese Neutralität der ethischen Gesellschaft besagt aber natürlich nicht, daß in ihr solche Fragen nicht behandelt werden dürfen — wodurch sie sich der wichtigsten Bethätigung entäußern würde, — sondern nur, daß die Gesellschaft als solche für keine Richtung Partei ergreift.“ — Die Gesellschaft muß und wird auch *als solche* in bestimmten Fragen Partei ergreifen, wie dies in § 2 der Satzungen ausgesprochen ist, sonst wäre sie ja nur ein höchst überflüssiger Debattierklub. Diese meine Auffassung wird auch von der amerikanischen Gesellschaft für ethische Kultur vertreten. Dort heißt es bei einer Bewillkommnung neuer Mitglieder: „Zum ethischen Programm gehört die Achtung aller Überzeugungen, weil es die Achtung des Gewissens einschließt. Wir bewillkommnen alle Denkrichtungen, nicht aus Gleichgiltigkeit, sondern aus Grundsatz. Indem Sie sich

dieser Gesellschaft angeschlossen, haben Sie eine Pflicht übernommen: dem Streben nach Wahrheit sich hinzugeben. Sich hinzugeben — das ist das Wort. Die Gleichgiltigen sollten nicht Mitglieder werden. Jede Sünde kann verziehen werden außer der Gleichgiltigkeit. In allgemeinen Wendungen von Gerechtigkeit, Wahrheit und Reinheit reden, ist nicht genug. Wenn wir es verdienen wollen, Mitglieder dieser Gesellschaft zu sein, wenn wir der Ethischen Bewegung Ehre machen wollen, so dürfen wir nicht einen Tag vergehen lassen, ohne etwas zur Verwirklichung der ethischen Ideale zu thun. Das Gute kennen und es nicht so zu lieben, daß man es thut, heißt ein Ketzer sein." Hier ist doch sehr klar ausgesprochen, daß die Gesellschaft erstens unparteiisch und zweitens nicht parteilos sein will. Beides läßt sich ja auch gar nicht von einander trennen. Ich kann nicht begreifen, daß einige Mitglieder der ethischen Gesellschaft noch immer meinen, die Gesellschaft als solche müsse parteilos sein. Noch auf dem letzten Gesellschaftstage wurde von kapitalistischer Seite behauptet, die Bemerkung des § 2, daß die Gesellschaft diejenigen Reformen unterstützen wolle, die sich als ethisch notwendig erweisen, stände im Widerspruch mit § 1 und müsse daher ausgemerzt werden. Diese Bemerkung sei auch nur ganz zufällig in die Statuten hineingekommen; bei der Gründung der Gesellschaft habe die Aufstellung der Statuten große Mühe gekostet, und da habe man es mit den einzelnen Sätzen nicht sehr genau genommen, weil sonst überhaupt nichts zu stande gekommen wäre. Nun, erstens steht jene Bemerkung nicht im Widerspruch mit § 1, sondern ist sogar geradezu eine Folge desselben, und zweitens, wenn die Gesellschaft sich bloß auf das Diskutieren und Debattieren beschränken und sich nicht auch für praktische Fragen, z. B. für Einführung des achtstündigen Arbeitstages, erwärmen will, dann soll sie nur lieber einpacken, denn Phrasen giebt es schon mehr als zu viel in der Welt.

Wenn die Gesellschaft für ethische Kultur nur Redensarten machen will, dann ist sie nicht eine Gesellschaft für ethische Kultur, sondern eine Gesellschaft für ethisches Geschwätz, das sie wohl besser den alten Weibern beiderlei Geschlechts überlassen könnte. „Das Bier, das nicht getrunken wird, hat seinen Beruf verfehlt", und die Ethik, die nicht angewandt wird, hat auch ihren Beruf verfehlt.

## Bemerkungen zu obigem Artikel.

Von Georg von Gizycki.

Mit den meisten Ausführungen des vorstehenden Artikels bin ich einverstanden, ich muß aber einer mißverständlichen Ausdrucksweise und einer Verwechslung, die er enthält, entgegentreten.

Wenn der Verfasser unter einem „parteilosen" Menschen einen solchen versteht, der sich grundsätzlich keiner Partei, überhaupt keiner bestimmten Richtung anschließen will, so hat er vollkommen Recht, denselben zu verurteilen; denn seine Haltung ist mit dem sittlich geforderten Streben nach Wahrheit und Gerechtigkeit unvereinbar. Aber etwas sehr Irriges würde die Behauptung sein, daß man immer Partei ergreifen müsse; denn auch dieses Verhalten widerspräche der Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit. Partei ergreifen darf man doch nur für etwas, wovon man *glaubt*, daß es wahr oder gut ist. Man hat aber — wie der vom Verfasser angeführte W. K. Clifford so überzeugend nachgewiesen hat — *kein Recht* zu einem Glauben, wenn man ihn nicht durch eigene Prüfung und Untersuchung erworben hat. Und wer keine Zeit hat, zu untersuchen, der sollte auch keine Zeit haben zu glauben und — Partei zu ergreifen. Wer den Individualismus und den Sozialismus nicht sorgfältig geprüft hat, der kann nicht wissen, welches System wohlthätig und welches schädlich ist; wenn jemand sich also vorschnell für den einen oder den andern entscheidet, dann setzt er sich der Gefahr aus, das Unwahre und Schlechte zu verbreiten und das Wahre und Gute zu bekämpfen. Das Solonische Gebot, Partei zu ergreifen, würde also, wenn immer und buchstäblich befolgt, zur Gewissenlosigkeit führen. Es ist durch das andere zu ersetzen, daß man die Sache der Parteien sorgfältig prüfen und so lange parteilos bleiben muß, bis diese Prüfung zu einem Ergebnis geführt hat. Gerade die Unparteilichkeit fordert eine solche Parteilosigkeit. Aber diese soll nicht das Endziel, sondern nur eine Durchgangsphase sein.

Die Verwechslung, in welche Herr Liers verfällt, ist einerseits die der Haltung der ethischen Gesellschaft als solcher und derjenigen eines einzelnen Mitgliedes derselben — und andererseits die eines politischen oder religiösen Parteistandpunktes und einer konkreten praktischen Maßregel der ethischen Gesellschaft.

Jedes Mitglied der D. G. E. K. (und also auch Herr Liers) hat die Satzungen derselben angenommen, deren erster Paragraph, indem er „unabhängig von allen Verschiedenheiten . . . der religiösen und politischen Anschauungen" die Pflege ethischer Kultur fordert, in klarer Weise die religiös und politisch neutrale Haltung der Gesellschaft feststellt. Herr Liers hat also kein Recht, der diese Thatsache hervorhebenden Erklärung in meinem von ihm angeführten Artikel „auf das allerentschiedenste entgegenzutreten". „Der Grund davon, daß die ethische Gesellschaft keinerlei — religiöses oder philosophisches oder politisches — Glaubensbekenntnis aufstellt, ist," sagte ich in jenem Artikel, „die tiefe Überzeugung, daß die Moralität eines Menschen nicht von seinem Glauben abhängt, sondern daß bei entgegengesetzten politischen, philosophischen oder religiösen Standpunkten die gleiche Charaktertüchtigkeit oder ihr Gegenteil bestehen kann. Ein Mensch mag also seine Ansicht ändern, wiederholt ändern, — erst Theist, dann Pantheist, dann Atheist, oder erst Liberaler, dann Sozialist sein, ohne eine Veranlassung zu haben, die ethische Gesellschaft zu verlassen." Aber vielleicht bekämpft der Verfasser nicht die Neutralität der ethischen Gesellschaft gegenüber den verschiedenen politischen 2c. Standpunkten, sondern verlangt nur — was in meinen von ihm angeführten Worten gar nicht bezweifelt worden ist, — daß sie „in bestimmten Fragen Partei ergreifen" solle; denn diese Forderung knüpft unmittelbar an seine Kritik meiner Worte an. Auf Mr. Mangasarian's „Bewillkommnung neuer Mitglieder der Ethischen Gesellschaft" (in Nr. 42 d. Bl.) kann unser Autor sich nicht berufen, da die von ihm angeführten Worte nur das Verhalten der einzelnen Mitglieder, nicht die Gesamtbethätigung der ethischen Gesellschaft betreffen. Jedes Mitglied soll „nicht einen Tag vergehen lassen, ohne etwas zur Verwirklichung der ethischen Ideale zu thun" — wie es *selbst* diese versteht; aber diese Auffassung kann von der anderer oder der Mehrheit der Mitglieder abweichen. Eine ethische Predigt kann einen Individualisten so wohl wie einen Sozialisten begeistern; aber ihr Enthusiasmus kann sich in sehr verschiedener Weise offenbaren.

Wohl aber hat Herr Liers Recht, geltend zu machen, daß die ethische Gesellschaft als solche nicht allen *Einzelfragen* gegenüber neutral oder parteilos bleiben will, da nach § 2 ihrer Satzungen zur Erreichung des Zweckes der Gesellschaft die „Unterstützung der Reformen, die sich als ethisch notwendig erweisen", dienen soll — womit, wie aus dem Zusammenhange klar hervorgeht, eine *gesellschaftliche* Bethätigung gemeint ist. Es hätte also beispielsweise den Satzungen der D. G. E. K. vollkommen entsprochen, wenn der letzte Gesellschaftstag sich für den *Achtstundentag* erklärt hätte (vgl. Nr. 42, S. 336 d. Bl.), sofern die Mehrheit der Delegierten die (sofortige oder allmähliche) Einführung desselben für eine *ethisch notwendige* Reform gehalten hätte. Gewisse Gründe, die in den bezüglichen Debatten geltend gemacht wurden, würden den erwähnten Punkt des zweiten Paragraphen völlig illusorisch machen. Illusorisch würde er auch dann werden, wenn die Besorgnis, daß bei

der Annahme eines, eine ethisch notwendige Reform befürwortenden Antrages die Gesellschaft einige Mitglieder verlieren würde, gegen die Annahme desselben den Ausschlag geben müßte. Die Pforten der D. G. E. K. stehen Allen, welche die Satzungen annehmen, weit offen; eine Prüfung der sittlichen Geeignetheit zur Mitgliedschaft ist — mit vollem Recht — ausgeschlossen. Es ist also von vornherein wahrscheinlich, daß der Gesellschaft — aus irgend welchen Gründen — auch solche Personen beitreten, welche die Satzungen in ihrem Innern nicht angenommen haben und welchen die ethische Kultur nicht am Herzen liegt. Solche Elemente zu verlieren, könnte der ethischen Gesellschaft nur zum Segen gereichen. Ihre Anziehungskraft für die redlichen Elemente würde dadurch um so größer werden. Wer beflissen ist, auch den Beifall der intellektuell und ethisch Minderwertigen zu erlangen, wird den der Guten und Intelligenten verlieren.

Daß auch ein guter und intelligenter Mensch eine von einem Gesellschaftstage der D. G. E. K. angenommene Reformmaßregel — z. B. die Einführung eines achtstündigen Maximalarbeitstages — für nicht ethisch notwendig halten kann, versteht sich von selbst; es ist sogar, wenn es sich um Reformen handelt, in den meisten Fällen nicht wahrscheinlich, daß unter den Delegierten Einstimmigkeit herrschen wird. Nach den Satzungen entscheidet — wie im Parlament — die Stimmenmehrheit. Wer nicht einen polnischen Reichstag oder eine Anarchie haben will, der wird sich — als dem kleineren Übel — dem Mehrheitsbeschlusse fügen, das heißt: er wird ihn als eine offizielle Äußerung des Gesellschaftsorgans anerkennen und keineswegs durch denselben sich veranlaßt sehen, aus der Gesellschaft auszutreten. Es heißt aber nicht, daß er sich durch einen Gesellschaftsbeschluß dazu bestimmen lassen wird, dem zuwider zu handeln, was er für recht hält. Zu solcher Gewissenlosigkeit verleiten zu wollen, liegt einer ethischen Gesellschaft fern. Was würde also — um bei unserm Beispiele zu bleiben — die Annahme des Achtstundentag-Antrages bedeutet haben? Nur dieses: daß die Mehrheit der gewählten Vertreter der D. G. E. K. ihren Mitgliedern, den Arbeitern, den Unternehmern und den Regierungen gegenüber ihre Sympathie mit jener Forderung ausdrücken und zu nochmaliger ernster Erwägung der Frage veranlassen wollen.

Daß die nach Herrn Liers „von kapitalistischer Seite“ aufgestellte Behauptung, der Reformen fordernde Passus des § 2 der Satzungen der ethischen Gesellschaft widerspreche dem § 1 derselben, irrig ist, versteht sich von selbst, da dieser als Zweck der Gesellschaft die Pflege der Entwicklung ethischer Kultur hinstellt, also, nach der sogleich folgenden Definition, eines Zustandes, in welchem Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und gegenseitige Achtung walten, — eines Zustandes, der noch nicht vorhanden ist, sondern eben entwickelt werden soll. Der Nebentitel dieser Zeitschrift entspricht der eigentlichen Tendenz der ethischen Gesellschaft. Was die weitere Bemerkung anbetrifft, jener Reformen verlangende Passus „sei nur ganz zufällig in die Statuten hineingekommen: bei der Gründung der Gesellschaft . . . habe man es mit den einzelnen Sätzen nicht sehr genau genommen,“ so ist dieselbe doppelt unrichtig; denn jener Passus ist nicht in den ursprünglichen, von der konstituierenden Versammlung am 19. Oktober 1892 angenommenen Satzungen enthalten, sondern erst auf dem Frankfurter Gesellschaftstage (12. bis 15. Oktober 1893) eingefügt worden, und jene ursprünglichen Satzungen haben zwar „große Mühe gekostet“, man hat es mit ihnen aber in der That „sehr genau genommen“, wie alle, die an den verschiedenen vorbereitenden Beratungen teilgenommen haben, mit mir bezeugen werden.

Aber wenn eine ethische Gesellschaft — was die D. G. E. K. nicht thut, so wenig wie die amerikanischen ethischen Gesellschaften — sich darauf beschränken wollte, was ethische Kultur ist zu erkennen, so würde sie dadurch doch nicht, wie unser Autor sagt, ein höchst überflüssiger „Debattierklub“ werden. Die Erkenntnis des Sittlichen muß doch dem sittlichen Handeln vorangehen; und Diejenigen machen sich daher wohl verdient um die Menschheit, welche jene Erkenntnis fördern. Dieselbe ist aber eine Sache nicht des vereinzelten Individuums, sondern — wie jede Wissenschaft — des Zusammenarbeitens Vieler. Gerade das Zusammenarbeiten Verschiedendenkender — wie die D. G. E. K. es ermöglicht — wird den ethischen Gesichtskreis erweitern und in einigem Maße davor bewahren, in Einseitigkeit zu verfallen.

Daß aber dem Denken und Reden über Ethik das Thun des Rechten zu folgen hat — darin sind mit unserm Autor Alle einverstanden.

---

## Ein Liberaler über „Religion, Sitte und Ordnung“.

*Aus der „Vossischen Zeitung“.*

Durch strenge Gesetze kann man zeitweilig den Ausdruck der Unzufriedenheit hemmen und die Bethätigung der freien Überzeugung unterdrücken; Religion, Ordnung und Sitte wird man durch Schutzmann und Staatsanwalt allein nicht fördern. Man kann durch drakonische Maßregeln unliebsame Erscheinungen abwehren, aber niemals Hingebung, Opferfreude, Bürgersinn erzeugen. Seit das Ausnahmegesetz beseitigt ist, hat sich die Sozialdemokratie in einer Weise entwickelt, daß Herr Bebel die Hände über dem Kopf zusammenschlägt und die Fahne des Aufruhrs gegen seinen eigenen Parteitag entrollt. Gleichwohl halten einzelne Parteien für angemessen, den Kampf gegen den Umsturz zu verkünden, als ob die Sozialdemokratie heute gefährlicher wäre als vor einem halben Jahrzehnt. Aber was sie „Kampf gegen den Umsturz“ nennen, das ist noch kein Kampf für Religion, Sitte und Ordnung. Wenn man richtig für Religion, Sitte und Ordnung kämpfte, dann hätte man vielleicht keinen Anlaß, besondere Gesetze gegen die Sozialdemokratie zu machen.

Für Religion! Was Religion sei, mag zweifelhaft erscheinen. Schiller behauptete, von allen Religionen, die man ihm nennt, keine zu bekennen, eben aus Religion. Allein was man auch unter diesem Wort verstehe, ob man die Religion als Sache des Herzens oder der Vernunft, als Offenbarung, als Dogma auffasse, darüber ist alle Welt einig, daß jedwede Religion untersagt, in blutiger Selbsthilfe den Nächsten anzugreifen und zu töten, sein oder des anderen Leben freventlich aufs Spiel zu setzen, eine Familie ihres Ernährers zu berauben. Nun denn, der Kampf für die Religion erheischte in erster Reihe die Beseitigung des Zweikampfs. Wer wagt, die Unsitte des Duells, diesen Molochsdienst falscher Ehre, vom Standpunkt der Religion zu verteidigen? Eine Reihe ausgezeichneter Geistlicher hat in Wort und Schrift das Duell bekämpft. Die katholische Kirche ahndet es mit den schwersten Strafen. Dennoch ist der Zweikampf im Heere unter bestimmten Voraussetzungen nicht nur gestattet, sondern geboten. Der Offizier, der es grundsätzlich ablehnt, sich zu schlagen, wird aus dem Heere entfernt. Wer es ernst meint mit dem Kampf für die Religion, der muß diesen Ernst auch durch die That beweisen. Der Hebel muß bei der Unsitte des Zweikampfs angesetzt und hier dem „göttlichen Recht“ genug gethan werden. Aber verstößt das Duell nicht so gut gegen die bürgerliche Ordnung wie gegen die Religion? Ist es nicht durch das Staatsgesetz verboten? Die Parteien können sich schwerlich wundern, daß die gesetzliche Ordnung nicht hinreichend geachtet wird, wenn sie selbst ein böses Beispiel geben, wie sie es bei der Verteidigung des Zweikampfes thun.

Zur Ordnung im Staat gehört auch die Sicherheit der Person. Wenn man das Eigenthum und die Familie mit Recht als Grundlagen der Ordnung ansieht, wieviel mehr nicht die Sicherheit für Leben und Gesundheit! Dann aber bemühe man sich, will man für die Ordnung kämpfen, diese Sicherheit

überall in den Staatseinrichtungen zum Ausdruck zu bringen. Wenn junge Soldaten in den belebten Straßen einer Großstadt Schüsse aus dem kleinkalibrigen Gewehr abgeben können, wenn die Möglichkeit besteht, daß unbeteiligte, unschuldige Personen Gesundheit und Leben lassen, sobald ein Kamerad des Herrn Luck sich kraft seiner Instruktion genötigt glaubt, Feuer zu geben, dann gerät man in Zweifel, ob das die richtige Ordnung sei, ob dieser Zustand Schutz verdiene oder aber, je eher, desto besser, einer neuen und besseren Ordnung weiche. Alles, was dem wirksamen Rechtsschutz dient, das dient auch der Ordnung, nicht aber die Abwehr von noch so leidenschaftlichen Angriffen auf Mißstände, die nur unzutreffend Ordnung genannt werden.

Man könnte den Umsturzparteien viel Boden abgraben, wenn man überall Verhältnisse schüfe, die wirklich als Ordnung und Recht bezeichnet werden könnten. Aber kann es als Ordnung gelten, daß heute noch arme Teufel, die in Untersuchungshaft genommen oder lange Monate oder Jahre im Gefängnis oder Zuchthaus festgehalten werden, keinerlei Entschädigung vom „Rechtsstaat“ erhalten, sobald sich ihre Unschuld herausstellt? Kann eine Ordnung Schutz finden und verdienen, bei der Prozesse viele Monate oder Jahre hingeschleppt werden und Kosten machen, die der minder bemittelte Mann zu erschwingen außer stande ist? Ist die immer noch vielfach bestehende, zeitweilig grell hervorgetretene Richternot mit dem Begriff der Ordnung überhaupt vereinbar? Welche Vorstellung soll der Bürger von der Ordnung erhalten, wenn im Militärprozeß ein ganz anderes Recht gilt als im bürgerlichen Prozeß, ein Recht, das die Wissenschaft längst als unhaltbar und unerträglich bezeichnet hat? Und kann die große Masse eine Ordnung achten, bei der man die widerspruchvollste Bemessung des Wahlrechts beobachtet, eine Ordnung, bei der der eine Minister in der ersten, der andere in der zweiten, der dritte in der dritten Abteilung wählt und ein leitender Staatsmann zehnfach weniger Wahlrecht ausübt als sein untergebener Rat und hundertfach weniger als sein Schneider? Da mag man die Gesetze verschärfen, wie man will, für eine solche Ordnung wird man niemals allgemeine Achtung erzwingen.

Aber auch für Sitte, für gute und edle Sitte soll man kämpfen gegen den Umsturz. Dann gehe man hinaus auf die Rennplätze und frage, wo die Sitte wohnt. Dort steht unter behördlicher Genehmigung eine große Wettmaschine, an der jährlich Hunderttausende verloren werden, nicht immer von Menschen, denen es ihre Mittel erlauben, gelegentlich „dem Glück die Hand zu bieten“, sondern auch von Dirnen und Zuhältern und Kassirern und nur zu oft von gewerbsmäßigen Spielern oder auch Falschspielern, die ihr Geschäft nach dem Rennen in vornehmsten Klubs fortsetzen. Heißt das für die Sitte kämpfen, indem man den Betrieb des Totalisators verteidigt? Und schon vor nahezu einem halben Jahrhundert haben sich konservative Männer in Preußen ereifert, daß man hier aus einer Einrichtung Geld schlage, die man doch nicht anders als eines christlichen Staates unwürdig bezeichnen könne, nämlich aus dem öffentlichen Glücksspiel, aus der Lotterie. In den letzten Jahren aber hat man die Lotterie nicht nur nicht beseitigt, man hat die Zahl ihrer Lose außerordentlich vermehrt. Weshalb gestattet man dann nicht auch die Wiedereröffnung der Spielbanken? Wenn das eine öffentliche Spiel mit der „Sitte“ vereinbar ist, dann ist es das andere genau so. Wenn man für Ordnung, Religion, Sitte kämpft, so beginne man diese Grundsätze zuerst in der Gesetzgebung, in der Verwaltung, im Staatsleben rücksichtslos durchzuführen, ohne Kompromiß mit alten Vorurteilen, ohne Rücksicht auf die Interessen des Fiskus.

Noch an manchen anderen Punkten ließe sich die Sonde der Kritik ansetzen. Es wäre nicht schwer nachzuweisen, wie wenig beispielsweise die heute noch vielfach übliche Bevorzugung des Adels mit der rechtlichen Ordnung verträglich ist, wie der Glaube an die öffentliche Ordnung und Sitte durch mancherlei andere Vorgänge untergraben wird. Vorerst werden die wenigen Hinweise zu dem Beweise genügen, daß man für Religion, Sitte und Ordnung kämpfen kann, auch ohne neue Polizeigesetze gegen die Sozialdemokratie zu machen oder die allgemeine Freiheit zu beschränken.

## Bücherbesprechungen.

**Das rote Gespenst,** beleuchtet von Otto Prange. Stuttgart 1894. Robert Lutz.

Wer — wie der Verfasser obiger Schrift — sich inmitten einer Welt von sozialen Vorurteilen zu menschlichem und gründlichem Verstehen geächteter Bestrebungen durchgerungen hat, dessen Worte sind mehr als bloße Worte: sie sind soziale Thaten. Denn die Begeisterung seines hingebenden Ernstes und seiner tapferen Selbstbezwingung strömen als lebenschaffende Kraft in alle über, die diese Worte hören. Möchte niemand Otto Pranges Schrift ungelesen lassen, der an sich und Anderen im Dienste des sittlichen Fortschrittes arbeiten will! „In meiner Studie mache ich den Versuch,“ so sagt der Verfasser, „dem Geist der Ungerechtigkeit, der Unwissenheit, der Verständnislosigkeit und der Gehässigkeit, der heutzutage Millionen gegenüber der Sozialdemokratie und dem Sozialismus beherrscht, entgegenzutreten . . . . Ich bin kein Sozialdemokrat . . . . ich habe nur das heiße Verlangen, dazu beizutragen, daß jener unheilvolle Geist des Vorurteils unter meinen Mitbürgern zerstört werde, der da meint, eine so tiefe und umfangreiche Bewegung wie die sozialdemokratische abthun zu können mit ein paar Redensarten über die „Unausführbarkeit des Zukunftsstaates,“ „das Lächerliche der Gleichmacherei,“ das Trostlose eines Zustandes, wo keine Konkurrenz mehr vorhanden sein werde, die „Gott- und Vaterlandslosigkeit“ der „Sozialdemokratie,“ die „Begehrlichkeit der Massen“ oder — last not least — über die „freie Liebe.“

Ganz vortrefflich sind im Sinne dieser Opposition gegen das Vorurteil die Betrachtungen, welche der Verfasser über die Frage nach dem sogenannten Zukunftsstaat ausspricht. Seine ethische Kritik richtet sich übrigens nicht nur gegen das Bürgertum; auch der Sozialdemokratie wird ernst die Wahrheit gesagt. Leichtfertiges Spielen mit der Idee der revolutionären Gewalt wird ihr vorgeworfen. Doch versäumt der Verfasser nicht, darauf hinzuweisen, daß die Engherzigkeit und Verständnislosigkeit der oberen Klassen die Hauptschuld an der revolutionären Verzweiflung der Arbeiter trägt.

Herr Prange ist eifriger Mitarbeiter der Abteilung Magdeburg der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur. Möchten sich viele solcher Männer zu uns gesellen!

Freiburg i. B. — Friedr. Wilhelm Foerster.

— —

**Letzte Dorfgänge, Kalendergeschichten und Skizzen aus dem Nachlasse** von Ludwig Anzengruber. Stuttgart 1894, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 487 S. 8°.

Im Anschluß an die bereits in zwei Auflagen erschienene Gesamtausgabe der Werke des allzufrüh dahingegangenen Dichters kommt dieser Band als Nachlese seiner Erzählerthätigkeit. Ist auch manches darunter, was gar zu sehr das Gepräge des Schreibenmüssens trägt, so wird doch jeder Verehrer Anzengrubers diese, für sein unter schweren Prüfungen entfaltetes Wirken charakteristischen, Leistungen gern in den Kauf nehmen neben dem vielerlei Trefflichen, das ihm hier geboten wird. Eine neue Seite seines Schaffens thut sich dabei allerdings nicht auf. Auch in der gegenwärtigen Sammlung, die dem Stoffe nach in drei Gruppen sich gliedert — Dörfliches, Phantastisches und Städtisches, — zeigt sich der Autor nur auf ländlichem Gebiete in unwiderstehlicher Meisterschaft. Da ist alles echt, kernig, packend bei ernsten Gegenständen, liebenswürdig bei helleren Situationen. Den lehrhaften Zweck und die Vertretung einer gesunden Sittlichkeit hat der Autor allerdings auch bei seinen übrigen Darstellungen im Auge; aber der Stoff ist ihm spröde unter seinen Händen, die Situationen erscheinen gesucht, die Gestalten unlebendig, nicht überzeugend. Es bleibt ein psychologisches Rätsel, daß Anzengruber, der eingefleischte Wiener, der die Dörfer nur aus gelegentlicher Berührung kannte, ländliche Leute und Verhältnisse mit unfehlbarer Lebendigkeit gestalten konnte, während ihm die Darstellung bürgerlicher Zustände und Charaktere niemals recht gelingen wollte. Ob er es bei längerem Wirken schließlich zu größerer Geschicklichkeit gebracht hätte, muß dahingestellt bleiben. Immerhin zeigen die in vorliegender Sammlung mitgeteilten Versuche ein redliches Bemühen um die Herrschaft auch über das Stoffgebiet seiner unmittelbaren Umgebung, welches er in dem Drama „Das vierte Gebot“ einmal mit besserem Glück, wenn auch da nicht mit wahrer Kunstvollendung sich zu eigen gemacht hatte. Als Studien behalten diese Sachen jedoch ihren Wert, und wer den Dichter aus seinen übrigen Werken lieb gewonnen, wird auch diese Gabe nicht missen wollen.

Helsingfors. — Wilh. Bolin.

# Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

### Abteilung Berlin.

In der „Gruppe für ethische Bildung“ sprach am Sonnabend, den 17 November, Herr Dr Berendt über

**Schopenhauer und Nietzsche im Lichte der ethischen Kultur.**

Der Vortragende begann mit der Bemerkung, daß Schopenhauer, Bismarck und R Wagner dem letzten Drittel unseres Jahrhunderts die Signatur aufgedrückt haben. Ohne Schopenhauer hätten wir im öffentlichen Bewußtsein kaum noch eine Philosophie; sie hätte sich ohne ihn in Naturwissenschaft und andere Spezialwissenschaften aufgelöst. Kants Bekämpfung der Metaphysik wäre hauptsächlich der Naturwissenschaft zu Gute gekommen, während die tieferen Teile der Kant'schen Philosophie von Schopenhauer weiter ausgebildet wurden. Auch Spinozas Philosophie sei uns erst durch Schopenhauer in vielen Teilen aufgeschlossen worden. Die Kunst, die tiefsten Probleme populär zu behandeln, befähigte Schopenhauer, der vorzüglichste philosophische Lehrer aller Gebildeten zu werden; dieser erste, blendende Eindruck würde jedoch abgeschwächt, wenn man der Einseitigkeit in seiner Philosophie inne wird. Seine Moralprinzipien beruhen auf seiner Metaphysik, nach welcher alle Wesen an einem einzigen Weltwillen teilnehmen, aber an der Erkenntnis dieser Wahrheit durch das principium individuationis (Prinzip der Vereinzelung) verhindert werden. Der Böse, welcher dieses Prinzip nicht durchschaut, macht zwischen sich und Anderen einen fundamentalen Unterschied, während der Gute in allen Wesen sich selbst wiedererkennt. In diesem Prinzip überwiegt, wie der Vortragende überzeugend und unter Berufung auf Ausführungen des Professors Jodl darlegte, das Gefühl gegenüber der Erkenntnis; wir können eben nicht jeden als alter ego betrachten. Der berechtigte Kern dieser Lehre Schopenhauer's sei der, daß wir in der Gattung alle eins sind, d. h der Möglichkeit nach jeden einzelnen zu der Höhe der durch Vernunft geeinigten Gemeinsamkeit führen können. Zudem widerlegt Schopenhauer diese Lehre durch sich selbst: sonst Geistesaristokrat, ist er in der Moralphilosophie ultrademokratisch. Das glänzendste Aperçu Schopenhauers in der Moralphilosophie ist nach den Ausführungen des Vortragenden die Lehre, daß das Mitleid die Quelle des ethischen Handelns sei. Spinoza und Kant haben eine der Schopenhauerschen Ansicht entgegengesetzte Auffassung vom Mitleid, weil sie nicht, wie Schopenhauer, den Ausgangspunkt, sondern das Endziel der Ethik im Auge hatten. Nach Spinoza bleibt das Endziel aller Ethik die durch Vernunft geregelte Mitfreude. – Schopenhauer wendet sich ferner gegen jede Selbstliebe, ohne zwischen Egoismus und Selbsterhaltungstrieb zu unterscheiden; er kommt daher zu einer schroffen Scheidung von Ethik und Glückseligkeit und wendet in der Bekämpfung des Eudämonismus unwissenschaftliche Mittel an. In der Askese Schopenhauers als dem höchsten Begriff seiner Ethik, hebt er die Moral als Selbstzweck wieder auf; Mitleid und Gerechtigkeit sind nur Mittel, um sich im Aufgeben des Willens zu üben. Diese mystische Seite seiner Philosophie ist besonders von reaktionären Geistern aufgenommen worden und wurde auch zu Angriffen gegen die ethische Kultur verwendet.

Nietzsche stellt ursprünglich eine Reaktion gegen die Schopenhauersche Moralphilosophie dar. Nach ihm hatte gut ursprünglich die Bedeutung von tapfer, stolz, selbstvertrauend (Herrenmoral), schlecht die Bedeutung von bescheiden, demütig, mitleidig (Sklavenmoral). Die Sklaven rächten sich an den Herren, indem sie im Christentum ihre Moral den Herren aufdrängten und dadurch eine Umwertung der moralischen Werte zu Wege brachten. Berechtigt ist nach dem Vortragenden an Nietzsche's Angriffen gegen das Christentum nur der Umstand, daß dieses die antiken Tugenden der Selbstbehauptung zurückdrängt; Nietzsche verkennt aber die großartige Erweiterung, welche die Ethik durch das Erwachen der allgemeinen Menschenliebe im Christentum erfuhr. Nietzsche nimmt zur ethischen Kultur eine ähnliche Stellung ein wie die Sophisten zu Sokrates; er hat wie sie dazu beigetragen, die Moral von der Religion loszulösen; er bekämpft alle Konventionen der Moral in vortrefflicher Weise und ist daher negativ für die ethische Kultur von großer Bedeutung, weil er die Hindernisse für den positiven Aufbau einer auf rein menschlichem Grunde wurzelnden Ethik hinwegräumt.

Dr. Julius Friedlaender.

### Abteilung Breslau.

Der im vorigen Winter abgebrochene, allgemein mit regstem Interesse verfolgte, juristische Kursus wurde durch einen Vortrag des Rechtsanwalt O. Marcuse über

**„Das Recht der Persönlichkeit“**

wieder eröffnet. Nach einigen einleitenden Ausführungen über Begriff und Wesen der Rechts- und Kulturgeschichte und über die Ursachen des Unterganges der hohen Kulturen des Altertums, welche vor allem in dem mangelnden Gleichgewicht zwischen den Rechten des Einzelnen und dem Rechte der Gesamtheit zu suchen sind, stellte Redner als die Hauptaufgaben des Staates den einzelnen Menschen gegenüber die folgenden hin: 1. Der Staat hat jeden Menschen als heilig und unverletzlich zu betrachten; 2 hat er dafür zu sorgen, daß jedem seiner Bürger, vor allem der Jugend, der gleiche, mit der Kultur fortschreitende Unterricht zu teil werde, und geeignete Anstalten für Künste und Wissenschaften zu errichten; 3. hat der Staat die allgemeinen Menschenrechte festzustellen und zu respektieren. Redner verfolgte die Entwickelung und Fortbildung der bürgerlichen Rechte von der Magna charta libertatum und der Habeas corpus-Acte an bis auf unsere Zeit und führte namentlich an, daß auf die allgemeinen Menschenrechte zum erstenmal in der Unabhängigkeits-Erklärung der Vereinigten Staaten von Nordamerika hingewiesen wurde, während die spätere Verfassung nur die politischen Rechte der Bürger festgestellt habe, bis die französische Revolution in einer für die spätere Zeit vorbildlichen Form die allgemeinen Menschenrechte von Neuem formuliert habe. Als die wichtigsten Menschenrechte stellte Redner die folgenden hin: 1. Das Recht der Persönlichkeit im engeren Sinne; als Verletzungen desselben seien besonders zu erwähnen: Sklaverei, Leibeigenschaft, Knechtschaft, Schuldknechtschaft und die Todesstrafe; 2. das Recht des Lebens, das von dem alten römischen Recht, so weit es sich um das keimende Leben handelt, nur in Bezug auf das Erbrecht anerkannt werde; 3. das Recht der geistigen und leiblichen Lebensentwickelung, der Integrität und Gesundheit. Der Staat habe in jeder Beziehung für das leibliche Wohl seiner Bürger Sorge zu tragen, so vor allem einen Maximal-Arbeitstag festzusetzen. Die Forderung des Achtstundentages sei übrigens bereits in früher Zeit von einsichtigen Männern, so von Alfred dem Großen von England, gestellt worden. 4 Das Recht der Ehre. „Jeder Mensch muß so lange als ehrenhaft betrachtet werden, als ihm keine unehrenhafte Handlung nachgewiesen werden kann. Entehrende und beschimpfende Strafen (Pranger, Prügelstrafe &c.) sind zu verwerfen. 5. Das Recht der Gleichheit. Gleiche Lebens- und Entwickelungsbedingungen, gleiche Gesetze und gleiches Recht für Jedermann; Ausnahmegesetze sind nicht statthaft. 6. Das Recht der Freiheit als Denkfreiheit, als bürgerliche und politische Freiheit, Religions- und Bekenntnisfreiheit, Unterrichtsfreiheit (Lehr- und Lernfreiheit), endlich der Versammlungs- und Vereinigungsfreiheit. 7 Das Recht der Arbeit. Es ist das einzige der noch nicht zu staatlicher Anerkennung gelangten Menschenrechte und zeigt verschiedene Auffassungen, so als Recht auf Existenz, dessen Anerkennung seitens der neueren Gesetzgebung immerhin begonnen habe, als Recht auf den vollen Arbeitsertrag &c. — Redner schloß seinen mit reichem Beifall aufgenommenen Vortrag mit dem Hinweis darauf, daß nur der Kampf die Dauer der Rechte gewährleistet.

# Leipziger Gesellschaft für ethische Kultur.

**Bericht für das Halbjahr vom 23. April bis 5. November 1894.**

Die Leipziger Gesellschaft für ethische Kultur besteht am Schlusse des zweiten Halbjahres aus 60 Mitgliedern und folgendem Vorstand: 1. Vorsitzender: (an Stelle des Herrn Dr. phil. Cohn, welcher am 30. Juli dieses Jahres leider den Vorsitz niederlegen mußte, da er Leipzig verließ) Herr R. Hasse, der an demselben Abend einstimmig für dieses Amt gewählt wurde. 2. Vorsitzender: Herr Franz Scheibe. 1. Schriftführer: Herr cand. med. M Kötscher. 2. Schriftführer: Frau J E. Magnus. Kassierer: Herr Ed. Breslauer — Gruppen: Die im vorigen Halbjahre gegründete Gruppe für die Frauenfrage hat ihren Unterrichtskursus für Schreibmaschine und Stenographie, welcher unter Leitung der Frau Magnus steht, auf Wunsch der bisherigen Schülerinnen bis 1. April 1895 ausgedehnt, da eine Schülerin längere Zeit von Leipzig abwesend war und infolge dessen zurückgeblieben ist, und die anderen aus Privatgründen nicht früher in Stellung treten und bis dahin in der Übung bleiben möchten. Außerdem haben sich am 15. Oktober neue Gruppen gebildet und zwar: 1 eine pädagogische Gruppe, 2 eine soziale Gruppe, 3. eine Gruppe für Kunst und Litteratur. **Vortragsabende**. Die Leipziger Gesellschaft für ethische Kultur hielt in dem Halbjahr vom 23. April bis 5. November folgende 9 Vortragsabende ab: Montag, den 7. Mai, Herr Dr. med. Brecher: „Aphorismen zur ethischen Erziehung“. Montag, den 28. Mai, Herr Dr. phil. Cohn: „Friedrich Albert Lange als Vorbild und Erzieher.“ Montag, den 4. Juni Herr Franz Scheibe: „Die Ziele der ethischen Kultur und das Verbrechen“. Montag, den 18. Juni, Herr Dr. Brecher: „Arbeiter und Sklaven des Altertums.“ Montag, den 2. Juli, Herr R Hasse: „Die ethische Bedeutung der verkürzten Arbeitszeit“. Montag, den 16 Juli, Herr Dr. Tille: „Über den Fortschritt.“ Montag, den 30 Juli, Herr Kunstmaler Lämmel: „Das Verhältnis der bildenden Kunst zur Ethik.“ Montag, den Oktober, Herr Dr Reiche: „Egoismus“. Montag, den 22. October, Frl Doris Kiesewetter: „Bericht über die Thätigkeit des Vereins Frauenwohl, Berlin.“ — Außerdem fanden noch zwischen den angeführten Vortragsabenden alle 14 Tage Zusammenkünfte im Vereinslokal statt, bei denen entweder vorgelesen oder über einschlägige Litteratur referiert wurde. — Hat die Gesellschaft in diesem Sommersemester sich auch nicht gerade vermehrt, so ist sie doch ziemlich auf gleichem Mitgliederstand geblieben, — ein Ergebnis, welches für das Sommersemester immerhin noch als günstig zu bezeichnen ist. Ein freudig zu begrüßender Fortschritt ist darin zu verzeichnen, daß die Gesellschaft sich immer fester consolidiert hat und damit ihr Ziel- und Selbstbewußtsein gewachsen ist, gewiß zum Vorteil für das nun folgende Winterhalbjahr, in welchem es zu zeigen gilt, welche Kraft die Gesellschaft gewonnen hat, zu Nutz und Frommen ihrer selbst und aller derer, denen sie näher zu treten in der Lage ist.

Leipzig, den 5. Nov 1894. Max Kötscher, 1. Schriftführer.

Frau J. E. Magnus, 2. Schriftführer.

# Anzeigen.

In **Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12** beginnt soeben zu erscheinen:

## LITTROW,
# Die Wunder des Himmels
oder
## Gemeinfassliche Darstellung des Weltsystems

**— Achte Auflage. —**

Völlig umgearbeitet von

**Dr. Edm. Weiss,**

Professor und Direktor der k. k. Sternwarte zu Wien.

***Mit 14 lithographierten Tafeln und vielen Holzschnitt-Illustrationen.***

Zur Erleichterung der Anschaffung wird die neue Auflage in höchstens 36 Lieferungen erscheinen, deren alle Monat zwei bis drei ausgegeben werden, so dass innerhalb Jahresfrist das ganze Werk beendet ist. Der Preis einer Lieferung ist auf nur 40 Pf. festgestellt.

Jede Buchhandlung nimmt Bestellungen auf das Werk an und hält die erste Lieferung vorrätig.

---

Im Commissionsverlag von **Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12** erschienen soeben:

## Sternkarten in gnomonischer Projection

zum Einzeichnen von

**Meteorbahnen, Nordlichtstrahlen, Cometenschweifen, leuchtenden Wolken, Zodiakallicht**

**und anderen Himmelserscheinungen**

zugleich als **Repetitionsatlas** für das Studium der Sternbilder

entworfen und bearbeitet von

**Dr. phil. Carl Rohrbach.**

Herausgegeben von der Vereinigung von Freunden der Astronomie und kosmischen Physik.

**═ In 12 Sectionen: ═**

| | | | |
|---|---|---|---|
| I. Cygnus. | IV. Serpens. | VII. Aquila. | X. Norma. |
| II. Ursa major. | V. Cancer. | VIII. Corvus. | XI. Argo navis. |
| III. Perseus. | VI. Pisces. | IX. Eridanus. | XII. Phoenix. |

Diese Sternkarten werden geliefert:

als **Atlas** (je 1 Ex. der 12 Karten enthaltend) in Lederpapierumschlag geh.,
als **Block** (10 Ex. **einer** Karte enthaltend) auf Pappe,
mit Gebrauchsanweisung.

***Exemplare des Atlas oder der Blockausgabe sind zum Preise von 1 Mark durch jede Buchhandlung zu beziehen.***

---

# Oeffentliche Versammlung

am Sonntag, den 2. Dezember, Vormittags 11½ Uhr,
im **Konzerthause**, Leipzigerstraße 48:

**Frau Lily von Gizycki**
über
## Die Bürgerpflicht der Frau.

---

Preisgekrönt.
**Weltausstellung Chicago.**

**Quecksilber-Thermometer,**
**bis + 550° C. sicher** anzeigend, mit und ohne Aich-Schein.
**Härte-Skala** für Glas, gesetzlich geschützt, für Laboratorien und Schulenterricht.

**W. Niehls**
Fabrik meteorol. und physik. Instrumente.
Berlin O., Schönhauser Allee 166a.

☞ Empfohlen durch die Herren Schott & Gen., Jena.

---

**Damen und Familien**
finden angenehmen Aufenthalt in der
**Familien-Pension F. Beck**
**Berlin SW.**, Hallesche Str. 20. III.

Aufnahme für jede Zeitdauer. Pensionspreis 3–5 Mk. pro Tag. Für Durchreisende Logis mit einzelnen Mahlzeiten.
Beste Empfehlungen stehen zur Seite.

---

**W. SPINDLER**

Berlin C. und
Spindlersfeld bei Coepenick.

**Färberei und Reinigung**
von Damen- und Herren-Kleidern, sowie von Möbelstoffen jeder Art.

**Waschanstalt für Tüll- und Mull-Gardinen, echte Spitzen etc.**

Reinigungs-Anstalt für **Gobelins**, Smyrna-, Velours- und Brüsseler **Teppiche** etc.

Färberei und Wäscherei für Federn und Handschuhe.

**Färberei.**

---

Kinderwagenbazar
Max Grünner, Berlin,
Jerusalemerstr. 42,
Filiale:
Brunnenstr. 6.
Grossartige Auswahl,
bestes Fabrikat,
billigste Preise,
viele Anerkennung.
Illustr. Musterbuch
gratis und franko.

---

Zur Lieferung aller Arten **preiswürdiger Uhren**, besonders in verschiedenen Temperaturen und Lagen regulirter **Ankeruhren**, empfiehlt sich bei Zusicherung strenger Reellität

**C. Bäker,**
Uhrmacher in **Nauen** b. Berlin.
Mitgl. d. Vereinig. v. Fr. d. Astronomie u. kosm. Physik.

**Goldene Herren- und Damenuhren**
unter Angabe des Goldgewichts der Gehäuse.

Unbekannte Besteller werden um gefl. Angabe von Referenzen gebeten.

---

# Ethische Schriften

aus dem

## Verlage von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin.

**Der Moralunterricht der Kinder.** Von Felix Adler. Autorisierte Übersetzung, herausgegeb. von Georg von Gizycki 2 M., geb. 2,60 M.

**Die ethischen Gesellschaften.** Vortrag von Prof. Felix Adler. 25 Pf.

**Die ethische Bewegung in Deutschland.** Vorbereitende Mitteilungen eines Kreises gleichgesinnter Männer und Frauen zu Berlin. Zweite verm. Auflage. 60 Pf.

**Wahrhaftigkeit.** (The Ethics of Belief.) Von William Kingdon Clifford. Autorisierte Uebersetzung von Lily von Gizycki. 60 Pf.

**Die ethische Aufgabe des Menschen.** Von Dr. Berthold Weiß. Zweite Auflage. 30 Pf.

**Die Begründung einer Gesellschaft für ethische Kultur.** Einleitungs-Rede, gehalten am 18. October 1892 zu Berlin von Wilhelm Foerster, Prof. und Direktor der Königl. Sternwarte zu Berlin. 40 Pf.

**Geistesfreiheit und Gesittung.** Ein Beitrag zum sozialen Frieden. Von Wilhelm Foerster. Zweite Ausgabe. 30 Pf.

**Die Anfänge eines neuen sozialen Geistes.** Ein öffentlicher Vortrag, im Frühjahr 1894 gehalten von Dr. Wilhelm Foerster. 60 Pf.

**Zur Ethik des Nationalismus und der Judenfrage.** Rede, gehalten am 23. November 1892 in der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur zu Berlin von Wilhelm Foerster. 30 Pf.

**Die Judenfrage ökonomisch und ethisch.** Von Dr. Fr. Lütgenau. 30 Pf.

**Kinder- und Hausmärchen,** gesammelt durch die Brüder Grimm. Nach ethischen Gesichtspunkten ausgewählt und bearbeitet von Georg und Lily von Gizycki.
Volks-Ausgabe. Mit 8 farbigen Bildern von F. Holbein. Gebunden 1 M.
Feine Ausgabe auf Velinpapier. Mit 8 farbigen Bildern von F. Holbein. Elegant gebunden 2 M.

**Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.** 1893. 1. u. 2. Heft. à Heft 50 Pf.

**Die ethische Lebensansicht.** Von William Mackintire Salter. Aus dem englischen Manuscript übersetzt von G. von Gizycki. 40 Pf.

**Träume.** Von Olive Schreiner. Autorisierte Übersetzung von Margarete Jodl. Mit einer Einleitung von Dr. Friedrich Jodl. 1,60 M., eleg. geb. 2,40 M.

**Religion und Moral.** Antwort auf eine in der „Ethischen Kultur“ gestellte Frage von Graf Leo Tolstoy. Aus dem russischen Manuscript übersetzt von Sophie Behr. 60 Pf.

**„Ethische Kultur“ und ihr Geleite.** I. Nietzsche-Narren (in der „Zukunft“ und in der „Gegenwart“). II. Wölfe in Fuchspelzen (2 Kirchenzeitungen). Von Ferdinand Tönnies. 75 Pf.

**Ethische Kultur.** Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen. Jahrgang 1893. Gebunden 8 M.

**Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.**

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung Berlin SW 12 — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2092.

# Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

## Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Herausgegeben von
**Dr. Georg von Gizycki,**
Professor der Ethik an der Universität zu Berlin.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

| II. Jahrgang. | Berlin, den 8. Dezember 1894. | Nr. 49. |
|---|---|---|





## Max Halbes „Jugend“.

Von einem Studenten und vom Herausgeber.

Wir erhielten vor einigen Monaten „von einem jungen Studenten“ einen Aufsatz, betitelt: „Eine ethische Lehre in Max Haldes ‚Jugend‘“. Da derselbe von symptomatischer Bedeutung ist, so lassen wir ihn unverkürzt hier folgen.

„220 Aufführungen hat das Max Haldesche Liebesdrama „Jugend“ nun bereits in Berlin erlebt, und jeder, der nicht absichtlich ernste Gedanken und philosophische, an einen sozialen Fehler mahnende Betrachtungen in sich ertötet, wird zugestehen, daß das Stück seinen schönen Erfolg mit Recht verdient hat. Es ist zweifellos eines der besten neueren Dramen und, was speziell die Zeichnung der Charaktere und die psychologische Entwickelung anbelangt, geradezu meisterhaft. Die Charaktere der drei Hauptpersonen sind so anziehend, ja so poesievoll geschildert, daß jedermann ihnen seine vollste Sympathie schenken muß. Nicht, wie es so oft in den modernen Dramen der Fall ist, fühlt man sich durch diesen oder jenen Charakterzug, durch eine oder die andere ins Excentrische gehende Eigenschaft abgehalten, den Hauptpersonen seine uneingeschränkte Sympathie — ich möchte fast sagen seine Freundschaft — entgegen zu bringen, vielmehr erwerben sie sich alle von Anfang an unsere innigste Anteilnahme. Daher kommt es auch, daß uns ihr Schicksal weit mehr zu Herzen geht, daß wir über die Gründe, welche sie zur Sünde trieben, weit mehr nachdenken, als in einem anderen Drama, dessen Personen nicht in gleichem Maße unsere Liebe erworben haben, und deren Schicksal uns daher nicht so sehr ergreift, wie z. B. in Sudermanns „Heimat“, trotzdem in diesem Drama die eigentliche Tendenz recht scharf betont wird. „Jugend“ regt weit mehr zu Betrachtungen an, obgleich man dies Drama ohne weiteres als tendenzlos bezeichnen kann. Die folgenden Überlegungen entspringen keineswegs einer notwendigen, durch den Verlauf des Stückes bedingten Gedankenfolge; der Dichter braucht sogar an die hier gezogenen Konsequenzen und Lehren garnicht gedacht zu haben, trotzdem man bei Haldes radikalen Gesinnungen annehmen kann, daß auch sie in seinem Plane gelegen haben.

Betrachtungen über das im Drama behandelte Thema, das sexuelle Gebiet, sind im allgemeinen verpönt; man pflegt in zu weit getriebener Prüderie am liebsten den dichtesten Schleier darüber zu breiten; aber er muß gelüftet werden, um hinzuweisen auf einige der furchtbarsten Mißstände, der entsetzlichsten Grausamkeiten, die sich viele fast tagtäglich zu schulden kommen lassen, nur um — die Wohlanständigkeit zu wahren.

Der junge Student Hans Hartwig und seine entfernte Verwandte und Jugendgespielin Annchen Klein, beide noch „rein“ und unberührt vom Hauche giftiger Leidenschaft, lernen sich im Hause des Pfarrers Hoppe kennen und lieben. Und schon zwei Tage darauf sind beide „gefallen“. „Anathema!“ werden hier die meisten rufen, „eine solche Handlungsweise kann durch nichts entschuldigt werden; wer sich so weit vergißt, darf nimmer auf Verzeihung rechnen, und es geschieht ihm recht, wenn er verfehmt und geächtet bleibt für sein ganzes Leben“. Ist ein so furchtbar strenger Urteilsspruch wirklich berechtigt, ist es recht, solche Sünder ohne weiteres zu verdammen, ohne eine Entschuldigung gelten zu lassen, ohne eine Verzeihung zu ermöglichen? Tausenden und Abertausenden gegenüber verfährt die Gesellschaft täglich mit der gleichen erbarmungslosen Strenge; beim Manne zwar vergißt sie alsbald das Vergehen, ihm spricht sie ja stillschweigend das Recht zu, „sich auszuleben“, und nur, wenn er ein unbescholtenes Mädchen unglücklich gemacht hat, trifft ihn ihr Vorwurf — auf einige Zeit wenigstens. Das Mädchen dagegen, das sich einmal hat verführen lassen, ist verloren für alle Zeit, keine Reue kann ihre Schuld tilgen, ausgestoßen bleibt sie von der „wohlanständigen“ Gesellschaft Zeit ihres Lebens. „Das geschieht ihr auch ganz recht,“ wird erwiedert werden, „ein Mädchen, das sich dermaßen hinreißen lassen kann, das freventlich in einem Augenblick der Leidenschaft alle Gebote der Sittsamkeit mißachtet, verdient kein besseres Schicksal, denn nur ein schlechter, von Grund aus verdorbener Charakter kann solcher Sünde fähig sein.“ Diese Ansicht aber hat Halde aufs glänzendste widerlegt. Annas Charakter ist so gut, so kindlich-fröhlich, so liebevoll, kurz so einnehmend geschildert, wie man ihn nur jedem jungen Mädchen wünschen kann. Niemals haben sich sündhafte Begierden in ihr geregt bis zu dem Augenblick, da sie der Sünde verfiel, und doch ist der Gedankengang, den sie der Dichter bis zu ihrem Fall durchmachen läßt, so natürlich und ungezwungen, ja selbstverständlich, daß kein Fehler in der psychologischen Deduktion gefunden werden kann. „Sie wußte aber, welche Folgen ihre Sünde haben mußte, welches unglückliche Lebensschicksal ihrer wartete; wenn sie dennoch einen kurzen Moment des Glückes ihrem Lebensglück vorzog, so giebt es keine Entschuldigung für sie, sie verdient ihr Schicksal und ist des Mitleids und des Erbarmens nicht wert.“ So urteilt der, welcher mit kühlem Blute, bei klarer Besonnenheit ihre Sünde betrachtet; aber die Liebenden hören nicht die Stimme der Vernunft, oder vielmehr sie hören sie, sind aber nicht fähig nach ihr zu handeln; sie sind fast willenlos, stehen gleichsam unter dem Banne einer dämonischen Macht,

und wie hypnotisiert folgen sie dem mächtigsten aller menschlichen Instinkte, dem Geschlechtstrieb. Die Vernunft, der Wille, das Gewissen dämmen sich dagegen auf und werden ja im allgemeinen bei solchen Naturen, wie Hans und Anna es sind, trotz der wütendsten Aufwallung verzehrender Leidenschaft auch den Sieg davontragen; aber in „Jugend“ treten noch andere Faktoren hinzu, welche entscheidend in die Sachlage eingreifen.

Seit geraumer Zeit schon wird Anna von ihrem Beichtvater, dem hyperorthodoxen, finsteren Kaplan Gregor v. Schigorski, bestürmt, in ein Kloster zu gehen. Wenige Minuten, bevor Hans ankommt, hat sie erfahren, daß sie in einem Breslauer Kloster bereits erwartet werde. Die Angst vor einem solchen Schicksal, die Freude am Leben, der sie vielleicht schon so bald „um Gottes Willen“ entsagen soll, sind mächtig wirkende Triebfedern, die sie der Versuchung geneigter machen, und mit Recht kann nachher der Pfarrer dem Kaplan, welcher mit härtesten Worten Annas Fehltritt verurteilte, den vernichtenden Ausspruch entgegenschleudern: „Sie, Herr Kaplan, haben das arme Mädchen auf dem Gewissen.“ Dazu kommt der Umstand, daß den beiden Liebenden, welche gar nicht mehr ohne einander leben zu können meinen, eine lange Trennung bevorsteht, und der schmerzliche Gedanke daran will sie das kurze Glück ihres Zusammenseins noch so recht auskosten lassen, er raubt ihnen den letzten Rest der Überlegung, und Vernunft und Gewissen werden ertötet in der mächtig auflodernden Flamme des unwiderstehlichen Instinktes.

Wer wagt den ersten Stein auf sie zu werfen? Wer kann behaupten, daß er unter gleichen Verhältnissen im Kampfe mit der stärksten Leidenschaft den Sieg behalten hätte? Der alte Pfarrer Hoppe hat gut sagen, er habe in seiner Jugend seine heiße Liebe bezwungen; für ihn lagen die Verhältnisse eben günstiger, er war niemals einer gleich gefährlichen Versuchung ausgesetzt gewesen. Hier kann keiner an seine Brust schlagen: „Ich bin besser, als jene,“ denn in der Feuerprobe des Affektes erscheint der Wille, den man bei ruhiger Ueberlegung für so felsenfest und unerschütterlich hält, so schwach und so matt, er versagt so leicht, so leicht, wie man es nie gedacht hat. Wenn der heftigste Sturm der Leidenschaft ganz entfesselt ist und dahinbraust mit elementarer Gewalt, so schleudert er alles nieder, was sich seiner zermalmenden Wucht in den Weg stellt, und die besten Vorsätze, die vernünftigsten und überzeugendsten Warnungen des Gewissens können nicht Stand halten, sondern zerstieben wie Spreu im Kampfe mit den Naturgewalten.

Ist es nun recht, einen Sünder für den Fehltritt in einem Augenblick, wo er kaum als verantwortungsfähig bezeichnet werden kann, mit der schwersten Strafe zu belegen, wie sie nur gemeinen Verbrechern zu teil wird, — mit dauernder Ächtung und lebenslänglichem Ehrverlust? Was berechtigt dazu, den mächtigsten Trieb so grausam zu unterdrücken, das Zusammenlodern der verzehrenden Flammen zweier Herzen gewaltsam zu verhindern? Man braucht kein Anhänger der „freien Liebe“ zu sein, man kann sogar gegen die herrschende Zügellosigkeit des männlichen Geschlechtes in sexueller Hinsicht energisch protestieren und braucht dennoch nicht zu verkennen, daß in gewissen Fällen der außereheliche Geschlechtsverkehr mindestens verziehen werden kann, und daß unsere heutigen Begriffe von der Ehe und vom Geschlechtsleben zumal dem weiblichen Geschlecht gegenüber noch vielfach von mittelalterlichster Beschränktheit und Grausamkeit sind. Möge das Halbesche Liebesdrama den Erfolg haben, daß die Strafe, die am schwersten empfunden wird, die Verachtung und Ehrlosigkeit, den aus Liebe Gefallenen gegenüber als ungerecht erkannt wird, und daß man den Fehltritt der unglücklichen Mädchen milder, versöhnlicher und ethischer beurteilt, als bisher! ‚Alles verstehen heißt Alles verzeihen!‘“

---

Ich war erstaunt, daß Halbes „Jugend“ so beurteilt werden konnte. Ich lud den jungen — in der That erst zwanzig Jahre alten — Studenten zu einer Besprechung seines Artikels zu mir ein. Das erste, was ich ihn fragte, war: „Haben Sie das Stück nur gesehen oder auch gelesen?“ — „Nur gesehen.“ — „Wie oft?“ — „Einmal.“ — „Wann haben Sie Ihren Aufsatz geschrieben? Gleich darauf?“ — „Nein. An einem Freitage habe ich das Drama gesehen, und am nächsten Sonntag Abend habe ich darüber zu schreiben begonnen.“ — „Haben Sie mit Freunden über das Stück gesprochen, und was sagten sie dazu?“ — „Einige waren damit einverstanden, andere nicht.“ — „Für wie alt würden Sie den Schauspieler, der den Hans Hartwig darstellte, nach seinem Aussehen gehalten haben?“ — „Für einige zwanzig.“ — „Gab die Schauspielerin, welche die Rolle Annchens gab, wie ein naives Landmädchen aus, oder wie sonst?“ — „Wie eine Schauspielerin.“

Was ich gehört hatte, machte mir das vorliegende Schriftstück um vieles erklärlicher. Ich richtete an den jungen Mann aber noch zwei Fragen: „Glauben Sie, daß Sie fähig wären, Ihre Cousine am zweiten Tage, nachdem Sie sie wiedergesehen haben, zu verführen?“ — „Nein, ich nicht.“ — „Haben Sie jemals mit Ihrer Mutter über solche Dinge geredet?“ — „Nein.“ — „Das dachte ich mir.“

Ich hatte es mir gedacht, weil ich es für unmöglich halte, daß ein junger Mann, mit dem seine Mutter — wie es ihre heilige Pflicht ist — ernst über sein Verhalten zum weiblichen Geschlecht gesprochen hat, in solche Gedanken geraten kann, wie sie in dem Aufsatze zum Ausdruck kommen. Ich sagte nun dem jungen Mann sehr eingehend meine Meinung über Halbes „Jugend“ und über den Artikel. Als ich ausgeredet hatte, wollte er denselben zurückziehen, um ihn umzuarbeiten, nachdem er das Drama gelesen habe. Aber ich riet ihm, zwar in Zukunft niemals wieder sich öffentlich in Reflexionen über ein Schauspiel zu ergehen, das er nicht aufmerksam gelesen habe, aber diesen Aufsatz in seiner gegenwärtigen Gestalt mir zur Veröffentlichung zu belassen, da er ein gewisses psychologisch-ethisches Interesse habe, indem er zeige, wie die Aufführung jenes Dramas auf junge Leute wirken könne. —

Wenn unser junger Freund älter geworden sein wird, wird er aus der Anzahl der Aufführungen, die ein Bühnenstück erzielt, so wenig wie aus der Höhe der Auflage eines Buches, nicht mehr auf dessen Wert schließen. „Charleys Tante“ wurde hier dreihundertmal aufgeführt. **Verdient** aber hat m. E. Halbes Drama seinen Erfolg nicht. Denn es besitzt nicht die Vorzüge, die der vorliegende Artikel daran rühmt. Gewiß beweist es ein schönes Talent und enthält es viele psychologisch feine Schilderungen; aber die Handlung, in der das Ganze gipfelt, ist etwas Unmögliches. Es ist unmöglich, daß ein unverdorbener Mensch von achtzehn Jahren, der außer seiner Schwester noch nie ein Mädchen geküßt hat, am zweiten Tage seiner Bekanntschaft ein Mädchen verführt. Um die Sache minder unwahrscheinlich zu machen, hätte Halbe seinen Hans Hartwig entweder als einen in der einen oder anderen Weise bereits verdorbenen Jüngling darstellen oder ihm ein höheres Alter geben müssen. Ganz plausibel würde die Sache geworden sein, wenn der junge Mensch, anstatt direkt vom Gymnasium zu kommen, schon einige Semester auf der Universität gewesen wäre; bei seinem Charakter, den Halbe mit solcher Konsequenz durchführt, wäre ihm dann auch das in Rede stehende Verbrechen zuzutrauen gewesen. Aber dann hätte Halbe seinem Stücke freilich nicht den Titel „Jugend“ geben können, welcher andeutet, daß die geschilderten Vorgänge nicht etwas Abnormes, sondern etwas Typisches sind. Durch diesen Titel, den Halbe seinem Schauspiel gegeben hat: „**Jugend, ein Liebesdrama**“ hat er sich an der menschlichen **Gesellschaft versündigt**. So ist unsere Jugend nicht, und so ist nicht die Liebe. Die Jugend, die er in Hans Hartwig schildert, ist eine so verkommene, wie

sie sich selten findet, und die „Liebe“, die dieser zeigt, ist kaum mehr als tierische Brunst oder die Liebe, welche der Wolf zum Lamme hat.

Nicht so verzeichnet, wie die Figur des Jünglings, ist die der Jungfrau; aber für wahrscheintich halte ich den Fall nicht, daß ein Mädchen ihres Alters (18 Jahre) sich in einen gleichalterigen, wie der Dichter selbst von ihm sagt, „noch ziemlich grünen“ Burschen sterblich verliebt.

Sudermanns Dramen, auf welche der Verfasser obigen Artikels sich beruft, stehen nach meiner Ansicht in künstlerischer sowohl als in sittlicher Hinsicht hoch über Halbes „Jugend“. Sie schildern (außer in der Figur des Grafen Trast in der „Ehre“) nichts psychologisch Unmögliches, und niemals beschönigen sie das Schlechte, wie Halbe es besonders durch den von ihm gewählten Titel thut.

Sehr merkwürdig ist es, daß unser „junger Student“ die beiden Gestalten des Burschen und des Mädchens nicht streng auseinander hält, obwohl sie doch die stärksten Gegensätze sind: sie war leichtsinnig, aber voll Liebe und Güte und Hingebung an Andere, er stets nur an sich und seine Zukunft denkend, zänkisch, ohne einen edlen Zug. Das Einzige, was an ihm gefallen kann, seine Aufrichtigkeit, wird sich bei seinem selbstsüchtigen Charakter bald genug verlieren; und er wird sich vermutlich zu einem Menschen wie dem Regierungsrat in Sudermanns „Heimat“ entwickeln. Wenn man von der ihm zugeschriebenen „Reinheit“ und der Verführung absieht, ist die Gestalt des Hans Hartwig lebenswahr und folgerichtig dargestellt: er ist einfach ein aus dem Käfig losgelassener, ungezogener, in hohem Maße selbstsüchtiger Junge, ohne jede Spur von der, diesem Alter so oft eigenen Ritterlichkeit. Wenn der feige Maulheld für das einstehen soll, was er gethan hat, dann läuft er davon und überläßt die angeblich Geliebte ihrem Schicksal, — während sie, die ihn wirklich liebt, alle Strafe auf sich lenken will. In der Art, wie er rücksichtslos seinen tierischen Instinkten folgt, erinnert er an den Kretin Amandus. Selten wird einem ein so verächtliches Geschöpf über den Weg laufen, wie dieser Hans Hartwig!

In obigem Artikel heißt es: „Der alte Pfarrer Hoppe hat gut sagen, er habe in seiner Jugend seine heiße Liebe bezwungen; für ihn lagen die Verhältnisse eben günstiger, er war niemals einer gleich gefährlichen Versuchung ausgesetzt gewesen“. Freilich lagen für den Pfarrer Hoppe „die Verhältnisse günstiger“: er war nämlich ein braver Mensch, „ein Mann von Ehre“, während Hans Hartwig das Gegenteil ist. Jener hatte eine menschliche, sympathische, dieser eine tierische, rein egoistische Liebe zu seinem Mädchen. Darum sagt dieser zum Pfarrer: „Ach, ich denk, Onkel Hoppe, wenn man Einen lieb hat, dann denkt man nicht so an Alles — Dann ist Einem schließlich Alles gleich,“ — während jener erwidert: „So also, man denkt dann nicht an Alles! Und weißt Du, was ich denke! Man denkt dann erst recht an Alles! Das sind eben die Verschiedenheiten im Denken zwischen uns.“ Eben darum, weil Hoppe ein braver Mensch war, hat er sich in Geduld gefaßt und gewartet. Die Behauptung aber, Pfarrer Hoppe sei „niemals einer gleich gefährlichen Versuchung ausgesetzt gewesen,“ ist ganz aus der Luft gegriffen. Im Gegenteil, da das Mädchen, welches Hans Hartwig „liebte“, seine Cousine war, und ihr Pflegevater, sein Onkel, ihm „entgegengekommen war wie einem Sohne“, so war in seinem Falle die „Versuchung“ eine möglichst geringe. Aber der Pfarrer Hoppe, den der Dichter charakterisiert als einen Mann von „einst strotzender, mit den Jahren gedämpfter Kraft und tief verinnerlichter Lebenserfahrung“, hatte seinen „Kampf durchgefochten — seinen Kampf mit der Welt und mit sich selbst“; während bei dem Burschen Hans von einem solchen Kampfe gar nicht die Rede ist. Es erschien ihm eben einfach „alles so natürlich, so natürlich!“ Daß Vernunft und Gewissen dazu da sind, das „Natürliche“ zu beherrschen, ist ihm ein ganz fremder Gedanke.

Unser „junger Student“, der etwas phrasenhaft die Macht des Geschlechtstriebes schildert, verkennt den Unterschied, der zwischen dem tierischen und dem menschlichen Menschen besteht. Alle tierischen Instinkte, der Rachetrieb z. B., sind „unwiderstehlich“, wenn ihnen kein oder ein geringer Widerstand entgegengesetzt wird. In den Selbstbekenntnissen des Mörders, die in Bianchis (in diesem Blatte kritisiertem) „Roman eines geborenen Verbrechers“ enthalten sind, erinnere ich mich Auslassungen gelesen zu haben, die in bedenklicher Weise an die unseres „jungen Studenten“ erinnern.

Derselbe schließt seinen Aufsatz mit den Worten: „Alles verstehen heißt alles verzeihen!“ Es giebt kaum eine unwahrere Sentenz, als diese. Dadurch, daß man eine Handlung versteht, d. h. ihre Ursachen erkennt, wird sie nicht zu einer guten Handlung, so wenig wie zu einer schlechten; sondern die Entscheidung der Frage, ob die Handlung gut oder böse ist, hängt von der Beschaffenheit ihrer Ursachen und Wirkungen ab. In Wahrheit sagte jene geistreiche Französin: „Alles verstehen heißt zur Hälfte verzeihen“. Damit meinte sie vielleicht dieses: Wenn wir über eine tadelnswerte Handlung nachdenken und ihre Ursachen erkennen, die Handlung „verstehen“, dann gewahren wir, daß der Tadel nicht nur den Handelnden selbst, sondern auch diejenigen trifft, welche an seiner schlechten Charakterbeschaffenheit die Mitschuld tragen. Die moralische Gemütsbewegung verbreitet sich also über ihren ursprünglichen Gegenstand hinaus auf ein weiteres Gebiet, und eben dadurch wird ihre Heftigkeit gebrochen.

Ganz einverstanden bin ich mit dem Verfasser obigen Artikels, wenn er die Prüderie, welche das sexuelle Gebiet von aller Diskussion ausgeschlossen sehen möchte, tadelt. Die Sünde wird dadurch, daß man über sie schweigt, nicht getötet. Vielmehr ist gar oft eben jene Prüderie mit schuldig an ihr.

Auch stimme ich ihm darin bei, daß in diesem Gebiete gegenwärtig „die furchtbarsten Mißstände“ herrschen. Ein Gesellschaftszustand, der einem großen Teile der Bevölkerung gerade in der kräftigsten Lebensperiode das Eingehen einer Ehe unmöglich macht, ein Staat, dessen leitende Organe Beamten, welche sich verheiraten wollen, mit Entlassung drohen, ist gewiß ungesund. Wem es mit dem „Kampfe wider die Unsittlichkeit“ wirklich ernst ist, der muß auch für die wirtschaftlichen Bedingungen allgemeiner Sittlichkeit eintreten. Wir hoffen, die Zeit ist nicht mehr sehr fern, wo es jedem normalen Manne mit fünfundzwanzig, jedem normalen Weibe mit zwanzig Jahren möglich sein wird, eine Ehe einzugehen; und wenn dann zugleich, wie wir ebenso zuversichtlich hoffen, das Weib vom Manne ökonomisch unabhängig sein wird, so wird die Unsittlichkeit auf ein kleines Maß beschränkt werden.

Und auch darin bin ich mit dem „jungen Studenten“ einig, daß es ungerecht ist, solche, die aus Liebe gefallen sind, „mit der schwersten Strafe zu belegen, wie sie nur gemeinen Verbrechern zu teil wird: mit dauernder Ächtung und lebenslänglichem Ehrverlust“. Ännchen hat, bei ihrem nicht geringen Leichtsinn, allerdings nicht einen Charakter, „wie man ihn nur jedem jungen Mädchen wünschen kann“; aber ganz unrecht wäre es, sie wegen ihres Falles wie eine Aussätzige zu behandeln.

Mit der Unbarmherzigkeit, mit welcher der leidende Teil besonders von der sogenannten „guten“ Gesellschaft verfolgt wird, kontrastiert die völlige oder fast völlige Straflosigkeit des Verführers. Der Mann, meist der Hauptschuldige, pflegt frei auszugehen, wenn er auch, wie dieser Hans Hartwig, ein vollendeter Lump ist, — während das Weib, auch wenn es sonst noch so viele gute Eigenschaften hat, mit Schande bedeckt wird. Diese doppelte Moral ist nur in einer Gesellschaftsordnung möglich, in welcher die Frauen von den Männern wirtschaftlich abhängig sind und diese in Staat und Gesellschaft die Herrschaft haben. Mit dieser Gesellschaftsordnung wird auch die doppelte Moral verschwinden.

Endlich gebe ich unserm jungen Freunde recht, wenn er die heutigen Begriffe von der Ehe für sehr unvollkommen

hält. Ein Weib, welches sich zeitlebens verkauft, indem sie, um eigenen Wohllebens willen, mit einem ungeliebten Manne die Ehe eingeht, steht sittlich nicht sehr viel höher als eine Prostituierte und tief unter unserm Ännchen; aber sie ist bürgerlich respektabel, während diese geächtet ist.

Der „junge Student“ meint schließlich, „daß in gewissen Fällen der außereheliche Geschlechtsverkehr mindestens verziehen werden kann“. Damit man ihm nicht Unrecht thue, sollte ich seinen Brief, den ich nach meinem Gespräch mit ihm empfing, in welchem ich ihm die Lektüre von Kornigs „Hygiene der Keuschheit“ und Hufelands „Makrobiotik“ empfohlen hatte, veröffentlichen. Er lautet:

„Nachdem ich bereits jetzt die wichtigsten Stellen in den einschlägigen Kapiteln der „Makrobiotik“ gelesen habe, drängt es mich, mich Ihnen gegenüber noch einmal zu äußern, um möglichst bald einem mir sehr peinlichen Vorwurf zu begegnen, den Sie, wie ich jetzt erst erkannt zu haben glaube, mir gestern machen zu müssen meinten:

„Da ich im Hufeland keine Beziehung zu dem von mir behandelten Thema finden konnte, sondern lediglich solche Dinge, wie sie sich auch in Kornigs Buch, allerdings nicht in so glänzender und überzeugender Weise finden, so bin ich jetzt auf den Gedanken gekommen, Sie hätten mir die beiden Bücher nur deshalb empfohlen, weil Sie meinten, ich hätte dem außerehelichen Geschlechtsverkehr das Wort reden wollen. Es würde mir sehr leid thun, wenn Sie solches von mir gedacht hätten, und ich beeile mich deshalb, Ihnen zu schreiben, um diese vielleicht vorhandene schlechte Meinung möglichst bald zu zerstören. Ich stehe mit meinen Ansichten über den Geschlechtsverkehr vollständig auf dem Standpunkt der Makrobiotik und unterschreibe gern jedes Wort, das Hufeland darüber gesagt hat. Ich darf Ihnen wohl auch gestehen, daß ich bisher diesen Anschauungen getreu gelebt habe.

„Mit meinem Artikel bezweckte ich lediglich eine mildere Beurteilung derer, die, von wahrer und inniger Liebe zu einander ergriffen (Hans Hartwig führe ich also jetzt nicht mehr als Beispiel an), die durch die Sitte gezogenen Schranken übertreten haben, weil sie erstens gegen einen Trieb anzukämpfen haben, dem wohl nur wenige im Zustande höchsten Affektes erfolgreich Widerstand leisten können, und weil ich zweitens, um auf einen Punkt einzugehen, den ich in dem Aufsatz nicht behandelt habe, keinen vernünftigen Grund einzusehen vermag, weshalb da, wo auf beiden Seiten in gleich hohem Maße der Naturtrieb sich regt, die konventionelle, strenge Form der Ehe, die vielleicht noch dazu eine gezwungene ist oder sein wird, unter allen Umständen prinzipiell berücksichtigt werden muß. Des genaueren kann ich mich hier natürlich nicht auf diesen Punkt einlassen, ich wollte doch aber gleich heute noch einer irrtümlichen Meinung Ihrerseits durch die vorstehenden Zeilen vorbeugen.“

Zwischen den Ausführungen Hufelands und Halbes „Jugend“ besteht die Beziehung, daß aus jenen hervorgeht, auch Hufeland würde das Verhalten des Hans Hartwig für unmöglich gehalten haben. Ich will ein paar Stellen aus der „Makrobiotik“ (Prakt. Teil, 2. Abschn., 4. Kap.) anführen. Der große Arzt und Menschenfreund sagt: „Welcher Mensch von nur einigem Gefühl und Gewissen wird es über sich gewinnen können, der Verführer der ersten Unschuld zu sein?“ — „Wer noch nie bis zu dem höchsten Grade der Vertraulichkeit mit dem andern Geschlecht kam, der hat schon darin einen großen Schild der Tugend. Schamhaftigkeit, Schüchternheit, ein gewisses inneres Gefühl von Unrechtthun, genug, alle die zarten Empfindungen, die den Begriff der Jungfräulichkeit ausmachen, werden ihn immer noch, auch bei sehr großer Versuchung, zurückschrecken.“

Wenn unser junger Freund der „wilden Ehe“ das Wort redet, so wird er sich schwerlich deren Folgen klar gemacht haben. Wenn zwei von „wahrer und inniger Liebe zu einander ergriffen sind“, dann mögen sie eine rechtmäßige Ehe eingehen, und sollten sie auch, um dies Ziel zu erreichen, einige Jahre warten oder andere Opfer bringen müssen. Ich kann mir keinen Fall denken, in welchem ein gewissenhafter Mann die, welche er über alles liebt, in den Augen der Welt zur Mätresse und seine Kinder zu Bastarden machen würde.

Vielleicht fühlt dies auch unser Student. Denn als er mir den vorstehend abgedruckten, zu nochmaliger Durchsicht ihm vorgelegten Brief zurücksandte, schrieb er dazu:

„Ich habe an einer Stelle noch das Wort: „prinzipiell“ hinzugefügt, was mir sehr wichtig scheint, trotzdem es nicht ganz klar das wiedergiebt, was ich damit ausdrücken will, daß nämlich der betreffende Passus nicht in Bezug auf die heutige Gesellschaftsordnung, sondern vom rein philosophischen Standpunkt aus Geltung haben soll.“

Was mit dem „rein philosophischen Standpunkte“ gemeint ist, bleibt dunkel.

---

## Ein christlicher Sozialist über Religion, Sitte und Ordnung.

Aus dem „Sonntagsblatt für freien Geistesaustausch zur Förderung selbständiger Wahrheitserkenntnis und praktischer Nächstenliebe“.

Man ergeht sich mit Vorliebe darin, sonderlich uns Sozialdemokraten als die Quelle alles Übels, als Umsturzmänner darzustellen. Sie wollen es sich nicht gestehen, daß wir bereits längst im Umsturze begriffen sind. Alle Ungerechtigkeit führt zum Umsturz, wie es die Bibel lehrt. Alle, welche von jeher für wahre Religion, Sitte und Ordnung auftraten, wurden vom Schlendrian „nach alter, väterlicher Weise“ für Umsturzleute angesehen. Man denke an die alten Propheten, an einen Jesaias, Jeremias und viele andere. Alle, welche einen Gottesdienst in Geist und Wahrheit herstellen wollten, wurden zerhackt, zersägt u. s. w. Man ließ an ihnen gar nichts Gutes. Vor allem ist ja besonders der Stifter unserer christlichen Religion als Gotteslästerer und Empörer gekreuzigt worden. Seinen Aposteln und dann einem Huß, Luther und sehr vielen anderen ging's ähnlich. Gerade die, welche die wahre Religion lehrten und lebten, wurden als Religionsverächter gebrandmarkt von den jeweiligen Machthabern. Daß alle diese, von wahrer Religion getrieben, den Umsturz aufhalten wollten, wurde nicht eingesehen. Wer kann ohne Rührung Jesu Worte lesen: „Jerusalem, Jerusalem, wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne ihre Küchlein, aber ihr habt nicht gewollt“. Der Sozialismus hat vorzugsweise in der Bibel seinen Grund. Aus dieser Quelle wird bewußt und unbewußt bei den Bestrebungen der heutigen Sozialdemokratie geschöpft. Alle Welt sagt sich, daß wir bei der notorischen Ungerechtigkeit der heutigen staatlichen und kirchlichen Ordnung ins zeitliche und ewige Verderben rennen. Alle fühlen, wenn es so weiter geht, so steht uns früher oder später das Schicksal Sodoms und Gomorrhas bevor. Da protestieren wir Sozialisten jeglicher Färbung dagegen, daß wir als Umsturzmänner verschrieen werden; nein, wir wollen den Umsturz ganz unnötig machen, wir wollen den alten Bau, so weit er sich nicht bewährt hat und mehr oder weniger den plötzlichen Einsturz droht, behutsam abtragen, daß keine Unglücksfälle entstehen, und ein neues, besseres Gebäude herstellen, wozu bereits Material in allen Zeitaltern und auch in der Bibel genug vor uns liegt. Wir erklären es für eine arge Täuschung, wenn man uns Sozialisten als Religionslose und Umsturzleute darstellt. Wir kämpfen vielmehr für wahre Religion, Sitte und Ordnung. Wir wollen die wahre Jesusreligion in ihrer vollen Reinheit wieder herstellen. Es ist eine ganz falsche Religion, wenn man Herr, Herr sagt und nicht den Willen Gottes thut. „Sehet zu“, hat unser Jesus gesagt, „daß ihr nicht jemand von diesen Kleinen verachtet, denn ihre Engel sehen allezeit das Angesicht meines Vaters im Himmel“. Auf Tritt und Schritt stößt man aber in unserer heutigen Gesellschaftsordnung auf beispiellose Verachtung der Armen und Kleinen. Was sagt Jesus? „Wer aber ärgert dieser Geringsten einen, die an mich glauben, dem wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehänget würde und er ersäufet würde im Meer, da es am tiefsten ist“. Werden wir nun nicht allenthalben geängstigt, geärgert? Ist es recht, daß man uns um unsern Arbeitslohn bringt? Daß man uns auf der Straße liegen läßt und krank dazu? Stimmt es mit der Religion, daß wir ausgebeutet und beschwindelt werden? Was sagt Luther, der deutsche Reformator, in der Erklärung der ersten Bitte? Wo wird Gottes Name heilig gehalten? Antwort: Wo das Wort Gottes lauter und rein gelehret wird, und wir auch heilig als die Kinder Gottes

darnach leben. Aufs Leben, Thun kommt es an. Wer aber anders lehret und lebet, denn das Wort Gottes, der entheiliget, schändet den Namen Gottes.

Darum seht es nicht so gleichgiltig mit an, wie sich die eigentlichen Umsturzleute, welche die krasseste Selbstsucht auf ihre Fahne geschrieben, als Kämpfer für Religion, Sitte und Ordnung gebärden. Dreht den Spieß um und zeigt ihnen, wie wahre Religion, Sitte und Ordnung beschaffen sein müssen! Laßt euch nicht bethören! Zeiget ihnen, daß wir besser als sie für die heiligsten Lebensgüter, für wahre Religion, Sitte und Ordnung kämpfen. Mit uns ist Gott. Darum auf zum heldenmütigen Kampfe für Familie, Religion, Sitte und Ordnung!

---

## „Das weibliche Gemüt."

Von Eugenie Rebe.

Auf die allgemeine Annahme, daß das Weib von Natur ein reicheres und tieferes Gemüt habe, wirft der Fall Gerlach ein eigentümliches Licht. Und man glaube nicht, daß es sich hier um eine Ausnahme handele. In der römischen Kaiserzeit, in Amerika zur Zeit der Sklaverei waren gerade die Frauen vielfach am unmenschlichsten gegen ihre Untergebenen. Auch in Zeiten, da sich „alle Bande frommer Scheu" lösen, werden, wie schon der Dichter sagt, gerade Weiber „zu Hyänen". Um auf die Gegenwart zurückzukommen: die Zunft der Engelmacherinnen zeigt wahrlich nichts von dem „natürlichen Überwiegen des Gemüts bei den Frauen"; und auch bei einem nicht kleinen Teile der Kindermädchen ist nichts davon zu spüren. Wie herzlos behandeln diese oft die ihnen anvertrauten kleinen Pfleglinge, so daß schon Jean Paul den Rat gab, die Kinder lieber dem unwissendsten, plumpsten Burschen anzuvertrauen, als einem weiblichen Dienstboten. Wie oft zeigt sich auch bei den sogenannten guten Hausfrauen, Köchinnen u. s. w. den Tieren gegenüber eine arge Herzlosigkeit.

Beweist das nun, wie Strindberg und Genossen hier schließen würden, daß das Weib wie geistig so auch gemütlich unter dem Manne stehe, — daß nicht nur ihre Denkkraft, ihre Logik, sondern auch ihr feineres Empfinden, ihr Gefühlsleben schwächer entwickelt sei, als beim Manne? Aber diese Thatsachen beweisen nichts, als die Mangelhaftigkeit der Erziehung des weiblichen Geschlechts.

Bei gediegener Geistesbildung findet sich bekanntlich Gemütsroheit am wenigsten, so daß bei Bestrafungen der Bildungsgrad des Betreffenden in Betracht gezogen und dem Gebildeten ein Vergehen härter angerechnet wird, als dem Unwissenden. Allerdings wird eine bloß äußerliche Bildung und angelerntes Wissen auf die Veredelung des Gemüts keinen Einfluß haben, sondern es kommt auf die Entwickelung der Denkkraft und des Pflichtgefühls an; und daß diese in der Mädchenerziehung nur sehr oberflächlich behandelt werden, liegt leider außer allem Zweifel. Auch das Gemüt wird dem Menschen nicht als etwas Fertiges angeboren, sondern von Natur ist nur die Anlage dazu da, welche zu entwickeln Sache der Erziehung ist. Daß glücklicherweise diese Erziehung oft auch durch äußere Einflüsse, zufällige Umgebung u. s. w., ausgeübt wird, darf der Bequemlichkeit, die auch weiterhin alles dem Zufall überlassen möchte, nicht zum Vorwand dienen. Wie weit das angeborene weibliche Gemüt kommen kann, haben wir gesehen. Es verhält sich hier so wie bei der menschlichen Sprache, die auch nicht mit dem Menschen zugleich fertig auf die Welt kommt, trotzdem sie nun schon Jahrtausende lang Eigentum der Menschheit ist. Ein neugeborenes Kind, das fern von aller menschlichen Umgebung aufwächst, wird nie dazu gelangen, menschlich sprechen zu lernen; und doch liegt die Fähigkeit in ihm, denn unter Menschen würde es mit leichter Mühe sprechen lernen, während selbst das intelligenteste Tier die menschliche Sprache, die es täglich hört, nicht lernt. Ebenso ist es auch mit anderen Eigenschaften: die Fähigkeiten dazu müssen angeboren sein, sonst sind sie freilich nicht zu entwickeln; finden sie aber keine Anleitung, werden sie nicht in der Übung erhalten, so müssen auch die glänzendsten Fähigkeiten verkümmern, — und weder geistige noch sittliche Eigenschaften machen hiervon eine Ausnahme.

In der Mädchenerziehung wird aber kaum je der Sinn für das Allgemeine, sondern nur der Familiensinn gepflegt; dieser aber ist nichts weiter als ein erweiterter Egoismus.

Wie dem kleinen Mädchen die Puppe und dem etwas größeren irgend eine mechanische Handarbeit in die Hand gegeben wird, so glaubt man die erwachsene Frau mit dem Spielzeug „Mode" oder etwas ähnlichem genügend abgefertigt zu haben, um sich dann das billige Vergnügen zu machen, über die weibliche Oberflächlichkeit und Vergnügungssucht herzuziehen, — und doch trifft all dieser Tadel nicht die Frauen, sondern nur ihre Erzieher.

---

## Vermischtes.

Eine Eingabe Deutscher Frauenvereine an den Preußischen Justizminister. Die Vereine „Frauenwohl", „Jugendschutz" und „Hilfsverein für weibliche Angestellte" haben, wie die Zeitschrift „Frauenwohl" vom 1. Dezember berichtet, folgende Eingabe an den Preußischen Justizminister abgesandt:

An des Königlichen Staats- und Justizministers
Herrn Schönstedt Exzellenz.
Berlin, Wilhelmstraße.

Exzellenz! Hochgebietender Herr Staatsminister!

Durch das Urteil des Disziplinarhofes wider den Kanzler Leist fühlen wir deutschen Frauen uns in unserer Ehre gekränkt, und wir erheben im Namen der Gerechtigkeit und der Sittlichkeit Einspruch dagegen. Wir erklären uns solidarisch mit unseren afrikanischen Schwestern und können es nicht zugeben, daß der Vertreter Seiner Majestät des Kaisers sich der schwersten Verbrechen gegen unser Geschlecht schuldig machen kann, ohne daß die nach § 174 ad 2 des Strafgesetzbuches für das deutsche Reich auf solche Verbrechen ausgesetzte Strafe über ihn verhängt werde.

Denn daß die armen Pfandweiber der „Obhut" des Herrn Leist anvertraut waren, wird wohl nicht bestritten werden können. — Und selbst für die Annahme, daß sich v. Leist der Anstiftung zu einer Strafthat (nach § 181 des Strafgesetzbuchs) schuldig gemacht hat, geben die veröffentlichten Erkenntnisgründe gewichtige Anhaltspunkte.

Wir deutschen Frauen würden gemeinsam als Ankläger des Kanzler Leist auftreten, wenn das Gesetz uns das Recht dazu gewährte. Da dies nicht der Fall ist, so wagen wir es, an Euere Exzellenz die ehrerbietige Bitte zu richten, Euere Exzellenz wollen hochgeneigtest den Staatsanwalt anweisen, den Kanzler Leist wegen Vergehens gegen § 174 und 181 des Strafgesetzbuches in den Anklagezustand zu versetzen.

Preußische Gewissensfreiheit. Der Kassierer der Berliner Freireligiösen Gemeinde, Möbelfabrikant P. Peege, hatte sich nach der „Volks-Zeitung" wegen Dispens seines Kindes vom Religionsunterricht auf Anraten des Stadtschulrats Bertram mit seinem Anliegen an das Provinzial-Schulkollegium als die oberste Behörde gewendet und in seinem Gesuch betont, daß er in Gemeinschaft mit seiner Frau sein Kind in der Moral unterweise und ihm auch die wichtigsten Momente aus der Religionsgeschichte mitteile. Das Gesuch ist vom Schulkollegium abgelehnt worden. P. sei gehalten, sein Kind zum Religionsunterricht zu schicken, da ein ausreichender Ersatz für diesen Unterricht nicht nachgewiesen sei. — Im „Staate Friedrichs des Großen"! — —

---

**Katholische gegen ethische Volksbibliothek.** Ein Komitee von 34 Männern aus verschiedenen Ständen, darunter zehn Geistliche mit dem Weihbischof Dr. Friedr. Justus Knecht an der Spitze, hat an die Katholiken Freiburgs i. B. einen Aufruf zur Gründung einer **katholischen Volksbibliothek** in jener Stadt gerichtet. Dort sei die Notwendigkeit einer solchen in einem besonders hohen Maße vorhanden. Wir entnehmen dem Aufrufe einige Stellen:

„Katholiken Freiburgs! Ihr wißt es, mit welcher Rührigkeit die Gegner unserer katholischen Sache bemüht sind, immer weitere Kreise des Volkes von der Kirche abwendig zu machen, und wie dieselben kein Mittel unversucht lassen, um ihre Zwecke zu erreichen. Ihre Erfolge sind, das wollen wir uns nicht verhehlen, keine geringen, und leider werden sie vielfach noch durch Katholiken befördert.

Auch in unserer Stadt hat die „Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur", welche eine Bildung ohne Religion und Christentum verbreiten, ein Sittengesetz ohne göttlichen Gesetzgeber und ewige Vergeltung verkünden will, eine „Volksbibliothek" ins Leben gerufen.

Zwar ist diesem Unternehmen in jüngster Zeit eine andere Leitung gegeben worden; aber hiermit können wir Katholiken uns nicht beruhigen; denn nach dem vor einigen Wochen ausgegebenen Katalog sollen aus dieser Bibliothek nur sittlich anstößliche Bücher ausgeschlossen bleiben, während die religiöse oder politische Tendenz eines Buches keinen Ausschließungsgrund bildet. Es werden also antireligiöse, christusfeindliche und revolutionäre Bücher und Zeitschriften grundsätzlich zugelassen.

Und leider wird diese Bibliothek auch vielfach von unseren Glaubensgenossen, namentlich von unserer Jugend, benützt. Da dürfen wir nicht länger müßig zusehen; wir müssen es vielmehr als unsere heilige Pflicht betrachten, zur Abwehr dagegen zu thun, was in unseren Kräften steht.

Eine wirksame Abwehr ist aber nur dadurch möglich, daß wir dem lesebedürftigen Volke noch mehr als bisher Gelegenheit bieten zum Lesen von Büchern und Schriftwerken, die, frei vom Gifte des Unglaubens und der Sittenverderbnis, eine wahre, christliche Kultur zu erhalten und zu fördern im stande sind.

Darum haben die Unterzeichneten sich entschlossen, zur Gründung und Unterhaltung einer katholischen Volksbibliothek einen Verein ins Leben zu rufen."

---

**Gerichtliche Entscheidung über Lohnherabsetzung** im Eisenbahnbetrieb in der nordamerikanischen Union. Der Richter Woolson hat im Bundeskreisgericht von Omaha im Staate Nebraska eine bemerkenswerte Entscheidung getroffen. In einer Streitsache gegen die Massenverwalter der Omaha- und St. Louis-Eisenbahngesellschaft gab er sein Urteil dahin ab, daß dieselben die Löhne der Angestellten der Bahn nicht willkürlich herabsetzen können. In der Begründung des Urteils wird ausgeführt, daß eine Gesellschaft selbst dann, wenn sie nicht im stande ist Dividenden zu zahlen, ihren Arbeitern doch angemessene Löhne zahlen müsse. Der von den Massenverwaltern angegebene Grund für die Herabsetzung der Löhne, daß man infolge der Stellungslosigkeit zahlreicher Eisenbahnbediensteten Leute billiger erhalten könne, sei vom Gericht nicht als stichhaltig anzuerkennen. Die Beibehaltung zuverlässiger und geschulter Arbeiter sei von größerer Wichtigkeit, als eine vorübergehende Abnahme der Einnahmen. Wenn ein Gericht die von den Massenverwaltern angegebenen Gründe als entscheidend anerkennen würde, so mache es sich für jeden Eisenbahnunfall mit verantwortlich, der sich infolge der Anstellung minder tauglicher Arbeiter ereignen würde. Seien die Löhne bei einer Eisenbahngesellschaft, der Dividende zu zahlen nicht möglich sei, höher, als auf anderen Eisenbahnen in derselben Gegend, so könne eine Lohnherabsetzung eventuell gebilligt werden. Die Beweisaufnahme habe aber das Ergebnis gehabt, daß einzelne der Angestellten kaum im stande wären, ihre Familien zu ernähren. Es sei gegen das öffentliche Interesse, halbverhungerten Leuten schwere Dienstpflichten aufzuerlegen. („Sozialpolitisches Zentralblatt".)

---

„**Du sollst nicht stehlen.**" Was ist das? „Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir den sauren Schweiß und die Arbeit unseres Nächsten nicht um geringere Löhnung an uns bringen".

Aus Pfarrer Naumann's „Arbeiter-Katechismus."

---

## Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

### Abteilung Berlin.

Am Abend des 21. November hielt Herr Fabrikbesitzer **Heinrich Freese** (Berlin) einen Vortrag über das Thema:

### „Der Arbeiter im Großbetriebe."

Der Vortragende erörterte zunächst die Stellung, die der Großbetrieb ziffernmäßig im gewerblichen Haushalt unseres Landes einnehme. In Kreisen, die nicht unmittelbar mit diesen Fragen zu thun haben, werde der Umfang des Großbetriebes gemeinhin überschätzt. Der Großstädter meine sehr oft, die Stadt sei die Welt, und in der Stadt selbst sähe wieder jeder den einen Großbetrieb, nicht aber die tausend kleinen Betriebe. Nach den Ermittelungen der letzten Gewerbezählung vom Jahre 1882 seien in Deutschland vorhanden gewesen 1 877 872 Betriebe ganz ohne bezahlte Hilfskräfte und 1 000 661 Betriebe mit 1—5 Arbeitern. Diesen ständen gegenüber nur 78 189 Betriebe mit 6—50 Arbeitern und gar im ganzen deutschen Reiche nur 9 974 Betriebe mit mehr als 50 Arbeitern. Der Anteil der ganz kleinen Betriebe sei also 96,77 pCt., der der mittleren unter 50 Köpfen 2,9 pCt. und die Zahl der Großbetriebe nur 0,33 pCt. aller Betriebe. In Bezug auf die Arbeiterzahl stelle sich allerdings das Verhältnis anders. Im Großbetriebe seien 1¼ Millionen Arbeiter, in den mittleren 2¼ und in den kleinsten 1½ Millionen Köpfe gezählt worden.

Als Vorteile der Großbetriebe seien anzusehen die bessere Fürsorge für die Gesundheit, die regelmäßigen und meist kürzeren Arbeitszeiten, die pünktlichere Lohnzahlung, mit der es in den kleinen Betrieben manchesmal hapere, und im ganzen auch ein höherer Verdienst. Damit seien aber auch alle Vorteile erschöpft. Schwerwiegend seien die Nachteile: das meist erforderliche große Kapital, die zunehmende Konzentration, die anschwellende Ziffer der abhängigen Existenzen und, als nicht zu unterschätzender Umstand, die geisttötende einseitige Beschäftigung. Die große, in Einzelhände gebrachte Macht sei das schlimmste davon, und früh schon habe sich ein gesetzliches Einschränken als unabweislich gezeigt. Man wolle sich nur dessen erinnern, daß die ersten Schutzgesetze im manchesterlichen England 1833 das Verbot der Arbeit von Kindern unter 9 Jahren und das Verbot des massenhaften Vertriebes von Waisenkindern an Fabriken als Ziel gehabt hatten. Auch in Preußen habe man 1845 mit dem Verbot der Arbeit von Kindern unter 9 Jahren in Fabriken, Bergwerken und Hütten beginnen müssen. 1853 sei die Grenze auf 12 Jahre hinaufgesetzt und vorher 1849 das Truckverbot und die Gewerbeaufsicht in die Gesetzgebung eingeführt worden.

Die wichtigsten Schritte seien erst der Gewerbeordnungs-Novelle vom 1. Juni 1891 vorbehalten geblieben. Die Arbeit von Kindern unter 13 Jahren resp. vor der Konfirmation sei untersagt, die Sonntagsarbeit ganz verboten worden. Von noch größerer Tragweite sei die Ausdehnung des Schutzes auf die erwachsene Frau gewesen und von gleicher Tragweite der erste Eingriff in den Arbeitsvertrag selbst, durch die Anerkennung der Arbeiterausschüsse und die Vorschriften über das Vorhandensein und den Inhalt der, allerdings noch immerhin einseitig — nur nach Anhören der Arbeiter — vom Arbeitgeber zu erlassenden Arbeitsordnungen. In der Forderung eines **staatlichen Schutzes** auch des **männlichen** erwachsenen Arbeiters **gegen übertriebene Arbeitsdauer**, des Maximalarbeitstages, und der weiteren der vollen Gleichberechtigung der Arbeiter bei Abfassung der Arbeitsordnungen sei die Richtung gegeben, in der die staatliche Gesetzgebung vorzuschreiten habe.

Mindestens ebenso wichtig wie die gesetzliche sei die ethische Hebung des Arbeiters: die Heranziehung zu den für ihn in den Betrieben geschaffenen, aber leider allzuoft ohne ihn und deshalb gegen ihn verwalteten **Wohlfahrtseinrichtungen**. Hier biete sich ein weites Feld für die Herbeiführung friedlicherer und befriedigenderer Zustände und eines Ausgleiches klaffender Gegensätze. Konsumanstalten, Unterstützungskassen, Bibliotheken hätten nur dann einen Wert, **wenn ihre Verwaltung denen überlassen werde, denen sie dienen sollten**. Dies werde von vielen Großindustriellen verkannt. Wo man sich dazu entschlossen habe, sei man mit der erziehlichen Wirkung solcher Maßnahmen zufrieden. Manche Industrielle, die große Summen für Wohlfahrtseinrichtungen opferten, sollten lieber nur die Hälfte geben, dafür aber die Verwaltung den Arbeitern überlassen, dann wäre manches besser. Noch weiter gehe der, wie alles vorgenannte in dem Betriebe des Vortragenden durchgeführte **Achtstundentag**, der sich bei ihm bewährt habe, und die **Gewinnbeteiligung** der Arbeiter, die, vorbehaltlos durchgeführt, dazu dienten, die Stellung des Arbeiters zu heben, ohne den Unternehmer zu beeinträchtigen. Nicht daß alle diese Maßnahmen die soziale Frage an sich zu lösen vermöchten; dazu werde es anderer und weit stärkerer Eingriffe des Staates bedürfen. Der Weg selbst sei aber ein Weg zum Frieden, und Klugheit und Humanität wiesen gleichzeitig dahin, ihn im gemeinschaftlichen Interesse der Arbeitnehmer und Arbeitgeber zu beschreiten. **Gesetzlicher Schutz** der **Schwachen** gegen äußeren Druck, Anerkennung ihrer **Gleichberechtigung** für den Arbeitsvertrag, freie Selbstverwaltung aller Arbeiter-**Wohlfahrtseinrichtungen** durch die **Arbeiter**, das seien die Ziele, die zu erreichen seien.

In der Monatssitzung am 24. November sprach Herr Landgerichts-Rat Hermann Krecke (der Korreferent Herr Valentin Weisbach war leider durch seinen Gesundheitszustand ferngehalten) über das Thema:

„Zur ethischen Beurteilung des Reichtums.“

Das der Armut früher gespendete Lob, daß sie die Arbeitsamkeit fördere und demutsvollen Geist verleihe, höre man heute nur noch von wenigen. In unserer materialistischen Zeit strebe die große Menge nach Reichtum. Mit diesem Streben aber werde der Spalt zwischen Armen und Reichen nur immer größer, und heftiger entbrenne der alte Streit um den sittlichen Wert entsagender Armut und verlangenden Reichtums. Um in diesem Streit aber die richtige Antwort zu finden, bedürfe es vor allem einer richtigen Fragestellung und dazu der Überlegung, unter welchen Bedingungen Reichtum entsteht. Diese Bedingungen haben sich im Laufe der geschichtlichen Entwickelung gewaltig geändert. Nachdem die Menschheit Jahrtausende lang im Wege der Nachbildung körperlicher Organe Werkzeuge stets vervollkommneter Art geschaffen und sich dadurch vom rohen Urzustande zu höherer Kulturstufe emporgeschwungen hatte, sei in unseren Tagen durch die Beherrschung der Naturkräfte die Ergiebigkeit wirtschaftlicher Arbeit ins unermeßliche gestiegen. Nur das gegenwärtig geltende Wirtschaftssystem verhindere die volle Ausnutzung dieser virtuellen Arbeitsergiebigkeit. Denn das heutige Lohnsystem, wonach der Arbeiter statt des vollen Ertrages seiner Arbeit im Arbeitslohn minderwertige Entlohnung erhält, habe zur Folge, daß der Verbrauch hinter der Produktionsmöglichkeit zurückbleiben muß. Dieses Lohnsystem sei der letzte Rest der uralten Herrschaft einer bevorzugten Minderheit über die große Menge; die geschichtliche Berechtigung dieser Herrschaft habe jedoch darin bestanden, daß zur Förderung höherer Kultur, zur Pflege von Wissenschaft und Kunst durch die Plage der Menge den wenigen Herren die Sorge um die gemeine Lebensnotdurft abgenommen werden mußte. Bei der nunmehr möglichen Arbeitsergiebigkeit, die Reichtum für Alle zu schaffen vermag, habe die mit diesem Lohnsystem wie mit jeder Form der Knechtschaft verbundene Ausbeutung nicht nur aufgehört, ein Kulturerfordernis zu sein, — sie sei zu einem Kulturhindernis geworden. Daraus ergebe sich von selbst die ethische Verwerflichkeit des Reichtums, der auf dieser Ausbeutung des Lohnsystems beruht.

Da hiernach die Verwerflichkeit dieses Reichtums in der Quelle, der er entstammt, ihren Grund hat, bedürfe es nur der Beseitigung dieses Lohnsystems durch das fortgeschrittene System freien genossenschaftlichen Zusammenwirkens aller Erwerbsthätigen, um den Reichtum von dem erhabenen Vorwurfe zu befreien.

Aber auch solcher ohne Ausbeutung erworbene genossenschaftliche Reichtum entgehe nicht der Verurteilung mancher, die das Streben nach ihm stets für sündhaft halten. Der Reichtum in dieser Form sei aber nicht anders zu beurteilen, als die sonstigen äußeren Vorkehrungen der Natur, die entwickelungsgeschichtlich als Hilfsmittel fortschreitender Kultur dienen. Freilich nicht als letztes Ziel, wohl aber als Mittel zu höherem Ziel sei solcher Reichtum ethisch erstrebenswert. Nicht allein, daß solcher Reichtum die notwendige Grundlage zur leiblichen und sittlichen Vervollkommnung der jetzt in Not und Elend verderbenden Massen sei, — nur durch ihn, nicht aber durch allgemeine Armut sei jener ideale Zustand der Bergpredigt möglich, wo nicht mehr die tägliche Sorge um Nahrung und Kleidung den auf höhere Ziele gerichteten Geist gefangen nimmt.

---

**Abteilung Breslau.**

Vor einem überaus zahlreichen, vorwiegend aus Damen bestehenden Auditorium hielt Frau Lily von Gizycki am 15. November hierselbst einen mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag über:

„Die Bürgerpflicht der Frau“.

Nachdem die Rednerin in wenigen, aber höchst markanten Zügen die Stellung der Frau im Altertum, im Mittelalter und zur Zeit der großen Revolution geschildert hatte, gab dieselbe ein anschauliches Bild von der Entwickelung und den Erfolgen der Frauenbewegung in neuester Zeit. Den Amerikanerinnen gebühre der Ruhm, die Fahne der Frauen-Emanzipation zuerst erhoben zu haben. Indem dieselben sich der unglücklichen Negersklaven annahmen, errangen sie, wenn auch nach hartem Kampfe, ihr eigenes Recht. Seit der Erschließung der Universitäten haben die amerikanischen Frauen nach und nach fast zu allen Ämtern und Berufen Zutritt gefunden. Zahllose Frauen wirken jenseits des Ozeans mit größtem Segen als Ärzte, Geistliche, Advokaten, als Fabrikinspektoren, ja sogar als Polizeibeamte. In 24 Staaten der Union haben die Frauen das Wahlrecht für Schulangelegenheiten, in vier das kommunale und Gemeinde-Wahlrecht, und in Wyoming besitzen sie seit 1869 auch das Wahlrecht zum Parlament. Nirgends hat sich ein schädlicher Einfluß auf das Familienleben herausgestellt, dagegen wird allerorten die Einwirkung der Frauen auf die Entwickelung der öffentlichen Angelegenheiten als eine Wohlthat empfunden. In England, das Amerika am nächsten steht, hat sich die Frauenwelt ihre Rechte erkämpft durch ihr mutiges Eintreten für die Armen und Unterdrückten und die Gefallenen ihres Geschlechts. Schon ist der Engländerin das Wahlrecht für die County councils (ähnlich unseren Provinziallandtagen) gewährt, und jährlich mehren sich die Stimmen, auch das Wahlrecht für das Parlament auf die Frauen auszudehnen. Auf dem Kontinent dagegen ist es um die Bürgerrechte der Frauen noch kläglich bestellt, am kläglichsten wohl in Deutschland, das fast allein noch seine Universitäten den Frauen verschließt. Nur Österreich-Ungarn und die Türkei können uns diesen Ruhm noch streitig machen. „Ist es die moralische und intellektuelle Unfähigkeit der deutschen Frau, oder ist es ihre Pflichtvergessenheit“, so rief die Rednerin aus, „welche ihre Gleichberechtigung verbieten?“ Der übliche Hinweis auf die Pflichten der Frau im Hause und als Mutter werde schon dadurch entkräftigt, daß mit Einschluß der Witwen und Geschiedenen 40 pCt. aller Frauen allein durchs Leben gehen müssen. Die sogenannte zarte Rücksicht auf die Weiblichkeit aber sei ein blutiger Hohn, wenn man bedenkt, daß tausende von Frauen zu harter Arbeit gezwungen und der Giftluft der Fabriken ausgesetzt werden. Zum Schluß ihres Vortrages zeigte die Rednerin, wie trotz aller Wohlthätigkeitsvereine das allgemeine Elend im Wachsen begriffen sei; sie bewies die Notwendigkeit weiblicher Fabrikinspektoren durch die Thatsache, daß in Deutschland 5½ Millionen der Frauen um ihren Erwerb arbeiten müssen; sie legte die oft verzweiflungsvolle Lage der Arbeiterinnen dar, die trotz allen Fleißes nicht ihren Lebensunterhalt verdienen können und darum dem Laster in die Arme sinken müssen, und sie forderte endlich Alle zu gemeinsamer Arbeit auf, die volle Gleichberechtigung beider Geschlechter zu erringen: Änderung der Vereinsgesetze zu Gunsten der Frauen und vor Allem die Anwendung der Prinzipien des modernen Staates, der allgemeinen Menschenrechte, auf die Frauen. Der reiche Inhalt des Vortrages, verbunden mit der edlen Sprache der Rednerin, entfesselte einen wahren Sturm des Beifalls, der sich nach einem Schlußwort des Leiters der Versammlung nochmals wiederholte.

Jul. Werner.

---

**Abteilung Königsberg i. Pr.**

Am Bußtage, Mittwoch den 21. November, abends 8 Uhr, hielt die hiesige Abteilung ihre zweite öffentliche Versammlung ab, in welcher Herr Pfarrer Lic. Schrempf aus Cannstadt nach der Eröffnung durch den Vorsitzenden einen Vortrag hielt über:

„Die Bedeutung der Autorität für die sittliche Entwickelung.“

Redner begann mit einer eingehenden Definition des Begriffs und der Entstehung von Autoritätsverhältnissen, um dann deren Nutzen und Schaden für die sittliche Entwickelung aufs scharfsinnigste zu beleuchten. Als Grund der Entstehung von Autoritätsverhältnissen habe man die natürliche Verschiedenheit des geistigen Niveaus der einzelnen Menschen anzusehen und das Bedürfnis eines weniger Begabten, sich auf das Urteil eines anderen, für dessen Einsicht er ein günstiges Vorurteil habe, mehr zu verlassen als auf sein eigenes. Zweifellos seien Autoritätsverhältnisse ein wichtiger Faktor für alle geistige Entwickelung, insofern das Leben eines Individuums fruchtbar werde für ein anderes; indes bergen sie auch ihre Gefahren für beide Teile. Ohne Nachprüfung der autoritativen Ideen werde einerseits die Selbständigkeit des abhängigen Teils gefährdet, andererseits leide darunter die Wahrheit; erst durch Nachprüfung bekomme die Wahrheit wieder Leben und Farbe. Es leide ferner die Wahrhaftigkeit, wenn jemand sich trotz eigener gegenteiliger Überzeugung aus Pietät oder sonst einem Grunde zu strenge an eine Autorität halte. Ein solches Verhalten bezeichnete Redner als unsittlich, da hierdurch der Begriff der Sittlichkeit verändert werde. Aber auch für den überlegenen Teil entstehe die Gefahr, daß er im Vollbewußtsein seiner Autorität nicht weiter vorwärts strebe, sein geistiger Fortschritt also eine Hemmung erleide. Der Segen der Autorität sei so groß wie ihre Gefahr. Hieraus aber ergeben sich gewisse Regeln, bezüglich der Autoritätsverhältnisse, deren Beachtung zur Vermeidung einer Schädigung des einen oder anderen Teils wohl zu beachten sei. Für den Abhängigen sei die Hauptregel, daß er sich nicht ohne Vorbehalt an eine Autorität hingebe; selbst Christus habe dies nicht gewollt, was aus seinen Worten hervorgehe: „Ich bin der Weg“, d. h. das Mittel zur Erkenntnis der Wahrheit. — Der Überlegene dagegen lasse es sich zur Regel machen, seine Jünger zur Selbständigkeit zu führen. So solle ein Lehrer, der sich auf seinem Gebiet sicher weiß, seinen Schülern ohne Bedenken die Grenzen seines Wissens zeigen; auch müsse jemand, der auf sittlichem Gebiet imponieren wolle, ohne Anstand seine sittlichen Schwächen zeigen. Zum Schluß bezeichnete es der Vortragende als einen Fehler der heutigen Zeit, daß man sich nicht genug gegen Autoritäten sträube; es seien eben keine Autoritäten da, man rufe nach Autoritäten.

Die gehaltvollen und interessanten Ausführungen des Redners fanden ungeteilten Beifall und gaben zu einer äußerst lebhaften Diskussion Anregung, in welcher auch die gegnerische Auffassung der unbedingten, gefühlsnotwendigen Hingabe an vorbildliche Erscheinungen und ihres tiefen sittlichen Erziehungswertes warmen und beredten Ausdruck fand. Nach Schluß der Versammlung entspann sich noch im engeren Kreise ein reger Gedankenaustausch über das gehörte Thema. — Unsere Abteilung, welche in stetem Wachstum begriffen ist, zählt gegenwärtig 58 Mitglieder.

### Abteilung Freiburg im Breisgau.

In der Versammlung am 12. November waren Pfarrer Friedrich Naumanns

„Soziale Briefe an reiche Leute“

zur Grundlage eines Diskussionsabends gewählt worden. Pfarrer Naumann wirft den Reichen vor, daß von Hundert nicht Zehn für die großen Forderungen der Zeit ein Ohr hätten. Ein eisiger, passiver Widerstand ginge von diesen Kreisen aus gegen Alles, was im Namen des sittlichen Fortschrittes gefordert werden müsse. Die Einzelnen, die sich in dieser Hinsicht vorteilhaft von ihren Klassengenossen abhöben, müßten sich sammeln und mit verwandten Elementen im Protest gegen die irrige Stellung zur Arbeiterbewegung vereinigen, damit sie nicht Mitschuldige seien, wenn einmal die Fortsetzung des bisherigen Verfahrens ihr Gericht finde. Warum gestatten die Reichen, daß in ihrer Presse fast immer nur die Karrikatur des Sozialismus zum Ausdruck kommt? Sei es nicht von höchster Bedeutung, sich ein gewissenhaftes und gründliches Urteil über das Wesen der großen modernen Volksbewegung zu verschaffen? Wer das Volk kennen lernen wolle, müsse in seine Versammlungen gehen. Nichts Gedrucktes ersetze diese Schule des Lebens. Das Leben der Zeitgeschichte pulsiere in diesen Versammlungen. Man möge den Sozialismus bekämpfen, so viel man wolle, aber man müsse ihn gründlich verstehen, um gebildet zu sein. Ob man warten wolle, bis die Geschichte vor die oberen Klassen hintritt und sagt: Nun ist auch das letzte Blatt verbrannt, auf welchem Friede stand. Wohlfahrteinrichtungen seien unzureichend. Sie seien Tropfen, wo es regnen sollte. Der Arbeiter verlange heute nicht nach Almosen, sondern nach dem Rechte der Männer. Das Meiste, was jetzt geschehe, sei nur Flucht vor dem Gedanken, daß die Arbeiter unsere Brüder sind. — In der Diskussion wurde diesen Ansichten des Pfarrers Naumann die lebhafteste Zustimmung zu teil. Herr Kräuter betonte, daß die Arbeiter garnicht so grimmig seien, wie man sie immer darstelle, sie seien mit Freuden in die Gesellschaft für ethische Kultur eingetreten, um eine Gelegenheit zur freien Aussprache und zur Beseitigung von Mißverständnissen und Vorurteilen zu schaffen. Leider sei die Beteiligung der Gebildeten und Besitzenden an diesen Veranstaltungen noch so schwach, daß die Arbeiter berechtigtes Mißtrauen an der aufrichtigen Teilnahme der oberen Klassen an ihrem Leben und ihren Klagen hegen müßten. Herr Kaufmann Reiß nahm das Wort, um seiner Freude über die Gründung der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur Ausdruck zu geben, in der sich alle diejenigen zu organisierter Wirksamkeit zusammenschließen könnten, die solchen Gedanken, wie die des Pfarrers Naumann, Verbreitung verschaffen wollten. Es gelte, eine neue öffentliche Meinung zu bilden, die den neuen Gedanken des Zeitalters mit Verständnis gegenübertrete und die gesellschaftliche Verfehmung der Arbeiterbewegung bekämpfe. Zum Schluß wurde den Damen noch der Dank für ihr zahlreiches Erscheinen ausgesprochen und darauf hingewiesen, daß den Frauen in der allmählichen Heranbildung eines menschlicheren Urteils über die Bestrebungen der arbeitenden Klassen die wichtigste Aufgabe zufiele. Sie sollten ihren Männern, Vätern, Brüdern keine Ruhe lassen, bis diese von ihren veralteten Vorurteilen abkämen.

### Abteilung Frankfurt a. M.

**Die Freibibliothek mit Lesehalle,**

welche in Frankfurt a. M. unter der Ägide der dortigen Abteilung der D. G. E. K. begründet worden ist, hat sich in ganz kurzer Zeit außerordentlich günstig entwickelt. Sie ist am 8. Oktober dieses Jahres eröffnet worden, nachdem es dem Komitee gelungen war, etwa 4000 Mk. jährlicher Beiträge für das Unternehmen zu sichern. In der Freien Lesehalle liegen gegen 130 Zeitschriften und Zeitungen aller politischer und religiösen Richtungen aus. Einstweilen sind die Räume abends von 6 bis 9½ Uhr, und Sonntags fast den ganzen Tag und abends geöffnet. Den Besuchern ist Gelegenheit zum Schreiben geboten, von der fleißig Gebrauch gemacht wird. Es sind über 50 Sitzplätze vorhanden. Die Bibliothek, welche ausschließlich durch freiwillige Spenden zusammen gebracht worden ist, verfügt bereits über 1500 Bände und empfängt täglich neue Zuwendungen. Selbst aus Württemberg und Bayern sind Bücher zur Unterstützung des Unternehmens eingesandt worden. Bücher werden an jeden verliehen, welcher sich über seine Wohnung ausweisen kann. Leihkarten werden unentgeltlich ausgegeben; 300 sind bereits im Umlauf. Vom 8. Oktober bis 22. November wurden 1583 Bücher umgetauscht. Während dieser Zeit wurde die Lesehalle von 1715 Besuchern frequentiert. Bei dem großen Andrang sind der Bibliothek gute Bücher sehr erwünscht, da zur Zeit auf mehreren Gebieten sämtliche Bücher ausgeliehen sind.

## Briefkasten.

Man sendet uns folgendes Gedicht, welches ein fränkischer Bauer, „der auch was vom geschmälerten Holzrecht erzählen kann“, dem „Würzburger Journal“ zur Aufnahme geschickt hat:

**Fuchsmühler Recht.**

Melodie: „Zu Mantua in Banden.“

Zu Fuchsmühl war's, in Bayern,  
Im vierundneunz'ger Jahr,  
Am dreißigsten Oktober,  
Da klagt der Bauern Schar:  
Es hungert, frieret Weib und Kind,  
O weh, wie wir verkümmert sind  
In unserm alten Recht!

Der Zoller hat entzogen,  
In Eigensinn und Stolz,  
Uns schon der Jahre viele  
Verbrieftes Rechtlerholz.  
Was kann uns hindern in dem Wald,  
Wenn der Gemeinde Notruf schallt,  
Zu sichern unser Recht?

Der Amtmann Wall da stehet  
Mit der Gensdarmerie,  
Und hat noch requirieret  
Von Amberg Infant'rie.  
Mit einer Axt zum Widerstand  
Hat sich erhoben keine Hand,  
Sie hält nur fest ihr Recht.

Der Tambour rührt die Schlägel,  
Nun stürmen sie heran,  
Als ging es gegen Feinde,  
Mit scharfem Bajonett.  
O Gott, schon blutet manches Herz!  
Ganz Fuchsmühl lag in Trauerschmerz,  
Es blutet für sein Recht.

Zwei schwache Greise konnten  
Nicht fliehen schnell davon;  
Sie wehrten ab die Säbel,  
Da gab es kein Pardon.  
Es wurden Jene massakriert,  
Die treulich meinten, daß gebührt  
Dem Bauer auch sein Recht.

Noch auch des Kerkers Gitter  
Verschließt manch guten Mann,  
Der nie in seinem Leben  
Auf einen Treubruch sann.  
Der Blutruf schreit hinaus ins Land,  
Es lebt ein Gott, dem ist bekannt  
Wohl unser gutes Recht!




Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. —
Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung Berlin SW. 12. — Druck: H. Bernstein Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2092.

# Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

## Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Herausgegeben von
**Dr. Georg von Gizycki,**
Professor der Ethik an der Universität zu Berlin.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

| II. Jahrgang. | Berlin, den 15. Dezember 1894. | Nr. 50. |
|---|---|---|





## § 130.

In den Nebel eines naßkalten Wintertages flatterten zum ersten Mal die Fahnen auf dem neuen Reichstagsgebäude. Vom Schloß die Linden hinunter durch das Brandenburger Thor trabte eine Schwadron Garde du Corps in glänzender Uniform mit wehenden Fähnlein. Aber das glatte, feuchte Pflaster des Weges war nicht der rechte Boden für eine bewaffnete Reiterschar: zwei der Reiter stürzten vor dem Thore und dicht an den mit dem halbem Körper unter den Pferden liegenden Soldaten vorbei fuhr der Wagen des Herrschers, der das Haus einzuweihen kam, in dem für des Volkes Wohlfahrt gearbeitet werden soll.

Das erste Gesetz, das den Vertretern dieses Volkes zuging, enthält unter § 130 folgenden Abschnitt:

> Dieselbe Strafe (Geldstrafe bis zu 600 Mark, Gefängnis bis zu zwei Jahren) trifft denjenigen, welcher in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise die Religion, die Monarchie, die Ehe, die Familie oder das Eigentum durch beschimpfende Äußerungen öffentlich angreift.

Zwei Begriffe in diesem Paragraphen sind dehnbar und lassen sich sehr verschieden auffassen. Was ist eine „den öffentlichen Frieden gefährdende Weise“? Was sind „beschimpfende Äußerungen“? Die Antwort, die der Bundesrat in der Begründung der Gesetzes-Vorlage auf diese Fragen giebt, wird niemanden aufklären können. Es liegt ja auch die gewiß lobenswerte Absicht vor, jedem selbständig Denkenden — z. B. den Polizei-Beamten und den Richtern — persönlich die Entscheidung zu überlassen. Wir meinen nun, daß neben den berufenen Hütern der Ordnung und Sitte sich jeder Mensch als ihr Hüter fühlen soll, und wir wollen deshalb auf unsere Art den § 130 auslegen.

In allen Stadtteilen ragen die Kirchtürme in die Luft; jeder geeignete Platz wird dazu ausersehen kostbare Gotteshäuser zu tragen. Für die Kirche, die zum Gedächtnis an den Deutschen Kaiser errichtet wird, der sich durch seine Einfachheit und Bescheidenheit auszeichnete, werden Millionen gesammelt. Und tausende arbeitsloser, darbender Menschen gehen an diesen Wohnungen des unsichtbaren Gottes vorüber, und fragen sich grollend: „Warum schafft ihr Reichen, Frommen keine Wohnungen für uns? Es steht geschrieben: Wer seinen Bruder nicht liebet, den er siehet, wie kann er Gott lieben, den er nicht siehet?“ Und mit Bitterkeit im Herzen gehen sie weiter und sehen, wie Soldaten, die Obdach und täglich Brot haben, in dem neuen Reichstagsgebäude zu Arbeiten verwendet werden, für deren Erlös sie das Geschrei ihrer hungernden Kinder stillen könnten. Ihr Zorn gegen die Staatsordnung wächst, wenn sie sich dem Schlosse nähern, wo die wenigen mit Restaurierungsarbeiten beschäftigten Männer sogar am Bußtag arbeiten mußten, um zur bestimmten Zeit fertig zu werden, während sie mit ihnen zusammen ohne Schädigung der Feiertagsruhe und ohne übermäßige Arbeitszeit fertig geworden und aus ihrer Not befreit worden wären. Ich könnte Beispiel an Beispiel reihen, um solche „den öffentlichen Frieden gefährdende Weise“ zu kennzeichnen.

Es werden auf „beschimpfende Äußerungen“ gegen Religion, Monarchie, Ehe, Familie oder Eigentum schwere Strafen gesetzt. — Bald werden die Andächtigen die Kirchen füllen, von deren Kanzeln gesprochen wird: „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen“ und in den Schulen wird mehr denn je von Christus, der selbst die Feinde liebt, gesprochen werden. Aber eine Stunde später schon lauschen die Knaben mit glühenden Wangen auf Schilderungen der Schlachten des Altertums oder auf das Lob der großen Kriegshelden, die Gott zum Siege führte. Die Prediger des Wortes Christi haben, so wird den Kindern erzählt, die in den Krieg Ziehenden gesegnet und Gott gebeten, daß er ihnen Sieg verleihe, d. h. daß er die Feinde nicht schützen möge. Und für blutige Siege wurde Gott die Ehre gegeben! Das sind die christliche Religion beschimpfende Äußerungen. Und die Religion beschimpfende Äußerungen sind es, wenn wir den Heiden gegenüber unsere Christlichkeit rühmen und sie zu gleicher Zeit unterdrücken und schänden.

Welches aber sind beschimpfende Äußerungen gegen die Ehe? Wird die Ehe von denen beschimpft, die sagen, daß die meisten Ehen von heute ein Verbrechen sind, oder von denen, die stets von der Heiligkeit der Ehe reden, während ihr eigenes Weib ihnen nichts weiter ist, als Sklavin ihrer Bequemlichkeit und ihrer Lüste? Die Ehe wird durch diejenigen öffentlich beschimpft, die im Annoncenteil unserer sittenstrengsten Zeitungen sich dem Meistbietenden zum Verkauf anpreisen. Öffnen wir die Spalten dieser Blätter und wir werden da „Kavaliere“, „adlige Gutsbesitzer“, „Garde-Offiziere“ und „höhere Beamte“ finden, die eine „Dame mit Vermögen“ suchen und, wenn sie sie gefunden haben, säbelrasselnd und händefaltend für die „Heiligkeit der Ehe“ kämpfen werden. Die Familie wird eben so wie die Ehe durch solche öffentliche Äußerungen beschimpft, für welche die im Gesetz genannte Strafe nicht zu gering sein dürfte. Aber die Familie wird noch auf andere Art in „den öffentlichen Frieden gefährdender Weise“ durch beschimpfende Äußerungen angegriffen. Der Staat hat die Prostitution als ein steuerpflichtiges Gewerbe anerkannt und ganze Parteien — grade die, welche glauben die Christlichkeit und Sittenstrenge zu verkörpern — fordern sogar Einführung

öffentlicher Häuser. Sie erklären damit: „Du, Familie, genügst mir nicht; Du, Gattin, bist die Mutter meiner Kinder, aber für mich selbst brauche ich noch andere Genüsse", die natürlich am bequemsten zu haben sind, wenn der Staat sie sanktioniert. Sehen wir uns weiter um, wie die Familie überall dort öffentlich beschimpft wird, wo man ihr Lob zwar im Munde führt, aber den Familienvater für seine Arbeit so schlecht bezahlt, daß man die Mutter zwingt, ebenfalls in der Fabrik oder im Tagelohn von früh bis spät sich abzurackern. Und wenn wir ein anderes Bild sehen wollen, so brauchen wir nur die Theater zu besuchen, wo zum Entzücken der Vertreter der heutigen Gesellschaftsordnung durch Ehebruchsdramen nach französischem Muster die Familie öffentlich beschimpft wird.

Auch auf die Beschimpfung des Eigentums wird die gleiche hohe Strafe gesetzt. Ich habe nichts dagegen; denn wenn der Börsenjobber dem armen Mann das Geld aus der Tasche zieht, wenn der Fabrikant seinen Arbeiter ausbeutet, wenn der Agrarier seine Untergebenen mit Schlägen traktiert, statt sie ihrer Leistung gemäß zu entlohnen, und wenn alle diese dabei von der Heiligkeit des Eigentums sprechen, des Eigentums nämlich, daß nicht sie, sondern ihre Arbeiter erworben haben, das ihnen folglich gar nicht gehört, so sind das sicher den „öffentlichen Frieden gefährdende beschimpfende Äußerungen".

Ob der Reichstag sich meiner Auffassung des § 130 anschließen wird, ist mir zweifelhaft; das eine aber weiß ich gewiß, daß der größte Teil des Volkes diese Auffassung teilt.

Über dem Portal des Reichstagsgebäudes befindet sich, wie männiglich bekannt, eine leere Tafel, welche die Inschrift „Dem deutschen Volke" tragen sollte. Der kluge Baumeister hat sie vergessen. Erst die Entscheidung über § 130 wird zeigen, ob das Gebäude sie zu tragen würdig sein wird.

Ignotus.

## Zur Katastrophe in Eisleben.

Von M. K.

Die große Phrase vom Umsturz hält heute alles in Atem; wie bald sind da die kleinen Einstürze vergessen, hier der eines eben erst neugebauten Hauses, wie vor einigen Monaten in Dresden, vor einer Woche in Leipzig, dort gar der eines ganzen Teiles der Stadt Eisleben. Ja, es liegt im Interesse eines ganzen Systems, solche Dinge geflissentlich zu übertönen, sie sobald wie möglich tot zu schweigen. Denn wohl weiß man, daß gerade auch in diesen „Kleinigkeiten" ein gut Stück Beleuchtung des wahren Umsturzes liegt.

Was ist nun dieser eigentliche Umsturz, der gerade in dem Eislebener Falle sich so häßlich zeigt? Es ist das ein Umsturz auf moralischem Gebiete, ein Umsturz schrecklichster Art, wie er aber ein typischer ist in unserem gegen die ökonomischen Fortschritte sittlich so weit zurückgebliebenen Zeitalter, der Umsturz der Gewissen, die Gewissenlosigkeit. Und mag man anerkennen, daß das Kapital viele Fortschritte zu stande gebracht hat, die ohne dasselbe unmöglich gewesen wären, nie wird man es davon lossprechen können, daß es diesen sittlichen Umsturz unwissentlich und wissentlich in größtem Maßstabe herbeigeführt hat.

Ja, die herrschende Gewissenlosigkeit, das ist die Krankheit unseres Zeitalters. Der Fall in Eisleben ist nur wieder ein Symptom in einer ganzen Kette, ein sehr deutliches Symptom dieser Krankheit; und doch, wer hat es bemerken wollen! Alle bürgerlichen Zeitungen brachten kleine, trockene, mit etwas Bedauern und Wehmut angerichtete Artikel. „Nur ja nicht daran tasten! Finger weg! Der Koloß auf thönernen Füßen verträgt so etwas nicht; und wir müssen doch alle von ihm leben," so leuchtete es mir aus den Zeilen dieser Artikel entgegen.

Nur eine Zeitung hat es gewagt, sich der Mühe zu unterziehen, die Sachlage in Eisleben selbständig zu untersuchen. Es ist das die sozialdemokratische „Leipziger Volkszeitung", in der ein Fachmann ein an Ort und Stelle gewonnenes Urteil über den Fall abgiebt. Sollte dieser Fachmann die Sachlage in Eisleben richtig erkannt haben, so enthüllten die dortigen Vorgänge eine Gewissenlosigkeit, eine Rücksichtslosigkeit betreffs Menschen-Leben und -Wohlstand, so läge in ihnen eine Anklage gegen unsere heutige Gesellschaft, wie sie entsetzlicher kaum gedacht werden konnte. Ich sage „gegen unsere heutige Gesellschaft", denn nicht nur einzelne Unternehmer sind bei dem hier in Frage kommenden Mansfelder Bergbau beteiligt, sondern wir alle, indem der Staat selbst Anteilnehmer ist. Wir alle also untergruben thatsächlich den Boden, auf dem die Stadt Eisleben gebaut ist. Denn nach dem Urteil des Sachverständigen werden täglich 12 000 000 kgr = 5 500 km Steinsalz unter dem Boden von Eisleben weggeschwemmt durch die Pumpwerke der Mansfelder Gewerkschaft. Der Hohlraum, der sich in Folge dessen bilden mußte, hat die bisherigen zwei Katastrophen verursacht, und es wäre ein reiner Zufall, wenn, da ja Tag für Tag immer wieder 5 500 km Steinsalz unter Eisleben fortgeschwemmt werden, der Zusammensturz der darüber gebauten Stadt nicht einträte. Diesem entsetzlichen Bilde, das hier der sachverständige Gewährsmann der Leipziger Volkszeitung enthüllt, steht, soweit es mir bekannt ist, noch kein amtlich beglaubigtes Urteil entgegen, obgleich die Regierung schon vor Wochen, unmittelbar nach der zweiten Katastrophe, einen Sachverständigen hingeschickt hat.

Ist denn aber damit genug gethan? Der Zweck der Sendung solcher Sachverständiger ist doch nicht nur der, den wahren Grund eines Ereignisses zu ermitteln, sondern denselben auch bekannt zu geben zur Beruhigung oder Warnung aller Beteiligten, und Maßregeln zum Schutze von Leben und Eigentum vorzuschlagen, denen dann so schnell als nur möglich nachzukommen wäre. Statt dessen hat nicht einmal die Leitung der Stadt Eisleben etwas von dem Gutachten erfahren, sodaß noch im Monat November der Bürgermeister Walker in einer Stadtverordnetensitzung erklärte, daß es dem Magistrate bisher nicht gelungen sei, eine Abschrift des Henoch'schen Gutachtens über die Vorgänge in ihrer Stadt zu erlangen. Bald sei es diese, bald jene Behörde, die das Gutachten besitze, und der Herr Regierungspräsident habe immer ausweichend geantwortet. Neuerdings seien Meinungen aufgetaucht, nach denen man die Ursache der Vorgänge mehr den Naturgewalten zuschreiben müsse. Der einzige Weg aus dem Labyrinth der Ansichten sei der Weg des Prozesses. Sollte in einem solchen die Schuldlosigkeit der Mansfelder Gewerkschaft sich ergeben, so müßte zur Entschädigung der Betroffenen die Stadt alles aufbieten. Von seiner Erklärung erhoffe der Magistrat wenigstens etwas Beruhigung. Auch sei nach Ansicht der Sachverständigen eine Katastrophe wohl nicht zu erwarten. Der Direktor der Mansfelder Gewerkschaft, Stadtverordneten-Vorsteher Geheimrat Leuschner, hält es für eine moralische Verpflichtung der Stadt, für die Beschädigungen aufzukommen.

Und derweilen sitzen so und soviel Familien in geborstenen Häusern, die in einer Weise zerstört sind, daß Thür- und Fensteröffnungen durch Hölzer abgestützt werden mußten, um sie nur vor augenblicklichem Einsturz zu bewahren, ratlos und hoffnungslos. Ja, warum verlassen denn die Leute nicht diese gefahrdrohenden Orte? wird mancher fragen. Nun, die es konnten, die werden es wohl gethan haben. Aber die, die es nicht konnten, die Armen und Mittellosen, die doch das Unglück am härtesten getroffen, wo hätten sie sich wohl in heutiger Zeit ohne Mittel hinwenden sollen! Welch' schöner Trost für diese, daß nach Entscheidung durch einen Prozeß zwischen der Stadt und der Mansfelder Gewerkschaft endlich auch an ihre Entschädigung gedacht werden würde! Bis dahin sind vielleicht die Wohnungen ganz zusammengebrochen

und so und soviele von ihnen unter den Trümmern begraben. Wahrlich, sofort nach der Katastrophe für die Bergung dieser zu sorgen, wäre wohl, ganz unabhängig davon, ob die hier dargelegte Ansicht des Gewährsmannes der Leipziger Volkszeitung die richtige ist, oder ob die Natur ohne jeglichen Menscheneingriff die Veranlassung war, die erste Pflicht einer humanen Gesellschaft gewesen.

Und hätte denn das gar so viele Geldopfer gekostet?

Gewiß nicht! Holzbaracken, wie man sie beim Militär zu Manövrierzwecken herzustellen sich keinen Augenblick besinnen würde, könnten hier wohl, an gefahrloser Stelle aufgeschlagen, bessere Dienste leisten. Eine nur geringe Anzahl zu solchem Helferzweck kommandierter Soldaten des Eisenbahn-Regiments würde das Militär in einem neuen, segensreichen Lichte erscheinen lassen.

Aber nein, man setzt lieber das Leben und Eigentum ganzer Familien mit Weib und Kind, Hab und Gut aufs Spiel, weil — — — jeder auf den anderen die Kosten abwälzen will. —

Leider haben heutzutage viele verlernt, sich über solche Vorgänge zu entrüsten, denn was sich hier in größerem Maße zeigt, passiert im Kleinen tagtäglich vor unseren Augen fast überall, und die Mehrzahl findet daran nichts Auffallendes mehr. Es zeigt sich eben darin der Umsturz unserer Gewissen, den der Kapitalismus, die zügellose, freie Konkurrenz verursacht hat.

Wir aber haben die Fackel der Entrüstung hinauszutragen und die schlafenden Gewissen zu wecken, auf daß nicht Hunderte unserer Landsleute mit Belastung unseres Gewissens ins Elend gerissen werden. Es ist das eine heilige Pflicht für uns, die wir den großen Kampf mitkämpfen wollen, den alle Gutgesinnten zu kämpfen haben, den Kampf gegen alle Gewissenlosigkeit, gegen den großen sittlichen Verfall unserer Zeit. Aus ihm grinst uns der wahre Umsturz grimmig entgegen.

Darum auf gegen diesen Umsturz!

## Zur Ethik der Nationen.

Von V. Horinek in Prag.

In Nr. 22 dieses Jahrganges der „Ethischen Kultur“ war unter obigem Titel die nationale Unterdrückung der Rumänen durch die Magyaren besprochen und als unmoralisch gebrandmarkt worden.

Es möge erlaubt sein, an dieser Stelle vor das Forum der Ethik eine andere Erscheinung derselben Art zu ziehen, welche womöglich der „Ethischen Kultur“ und dem unmittelbaren Wirkungskreise derselben noch näher steht, da sie sich auf die Germanisationsbestrebungen den Czechen gegenüber bezieht.

So oft ich die diesbezüglichen Bestrebungen in Betracht ziehe, kommt mir unwillkürlich die nachstehende, allgemein bekannte Erzählung in den Sinn:

König Salomo gedachte einst seine Gartenanlagen, welche schon großartig genug waren, nach weiter auszudehnen, wozu er der Angliederung der benachbarten Bodenflächen benötigte. Am passendsten schien sich ihm das Gärtchen eines seiner Nachbarn hierzu zu eignen, doch wollte der Nachbar, welcher sein Gärtchen selbst pflegte und seine helle Freude daran hatte, von Abtretung des Gärtchens nichts wissen. Da befahl Salomo, dem Besitzer seinen Garten gewaltsam zu nehmen und den königlichen Parkanlagen hinzuzufügen. Der Besitzer, unglücklich durch dieses Gebahren des Königs und natürlich außer Stande, sich dessen mit Gewalt zu erwehren, ging einen im Geruche großer Weisheit und Gerechtigkeitsliebe stehenden Richter um Hilfe an, und derselbe unterzog sich dieser Aufgabe. Als der Boden des geraubten Gärtchens den Gartenanlagen des Königs eingefügt wurde, kam der Richter mit dem rechtlichen Besitzer zum Salomo und bat denselben, dem Besitzer zu erlauben, daß er sich aus seinem ehemaligen Garten zum Andenken einen Sack voll Erde nehmen dürfe, was Salomo zusagte. Als der Sack mit Erde vollgefüllt war, wandte sich der Richter an den König noch mit der Bitte, die Gnade haben zu wollen, den vollen Sack eigenhändig dem Nachbarn auf den Esel aufladen zu helfen. Salomo meinte, der Sack wäre zu schwer, er könne denselben gar nicht heben; worauf der Richter erwiderte: wenn dem Könige dieser eine Sack voll Erde zu schwer wäre, wie schwer müßte der Boden des ganzen Gärtchens auf ihm lasten vor dem Richterstuhl des Herrn?! — Salomo schämte sich und gab das Gärtchen dem Nachbarn zurück.

Ist es nötig, die Parallele mit Bezug auf das große deutsche Volk einerseits und das kleine Volk der Czechen (und auch der Slovenen) andererseits des Näheren auszuführen, — auf das Weltgericht der Weltgeschichte hinzuweisen? Gewiß nicht!

Aber etwas Anderes scheint mir nötig näher darzulegen. Man wird, wie das so oft geschieht, die Germanisationsbestrebungen ableugnen, oder, was insbesondere von den Reichsdeutschen zu erwarten steht, da dieselben die hiesigen Verhältnisse nur durch die Brille der deutschen Parteiblätter kennen gelernt haben, man wird an „Unterdrückung der Deutschen“, an Czechisierungsbestrebungen gegenüber den Deutschböhmen zu glauben geneigt sein!

Daß bei solcher Disposition lediglich abstrakte, moralisierende Erwägungen ganz und gar fehlschlagen müßten, ist klar; hier müssen und können nur ganz unzweideutige, absolut nicht wegzuleugnende oder zu verdrehende Thatsachen als Beweismaterial beigebracht werden. Leider giebt es solche und damit auch die Möglichkeit einer richtigen Information, hoch erhaben über jedweden Parteistandpunkt. Als erste hierher gehörige Thatsache könnte die angeführt werden, daß den Deutschböhmen seitens der Czechen wiederholt ein sogenanntes „weißes Blatt“ gereicht worden ist, mit der Bitte, dasselbe mit allen erdenklichen Wünschen und Cautelen nationaler Art auszufüllen, welche die Czechen bereit wären, „sans phrase“ zu bewilligen bezw. zu acceptieren mit der einzigen Bedingung, daß das, was die Deutschen für sich und ihre Nationalität verlangen, auch für die Czechen und ihre Nationalität bestehen müsse. Hierauf gingen aber die Deutschböhmen nie ein, — die volle Gleichberechtigung, welche die Czechen anstreben (nicht mehr, aber allerdings auch nicht weniger), wollen ihnen die Deutschböhmen, wiewol sie in der Minorität sind, nicht zugestehen!

Doch, damit die Sachlage noch klarer werde, möge anstatt jenes allgemeinen Angebotes prinzipieller Natur ein spezieller, konkreter Fall angeführt werden.

In den nationalen Kämpfen zwischen Deutschen und Czechen steht vielleicht an erster Stelle und verursacht zweifelsohne die meiste beiderseitige Erbitterung der Kampf um die und in der Volksschule. Da regnet es unaufhörlich beiderseits von Vorwürfen und Anklagen betreffs „Czechisierungs“- bezw. „Germanisierungs“-Gelüsten. Man sollte hiernach doch meinen, daß beide Seiten mit allen Händen einen Vorschlag aufgreifen müßten, welcher geeignet wäre, die Zwistigkeiten auf dem Gebiete der Volksschule beizulegen, ja fürderhin unmöglich zu machen. Doch weit gefehlt!

Eine ganze lange Reihe von Jahren ist bereits verflossen, seitdem von den Czechen in dem Landtage des Königreichs Böhmen ein Gesetzantrag zur Beschlußfassung vorgelegt wurde, wonach Kinder nur in jene Volksschulen aufgenommen werden dürften, deren Unterrichtssprache die Muttersprache des Kindes ist. Zwar hat Professor Dr. Knoll in seinem am 15. September 1886 in Berlin gehaltenen Vortrage „Über die Erhaltung deutscher Sprache und Art in der Fremde“ wörtlich gesagt: „Dem Kinde darf eine zweite Sprache nicht früher beigebracht werden, bis sein geistiges Leben mit der Muttersprache so eng verschmolzen ist, daß das Denken in Worten für sein ganzes übriges Leben in der

Muttersprache sich vollzieht"; das hinderte aber ihn und die übrigen deutschböhmischen Landtagsabgeordneten nicht im mindesten, gegen den obenerwähnten Antrag der Czechen so energisch Front zu nehmen, daß man denselben als ganz aussichtslos fallen ließ und einen zweiten eindrachte, in welchem die Forderung der „Muttersprache" durch „verständliche Sprache" ersetzt wurde, d. h. die Czechen wollten wenigstens das gesetzlich stipuliert wissen, daß ein Kind nur in eine solche Volksschule aufgenommen werden dürfe, deren Unterrichtssprache es verstehe!

Ich denke, die Reichsdeutschen werden es nicht begreifen können, wie Verhältnisse möglich sind, in welchen eine solche Forderung überhaupt gestellt werden kann; sie müssen aber noch dazu begreifen lernen, daß die Deutschböhmen nicht einmal diese Forderung zu Gesetz werden lassen wollen, ja daß sie damit indirekt zu Verfechtern des pädagogischen Unsinnes werden, ein Kind brauche die Unterrichtssprache der Schule gar nicht zu verstehen! Selbstverständlich würde das Gesetz ganz allgemein gelten, mithin nicht nur für czechische, sondern auch für deutsche Kinder, und die „bösen" Czechen wollen somit allen Czechisierungsgelüsten deutscher Kinder selbst den Riegel vorschieben — was jedoch die Deutschen nicht zugeben!

Ist man da nicht unwillkürlich versucht, die Fabel von dem Lamme, welches dem Wolfe das Wasser trübt, aufzufrischen, und ist es des großen deutschen Volkes würdig und hat es dies nötig, in dieser Art und Weise einem kleinen, aber dafür nicht weniger kulturellen Volke seinen Nachwuchs abzujagen, und nebstdem auch den nationalen Zwistigkeiten immerfort neue Nahrung zuzuführen, den nationalen Frieden, bei welchem die beiden hochbegabten Nationalitäten Böhmens in edlem kulturellen Wettstreite aus dem gesegneten Lande in Bälde ein Paradies machen müßten, in endlose Ferne zu bannen?

Möge diesen meinen Artikel auch Herr Prof. Dr. H. Herkner in Karlsruhe, welcher in Nr. 5 von „Die Zeit" im Geiste der echt humanen Deutschen eines Herder „Zur Frage eines deutsch-czechischen Ausgleiches in Böhmen" so beredt das Wort ergriffen hat, gütigst zur Kenntnis nehmen, und möge er weiter in demselben Sinne zu wirken fortfahren, damit das neunzehnte Jahrhundert nicht beschlossen werde im Sinne der schauerlichen Sentenz Grillparzers: „Der Weg der neuen Bildung geht von Humanität — durch Nationalität — zur Bestialität."*)

## Lebensbilder.

### XIX.

**Von einem Ehepaar sozialdemokratischer Gesinnung**

### I. Der Ehemann.

Im Januar 1858 wurde ich in Berlin als der Sohn eines Handwerksmeisters, Obermeister der Innung seines Gewerbes, geboren. Die Eindrücke meiner Kindheit, meine erste Erziehung, wurden durch die Charaktergegensätze, die Vater und Mutter auszeichneten, stark beeinflußt. Während meine Mutter eine geradezu verzärtelnde Liebe zeigte, war mein Vater mehr als streng, oft fast brutal und roh. Dies mußte, neben der Furcht vor dem Vater, zu einer Sucht nach Ausreden für jedes Vergehen führen, während die Liebe zur Mutter auch nicht voll entfaltet wurde. Denn hatte der Vater das Recht zu strafen, so fiel diese Strafe stets zu hart aus; die Mutter aber ging in ihrem Bestreben die Strafe abzumildern auch wieder zu weit. Dadurch mußte in jedem einzelnen Fall das Gefühl zurückbleiben, daß die Behandlung von der einen oder anderen Seite ungerecht sei. Dieses Gefühl hinderte das Keimen der Kindesliebe umsomehr, je älter ich wurde und selbständige Unterschiede zwischen Recht und Unrecht zu machen anfing.

Die Wirkung, welche die Erziehung der Schule auf mich ausübte, kann ich nur als eine gute bezeichnen. Obwohl wir sieben Geschwister waren, von welchen ich der Jüngste, warf das Geschäft des Vaters doch so viel ab, daß wir Alle höhere Schulen besuchen konnten. Indeß reichten die Geldmittel wieder nicht, um auch nur einen von uns vier Brüdern studieren zu lassen, obwohl alle vier gut veranlagt waren. Hätte es aber selbst gereicht, so war mein Vater doch zu sehr Egoist, um solche Summen für uns aufzuwenden, weil seine eigenen Vergnügungen, namentlich Schützenfeste und dergleichen, große Summen kosteten. Meine Schulerziehung glich zum größten Teil das aus, was die Erziehung der Eltern etwa verfehlte. In späteren Jahren gewann ich den Eindruck, daß Altersgenossen- und Genossinnen, welche in den Gemeindeschulen weit mehr Religionsunterricht hatten, als ich in der höheren Schule, durch ihren Schulbesuch unter keinen Umständen, am allerwenigsten aber durch den Religionsunterricht, das nachholen konnten, was an ihren sittlichen Gewohnheiten vorher verzogen war. Es soll damit nur gesagt sein, daß die bessere wirtschaftliche Lage der Eltern (Not war mir damals ein unbekannter Begriff) auf mein ganzes späteres Leben von hohem Einfluß war. Die Überzeugung hat sich mir aufgedrängt, daß die so viel besprochene und beschriebene Roheit der Jugend von guten Schulen allein nicht beseitigt werden kann, sondern den Eltern eine wirtschaftlich gute Lebensstellung gesichert werden muß, welche sie in den Stand setzt, die ersten Grundlagen für die Erziehung selbst zu legen.

Wie schon kurz bemerkt, habe ich über zuviel Religionsunterricht nicht klagen können. Ich wüßte auch in der That von einer eigentlichen Wirkung der religiösen Erziehung Nichts zu berichten. Im Gegenteil hatte ich oft, erst 12 oder 13 Jahre alt, Gelegenheit, mit Schulkameraden darüber zu sprechen, wie Naturgeschichte und Religion im Gegensatz ständen. Noch heute erinnere ich mich, daß unser Religionslehrer — es war in der Regel der Ordinarius, also kein Fachlehrer — oft in Verlegenheit gesetzt wurde durch Fragen unsererseits, die jenen Widerspruch zum Gegenstand hatten. Als ich das letzte halbe Jahr die Schule besuchte — es war die Zeit des Kulturkampfes, —sprach ich mich mit Nachbarskindern dahin aus, daß niemand von uns an einen Gott glaubte. Die Zeit des Konfirmationsunterrichtes hat daran auch nur sehr vorübergehend geändert.

Da mein Vater selbst Handwerksmeister war, wird es niemand wundern, wenn ich eine gewisse eingebildete Vorliebe für das Handwerk zeigte und, bei Verwandten untergebracht, Gürtler lernte. Die Lehrwerkstätte war eine große Fabrik. Hier sah ich das Leben von einer ganz anderen Seite. Ich lernte zum erstenmale den Unterschied zwischen meiner Schulbildung, zwischen der gesellschaftlichen Stellung meiner Eltern und derjenigen meiner Lehrkollegen kennen, ohne jedoch näher über diese Unterschiede nachzudenken. Bemerken will ich ausdrücklich, daß ich schon nach zweijähriger Lehrzeit die „Liebe zum Geschäft" verlor. Heute ist es mir klar, daß es ein Unsinn ist, einen Jungen von 15 Jahren zu fragen, was er werden will. Danach, ein solches Urteil dann abgeben zu lassen, ist unsere Jugenderziehung nicht zugeschnitten.

Mehr als 19 Jahre alt war ich, als ich auslernte. Ich war nun Gürtlergeselle; aber nicht einer von denen, die vielleicht um das eigene Dasein zu kämpfen oder gar nach zur Erhaltung von Eltern und Geschwistern beizutragen hatten, sondern ein sorglaser Bursche war ich, der nur darauf bedacht war, die Vergnügungen der Weltstadt zu genießen. Heute empfinde und fühle ich die Lücke, die in meinen Kentnissen war, und welche die Hauptursache der Schicksalsschläge darstellte, die mich in den nächsten Jahren treffen sollten: Wohl hatte ich Rechnen und Algebra, Geometrie und Mathematik gelernt, wohl konnte ich englische und französische Übersetzungen machen, hatte auch von Geographie und Geschichte etwas

*) Vgl. den Aufsatz „Der Staat und die Nationalitäten in Österreich" in Julius Platter's „Kritischen Beiträgen zur Erkenntnis unserer sozialen Zustände und Theorien." S. 255 u ff. (Anm. d. Red.)

begriffen (obwohl die letzten beiden Fächer stets meine schwache Seite waren); oder was für das Leben verlangt wird, wenn ich Gürtlermeister werden wollte, davon hatte ich keine blasse Ahnung. Die Grundlagen der Volkswirtschaft wären zehnmal praktischer gewesen, als alle die oben genannten Fächer zusammen genommen. Meine Kenntnisse sowohl als meine Erziehung waren für meinen Beruf nicht zugeschnitten. Lehrkollegen von mir, die nur die Gemeindeschule besucht hatten, waren durch ihre praktischen Lebenserfahrungen weit eher geeignet, ihren Beruf selbständig zu betreiben, als ich. — Ich verdiente einen für die damalige Zeit guten Lohn von 30 M. pro Woche, und oft noch bedeutend mehr. Von diesem Gelde bezahlte ich an meinen Vater resp. Mutter den lächerlich geringen Bruchteil von 6—7 M. für Kost, Wäsche und Wohnung. Der Rest reichte in den meisten Fällen noch nicht aus, um die Ausgaben für meine Vergnügungen zu decken. Weil meine Freunde solch' ein Leben führten, „mußte" ich es auch. Das ging so 4—5 Jahre lang. Ich glaube, daß das Wort „großstädtische" Vergnügungen genügt, um anzudeuten, welch' mehr als zweifelhafter Natur die „Vergnügungen" häufig waren.

Da starb mein Vater, und zwar ohne ein Vermögen zu hinterlassen. (200—300 M., die auf jedes Kind kamen, kann man wohl kein Vermögen nennen.) Das Geschäft meines Vaters übernahm ein Bruder, der es heute noch hat. Ich wollte nun auch selbständig werden. Meine bodenlose Unkenntnis vom Leben, von Allem, was man wissen muß, wenn man ein Geschäft anfangen will, mein Leichtsinn, der Mangel an Kapital lassen es mir heute ganz selbstverständlich erscheinen, daß ich das Geschäft bald wieder schließen mußte. War ich doch sogar unfähig zu berechnen, daß ich der Konkurrenz, die mit allen technischen Hilfsmitteln arbeitet, auch nicht gewachsen gewesen wäre, wenn ich mehr als das dreifache „Kapital" gehabt hätte.

Diese gezwungene Aufgabe meiner Selbständigkeit bildet die einschneidendste Wendung in meinem Leben. Ich verließ Berlin und arbeitete als Gürtlergeselle in Dresden. Aber welcher Unterschied gegen früher! Ich mußte arbeiten, um mich zu ernähren. Dazu kamen nach Perioden der Arbeitslosigkeit, und in solchen Zeiten lernte ich das gräßliche Gespenst „Not" kennen, ich fühlte zum erstenmal, wie Hunger thut. Endlich aber gelang es mir doch, eine sogenannte „feste Stellung" zu bekommen. Während meiner Selbständigkeit in Berlin hatte ich mich verlobt. Sobald ich nun diese „feste Stellung" hatte, führte ich meine Verlobte, die mir ihr Gelübde als wohlbestallter Gürtlermeister gegeben hatte, als meine Gattin nach Dresden. Ärmlich, sehr ärmlich zwar sah es aus in unserer Wohnung, aber wir kamen vorwärts; hatte ich auch immer noch nicht mehr als 28 bis 30 M. Verdienst in 14 Tagen, so hatte ich doch als Mitarbeiter an einer kapitalistischen Fachzeitschrift mir Nebeneinnahmen zu verschaffen gewußt.

Inzwischen aber hatte ich denn doch mit meinen Kollegen denken und fühlen gelernt. Ich gehörte einem „Verein der Dresdener Gürtlergehilfen" an. In jenem Verein, der gar keine Tendenz hatte, wurde einstmals ein Antrag gestellt, 50 M. aus der Kasse zu vertrinken. Nun hatte ich aber die Meinung, ohne über das „Wie" klar zu sein, daß die Kasse zur Besserung unserer Lage dienen sollte, und als dieser Antrag mit allen gegen meine Stimme angenommen wurde, war ich darüber so empört, daß ich dem Verein den Rücken kehrte. Ich schloß mich dem „Fachverein der Metallarbeiter" an, ohne jedoch dessen Tendenz zu kennen, ja ohne über den Begriff „Politik" nur klar zu sein. Hier hörte ich freilich eine andere Sprache, als im „Gürtlerverein." Ich hörte von den Ursachen des Elendes der Arbeiterklasse sprechen. Mit einem Eifer wie nie zuvor saugte ich die neuen Lehren auf. Ich wurde Sozialdemokrat. Das war im Jahre 1888. Kaum ein Jahr war seit dem Eintritt in den Fachverein vergangen, da hielt ich bereits meinen ersten öffentlichen Vortrag.

Meine Arbeitsstelle hatte ich bis jetzt auch behalten, obwohl ich bei dem Fabrikinspektor Mißstände der Fabrik angezeigt hatte, und dies dem Prinzipal zu Ohren gekommen war. Da wurde von dem jämmerlichen Lohn noch ein Abzug geplant und auch ausgeführt. Dazu stillzuschweigen war mir bei meiner Gesinnung unmöglich. Ich rief ein Dutzend der betroffenen Kollegen zu einer Aussprache über den Lohnabzug zusammen. Für diese Fabrik kam es zu keinen weiteren Folgen, als daß ich, — „wegen meiner geheimen Versammlungen," so sagte der Werkführer wörtlich, — entlassen wurde. Das war Öl ins Feuer gegossen. Mehr denn je stürzte ich mich in die Bewegung, — was wiederum nur zur Folge hatte, daß ich in einem halben Jahre siebenmal gemaßregelt wurde, und schließlich überhaupt keine Arbeit als Gürtler mehr bekam. Nachdem ich noch eine Zeit lang als Arbeitsmann mit der Handkarre und dem Coakskorb mich bei elendem Lohn herumgeplagt, landete ich in den Hafen der sozialdemokratischen Presse. Dort habe ich alle Arbeiten verrichtet. Vom Hilfsarbeiter in der Druckerei bis zum Expedienten und schließlich Redakteur. Was ich in jener Zeit durchgemacht habe, das vermögen kaum Worte zu schildern. Es mag einen Platz finden in der Beschreibung des Lebenslaufs meiner Gattin, die naturgemäß noch mehr als ich darunter leiden mußte.

Auch mit dem Strafgesetz bin ich in Collision — noch unter dem Sozialistengesetz — gekommen. Gänzlich unbescholten, wurde ich wegen einer „Gotteslästerung" mit fünf Monaten Gefängnis bestraft. (Nach dem Fall des Sozialistengesetzes wurde ein Genosse, der dieselbe Äußerung in verschärfter Form gethan hatte, frei gesprochen.) Als ich das Gefängnis verließ, siedelte ich nach Berlin über und war noch wie vor in der Agitation und an der Presse thätig. Später zog ich mir noch zweimal Strafen zu. 6 Monat Gefängnis wegen Vergehen gegen § 131*) des Strafgesetzbuches und 14 Tage wegen Beleidigung durch die Presse.

Die Frage, welche Einwirkung die Beschäftigung mit der Politik auf meinen Charakter hatte, kann ich ohne Umschweife dahin beantworten, daß in meinem ganzen Lebenslauf Nichts so veredelnd, Nichts so gut gewirkt hat, als diese hier nur kurz angedeutete Tätigkeit. Anfangs, als ich in die Bewegung eintrat, beging ich wohl manchen Fehler aus Übereifer und Unkenntnis. Die im Lauf der Zeit gesammelten Erfahrungen, die Muße zum Nachdenken im Gefängnis, der mit der Veränderung der Lebensstellung stets wechselnde und sich erweiternde Gesichtskreis haben zu einer Urteilsfähigkeit geführt, die ich früher absolut nicht besaß. Der Umstand, daß ich wohl bald die Hälfte des Landes, „da die deutsche Zunge klingt," gesehen, die Arbeitsverhältnisse aus eigener Anschauung kennen gelernt habe, der Umgang mit Rheinländern, Sachsen, Thüringern, Schlesiern, Ostpreußen u. s. w. haben mir Kenntnisse verschafft, die ich heute um keinen Preis entbehren möchte. Meine Ideale sind rein menschliche geworden, und all das Leid ist aufgewogen. Die letzten 6 Monat Gefängnis unter einem humanen Direktor boten mir Gelegenheit, die Werke Carl Marxs, F. Engels, L. Feuerbachs, Spinozas, Bommelis und Bernsteins mit einer Muße zu studieren, die man eben nur im Gefängnis hat.

Wie sich die Ehe gestaltet? Auch diese Frage mag durch die Aufzeichnungen meiner Gattin beantwortet werden.

Zeit für Vergnügungen bleibt mir jetzt fast gar nicht. Der Parteidienst erfordert Tätigkeit an jedem Abend, jedem Sonntag und ebenso Opfer an Geldmitteln.

Daß bei mir Talent unterdrückt wurde, kann ich ohne Überhebung behaupten. Auch jetzt noch stehen meiner Ausbildung Hindernisse entgegen. Allen Verleumdern der sozial-

*) § 131 lautet: „Wer erdichtete oder entstellte Thatsachen, wissend, daß sie erdichtet oder entstellt sind, öffentlich behauptet oder verbreitet, um dadurch Staatseinrichtungen oder Anordnungen der Obrigkeit verächtlich zu machen, wird mit Geldstrafe bis zu sechshundert Mark oder mit Gefängnis bis zu zwei Jahren bestraft." (Anm. d. Red.)

demokratischen Agitation und der Agitatoren kann ich auf Wunsch mein Haushaltungs- und Arbeitsbudget vorzeigen, und sie werden sehen, daß mir Zeit und Geld fehlt, mich weiter zu bilden. Je mehr ich lerne, desto mehr möchte ich lernen, und nur noch einen Wunsch für meine Person habe ich: Ein Jahr lang, ohne für den Lebensunterhalt sorgen und arbeiten zu müssen, bloß dem Studium obliegen zu können.

Wäre das, von meiner Person einmal abgesehen, noch so einigen hundert Parteigenossen geboten, dann könnte es besser stehen um die deutsche Arbeiterbewegung.

## II. Die Ehefrau.

Mein Vater war ein Schuhmachergeselle, der, obgleich er nur geringe Schulbildung besaß, sich noch in seinem 26. Jahre dem Schauspielerfach zuwandte und mit Fleiß und Anstrengung, unterstützt durch außerordentliche Talente, zu einem beliebten Mitgliede an Bühnen mittleren Ranges in Berlin sich emporarbeitete. Im November 1863 in Berlin geboren, verlebte ich eine sorglose Kindheit, die nur getrübt wurde durch die Art, wie meine Mutter ihr Amt als Erzieherin auffaßte, indem sie mich bei jeder Gelegenheit unbarmherzig prügelte. Infolge ihres geringen Bildungsgrades war sie vollständig unfähig, die Anlagen ihres einzigen Kindes zu verstehen und ihre Erziehungsmethode danach einzurichten. Die Folge davon war, daß ich mich nur zum Vater hingezogen fühlte, dem ich das Wenige zu verdanken habe, was ich an Erziehung genossen. Nur zu früh, ich war 7 Jahre alt, starb mein Vater. Das, was mein Gatte von der erzieherischen Wirkung der höheren Schule gesagt hat, trifft bei mir, die ich die Gemeindeschule besuchte, durchaus nicht zu. Die Schule hatte keine Einwirkung auf die Erziehung. Ebensowenig hat die Kirche erzieherisch auf mich gewirkt. Meine Eltern waren nicht religiös, und ich betrachtete die ganze Religion als leere Formensache. Zwei Jahre nach dem Tode meines Vaters ging meine Mutter eine zweite Ehe ein. Der Stiefvater machte, als ich 14 Jahre alt war, eine kleine Erbschaft und kaufte ein Milchgeschäft. Hatte ich bis dahin nur wenig gespürt (in Bezug auf Behandlung), daß ich einen Stiefvater hatte, so kam nun eine Zeit, wo ich oft seufzend dachte: „Das hätte dein Vater dir nicht zugemutet.“ Es war eine Zeit der schwersten Arbeit, wie sie eben ein Milchgeschäft erheischt, wo Sauberkeit und pünktliche Bedienung die Hauptsache sind. Oft glaubte ich, schwächlich und klein wie ich war, die Last nicht bewältigen zu können. Zu alledem erkrankte meine Mutter lebensgefährlich und wurde in eine Klinik übergeführt. Außer den Arbeiten im Haushalt und Geschäft, die ich mit dem Stiefvater gemeinsam führte, hatte ich auch die Pflege der Stiefgeschwister zu übernehmen (ein Knabe und ein Mädchen waren der zweiten Ehe entsprossen), die gleichzeitig erkrankt waren. Jene Zeit, wo ich noch so jung, schon vor solche Aufgaben gestellt wurde, trug dazu bei, daß ich eine Frühreife und Umsicht mir aneignete, die Altersgenossinnen vollständig abgeht, selbst wenn die Eltern derselben Proletarier wie die meinigen sind. Nach nicht ganz zwei Jahren mußte das Geschäft verkauft werden, weil es sich nicht rentierte. Mein Stiefvater arbeitet wieder in seiner erlernten Profession als Buchbinder.

Ich selbst war nun darauf angewiesen, Geld zu verdienen, und erlernte die Lederstepperei für Schuhmacher, die ich achteinhalb Jahre lang ununterbrochen betrieb, bis zur Verheiratung mit meinem Gatten. Infolge meiner regelmäßigen Beschäftigung und meines Verdienstes (14 Mark pro Woche) gelangte ich zu einer gewissen Selbständigkeit. Das Gefühl, nicht mehr von Anderen abzuhängen, söhnte mich mit den familiären Vorgängen aus, und es war auch das Verhältnis zum Stiefvater ein besseres geworden.

Zu meiner Ausbildung hatte ich wenig oder gar keine Gelegenheit, obwohl ich viel Sinn für schöngeistige Litteratur hatte. Wo soll ein junges Mädchen noch zehneinhalbstündiger angestrengter Arbeit die Zeit und Muße zur Ausbildung hernehmen, wenn auch sonst jede weitere Anregung fehlt?

Nach unserer Hochzeit folgte ich meinem Mann nach Dresden. Die erste Zeit verlief ruhig, und das Stillleben in dem schönen Ort Plauen bei Dresden wurde zu einer Erholung, der ich auch körperlich sehr bedürftig war. Von Politik wußte ich so gut wie nichts, obgleich mir bei den jeweiligen Wahlen zum Reichstage schon als Mädchen die Flugschriften der Sozialdemokraten immer am besten gefallen hatten, da dieselben die Lage des arbeitenden Volkes, zu dem ich doch auch gehörte, in der dem Volke verständlichsten Weise schilderten. Von den Gegensätzen im Parteigetriebe verstand ich nichts. Nachdem wir etwa ein Jahr verheiratet waren, traf uns der erste Schlag. Es war stets eine Freude für mich, wenn mein Mann den Nebenverdienst für die Mitarbeiterschaft an einem Fachblatt für Fabrikanten einstreichen konnte. Das hörte plötzlich auf. Weshalb? das war mir vollständig unklar, weil ich erst später die Unterschiede zwischen Arbeiter- und Unternehmerblättern machen lernte, und mein Mann mir seine Beteiligung an der, damals im Geheimen betriebenen politischen Bewegung verheimlicht hatte.

Die Beteiligung an dieser letzteren war aber der Grund des Verlustes, den ich durch seine Handarbeiten, bei aller Anstrengung, nicht ausgleichen konnte. Als dann die erste Maßregelung meines Mannes eintrat, welcher eine Zeit der Arbeitslosigkeit folgte, hielt die Not ihren Einzug in unsere Behausung. Nun wurde ich auch über die Gründe der Entlassung aufgeklärt. Lange Zeit dauerte es jedoch naturgemäß, bis ich auch nur mit den eigentlich treibenden Motiven bekannt wurde. Diese Zeit, eine eigentliche Übergangsperiode, genügte, mich meinem Manne zu entfremden. Wir verstanden uns absolut nicht mehr. Ein Freund meines Gatten, ein älterer Parteigenosse, der meinen Gatten geflissentlich für das Parteileben interessierte, und den ich hoch schätzte, weil er auch mich das ABC des Sozialismus lehrte, vermochte nicht, der Entfremdung entgegen zu wirken. Im Gegenteil, als uns Schlag auf Schlag traf, eine Maßregelung auf die andere folgte, die Not und Entbehrungen größer wurden, und mein Mann trotzdem des Abends fast ohne Ausnahme nicht zu Hause kam, wurde die Entfremdung immer größer und steigerte sich bis zur Abneigung. Gewiß gab auch ich mir die größte Mühe, die Prinzipien des Sozialismus zu studieren, auch ich war ehrliche Parteigenossin, soweit ich die Ziele begriffen hatte; aber mein praktischer Sinn sagte mir, daß zunächst die wirtschaftliche Lage nicht vernachlässigt werden dürfte, wenn man der Partei nützen wolle. Bei meinem Mann konnte ich mit solchen Anschauungen nicht ankommen. — In der größten Not hatte ich wieder Beschäftigung als Lederstepperin in einer größeren Schuhwaarenfabrik gefunden und suchte so gut als möglich uns durchzuhelfen. Mein Mann jedoch ließ nach meiner Berechnung eine für unsere Verhältnisse zu große Summe in den Wirtshäusern und that nach meiner Ansicht nichts, oder doch nur wenig, um unsere traurige Lage zu bessern, — kurz gesagt, er wurde nach meiner Auffassung liederlich und gleichgiltig gegen die Häuslichkeit. Als dann die Zeit kam, daß er seine erste Strafe antreten mußte, war ich wohl ziemlich mit den Prinzipien des Sozialismus vertraut, aber ich bedauerte ihn mehr als Genossen, als daß mir seine Entfremdung als Ehegattin nahe ging. Die Zeit, die mein Mann im Gefängnis verlebte, verbesserte selbstredend in keiner Weise meine Verhältnisse. In der großen Fabrik, wo ich Arbeit hatte, lernte ich das Leben und Treiben der Fabrikarbeiter und Fabrikanten kennen, wozu ich als Mädchen keine Gelegenheit gehabt hatte, da ich stets nur in kleinen Werkstätten gearbeitet (siebeneinhalb Jahre an einer Stelle). Geradezu jämmerliche Zustände waren es, die ich in der Dresdner Fabrik antraf, und mein erstes öffentliches Auftreten galt der Bekanntgabe von Mißständen und Gesetzesübertretungen von seiten des Fabrikanten, die ich in jener

Fabrik beobachtete. Während der Inhaftierung meines Mannes widmete ich mich im vollsten Maße, soweit Zeit und Geld es gestatteten, der Schuhmacherbewegung und unternahm auch auf anderweitiges Verlangen die erste größere Agitationstour.

Unter der schweren Arbeit in der Fabrik, den Aufregungen über unsere zerrütteten Verhältnisse, dem Studium, der mangelhaften Ernährung u. s. w. hatten meine Körperkräfte sehr gelitten, waren die Nerven angestrengt, so daß eine Nervenkrankheit die Folge war.

Auf meine Genesung konnte ich nicht bedacht sein, ja das Nötigste in solchem Fall, die Ruhe, fehlte; wo sollte das nötige Geld für Pflege herkommen, wovon die Wohnungsmiete bezahlt werden? Ob ich oft vor Schmerzen in Brust und Rücken nicht ein noch aus wußte, ob meine Körperkräfte ausreichten oder nicht, ich mußte arbeiten, und verdiente sehr wenig, was wohl bei solchem Zustand begreiflich ist.

Endlich hatte mein Mann die fünf Monate verbüßt. Aber nun? In Dresden bekam er nirgends Arbeit in seinem Handwerk, an der Presse war keine Stelle frei, und warten darauf war unmöglich. — Er ging nach Berlin. Nach langem Ringen faßte er festen Fuß, und ich folgte ihm nach Berlin. Es war auch stets mein Wunsch gewesen, wieder nach Berlin zu kommen, da sich dort für mich ein Umgang mit Genossinnen fand, der meinen Bildungsgang unterstützte.

Durch die Gefängnisstrafe war meinem Manne Zeit zum Nachdenken gegeben, die er früher im Strudel des Parteilebens nicht fand, und in dieser Zeit wurden seine Anschauungen und Begriffe geläutert. Ich sah, er war ein Anderer geworden. Jetzt lernten wir uns besser kennen denn je zuvor. Gegenseitig waren wir auf die Erweiterung unserer Bildung bedacht, und wir sind uns nicht nur Ehegatten, sondern auch Freunde und Genossen geworden.

Die Wirkung der Beschäftigung mit Politik betreffend, habe ich dieselben Anschauungen wie mein Mann, und ich kann nur zufügen, daß der Sinn für das Ideale, für alles Edle, Erstrebenswerte, erst durch die Erkenntnis der wahren Lebensverhältnisse, erst durch Beschäftigung mit Politik bei mir geweckt worden ist.

## Vermischtes.

Über den Glaubenswechsel der Prinzessin Alice von Hessen, der jetzigen Zarin, hat sich der hessische Pfarrverein in scharfen Worten dahin ausgesprochen: „In allen Schichten der deutschen evangelischen Bevölkerung bis hinauf zur preußischen Generalsynode äußert sich tiefstes Bedauern über diese zur Thatsache gewordene Konversion unserer hessischen Fürstentochter. Und wir als Verein der hessischen Geistlichen sind umsomehr veranlaßt, Zeugnis abzulegen gegen dies Aergernis, das unserer Kirche gegeben worden ist. Das Volk steht nicht mehr auf dem Standpunkt, zu glauben, daß den Großen erlaubt sei, was den Kleinen durch ihr Gewissen verboten. Die Verpflichtung zur Treue gilt nach oben wie nach unten. Der Hermelin-Mantel muß ebensowohl wie der Arbeitskittel mit einem guten Gewissen getragen werden: eine Moral verpflichtet uns alle. Die Mahnung des Kaisers, für Religion, Sitte und Ordnung einzustehen, erfährt durch dies Vorkommnis eine eigentümliche Beleuchtung, und wenn solches am grünen Holze geschieht, was soll's am dürren werden? Unter solchen Umständen ist unser Kampf gegen Sozialdemokratie und Anarchismus ein vergeblicher."

(Rheinische Zeitung.)

**Preßgesetzliches.** Die „Ausschreitungen einer zügellosen Presse" und die Forderung neuer Maßregeln gegen dieselbe bilden ein stehendes Thema in den Erörterungen „ordnungsfreundlicher" Kreise, und obwohl die Redakteure oppositioneller, d. h. sozialdemokratischer Blätter, fast durchweg einen guten Teil ihres Lebens im Gefängnis zubringen, sehnt man sich doch nach Verschärfungen des Preßgesetzes, ohne jedoch bestimmte Vorschläge zu machen, obwohl die Geschichte verschiedene Vorbilder liefern könnte. Vielleicht aber fehlt den Betreffenden die Kenntnis der Geschichte, und so wollen wir ihnen etwas nachhelfen. 1767 und die folgenden Jahre wurden in Frankreich folgende Dekrete erlassen, welche die Todesstrafe festsetzten für Schriftsteller, welche etwa 1. Bücher schrieben, die geeignet wären, den öffentlichen Geist aufzuregen; 2. welche die Religion angriffen; 3. welche von Finanzangelegenheiten sprächen. Nähme man dies als Grundlage für ein Preßgesetz, fügte noch die gleiche Strafe für Kritik des Militarismus, des Kapitalismus 2c. hinzu, so hätte man sicherlich etwas Wirksames. — Leider ist nichts über die Anwendung oben angeführter Dekrete zu ermitteln, da ganz zur ungelegenen Zeit die große Revolution ausbrach, wobei sie vermutlich „in Vergessenheit geraten" sind. — Ein im Jahre 1780 vom Generaladvokaten gemachter Vorschlag, alle Buchhändler 2c. „abzuschaffen" und nur solche Bücher zuzulassen, welche in einer eigens einzurichtenden Regierungsdruckerei hergestellt werden, gelangte leider — wohl auch wieder wegen der unzeitgemäßen Revolution — nicht zur Durchführung, sonst wäre damit sicherlich der Idealzustand erreicht worden. —

(Neue Welt.)

## Bücherbesprechungen.

**Die Geschichte des Erstlingswerks.** Selbstbiographische Aufsätze von Rudolf Baumbach, Felix Dahn, Georg Ebers, Marie von Ebner-Eschenbach, Ernst Eckstein, Theodor Fontane, Karl Emil Franzos, Ludwig Fulda, Paul Heyse, Hans Hopfen, Wilhelm Jensen, Hermann Lingg, Konrad Ferdinand Meyer, Ossip Schubin, Friedrich Spielhagen, Hermann Sudermann, Richard Voß, Ernst Wichert, Julius Wolff. Eingeleitet von Karl Emil Franzos. Leipzig, Adolf Titze.

Ein Weihnachtsbuch ersten Ranges haben Herausgeber und Verleger dem deutschen Publikum unter den Tannenbaum gelegt. Jeder, der unsere Litteratur mit Interesse verfolgt, wird dankbar sein, durch die Bekenntnisse der in diesem Werk zu Worte kommenden Dichter einen Einblick in den intimsten Winkel ihrer Werkstatt zu gewinnen. Jeder einzelne Aufsatz ist dabei von psychologischem Interesse. Der Herausgeber sagt in seiner Einleitung ganz richtig, daß die durch ihn angeregten selbstbiographischen Aufsätze ihm wichtig erschienen, als „Bereicherung unserer, immer noch so dürftigen Kenntnis von der Art, wie sich das dichterische Talent innerlich bethätigt." Daß die Dichter „geboren" werden, geht aus jedem Artikel hervor, aber auch, daß die ersten Eindrücke ihrer Jugend ihrer ganzen späteren Thätigkeit die Richtung geben, und daß ein gewisser Grad von Sorgenfreiheit notwendig ist, wenn ein Talent sich überhaupt entwickeln soll. Mit plastischer Deutlichkeit tritt jede einzelne Individualität vor den Leser. Wer sich aber den Seinen die persönliche Bekanntschaft mit einer Reihe unserer bedeutendsten Schriftsteller verschaffen will, der greife zu diesem Buch, dessen lebendiger Eindruck durch die vortrefflichen Porträts noch erhöht wird. Der Leser wird sich aber nicht nur anregende Feiertage dadurch verschaffen, er wird auch die ethische Lehre daraus ziehen, die ein großer Dichter, der gefragt wurde, wodurch er zu solchem Ruhm gelangt sei, in die Worte faßte: „Durch drei Dinge: Fleiß, Fleiß und nochmals Fleiß."

Lily von Gizycki.

**Die Erziehung kleiner Kinder im vorschulpflichtigen Alter.** Von Th. Landmann. Wiesbaden, Verlag von H. Sadowsky. 1894.

Das vortreffliche kleine Schriftchen ist allen Müttern und Wärterinnen sehr zu empfehlen. Sein Inhalt ist in kurze, leicht faßliche Regeln eingeteilt, die Alles enthalten, was bei der körperlichen und geistigen Erziehung kleiner Kinder zu berücksichtigen ist. Der Verfasser wendet sich gegen die leider sehr verbreitete Ansicht, daß die Ungezogenheiten kleiner Kinder nicht ernst zu nehmen seien, sondern sich mit den Jahren von selbst verlieren, und er weist wiederholt nach, wie gerade eine richtige Erziehung in den ersten Lebensjahren die Grundlage für alle weitere Entwickelung des Kindes ist. Nur in zwei Punkten vermag ich dem Verfasser nicht Recht zu geben: er erwähnt gleich in der ersten Regel, die von der Ernährung des Säuglings handelt, „die Milch einer gesunden Mutter oder Amme als gedeihlichste Nahrung." Ersteres ist selbstverständlich, und wenn die Erziehung unserer jungen Mädchen eine rationelle wäre, so würde es an gesunden Müttern nicht fehlen, die nicht nur die Fähigkeit haben, sondern auch die Verpflichtung fühlen, ihr Kind selbst zu nähren. Eine Amme jedoch sollte keine Mutter ihrem Kinde geben. Sie sollte sich vergegenwärtigen, daß sie dadurch eine Einrichtung ausnutzt, die eine Schande für unser Geschlecht ist, — daß sie einem anderen Kinde entzieht, was die Natur ihm bestimmt hat, und daß sie an dem Tode solch eines unschuldigen Kindes, dessen Verbrechen darin besteht, daß seine Mutter arm ist, sich mitschuldig macht. In der zweiten Regel, die ich beanstande, fordert der Verfasser, daß den Kindern bis zum 12. Jahr keine Märchen erzählt werden sollen. Das hieße, der Kindheit einen Teil ihres Glückes nehmen. Ich stimme im Gegensatz zu dem Verfasser den Ausführungen Felix Adlers in dessen Moralunterricht zu, der die Entwickelung der Phantasie sehr hoch stellt und einen großen Teil seines ethischen Unterrichtes an die Erzählung von Fabeln und Märchen anknüpft.

Lily von Gizycki.

# Anzeigen.

In meinem Hause (großes Gartengrundstück unmittelbar an schiffbarem Fluß gelegen) finden jederzeit Gesunde, Kranke und Genesende gegen mäßigen Pensions-Preis freundliche Aufnahme, gute Verpflegung und gewissenhafte ärztliche Behandlung und Ueberwachung.

Ueckermünde (Vorpommern).

Dr. med. Galrrs, Arzt.

---

## Hall-Schreibmaschine.

Außerordentl Leistung garantiert. Preis 125 Mark (Unterricht gratis) bei L. Faoer. O. Krautstr. 52.

---

## „Unser Hausarzt"

Wochenschrift für Gesundheitspflege, Naturheilkunde u Lebenskunst. herausg. von Dr med Feblauer Berlin W 9, kostet viertelj. 1 Mark bei allen Postämtern u. Buchhandlungen.

Probenummer kostenfrei.

---

## Illustrierter Weihnachtskatalog

Verzeichnis gediegener populärer Geschenkwerke und der Hempel'schen Klassiker-Ausgaben

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

---

## Das schönste Stück Erde,

Halte-Stelle Hohenneuendorf Nord-Bahn.

Vorort, direct am Bahnhof, vis à vis dem königlichen Forst, wird neu parcellirt.

**Wer noch** für 20 bis 30 Mk pro □-Ruthe **Baustellen** mit Hochwald kaufen will der wende sich möglichst gleich an untenstehende Adresse, denn die besten Parcellen werden, wie einem Jeden bekannt, zuerst vergriffen. Diese Baustellen eignen sich als Ruhesitz für Rentiers oder für Sanatorien wundervoll und lasse folgedessen Niemand, der in der Lage ist, sich eine solche zu kaufen, diese Gelegenheit an sich vorübergehen

Reflectanten wollen sich an

**Scholz & Vogler,**

Berlin, Oranienstr. 128, Teppich-Geschäft.

wenden

---

## SWAN Füll Feder-Halter

allerbeste amerik. Arbeit. 14kar. Goldfeder m Iridiumspitze Unverwüstlich Güte garantirt. 10,50 M (franco 11,50 M.) Liste kostenfrei. Alleinvertreter: Bumala Talbot, 48 Kaiser Wilhelmstrasse Berlin

---

## Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

(Abteilung Berlin.)

**Plenarversammlungen**

(im großen Saale des Langenbeckhauses).

Donnerstag, den 13 Dezember, Abends 8 Uhr. Monatssitzung und Vortrag von Herrn Rechtsanwalt Dr. Gerhard: „Sind Beschränkungen der Wahlberechtigung infolge von Armenunterstützung gerechtfertigt?"

Sonntag, den 30. Dezember, Nachmittags 4 Uhr. Vortrag von Herrn Geh. Rat, Professor Dr. Foerster: „Die ethische Heiligung des täglichen Lebens" 5½ Uhr. Begrüßung der im Laufe dieses Jahres eingetretenen neuen Mitglieder

---



**Der praktischste Moment-Apparat der Gegenwart!**

## Verbesserte Spiegel-Camera

(Zeit u Moment) mit Wechsel-Cassette für 12 Platten, 9 × 12 cm M. 75.—.

Vorzüge: Scharfe Einstellung auf alle Entfernungen vermittelst eines Spiegels (… cm) unter Benutzung beliebiger Objective (das Objectiv dient also gleichzeitig als Sucher). Der Moment-Schlitz-Verschluss mit Zählrad ist regulierbar für kürzeste Belichtungen. Die Wechsel-Cassette hat automatisches Zählwerk

**Max Steckelmann.**

BERLIN S., Ritterstr. 35.

Versand-Geschäft für Photographie. Preisliste gratis.

Allein-Vertrieb Westendorp und Wehner-Trockenplatten.

---

## Neu! Hectographen-Papier. Neu!

Einfachstes und billigstes Vervielfältigungsverfahren. **Kein Abwaschen mehr!** Ein Original liefert **100 gute Copien** in schwarzer, rother, violetter oder grüner Farbe.

Prospecte und Schriftproben versendet gratis und franco die Fabrik von

AUGUST RADICKE, BERLIN, Gneisenaustr. 61.

---



**Ernst Meckel,** Mechaniker.

BERLIN NO., Kaiserstr. 32.

Werkstatt für Projektionsapparate.

**Scioptikons, Nebelbilder-Apparate, Kalklichtbrenner.**

Specialität: Benzin-Sauerstoffbrenner.

☛ Besprochen in der „Naturw. Wochenschr.", Band IX, Nr 45.

---



## Sammlungs-Schränke!

Zu Schränken zusammenstellbare Schubfächer für Sammlungen jeder Art. D G M. No. 27559.

—⁑ Prospekte franko! ⁑—

**Carl Elsaesser**

Schönau bei Heidelberg (Grossh. Baden)

---

**Damen und Familien** finden angenehmen Aufenthalt in der

**Familien-Pension F. Beck**

**Berlin SW.,** Hallesche Str. 20. III.

Aufnahme für jede Zeitdauer. Pensionspreis 3–5 Mk pro Tag. Für Durchreisende Logis mit einzelnen Mahlzeiten.

Beste Empfehlungen stehen zur Seite.

---



**Kinderwagenbazar**

Max Grimmer, Berlin, Jerusalemerstr. 42, Filiale: Brunnenstr. 6. Großartige Auswahl, bestes Fabrikat, billigste Preise. viele Anerkennung. Illustr. Musterbuch gratis und franko

---

## Sicherheits-Kinderstühle.



Klapp- und Laufstühle Kindersofas, Sessel rc.

**Adolf Kobs,** Berlin SW., Luisenstr 3a.

Illustrierte Preislisten franko und gratis.

---

Preisgekrönt. Weltausstellung Chicago.

**Quecksilber-Thermometer,** bis + 550° C. sicher anzeigend, mit und ohne Aich-Schein.

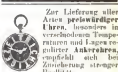
**Härte-Skale** für Glas, gesetzlich geschützt, für Laboratorien und Schulunterricht

**W. Niehls**

Fabrik meteorol und physik. Instrumente. Berlin N., Schönhauser Allee 160 a.

☛ Empfohlen durch die Herren Schott & Gen., Jena.

---



Zur Lieferung aller Arten preiswürdiger Uhren, besonders in verschiedenen Temperaturen und Lagen regulirter Ankeruhren, empfiehlt sich bei Zusicherung strenger Reellität

**C. Bäker,**

Uhrmacher in **Nauen** b. Berlin.

Mitgl d. Vereinig v. Fr d. Astronomie u kosm Physik.

**Goldene Herren- und Damenuhren** unter Angabe des Goldgewichts der Gehäuse.

Unbekannte Besteller werden um gefl. Angabe von Referenzen gebeten.

---




Hierzu eine Beilage von Otto Lilienthal, Groß-Lichterfelde.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2002.

# Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

## Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Herausgegeben von
**Dr. Georg von Gizycki,**
Professor der Ethik an der Universität zu Berlin.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

| II. Jahrgang. | Berlin, den 22. Dezember 1894. | Nr. 51. |
|---|---|---|





### Weihnachten.

Das schönste und bedeutungsvollste aller Jahresfeste naht, das Fest der Hoffnung und Freude mitten im Winter. Unsere alten Vorfahren feierten es zu Ehren der Wiedergeburt der Erlöserin Sonne; das Christentum setzte Christus an deren Stelle, die Leuchte der geistigen Welt, aber es blieb das hoffnungsreiche Freudenfest. Die eisige Kälte und die Mächte des Untergangs werden nicht siegen, denn die Kraft, welche sie überwinden wird, steigt empor, — die Sonne, die Menschenliebe.

Das Symbol des nie erstarrenden Lebens, der Weihnachtsbaum, wird mit Kerzen geschmückt, das trauliche Heim mit strahlendem Glanze zu erfüllen. Vor Freude leuchtet das Antlitz unserer Lieben, welche glücklich sind, weil sie einander Freude bereiten.

Aber halten wir Umschau! Giebt es in jedem deutschen Heim einen Weihnachtsbaum und glückliche Menschen? O nein! In gar vielen herrscht das Elend. Und viele Tausende haben überhaupt kein Heim; sie irren umher, obdachlos, verzweifelt.

Wird unsere Freude da nicht ein Vorwurf für uns, — eine Freude inmitten des Jammers?

Nur dann *verdienen* wir mit unsern Lieben die Stunden des Glückes, wenn wir Bundesgenossen der heiligen Kraft sind, welche die Finsternis und Kälte, Not und Trauer verscheuchen und Allen Leben und Glück bringen will.

Und nicht ist es genug, von unserm Überflusse ein Scherflein „den Armen“ zu geben, um für einen Augenblick ihre gramvollen Züge durch ein Lächeln zu erhellen; wir müssen schaffen, daß wir *nicht* „Arme allezeit bei uns“ haben, nicht Herren und Knechte. Wir müssen die *Ursachen* erforschen und sie beseitigen, welche beständig das Elend und die Unfreiheit neu erzeugen. Wir müssen sie beseitigen, auch wenn wir und die uns Teuren dabei Opfer zu bringen haben. Unsere Liebe muß über das enge Haus hinausgehen und die ganze Menschheit als unsere Familie umfassen. Wer solche Opfer zu bringen nicht bereit ist, dessen Gewissen möge ihn anklagen, wenn er selbstsüchtig mit den Seinen sich freuen will inmitten des Jammers.

Ihr aber, die Ihr die Sache der leidenden Menschheit zu Eurer eigenen gemacht habt, seid freudig und getrost! Licht und Wärme sind nicht aus der Welt entschwunden — sie erstarken und sammeln ihre Kraft, zu siegen und Segen zu spenden Allen. Es kommt die Zeit — und vielleicht ist sie nicht fern, — wo die Menschheit sich selbst erlösen und der Jubelruf wird ertönen dürfen: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!

Der Herausgeber.

### Der wahre Gottesdienst.

Von Th. Landmann in Königsberg i. Pr.

Als eine für die folgenden Ausführungen vielleicht zweckmäßige *Folie* sei es mir gestattet, einige Erinnerungen aus meiner Jugendzeit vorauszuschicken.

In einem evangelischen Pfarrhaus auf dem Lande verlebte ich meine sonnige Kindheit, später während der Schulferien auch die bereits von mancher Wolke beschattete Jugendzeit. Mein Vater war einer von jenen in der Neuzeit immer seltener werdenden orthodoxen Geistlichen, die auch wirklich *glauben*, was sie lehren, bei denen Lehre und Leben nicht in unvereinbarem Widerspruch stehen. Von dem Geiste Luthers beseelt, würde er es für einen Frevel gehalten haben, auch nur mit einem Gedanken an der Wahrheit und Heiligkeit der evangelischen Lehre mit allen ihren Dogmen zu zweifeln. Unerbittlich streng gegen sich selbst, liebevoll und mild gegen andere, so war sein ganzes Leben Selbstlosigkeit und Pflichttreue, eine Verkörperung der von ihm vertretenen göttlichen Sittenlehre. Aber auch nicht minder gewissenhaft war der Vater in der Beobachtung der vorgeschriebenen kirchlichen Formen; diese auf das genaueste einzuhalten war ihm eine heilige Pflicht und Herzenssache. Nicht minder fromm, unermüdlich thätig und Segen spendend in ihrem Kreise war meine Mutter, eine echte Pfarrfrau. So wurden wir Geschwister fromm im edelsten Sinne des Wortes erzogen; frühe lernten wir beten und wurden angehalten, den häuslichen und kirchlichen Andachten beizuwohnen. Trotzdem ich nun aus Liebe zu der wahrhaft ehrwürdigen Persönlichkeit meines Vaters gerne und willig die Andachten mitmachte, trotzdem ich seinen wohltönenden, weil aus dem Herzen kommenden Worten andachtsvoll lauschte, wollte es mir, je älter ich wurde, immer weniger gelingen, aus den Andachtsübungen, namentlich aber aus den oft sehr lang ausgedehnten kirchlichen Gottesdiensten wahre innere Befriedigung zu schöpfen. Lebhaft erinnerlich ist es mir noch, wie ich von Herzen gern in dem vom Vater gewünschten Sinne fromm sein *wollte*, wie ich mich zum Glauben und zu andachtsvoller Stimmung zu zwingen suchte, wie ich mich selbst verdammte und die immer stärker werdenden inneren Zweifel und widerstrebenden Regungen für sündhaft hielt. — Anders als der Knabe denkt der Mann. Wenn ich jetzt, da ich alt geworden, zurückschaue auf meine Jugendzeit, die in nebeliger Ferne hinter mir liegt wie ein schöner Traum, wenn ich jener häuslichen Andachten gedenke und der Sonntags-Gottesdienste in der Kirche, welche letztere meistens bis zwei Stunden währten, auch wohl darüber, dann will es mir nicht mehr sündhaft erscheinen, wenn der lebensfrohe Knabe inner-

lich das Ende derselben herbeiführte. Nein — jene Abneigung gegen den Inhalt der orthodoxen Glaubenslehre sowohl, als gegen manche äußere Formen des Gottesdienstes war nicht sündhaft; sie war einfach der berechtigte, weil natürliche Widerwille gegen alle unnötige Gefühlsschwärmerei; es war die Abneigung einer gesunden, vorwärtsstrebenden Natur gegen jede Unterdrückung der freien Bethätigung der von Gott gegebenen Kräfte und Anlagen.

Wohl mag es heute noch eine Anzahl würdiger Geistlicher geben, welche sich, wie mein Vater es gethan, mit Selbstverleugnung und Selbstüberwindung auf das orthodoxe Niveau der evangelischen Kirche hinaufgearbeitet haben und sich in kindlichem Glauben „ohne Vorbehalt“ der Autorität der Kirche hingeben; wie aber steht es mit der Mehrzahl der heutigen Geistlichen, wie mit der großen Masse der Laien? Wie viele Geistliche beten sonntäglich beispielsweise das Apostolikum, ohne an dessen Wahrheit zu glauben! Sie machen sich dadurch schlechterdings zu „Heuchlern“, das ist keine Frage. Wer aber zu heucheln vermag, der kann seiner Gemeinde unmöglich als sittliches Vorbild dienen, der sollte nicht ferner Geistlicher sein. Und doch — gerade ein Mann, wie Pfarrer Schrempf, der es nicht vor Gott und seinem Gewissen verantworten kann, das Apostolikum im Munde zu führen, ohne daran zu glauben, gerade solch ein aufrichtiger Mann, der zu heucheln nicht versteht, wird für unfähig erklärt seines Amtes zu walten und — abgesetzt! Als ob der Wert eines Geistlichen davon abhinge, daß er mechanisch veraltete Glaubenssätze herzusagen imstande sei, und nicht vielmehr von dem Adel der Gesinnung und einem Herzen voll Gottes- und Nächstenliebe! — Die Laien aber, welche sich heute noch zur Kirche halten, sind entweder Gewohnheits-Kirchengänger oder solche, die in eigentümlicher Begriffsverwirrung Religion und Kirche verwechseln, die ihre religiöse Gesinnung lediglich in dem regelmäßigen Kirchenbesuch, in der Beobachtung der kirchlichen Formen und Benutzung der kirchlichen Einrichtungen bethätigen. Weitaus die meisten der kirchlich Gesinnten, das ist zweifellos, wähnen auf diesem Wege sich ihrer Pflichten gegen Gott zu entledigen, „Gott wohlgefällig“ zu werden, wenn nicht etwa auch noch den Menschen! Eine wohlthätige Wirkung solch eines kirchlichen Lebens auf die Gesinnung und Handlungsweise im alltäglichen Leben dürfte bei all jenen fleißigen Kirchengängern kaum wahrnehmbar sein. Ihr Leben und Treiben steht großenteils im schroffsten Widerspruch mit den Lehren Christi, den sie Sonntags in der Kirche als göttliches Wesen verehren, der ihnen also unbedingte Autorität sein sollte, um dessen Lehren sie sich aber nicht im geringsten kümmern! — So, das ist Religion neben dem Leben! — Nunmehr aber durchhallt ja mächtig das Wort M. von Egidy's die Lande: „Religion nicht mehr neben unserem Leben, — unser Leben selbst Religion!“ Wahrlich, ein überaus zeitgemäßes Wort, ein Wort, welches vortrefflich den herrschenden Dualismus in Religion und Leben kennzeichnet!

In der That liefert das alltägliche Leben und Treiben der heutigen Menschheit den offenbaren Beweis, daß die Religion neben dem Leben einhergeht, daß weder Arbeit noch Genuß von der Religion geregelt und befruchtet wird. Im allgemeinen beherrschen unedler Egoismus und Materialismus das tägliche Treiben und drücken dem heutigen Zeitgeist ihren unheiligen Stempel auf. Für die Religion und die Verehrung Gottes bleibt ja der Sonntag. Ja, und auch dieser Tag wird nur noch von einem geringen Bruchteil der Menschen seiner Bestimmung gemäß in Anspruch genommen, während ein großer Teil auch am Sonntag keine Zeit zu andächtiger Sammlung findet, der Rest aber überhaupt keine Neigung mehr zur Beschäftigung mit religiösen Dingen zeigt.

Es ist wahrlich Zeit, daß diesem die Menschheit wenig beglückenden Zustande ein Ende gemacht werde, und es scheint auch die Zeit gekommen. Überall, in allen Volksschichten, sind Männer und Frauen, die mit klarem Blick die Schäden der Zeit erkannt, geschäftig, eine bessere Zeit herbeizuführen, und wenn auch nicht alle denselben Weg einschlagen, wenn auch die Ansichten über Mittel und Wege auseinandergehen, das Ziel bleibt immer dasselbe! Und wenn auch nicht alle mit gleicher Kraft und demselben Nachdruck an der großen Aufgabe mitzuwirken imstande sind, so soll doch ein jeder nach seinem Vermögen sein Steinlein herbeitragen zu dem großen Zukunftsbau. So sei auch mir dies im folgenden gestattet.

Auf Grund von Bibelstellen ist es leicht zu erweisen, daß keine der heute bestehenden kirchlichen Richtungen die richtige ist, daß vielmehr der wahre Gottesdienst weitaus etwas anderes ist. Die wahre Gottesverehrung kann nur das „Leben nach Gottes Willen“ sein, sie kann nur eine und dieselbe für alle Menschen sein; es kann, mit einem Worte, nur eine Religion geben. „Gott will“, so heißt es 1. Tim. 2, 4, „daß allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen.“ Diese Wahrheit finden wir, sobald wir wollen, in den Worten Jesu im Evang. Math. 7, 21: „Es werden nicht alle, die zu mir sagen „Herr, Herr“ in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel.“ Sonnenklar liegt in diesen Worten die große Wahrheit ausgesprochen, daß nicht der äußerliche Gottesdienst, die Anbetung und Verehrung Gottes durch kirchliche Gebräuche den Menschen selig zu machen vermag, wohl aber das Thun nach Gottes Geboten, das „Leben nach Gottes Willen.“ Auch die Liebe zu Gott, welche von uns in dem Gebote gefordert wird: „Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüte und von allen deinen Kräften. Das ist das vornehmste Gebot“ (5. Mos. 6, 5 und Evang. Marc. 12, 30), diese Liebe wird in demselben gedeutet in den Worten: 1 Joh. 5, 3 „Denn das ist die Liebe zu Gott, daß wir seine Gebote halten, und seine Gebote sind nicht schwer.“

Haben wir aber einmal diese Wahrheit erfaßt und als echt erkannt, daß das Leben nach Gottes Willen die einzige und wahre Gottesverehrung ist, dann ist damit auch der Stab gebrochen über alle äußeren kirchlichen Ceremonien zur Ehre und Verherrlichung Gottes, dann kann nunmehr das prophetische Wort des Talmud zur Wahrheit werden: „Die Ceremonien hören in Zukunft auf.“ Dann liegt nur noch die Frage für uns offen: „Welches ist denn der Wille Gottes? Was haben wir zu thun, um nach dem Willen Gottes zu leben?“ — Die Antwort ist nicht schwer.

Es giebt gewisse, nicht von Menschen aufgestellte, nein — von Ewigkeit zu Ewigkeit geltende Gesetze, die sich dadurch charakterisieren, daß ihre Befolgung zum Heile führt, daß ihre Nichtbeachtung unfehlbar Unheil nach sich zieht. Diese Sittengesetze finden wir in einer allerdings etwas antiquierten und daher oft unverständlichen Form in der Bibel, im Talmud, selbst im Koran und anderen Religionsbüchern aller Völker; besonders ist es Christus, der diese Gesetze im neuen Testament den Menschen kund thut. Aber auch unser Gewissen, sofern es nicht durch verkehrte Erziehung oder andere naturwidrige Umstände zum Schweigen gebracht ist, weist uns durch seine Billigung oder Mißbilligung unseres Denkens und Handelns auf jene ewigen Gesetze hin. Endlich können wir auch dieselben Gesetze, wie es die Ethiker thun, aus denkender Betrachtung der Geschichte der Menschheit und des einzelnen Menschenlebens ableiten, ohne weitere Rücksichtnahme auf den Ursprung dieser Gesetze. Auf jedem dieser Wege finden wir eine vollständige Übereinstimmung dieser Moralgesetze, welche man zusammenfassen könnte in die eine große, bedeutsame Regel: „Bilde deine dir von Natur verliehenen Körper- und Geisteskräfte sorgfältig aus und verwerte sie in der dir vom Schicksal zugewiesenen Lebenslage möglichst im Interesse deiner Mitmenschen!“ Diese einfache und doch nicht so leicht zu befolgende Regel uns zur Richtschnur fürs Leben zu machen,

daß sind wir Gott, unsern Mitmenschen und uns selbst schuldig, das ist also einfach unsere **Pflicht**. Aus der möglichst vollkommenen Erfüllung dieser Pflicht erwächst aber dem Menschen nach Gottes Willen selbst das reinste Glück. Gott will, daß alle seine Geschöpfe glücklich seien! Es ist demnach die Befolgung seines Willens, also seiner Gesetze, der einzige wahre Gottesdienst, die einzige richtige Gottesverehrung. Einer anderen äußerlichen Verehrung bedarf Gott nicht; dafür ist Gott ein zu erhabenes Wesen.

Die soeben aufgestellte allgemeine Regel umfaßt offenbar zwei Kategorieen von Pflichten: die Pflichten gegen uns selbst und die gegen unsere Mitmenschen. Besondere Pflichten gegen Gott kann es nicht geben; unsere Pflicht gegen Gott besteht einfach nur darin, daß wir jenen Pflichten gegen uns selbst und unsere Mitmenschen nach besten Kräften Rechnung tragen. Und somit stimmt diese Zweiteilung der Pflichten ganz genau mit jener Kant'schen Einteilung der Pflichten überein, wenn er sagt, daß die Zwecke, welche dem Menschen zugleich Pflicht sind, die „**eigene Vervollkommnung und die fremde Glückseligkeit**" sind.

Für die Verwirklichung der oben entwickelten gleichzeitig christlichen und ethischen Grundsätze kämpft die „Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur", kämpft Herr von Egidy, **sollte** die Kirche kämpfen! Die Ziele sind im **wesentlichen** dieselben. Warum das Auseinandergehen? Warum die Bekämpfung der Bestrebungen der ethischen Gesellschaft und **Herrn von Egidys** seitens der Geistlichkeit?! —

Wenn, wie ich nachgewiesen zu haben glaube, „**Religiosität**" und „**ethisches Verhalten**" identisch sind, dann sollten die Bestrebungen der Gesellschaft für ethische Kultur seitens der Kirche doch **unterstützt**, nicht angegriffen werden!

Vielleicht, ja sogar wahrscheinlich wird der von mir versuchte Nachweis der Identität von Religion und Ethik von mancher Seite bekämpft, von anderer wohl auch ignoriert werden. Mag sein! — Kaum glaube ich, daß sich etwas Stichhaltiges, Vernünftiges wird dagegen sagen lassen. Es dürfte sich, meine ich, nur darum handeln, auf welchem Wege der Menschheit jene allgemein gültige Hauptregel erfolgreich zu vermitteln wäre. Die Macht der Sinnlichkeit und der Selbstsucht, dazu die „unüberwindliche" Macht der **Gewohnheit** stehen, so fürchte ich, einer durchgreifenden Regeneration der heutigen **erwachsenen** Menschheit als starre Felsen entgegen. Mit einer entsprechenden Erziehung der heutigen **Jugend** muß daher begonnen werden. Die Jugend ist nach meiner Erfahrung empfänglicher für ethische Wahrheiten, als man gemeinhin glaubt; **da** ist der Hebel anzusetzen; **da** ist ein fruchtbarer Boden. Die **ethische** Erziehung der Jugend, das ist eine keimfähige Saat für eine glücklichere Zukunft des Menschengeschlechts.

---

## Die neue Ehrenrettung.

„Dem Kaiser als dem Haupte, dem Reiche und dem Volke, auf daß sie alle Zeit einig und vereinigt stark und gesegnet bleiben, gilt der Ruf, unter dem wir von dem neuen Heim Besitz nehmen. Se. Majestät der Kaiser lebe hoch!"

In diesen Ruf des Präsidenten von Levetzow stimmten die übrigen Mitglieder des Reichstages, mit Ausnahme der Sozialdemokraten, dreimal ein. Die anwesenden sozialdemokratischen Abgeordneten erhoben sich auch nicht von ihren Plätzen, und die erste Sitzung des Reichstages im neuen Gebäude wurde mit erregten Auseinandersetzungen begonnen.

Die Einleitung einer Untersuchung gegen den Abg. Liebknecht wegen Verdachts der Majestätsbeleidigung ist die erste Frucht des ersten legislatarischen Beisammenseins der deutschen Volksvertreter im neuen Hause.

**Denkwürdig oder bedeutungsvoll?**

Die Zeitungen aller Parteien erörtern den Vorgang vom 6. Dezember 1894 in der mannigfachsten Weise; und gespalten, wie das Volk selbst, sind die Ansichten über das, was Recht sei. Der juristische Begriff der Majestätsbeleidigung, die Immunität der Abgeordneten, die Zweckmäßigkeit des staatsanwaltlichen Vorgehens, das vermutliche Verhalten des Reichstages ihm gegenüber u. s. w. werden nach den verschiedensten Richtungen besprochen.

Das **Lehrreiche** des Zwischenfalls und seiner Folgen liegt in der sich **aufdrängenden Erkenntnis**, daß kein Gesetz im deutschen Reiche so klar umschrieben ist, daß **nicht der deutsche Richter eine andere Auffassung von seinem Inhalte gewinnen könnte, als der einfache und schlichte Menschenverstand.**

Diese Lehre mögen sich alle diejenigen ziehen, die darüber zu beschließen haben, ob das sog. Umsturzgesetz zwingende Kraft erhalten soll.

Die einzelnen Bestimmungen dieses Gesetzentwurfs sind in der Presse bereits einer eingehenden Prüfung unterzogen. Nicht betont ist bislang, daß die **Anwendung der Strafparagraphen in die Hände von Beamten gelegt wird**, gegen deren **Befähigung zu einer gedeihlichen Rechtsprechung schon seit langer Zeit gewichtige Bedenken**, und nicht bloß vom politisch anders denkenden Laienpublikum oder von unzufriedenen Krittlern, sondern von **besonnenen Rechtslehrern erhoben sind.**

Quisquis praesumitur bonus, war einst eine Regel für den Rechts- und Landpfleger. Von der Wohlthat dieser Auffassung werden heute die Anhänger der sozialdemakratischen Partei bereits allgemein ausgeschlossen. Öfter und öfter konstruieren strafrichterliche Erkenntnisse den zur Strafbarkeit erforderlichen „dolus" — sagen wir schlechtweg „das böse Gewissen" — **einfach aus dem Umstande**, daß der **Angeklagte Sozialdemokrat** sei. Wo Andere z. B. sich darauf berufen dürfen, daß ihnen das Bewußtsein der Ehrenkränkung nachgewiesen werden müsse, entfällt jede Schwierigkeit eines solchen Beweises gegenüber dem Sozialdemokraten kraft der richterlichen Annahme eines **Generaldolus**, der der ganzen Partei innewohne.

Der Satz „in dubio pro reo", diese wohlgemeinte Warnung an den Richter, da nicht zu verurteilen, wo ihm noch der geringste Zweifel an der Schuld eines Angeklagten beigeht, hat seine Bedeutung verloren, wenn sich ein Sozialdemokrat vor den Schranken des Gerichts verantwortet. Ich habe es als Verteidiger erlebt, daß der Beweis der malignitas eines Angeklagten bei einer Handlung, die gar nichts mit einer politischen Parteistellung zu thun hatte, durch den Beweis der Zugehörigkeit zur sozialdemokratischen Partei zu ersetzen versucht wurde.

Vor mir liegt ein Urteil, durch das Anfang 1893 drei Fortbildungsschüler wegen Besuchs einer politischen (sozialdemokratischen) Versammlung in eine Strafe von je drei Tagen Haft genommen wurden. In diesem Urteile heißt es u. a. wörtlich:

> „Der Besuch der sozialdemokratischen Versammlung durch Fortbildungsschüler hat so zugenommen, daß es dringend wünschenswert ist, diesem Unfug durch strenge Strafe zu steuern. Denn es ist zweifellos, daß der Besuch sozialdemokratischer Versammlungen für solche unreifen Burschen höchst verderblich wirken muß, da ihnen durch die aufrührerischen Reden der Agitatoren **Religion, Moral, Achtung vor der Obrigkeit und vor ihren Lehrherren geflissentlich durch Lug und Trug aus dem Herzen gerissen wird**, damit sie so zu dem **zuchtlosen, frechen, sittenlosen Gesindel heranwachsen, dessen die Führer der Sozialdemokratie zur Verwirklichung ihrer revolutionären Ideen bedürfen.**"

Dieser Erguß eines zur unparteiischen Urteilsfindung berufenen Staatsdieners spricht ganze Bände für den Mangel an jeder Kenntnis und jedem Verständnis der anschwellenden Bewegung des Proletariats. Bedingungsloser und verletzender kann auch Richteramtswegen der generelle Dolus bei allem Thun und Lassen eines Sozialdemokraten nicht konstatiert werden, als es hier unter Gerichtssiegel ausgefertigt und beurkundet ist.

Wenn nun Mitarbeiter politischer Blätter sich den Kopf zerbrechen, ob das Sitzenbleiben während eines Hochs auf den Kaiser den Thatbestand einer Majestätsbeleidigung erfülle, und wie sich das Reichsgericht zu dieser Frage stellen werde, so ist das eine unnütze Mühe; denn diese Frage beantwortet souverän die jeweilige Strafkammer, die darüber zu entscheiden hat.

Nach der Rechtsprechung des Reichsgerichts ist es „zweifellos, daß eine Beleidigung, insbesondere die Beleidigung eines Monarchen, darin enthalten sein kann, wenn einer üblichen, von der Mehrzahl der Staatsangehörigen als schuldige Ehrfurchtsbezeugung betrachteten Huldigung mit einem Protest oder sonst störend entgegengetreten wird. Eine solche Huldigung ist es, wenn Wahlversammlungen oder sonstige politische Versammlungen der monarchisch gesinnten Parteien mit einem Hoch auf Seine Majestät den Kaiser eröffnet werden." Diesem in einem Erkenntnis des Reichsgerichts vom 27. September d. J. enthaltenen allgemeinen Satze ist als Einzelfall eines strafbaren Protestes oder einer Störung unterstellt, „wenn sich Einzelne der Huldigung dadurch zu entziehen versuchen, daß sie gleichzeitig und unberufen ein Hoch in anderer Richtung ausbringen." „Ob aber im einzelnen Falle in einem solchen Gebahren eine Beleidigung liegt, ist Sache der thatsächlichen Würdigung, welche der Anfechtung mittels Revision nicht unterliegt."

Die Nutzanwendung auf das Verhalten der sozialdemokratischen Abgeordneten im Sitzungssaale des neuen Reichstagshauses ist gewiß möglich, und nach menschlichen Verhältnissen sogar wahrscheinlich, wenn noch die Begleitumstände herangezogen werden.

In dem oben berührten, dem Reichsgericht unterbreitet gewesenen Falle, war nicht bloß der Thäter bestraft, der das störende „Hoch in anderer Richtung" ausbrachte, sondern auch ein „Anstifter" in der Person desjenigen gefunden, der jenen Thäter angestoßen und ihm zugerufen hatte: „Rasch ein Hoch auf die Sozialdemokratie!" Das Bewußtsein des ehrverletzenden Charakters der veranlaßten Kundgebung wurde vom erstinstanzlichen Gericht „insbesondere" mit Rücksicht darauf als erwiesen angesehen, „daß Angeklagter die auf Beseitigung der Monarchie gehenden Bestrebungen seiner (der sozialdemokratischen) Partei kannte und vertrat . ."

Der Begriff der Majestätsbeleidigung ist einer unabsehbaren Ausdehnung fähig. Denn, wie das Reichsgericht in einem Urteile vom 2. Dezember 1892 sagt, „je wichtiger die Ehre des Einzelnen für die staatliche Ordnung ist, desto empfindlicher muß die Abschätzung des ihr gegenüber Zulässigen und Unzulässigen sein, und daran läßt sich zwar der Begriff, nicht aber der Maßstab der Beleidigung einer Privatperson dort anlegen, wo es sich um die Ehre des Staatsoberhauptes handelt."

Die „Üblichkeit", jede Versammlung monarchisch gesinnter Parteien mit einer Huldigung an den Kaiser zu eröffnen oder zu schließen oder auch Beides, ist erst eine Gewöhnung der letzten zehn Jahre. Die Ehrfurchtsbezeugungen und Huldigungen bei allen erdenklichen Gelegenheiten nehmen an Zahl zu, nach dem Gefühl vieler monarchisch Gesinnten nicht zum Besten des sicheren Bestandes unserer Staatsform. Wer weiß, was nach dem Gebot „der Mehrzahl der Staatsangehörigen" in den nächsten Jahren als „schuldige" Ehrfurchtsbezeigung betrachtet wird; diese Mehrzahl würde dann auch mit ihrem Empfinden entscheiden, was ein „Protest" oder „sonstige Störung" sei.

Die Frage, ob sich nun jeder Unwillfährige und wie weit von der „Mehrzahl der Staatsbürger" oder von Einem aus dieser Mehrzahl oder von wie Vielen sonst nötigen lassen muß, eine Reverenz mitzumachen, diese Frage steht offen. Was befürchtet werden muß, ist: daß eine steigende Masse von Ehrfurchtsbezeugungen und Huldigungen aller Art nicht als untrüglicher Wärmemesser eines wirklich vorhandenen monarchischen Gefühls gelten darf, sondern eher als ein Anzeichen für die wachsende Besorgniß, bei Ablehnung der Teilnahme wegen Mißachtung patriotischer Pflichten denunziert zu werden.

Diese Befürchtung nimmt grade dem, der nach ehrlicher Überzeugung — nicht nach wandelbaren Gefühlen — die monarchische Staatsform für die allein zeitgemäße hält, allen Geschmack an der jetzt beabsichtigten Sozialdemokratenverfolgung.

Jena, 13. Dezember 1894. Ernst Harmening.

## Der Gesellschaftstag der D. G. E. K. und der Achtstundentag.

Durch den Artikel des Herrn Liers in Nr. 48 „Unparteilichkeit und Parteilosigkeit" klingt bei vielen wichtigen Ausführungen doch leise etwas wie Mißvergnügen durch darüber, daß der Gesellschaftstag sich nicht stricte für den Achtstundentag ausgesprochen hat. Da nun die Motive dieses Beschlusses in dem bez. Referat in der That etwas zu kurz gekommen sind, so gestatten Sie wohl mir, als dem eigentlichen „Hauptsünder," d. i. dem Vater der betr. Resolution, einige gedrängte Bemerkungen.

1. Es erscheint mir selbstverständlich, daß sich eine ethische Gesellschaft niemals von Opportunitätsgründen leiten läßt, und daß also Motive, wie Rücksicht auf Gewinn oder Verlust von Mitgliedern und dergl. (wenn sie auch im Laufe der Debatte zum Ausdruck gelangt sind) einen Beschluß des Gesellschaftstags nicht veranlassen konnten.

2. Alle bisherigen wissenschaftlichen Darlegungen mit Bezug auf diese Frage — auch das treffliche Referat unseres Freundes Tönnies — haben im Wesentlichen nur bewiesen, daß eine Verkürzung der Arbeitszeit wirtschaftlich und ethisch nötig und vorteilhaft ist; keine Darlegung konnte naturgemäß bis jetzt (ohne diesbez. Erfahrung) beweisen, daß gerade der Achtstundentag die einzig, die allgemein richtige Grenze darstelle. Trotzdem begreife ich und finde es taktisch ganz richtig, daß eine politische Partei die Forderung unter der allgemein verständlichen Parole dieses Achtstundentages in die politische Discussion wirft und vertritt. Nicht die Furcht, mit dieser politischen Partei identificiert zu werden, sondern diese rein sachliche Erwägung hat meines Erachtens die Mehrheit jener Versammlung von Ethikern bestimmt, sich zwar nicht für die (politische) Parole, wohl aber für das (politische und ethische) Prinzip auszusprechen.

3. Als Ethiker sollten wir endlich auch mit gewissen überkommenen, aus dem politischen Leben herübergenommenen Anschauungen aufräumen. Zu diesen gehört die „Resolutionswut", wie überhaupt das Gewicht, das man auf Abstimmungen legt. — Es ist ein Irrtum, daß die Welt durch Abstimmungen regiert oder reformiert werde: unrichtige „Abstimmungen" werden, wie wir ja in der neuesten Zeit manchmal gesehen haben (vergl. Schutzzollgesetzgebung, Sozialistengesetz u. a. m.) sehr bald von der Gewalt der Thatsachen gründlich revidiert. — Was in aller Welt ist vernünftigen Menschen (denn mit diesen hat es die Ethik zu thun und nicht mit den Posaunenstößen der Reklame!) damit gedient, wenn 22 zufällig zusammentagende Delegierte einen „Beschluß" solcher Art fassen! — ihn fassen im Namen einer großen Gesellschaft, die sich mit dem Gegenstand vielleicht in ihrer Mehrheit noch garnicht eingehend genug beschäftigt, jedenfalls aber ihren Delegierten keinen diesbez. Auftrag erteilt hat!

4. Nicht Resolutionen, Abstimmungen und dergl. bilden meines Erachtens die Aufgabe einer ethischen Gesellschaft, wenigstens nicht in erster Linie und nicht ohne ganz eingehende, vielseitige, allseitige Behandlung eines Gegenstandes. Ihre Aufgabe ist vor allem die Verbreitung von Aufklärung, allseitiger Aufklärung. Denn Aufklärung, allseitige Auf-

klärung, die ist es allerdings, die die Welt am letzten Ende regiert und reformiert! — Wenn die Mehrheit der Menschen von der Richtigkeit einer Idee durchdrungen ist, dann ist sie bereits verwirklicht, — ohne Abstimmung!

Demgemäß scheint mir, daß der Gesellschaftstag ganz korrekt und logisch gehandelt habe, wenn er a) sich entschieden für das Prinzip der Verkürzung der Arbeitszeit vom ethischen Standpunkt erklärte, b) für die Aufklärung aller Mitglieder der D. G. E. K., soweit thunlich, Sorge trug.

Nach meiner Meinung hat er damit sogar mehr gethan, als Professor Tönnies verlangte; jedenfalls hat er es in denjenigen Grenzen gethan, die meines Erachtens einer ethischen Gesellschaft gezogen sind. Es giebt doch noch eine Art von „Parteilosigkeit", die einen Standpunkt über dem Gewoge der Tagesparteien sucht und das Gute überall annimmt und in den ihr gemäßen Grenzen unterstützt, wo sie es findet, — und diese ist denn doch nicht gar so unsinnig oder charakterlos, wie Herr Liers annimmt. In diesem Sinne muß meines Erachtens die D. G. E. K. sogar anstreben, für „parteilos" gehalten zu werden. Sonst ist sie überhaupt unnötig und Jeder kann nach wie vor auf sein Conventikel schwören.

Ermatingen, 4. Dezember 1894. Gustav Maier.

## Professor J. Platter über politische Freiheit.*)

Nichts ist weniger umstürzlerisch, als die große Masse, wenn sie an Freiheit einmal gewöhnt ist und weiß, daß ihr Zustand von ihren eigenen Entschließungen abhängig ist; und es ist daher viel sicherer, viel konservativer, das Volk an die Freiheit zu gewöhnen, als es in Fesseln zu halten, die es zu irgend einer Zeit doch sicher zerbricht . . . .

Als notwendiges Korrelat zum allgemeinen Wahlrecht gehört das größte Maß von bürgerlicher Freiheit.

Polizeiregiment und Beamtenwillkür haben noch nirgends in der Welt die im Volk vorhandenen Kräfte, von deren Aktivität doch schließlich alles abhängt, zur Entwickelung gebracht, sie führen überall zur Versumpfung und verderben den Geist und die Moral des Volkes. Man revidiere getrost alle möglichen Paragraphen des Strafrechts, welche vom politischen Verbrechen im weitesten Sinne des Wortes handeln, und lasse nichts stehen, was nicht direkt von gemeingefährlichen Thaten und Versuchen handelt; man gewähre eine wirkliche, vollständige, schrankenlose Freiheit der Rede, der Presse, der Vereinsbildung und Versammlung — ohne alle Polizeiaufsicht . . . .

Was am offenen Tage vor Aller Augen geschieht, wird nie sehr gefährlich sein oder kann reprimiert werden, wenn die böse That geschehen soll. Die Kinderkrankheiten der Freiheit aber heilen von selbst.

Durch Gewährung solcher Freiheit wird der Staat schon weite Kreise der Bevölkerung, und zwar nicht die schlechtesten, für seine Zwecke, für die Neugestaltung, gewinnen.

Insbesondere die moderne Arbeiterklasse, die trotz alles Polizeizwanges und aller möglichen Verfolgungen . . . schon merkwürdige Beweise von politischer Reife und Klarheit gegeben hat, schwärmt nicht für altes, pergamentenes Recht und ist ziemlich frei von nationalem Dünkel und Rassenhasse. Diese würde, richtig behandelt, bald für den ganzen Staat ein weit festeres Ferment geben, als es der nationale Adel mit seinen provinzialen Sonderinteressen, die Kirche mit ihren . . . Machttendenzen und die Bourgeoisie mit ihrem internationalen Börsenjobbereien je vermochten.

Keine Klasse ist leichter für den reinen Staatsgedanken der Zukunft (Kultur und Friede) zu gewinnen als die fortgeschrittene moderne Arbeiterklasse. Unbegreiflich ist mir in steigendem Maße, wie sich ernsthafte Politiker, von denen man voraussetzen zu dürfen glaubt, daß sie über den morgigen Tag noch eine Strecke hinwegblicken, vor der Sozialdemokratie fürchten können. Was daran wahr, recht und gesund ist, ist nichts Furchtbares, sondern etwas sehr Aussichts- und Hoffnungsvolles (kulturelle Hebung der Massen, Sicherung der materiellen Existenz Aller, allgemeine Bildung); was aber den Schein des Furchtbaren an sich hat, wird, wenn man es ganz frei sich entwickeln läßt, bald in ein lächerliches Nichts zerfließen. Jedermann muß . . . doch einsehen, daß die alten, erfahrenen, politisch geschulten Führer der Partei das ganz gut verstehen, und daß die großen Fehler nicht auf Seite der Sozialdemokratie, sondern auf Seite der Staatsmänner gemacht werden müssen, wenn Unglück entstehen soll.

*) Aus den „Kritischen Beiträgen zur Erkenntnis unserer sozialen Zustände und Theorien" von Dr. Julius Platter, Professor der Staatswissenschaften am eidg. Polytechnikum in Zürich. (Basel, H. Müller, 1894.) S. 307 bis 309. Eine Besprechung des trefflichen Werkes behalten wir uns vor.

## Nicht vergessen!

Ein Weihnachtsbild von Ant. Andrea.

(Nachdruck verboten.)

Vor vierzehn Tagen hatte sie große Weihnachtseinkäufe gemacht.

„Die Vorbereitungen, die sind für uns Erwachsene das Schönste vom Fest!" lächelte sie, wenn er den Kopf schüttelte über ihre geheimnisvolle Rührigkeit, zwischen Paketen, die nicht angerührt werden durften, und verschlossenen Schränken und Kasten.

Was hatte die junge Gutsfrau nicht alles zu bedenken gehabt! Die Beamten, das Gesinde, die Tagelöhner, die Schule und zuguterletzt das wichtigste: den großen und den kleinen Rolf.

Der Erstere, in seiner Anspruchslosigkeit als Hausherr, hatte zwar nie Wünsche, der letztere dafür täglich neue, weil er die von heut morgen schon vergessen hatte.

Nicht so sein holdes Mütterchen. Nichts vergaß sie, was dem Kleinen während seines vierjährigen Daseins je Freude gemacht und was seine rege Phantasie ihm als begehrenswert vorgespiegelt hatte. — — —

Um so eher wurde sie vergessen!

Der noch junge Mann mit dem vergrämten, bleichen Antlitz dachte es wenigstens, als er in die Kinderstube trat, wo das Bübchen Postkutsche spielte — laut und fröhlich, nach Art gesunder, glücklicher Kinder.

Er kam von dem Kirchhof, wo der erste Schnee gefallen war auf ein geliebtes Grab in der Umfriedigung des freiherrlichen Erbbegräbnisses.

Vor vierzehn Tagen noch in der Fülle ihrer Jugend und Schönheit — heut dahin — — seiner Liebe und Sehnsucht auf ewig entrückt. Nichts von ihr geblieben als ein Hügel von gefrorener Erde. —

Freilich — das Kind! Doch Kinder sind kein Trost für den Mann, der sein angebetetes Weib begraben hat, — höchstens eine Ablenkung. Die wollte er nicht: sein grausamer Schmerz war ja das Einzige, was er von seinem jungen, vollen Eheglück behalten durfte.

Und der Knabe? O, der lachte und tollte an der Seite der Bonne ebenso wie auf dem Schoß der geliebtesten Mutter. Was brauchte er weiter, als die Befriedigung seiner kindischen Wünsche?

„Rolf!" sagte der junge Wittwer plötzlich hart. „Du hast Mama wohl schon vergessen?"

Der Kleine schlug zwei große, halbträumerische, halbaltkluge Augen auf und wippte mit der Peitsche:

„J wo! — — Sie ist ja im Himmel bei den lieben Englein! Nicht war, Fräulein?"

Er sprang auf seine Füßchen und nestelte sich an die Bonne: Das gute Fräulein! die wußte Bescheid. Papa nicht.

Bewahre, der schaute immer finster umher, wenn er von Mama sprach. Wahrscheinlich hatte er keine Ahnung, wie hübsch es im Himmel ist, und wie gut Mama und die Englein es da haben. „Nie — nie mehr kehrt sie wieder!“ murmelte der Mann verzweifelt.

Das Kind hatte es gehört. Sein reizendes Gesichtchen verlängerte sich.

„Nicht, Papa? — Wir gehen aber alle hin, und dann werden wir auch Engel. Fräulein hat's gesagt. Und der Himmel ist so schön wie viele schöne Weihnachtsbäume und tausend Haufen von Spielsachen. Kommst du mit, Papa?“

Der Freiherr wandte sich ab. Ihm war die Kehle wie zugeschnürt in der Bitterkeit seines Herzeleides.

Glückliches plapperndes Mäulchen! Glückliche Sorglosigkeit und Unempfindsamkeit der Kindheit! Ach, wenn er einen Menschen — nur einen — hätte, der mit ihm trauerte und sich erinnerte!

Draußen heulte der Sturm. Graue Wolkenmassen wühlten am Himmel, weil sie weder bersten noch sich zerstreuen konnten.

Er trat hinaus auf die Freitreppe, der verlassene Mann, und starrte düster in die Wipfel der kahlen Pappeln an der Landstraße.

Eine trostlose Erde — kein Aufenthalt für Engel, — dennoch immer besser als die kalte, dunkle Gruft auf dem öden Dorfkirchhof!

Ihn schauderte. Er rannte hinaus in den Schnee, in den Sturm, in das bleiche, fahle Wintertageslicht.

Nicht lange, dann flüchtete er sich zurück in sein Haus. Er mußte seinen Knaben sehen — nur weil dieser ihre schönen, sonnigen Augen hatte, nicht ihr treues Herz.

Und ihn hatte sie am meisten geliebt! Mit Eifersucht dachte der Vater noch jetzt daran. Von ihm wurde sie am schnellsten vergessen! — Ja, ja, die Herzlosigkeit der Kinder!

. .
.

## Weihnachtsheiligabend.

Der Freiherr wäre am liebsten in die dunkelste Einsamkeit geflohen. Wer von allen, die heut sich an dem Glanz des geschmückten Tannenbaumes erfreuten, hatte Verständnis für seinen Schmerz und seinen Groll?

O dies fürchterliche Etwas, das die Menschen Schicksal nennen! Hätte er es fassen können, zermalmt hätte er es mit seinen beiden Fäusten, unter die Füße getreten: Nieder, du unbesiegbares Ungeheuer! Gieb mir mein Weib heraus — meine Seligkeit!

Er blieb im Hause. Den Leuten mußte ja beschert werden. Hatte sie das nicht alles bedacht, ehe sie sich von dem letzten, tötlichen Herzschlag überwältigen ließ?

Mit stillem Grimme betrat er den Saal, wo die Bonne zwei Bäume, der alten Sitte gemäß, schmückte und auf den langen Tafeln an den Wänden aufbaute. Es war ihm gleich, wer es diesmal that. Genug, daß er es nicht zu thun brauchte.

In der Kinderstube spielte und lärmte der kleine Rolf unter der Aufsicht eines halbwüchsigen Dorfmädchens ganz ausgelassen vor Weihnachtslust und zitternder Erwartung.

„Du, Anne, heut Abend kommt das Christkind. — — Ach die schönen, vielen Lichter — — die hübschen Spielsachen!“

Mama suchte sie alle für ihn aus. Er wußte es: einen ganzen Zettel voll hatte sie auch geschrieben. Nüsse gab es, Aepfel, Honigkuchen, Konfekt. Er durfte von allem essen. Mama gab es ihm. Nicht viel — sonst bekommen die Kinder Leibschneiden. Ach, das schmeckte dann alles so prächtig — das Wasser lief ihm in dem Leckermäulchen zusammen.

„Du, Anne, den lieben Englein giebt Mama auch ein Paar Äpfel und Nüsse! Die bekommen nicht Leibschneiden, die können ja fliegen“.

Anne lachte über die drolligen Einfälle des Kleinen.

„De brucka ne äta,“ belehrte sie ihn nach ihrer eigenen Weisheit. „De hewwa keen Wichnachten nich.“

Rolf machte eine trotzige Miene:

„Doch! Fräulein weiß es ja. Und Mama ist da, die wird doch den armen Englein bescheren.“

„Sei hätt man alleene nichts nich“, bemerkte die cynische Anne.

Rolf wehrte sich dagegen recht anschaulich: er schlug Anne auf den Rücken. Sie log ihm gerade im Wege auf dem Teppich, wo sie seine verbrauchten Spielsachenreste zusammenlas.

„Töh man, dan Racker!“ lachte sie. Den kleinen Jagdhieb nahm sie ihm nicht übel. Er war ihr sonst „gleich hinter Fräulein“ gut. „Ick segg dat din Mama, un denn schalla de Engels all weita, dat uns Rolfchen en krakehlgen Bengel is.“

Der Kleine stand wie vom Blitz getroffen. Sein erzürntes, rotes Gesichtchen wurde fahl.

„Nein! Nein! Nein!“ brach er in ein leidenschaftliches Schluchzen aus.

Anne dachte, er fürchtete sich vor Strafe. In Wahrheit, er wollte Mama und die Engelein nicht um die Welt betrüben. Aber er sagte es nicht. Immerfort schluchzend verkroch er sich in die Ecke am Fenster, legte den Kopf auf den alten, zerzausten Teckel in Lebensgröße vom vergangenen Weihnachten, und schlief ein.

Das alles hatte er längst vergessen, als er nachher in seinem weißen Blousenanzug, ganz gesittet und manierlich, an der Hand der Bonne nach dem großen Saal trippelte, wo die Bescherung stattfand.

Zwei wunderschöne Tannenbäume breiteten ihre flimmernden Zweige aus! Er kannte das: einer für die Leute, der andere für Mama und Papa und ihn und Fräulein.

Ach, und der Lichterglanz, der süße, appetitliche Duft! Er wagte vor Entzücken kaum zu atmen; außerdem, er mußte noch ruhig stehen bleiben, bis die Leute sich bei Papa und Mama bedankt hatten und mit ihren großen, vollen Schüsseln hinaus gingen. Dann mußte er sein Weihnachtslied aufsagen, und dann, ja dann durfte er jubeln.

Sehnsüchtig hingen seine Blicke an den Bäumen und den beladenen Tischen. Er regte sich nicht an der Hand der Bonne.

Er schaute und schaute — — immer im Saale umher. Ja, es war alles da: die vielen schönen Lichter, die Knechte, der Herr Inspektor, Mamsell, Anne, das Putenmädchen, Papa und sein Fräulein — — aber — — es fehlte doch etwas — — was Gutes, Schönes, auf das er sich am allermeisten gefreut hatte. Was war es nur? — — —

„Jetzt sprich Deinen Vers, Rolf!“ sagte der Vater neben ihm.

Fräulein führte ihn dicht vor seinen Baum. Er faltete die Händchen — — aber er suchte, suchte — — er fand es nicht.

„Alle Jahre wieder“, souflierte Fräulein ihm leise.

Er öffnete das Mündchen, aber seine Augen suchten immer ängstlicher, unruhiger.

„Nun, Rolf!“ mahnte Papa.

„Alle Jahre wieder
Kommt — — —“

„Nein, Fräulein!“ wimmerte der Kleine mit einem Mal in leisen, ergreifenden Lauten. „Es ist nicht wahr — Papa hat es gesagt — — sie kommt nicht wieder, meine Mama, meine süße Mama! Ich will in den Himmel — zu meiner Mama — Fräulein, ich will Mama“ — — —

Nun wußte er endlich, was gefehlt hatte, warum er sich noch nicht freuen konnte. Leise weinend barg er das Gesichtchen in das Kleid seiner Bonne, die sich soviel Mühe gegeben hatte, die paar Strophen des alten Weihnachtsliedes in sein hartes, flüchtiges Köpfchen zu bringen. Er hatte alles vergessen — in dem Augenblick, da er Mama suchte in dem

großen Saal, an dem prangenden Baum, an *seinem* Tischchen, wo sie zuerst zu stehen pflegte, die gute, schöne Mama. . . .

Der Freiherr nahm den Kleinen in die Arme und preßte ihn in überwallender Zärtlichkeit an sich.

Also doch! Er war nicht länger allein in seinem Schmerz um die Dahingegangene. Weit öffnete sein Herz sich dem Knaben. Bisher, — nun, er hatte ihn geliebt, weil er sein, — ihr Kind war, jetzt aber schaute er in eine kleine Seele, in der Liebe und Treue keimten, in der dieselbe große Erinnerung lebte, die ihn quälte und rastlos machte. Anders nur lebte sie in der Kinderseele: unschuldiger, schmerzloser — schöner.

Er küßte den Kleinen wieder und wieder, dann stellte er ihn an seinen Tisch vor die vielen, schönen Sachen, die Mama für ihn besorgt hatte. Nun brach die Freude aus: „Danke, Mama — danke, Papa — Danke, Fräulein!“ rief er kraus, doch glückselig durcheinander.

Nach einer Weile kramte er emsig unter seinen Spielsachen und Näschereien: die Peitsche, so hübsch neu und groß, der Schwan, der schwimmen konnte, die blanken Kürassiere und viele andere schöne Dinge wurden beiseite auf einen Haufen gelegt.

Dann mahnte Fräulein, daß es Zeit zum Schlafengehen sei.

Rolf schaute gedankenvoll erst auf den noch immer brennenden Weihnachtsbaum, nachher nach dem Fenster: er hatte noch etwas auf dem Herzen.

„Sind draußen die vielen blanken Sterne, Fräulein?“

„Ja, Rolf, oben, am Himmel.“

„Wo Mama ist,“ lächelte er zufrieden.

Der Freiherr hob ihn auf und zeigte ihm den bestirnten Himmel. „Siehst du, mein süßer Junge, die vielen tausend Lichterchen, das sind die von dem Weihnachtsbaum der Engel.“

Die kindliche Phantasie erschien dem trauernden Manne plötzlich als eine wunderbare Trösterin.

„Ach, wie schön! Aber alle Tage brennen sie nicht, wie, Papa? Unser Baum auch nicht. Nur zu Weihnachten, dann zündet Mama die Lichter an, alle, alle.“

„Mama, mein kleiner Liebling?“

„Jawohl, Papa! Wer soll es sonst thun? Die lieben Englein haben keine Mama, aber Rolf hat eine. Spielsachen haben die Engel auch nicht. Mama giebt ihnen welche — — da — — die alle auf dem Tisch. Die soll Mama haben“.

Sein Vater trug ihn nach dem Tischchen, wo er die schönsten zusammen gelegt hatte. „Nicht wahr, Papa, wenn wir in den Himmel gehen, nehmen wir sie alle mit? Sag, dauert es noch lange?“

„Nein, mein Herzenskind — nur ungefähr dreißig bis vierzig Jahre.“

„Das ist schön. Ach, ich freue mich so sehr! Du auch, Papa? Aber Du mußt es nicht vergessen, lieber Papa!“

„Nimmer, mein einziger Junge — nimmer — wie wir Mama ja nie vergessen — wir beide!“

„Nie vergessen — — wir beide“, murmelte der kleine Rolf, und seine Augen schlossen sich langsam unter der sanften Gewalt des Schlummers.

---

## Bücherbesprechungen.

**Faust und Prometheus.** Eine Dichtung von *Hermann Haugo*. A. Hartleben, Wien, Pest, Leipzig 1895.

Weihnachten ist vor der Thür, die einzige Zeit des Jahres, wo der Durchschnitts-Deutsche Bücher kauft. Die Buchhändler versenden ihre Kataloge, und mit Betrübnis sieht der Freund echter Dichtung, wie da noch immer Dahn und Ebers, Rudolf Baumbach und Julius Wolff den breitesten Raum einnehmen; nur Heyse und Spielhagen können sich an Beliebtheit mit ihnen, wie mit den Dichterinnen der „Gartenlaube“ messen. Wir sprechen nicht von den großen Toten, dringlicher noch scheint es, das Recht der Lebenden zu vertreten. *Marie von Ebner-Eschenbach*, die sich in ihren jüngsten Meisternovellen „Das Schädliche“ und „Die Totenwacht“ als der männlichste Poet in Prosa der letzten Messe darstellt, wird ja seit etwa zehn Jahren endlich gewürdigt; in welchem Mißverhältnis steht indessen noch immer die Zahl ihrer Auflagen zu dem Wert dieser Schriften! Als *Ferdinand von Saar* 60 Jahre wurde, erinnerte man sich endlich, daß er als Lyriker und Novellist einen der Ehrenplätze des deutschen Parnasses beanspruchen dürfe. Wer aber kennt, während die Namen Hauptmann, Sudermann, Fulda auf aller Lippen sind, ihre gleichaltrigen Mitstrebenden J. J. David und H. Haugo? Nur wenige, viel zu wenige sind es, die nicht erst warten, bis ein rauschender Bühnenerfolg oder der — 70. Geburtstag, aber auch, wie bei *Franz Nissel*, ein kummervoller Tod die Zeitungen in Bewegung setzt, um dann über den unbegreiflichen Unverstand zu klagen, der starke Talente so lange unterdrückt habe, sondern bei Zeiten für die Jugend das Wort nehmen. Möge es dem Österreicher nicht verdacht werden, daß er hier für Heimatsgenossen zunächst eintritt, sind sie es doch, die am meisten unter Vernachlässigung leiden müssen. David hat heuer mit dem finsterbrütenden Drama „Hagars Sohn“ den verdienten Theaterbeifall erlangt; damit wird wohl auch seinen eigenartigen Novellen und Gedichten stärkere Verbreitung gesichert sein. *Haugo* trat von allen Genannten zuletzt, erst vor vier Jahren, mit seiner Sammlung „Zum Licht“ hervor, der in den „Neuen Gedichten“ ein noch wertvollerer zweiter Band folgte. Inniges Naturempfinden, sehnsüchtig-bittere Liebespein, treffliche Balladen gewannen da bilderreichen Ausdruck, vor allem, es sprach eine Individualität, ein Mensch. Und ein moderner Mensch ist Haugo, obschon er sich fernhält von den Ausschreitungen der „Moderne“, ein glaubensstarker Mann, obzwar er den kirchlichen Glauben weit von sich wirft. *Johannes Volkelt* nennt in seinen eben erschienenen „Ästhetischen Zeitfragen“ (München, Beck, 1895) als Weltgefühl der neuesten Richtungen „einen gewissen Pantheismus der Natur und des Lebens“, dem sich „eine eigentümliche Verbindung von Pessimismus und Optimismus“ beigeselle. „Freudige, lachende, stürmische Weltbejahung, göttergleiches Ichgefühl ist der Grund- und Schlußton der Lebensstimmung, aber hindurchgegangen ist diese Freudigkeit durch alle Bitternisse des Weltwehs.“ Diese Worte können auch für Haugo als charakteristisch gelten. Kaum 200 Stanzen faßt sein neuestes Werk, und gleichwohl ist „Faust und Prometheus“ eine der hervorragendsten Erscheinungen der letzten Jahre. Die Ergebnisse der Naturwissenschaften, die Übertragung der Entwickelungslehre auf das Los der Menschheit, bisher ist all dies nirgends zu kräftigerem, poetischerem Ausdruck gelangt. In knappem Rahmen bietet das ansprechende Büchlein eine Geschichte und ein Brevier moderner Weltanschauung. Den am Leben verzweifelnden Faust belehrt Prometheus in einer Reihe schaurig-schöner Visionen; Vergangenheit und Zukunft unseres Geschlechtes enthüllen sich. „Die Welt ist nicht, die Welt wird“, hat *Anzengruber* einmal gesagt. Dies Weltwerden, das aus niederen Anfängen zur Vollendung aufstrebt, zeigt uns der junge Dichter; die Hoffnung auf das, was kommen soll, wenn sich die Zeiten erfüllt haben, giebt er uns als Weggeleite mit auf den dornigen Pfad der Gegenwart. Prometheus' Mahnruf gilt jedem von uns:

„Die Schleusen auf — und möge jeder ringen
Und jeder leiden so voll Leidenschaft,
Als wär' des ganzen Weltenplans Gelingen
Anheimgegeben einzig *seiner* Kraft!
. . . Du siehest nicht, wie — hell auf Purpurschwingen
Der Phönix Leben aus des Stoffes Haft
Todüber fleugt, und wie voll zarten Ahnen
Gedanken der Natur behüten seine Bahnen.“

Der Glaube an die Menschheitszukunft muß den trösten und stärken, der jeden anderen Glauben verloren hat. In diesen unruhvollen Tagen thut solche Aufrichtung wahrlich Not. So sei denn allen, die an ernster, echter Dichtkunst Anteil nehmen, allen, die nach erhebendem Poetenwort Verlangen tragen, diese gedankenreiche und formschöne Gabe warm empfohlen. Der Tadelsucht bleibe es überlassen, die kleinen störenden Vergehen des Dichters wider die Strenge des Versmaßes zu betonen, die freilich besser vermieden wären; wir wollen uns freuen, die Ideale unserer Zeit trotzdem so fesselnd in dichterischem Kleide wiedergegeben zu finden. Ein weltliches Erbauungsbuch möchte ich das kleine Kunstwerk nennen, und darum wird es auch unter dem flammenden Tannenbaum am rechten Platze sein.

Wien. *Emil Reich.*

---

**Kalender 1895.** Herausgegeben vom *Berliner Tierschutzverein* (zur Bekämpfung der Massentierquälereien im Deutschen Reiche). Preis für 1 Stück (48 Seiten) 10 Pf. (5 Stück franko 50 Pf., 10 Stück 3 M., 100 Stück 5 M.) Eine größere Ausgabe (64 Seiten): 1 Stück 20 Pf., 4 Stück 50 Pf., 50 Stück 4 M., 80 Stück 6 M. Zu beziehen vom Berliner Tierschutzverein: *H. Beringer*, Berlin, SW., Königgrätzerstr. 108.

Der Kalender des Berliner Tierschutzvereins ist auch in diesem Jahr (vgl. die Besprechung des Kalenders 1894 in Nr. 49 des vorigen Jahrgangs) den Erwachsenen, sowie vor allen den Kindern sehr zu empfehlen. Er enthält neben einem mit reizenden Bildern aus der Vogelwelt geschmückten Kalendarium Gedichte, Sprüche und Erzählungen, von denen besonders die letzteren, was Tiefe der Empfindung

und Wärme des Ausdrucks betrifft, auf einer Höhe stehen, auf der leider gerade unsere für die Kinder bestimmte Litteratur nicht zu stehen pflegt. Die allerliebste humoristische Erzählung von dem braven Bataillonshund, dem Stummertokel, wird Jung und Alt erfreuen, und dem Eindruck der Geschichte vom Fidel und dem armen Lieschen, durch welche Meta Beringer den Kalender bereichert hat, wird sich niemand entziehen können. Im Kalender 1894 erzählte uns dieselbe Verfasserin die rührende Geschichte von „unserem Phylax“. Diese, sowie manche praktische Ratschläge auf dem Gebiet des Tierschutzes sind der größeren Ausgabe des Kalenders 1895 beigefügt, die allen denen besonders zu empfehlen ist, die nicht schon im Besitz des Kalenders 1894 sind.

Eine große Bereicherung haben die „wissenswerten Notizen und Zahlen für Jung und Alt“ erfahren. Die wenigen Seiten statistischer Zusammenstellungen geben einen äußerst interessanten Überblick über die Kulturverhältnisse der verschiedenen Staaten. Die vergleichenden Angaben über die landwirtschaftliche Produktion werden besonders für Landwirte wertvoll sein.

Eltern und Lehrer sollten nicht versäumen, den Kindern das Büchlein unter den Weihnachtsbaum zu legen. Die ethischen Lehren, die es enthält, werden nicht in moralisierendem Tone vorgetragen, der so häufig jede Wirkung auf die Kinder schon im Keim vernichtet, sondern in der Form, die für die Erziehung überhaupt gewählt werden sollte: der Erzählung und Anregung zum eigenen Denken. Gutsherrschaften, die den Kindern der Landleute kleine Weihnachtsgeschenke zu machen pflegen, können sich ein Verdienst erwerben, wenn sie ihnen solch ein Kalenderchen schenken, von denen übrigens jetzt bereits über eine halbe Million Exemplare verkauft sind.

Lily von Gizycki.

## Anzeigen.



**Die Erneuerung des Abonnements wird den geehrten Abnehmern hierdurch in Erinnerung gebracht.**

Die „Ethische Kultur“ erscheint in **zwei Ausgaben:**

a) **in Wochennummern** (Postzeitungsliste Nr. 2092) Vierteljahrspreis 1,60 M. bei allen Buchhandlungen und Postanstalten; bei direktem Bezug von der Verlagshandlung 2 M. für Deutschland und Oestreich-Ungarn, 2,25 M. für das Ausland.

b) **in Monatsheften à 60 Pf.** Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

**Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.**
Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1.60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2092.

# Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

## Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Herausgegeben von
**Dr. Georg von Gizycki,**
Professor der Ethik an der Universität zu Berlin.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

| II. Jahrgang. | Berlin, den 29. Dezember 1894. | Nr. 52. |
|---|---|---|





## Berichtigung.

Bezüglich des Aufsatzes in Nr. 50 der „Ethischen Kultur" vom 15. Dezember 1894 — „Zur Katastrophe in Eisleben von M. K." — wird Folgendes bemerkt:

Es ist unrichtig, daß wie vor einigen Monaten in Dresden, vor einer Woche in Leipzig ein ganzer Teil der Stadt Eisleben eingestürzt ist. Allerdings sind in letztgenanntem Orte Risse und Senkungen (— jedoch keine Ein- oder Zusammenstürze mit Verlust von Menschenleben —) eingetreten, wie solche in zahlreichen und blühenden Bergstädten innerhalb und außerhalb Deutschlands (Essen, Oberhausen, Staßfurt u. a. O.) stattgefunden haben und stattfinden. Diese Ortschaften haben mit der Stadt Eisleben gemein, daß ihre Existenz auf dem Bergbau begründet ist und daß die infolge des Bergbaues beschädigten Grundstücke, für welche ihre Besitzer nach Feststellung des Zusammenhangs reichliche und zufriedenstellende Entschädigung erhalten haben und erhalten werden, trotz der Schäden viel wertvoller sind als die unbeschädigten ohne oder nach Aufgabe des Bergbaues.

Selbst angenommen — worüber nicht etwa bloß Behörden oder Interessenten, sondern auch die ersten wissenschaftlichen Vertreter der Geologie noch zweifelhaft sind — daß die Risse und Senkungen in Zusammenhang mit dem Mansfelder Bergbau stehen (am Südrande des Harzes haben ähnliche Erscheinungen auch ohne Bergbau stattgefunden und Schlotten [unterirdische Hohlräume] haben in und bei Eisleben schon vor unserer Zeitrechnung bestanden), so ist nicht erkennbar, wie darin

„ein Umsturz auf moralischem Gebiete, ein Umsturz schreck-
„lichster Art, — der Umsturz der Gewissen, die Gewissen-
„losigkeit liegt".

Es ist ferner unrichtig, daß nur eine Zeitung, die „Leipziger Volkszeitung", sich der Mühe unterzogen hat, die Sachlage in Eisleben selbständig zu untersuchen. Vielmehr ist die Angelegenheit in zahllosen Artikeln von Zeitungen und Zeitschriften behandelt worden.

Sodann ist es unwahr, daß „wir alle, der Staat selbst", Antheilnehmer am Mansfelder Bergbau sind. Der Bergbau wird vielmehr von einer „Gewerkschaft" betrieben, deren Anteile sämtlich im Privatbesitze sind (Hauptgewerken sind Stadt und Universität Leipzig) und an deren Gedeihen oder Erliegen der Staat keinerlei vermögensrechtliches Interesse hat. Wenn also aus der angeblichen Mitbeteiligung des Staates am Bergbau gefolgert werden sollte, daß die Staatsbehörden auch nur das geringste persönliche oder fiskalische Interesse an diesem Bergbau haben und deshalb die Augen zudrücken, so würde darin eine absolute Unwahrheit liegen.

Richtig ist, daß eine große Menge Steinsalz aufgelöst und fortgeführt wird. Willkürlich ist aber die Annahme, daß dies „unter dem Boden von Eisleben" geschieht, vielmehr kommen die Salzmengen aus einem Quadratmeilen großen Gebiete. Mutmaßlich ist die Zunahme des stets groß gewesenen Wasserandranges zu den Mansfeldschen Grubenbauen dadurch herbeigeführt, daß der Salzige See durch unterirdische Hohlräume in die Baue eingedrungen ist. Der See ist aber mehrere Kilometer von Eisleben entfernt.

Daß die vom Wasser aufgelösten Salzmengen unter der Stadt Eisleben angestanden haben und anstehen und daß infolge dieses Auflösens die Stadt Eisleben ganz oder teilweise zerstört werden muß oder daß eine solche Zerstörung auch nur wahrscheinlich ist, enthält eine durch keinerlei Thatsachen bewiesene Behauptung.

Doch, wie denkt sich der Verfasser, was soll und was kann geschehen, um auch nur einer möglichen Katastrophe vorzubeugen? Die Wasser unter der Erde sind vorhanden, sie kommen nicht vom Bergbau und sie bleiben, wenn auch der Bergbau aufhört. Sie werden also stets Salz — und es sind in der ganzen Gegend bedeutende Lagerstätten von Salz anzunehmen — auflösen. Wasser trägt weniger als Steinsalz. Es können also auch so Einbrüche, also auf der Erdoberfläche Risse und Senkungen entstehen. Das Wasser kann sich auch von selbst (ohne die Pumparbeit des Bergbaues) Wege nach außen schaffen. Die Wahrheit ist, daß niemand wissen kann, was geschehen wird. Die Erfahrung an anderen Orten und die bisher in Eisleben gemachten Erfahrungen lehren, daß die Wirkungen unterirdischer Vorgänge auf die Oberfläche von der Mächtigkeit und Festigkeit der dazwischen liegenden Schichten abhängen, daß dieselben ganz allmählich sind und später mutmaßlich verschwinden werden. Da die Eisleber besser in ihren Häusern als in Holzbaracken wohnen, da sie selbst am wenigsten an einen solchen Umzug denken, so ist unverständlich, was der Vorschlag, Holzbaracken aufzustellen, nutzen soll.

Augenscheinlich wird der Umfang der Risse und Beschädigungen weit überschätzt. Er ist viel geringer, als seiner Zeit in Essen und Staßfurt. Die Schäden sind in den meisten Fällen für Fremde nur mit größter Mühe zu entdecken. Berichterstatter, welche die „versunkene" Zeisingstraße sehen wollten, sind aus derselben in dem Glauben zurückgekehrt, daß sie in eine ganz andere Straße gekommen wären. Als die Vertretung der Stadt Eisleben jüngst hohen auswärtigen Beamten einen neuen großen Erdriß zeigen wollte, konnte man diesen zunächst nicht finden und war bereits, ohne etwas bemerkt zu haben, über denselben hinweggegangen.

Aber selbst zugestanden, daß der Fortgang der Risse unterbleiben würde, wenn der Mansfeldsche Bergbau aufhören

müßte, liegt es im öffentlichen Interesse und sind die Staatsbehörden ermächtigt und berechtigt, den Bergbau zu verbieten?

Als vor wenigen Jahren bei Expropriation des Salzigen Sees die volkswirtschaftliche Bedeutung des Mansfelder Bergbaues geprüft wurde, zeigte sich Folgendes:

Dieser Bergbau schuf jährlich Werte im Betrage von über 30 Millionen Mark (Kupfer, Silber u. s. w.), zahlte 470 000 Mark Bergwerkssteuern, zwanzig Millionen Mark Gehälter und Löhne, zwei bis drei Millionen Mark Eisenbahnfracht, über sechshunderttausend Mark Beiträge zur Arbeiterversicherung (Knappschaftskasse), unterhielt Schulen, Kirchen, Wege, Wasserleitungen, hatte zahlreiche sonstige Wohlfahrtseinrichtungen und beschäftigte unmittelbar 18 000 Berg- und Hüttenleute, die mit ihrer Arbeitgeberin auf dem denkbar besten Fuße standen und stehen und alle Anreizungen, in das Lager der Sozialdemokratie überzugehen, mit Entrüstung abgewiesen haben.

Dieser Bergbau wird seit Jahren, hauptsächlich wegen der niedrigen Metallpreise, **nicht nur ohne Gewinn, sondern mit Verlust betrieben.** Er wird — in Erwartung besserer Zeiten —, aber **hauptsächlich im Interesse der Arbeiter geführt**, die dies wissen und dankbar anerkennen.

Welche Bedeutung haben demgegenüber die Risse in der Stadt Eisleben? Auf ihre Begleichung haben übrigens nicht die Verwaltungsbehörden, sondern nur die ordentlichen Gerichte, Einfluß. Wird ein, auch nur ein mittelbarer Zusammenhang zwischen den Rissen und dem Bergbau nachgewiesen, so wird die Mansfeldsche Gewerkschaft den entstandenen Schaden ebenso ersetzen müssen und ersetzen, wie dies die Gruben in Essen und der preußische Fiskus in Staßfurt gethan haben. Durch Einstellung des Bergbaues würden die Grundbesitzer die Möglichkeit, ihre Schäden ersetzt zu sehen, verlieren. Auch fehlte dann eine Rechtspersönlichkeit, welche den Seegemeinden Trink- und Wirtschaftswasser und den Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen die notwendigen Beiträge zuführte.

Zum Schluß teilen wir eine Erklärung des Magistrats der Stadt Eisleben vom 27. Oktober d. J. mit:

**Die Erderschütterungen in der Stadt Eisleben.**

Über die in unserer Stadt beobachteten Erderschütterungen und die damit im Zusammenhang stehenden Häuserbeschädigungen sind seit nun fast Jahresfrist zum größten Schaden unserer Bürgerschaft so maßlose Übertreibungen in die Presse gebracht worden, daß wir uns zu folgender Klarstellung veranlaßt sehen:

1. Es ist richtig, daß in einem Teile unserer Stadt seit längerer Zeit Erderschütterungen wahrgenommen worden sind und noch wahrgenommen werden, die letzte am 15. d. Mts., abends 11¼ Uhr.

2. Es ist weiter richtig, daß durch dieselben eine Anzahl Häuser in verschiedenen Straßen Beschädigungen erlitten haben. Nach der von uns geführten Liste sind es zur Zeit 160 Häuser in 13 Straßen, während unsere Stadt 2200 Häuser mit 73 Straßen zählt.

Einige der in Mitleidenschaft gezogenen Häuser, 9—10, weisen starke Beschädigungen — Risse und Sprünge in den Umfassungswänden und in den Kellergewölben — auf, während der größere Teil derselben zwar vielfach, aber im ganzen nur leicht beschädigt ist.

3. Ein Haus in der Zeisingstraße ist polizeilich, ein zweites daselbst und ein drittes in der Sangerhäuserstraße freiwillig geräumt worden. Sonst sind sämtliche übrige beschädigte Häuser bewohnt und liegt zur Zeit kein Anlaß vor, das fernere Bewohnen derselben zu verbieten.

4. Die in der Presse wiederholt aufgetauchte Nachricht von einer bevorstehenden Katastrophe, von den angstvoll und mit schreckensbleichen Gesichtern ihren Geschäften nachgehenden und von den auf den Straßen kampierenden Einwohnern, ja sogar von dem in Aussicht stehenden Untergange der alten Lutherstadt beruht lediglich in der Phantasie des betreffenden Zeitungsschreibers, der mit seinen Artikeln Sensation erregen und Geld verdienen will.

5. Über die Ursachen der Erderschütterungen sind die Ansichten noch nicht geklärt, doch dürfte dies in Bälde der Fall werden. Die gegenwärtig vorherrschende Ansicht ist die, daß diese Erderschütterungen durch das Zusammenbrechen von Hohlräumen im Innern der Erde hervorgerufen werden und daß diese Hohlräume durch Auswaschung eines Steinsalzlagers sich gebildet haben. Ein von dem Geheimen Baurath Henoch aus Gotha hierüber erstattetes Gutachten ist bisher noch nicht in unsere Hände gelangt und sollen demnächst noch weitere Gutachten eingeholt werden. Nach der Ansicht bewährter Fachleute soll jedoch eine größere Gefahr für unsere Stadt völlig ausgeschlossen sein.

So bedauernswert daher die durch die Senkungen hervorgerufenen Häuserbeschädigungen auch sind und so sehr zu hoffen ist, daß die betroffenen Hausbesitzer seiner Zeit in irgend einer Weise werden entschädigt werden, so erfreulich ist es, daß nach Ansicht jener Fachleute Grund zu größerer Besorgniß nicht vorhanden ist.

6. Die größte Schädigung erwächst aber unserer Stadt durch die oben erwähnten übertriebenen Zeitungsnachrichten und ersuchen wir daher die nicht nach Sensations-Artikeln haschenden Zeitungen, ihre Spalten solchen Nachrichten künftighin zu verschließen, wogegen wir es uns angelegen sein lassen werden, von Zeit zu Zeit über den Stand der Sache öffentlich Auskunft zu geben.

7. Auf Allerhöchsten Befehl hat am 20. d. Mts. durch den Herrn Ober-Präsidenten der Provinz Sachsen eine genauere Untersuchung der Sachlage stattgefunden, welche im wesentlichen die vorstehenden Mitteilungen und gleichzeitig die von uns stets vertretene Ansicht bestätigt haben dürfte, daß es keine Mittel und Wege giebt, den etwa noch zu erwartenden Erderschütterungen vorzubeugen.

Eisleben, den 27. Oktober 1894.

Der Magistrat.

(gez.) Welcker. Georgi. Schuster. Uhde. Beinert. K. Sittig. Fiedler.

Halle, den 18. Dezember 1894.

Königliches Oberbergamt.

## Selbstprüfung.

Der Sprecher der West-Londoner ethischen Gesellschaft, Stanton Coit, empfiehlt als ein Mittel zur Stärkung und Förderung des sittlichen Lebens, sich allabendlich einer Selbstprüfung zu unterziehen. Viele ernste Christen befinden sich darin mit ihm in Übereinstimmung, nur daß sie die Selbstprüfung damit beschließen, daß sie Gott um Vergebung ihrer Sünden bitten, während Coit und die, welche seine Überzeugungen teilen, nicht an eine solche Vergebung glauben, sondern behaupten, daß der Mensch sich nur selbst durch bessere Thaten von der Last des begangenen Unrechts befreien kann.

Wir befinden uns heute in den letzten Abendstunden des Jahres und das deutsche Volk sollte sich vor einer ernsten Selbstprüfung nicht scheuen. Es ist leider Sitte geworden, sich ihr durch rauschende Feste, durch übertriebene Heiterkeit gewaltsam zu entziehen und besinnungslos von einem Jahr in das andere zu taumeln. Wer aber noch nicht ganz das Gefühl der Verantwortung für Vergangenheit und Zukunft verloren hat, der wird die Jahreswende in ernstem Sinnen erwarten und sich die Frage vorlegen: „Was haben wir gethan?"

Was haben wir gethan? — Wie durch ein Kaleidoskop ziehen einzelne Bilder an uns vorüber: die mißhandelten Negerfrauen in Kamerun, die getöteten und verwundeten

Bauern in Fuchsmühl, die longe, lange Reihe blosser, müder Männer und Frouen, die um Brot und Arbeit schreien, die ersten Sitzungen in dem prunkvollen Reichstogsgeböude und schließlich ein Bild des großstädtischen Weihnochtstrubels: Hunderte ormer Kinder, die mit heiseren Stimmchen, hungernd und frierend, ihre Wore feil bieten, während hinter glänzenden Spiegelscheiben Schätze oufgehäuft sind, welche den Hunger stillen und die Blöße bedecken könnten. „Ich bin nicht Schuld doron,“ sogt monch Einer, der sein Scherflein den Armen giebt und kein üppiges Leben führt. Aber die Stimme des Volksgewissens redet lout heute zur Abendstunde. Jeden und Jede klogt sie on. Host du die Augen allzeit offen gehalten für die Not der Brüder? Hast du dich niemols durch Familien- oder Klassen-Egoismus daran verhindern lossen? Hot Parteileidenschaft dich niemals so verblendet, doß du ohne Untersuchung die Ansichten deines politischen Gegners verdöchtigtest? Ihr Mönner des Reichstags, seid ihr euch stets eurer Verpflichtung bewußt gewesen, für dos Wohl des Volkes zu arbeiten, nicht für dos Wohl einer Klosse zum Nachteil der anderen? Hobt ihr die Forderungen eurer Gegner so ernst und eingehend geprüft, ols wören es die eurer Freunde, oder hobt ihr sie nicht vielmehr verächtlich bei Seite geworfen, weil sie von eurem Gegner kommen? Ihr Richter, wor euer Urteil stets gerecht, habt ihr nicht oft nach dem Buchstaben, stott nach dem Geist des Gesetzes gerichtet? Hobt ihr niemals den Armen verurteilt und den Reichen freigesprochen? Es steht geschrieben: „Du sallst Gott mehr gehorchen, als den Menschen,“ das heißt: „Du sollst auf die Stimme deines Gewissens eifriger lauschen, als auf die toten Buchstaben der Bücher.“

Das Christkind, an dessen Geburt der schimmernde Weihnochtsbaum uns, die Glücklichen, erinnerte, ist am Kreuze gestarben, weil der lebendige Geist ihm mehr galt, als die toten Satzungen. Heilige aller Völker und Zeiten hoben dofür geblutet, daß sie eine neue Ordnung der Dinge predigten, welche ihr Volk aus der Rat befreien sollte. Unter dem Zeichen des Kreuzes stehen nicht nur die Unglücklichen, sondern auch die Propheten.

Nun der Abend sich neigt und wir rückwärts schauten, laßt uns auch vorwärts sehen. Sollen wir beten: „Vergieb uns unsere Schuld“ und Gott die Zukunft anvertrauen? Es ist dem Menschen nicht gut, wenn er die Schuld von sich abwälzt und sich der Verantwortung entledigt. Darum wollen wir nicht beten. Wir wollen den Stachel, den unser Schuldbewußtsein hinterläßt, nicht aus dem Herzen ziehen, und wir wallen auf keine Macht vertrauen, als auf die, welche in unseren Händen liegt.

Das neue Jahr liegt ernst und dunkel vor uns. Keiner, der der Wahrheit dient, niemond, der die Menschheit selbstlos liebt, ist sicher, ob er nicht seinen Glauben und seine Liebe schwer wird bezahlen müssen. Vielleicht, daß, wenn das Jahrhundert Sylvester feiert, eine große Selbstprüfung das Gewissen der ganzen Menschheit aufrütteln wird und die Märtyrer die Sieger sein werden. Ignotus.

## Friedrich der Große über die Frauen.

(Aus seinem Briefe über Erziehung.)

Man giebt sich nicht die Mühe, den Verstand der Mädchen auszubilden, man läßt sie ohne Kenntnisse und flößt ihnen nicht einmal Gefühl für Tugend und Ehre ein; die gewöhnliche Erziehung dreht sich um den äußeren Anstand, Benehmen und Kleidung; dazu kommt eine oberflächliche Kenntnis der Musik, die Bekanntschaft mit einigen Lustspielen oder Romonen, Tanz und Spiel, und sa hat man einen Maßstab für alle Kenntnisse des weiblichen Geschlechtes. . . .

Weil sie Barbaren sind, sieht mon es den Cirkassiern noch, daß sie ihre Töchter mit allen Schlichen der Gefallsucht und Wollust bekannt machen, um sie dann dem Serail in Konstantinopel um so teuerer zu verkoufen; dos ist ein Sklovenhondel. Wenn ober bei einem freien und gebildeten Volk der erste Adel solcher Sitte sich anzuschließen scheint, so wird ihm dos noch bei der entferntesten Nachwelt ewig vorgeworfen werden. . . . Die Liederlichkeit der Frouen hat ihre Quelle vielmehr in der Unthötigkeit ihrer Lebensweise, als in dem Feuer ihres Temperamentes; zwei bis drei Stunden vor dem Spiegel zu stehen, ihre Reize zu bewundern, den ganzen Nachmittag mit Klotschereien zu verbringen, dorauf ins Theoter zu gehen, om Abend zu spielen, dann zu Nacht zu essen und wieder zu spielen, — ist da wohl noch Zeit, einmol bei sich selbst einzukehren, und wird die Langeweile, der Überdruß an diesem weichlichen, müßigen Leben sie nicht zu Vergnügungen onderer Art hinleiten, wäre es ouch nur aus Abwechselung oder um ein neues Gefühl kennen zu lernen?

Die Menschen beschöftigen, dos ist dos Mittel, sie von Lastern zu befreien. . . . Ein Mödchen konn sich mit weiblichen Arbeiten, mit Musik, sogor mit Tonzen unterhalten: man muß jedoch vor Allem darauf hinwirken, ihren Geist zu bilden, ihr Geschmack für gute Werke beizubringen. . . .

Ich gestehe Ihnen, doß ich oft empört war, wenn ich mir vorstellte, bis zu welchem Punkt man in Europa diese Hälfte des Menschengeschlechtes gering schätzt, Alles verabsäumt, was ihren Verstand ousbilden konn. Es giebt so viele Frouen, die den Männern nichts nochgeben! Bei einer kraftvalleren Erziehung würde dieses Geschlecht über das unsrige den Sieg davon tragen.

Die Gesellschaft kann nicht bestehen ahne gesetzliche Ehen, wadurch sie sich fartpflanzt und verewigt. Man muß also diese jungen Pflanzen pflegen, die man bildet, daß sie die Stämme der Nochwelt werden, — daß Mann und Weib gleichmäßig die Pflichten des Familienhauptes erfüllen können. Es muß also Vernunft, Geist, Tolent, Sittlichkeit und Tugend gleichmäßig dieser Erziehung als Grundlage dienen, damit diejenigen, welche sie empfangen haben, sie auf diejenigen übertragen können, denen sie das Leben geben.

## Eine alte Jungfer.

Erzählung aus dem Leben von Klara Strich in Weimar.

Es war ein Uhr nachts. Aus den geöffneten Fenstern einer ersten Etage erklang fröhliches Lachen. Eine kleine auserwählte Gesellschaft von Künstlern feierte den Geburtstag des Heldentenors der fürstlichen Bühne in N. Immer heiterer wurde die Stimmung, immer größer die Wirkung des schäumenden Sekts. Die Straße, in der das Haus lag, war verwaist, nur dann und wann durchwandelte sie langsamen Schrittes ein wachthabender Polizist, der mitunter eine Zeitlong lauschend unter dem Fenster stehen blieb, bevor er seinen Rundgang fortsetzte.

Plötzlich wurde in dem gegenüberliegenden Häuschen ein Fenster geöffnet. Ein weiblicher Kopf, bedeckt mit einer Nachthaube, deren breite Rüschen tief in die Stirn hereinfielen, wurde sichtbar. Eine vor Zorn bebende Stimme ließ sich vernehmen, so schorf und deutlich, daß in der Unterhaltung der ausgelassenen Künstler augenblicklich eine Pause eintrat. Alles louschte, bis plötzlich die ganze Gesellschaft in ein homerisches Gelächter ausbrach. Man hörte nach, wie drüben das Fenster heftig zugeschlagen wurde, so daß eine der Scheiben klirrend zersprang. Wenige Tage darauf ergötzte der Kamiker des Hoftheoters das anwesende Publikum mit einem eingelegten Kouplet. Und bald sangen die Kinder auf der Straße das Liedchen von Jungfer Karolinchen, wie sie in der Nachthaube den zechenden Künstlern gebietet, ihre und ihres Mollys Nachtruhe nicht zu stören. Und Fräulein Karalinchen mußte es sich gefallen lassen, daß die Bäckerjungen unter ihren Fenstern in aller Frühe die Meladie des Kouplets pfiffen.

„Jungfer Karoline“ war eine bekannte Persönlichkeit;

„eine Hundenärrin“ schalten sie viele, wenn sie mit ihrem Köter daherzog, einem nichts weniger denn schönen Geschöpfe, das stets mit einem zierlichen Halsband oder einer Schleife geschmückt war und durch eine, an seinem Halse angebrachte Klingel fein und seiner Herrin Kommen verriet. Sie war eine Greisin, und ihre äußere Erscheinung verriet nicht, daß sie einst hübsch gewesen war. Nur das Feuer ihrer Augen, welches, wenn sie erregt war, sich bemerkbar machte, und ihre, für ihr Alter raschen Bewegungen erinnerten an die vergangenen Tage. In der That hatte sie in der Jugend durch temperamentvolles und frisches Wesen eine nicht geringe Anziehungskraft auf das männliche Geschlecht ausgeübt, und von dessen Huldigungen sprach sie noch jetzt mit Vorliebe.

Welches aber waren die Gründe, die sie gehindert hatten, ein eheliches Heim zu finden, welches ihr selbst noch im hohen Alter als das einzige wahrhaft beglückende Geschick für ein weibliches Herz erschien?

Sie war die Tochter eines höheren Beamten, hatte von Mutter Natur gute geistige Gaben und eine herrliche Singstimme erhalten. Ihre Eltern gestatteten ihr, diese auszubilden, damit sie ihre Umgebung dadurch ergötze. Von der verwitweten Fürstin, die in ihrer Jugend einer ruhmvollen Künstlerlaufbahn Valet gesagt hatte, um dem Fürsten des Landes als zweite Gemahlin in morganatischer Ehe angetraut zu werden, erhielt sie Unterricht. Deren Bildnis, auf welchem sie in einer ihrer Glanzrollen dargestellt ist, erfreut noch heut den Beschauer, wenn er die fürstliche Bibliothek besucht, in der es einen Ehrenplatz erhalten hat. Wiederholt versicherte die fürstliche Lehrerin den Eltern Karolinens, daß deren außergewöhnlich gute und umfangreiche Stimme ihr eine glänzende Bühnenlaufbahn sichere. Aber wie hätte so etwas in der damaligen Zeit gestattet werden können! Die Tochter eines hochangesehenen Beamten auf der Bühne! Unmöglich! Das hätte als entehrend gegolten.

Neben der einzigen Tochter wuchsen in der Familie zwei Söhne auf. Sie erhielten eine gründliche Ausbildung. Von der Universität heimgekehrt, kamen sie bald in Amt und Würden. Die einzige Tochter wurde verhätschelt; die Jugendzeit gestaltete sich für sie so freundlich, wie sie noch heute die Mehrzahl der Mütter für ihre heranwachsenden Töchter ersehnt. Vergnügen folgte auf Vergnügen. Harmlos gab sich Karoline dem Genuß derselben hin. Daß sie auf die Bühnenlaufbahn verzichten mußte, hielt sie, nach einigen mißlungenen Versuchen, die Einwilligung der Eltern zu gewinnen, für selbstverständlich, — denn „schließlich mußten die Eltern das doch besser wissen!“

Sie wurde umworben und entschied sich für einen hübschen, aber unvermögenden Mann, der nur kurze Zeit in der Residenzstadt weilte. Aber — auch hier durfte sie nicht selbst über ihr Geschick bestimmen. Was wollte der junge Mann? Er war ohne Stellung. Sie konnte ganz andere Partien beanspruchen! — Das Mädchen klagte und jammerte. Der Briefwechsel zwischen den Beiden dauerte auch dann, als der junge Mann die Stadt wieder verlassen hatte, noch eine Zeitlang fort, bis auch dieser von den Eltern strengstens untersagt wurde. Ja, hätte man ahnen können, daß der junge Mann einst so reich und angesehen werden würde, dann würde man anders gehandelt haben! Er wurde Verleger einer illustrierten Zeitschrift, welche ein Weltblatt geworden ist.

Karoline hat ihn nie vergessen können, und es ist ergreifend, wenn sie, welche die Schwelle der Siebzig überschritten hat, die vergilbten Blätter aus verborgenem Fache hervorholt, um sie zum so und so vieltenmale zu lesen, — alle die Gedichte, die er in leidenschaftlicher Sprache ihr gewidmet hat. In solchen Augenblicken erscheint ihr Gesicht jugendlicher, milder, sanfter, — dann würde man in ihr nicht jene keifende Karoline wiedererkennen, die in possenhafter Weise auf der Bühne besungen ward.

Ihre Jugend schwand dahin. Das Studium der Söhne hatte das Vermögen der Eltern beinahe aufgezehrt. Der Vater starb zu früh für die Familie. Die Mutter verfiel einem langjährigen Siechtum. Karoline wurde ihre aufopfernde Pflegerin, — so aufopferungsvoll, daß sie, als die Mutter starb, infolge der ausgestandenen Anstrengungen lange aufs Krankenlager geworfen wurde. Sie genas und — stand nun verwaist in der Welt. Ein kleines Häuschen durfte sie bewohnen. Dem Einfluß ihrer Brüder hatte sie's zu verdanken, daß sie nicht über dasselbe verfügen durfte. Nach ihrem Tode sollte es an die Brüder zurückfallen. Dazu erhielt sie von dem einen der Brüder eine kleine Pension ausgesetzt. Der andere starb früh. Ihr Bruder war ein hochangesehener Mann; er erfreute sich einer ausgezeichneten Praxis. Was sollte er mit der alten Schwester anfangen? Sie stand so tief unter seinem Bildungsgrade. Sie war ihm unbequem. Als Dank für die aufopfernde Pflege der Mutter erhielt sie das Häuschen, welches, der Bauordnung hohnsprechend, in die Straße herein ragte, zu lebenslänglicher Nutznießung und vierteljährlich etwas bares Geld! Was wollte man mehr von ihm? Leben freilich konnte Karoline nicht davon. Aber sie konnte ja arbeiten! So viel hatte sie denn doch gelernt, um mit Wollhäkelei noch so viel zu verdienen, daß sie nicht zu hungern brauchte. — Trotzalledem liebte sie ihren Bruder von ganzem Herzen; sie schaute zu ihm empor wie zu einem Gotte, war stolz auf seine unbändige Gescheidtheit; wer ihm zu nahe trat, der beleidigte auch sie. Wenn er auf seinen alljährlichen Erholungsreisen, die er mit seiner Gemahlin unternahm, aus Tirol, der Schweiz, Italien oder sonst einem schönen Lande ihr einige Zeilen sandte, in denen er ihr versicherte, daß sie an irgend einem schönen Aussichtspunkte ihrer gedacht hätten, dann war sie freudig erregt und arbeitete mit verdoppelten Kräften an ihrer Wollhäkelei, um so viel zu verdienen, daß sie dem heimkehrenden Paare einen würdigen Empfang bereiten konnte. Sie war stolz und hielt auf Standesehre. Daß sie arm war, sollte niemand merken. So machte sie es möglich, so viel zu ersparen, daß sie in dem Blumenstrauße, den sie als Bewillkommnungsgruß überreichte, ein kleines Geschenk, ein silbernes Serviettenband oder dergleichen, verstecken konnte. „Echt weiblich zu empfinden“ nach der hergebrachten Anschauung über Weiblichkeit — das hatte sie gelernt. Sie war daran gewöhnt worden, in jedem Manne die geistige Überlegenheit anzuerkennen. In ihr mit altmodischen Möbeln, auf denen zahllose Nippes prangten, geschmücktes Stübchen, dessen einziges modernes Möbelstück, das Pianino, wenigstens durch seinen altersschwachen Ton sich der Umgebung anpaßte, drang keine Kunde von dem Gähren und Ringen der Frauenbewegung, von dem Anstürmen gegen die Vorurteile, die das Weib zur Unmündigkeit verdammen. Aber die Gewöhnung konnte auch bei Karolinen nicht hindern, daß ihr Denken mitunter einen anderen Weg einschlug, als es ihrer Umgebung, ja selbst ihr angenehm war. Sie mußte sehen, wie zu Weihnachten ihr Bruder an seine Leute so viel an Geschenken austeilte, daß die Summe, die sie jährlich von ihm erhielt, dagegen geringfügig erschien. Sie mußte sehen, daß sie stets, wenn sie mit ihrer Schwägerin erschien, gesellschaftlich ihr nachgestellt wurde, obgleich ihr jene an geistiger Befähigung keineswegs überlegen war. Und wurden im Hause ihres Bruders, wo bedeutende Künstler und hochangesehene Personen verkehrten, Gesellschaften gegeben, so war es selbstverständlich, daß für die alternde, wunderliche Schwester an der Tafel kein Platz war. Und als die Zeit herannahte, wo ihr körperlicher Zustand ihr auch das Wollhäkeln nicht mehr gestattete, war sie mitunter gezwungen, bei fremden Leuten kleine Darlehen zu erbitten, um wenigstens nicht hungern zu müssen. Stets zahlte sie sie gewissenhaft zurück, sobald es ihr gelungen war, durch noch größere Einschränkung so viel zu erübrigen. Es galt dann, noch weniger nahrhaft zu kochen. Und wenn sie es sich versagen mußte, sich einer kleinen Gesellschaft anzuschließen, weil sie nicht so viel Geld übrig hatte, um sich den

Luxus einer Tasse Kaffee oder sonstigen Erfrischung zu gestatten, dann kam mitunter so etwas wie Empörung über sie, dann raste sie gegen das Geschick, das ihr ein verfehltes Leben beschieden hatte. Warum hatte sie nicht als Sängerin ihr Leben ausleben dürfen? Warum hatte sie nicht an der Seite des geliebten Mannes glücklich sein dürfen? Wehe dem, der in solchen Augenblicken ihr zu nahe kam! Sie hörte dann auf, gegen ihre Mitmenschen gerecht zu sein. Sie mußte ihrer Gemütsstimmung in leidenschaftlicher und rücksichtsloser Art Luft machen. Wenn sie sich beruhigt hatte, suchte sie dann wieder in gewohnter herzlicher und gemütvoller Weise zu verkehren. Aber ihre Heftigkeit konnte man ihr nicht vergessen. Am wenigsten mochten ihre Verwandten ihre Schrullen übersehen. So kam es, daß nach und nach eine vollständige Entfremdung zwischen ihr und dem von ihr abgöttisch verehrten Bruder und seiner Gemahlin eintrat. Ganz plötzlich starb derselbe auf einer Berufsreise. Karoline war, als sie die Nachricht erhielt, einer Ohnmacht nahe. Es war für sie ungemein tröstlich, daß sie nicht in Haß von einander geschieden waren, denn kurz zuvor hatte zwischen ihnen Versöhnung stattgefunden.

Karolinens Freunde hofften nun, daß ihr Lebensabend sich freundlicher gestalten werde. Reich und kinderlos war ihr Bruder aus dem Leben geschieden, — was war natürlicher, als daß in dem Testamente die arme Schwester bedacht worden war?

Der Tag der Testamentseröffnung kam heran. Karoline erhielt keine Aufforderung, zugegen zu sein. Nichts, gar nichts hatte die von Tag zu Tag gebrechlicher werdende alte Schwester erhalten! Die Witwe war Universalerbin. Und die Witwe? Warum opfert sie ihr nicht wenigstens so viel, wie sie allwöchentlich für den kostbaren Blumenschmuck ausgiebt, mit dem sie den Grabhügel im wohlgepflegten Erdbegräbnis ziert? Sie hatte in glücklichster Ehe gelebt, sie war von ihrem Manne auf den Händen getragen worden. Kann ein dauerndes Glück wirklich dem Schicksal anderer gegenüber so hartherzig machen? Sie klagt, sie jammert, sie fühlt sich verwaist — und ist teilnahmslos gegen eine Mitschwester, welche die menschliche Gesellschaft, die rücksichtslosen Brüder, die kurzsichtigen Eltern um ihre kostbarsten Güter betrogen haben.

Karoline, die nie daran gedacht hatte, daß sie ihren Bruder, der jünger war als sie, überleben würde, hatte an seine thatkräftige Liebe geglaubt. Als sie sich nun so arg enttäuscht sah, geriet sie in solchen Affekt, daß ihr ganzer Körper konvulsivisch bebte und sie nahe daran war, ihn zu verfluchen. Als sie ruhiger geworden war, freute sie sich, daß es nicht geschehen war, daß ihr gutes Herz gesiegt hatte.

Sie lebt weiter. Nur wenige ahnen, in welcher Einschränkung. Denn sie ist stolz; um Almosen betteln würde sie nie; sie bewahrt den äußeren Schein. — Wer möchte ihr einen Vorwurf daraus machen, daß sie ihre Vögel und ihren Molly zärtlich liebt? daß sie ihren geliebten Hund auf das beste nährt und lieber selbst auf Nahrung verzichtet, als ihn hungern läßt? daß sie zu Weihnachten ein Bäumchen für ihn schmückt und es mit buntbebänderten Würstchen behängt? daß diejenigen Menschen, die ihr Hündchen nicht mögen, auch ihre Gunst verscherzen? Wer will es ihr verargen, daß sie einen letzten Willen aufstellt, dahin zielend, daß ihr geliebter Molly, damit er einer fremden, herzlosen Behandlung entgehe, erschossen und ihr ins Grab mitgegeben werden soll?

Und wenn auch für sie die Stunde kommen wird, da man sie zur ewigen Ruhe bettet, so wird nur eine kleine Gemeinde sich an ihrem Sarge versammeln. Es werden auch die Lorbeerkränze und Palmenzweige fehlen, die den Katafalk ihres Bruders schmückten. Aber vielleicht sendet die reiche Schwägerin der Toten einen kostbaren Blumenschmuck, für den sie dann von den Uneingeweihten gepriesen wird.

Aber für die, die da hören wollen, predigt solch' ein Lebensschicksal vernehmlich:

Gebt den Frauen Raum, ihre Kräfte zu bethätigen Lehrt sie, ihr Leben auszuleben im Dienste der Menschheit. Und lehrt sie, im eignen Glück nicht unempfindlich, gleichgültig, hartherzig zu werden gegen das Lebensschicksal ihrer Mitschwestern. Wie viele Thränen könnten getrocknet, wie viel Freudigkeit geschaffen werden, wenn Frauen, die in umhegten und umfriedeten Verhältnissen leben, ein wenig Liebe und auch ein weniges von ihren irdischen Gütern übrig hätten zum Wohle ihrer geistig und körperlich hungernden Mitschwestern.

---

## Vermischtes.

### Tapfere Frauen.

Wir entnehmen dem Berichte der „Vossischen Zeitung“ über die Kämpfe zwischen Türken und Armeniern die folgende Schilderung: Am 22. August wird Andokh von neuem belagert. Die Bewohner von Geli, Ischehadzor und Shmal ziehen nach Frfi-Khar. Ergo (der armenische Führer) mit seinen Anhängern aus Schenik, Alean und Shmal befestigt seine Stellung und verteidigt sie volle sechs Tage heldenmütig, meist mit Steinen und Dolchen kämpfend. An die Stelle der gefallenen Männer treten die bis zur wilden Raserei getriebenen Weiber. Da die Stellung nicht mehr zu halten ist, so entschließt sich Ergo, die Verteidigung von Andokh den Frauen zu überlassen, und zieht mit seinen Tapfern auf die Suche nach Lebensmitteln und Munition. Ergo besuchte die Ortschaften Kulph, Ehejah, Kephi, und gelangte nach Heghi. — 23. August: Die Weiber hielten gegen die Angreifer 24 Stunden ihre Stellung, aber schließlich mußten sie der Übermacht nachgeben. Kaum waren die Heldinnen aus ihrem festen Lager hervorgetreten, da merkten sie, daß sie von allen Seiten umschlossen seien. Ihre Lage war entsetzlich, viele hatten ihre Säuglinge auf dem Rücken, während die schon etwas erwachsenen ihren Müttern im Kampfe beistanden. Sie sahen bald ein, daß es unmöglich sei, sich durch die Schar der Feinde durchzuschlagen. Da tritt die Frau des Ergo auf einen Stein und spricht zu ihren Schwestern: „Schwestern! Ihr müßt eins von beiden wählen: entweder in die Hände dieser Türken zu fallen und Alles, eure Männer, euren Heerd, eure heilige Religion vergessen, die Religion Mohammeds annehmen und entehrt werden, aber meinem Beispiele folgen“. Mit diesen Worten stürzt sie sich, in den Armen ihren einjährigen Säugling festhaltend, vom Felsen in den Abgrund. Ihr folgen die zweite, die dritte, die vierte . . . Ohne einen Laut, ohne Geschrei! ein Körper folgt dem andern. Die unglücklichen Kinder folgen wie Lämmer dem Beispiel ihrer Mütter. Bald füllt sich der Abgrund mit leblosen Körpern, und die letzten fallen auf die Körper ihrer Freundinnen und bleiben am Leben. Bei dieser Scene bleibt der Feind entsetzt und versteinert . . . . . . Gegen 50 Frauen, meist verwundet, und 100 Kinder werden gefangen genommen. Die Frauen, gefoltert, bringen keinen Laut aus ihren geschlossenen Lippen über Ergo und seine Tapfern. Die Heldin, die zuerst freiwillig den Tod im Abgrunde suchte, hieß Schakhe, und ihr Name verdient, auch in Europa bekannt zu werden — 24. August: Der heldenmütige Ergo fand an diesem Tage mit seiner Schar auf dem Berge Heghin sein Ende. Nur zwei schwer Verwundete kamen mit dem Leben davon, alle übrigen fanden im Kampfe ihren Tod. Mit ihnen fiel auch der Prior von Ischehadzor und der Priester des Dorfes Phoreh. Ergo fiel mit dem Rufe: „Es lebe Armenien.“

---

Entlohnung geistiger Arbeit. Die „Vossische Zeitung“ schreibt: — Über die Notlage der Kandidaten des höheren Schulamts ist in den letzten Jahren wiederholt und mit Recht Klage geführt worden. Der Anzeigenteil jeder großen Tageszeitung legt fast täglich Zeugnis dafür ab, unter welchen entwürdigenden Bedingungen eine große Anzahl von Schulamts-

kandidaten, die nach bestandener Staatsprüfung jahrelang vergeblich auf eine staatliche Anstellung im Schuldienste warten, ihre Dienste als Hauslehrer anzubieten genötigt sind. Bei solchem Massenangebot kann es auf der andern Seite kaum verwundern, daß das Publikum sich gewöhnt hat, die Dienste von Schulamtskandidaten oder Studierenden unter gleich kläglichen Bedingungen zu suchen. Eine adelige Dame in Neiße verlangte letzthin für ihre beiden Söhne einen Hauslehrer „gegen freie Station und Wäsche", und in einem Hamburger Blatte fand sich vor kurzem eine Anzeige, welche die Notlage der Schulamtskandidaten und die Ausbeutungssucht eines Teils des großen Publikums in noch krasserer Weise beleuchtet. Es wurde ein Lehrer gesucht, der gegen freie Station seine freien Nachmittagsstunden einem Knaben widmen könne: „Bedingungen nach Übereinkunft". Auf diese Anfrage meldete sich ein junger Lehrer und erfuhr, daß er nur 50 Mark monatlich zuzuzahlen habe, um ganz freie Station zu bekommen.

## Bücherbesprechung.

**Die wirklichen Gefahren der Lage.** Ein öffentlicher Vortrag, gehalten in Berlin am 9. Dezember 1894 von Dr Wilhelm Foerster, Geheimer Regierungsrat, Professor an der Universität und Direktor der Königlichen Sternwarte zu Berlin, Erster Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur. Berlin 1895, Ferdinand Dümmlers Verlagsbuchhandlung (25 S.)

Der Verfasser findet die größten und allgemeinsten Gefahren unserer Lage „in nichts anderem als in der weitverbreiteten und tiefgehenden Leidenschaftlichkeit, Friedlosigkeit und Benommenheit, mit welcher in allen Schichten der Bevölkerung, aber zu allermeist von solchen, die mitten im öffentlichen, im amtlichen und im wirtschaftlichen Leben stehen, zur Zeit gedacht, geredet und gehandelt wird," und er befürwortet eindringlich den „Zusammenschluß der Denkenden, um den inneren Frieden innerhalb der engeren Volksgemeinschaften sichern zu helfen." Allen Maßlosigkeiten, allen leidenschaftlichen Übertreibungen müsse mit ruhiger, einsichtsvoller Entschiedenheit entgegengetreten werden. Keine Übertreibung aber sei es, wenn man in unserem Gesellschaftsleben tiefgehende Notstände findet. Der Kampf mit dem Elend beginne auch immer mehr in die Mittelstände einzudringen; im besondern gebe es ein Proletariat der Kunst und der Wissenschaft, dessen Leiden „auch auf weiten Gebieten der geistigen Thätigkeit das Verlangen nach einer höheren Stufe der Organisation des Gemeinschaftslebens rechtfertigt."

Der Verfasser warnt vor einer kurzsichtigen „Zweckmäßigkeitsmoral", welche dem Rechts- und Wahrheitsgefühl zuwiderlaufe. Auch zu den umfassendsten Beglückungszwecken dürfe man nicht der Geringsten einen ungerecht antasten; jedes Unrecht, jede Gewalt- und Wehethat schreie dauernd gen Himmel, d. h. gebäre fortzeugend Böses. Damit will er aber natürlich dem richtig verstandenen Wohlfahrtsprinzip nicht entgegentreten; vielmehr erkennt er dieses als höchste Norm aller sozialen Entwickelung an. So sieht er denn auch nicht die uns überlieferten gesellschaftlichen Gestaltungen als etwas Letztes an und „will sich angesichts der zunehmenden sittlichen und wirtschaftlichen Bedrängnisse nicht länger dabei beruhigen, daß die gegenwärtigen Formen des Besitzes und der Produktion sowie des Austausches und der Verwertung der in immer größerer Fülle aus dem Bunde des Geistes mit der Natur gelieferten Güter eine alleinseligmachende und in keiner Weise antastbare sei." Es verlangt tiefgreifende soziale Reformen. Aber nach dem Verfasser lassen sich „die weitgehendsten sozialen Reformen, es lassen sich ganz neue Entwickelungen wirtschaftlichen Zusammenwirkens, edelster und sittlich förderlichster Besitz- und Eigentumsgemeinschaften, belebt durch freiesten Spielraum individueller Spannkraft und Findigkeit, denken, ohne daß irgend etwas, was vielen sonst lieb und wert ist, in politischen und sozialen Leben irgendwie angetastet werden;" im besondern könnten sich „Thron und Altar mit den weitesten und breitesten Veränderungen des Wirtschaftslebens vertragen."

Mit großem Nachdrucke tritt Professor Foerster allen Einschränkungen eines gesunden Vereinslebens entgegen, welches er für „eminent staatserhaltend" ansieht. Es sei nicht zu befürchten, daß solche Gewährung politischer Freiheit dem Anarchismus Thür und Thor öffnen werde; das werde schon die Sozialdemokratie verhindern. „Keine Partei", bemerkt er, „hat bisher mit so hohem sittlichem Ernst gegen verbrecherische Ausschreitungen Stellung genommen, wie die sozialdemokratische; denn keine fühlt sich in ihren Lebensbedingungen, in der Freiheit ihrer Entwickelung von jenen Unthaten so schwer bedroht, wie diese."

Die Rede schließt mit einer kräftigen Absage an diejenigen, die unser Gewissen mit der Behauptung einschläfern wollen: „Es war niemals viel besser in der Menschheit, es kann aber nur noch viel schlechter werden, wenn wir übermäßige, sogenannte ideale Forderungen durch überschwängliche Menschenliebe großziehen." Nein, erwidert der Redner: „Wer jetzt nicht Augen hat zu sehen, und Ohren zu hören, daß die Menschheit nach einer höheren Sicherheit ihrer Kultur, nach einer volleren Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit ihrer Einrichtungen unwiderstehlich drängt, und wer nicht zur Verwirklichung dieses berechtigten Strebens nach seinen Kräften hilft, der vermag sich auch des Mitgenusses an allen den bisher schon von menschlicher Kulturarbeit erworbenen Wohlthaten nicht in tiefster Seele zu erfreuen; denn sein Herz ist träge und sein Geist ist stumpf. Reichstes Glück dagegen, unnennbare Beseligung wird demjenigen zu Teil, welcher sich treuer Mitarbeit zu diesem Ziele hingiebt."

Möchte die schöne Rede in recht weiten Kreisen gelesen und beherzigt werden! G. v. Gizycki.

## Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

### Abteilung Berlin.

Am 13. d. M. sprach Rechtsanwalt **Gerhard** über die Frage, ob

**der Ausschluß der öffentlich Unterstützten vom Wahlrecht**

begründet sei. Redner wies darauf hin, daß das allgemeine Wahlrecht in den meisten Verfassungen — so auch in der deutschen — keineswegs uneingeschränkt gelte, daß, wie u. A. das weibliche Geschlecht und diejenigen, die noch nicht 25 Jahre alt sind, so auch die öffentlich Unterstützten kein Wahlrecht hätten. Der Ausschluß derselben entspreche unseren Anschauungen nicht; er sei schon 1849 auf der Frankfurter Nationalversammlung bekämpft worden und hätte auch in das jetzt geltende Reichswahlgesetz nicht ohne Widerspruch Aufnahme gefunden.

Keine der zur Rechtfertigung der Vorschrift geltend gemachten Ansichten sei überzeugend.

Es sei ohne innere Berechtigung, nachdem man den Nichtbesitzenden das Wahlrecht gegeben, einen Unterschied zwischen Nichtbesitz und öffentlicher Unterstützung machen zu wollen, zumal bei dem jetzt geltenden System der indirekten Steuern und Zölle auch der in öffentlicher Fürsorge Stehende zu den Lasten des Staates beitrage, wenn er gewisse Lebens- oder Gebrauchsmittel kaufe.

Der Gesichtspunkt, daß der öffentlich Unterstützte auf Kosten der Gesamtheit lebe, sei nicht berechtigt, da es für das Wahlrecht nicht auf ökonomische Leistung, sondern auf politische Einsicht und Verständnis ankomme und diese auch bei den Armen zu finden sei.

Die bezüglichen Gesetzesbestimmungen seien außerdem inkonsequent und müßten es sein, weil den privatim oder durch Vereine Unterstützten das Wahlrecht nie entzogen werde und auch nie entzogen werden könne. In ökonomischer oder sonstiger Hinsicht sei aber ein Unterschied zwischen den so Unterstützten und den öffentlichen Armen nicht zu machen, im Gegenteil, der gewerbsmäßige Bettel, dieser Auswuchs des Armenwesens, sei weit mehr innerhalb der privaten Wohlthätigkeit verbreitet.

Zu vergessen sei außerdem nicht, daß nach unseren modernen Anschauungen der Hilfsbedürftige einen Anspruch auf Unterstützung habe, daß dies in das Gesetz übergegangen sei und deshalb es gewiß verfehlt sei, durch andere Gesetzesvorschriften nachteilige Folgen daran zu knüpfen. — Bei den heutigen wirtschaftlichen Verhältnissen könne auch der verdienstvolle Mann in Not geraten. Grund genug, um gegen eine Bestimmung zu sein, welche der Gesetzgeber in der Annahme geschaffen habe, daß man in den öffentlich Unterstützten Arbeitsscheue vor sich habe.

Redner legte des Weiteren dar, daß die Erfahrung die Gesetzesvorschrift als recht unzweckmäßig erwiesen habe, sie habe Anlaß zu einer großen Anzahl von Wahlanfechtungen gegeben und führe zu Härten, so müsse z. B. ein Unbemittelter, der in einem öffentlichen Krankenhause verpflegt worden ist, wenn nach seiner Gesundung gerade eine Wahl stattfinde, und er die Kurkosten noch nicht habe bezahlen können, aus den Listen gestrichen werden.

Zum Schluß führte Redner an, daß einzelne ausländische Verfassungen den Ausschluß der öffentlichen Armen aufgegeben hätten, und sprach die Hoffnung aus, daß diesem Beispiel bald alle Verfassungen folgen möchten.

### Abteilung Freiburg im Breisgau.

Um dem Beschluß des Gesellschaftstages, betreffend die eingehende Beschäftigung der einzelnen Abteilungen mit der Frage der Verkürzung der Arbeitszeit, Folge zu geben, hatte die hiesige Abteilung zum 30. November eine öffentliche Versammlung einberufen, in welcher der Berliner Gewerkschaftler Herr J. **Timm** in fast zweistündiger Rede sachlich und eindrucksvoll über

**„Die Verkürzung der Arbeitszeit und die öffentliche Meinung"**

sprach. Redner gab zunächst einen Überblick über die betreffenden Zustände in Deutschland sowie über den Stand der internationalen Gesetzgebung zur Regelung der Arbeitszeit. Er erwähnte, daß in Deutschland die weibliche Arbeit noch nicht einmal den zehnstündigen Maximalarbeitstag erreicht habe, der in England bereits seit 40 Jahren gesetzlich festgelegt sei. Redner schilderte dann die Gefahren, welche der Kultur gerade aus den in rein mechanischer Arbeit überangestrengten Arbeiterschichten erwüchsen; hier würden allmählich alle eigentlichen

Kulturtriebe des Menschen durch Nichtgebrauch zum Absterben gebracht, bis nur noch die Empfänglichkeit für die rohesten Genüsse übrig bleibe. In den Urteilen bürgerlicher Kreise über die Verkürzung der Arbeitszeit trete oft eine erbitternde Unkenntnis des Wesens der modernen Arbeiterbewegung zu Tage. Man sage, der Arbeiter würde die gewonnene freie Zeit doch nur im Wirtshaus zubringen. Wer je einen Einblick in die tiefe Bildungsbewegung der arbeitenden Klassen gewonnen habe, der wisse, wie hinfällig dieser Einwand sei. Als in Australien der Achtstundentag gesetzlich eingeführt werden sollte, da hätten die Schankwirte eine Gegenpetition eingereicht und protestiert, weil erfahrungsgemäß die Verkürzung der Arbeitszeit den Arbeiter dem häuslichen Leben wiederschenke und seine Seele für höhere Freuden als den Alkohol frei mache. Gleichwohl seien sich auch die Arbeiter in ihrem Kampfe für die achtstündige Maximalarbeitszeit völlig klar darüber, daß diese Forderung nur stufenweise erfüllt werden könne und daß eine durch Überanstrengung bereits geistig verkümmerte Arbeiterschaft erst allmählich an würdige Ausfüllung ihrer freien Zeit gewöhnt werden müsse. Auf unseren besonderen Wunsch erläuterte Herr Timm die Bedeutung der gewerkschaftlichen Arbeiterorganisationen für die Erkämpfung verkürzter Arbeitszeit und zeigte an Beispielen, mit wie wenig Sympathie und Gerechtigkeit die öffentliche Meinung den Strikebewegungen der Arbeiter noch gegenüberstände. Redner wendet sich zum Schluß gegen die Umsturzvorlage und meint, es gelte, die öffentliche Meinung darüber aufzuklären, daß die Arbeiterbewegung keinen Kampf zur Zerstörung der Kultur führe, sondern einen Kampf für Umwandlung des **Heerdenlebens** der Massen in ein **persönliches** Leben, für Ausbreitung der sittlichen Segnungen der geistigen Bildung und des Familienlebens auf alle Kreise des Volkes. (Großer Beifall.)

In der Diskussion wurde von unserer Seite zunächst mitgeteilt, daß das hiesige nationalliberale Organ eine redaktionelle Notiz über den Vortrag abgelehnt habe, weil man „nicht für den Vortrag eines ausgesprochenen Sozialdemokraten Propaganda machen könne". Und doch handelte es sich um kein politisches Thema, sondern um eine Forderung, der im Namen des sittlichen Fortschrittes Menschenfreunde aus allen Klassen und Berufen zustimmen. Dies Verfahren der „Liberalen" wurde dem öffentlichen Gelächter preisgegeben. Diese Gesinnung der Engherzigkeit, Verketzerung und gesellschaftlichen Achtung sei Schuld an dem Haß und der Verzweiflung der Arbeiter und beschwöre den Umsturz herauf. Die Anwesenden hätten von der Versammlung gewiß alle den Eindruck, daß gerade die freie Aussprache mit den Arbeitern der Anfang des sozialen Friedens sei, und daß die Arbeiter nichts umstürzen, sondern die Heiligtümer der Häuslichkeit und der Bildung wieder aufrichten wollen, die ihnen durch die moderne Wirtschaftsentwickelung zertrümmert worden seien.

Zum Schluß wurde zum Beitritt zu unserer Gemeinschaft aufgefordert; in England sei das Zehnstundengesetz durchgedrungen nur mit Hilfe einer großen organisierten Agitation der Gebildeten; es gelte, auch in Deutschland alle Bekenner des sittlichen Fortschrittes aus ihrer Vereinzelung herauszuheben und zu einer moralischen Macht zusammenzuschließen. Es meldete sich zum Beitritt nur ein Einziger: ein armer Volksschullehrer!

---

## Ethische Gesellschaft in Wien.

Am 10. d. M. fand im Festsaale des Ingenieur- und Architektenvereins in Wien die **konstituierende Versammlung des Zweiges Wien der Ethischen Gesellschaft in Österreich** statt. Der Obmann des vorbereitenden Komitees, Dr. **Aristides Brezina**, Direktor des Hofmineralien-Kabinetts, begrüßte die den verschiedensten Lebenskreisen angehörenden Herren und Damen, welche dem einladenden Rufe in ziemlich großer Zahl gefolgt waren, und stellte hierauf den 2. Vorsitzenden der D. G. E. K., Herrn Professor **Jodl** aus Prag, vor, der nun einen Vortrag über

**„Wesen und Aufgabe der ethischen Bewegung"**

hielt. In geistvollster Weise wußte der Vortragende die idealen Ziele der ethischen Bewegung und die Wege, welche sie zu wandeln haben wird, darzulegen. Er verlangt vor Allem, daß die ethische Gesellschaft das Band bilde zwischen der wissenschaftlichen Ethik und dem Leben, daß sie die auf das Leben angewandte Wissenschaft sei. Das unterscheide sie von allen verwandten Bestrebungen, den religiösen Gemeinden, den politischen und sozialen Parteien, den Freimaurern und humanitären Vereinen. Bezüglich der Religionen dürfe man nicht vergessen, daß die ethische Gesellschaft niemanden in seiner Religion hindern wolle und mit keiner sich in Gegensatz setze. Aber die Religion allein dürfe nie zur Grundlage unserer allgemein menschlichen Kultur gemacht werden, es müsse auch für die Vielen, welche außerhalb des strengen Dogmenglaubens stehen, Gelegenheit zu ethischer gemeinsamer Arbeit gegeben sein. In politischer Beziehung gehöre die Ethische Gesellschaft keiner bestimmten Partei an, sondern solle die ethisch Strebenden aller Parteien vereinigen. Wohl seien die Kulturzustände von heute solche, daß mit Kraft an ihrer Besserung gearbeitet werden müsse, aber nie dürfe sich die ethische Gesellschaft als Anhängsel der sozialdemokratischen Partei betrachten. Auch diese bedürfe, ebenso wie jede andere Partei, der ethischen Vervollkommnung, auch in ihr seien Gute und Schlechte wie bei ihren Gegnern. Die ethische Gesellschaft sei eben keine politische Partei, — alle bedürfen ihrer, ihre Gedanken sollten wie der Sauerteig alle Parteien durchdringen. Die ethische Bewegung müsse neue Kräfte in der Gesellschaft wecken und werde dann auch ihrerseits auf die Religion läuternd wirken. Drei Genien mögen, wünschte Prof. Jodl am Schlusse seiner Rede, die Versammlung und die Gesellschaft bei ihrer Geburt umschweben: **Eintracht, Begeisterung und Besonnenheit**, sie mögen diese Weihestunde beleben. Reicher Beifall lohnte die warm und begeistert vorgetragenen Worte des Redners.

Die Satzungen der Gesellschaft wurden hierauf en bloc angenommen. Als Vorstand sollte ursprünglich Herr Prof. Jodl gewählt werden; er hatte jedoch, da es sich zunächst um die Gründung des Zweiges Wien handelte, eine solche Wahl abgelehnt, da er sich durch seine örtliche Entfernung hierzu als nicht geeignet erachtete; man mußte daher von der Wahl desjenigen zum Obmann absehen, der durch seine bisherige Thätigkeit in wissenschaftlicher und praktischer Arbeit besonders geeignet erschien.

Die Vorstandswahlen ergaben als gewählt zum **Obmann**: Herr Direktor Dr. **Aristides Brezina**. Vorstandsmitglieder: Herr **Joseph Bardorf** (2. Kassierer), Herr **Philipp Brunner**, Frau **Marianne Heinisch**, Herr Hofrat Dr. **Emanuel Herrmann**, Herr Dr. **Isidor Himmelbaur** (1. Schriftführer), Herr Professor Dr. **Friedrich Jodl**, Frau **Rosa Mayreder-Obermayer** (2. Schriftführerin), Frau **Bertha Mörz**, Herr Generalstabsarzt i. P. Dr. **Ignaz Neudörfer**, Herr **Emil v. Neumann**, Herr Dr. **Franz Niedermayer**, Herr Dr. **Julius Ofner** (Obmannstellvertreter), Herr **A. Gundacar Freiherr v. Suttner**, Herr **Eugen Troll** (1. Kassierer). Der neu gewählte Obmann Direktor **Brezina** gab dann eine kurze Darstellung der zunächst einzuschlagenden Arbeiten an der Hand der einzelnen Punkte der Satzungen. Sehr wichtig seien die Vorträge und Diskussionen, welche dazu dienen sollen, das Verständnis für ethische Fragen zu wecken. Demselben Zwecke haben dann die litterarischen Arbeiten zu dienen.

Was die Hebung der ökonomischen Verhältnisse der ärmeren Volksklassen betrifft, so sei hier Gelegenheit gegeben, durch Unterstützung von ähnlichen Bestrebungen unter den Arbeitern, Produktiv-Genossenschaften ꝛc. einen Boden zu schaffen, auf dem Besitzende und Besitzlose gemeinsam arbeiten können. Der Einfluß auf die ethische Jugenderziehung werde sich wohl darauf beschränken müssen, zunächst auf die Lehrerschaft und dann in zweiter Linie auf die Eltern zu wirken.

Zum Schlusse wurde noch ein Antrag angenommen, daß der Vortrag Prof. Jodls in Druck zu legen und zum Gegenstand der Diskussion in der nächsten Versammlung zu machen sei.

---

Eine Freiheit ist Freundin der andern.

---

Die Presse hemmen, heißt die Nation gröblich beleidigen; ihr das Lesen gewisser Schriften untersagen, heißt sie für einen Sklaven oder für blödsinnig erklären. **Helvetius.**

---

Ob Vandalen Bibliotheken verbrennen, oder Fürst und Obrigkeiten ihren Unterthanen verbieten, zu lesen, was ihnen gefällt, und ihre durch Lektüre und Nachdenken erworbenen Einsichten bekannt zu machen, ist das im Grunde nicht einerlei? **Wilhelm Wekhrlin.**

---

## Briefkasten.

Von geschätzter Seite geht uns gegen den Aufsatz „**Zur Ethik der Nationen**" von **B. Horinek** (in Nr. 50) ein scharfer Protest zu. Die in demselben gemachten Angaben sollen der Wahrheit nicht entsprechen. Auch unser Korrespondent bedauert den heftigen nationalen Streit, bemerkt jedoch: „Aber wenn ich objektiv genug bin, anzuerkennen, daß dabei auch von deutscher Seite gewiß auch manchmal über die Schnur gehauen wird, so erfordert die Gerechtigkeit zu konstatieren, daß dies von slavischer Seite doch viel öfter geschah." Als **ein** Beispiel czechischer Übergriffe führt unser Gewährsmann die Behandlung der deutschen Volksschulen in Prag an. Er schreibt uns: „Im Prager Gemeinderat sitzt kein einziger Deutscher! bloß Czechen — unter 90 Gemeinderäten kein deutscher! Im Widerspruch mit dem klaren Wortlaut des Gesetzes wird der Schulrat für die deutschen Anstalten mit Czechen besetzt; die von der Gemeinde abhängigen deutschen Volksschulen werden in gesundheitsgefährlichen Räumen untergebracht, die nicht der Anzahl der deutschen Kinder entsprechen, damit die deutschen Eltern ihre Kinder, statt in die überfüllten, schlecht untergebrachten deutschen, lieber in die bequem eingerichteten czechischen Schulen schicken sollen." —

**P. P. 100.** Sie können alle beliebigen Einzelnummern dieses Blattes von der **Expedition** desselben kaufen und von derselben das Nähere erfahren. Das erwähnte Buch kostet 4 M.

---

# Anzeigen.



## Zur gefälligen Beachtung!

**Zum Jahrgang 1894 der „Ethischen Kultur" hat die Verlagshandlung eine geschmackvolle**

## Einbanddecke

**in braun Leinen, mit eleganter Aluminiumpressung** herstellen lassen, welche zum Preise von **1 Mark** durch jede Buchhandlung bezogen werden kann.

## Alle Freunde ethischer Kultur

**werden gebeten, für die Verbreitung dieser Zeitschrift in ihrem Bekanntenkreise gütigst nach Kräften zu wirken. Die Verlagshandlung stellt zu diesem Zwecke jederzeit Probenummern der „Ethischen Kultur" in beliebiger Zahl gratis und portofrei zur Verfügung resp. erklärt sich gern bereit, solche an ihr freundlichst mitgeteilte Adressen zu versenden.**

**Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung**
in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

**Die Erneuerung des Abonnements wird den geehrten Abnehmern hierdurch in Erinnerung gebracht.**

Die **„Ethische Kultur"** erscheint in **zwei Ausgaben:**

a) **in Wochennummern** (Postzeitungsliste Nr. 2175) Vierteljahrspreis 1,60 M. bei allen Buchhandlungen und Postanstalten; bei direktem Bezug von der Verlagshandlung 2 M. für Deutschland und Oestreich-Ungarn, 2,25 M. für das Ausland.

b) **in Monatsheften à 60 Pf.** Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

**Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.**
Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.


Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Kettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.


Princeton University Library
32101 045376587

